Joseph von Hammer

Feierſtunden.

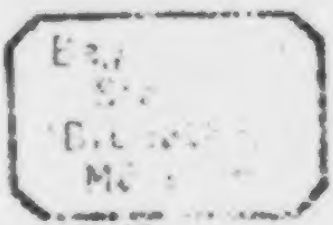
Eine
Schrift
für edle
Unterhaltung
in zwangloſen Bänden.

Herausgegeben
von
Ferdinand Freiherrn v. Biedenfeld
und
Chriſtoph Kuffner.

Erſter Band.

Mit den Bildniſſen von J. v. Hammer und Fr. Kind.

Brünn 1821.
Joſeph Georg Traßler.



Den

Mitgliedern

des

Liederkreises

zu

Dresden

zum Zeichen inniger Verehrung

und

Freundschaft

gewidmet.

Wohl ſcheiden uns Namen und Gränzen
Und Berge und Ströme und Lande;
Doch ſehen die Sonne wir glänzen
Die Euere Tage erhellet,
Die Reben und Körner Euch ſchwellet;
Und Stammes-Verwandte
Verknüpft uns die Sprache mit ewigem
Bande.

Wohl trennten arg zwängende Waffen
Den Norden vom Osten und Süden;
Wir sollten in Trennung erschlaffen!
Die traurige Zeit ist verklungen,
Gemeinsam ward Freiheit errungen;
Verknüpft hat der Frieden
Zu festerm Vereine was Wahnsinn geschieden!

So viele beglücken die Gaben:
Mit Blumen das Leben zu schmücken,
Mit Träumen die Seele zu laben,
Aus eigenen innern Gestalten
Viel Herrliches schön zu entfalten,
Den Gram zu entrücken,
Durch Thränen und Lachen das Herz zu
beglücken!

Vereint in den blühenden Hallen,
Vom Altar der reinen [redacted]
Laßt neidlos zum Wettkampf uns wallen!
Preis dem, der im Kampf um die Kränze
Als friedlicher Sieger hier glänze!
Im Päan ertönen
Die Stimmen der Sänger zum Lobe des
Schönen!

Zum Schönen die Herzen zu lenken,
Den herrlichen Bund zu erneuen,
Mög' Friede der Himmel uns schenken! —
Laßt freundliche Herzen uns finden,
Laßt brüderlich Kränze uns winden,
Die Sorgen zerstreuen,
Mit Gottes Geschenken die Menschen er-
freuen!

Frhrr. von Biedenfeld.

I.

Sturmesminne.

Erzählung

von

F. M. Fouqué.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Auf dem großen Meeresbecken der Nordsee, wo es zwischen Jütland und Schottland sich ausdehnt, fuhr auf seinem Langschiffe der Seekönig Thorgalldur, einer der berühmtesten dänischen Kriegshelden zu jener alten Zeit, das Schrecken und die Freude sehr vieler Küsten, je nachdem es sich nun eben traf, daß er mit ihnen befeindet oder befreundet war. Neben ihm, der das Steuerruder führte, saß zu dieser Stunde ein alter Sänger; der war Rudleif geheissen, und hatte den König schon als Knaben im Schilde gewiegt, nachher aber ihn auf allen seinen Fahrten begleitet.

Thorgalldur sah dem Rudleif in sein sonst sehr freundliches Angesicht, und das kam ihm jetzt so wundersam finster vor. Da sagte er zu ihm: „Wie ist das, Rudleif? Zieht nur die

neblige Abenddämm'rung so düstre Schatten vor Deine Stirn? Oder ist Dir im Herzen etwa so düster, daß man es auf der Stirne lesen kann?" —

Rudleif antwortete nicht. Doch faßte er nach einigem Schweigen seine Harfe, riß gewaltig kühne Gänge aus den wehschreienden Saiten, und stimmte folgendes wunderliche Lied an:

„Was blühet Ihr, o Blumen, im Halsterland?
Was spielt Ihr, o Wogen, am Inselstrand? —
König Thorgalldur der reitet im Sturme! —
Du, Halsterland, siehst dein Kind nicht mehr!
Er badet nicht mehr im sonnigen Meer! —
König Thorgalldur der reitet im Sturme! —
Er wuchs, ein freundliches Fürstenkind, —
Er ist nun fürchterlich kühn gesinnt! —
König Thorgalldur der reitet im Sturme! —
Streckt nicht, Ihr Küsten, Eu'r mildes Grün, —
Ihr Hügel, müßt nicht so lockend blüh'n, —
König Thorgalldur der reitet im Sturme!
Er reitet sein hölzernes Seeroß wild,
Sein Leben jauchzt, wo der Tod recht schilt, —
König Thorgalldur der reitet im Sturme! —
Der Sänger erzog ihn und pflegt' ihn lieb,
Bis Sang und Sänger der Sturm vertrieb, —
König Thorgalldur der reitet im Sturme! —

Der Sturm wühlt auf! Die Woge wird kraus!
Mit Sang und Harfe nun iſt es aus!
König Thorgalldur, nun reit Du im Sturme!« —

„Was ſoll mir das heißen?“ fragte Thorgalldur den Sänger. „Haben nicht Deine Saiten und Lieder ſchon ſonſt mir es in die Seele geſungen, grade auf dieſer Fahrt würde ich die lieblichſte Herrinn finden? Das Ebenbild der göttlichen Freia, die in Walhalla's Kammern thront? Und nun grade klingſt du mir ſo wilde Klänge an, und willſt gar mit Harfe und Lied von mir ſcheiden! Was bedeutet nur das?“ —

„Weiß ich es?“ entgegnete der Skalde. „Es war ein Lied, wie ich es eben ſingen mußte, in wilder ſchmerzerfüllter Begeiſterung. Ich bliebe ja herzlich gern bei Dir, Thorgalldur! Ich möchte ja herzlich gern, daß Du auf dem ſchönen Eiland Falſter ein ſanftes, harfenumtöntes Leben führteſt in aller Lieblichkeit und Huld. Aber es geht ja nicht an, o Thorgalldur! — Die ſchöne Herrinn freilich magſt Du bald erblicken, die ich Dir weiſſagend verhieß, — aber Du wirſt ſie erblicken im ſchrecklichen Sturmgebraus, — und dann, — o unſre Weiſ-

sagerkünste sind schlimmer Art, und fordern meist immer den unglückseligen Künstler zum Opfer. Thorgalldur, hörst Du den annahenden Sturm?“ —

„Ich höre nichts;“ sagte der junge Seekönig. „Und sieh Dich um, und frage auf dem ganzen Schiff die erfahrensten Männer. Kein Mensch verspürt dergleichen.“

„Sie werden es bald genug verspüren,“ antwortete der alte Sänger, „und daß ich es zuerst merke, ist ein ganz natürliches Ding, denn ich komme vor all den Andern an den Tanz!“ —

Der Seekönig sah ihn mit fragender Verwunderung an.

Es braucht nun eben kein Geheimniß mehr zu bleiben,“ sagte der Alte, „und ich will es Dir recht nach der Ordnung erzählen. So viel Zeit grade haben wir wohl noch. — Erinnerst Du Dich, wie wir einmal am Falsterstrande mitsammen saßen, — Du aber noch ein Knäblein, das seine ersten sechs Winter gesehn hatte, — und nun der Frühling mit einem anmuthig donnernden Gewitter durch den hellen Morgen-

Himmel zog? Donnergeroll und Lerchenjubel durcheinander und Sprühregen und lieblicher Sonnenschein! Du sagtest zu mir: „o Rudleif, was schiltst Du mich denn bisweilen, wenn ich Lachen und Weinen in einem Sacke habe, und meinst das thäte kein rechter Kerl! Der große Götterdonn'rer Asathor ist doch gewißlich ein rechter Kerl, und der macht es nun eben so!“ — Da antwortete ich Dir: „Das ist nicht der große Asathor, der so dreinweint in seine eignen fröhlichen Donner! Das ist die wunderschöne Liebesgöttinn Freia, die ihre Thränen dazwischen hernieder träufeln läßt, damit Asathor nicht allzugrimmig herunter wettern soll über das Menschengeschlecht!“ —

„O ich weiß noch sehr gut!“ rief Seekönig Thorgalldur aus. „Seit jener Stunde lag ich Dir immerfort an, Du solltest mir einmal die schöne Liebesgöttinn Freia zeigen. Du aber sagtest, das gehe nicht; doch wenn ich ein recht kühner und ritterlicher Fechter werde, solle mir ein Abbild von ihr dereinst auf Erden erscheinen, und mich als eine liebende Braut umarmen.“ —

„In Sturm und Kampf und Gluth!“ setzte ich hinzu;“ sagte der Alte.

„Das sprachest Du erst am andern Morgen!“ sagte Thorgalldur.

„Freilich!“ erwiederte Jener. „Denn erst in der Nacht konnte ich die finstern Mächte berufen, die ich anwenden mußte zu der Beschwörung.“

„Was haben die finstern Mächte mit Freia's lichtem Ebenbilde zu schaffen?“ fragte Thorgalldur.

„Entsetzlich viel!“ erwiederte der Skalde mit dumpfer Stimme, und blieb dann eine ganze Weile still, das Haupt mit seinem dunkelgrauen Mantel verhüllend. Plötzlich aber fuhr er mit einem wehmüthigen Lächeln auf, leise flüsternd: „Der Sturm, der Sturm! O irdischer Wurm! Nun kommt er und saust, — und unten im Meergrund haust, — sieh Nixen winken mit beinerner Hand! — Hauset nun bald der Sänger, des Zaubers Pfand! O mahnender Sturm, wie er saust!“ —

Wirklich fingen die Lüfte schärfer an zu wehen, — weißliche, gewitterschwangre Wölk-

chen ſtießen in Mitternacht zuſammen, — die Schiffleute kamen, und fragten bei ihrem Könige an, ob ſie die Segel einreffen ſollten. Vor Abend noch komme gewiß ein gewaltiges Unwetter! — Aber Thorgalldur antwortete: „Wißt Ihr's etwa noch nicht, daß ich auf Du und Du bin mit dem Sturm? Bildet Ihr Euch etwa ein, daß ich mich vor meinem Waffenbruder verkriechen ſoll? Wie oft hat er uns ſchon furchtſamere Feindesſchiffe entgegen gejagt zum luſtigen Fang! Und iſt ja der Tanzplatz hier, der weite Meeresſpiegel, ſo überaus herrlich und ſchön! Hier lauert kein Klippenriff, hier kein unſichtbar ſandiges Geſchwemm! Laßt fliegen die Segel, laßt tanzen den Sturm, wenn er kommt! Und ſtöre mich Niemand weiter, denn Skalde Rudleif hat mir Vieles zu erzählen. Ich bleibe zu dieſer Nacht am Steuer wach.“ —

Da traten die Fragenden etwas ſcheu zurück, und Thorgalldur ſagte: „Erzähle du weiter, mein alter Waffen- und Sangesmeiſter.“

„Ich habe bald auserzählt;“ ſagte der Alte; — „und meine letzte Geſchichte heißt

so. — Wie ich im nächtigen Zauberkreise stand, und die schwarzen und weißen Alfen um mich herschwirrten, — nur wenige der weißen gab es darunter, o Sohn! — da wollten sie nicht daran, Dir das schöne Frauenbild, das Ebenbild der hohen Walhallsgöttinn Freia, zu schenken, — aber ich gerieth in einen Kampfeszorn wider die Geister, fast wie Berserkerwuth, und warf mein eignes Selbst im Bilde — so etwas läßt sich beim Flackern einer Zauberflamme sehr leicht gestalten aus Dampf und Gluth und etwas eigen versprütztem Blut, — mein eignes Selbst im Bilde warf ich den finstern Mächten zum Preise hin, — da heulten sie ein wunderliches Lied, das ich ihnen nicht nachsingen kann, und minder noch vor Deinen Ohren es nachsingen will! Schade ja wär' es um Deine dichten, hellgoldnen Locken, und grade jetzt wo Du das leuchtende Freiasabbild zum erstenmal erschauen sollst mit freudigen Jünglingsblicken! O schlimm, wenn Du nun auf Einmal da ständest, ein halbvergreiseter Mann!" —

„Das wird mir nicht begegnen:" sagte Thorgalldur. „Singe Du nur, dafern Du es

sonsten vermagst, Dein schauerliches Lied vom Herzen fort. Denn ein Entsetzen, davor Thorgalldurs Locken bleichen müßten, sah und sieht wohl der ganze Erdenrund nie!“ —

„Wie er so überdreist faselt!“ murmelte Skalde Rudleif in seinen Bart vor sich hin. „Und als ich den fürchterlichen Alfenfang vernahm, war ich doch ein gar kräftiger Mann noch, und braune, krause Locken ringelten sich mir um meine Schläfe. Seit jenem Sang' aber trag' ich ein schloßenweißes Haupt. Oder glaubst Du, Herr Thorgalldur mir, Deinem Waffenmeister wohnte eine furchtsamere Seele inne, als dir?“ —

Der kühne Thorgalldur neigte verstummend sein Haupt.

„Ich sah,“ — fuhr der Skalde fort, — „ich sah im Spiegel von Rauch und Dampf und flackernder Gluth, wie die Alfen mein Opfer annahmen, und mein hingeschleudertes Selbst in Wogen unterging, in Wogen, wie ein ungeheures Meeresgeroll. Aber zu meinem fröhlichen Trost auch erhub sich das holde Ebenbild der Freia aus dem zürnenden Meer, —

Thorgalldur, Du sollst sie schauen, — Du sollst sie schauen noch in dieser Nacht!“ —

Das Auge des wunderlichen Alten glühte, — er griff wieder in seine Harfe und lockte einige ganz unerhört seltsame, in Fürchterlichkeit wohllautende Gänge hervor. „Wie gefällt Dirs, Thorgalldur?“ sagte er. „Das ist mein Todeslied!“ — Und wie mit hohlantwortenden Echoklängen sauste plötzlich der aufsteigende Sturm herein.

„Wie! — Du hast Dich für mich dahin gegeben?“ fragte, von zerreissender Ahnung ergriffen, Thorgalldur.

„Es kann etwas dran seyn!“ murmelte der Alte. „Zauberkünste heischen bisweilen ein etwas strenges Pfand auf den Kauf. Hüte Dich nur, Thorgalldur, mein junger Held, — o Du aus meinem sinkenden Leben neu aufblühendes Leben! — Hüte Dich nur, daß Du nicht selber zum Pfande hinunter gerissen wirst. Die Alfen heulten so etwas von Hochzeitsgluth, — das klang mir bedenklich, Thorgalldur, und sie führen bisweilen vieldeutige Sprüche. Was mich betrifft,“ —

Er konnte nicht vollenden, denn selbigen Augenblicks brach der Sturm, jeden menschlichen Laut überheulend, los, — die Wellen kamen mit hohen, schäumigen Riesenhäuptern angerollt, über das Verdeck hin, ihre gestaltlosen Arme zusammenschlagend, — „halt Dich, o Rudleif!“ wollte Thorgalldur rufen, aber da riß die rückrollende Fluthengewalt schon den Sänger mit sich über Bord, — nur Einmal noch tönte seine Harfe aus der Tiefe wieder, — auch war es, als hörte man ihn singen: „König Thorgalldur, nun reit du im Sturme!“ — Dann war er dem schnell vorbeigerissnen Schiffe und aller diesseitigen Welt auf immer verschwunden. —

Und es war, als sey der Sturm nur wilder noch und zorniger geworden ob dem klangreichen Opfer. Himmelhoch stiegen die Wogen abgrundstief rissen sie sich wieder von einander Blitze sprühten zischend in den Schaum, und Donnergeroll überrasselte das Geheul des Sturmes. Dem Thorgalldur ward fast zu Sinne, als rufe ihn das Alles seinem tönenden Freunde, seinem liebreichen Erzieher und Waffenmeister

nach, und er hätte es wohl auch nicht einmal ungern gesehn, wäre das Schiff im selben Augenblick vor einer Meeresklippe in tausend Trümmer zerborsten. Aber dann mußte er wieder zu sich selber sagen: „Da sind wohl an dreihundert wackre Nordlandseelen, die sich auf Dein Steuer verlassen, o Thorgalldur! Und steuerst Du schlecht, so müssen sie ertrinken, und noch obenein hätte Dein greiser Waffenmeister Rudleif den schlechten Nachruf wegen seines Zöglings für alle Zeit!“ —

Und so gab er sich alle erdenkliche Mühe, das Schiff Meeresan zu halten durch den wachsenden Sturm, und die Wogen immer recht senkrecht und sieghaft mit dem Schnabel des wohlgezimmerten Fahrzeuges zu durchschneiden. Wenn ihm die Augen feucht wurden — es mochte nun vom Meeresschaum herkommen, oder etwa vom Andenken an den über Bord gestürzten Skalden, — so trocknete er sie sich mit der linken Hand, während die rechte das Steuer festhielt, und dazu dachte er in sich selber: „Warte nur, Rudleif, Du treuer Skalde! — So wie dieser Dienst vorbei ist, will ich Dir

Dein feuchtes Wogengrab mit frommen Thränen ſchwellen, auch — falls mir die Götter es verleihen — Dir ein Lied nachſingen, Du lieblich treuer, Du herzinniger Liedermund!“ —

Und wie er einmal etwas Ähnliches ſo recht lebendig dachte, rief die Wache am Vordertheil des Schiffes: „Links hinaus in die See! Wir ſegeln ſonſt zuſammen mit einem Langſchiffe, wohl größer viel, als das unſrige ſelbſt!“ —

Und kaum hatte Thorgalldur nach der angewieſenen Richtung hingeſteuert, ſo rauſchte auch im Wogenſchaum an ihm vorbei ein dunkles Schiff, und auf dem Verdeck ſtand im goldnen Waffenrock und Schuppenpanzer eine hohe, wunderbar holde Frauengeſtalt. Die rief mit zuſammengeſchlagnen Händen: „O all Ihr Götter, König Thorgalldur!“ — Er aber rief; — und faſt entglitt das Steuerruder ſeiner Hand — „o meine Göttinn Freia! O Rudleifs Verheiſſung!“ — Und alsbald erhuben ſich thürmend die Schwunggebirge der See zwiſchen beiden Schiffen, und ſenkte ſich das Donnergewölk wie ein ſchwefelicher Vorhang zwiſchen ſie nieder bis auf die Fluth. —

Keines von Beiden wußte mehr, was aus dem andern geworden war.

Der Sturm aber neigte bald darauf sein zorniges Gefieder, das Schiff nur mit raschem gefahrlosen Hauche westwärts treibend, während eine tiefdunkle Nacht Meer und Himmel verschleierte.

Thorgalldur saß, von seiner vorigen Heiterkeit wie ganz verlassen, immerfort schweigend am Steuer, und sann auf ein Todtenlied für seinen lieben Waffenmeister und Skalden Rudleif, das er gern in diese gestaltlose Finsterniß hineingesungen hätte. Zu Anfang wollte es ihm gar damit nicht glücken, denn immer drang sich ihm das Bild der schönen Waffenjungfrau in seine Klage herein, und doch hätte er es gern daraus verscheucht. „Was sollen mir“ — sagte er zu sich selbst — „diese glühenden Liebeslichter, durch mein Gramesgewölk hinfunkelnd?“ — Da theilte plötzlich der Windhauch über ihm die wolkige Schleierdecke, und hernieder funkelte ein schönes Sternbild, welches man in jenen Tagen Freia benannte. Und alsbald löfete sich der Gesang von Thorgalldurs Lippen, in diesen Worten die Nacht durchtönend:

»Was drängt sich das Dunkel ums Schiff herum?
Was ist's in dem Schiffe so trüb und stumm?
Der treue Skalde schlaft unter den Wassern! —
Was streifet ein Schimmer den Wolkenlauf?
Was wachet Gesang in dem Schiff nun auf?
Die Freiasterne, sie leuchten vom Himmel! —
O tauch, mein Skalde, nun wieder empor,
Sing' an mir das funkelnde Himmelsthor! —
Der treue Skalde schlaft unter den Wassern. —
Ihr Freiasterne, so hüllt Euch ein,
Der Skalde, der muß betrauert seyn! —
Die Freiasterne, sie leuchten vom Himmel. —
Da flustert ein Ton die See entlang:
»Weil der Skald' aus der Nacht die Stern' entrang,
Drum schlaft der Treue nun unter den Wassern.« —
Da flustert aus Wolken ein goldner Klang:
»Weil der Skald' uns im Tode die Schleier entrang,
Drum leuchten wir Sterne nun hell vom Himmel!« —
Der König aber am Steuer klagt:
»Du, der sich für mich in den Tod gewagt,
Schlaf wohl, Du Treuer, nun unter den Wassern!« —
Der König aber am Steuer lenkt:
»Ihr, die Ihr mein Leben allein verschönt,
Leuchtet nun heller, Ihr lieben Sterne, vom Himmel!«

Aber wie zur furchtbaren Antwort, streifte ein fahler Blitz die schäumige Fluth, und stieg ein fernes Donnergemurr am Horizont herauf; die Wolkennacht zog sich dicht wieder über das Freiagestirn zusammen.

Da ward Thorgalldurs Geist entflammt in ungestümer Kühnheit, und er sang mit gewaltiger Stimme:

„Wollt Ihr Wolken und Wasserwüsten,
Wehren mir Schauern mir das Anschau'n
Meines mildesten Lebensscheines,
Meiner lichtesten Wonne? Nicht so!
Helden geziemt es, schnell, unhaltsam,
Hinzusteuern durch Blitzes-Brand,
Dunkel der Nächte kühn durchbrechend; —
Lieblicher strahlt erkämpfter Lichtsaal!“

Die Nacht war im Singen und günstigen Sturmeshauchen und fernen Blitzesleuchten und Donnergeroll vorbeigezogen. Goldigroth ging der Morgen über den Wassern auf, und zeigte im Westen ein fernes Land. Der Schiffmeister trat zu Thorgalldur, sprechend: „Was, Herr, mag nun das wohl für eine Küste seyn?“ —

Da blickte der Seekönig nach der Bank hin, wo sonst der Skalde Rudleif zu sitzen pflegte, und als er diese leer fand, sprach er mit tiefem Seufzer: „Ja, Der ist nun nicht mehr da! Der hätte Dir und mir die zuverlässigste Antwort gegeben. Denn weit in der Welt war er umhergekommen, und was er nicht selbst gesehn und erfahren hatte, wußte er aus schönen Runenschriften, und was ihn die Runenschriften nicht lehrten, das gab ihm seine edle Sangeskraft in wachenden und schlummernden Träumen nach aller Wahrheit kund. Wir aber, die wir ohne ihn zurückgeblieben sind, müssen nun schon sehn, wie wir uns zurechte helfen. Ich meine, die Küste da vor uns, mag wohl zu den Orkney-Inseln gehören.“ — „Mit Nichten, Herr!“ sagte der Schiffmeister. „So weit nordwärts noch hat uns der Sturm nicht getrieben. Mich dünkt vielmehr, das hier soll das Land Brittannia seyn, welches auch nach seinen neuesten Insassen Angelland geheißen ist.“ — Thorgallder aber schüttelte sein goldlockiges Haupt, winkte dem Schiffmeister, zu schweigen, und neigte sich, wie lauschend, ge-

gen das Wogengeroll hinab. — Nach einiger Stille richtete er sich wieder empor, und sagte: „Kam es mir etwa nur so vor, oder vernahm ich wirklich Rudleifs lieblich tönende Stimme dort aus dem Gesäusel der Wogen, die ihn verschlungen haben?“ — „Das mag wohl seyn, Herr!“ — sagte der Schiffmeister. — „Die Wogen haben ihn hinunter gezogen, weil das nun einmal ihre Art ist, wenn ein Menschenkind drauf herniederfällt, und seine Schwimmerkunst nicht brauchen kann. Aber nach dem ersten Schrecken und Zorn, den so ein ungebetener Gast ihnen immer erweckt, — da mag es ihnen doch gar leid gewesen seyn, daß sie den süßen Liedermund ertränkt haben, der so oft mit holden Klängen ihr sanftes Gesuthe pries, oder zum fröhlichen Wettkampf hineinsang in ihr hochschäumend Gebrüll. Was er jetzt drunten anstimmt in Ägir's krystallnen Gewölben, — das flüstern sie reumüthig und dienstbeflissen wohl gern in seines Lieblings Ohr herauf. Was sangen sie Euch denn zu, lieber Herr?“

„Mir war,“ — entgegnete Thorgalldur

tiefsinnig und wie zur Hälfte noch in einen Traum versunken, — „mir war, als rausche das Fluthengeroll zu mir die Warnungsweise herauf, welche der Rudleif oftmal sang, wenn sich ein Gezänk zwischen Einigen unsrer Gesellenschaft erheben wollte:“

„Wahrheit wohnt in Mimer's Bornkuth,
Wohnt tief unten, taucht selten auf nur!
Hebt sie den Kopf, da kommt's von rechtsher,
Kommt's von linksher auch zugelaufen,
Fassen da Fäuste von beiden Seiten,
Frech vermeinend die Maid zu fassen, —
Fassen Einander nur! — Frevel scheuend,
Versinkt die Maid in des Fechtsturms Mitte!“ —

„Ja, das war ein recht nachdenklicher Spruch!“ sagte der Schiffmeister. „Freilich, alte Sprüchwörter behaupten, die Wahrheit sey in den Brunnen gefallen, und das mag sie absonderlich da thun, wo man sie hin und her zerren will. Drum laßt uns Beide wohlbedächtig zusehn, ob sie nicht jetzt noch in der Mitte zwischen uns steht. Wir haben doch eben nicht ungezogen an ihr gezerrt. — Sollte die Küste vor uns vielleicht Kaledonia heißen?

Die wäre grade zwischen den Orkney-Inseln und Angelland gelegen."

„So wird es wohl eben recht seyn, mein Schiffmeister!" sagte König Thorgalldur.

Der Wind erhub sich in diesem Augenblick wieder ungestümer, und trieb das Fahrzeug mit gewaltigen Schwingungen landwärts.

„Herr," — sagte der Schiffmeister eilig. — „nun doch gewißlich wird es Zeit, die Segel einzureffen! An der Küste mag es Untiefen und Klippen geben, und dawider kämpfen auch die kühnsten Helden nur zu ihrem Verderb!" —

Thorgalldur aber schaute achtsam nach dem Ufer hin. Dann sprach er gelassen: „Unter andern Umständen möchtest Du Recht haben, mein Schiffmeister. Aber hörst Du denn nicht immer deutlicher den Kampfeslärm vom Strand herüber? Siehst du denn nicht das Blitzen der Waffen aus dem Staube der Ebne, aus dem Walddunkel des Gebirges hervor? — Hussah! Da darf es am König Thorgalldur nicht fehlen! Wer irgend am Ufer geschäftlos bliebe, als Verwundeter oder als Meereswacht etwa, müßte der nicht denken, wenn er ein norwegi-

sches Schiff die Segel einreffen sähe, man wolle nicht gerne mittanzen in dem blutbesprengten Reigen?" — Der Schiffmeister sah ihn noch etwas zaudernd an. Da flammten aus Thorgalldurs Augen Blitze, und er rief mit einer donnerhaftigen Stimme dazu: „Wenn Skalde Rudleif mich sonst bisweilen mahnte, die Segel einzureffen, und ich that es nicht — welch andres Menschenkind noch will daran gedenken, mich zu mahnen? Los laßt die Segel! Und fangt mir noch kühner den Sturm hinein!" —

Es geschah nach seinem Gebot, und das Fahrzeug glitt so rasch durch Sturm und Wogen dahin, daß den kühnsten Schiffes- und Kriegesmannen beinahe zu schwindeln begann. Thorgalldur aber faß fest und flammenden Blickes am Steuer, und sang laut in die sausende Fahrt:

„König Thorgalldur, der reitet im Sturme!"

Eine mildgrüne Bucht erschloß sich in Mitte der schroffen Klippen, auf welchen das Kampfesgetos erscholl. Da hinein steuerte König Thorgalldur sein Schiff, und indem es

Anker warf, sah er ein andres, ihm wohlbekanntes, bereits in gleich schirmender Umwallung gelandet. Es war dasselbe, welches im Sturmeszusammentreffen des vorigen Abends die Lichtgestalt der schönen Jungfrau an ihm vorübertrug. Jetzt zeigten sich nur wenige Wächter an dessen Bord, und vermeinend, die Herrinn ruhe dort unter ihrem Schutz, während ihr Kriegsvolk etwa auf den Klippen droben für die holde Erscheinung kämpfe, flüsterte er in leiser Sangesweise, auch den nächsten Freunden unvernommen, hinüber:

„Wir sehn uns wieder, Du holdes Bild!
Wir sehn uns wieder! Ich bin Dein Schild!
Ich drange die Feinde Dir fort; dann sehn wir
uns wieder!“ —

Und zugleich sprang er rasch in die schäumige Fluth, seinen Kriegsgenossen zurufend: „Kommt mir bald nach in dem Langboot!“ Er selbst aber ruderte sich mit seinen kräftigen Armen frisch und freudig durch die Fluth an den Strand.

Als er nun silbertröpfelnd auf dem kleinen Uferanger stand, und mit flammenden Augen nach den schlachttönenden Klippen empor-

schaute, ächzte etwas neben ihm im hohen Grase. Sich herabbeugend, erkannte er einen schwerverwundeten Kriegsmann, und alsbald öffnete er das wohlverwahrte Methhorn, welches ihm an einer Goldkette um den Nacken hing, hielt es dem Ermatteten an die Lippen, und der Mundart jener schottischen Hochgebirge, wie mancher andern Sprache sonst, als wandernder Seemann wohlerfahren, sagte er: „Nun trink, mein Waffengenoß! Und wenn Dich's mit Kraft und Labung durchflammt hat, so kunde mir, was da droben vorgeht, und wie man der Herrinn am Besten mit gutem Schwerdte hulfreich wird."

„Meiner Herrinn?" fragte der Verwundete, mitten im Labetrunk innehaltend, und begeisterten Blickes nach dem fremden Helden emporschauend. „Ha, — meiner Herrinn willst Du zur Hülfe ziehn? Dem hohen, zarten, lilienglichen Blumengebild?" —

„Wer konnte wohl Schöneres wollen auf dieser Welt!" rief Thorgalldur glühend aus. „Wo zieh' ich hinauf? Wo treff' ich entscheidend des Feindes Stellung?" —

Dort! rechtshin!“ sprach der Verwundete, sich mühsam aus den Gräsern emporstemmend. „Siehst Du die Blutspur dorten am Gestein? Von da bin ich heruntergetaumelt, — da mußt nun Du hinauf, wenn Du das Treffen zum Heile der zarten Herrinn entscheiden willst!“

„Schick' meine landenden Kriegsleute mir nach!“ rief Thorgalldur, und klomm das schwindliche Gestein beinahe senkrecht hinan.

Die Bahn ward ihm leicht, denn immer kühnerer Kriegesruf, immer heftigeres Hörnergetön, immer lauterer Waffenklang scholl ihm von dort entgegen; und wo schlägt wohl ein Kriegerherz, das sich einem so fröhlichen Locken nicht mit ganz eigenfrischer Lebenslust dahingeben sollte! —

Zurückweichende, blutende Kriegsleute kamen dem Seekönige oben in dem Schatten der waldigen Höhen entgegen. Die rief er mit kühnem Schlachtruf in ihrer Landessprache an, sie vorwärts mahnend zum Gefecht im Namen des zarten Frauenbildes, dem sie dienten. Sie standen, und sammelten sich um ihn. Derweil auch kamen viele seiner hohen, schwergehar-

nischten Seehelden herzu, und er ordnete aus ihnen Allen eine schlagfertige Schaar. Dann fragte er die Fremden: „Geht es hier in den linken Flügel des Feindes?“ — „In Flügel und Rücken!“ entgegneten die wieder ganz freudig gewordenen Männer. „Führ' uns nur vorwärts, Du fremder, wundersamer Held, und Alles ist im Augenblick entschieden!“ —

„Vorwärts!“ rief Seekönig Thorgalldur; und wer je die Zauberkraft dieses Wortes in irgend einer Sprache empfunden hat, mag es sich vorstellen, wie die neuzusammengeschaarten Kampfgenossen dem jungen Helden frisch nachstürmten in das auf der Vergesebne stäubende Schlachtgewühl.

Bis dahin sieghafte Schaaren wandten sich um, dem neuen Angriff entgegen. Thorgalldur mähte voran in die gewaltigen Reihen; seine Helden und Bundesgenossen mäheten ihm rüstig nach. Da leuchtete ihm plötzlich in Mitten der feindlichen Geschwader ein hoher, goldeingefaßter Schwanenflittig entgegen, — „wie nun denn?“ — dachte er still in sich selbst, und hielt auf einen Augenblick seinen Sieges-

lauf an; — „ist Sie es? Und durchbricht sie von dort schon die feindlichen Reihen?“ — Da schwebte unversehens die herrliche Gestalt gegen ihn hervor, hochgeschwungen in ihrer schönen Hand der funkelnde Wurfspeer. „Sieg!“ rief ihr Thorgalldur entgegen; „Sieg, herrliche Maid, und für Dich!“ — Aber ein wildes Blitzen des Zornes fuhr aus ihren leuchtenden Augen auf ihn hin, ein höhnender Grimm zuckte über den blühenden Mund, und aus zarter Rechten flog der Speer, und im Augenblick fühlte Thorgalldur den dröhnenden Wurf auf seiner geharnischten Brust, und taumelte nieder in halber Besinnungslosigkeit auf das ihm so glatt und schlüpfrig scheinende Moos. — Die schöne Feindinn wollte mit raschgezückter Klinge zu dem gefällten Gegner heran; aber diesen umstanden seine Seehelden, und bauten um und über ihn von ihren mächtigen Schildern ein leuchtendes Dach. „Auseinander!“ rief Thorgalldur. „Ich bin nicht wund!“ — Da wich die gehorsame Schaar seinem Ruf, und mit ungeheuerster Anstrengung all seiner Kraft riß er sich auf, und pfählte seinen Speer fest

ein in das Moos, und lehnte seine wankenden Glieder daran, indeß er die stolzen Blauaugen blitzend umherstreifen ließ, wie herausfordernd zum Kampf. Aber nur noch fernherüber sah er durch's Gewirr die goldumleuchtete Schwanenschwinge wehn, denn Schaaren auf Schaaren, ihm seinen Siegesflug nachfliegend, hatten das fremde Heer in die Flucht getrieben, und auf die schöne Feindinn zurückgedrängt. „Sieg!“ hallte und dröhnte und jubelte es von allen Seiten der Bergesebne, und Thorgalldur blickte staunend, beinah' wie traumbefangen, durch das Gelärm, und fragte: „Was iſt denn nur eigentlich vorgegangen? Wider wen denn hab' ich gestritten, und für wen?“ —

Da schwebte durch Reihen von jubelnden Kämpfern ein schlankes, mildlächelndes Jungfrauenbild heran, in weiße Schleiergewande gekleidet, einen frischgrünen Zweig in der zarten, hochgehobenen Hand. — „Seyd Ihr?“ — wollte Thorgalldur fragen, — aber ein Blick in ihr liebliches Antlitz benahm seine Zunge. Sie war ein holdes, unbeschreiblich anmuthiges Wesen. — aber seine hohe Herrinn war sie nicht.

„Ich bin es, die Ihr errettet habt von der Gewalt einer übermüthigen Feindinn!“ flüsterte sie, und flocht ihm voll zarter Behendigkeit das grüne Reis als Siegerkranz um den Helm. „Welch ein Gott,“ — fragte sie leise dazwischen, — „welch ein hülfreicher Gott nur hat Euch zu meinem Schirm so wundersam hierher geführt?“ — „Weiß ich es?“ stammelte der Held. „O kündet mir doch nur, gegen wen ich stritt!“ — Die zarte Gestalt blickte ihn staunend an, und erwiederte: „Wißt Ihr denn nicht, daß die furchtbare Jungfrau Siörtalunda mir, der armen, waffenlosen Mona mein angeerbtes Besitzthum streitig macht? Früher hatte mein Vater seine Hand ihrer stolzen Mutter verheißen, der strengen Zauberheldinn Lundasiörta, aber bald geschreckt von ihren schauerlichen Beschwörungskünsten, die den Mond mit Blut übergoßen und den Tag mit Nacht, zog er seine Hand aus dem düstern Bunde zurück, und verlobte sich meiner sanften Mutter. Seit jener Stunde schwur Lundasiörta unsrem Stamme rächendes Verderben. Sie selbst ging zwar einen Ehebund ein, aber nur, um uns

deſto ſtärker und unaufhörlicher zu bekriegen. Einen dunkeln, fürchterlichen Zauberhelden erkor ſie ſich zum rächeriſchen Ehegemal, und Siortalunda heißt ihr zorndurchglühetes Kind. Die Mütter und die Väter ſind geſtorben, — aber Siortalunda verfolgt mich unbeglückte Mona fort und fort mit ihrem waſſendräuenden Grimm; und wird nicht aufhören, mich zu verfolgen, bis dieſe arme, zitternde Geſtalt, welche Du heute beſchirmteſt, im Grabe ſchläft!" —

„Träumerinn! ängſtliche Träumerinn, Du belügſt Dich!" tönte von einem Strandhügel eine zornig wohllautende Stimme. — Und wie Thorgalldue und Mona dorthin blickten, ſtand droben die zürnend ſchöne Jungfrau Siortalunda. Durch Thorgalldurs Buſen loderte ſtürmiſche Sehnſucht, und er ſtreckte die Arme nach der geliebten Erſcheinung aus; Mona indeſſen wandte ſich zur Flucht, — aber ſie vermochte keinen Fuß vom Boden zu regen. So blieben die Beiden, wie feſtgezaubert, ſtehn.

Da ſang Siortalunda vom Hügel herab, und zwar in der Normanna-Sprache:

„Nimm, o nimm den Hochzeitkranz,
Niedlich Kindlein! Weit' im Thal!
Flicht, o flicht ihn Dir in's Haar!
Flicht ihn nicht mein Speer Dir an! —
Aber wer was Hoh'res weiß, —
Wär' er auch für heut mein Feind, —
Wende kühn den Tritt weltein,
Wogen bänd'gend, Sturm und Streit!“ —

Und damit wandte sie sich ab, und verschwand hinter den Hügel, noch Einmal den Speer hoch emporhebend, als winke sie den König Thorgaddur sich nach.

Der, nun wieder ganz erstarkt, schwang seinen Schild, den er vor sich niedergelassen hatte, rasch auf den Arm, und mit edlem abschiednehmendem Neigen sprach er zu Mona: „Ich habe für Euch wider die Herrinn gefochten, welcher mein ganzes Leben gehört. Zwar unbewußt geschah das, aber es reuet mich nicht, denn Schwächere wider Stärkere beschirmen ist und bleibt ein ehrbares Normannastück. Auch will ich immerdar Euer Schirmvogt bleiben gegen diese zürnende Maid.“ — „Und doch wollt Ihr mich verlassen?“ fragte Mona leise, und in ihren schönen Augen lag etwas unaussprech-

lich Holdes, und schien ihrem Helden, wenn er verweile, ein sanftes, reines Glück zu verheißen. Aber Thorgalldur senkte seine flammenden Augen vor dem zarten Licht, und sagte: „Der Furchtbaren segl' ich nach; wider alle Welt ihr Ritter, für Euch ihr Feind'." — Und wieder neigte er sich tief, und wandte sich, und flog dem Strande zu, seine Kriegsgenossen ihm nach.

Fern schon leuchteten die Segel von Siörkalunda's Fahrzeug auf der blauen See. Thorgalldur ruderte schnell an sein Schiff, das Boot ward hinaufgezogen, und mit rüstiger Kraft gab man die Segel dem jetzt vom Lande hauchenden Winde. Pfeilschnell folgte das Schiff der voranschwebenden Herrinn, deren schwanigtes Helmgefieder noch in den weißen Segeln weltein zu winken schien.

Nach den Südlanden hinunter ging die windbeflügelte Fahrt. Immer vor sich bei Mond- und Sternenlicht, bei Tagesruhe und Mittag und sinkender Sonne sahe Thorgalldur Siorka-

lunda's winkendes Segel. Es flog nicht also rasch, daß es dem Nacheilenden hätte verschwinden können, — es hielt nicht um so viel an, daß er vermocht hätte, es einzuholen. Fort und fort der unentschiedne Wettlauf! Kaum verließ Thorgalldur auf einzelne Stunden das Steuer, um wieder nur von dem ihm vorausegelnden Schwane zu träumen; — dann nahm er seine Stelle wieder ein, und Auge und Seele rangen dem weißen Segel nach. —

So war man hindurchgeflogen die Meerenge, welche das Angelland von den gallischen Küsten trennt, und südwärts immer fürder richtete sich die spurlose Bahn, immerdar günstiger Wind in die Segel blasend, bisweilen Sturm.

Vorüber flogen gallische, vorüber hispanische Lande, — linkein flog das Schwanenschiff dahin, wo Afrika von Süden, Europa von Norden mit trennenden Felsensäulen zu einander herüberseht.

Da gingen Rauchwolken von beiden Seiten her auf, Zeichen gebend, wie es schien, zu irgend einer raschen That, denn alsbald flatterten Wimpel über den Wassern, tauchten

schwellende Segel von beiden Seiten aus der Fluth hervor, wurden Schiffe sichtbar und schnellrudernde Boote, wie allsammt beeifert die Bahn des eilenden Schwanenkieles zu hemmen. Der trieb rasch zwischen den ersten durch. — Thorgalldur ungehindert ihm nach, denn aller Aufmerksamkeit schien einzig auf jenen wundersamen Zug gerichtet. —

Da zog unerwartet Siortalunda's Schiff die Segel ein, und schien wie zweifelvoll von einer Seite zur andern auf seiner Bahn zu wanken.

„Vor ihr ist Gefahr!“ rief Seekönig Thorgalldur aus. „Da gilt es mir, in's Vordertreffen zu fahren, und Alles zu brechen, was dem hohen Bilde seine Bahn zu sperren wagt!“

Und rasch warf er mit dem gewaltigen Steuerruder sein Schiff zur Seite, daß schäumende Wellen über den tauchenden Bord hinsprützten, und dann wieder ging es im stürmigen Fluge gradaus, vorbei dem Siortalunda's-Schiff, und auf die mohrischen Barken los, die sich, wie Thorgalldur es vermuthet hatte, in dichtgeordneter Reihe der Fahrt entgegenzustem-

men versuchten. Als aber sein Schiff in der gehörigen Richtung war, übergab der Seekönig das Steuer einem andern tüchtigen Kämpfer, und er selber sprang mit hochgeschwungenem Speer und zorufunkelnden Augen an die Spitze des Fahrzeuges vor, lautsingend, daß es durch Wogengebraus und Schiffergelärm vernehmlich hindröhnte:

„König Thorgalldur, der reitet im Sturme!“ —

Da trauten sich die leichten mohrischen Barken den Stoß seines Langschiffes, die leichten mohrischen Sinne die Flamme seines Muthes nicht auszuhalten. Von beiden Seiten gab Alles Raum, ein einziges allzukeckes Boot ausgenommen, welches Thorgalldur in seinem Zorn übersegelte, daß die Mannschaft fürchterlich schreiend zu Grunde ging, und wiederauftauchend von dem nachstürmenden Schiffe Siörtalunda's unwiederbringlich niedergedrückt ward in den rettungslosen Schlund.

Wildjubelnd sahe sich Thorgalldur nach der schönen Seeheldinn um, die gleich ihm an der Spitze ihres Fahrzeuges stand, in ihren leuchtenden Waffen hell. Aber finstern Blickes wandte

ſie ſich von ihm ab, und ſang etwas zu ihrem Schiffsgeſinde, wie ein düſtres, unheilbringendes Lied.

Thorgalldur, ganz an ihre Blicke gebannt, ſahe ſtarr nach ihr hin, und keinen Feind gegenüber ſehend, achtete er auf den Lauf ſeines Schiffes nicht mehr.

Da weckte ihn plötzlich aus wunderbaren Träumen ein furchtbarer Stoß ſeines Schiffes, der ihn — wie er ſo frei und ſtolz am äuſſerſten Borde ſtand — beinahe in die Fluthen geſchleudert hätte. Ein lauter Schreckensruf der Schiffsleute drang wolkenan. Das Schiff ſaß auf einer Untiefe feſt, und noch konnte man nicht ermeſſen: hielt es blos eine Sandbank ſo unbeweglich, oder hatte vielleicht eine ſcharfe Klippe ſein tiefſtes Innres durchſpalten. Raſch eilte der rüſtige Thorgalldur in des Fahrzeugs unterſten Raum hinab; — ſeine Bohlen und Balken hielten feſtgefugt um den Kiel zuſammen; kein Tropfen Waſſers drang ein. Da war der Seekönig im Augenblick wieder auf dem Verdeck, beruhigte die erſchreckten Gemüther, und ſchnell dann ſchwang er ſich über

Bord in die Fluth, das Fahrzeug als ein flinker Schwimmer umkreisend. Plötzlich richtete er sich empor, und stand nur bis an den Gürtel im Wasser, sprechend: „Hier ist die Bank, die unsre Fahrt uns hemmt. Ich fühle festen Sand unter meinen Füßen. Herab zehn rüstige Arbeiter, so macht Ihr das Schiff in kurzer Stunde wieder flott.“ — Und wie nun die Mannen ihm nachkommen, und nach seinen Winken zur Arbeit griffen, und er so hoch und schöngeharnischt unter ihnen stand, wundersam von der grünlichen Meeresfluth umspült, — da war es fast anzuschauen, als sey aus den krystallnen Burgen ein Wasserfürst emporgetaucht, seine Macht und Pracht in freudigem Übermuth einmal der Oberwelt offenbarend. Aber es sollte noch schöner kommen.

Denn als Thorgalldur seinen Blick einmal von der Arbeit zur Seite richtete, schwebte neben ihm ein Nachen heran, und darin mit vielen Schildjungfrauen Siörtalunda, in ihrer wundersamen Herrlichkeit das Schaffen der Andern voll klarer Umsicht leitend und fördernd, so daß mit einigen vorgespannten Seilen der

Nachen das Schiff von der Sandbank löste, und es bald wieder auf freier Meeresfläche dahin fluthete. — Nun rief die Jungfrau dem Seekönige und seinen Begleitern zu: „Steigt ein, daß wir Euch wieder an den Bord Eures Langschiffes fördern!“ —

Aber Thorgalldur und die Seinen standen auf der Sandbank mitten im Meergefluth wie ganz versteinte Wesen fest, denn es war ihnen, als schwebten vor ihren Augen anmuthige Meeresgöttinnen im zauberischen Wellenreigen, sonnig bewaffnet, hin und her. — Da rief Siortalunda etwas zornig aus: „Wie nun? Wollt Ihr verderben als ein elendes Spielwerk der kändelnden Fluth? Hierher in den Nachen! Ihr seht ja, Euer freigewordenes Fahrzeug wallt schon auf der hohen See!“ —

Und die Kriegsleute — Thorgalldur, mit dem sieghaften Speere winkend, voran, — warfen sich in die Fluth, und schwangen sich von beiden Seiten, vorsichtig das Gleichgewicht haltend, um ihre Helferinnen nicht zu gefährden, in den Nachen hinauf. —

Da schaute aber Siortalunda den Seekö-

nig mit zornglühenden Blicken an, und sagte: »Wer hieß Euch vorhin mir so ungebeten Hülfe leisten? Wißt Ihr denn, ob das nicht etwa meine Freunde waren, die Ihr niedersegeltet in der Meerenge zwischen dem Hispanier- und Mauritanierland? O wahrlich, Ihr seyd nur zu todtlichen und höchstfurchtbaren Ausgängen mit Euern Kampfesthaten berufen, Ihr junger, ungestümer Nordlandsheld!« —

Thorgalldur ermannte sich gewaltsam zu keckem Trotze, entgegnend: „Wenn es denn Eure Freunde waren, was segeltet Ihr die Wiederauftauchenden noch vollends in den Grund?“ —

„Sehr weise gefragt!“ erwiederte die zürnende Jungfrau. „Ein Seekönig, wie Ihr, sollte doch wissen, daß Strom und Sturm ein Schiff dem andern auch unwillkürlich nachreißen kann.“ — Da neigte Thorgalldur sein Haupt vor der Herrinn voll tiefer Demuth, und sagte: „Hab' ich Euch wirklich Eure Freunde in den Abgrund gesegelt, so steht hier vor Euch mein ganz verfallnes Leben, und nehmt nur daran Eure stolze Rache, wie Ihr könnt und wollt.“ —

Aber die Jungfrau ſenkte noch tiefer ihr Haupt, und Thränen rieſelten ſanft aus ihren Augen, während ſie flüſterte: „Nicht haſt Du meine Freunde in den Grund geſegelt, ſondern meine ergrimmteſten Feinde, und Dir, dem ich ſeine Heldenhülfe mit ſo ſchnöden Worten dankte, Dir, o Thorgalldur, iſt dieſes ſtolze Haupt verfallen, und trenne Du es von ſeinen Schultern, wenn Du willſt!“ —

Sie nahm den Helm von ihrem dunkelbraunen Gelock, und neigte das blühende Haupt noch tiefer. Aber als der Seekonig ſie mit liebkoſenden und bewundernden Worten emporrichten wollte, da erhub ſie ſich von ſelbſt ganz hochmüthig und herriſch, und ſagte:

„Ich bot Dir mein Leben zur Buße für angethane Schmach, — Du willſt es nicht. Wohl gut. Aber bilde Dir nicht ein, daß es Deiner Schmeicheltöne bedürfe, mir den kühnen Geiſt aufrecht zu erhalten. Ich ſtamme aus eben ſo ſtolzem Norwegerblut, als Du. Hat Dir die ſchwächliche Träumerinn Mona nicht geſagt, daß ich von dorther ſtamme?“

Nein, Herrinn. Sie ſprach nur, ihr Da-

ter habe sich von Deiner zauberkräftigen Mutter zu der ihren gewandt.«

„Ha, das war meiner großen Mutter einzige Schwachheit, daß sie, als eine herrliche Schildmaid sieghaft die Welt durchfahrend, ihr Adlergefieder senken wollte, jenem kaledonischen Sperber zu lieb. Seine schwächliche Treulosigkeit zwar trieb sie wieder auf, und trieb sie in meines Vaters, eines dänischen Helden, Arm, — aber des gaukelnden Sperbers Lüge nagte dennoch blutig an ihrem edlen Herzen. Da hat sie in der Todesstunde eine Verwünschung auf mein Haupt gelegt, ich müße die arme, leicht erschreckte Mona verfolgen und bekriegen bis —"

Sie verstummte. Eine hohe Röthe flammte über ihre Wangen, und das schöne Haupt in ihren langwallenden Purpurmantel verhüllend, flüsterte sie:

„Mona ist sicher vor mir, von dieser Stunde an. Sicher schon hätte sie früher seyn sollen von mir, — schon damals, — o still! Das brauchst Du nicht zu wissen! Genug, mein letzter Anfall auf Mona's Gebiet ging wider meiner Mutter Gelübde, und deshalb mislang

er.“ — Und ihr Antlitz entschleiernd, sagte sie wie mit schmerzdurchzuckter Hoheit: „Steig hinauf, Du wunderlicher Sieger! Da bist Du nun wieder an Deinem Schiff. Aber warum hast Du wider mich gefochten?“ —

Er wollte antworten, ein schwellendes Meer der Reue und Sehnsucht in seiner Brust, — da winkte sie ihm so streng' gebietend hinweg, daß er in fast unwillkürlicher Eil sich hinaufschwang an seines Schiffes Bord. Aber als er nun droben am Steuerruder stand, blickte er mit glühenden Augen der abwärts rudernden Barke nach; und sang:

„Dich umkreist, wie Wolke die Sonne,
Dich umschwebt, wie Phönix den Lichtglanz,
König Thorgalldur, Du Königsheldinn!
Kämpf in den Tod ihn! Sonst läßt er nicht von
Dir!“ —

Und sie sang mit wunderbar bewegter Stimme zurück:

„Muß es denn seyn? Nicht will das Nein mir
Aus der erwatteten Seele klingen! —
Schiffe denn, König Thorgalldur, schiffe
Nach mir auf schlachtendräuender Sturmfahrt!“ —

Indem hatte sie ihr Schiff wieder erreicht, und es bestiegen. Los wurden alsbald dessen Segel gelassen; im stürmigen Westhauch segelte sie an Thorgalldurs Fahrzeug vorüber, und winkte ihm mit der schwanenweißen Hand, daß er ihr folge. Und freudig gehorchte er dem holden Gebot; und wieder im rastlosen Fluge ging die wundersame Reise der beiden Nordlandsschiffe meerein.

Schon hatte man fast das blühende Eiland Sicilia umsegelt, da lösten sich aus einer weitvorliegenden Bucht desselben drei bewaffnete Mohrenschiffe, und von Meeresstrom und Wind begünstigt, schossen sie gleich Falken auf das Fahrzeug der schönen Siörtalunda los. Wohl sahe Thorgalldur mit seinen im Licht des südlichen Himmels noch heller strahlenden Kämpferaugen, wie die Heldinn mit stolzem Anstand neben das Steuerruder trat, und ihre Kriegsmannen zur Schlacht ermunterte, — ja, und er sah auch, — er sah es ganz deutlich, wie sie mit unversehener Wendung nach ihm zurückschaute, und ein

rascher, wohl jedem Andern unbemerkbarer Schwung ihres Speeres zu sagen schien: „Nun gilt es, Thorgalldur! Nun hilf!“ — O, wie froh nun fühlte sich Thorgalldur, daß er das endlos schäumende Roß, Meer geheissen, so gut zu beschreiten und zu bändigen verstand!

„König Thorgalldur, der reitet im Sturme!“ — sang er, freudiger als noch je, in Wind und Welle hinaus, und während seine Genossen nach seinen Winken die Segel stellten, den Luftzug in günstigen Wendungen fangend, lenkte er so gewaltig und kunstgeübt das Steuer, daß der Schnabel seines Schiffes eines der angreifenden Fahrzeuge in die Seite faßte und es mit eben so unwiderstehlicher Kraft in den Grund segelte, als es früher in der afrikanischen Meerenge mit jenem trotzigen Boote geschehn war. Umheult vom Wehegeschrei der Sinkenden trieb der Seekönig sein Schiff vorwärts, hin, wo die beiden andern Feindesbarken, achtlos der verunglückten Waffenbrüder, sich von beiden Seiten an Siortalundas Schiff gelegt hatten, und schon im wüthenden Ringen begannen, es zu ersteigen. „Dorthin!“ rief Thorgalldur, einem seiner lieb-

sten Waffenbrüder das Steuer übergebend, und ihm mit der Hand die Seite bezeichnend, wo er dem Einen Feindesfahrzeuge Gleiches mit Gleichem vergelten sollte. Er selbst aber schwang sich in das Meer hinab, und dem Schiffe der Herrinn zuschwimmend, rief er aus den Fluthen herauf: „Siörtalunda, ein Seil am Steuer herab! Siegen muß ich neben Dir oder sterben neben Dir!“ — Und die Herrinn senkte ein Seil, grün in freudiger Hoffnungsfarbe strahlend, beim Steuerruder hinab, und knüpfte es sorgfältig an den kunstreich durchbrochnen Bord ihres Schiffes fest. Da schlang der in seinen schönen Waffen goldig leuchtende Held die Hände und Schenkel fest um den starken Leitfaden her, und wie von Fittigen getragen, schwebte er hinauf gegen des kampfbedrohten Fahrzeuges Rand, und mit rüstigem Schwunge, silbertröpfelnd, wie bei jenem Kampf an der kaledonischen Küste, stand er urplötzlich neben der Herrinn fest, sie anlächelnd aus dem offnen Helm, wie die frische Morgensonne aus regensprühenden Gewitterwolken lacht.

Siörtalunda blickte staunend auf des jungen

Helden Herrlichkeit. Er aber gönnte sich nur Einen tiefen erquickenden Athemzug, — dann loderte sein gutes Schwerdt sonnigblank in seiner Rechten auf, und den goldfarbnen Schild, der ihm am Halsriemen über den Rücken hing, lösend und ihn hoch in der starken Linken emporschwingend, warf er sich mit freudigem Jubelgeschrei in die dichtesten Ringe des auf dem Verdecke tosenden Kampfes. —

O wer da den begeisterten, jugendfrischen Helden gesehn hätte, fechtend vor den Augen seiner Herrinn in unbeschreiblicher Freudigkeit und Kraft! — Die Feinde konnten es auch nicht lange vor ihm aushalten. Wie geblendet taumelten sie theils in ihr Blut, theils in das Meer, theils von beiden Seiten auf ihre Schiffe zurück.

Aber das Eine Fahrzeug bestürmten bereits Thorgalldurs Mannen; in das andere schwang er selbst sich den Flüchtigen nach, gefolgt von Siortalunda's Kriegern, und nicht lange, so rief es auf beiden Feindesschiffen: „Gnade!" und die Sieger senkten nach großmüthiger Nordlandssitte ihre Schwerdter, und das Tosen der Schlacht auf den Wassern schwieg. —

Der Held wandte sich nach seiner Herrinn zurück, und feierlich vor sie hintretend, wo sie still am Steuer leuchtete, gleich einer Kampf und Sieg bestrahlenden Sonne, sprach er:

„Was gebietet Ihr, schone Herrscherinn, daß wir mit den eroberten Schiffen beginnen?“

„Gebt sie den Gefangenen zurück,“ sagte sie, — „und laßt die mit ihren Todten und Verwundeten nach ihrer Insel zurückfahren. Das wird die mohrischen Räuber dort viel herber erschrecken, als wenn wir die Beute mit hinausführten auf unsere weitere Fahrt. — Oder liegt Euern Kriegsmannen wohl mehr an Beute als den Meinigen? — So nehmt für sie, was die fremden Barken etwa Köstliches enthalten; Männer und Schiffe aber laßt ziehn.“ —

„Ich mein',“ — sagte Thorgalldur stolzen Blickes, — „Ihr hättet schon merken können, daß meine Kriegsleute nicht eben schlechtere Normannen sind als die Euern. Was mögt Ihr sie mir denn so in's Angesicht schmähen, als beutegieriges, ungroßmüthiges Volk? —

Siörtalunda senkte fast ihre Augen vor den Flammen seines Angesichtes, und sprach mit sanf-

terer Stimme: „Ich wollte Euch nicht beleidigen, Held. Es haben doch sonst wohl edle Normannen sich an edler Beute das Herz erfreut.“

„O ja,“ entgegnete Thorgalldur, „an Königreichen allenfalls! An elender Schiffsgeräthschaft und solchen Jämmerlichkeiten aber nun und nimmer.“

„An Königreichen! wiederholte die Herrinn, und ihr Blick leuchtete wieder stolz empor. „So ist es recht, und so auch gedenk' ich es selber zu halten. Geht jetzt, Thorgalldur, und entlaßt mir die Jammergesichter auf ihren häßlich bunten Brettern. Und dann kommt wieder. Ich hab' Euch viel Höheres zu berichten.“

Er flog, ihren Befehl zu vollführen. Bald segelten die bestürzten Mohren wie im halben Traum wieder nach der Insel zurück; Thorgalldur aber und Siörtalunda standen beisammen auf dem hohen Schiffe, gleich zwei strahlenden Göttergestalten aus der Sagenwelt dieser wundersamen Gegenden, von rückwärts her angestrahlt mit den Lichtern der scheidenden Abendsonne, die ihre Schatten in wunderbarer Länge

wie beſiegte dunkle Feinde vor ſie hinſtreckte auf das Verdeck. Da begann Siörtafunde, während ſie aus den Saiten einer neben ihr lehnenden, herrlichen Harfe einzelne gewaltige Akkorde entlockte, folgenden wunderſamen Spruch, halb Rede, halb Geſang:

„Siehſt Du da vor uns die trüben Schatten?
Rieſigen viel, als wir, —
Aber auch dunkler viel als wir, —
Geſtaltlos aus einander gezerrt! —
Mein Freund,
O wie bebt mir vor ihnen die innerſte Seele! —
Das ſind wir, — und doch ſind wir es nicht. —
Was iſt in uns die trübe Alfenmacht,
Die wir ſind, und die wir doch nicht ſind! —
Löſe, mein Held, löſ' uns von ihr.
Löſ' uns von den verzerrten Schatten,
Die wir ſind und doch nicht ſind, —
Löſ' uns, daß wir, ſtatt trüblichen Dunkels,
Wo wir wandeln ein ſeliges Licht verſtreun! —
Du ſchütteſt ſchweigend Dein goldumlocktes Haupt, —
Der Schatten auch vor Dir ſchüttelt ſein finſtres Haupt,
Als höhn' er Dich, Goldumfunkelter,
Und flüſtre: »Bei Dir bleib' ich ja doch,
Ich Dunkler, und bin Du ſelbſt!« —
Scheuchen ihn möcht' ich, —

Da streckt mein Schatten den schwarzen Arm empor,
Lang, mißgestaltet wie Drachenfange,
Länger und länger stets, —
Ich bin's, die er bedroht, das Grauelbild,
Und bin das Grauelbild selber, —
Weh, und bedrohe mich selbst! —
Halt, Du Schatten! Zorniger Schatten! —
Sieh, ich schlage die Arme zusammen,
Hülle mich tief in den dichten Mantel, —
Sieh, und gestaltlos mußt Du kauern,
Darfst nicht dräuen, und zurnst nur regungslos. —
Aber auch stumm ward die Harfe! —
Und wie ich mich rege,
Leise nur rege,
Die holden Saiten zu rühren,
Beginnst auch Du auf's neue
Den schaurig verzerrten, nachahmenden Tanz! —
Ihr Saiten verstummt!
Ich hülle mich ein,
Bis die milderen Lichter der Nacht
Am dämmrigen Himmel waltend,
Verlöschen, o Schatten, Euch Euer schauriges Spiel!«

Und das Haupt dicht mit ihrem Mantel wie überbauend, sprach sie darunter mit gedämpfter seltsam fremder Stimme hervor:

»Ich wollte Dir erst Alles in Klang und

liedestönender Stimme kunden, o Thorgallur, aber die finstern Schatten wollen es ja nicht. Und möcht' ich auch herren, bis die Nacht heraufkommt, — ach dann ist es ja nicht so schön mehr in der Welt, und die Saiten der Harfe schwirren so wild in das rauschendere Fluthen der See! — Thorgallur, vernimm es nur; — mich hat für Dich ein wunderlicher Mann gefreiet, — er war ein Skalde, und weihete sich für unsern Bund den Gestalten der uralten Nacht. Das sagte mir ein fürchterlich weissagender Traum im Augenblick, wo er sein Todesgelübde that — und nun ist der tönende Skalde versunken, — und da riß der Sturm unsre Schiffe an einander vorüber, und ich kannte Dich aus dem Traum alsbald!" —

„So bist Du denn mein!" rief Thorgallur, und wollte sie umfassen, und hoffte mit leisem Schmeicheln die schwere Purpurhülle von dem lieblichen Haupte zu ziehn. —

Sie aber flüsterte: „Laß mich, Du Finsterverlobter! Denn sonst umfassen sich ja dort vor uns die verzerrten Riesenschatten auf dem Verdeck!"

Und ſchaudernd, und ſein Blut wie zu Eis geronnen, blieb er regungslos ſtehen neben der verhüllten Braut. Sie erhub aufs neue ihre gedämpfte Stimme und ſprach:

„Ich will Dir es nun geſtehen, — nur bis ich Den gefunden hätte, den meine Seele liebt, geſchaut ihn mit lebendigen leuchtenden Augen, — bis dahin nur ſollte ich die arme bebende Mona ſieghaft verfolgen, — ſo klang meiner ſterbenden Mutter Zauberlied. — Das wollte ich mir aber nicht geſtehn, daß es ſchon geſchehen ſey, — ich, ſtrebend damals hierherwärts, ich gab dem Sturm wieder nach, und wandte mein Schiff nach der kaledoniſchen Küſte zurück, mit aller Kraft und allem Muth zum Kampf wider Mona, — Du weißt, o Thorgalldur, — ich ſpröde Schildjungfrau verlor zum erſtenmale den Sieg! O wie ich Dir zürnte! O wie ich Dich liebte!“ —

Der Sinn der ſüßen Worte durchbebte mit Entzücken des Seekönigs Herz, — der dumpfe Grabeston, in welchem ſie aus den preſſenden Gewanden hervordrangen, erfüllte ihn mit kältendem Schauder. Die wunderbare Stimme ſchwieg:

Nach einer Weile flüsterte sie: „Ist nun die Sonne hinunter, Thorgalldur? Oder lagern vor uns die Schatten noch?

„Die Sonne ist hinunter," — sagte der König, — „und die langen Schatten der Nacht beginnen sich so tief über die ganze Welt zu lagern, daß die einzelnen Schatten, vor denen Du Dich fürchtest, verschwimmen." —

„Fürchten!" rief Siörtalunda aus, wie ein anmuthig zürnender Wiederhall. „Fürchten! Wer sagt Dir denn, o Thorgalldur, daß es irgend Etwas auf der ganzen Welt gebe, davor Deine Freundinn sich fürchten könne?" —

Und zurück schlug sie ihr Gewand, und blickte glühenden Auges nach dem jetzt schon von Sternen befunkelten Himmel empor. So stand sie eine ganze Zeitlang, und der Seekönig, von dem Himmelsspiegel ihres Angesichtes süß bezwungen, sank wie vor der Erscheinung einer Walküre auf sein Knie.

Die Herrinn aber reichte ihm in plötzlich erwachender Besinnung die zarte Hand, und zog ihn mit Männerkraft empor. — „Was es nun gilt!" — sagte sie, und ihre Augen fun-

kelten beinah' heller, aber auch wohl furchtbarer, als die Geſtirne; — „was es nun Kühnes gilt, o König! Willſt Du mich fragen! — Sieg gilt es oder furchtbar herrlichen Untergang. Schau! An dem Uferarme dorten liegt eine luſtige Stadt, Neapolis genannt. Auf die iſt all mein Streben, mein zorniges Streben verderblich hingewendet. Neuſtadt in unſrer Sprache heißt der flimmernde Bau. Ja, hieße er Paläapolis oder Altſtadt, — da ließe ſich Etwas dafür mit unſren Heldenwaffen beginnen. Nur aus dem ſchönen, ſagenreichen Alten keimt die rechte Jugend auf. Aber ſo ein Neuſtädtlein, — das iſt nicht alt, nicht jung, will immer neue Kunſtſtücklein aufführen, und ſtürzt darüber, noch ehe ſich's ein gewöhnliches Menſchenkind verſieht, verderblich in den Graus hinunter der alten Nacht! Verderblich, ſage ich Dir! — Und ausnehmend ſicherlich noch obenein! — So hallet und ſchmettert der höhnende Donner des Schickſals durch meine Worte, — hörſt Du ihn nicht, Thorgalldur? Mir iſt doch, als ſchmettre er vernehmlich genug.“ —

„Ich weiß nicht," — sagte der Seekönig sinnend. — Mir tönen Deine Worte entsetzlich, und doch auch wie toller Hohn, wenn ich denke, daß Deine Heldenkraft sich gegen solch eine luftige Ansiedelung zu wenden gedenkt! Gegen so eine Neustadt!" —

»Die Altstadt liegt droben auf dem Berge!" sagte Siörtalunda, und hob den weißen Arm, halb drohend, halb wegweisend, hoch in die immer tiefer dunkelnde Nacht empor. — „Siehst Du denn nicht, o Seekönig," — sagte sie, — „wie die Flammen da droben von des Vesuvius Spitze emporzüngeln gegen das wolkige Schwarz? — Da droben will ich meine Burg mir erbauen, will wohnen, wie die zaubrische Heldenmaid Brynhilldur gewohnt hat in der flammenumloderten Burg Wafurloga, und als meinen Helden in Mitten der Flammen, — ich, die nieschlummernde, nieträumende Zauberkönigiun, — als meinen Sigurd, o König Thorgalldur, ernenn' ich Dich! Das soll dann die furchtbare herrliche Altstadt seyn, und wir zwei dort endlos fröhlich und jung, und zu unsern Füßen krümme sich unten in Neapolis das verloderade Gewürm!" —

Der Seekönig, wie von einem seligen Rausche umfangen, senkte wieder sein Knie vor der Herrinn Fuß, und sie empfing ihn mit glühender Umarmung, und in eben dem Augenblick liefen die beiden Schiffe in eine tiefe, wundersam geformte Felsenbucht ein, und legten sich, von den nächtigen Flammen des Vesuvius beleuchtet, schweigend vor Anker.

»Nach unsrer Felsenburg empor!
Empor nach Wafurlega's Flammenzorn!
Empor, eh' die Sonne noch lauscht! Denn Vesuvius winkt!«

So flüsterte die wunderbare Herrinn in Thorgalldurs Ohr. — Sich emporhebend sah er in Siörtalunda's über ihn gebeugtes Angesicht, vom Flammenscheine des zurnenden Berges zauberisch angestrahlt.

Sie winkte schweigend nach aufwärts. Noch nicht ganz gewiß, ob er wache, oder ob nur ein magischer Traum mit seinen Sinnen spiele, führte Thorgalldur die Herrinn an's Ufer, und folgte dann der vor ihm hinschwebenden weißen Schleiergestalt mit dem goldnen

Helme. „Sie iſt wohl gar,“ — dachte er unterweilen ſchwindelnd bei ſich ſelbſt, — „ſie iſt wohl gar die Elfe aus dem Flammenborne des Hekla, und will hier einen Beſuch abſtatten bei der Schweſter, die im Veſuvius Wohnung hält? — Denn ſchneefarb ihr Kleid, — goldigroth ihr Helm, ſo ſchneeig und mit gluthrother Flammenkrone ſieht ja auch grade der Hekla aus, — und dazu ſcheint ſie hier ſo ſchauerlich gut Beſcheid zu wiſſen, — Elfe, wer biſt Du, und wo geht es hin?“ —

Das wollte er eben fragen. Aber die Elfe ward jetzt in ihrem Laufe ſelbſt gehemmt, indem ſich ihr viele Hirten und Hirtinnen entgegendrängten, und ihr den Weg verſperrten, vor ihr niederknieend und ſingend:

„O Nymphe, die im magiſch kräft'gen Wallen
Den alten Feuergott denkt zu begrüßen,
Halt ein! Wir Armen flehen! —
Siehſt Du denn nicht die heiße Lava rollen
Im ſchrecklichen Ergehen?
Hemm ſie! Sie lechzt nach Deinen zarten Füßen!
Wenn Du hinauf Dich fügeſt,
Eilt ſie, Dir zauberluſtig zu begegnen,
Doch auch verderblich uns zu überregnen

Mit wilden Feuerfunken!
Doch wenn Du selbst dich zügelst,
Macht sie wohl Halt, in Staunen ganz versunken,
Weil ihr ersehntes weißes Jagdwild weilet! —
O halt, zu stolze Nymphe,
Weil sonst in der verderbenglühenden Lymphe
Dich Dein Geschick ereilt,
Und Gluth und Tod in Dich und uns sich theilet!"

Aber Siörtalunda schreckte mit zornigem Lachen die Haufen der Flehenden, daß diese von beiden Seiten zurücktaumelten, und Thorgalldur ungehindert der eilenden Herrinn bergan folgen konnte, während ein Feuerstrom, wie es das flehende Lied verkündet hatte, den Beiden von dem Gipfel furchtbarlodernd entgegenquoll. —

„Es ist unser Bote, — nur daß er ganz widerwärtig uns entgegenrennt!" sagte die Herrinn, als sie den glühenden Lavastrom erreichten, und dicht an seinem Bette aufwärts gingen. „Nicht wahr Thorgalldur, Du fürchtest Dich doch nicht vor seinem Gange voll goldiger Gluth?" — Wer sagt Euch, daß ich mich schon jemal gefürchtet habe?" — entgegnete

der Seekönig, und aufwärts fürder ging die eilende Wandrung. —

Die Bäume wurden einzelner und starrer, die Klippen wilder, und unbetretner der Pfad. —

Da kamen einige kühne Arbeiter, die hier das einsam, Niemandem angehörige Holz hatten fällen wollen, ihnen mit geschwungnen Äxten entgegen, und riefen: „Zurück! Zurück! Seht Ihr denn nicht, daß der Berg im Zorne zu glühen beginnt? Fühlt Ihr's denn nicht, daß er unter Euern frevelnden Tritten erdröhnt? Kehrt Euch! Hinabwärts wendet Euern Gang! Er duldet es nicht, daß Menschen hinaufwärts ziehn, seinen drohenden Flammengrüßen entgegen! — Halt! Soll die ganze Ebne drunten Eure Thorheit büßen? Halt! Oder wir weisen Euch gewaltsam zurück!“

Aber wie die beiden Heldengestalten ihre goldnen Schilde hoben, und ihre leuchtenden Speere schwangen, wichen die bäuerlichen Männer staunend mit gesenkten Beilen auseinander, und gaben ihnen Raum, leise flüsternd:

„Es sind zwei lebendig gewordne Götzenbilder aus der uralten Heldenzeit! Aus ihrer

Steinumhüllung in den moosigen Tempeln haben sie sich losgemacht! Mavors ist Dieser, und Jene die strahlende Minerva!“ —

Das Paar zog schweigend hindurch, und weiter aufwärts immer ging die furchtbare Wandrung. —

Die letzten Bäume verschwanden nach und nach aus ihren Blicken. Ein ödes lockeres Steingerüll thürmte sich vor den Eilenden auf als des Berges höchster Gurt unterhalb seiner Flimmenkrone. Einen Augenblick stand Siörtalunda still, und wandte ihre Blicke rückwärts nach der jetzt vom aufstrahlenden Monde lieblich beschimmerten Gegend und ein leiser, tiefer Seufzer quoll aus ihrer Brust. Davor ward es in Thorgalldurs Seele viel stiller und lichter, als vorhin. »Siehe,“ sprach er mit sanfter Stimme, „nun bist Du ja doch nicht die zornigkalte Heklaelfe, wie mir es vorhin beinah' vorkommen wollte. Nun bist Du ja doch ein zartes, liebevolles Weib, mit sanfter Wehmuth in Deinem Herzen!“ Und wie sie versuchte, ihn zürnend anzublicken, setzte er hinzu: „Nicht stelle Dich so fremd ingrimmig an!

Dein Seufzer ja säuselt noch an meiner Wange.“ — Da hielt sie die schöne Hand vor die Augen, und sang leise, leise:

„Wie friedlich sanft die freundliche Gegend schläft,
Von Lüften durchhaucht süß, und von Mondesstrahlen
Durchsilbert, und durchsäuselt von Goldfruchtbäumen!
Durchspielt von Träumen seliger Ruh. — Ach Friede,
Ach Friede, Friede, aller Göttergebilde
Freundseligster baut sich Lauben hier!“ —

Aber schnell verstört rief sie mit herber Stimme durch ihren holden Gesang: „Nein ab! Nein ab für uns mit den kindischen Träumen! — Hinauf! Denn Waffenlos winkt, und scheu zusammen zittert schon der Frieb' im schlummernden Land, und regt die Taubenschwingen ängstlich, daß die Kinder im Schlummer-winseln, — er weiß nun schon: er muß fort! —

Damit wandte sie den Schritt zum erneuten Klimmen bergauf, — aber ein dunkles, hohes Greisengebild in langewallenden Gewanden trat ihr entgegen. Sie stand, und es war als rieselte ein leises Erzittern durch sie hin. — „Was hemmst Du mich?“ fragte sie mit

zorniger Stimme. Aber die Stimme bebte doch. —

„Du fühlſt, was in Dir vorgeht!“ ſagte der Alte. „Ein heiliges, warnendes Beben erfaßt Dir Seele und Leib. O wende noch um! Du biſt ja viel zu gut, um Dein ſchönes Leben den flammenden Abgrundsmächten hinzuſchleudern. Dich ſollten nur goldne Sonnenſtrahlen beleuchten, oder liebliches Gefunkel des Mondes, Du zarte Blume Gottes! Was haſt Du nun zu ſchaffen mit den zornrothen Flammen aus endloſer Nacht?“ —

Siörtalunda wollte furder, aber ſie vermochte es nicht. Sie ſtand, und murmelte etwas wie Beſchwörung in ſich hinein. Da ſagte der Alte ſehr ernſthaft:

„Halt inne! Du armes, ſchönes, entſetzlich von böſen Geiſtern irre geführtes Weib, — halt inne! — O wende doch nur Deine Augen, Deine lieben holden Augen freundlich gegen mich und gegen den Himmel auf, denn ich habe Dir nur Schönes und Gutes zu verkünden.“ —

„Verkunde! — So etwas thut meinem

Leben Noth!“ murmelte Siörtalunda; — doch sie schlug ihre Augen nicht auf. —

Und der Alte hub eine herzerfreuende Kunde an, wie in unsern Zeiten sie Jeder wissen kann, der sich nicht muthwillig das eigne Herz verstarren will.

Und der höher steigende Mond versilberte dazu die Einsiedlergestalt, als wolle er nach seinen Kräften sagen: „Hier hört nun her! Hier wird ein heller Freudenborn erschlossen für alle Wesen der ganzen Natur!“ —

Thorgalldur hätte gern mehr von der begeisternden Kunde vernommen; — doch wie er so hinter seiner schönen Führerin auf dem schmalen Fußwege stand, wollte ihm das nicht recht gelingen. Aber achtsam auf seinen Speer vornübergelehnt, hörte er, so viel er konnte.

Da schlug auf Einmal Siörtalunda Schwerdt und Schild zusammen, daß der Klang über die bergige Einöde furchtbarlich hindröhnte, und schritt, an dem Einsiedler vorüber, zürnend bergan. Thorgalldur wollte das Gleiche thun, aber indem er der geliebten Gestalt nacheilte, sagte der Einsiedler im gedultigen Fürdersprc-

chen, — als gelte es, wo Menschen ihn nicht hören wollten, dem abwärts wogenden Flammenstrom:

„Es mag freilich nicht viel an der prunkenden Neustadt drunten zu loben seyn, aber steht es bei Dir, sie zu richten?“ —

Die einfachen Worte drangen mit wunderbarer Gewalt an des Seekönigs Ohr. Er stand, und sah dem Alten in's Gesicht, — und da neigte sich ihm der hochgeschwungene Speer, und da mußte er das Schild vom Arm nehmen, und es niedersenken, um sich darauf zu stützen, — und auf Einmal rief er mit schauerlich schallender Stimme: „Wie bist Du denn hierhergekommen, räthselvoller Mensch? Und was treibst Du nun hier für ein Wesen, und tratst mir nicht lieber mit Waffen- und Harfenklang entgegen?“

Der Einsiedel schüttelte staunend und wie verneinend sein ehrwürdiges Haupt; — Siörfalunda jedoch, schon mehrere Stufen des schwarzen Steingerölles hinangekommen, wandte sich stolz, und sagte, in den Mondeslichtern wunderbar leuchtend, mit tönender Stimme:

Zögert mein Held? Wasurloga und alle süße Herrlichkeit der Liebe winkt! Ist denn Dir Dein weissagender Skalde, Dein Rudleif, umsonst zum Opfer gestorben?" —

Thorgalldur aber stand regungslos, und erwiederte nur mit dumpfer Stimme:

„Wer sagt Euch, o Herrinn, daß mein Skalde Rudleif gestorben ist? Hier steht er ja vor mir in wunderlicher Siedlertracht, entronnen den Wogen des Meeres! Haltet an! Denn wo Rudleif warnte, galt es noch nimmer ein glückliches Vorwärtsgehn!" —

Siörtalunda stand droben still, und den goldnen Helm aus der Stirn rückend, rief sie, wie von einem jähen Schwindel ergriffen, die Stirn mit der Hand.

Aber der Einsiedler sagte laut, daß die droben es hören konnte: „Ich bin nicht Rudleif! Keinen lügenhaften Schrecknissen soll die heitre Wahrheit ihren Sieg verdanken! Doch Rudleifs Bruder bin ich, und habe auch Dich, Seekönig Thorgalldur, in Deiner aufblühenden Kindheit gesehn!" — Und dann, von still ernsten Erinnerungen wie süß be-

wältigt, sprach er mit sanfterer Stimme weiter:

»Damals war auch ich ein fröhlicher Skalde, und ich wäre das auch wohl geblieben mein Lebenlang, nur daß der tiefe Nebel des Heidenthumes über Eure schönen Liedes- und Waffenklänge hinzog. Mich aber hatten die Ahnungslaute darin ergriffen, die von einer höhern Liebe und Freude stammeln, wie Wahnsinnige von sanften Wonnen, die ihnen aus glücklicheren Tagen noch herüberleuchten. Da zog ich dem seligen Schimmer nach, und habe ihn nach vielen schweren Kämpfen gefunden, o gefunden! — Und nun, Du lieber König Thorgalldur, gönne, daß ich auch Dir ihn aufschließen kann — Meinem armen, verwilderten Bruder, — ich vernahm es aus weissagenden Träumen nur allzugut! — den riß sein aufbeschworner Zauber in wilden Meeresgrund. Aber in Liebe für Dich ist er gestorben, und furwahr, es rauschen nun keine wüsten Wogen mehr um ihn her. Du lieber König Thorgalldur, nun laß mich sein Werk an Dir auf eine schönere Weise vollen-

den. Nicht wahr, Du erinnerst Dich meiner noch?“ —

„Mir ist, — mir ist,“ — entgegnete der Seekönig sinnend und staunend, — „als hätte neben meiner Schildeswiege oftmalen dem schwarzgelockten Rudleif gegenüber ein goldhaariger, freundlicher Skalde gestanden und gesungen, — und der hieß“ —

„Was geht das uns jetzt an, wie er hieß?“ rief die zürnende Siörtalunda aus, die von der schon erstiegenen Höhe nach ihrem zögernden Lieblinge zurückgeeilt war. „Ist das Deine Liebe, o Thorgalldur, daß Du inne hältst auf dem zweiten Drittheil unserer steghaften Bahn, um zu forschen, wie eine träumerische Biene geheißen haben mag, die Deine Knabenspiele umsummte? — Zudem, — die Männer Seinesgleichen — ich kenne wohl diese dunklen Siedlergestalten! — Sie verwerfen ja die Namen, in denen die lieben Ältern und Geschwister sie liebten. Das muß mit ihnen gleich in ein ganz andres und fremdes Wesen sich umgestalten, und sie führen griechische und römische Benennungen, daß da-

vor kein nordiſches Menſchenkind ſie wiedererkennt!“ —

„Was mich betrifft, Du ſchöne, zürnende Herrinn,“ — ſagte der Einſiedel mit freundlichem Lächeln, — „da irrſt Du Dich ſehr. Ich heiße noch immer Frode, wie ich damals hieß.“

„Frode!“ rief der Seekönig tief bewegt aus. „Frode! Rudleifs Bruder! O ja, ſo war es! So iſt es!“

Und in lieber, kindlicher Wehmuth und Freude ſchmiegte er ſich an die Bruſt des Einſiedlers. Dem ſummte ein ſchuldlos freundliches Lied von ehemal auf den Lippen. —

Da ſchlug Siörtalunda zornig mit dem Speer auf ihren Schild, und ſang mit lauter Stimme dazwiſchen:

„Wafurloga! Wafurloga! —
Wie glühend herab vom nächtlichen Gipfel
Winket die flammende Krone! —
Wafurloga! Wafurloga! —
Wo weilt der Held, der in glühender Liebesgewalt,
Glühender weht, als Wafurloga's Flammen,
Hindurchſprengt, und den herrlichen Preis gewinnt,

Hochherrschend dann über die Land' und Fluthen
umher? —

Wo weilt er? —
Sitzt in Siedlers kleiner Hütte,
Singt mit ihm sich Knabenliedchen,
Träumt mit ihm von Knabentagen,
Tändelt hinweg die Mannestage, —
Wafurloga! Wafurloga!
Was loderst so herrlich Du welkenan? —
Wende Dich stumm in den Abgrund! —
Winke nicht! Er, dem Du winkest, schläft! —
Mohren, Ihr auf den Inseln rings,
Ihr, zitternd, als er im Glanzlicht
Goldner Waffen, geleitend
Die göttergesandte Herrinn,
Durch Eure Schiffe dahinfuhr, —
Dürft ferner nicht zittern und zagen!
Dürft ferner nicht tauschen und lauern, —
Der Löwe schläft!
Der schicksalverkündete Löwe! —
Und seines Schutzes baar,
Verschwindet in Nacht,
In blutige Nacht die herrliche Adlerinn,
Die herrschen sollt' ob Euern zertretnen Säbeln! —
Zertrümmert ist der Adlerinn Blitzesschwerdt!
Zerbrochen der Schwung ihres Fittigs! —
Wafurloga! Wafurloga!

Du wunderdurchwandeltes Flammenſchloß,
In Wanden des Sieg's und der Ehre
Heraufbeſchworen aus feuerhauchendem Schlund, —
Heo, nimm zum kühn hoheitlichen Opfer
Nun ſelbſt die Beſchwörerinn auf!
Wafurloga! Wafurloga!« —

Sie klomm in verwilderterm Muthe bergan; — vergebens ſtrebte der Siedler den jungen Helden zurückzuhalten. Der flog, wie verzaubert, ihr nach. —

Da ſagte der alte Frode: „Nun dann, — mit Gott! So muß auch ich hinauf. Kann ich nichts Fröhlicheres mehr, ſo kann ich doch vielleicht den Zauber noch hindern, der die Beiden in ewiges Verderben hinunterreiſſen müßte, und die blühende Gegend ringsum verwandeln in ein wüſtes, freudenlos gähnendes Grab!“ —

Er faßte ſeinen erzbeſchlagnen Stab, und klomm, das Ufer des Flammenſtromes entlangſt, den beiden Geſtalten nach, die im wachſenden Dampf des zornigen Berges immer größer und furchtbarer erſchienen. Er klomm, bis in den erſten Lichtern der Frühdämmerung er ſie Beide hoch über ſich am Rande des

grau'nvollen Kessels stehen sah, einander umschlungen haltend, die Speere wie zu gräßlicher Beschwerung über den dampfenden Boden weit ausgestreckt.

Und schon züngelten Flammen auf seltsame Weise daraus empor, und nickten mit den Häuptern, als sollte das ihrem gräßlichen Gehorsam kund geben, und dann erhuben sie sich hoch und starr, wie sprühende Säulen, deren Funken nacheinander faßten, um ein gluhrothes Gewölbe zu gestalten, — und der Rauch umher verdichtete sich zu schwarzen Wänden, und furchtbar klang Siörtalunda's jubelnde Stimme hindurch: „Wafurloga! Wafurloga!" —

Dem guten Frode aber, wie er hinaufwollte zu den Beiden, ringelten sich furchtbare Dämpfe in Schlangengestalt entgegen, — der Berg erbebte unter ihm, — schwindelnd und erschöpft sank er in seine Knie, und in seiner betenden Seele war der heiße Wunsch: „O wenn die Beiden nicht anders zu retten mehr sind, so rette doch lieber der Tod sie vor ewigem Tode!" —

Da bebte der Berg stärker und stärker, —

Thorgallbur und Siörtafunda wankten auf ihrem furchtbaren Stand; — „Wie wird Dir? Du ſchwindelſt!“ rief Eines dem Andern zu, — und dann wieder: „O halte Dich an mir! O halte Dich feſt!“ Und ſo einander innig umfaſſend, Jedes nur ſtrebend das geliebtere Weſen zu erretten, flogen ſie Beide plötzlich hinab, in den flammenden Schlund.

Das Toſen des Berges ſchwieg. Der Einſiedler ſank in Ohnmacht nieder.

Erwachend ſah er den freundlich blauen Tageshimmel über ſich, den Lavaſtrom, an deſſen furchtbaren Seite er lag, gehemmt und im Erkühlen, und wie er ſich nun ſtaunend emporrichtete, lachte ihn ringsumher Land und Seefluth in ſonniger Freundlichkeit an. Ihn hauchte eine Vorahnung ſeligen Erwachens nach dem letzten und ſchwerſten Kampfe durch die erquickte Seele, — da verdüſterte ſeine fromme Luſt ein banger Gedanke an das Loos der Beiden, die hier ſo furchtbar aus dem Leben geſchieden waren. Doch zugleich in lieblicher Klar-

heit ging ihm die Erinnerung eines Traumes auf, der ihn durch die Nebel seines Ohnmachtschlummers umleuchtet hatte. Da war ihm die Gestalt zweier Schwäne, auftauchend aus dem Flammengrabe des Vesuvius, erschienen, wie sie mit silberhell geläuterten Schwingen aufschwebten zu den goldnen Sternen empor. Und die Sterne begannen zu klingen, und die Schwäne sangen in unaussprechlichen Tönen ihren freudigen Schwanengesang. —

Aber da hemmte Frode sein Entzücken an der schönen Erinnerung, sprechend: „Ihr seyd wohl recht anmuthig, Ihr hübschen Bilder, und ich danke meinem Gott für Euch. Aber es giebt noch einen bessern Trost! Sie sind gestorben Eines in aufopfernder Liebe für das Andre. Da wird sich die ewige Liebe ihrer erbarmen!“ —

Er hat nachher oft in großer Freudigkeit auf demselben furchtbaren Steine gebetet, von wo Thorgalldur und Siörtalunda hinabsanken in die läuternde und errettende Gluth.

II.

Die reiche Parthie.

Erzählung

von

Fr. Laun.

1.

Der seltsame Thurm.

Mein Freund Räudel und ich, der nunmehrige Oberhofadvokat Faßbinder, wir studierten in M. Von da mit dem Frühesten nach dem kleinen T. zum Pfingstschießen geritten, hatten wir uns dort bis Nachmittag ergötzt, um dann lustig und guter Dinge heimzukehren. Wir lachten viel. Und wie es so zugeht, wenn man in's Lachen kommt, auf Einmal rief Räudel aus: Was Henker steht denn da für ein seltsamer Thurm vor uns. Nun sahen wir erst, daß wir den Weg verfehlt hatten. Statt nach M. zurückzugelangen, waren wir so eben kaum einige Büchsenschuße hoch entfernt von der Stadt B. —

Grade nicht aufgelegt, uns darüber zu betrüben, beschlossen wir den Rest des Tages und die Nacht in B. zuzubringen, da wir diese bekannte Fabrikstadt noch nie in der Nähe gesehen hatten. Jedes Abentheuer wäre uns willkommen gewesen.

Die von benachbarten Dörfern gemächlich zurückkehrenden geputzten Paare verkündigten den Festtag, der so eben zu Ende ging und der dünne Purpurschleier, in welchen der Sonnenuntergang die ganze Gegend gehüllt hatte, gab dem wohlgebaueten Orte ein besonders freundliches Ansehen. Der Stadtsoldat im Thore salutirte uns beim langsamen Einreiten mit der Thorkette und warf unsern wohlwollenden Gesichtern die flüchtige Bemerkung hin daß es sehr durstiges Wetter sey. Nändel war gutmüthig genug, sie zu berücksichtigen.

2.

Die schwarzen Augen.

Die große breite Straße vor uns überraschte uns nicht wenig mit ihren stattlichen

Häusern. Besonders stand ein wahres Prachtgebäude ohngefähr in der Mitte der Straße, vor welchem die Ehrfurcht in allen Gestalten, Ständen und Altern ihren Zoll abtrug. Die vorübergehenden Männer zogen die Hüte vor einem der Fenster im ersten Stocke so tief, daß wir schon gefaßt waren, wenigstens den regierenden Bürgermeister im Pfingststaate dort sitzen zu sehen. Diesem Herrn, wo möglich, einen Antrieb zu geben, daß er sein polizeiliches Auge zum Fenster herausneige und uns so den Anblick seines ganzen Brustbildes gewähre, nahmen wir, die wir bis dahin leise, wie auf Filzschuhen geritten waren, ohnweit dem Hause unsere Pferde mächtig zusammen.

Alle Fenster in der Straße flogen auf. Was einen Kopf hatte, streckte ihn heraus, so weit als möglich. Doch vor dem Gesichte, welches in jenem Hause zum Vorscheine kam, hätten wir beide fast das Gleichgewicht verloren, denn, alle Bürgermeister in Ehren! das Gesicht aber hatte keinen Bürgermeister, das hatte einen Engel, einen leibhaftigen Erzengel zum Eigenthümer.

Die Ehrfurcht riß uns den Hut vom Kopfe, fast ehe die Hand wußte, was geschah.

Rändel und ich, wir liebten die Welt und die Menschen, wie hätten wir die Frauen nicht lieben sollen? Wie hätten wir nun vollends die Engel nicht lieben mögen? Ein einziger Blick aus dem schwarzen Auge dieses Mitglieds der himmlischen Heerscharen machte den beabsichtigten Glanz unserer ganzen Reiterei zu Schanden. Wir waren froh, daß wir uns noch auf den Pferden erhielten, und zogen beschämt, wie sich solchrs nach dieser Demüthigung geziemte, Schritt vor Schritt, bis an's Straßenende, nach dem reinlich aussehenden Gasthofe zur langen Nase, vor dessen Thür ein knapp angethaner Kellner uns bereits zu erwarten schien. Zurück aber nach jenem Fenster mußten wir schon vom Pferde aus noch einigemal schauen und hatten wenigstens den Trost, die unserer Reitkunst so furchtbar gewordenen schwarzen Augen noch immer uns zugekehrt zu sehen.

3.

Schon Witwe?

Was befehlen die gnädigen Herren? fragte der Mensch, als er uns eine Treppe hinauf in ein artiges Zimmer gewiesen, von dem die Seite der Straße mit dem leibhaften Engel zu überschauen war.

Für's erste, — sprach Ändel, seinen Zeigefinger nach jenem Hause richtend — wer ist die Dame dort?

Ach — versetzte das Kerlchen, so seufzend, daß ich versucht war, seiner Begehrlichkeit ein niederschlagendes Mittel zu reichen — das ist die Krone unserer Stadt. Wer die einmal hebt, der hebt einen Schatz von ein Paar Tönnchen Goldes — An Patriotismus aber fehlt es ihr dagegen ganz erschrecklich. Meinen sie, daß einer unserer hubschen, jungen Herren ihr ansteye? Und doch hat sie alles der Stadt und dem alten Frösler zu danken, der sie heirathete, wie sie kaum funfzehn Jahr alt war. Wäre nur das Testament nicht gewesen, da würde sie jetzt anders pfeifen müssen. Aber

der selige Kommerzienrath Frösler, heute vermachte er ihr alles und morgen heirathete er sie. —

Händler und ich konnten vor Staunen nicht zu uns kommen. Schon Witwe also? rief ich aus.

Ja wohl, und das kaum. Früh war die Trauung und Mittags starb er.

4.

Das Wunder.

Der Patron heizte uns immer mehr ein mit dem Lobe der Schönen, deren Ansehen uns bereits warm genug gemacht hatte. Er gab ihr das Zeugniß, daß sie die Ordnung, die Sitte, die Häuslichkeit selbst sey. Der selige Frösler hatte sich schon in ihrem vierzehnten Jahre mit ihr verlobt gehabt und, grade wie nach der Trauung, die weite Reise in die Ewigkeit, vor derselben auch eine ziemlich weite Reise in die Welt, machen müssen. In dem halben Jahre seiner Abwesenheit nun, waren Versucher aller Art zu dem wunderholden Kinde

getreten. Alle aber hatte ſie unbefriedigt fortgeſchickt.

Und der Kellner war wahrlich nicht ihr gedungener Lobredner! Der Groll, daß ſie unter vielen andern dortigen Chevaliers, auch dem Doktor, des Gaſtwirths Sohne, erſt vor ſechs Wochen ein Korbchen verehrt hatte, blickte überall zwiſchen ſeinem Lobe hindurch.

Kein Wunder, wenn uns dieſes phyſiſche und moraliſche Wunder, deſſen holde Sehwerkzeuge fortdauernd auf den Fenſtern des Gaſthofs zu haften ſchienen, in denen wir uns ziemlich breit gemacht hatten, von Sekunde zu Sekunde mächtiger in die Augen ſtach.

Einen Haken haben indes die meiſten Dinge. Dies bedenkend, äuſſerte Rändel: Wer weiß übrigens, ob nicht hinter der ſchönen Geſichtsmaske ein ganz leeres Verſtandesverhältnis verborgen liegt? Dergleichen iſt ja eine Schalkheit, mit welcher die Natur die Bewunderer des Schonen gar häufig überraſchen ſoll. —

Kaum war ſein Wort heraus, ſo brachte auch der Kellner die beſtellte Limonade herein. Ohne gefragt zu ſeyn, fuhr er während des

Einschenkens, auf der Stelle in seinem Lobe also fort: Und zu so vielen Vorzügen der verwitweten Kommerzienräthinn kommt auch noch eine Munterkeit, ein Geist, die ihres Gleichen suchen.

Wenn schon die Kompetenz dieses Geschmacksrichters nicht eben anzuerkennen war, so blieb seine Bemerkung doch immer eine Art von Widerlegung des so gut in mir, als in Rändeln, aufkeimenden Besorgnisses. Sie wurde uns auch ein Antrieb mehr, auf nähere Untersuchung auszugehen.

5.

Eroberungsplan.

Und — fragte ich den Menschen — nicht ein Einziger hat bis jetzt den Schlüssel zu dem Herzen dieser Liebenswürdigen finden können?

Nicht einer! Seit einer Woche ungefähr hat sich zwar ein Fremder, der erst hier bei uns wohnte, ihr zu Gefallen in das Haus ihr gegenüber einlogirt, ein steinreicher Mensch dazu von keinem übeln Äußern. Allein der

ist die Sonderbarkeit selbst, und wird darum wohl schwerlich reüssiren. Übrigens ist er der einzige Mann, den sie, aber allezeit im Beisein seines alten Gesellschafters und ihrer Schwester, in ihrem Hause sieht. —

Hm! Das war zugleich ein Hinderniß und ein Sporn mehr für Rändel und mich, ihre Bekanntschaft zu erstreben; der Kellner schien nicht zu wissen, daß bei vielen Frauen die schlechteste Sonderbarkeit an einem Manne sich eher gelten macht, als seine vorzüglichsten Eigenschaften.

Wie wenn einer von uns doch dahin gelangte, den Fremden auszustechen? Der Zufall hatte uns so ganz unerwartet nach B. geführt, wer wußte, was er Willens war, hier noch zu unserm Besten zu thun? Unsere Herzen, nicht ganz so neu, wie sie vielleicht aussahen, hatten grade Ferien. Ein Versuch auf die Schöne konnte daher gewagt werden, ohne daß wir die Rechte einer Andern, oder unser Gewissen beschädigten. Freilich aber litt, nach Allem was man hörte, die leichte oberflächliche Art unserer zeitherigen Liebe, auf die junge Witwe keine Anwendung. Die verlangte auf

jeden Fall von dem Herzen, das ſich ihr widmete, nicht ein Opfer für Tage, Wochen, Monate, oder Jahre, ſondern für das ganze Leben, oder, in der Kunſtſprache mich auszudrücken, für die ganze Ewigkeit. Und ſie ſchien ein ſolches auch zu verdienen.

So ward denn für's erſte die nähere Erörterung beſchloſſen. Wenn die Beſchreibung des Kellners von ihr mit der Wahrheit übereinſtimmte, und einer von uns hatte das Glück ihr beſonders zu gefallen, ſo gab es bei einer Schönheit, wie die ihrige keine großen Bedenken weiter. Zwar ſtudirten wir noch. Das Studiren aber konnte ja, wenn nicht eingeſtellt, doch ſtatt auf der Akademie, anders wo, weniger auffallend bei dem neuen Verhältniſſe, vollendet werden. Jung waren wir freilich auch. Doch aber ſchon ſeit mehrern Jahren nicht zu jung, um einen Gatten vorſtellen zu können. Und mein Vormund und Rändels Vater, die bei unſerer Minderjährigkeit freilich noch ein mächtiges Wort darein zu ſagen hatten, wären ja ſchwerlich bei Troſte geweſen, wenn ſie aus Eigenſinn uns am Gewinn des

großen Looses im Eheſtande hätten verhindern wollen. Ach, wir kannten ſie. Schon der Tönnchen Goldes wegen hätten ſie's nicht gethan und wenn auch dieſe Tönnchen in der Wirklichkeit nur bis etwa auf eins zuſammenſchmolzen.

Darein mußten wir uns freilich finden, daß nur Einer den Schatz heben konnte, Ändel, oder ich. Bei den vielen Vorzügen der Dame, war das allerdings betrübt für den, welcher leer ausging. Allein das hing nicht von uns ab. Alles kam darauf an, für wen ſich ihr Herz erklärte.

Man ſieht ſchon, daß wir aus ihren, noch immer von Zeit zu Zeit nach unſern Fenſtern herüberſchweifenden Blicken bereits ſo ziemlich die Hoffnung geſogen hatten, ſie werde den Fremden Fremden ſeyn laſſen und ſich doch wohl für einen von uns beiden entſchlieſſen.

5.

Die weiße Fahne.

Mittelst eines metallhaltigen Händedrucks fragte ich den Kellner nach der Art und Weise sich im Hause der Dame einzuführen. Aber bei aller Exerbietung, welche die Pränumeration der Dankbarkeit ihm einflößte, antwortete er nur mit Achselzucken.

Komm, Bruderherz, sagte da Rändel, mich untern Arm fassend, die Seltsamkeit macht Glück. Wir gehen auf ihr Haus zu. Bis dahin wird doch wohl unser Hirn einen Gedanken gebären, der uns den Weg bahnt in dieses verzauberte Schloß.

Wir gingen. Aber obschon ein schneeweißes Battisttuch, gleichsam wie die Fahne der Übergabe, unter dem Arme der Schönen aus dem Fenster leuchtete, so schien unser Hirnkasten diesmal doch ganz ausgebrannt. Die vielen Vollkommenheiten, welche der Kellner der Dame nachgerühmt hatte und von denen wirklich ihre sehr edeln Züge Zeugniß ablegten, schlugen unsern Muth völlig nieder. Nichts

blieb uns, als im Vorübergehen von dem kleinſtädtiſchen Rechte, Jedermann zu grüßen abermals Gebrauch zu machen.

Die Anmuth, mit der ſie dankte, überſtieg alle Beſchreibung. Rändel kam ſo auſſer Faſſung darüber, daß ihm der Hut entſchlüpfte. Gleichwohl würden wir dieſe Anmuth ſchwerlich zu unſerm Zwecke zu benutzen verſtanden haben, wäre nicht, wer beſchreibt das Jauchzen meines Herzens? in demſelben Augenblicke ihr weißes Battiſttuch herab auf die Straße geflattert.

Ohne an ſeinen Hut zu denken, ſtellte da Rändel ein Wettrennen mit mir, nach dem Tuche an. Beide ergriffen wir ſolches zugleich. Beide eilten wir damit in's Haus; die Treppe hinauf. Schicklich oder unſchicklich, daß ein ſo federleichtes Tuch von zweien getragen wurde. Gewiſſermaſſen trugen wir in ihm unſere Herzen, und die waren zentnerſchwer. —

7.

Alles in Allem.

Mein Herr, ihr Hut! sagte eben die Dame, vom Fenstertritte herab höchstgraziös uns entgegen kommend. Dazu zeigte sie nach der Straße.

Wenn man den Kopf verloren hat, kann man wohl auch den Hut vergessen. Weder Ründel noch ich hatten wieder an den unten liegen gebliebenen Hut gedacht. Es mochte ihn sogar ärgern, daß er daran erinnert wurde. Während er nach dem Hute zurücklief, blieb mir ja Gelegenheit, einen Vorsprung vor ihm in der Gunst der Dame zu gewinnen. Allein, noch immer taumelnd von dem Glücke, so blitzschnell in ihr Zimmer gerathen zu seyn, konnte mein Geist in diesem Momente unmöglich große Sprünge machen. Desto behender sprang Ründel die Treppe hinab und stand wahrhaftig schon wieder zwischen mir und der schönen Witwe, als diese mit ihrem kurzen Danke für unsere Aufmerksamkeit erst zur Hälfte fertig war.

Der kleine, unbedeutende Verluſt — ſprach die Dame, faſt zu galant für den Ruf der beſondern Zurückhaltung, deſſen ſie genoß — iſt mir zu großem Gewinne worden. Auſſerdem, meine Herren, hätte ich wohl ſchwerlich das Glück ihrer werthen Bekanntſchaft gemacht?

Mit Grazie deutete ſie auf das Sopha. Wir weigerten uns natürlich nicht, Platz darauf zu nehmen. Mein Athem ſtockte. In ganzer Figur ſah die Witwe noch weit ſchöner aus, als im Bruſtbilde. Es war eine antike Grazie mit modernen Kleidern angethan und ſelbſt ein Kunſtkenner, der ſie ſah, hätte nicht ſagen mögen, daß das eine Geſchmackloſigkeit ſey. Sie war ja ſelbſt die Schönheit, der Reiz, der Geſchmack; kurz ſie war Alles in Allem.

Mein Auge wenigſtens lebte dieſes Glaubens.

8.

Noch ein Herr.

Ach, ich glaubte noch gar manches von ihr, das mir wohlthat. Es war mir vorge-

kommen, als ob jenes Battiſttuch vorhin nicht ganz unfreiwillig oder unverſehens gefallen, ſondern als ob es abſichtlich vom Fenſter herunter geſchoben worden ſey. Das aber hätte doch wahrlich zu unſerm Vortheile eine beſondere Ausnahme von ihrem gewöhnlichen vorſichtsvollen Betragen machen heißen! Noch mehr, ihr Blick, der ſchöne, huldreiche Blick, welcher dabei nach der Straße herunterglitt, galt mir, mir allein, weil mein Freund, grade durch das Fallen ſeines Hutes verblüfft, in dieſem Momente nicht aufwärts ſchaute!

Der Gedanke würde mich noch viel glücklicher gemacht haben, hätte ſich Gelegenheit gefunden, durch längeres Alleinſeyn mit ihr, meinen Glauben in ein Gewißwiſſen umzuwandeln. Es aber trat auf ihren Klingelzug, der reich gekleidete Bediente mit dem Thee herein und kaum hatten wir ihre Bitte um Theilnahme daran, ſtattfinden laſſen, ſo klopfte Jemand an die Thüre und noch ein Herr erſchien. Dieſer zuckte, ſichtbar von unſerer Gegenwart betroffen, einen Augenblick, ehe er weiter vor, der ihm freundlich ſich nähernden Dame entgegenſchritt.

Der ganzen Beſchreibung des Kellners nach, war das jener Fremde, der ſich unſerer jetzigen Wirthinn gegenüber einquartirt hatte.

9.

Stille Unterhaltung.

Ich verſtand meinen Freund ſogleich, als er mich mit einem Winke nach dem Fremden anſtieß. Es hieß ſoviel, daß er dieſelbe Meinung von ihm hegte. Unſertwegen hätte der neue Gaſt keine ſo angenehmen Züge, keine ſo wohlgebaute Figur zu haben gebraucht, als er eben hatte; zumal da die Dame ihm einige leiſe Worte mit einer Artigkeit zuflüſterte, welche Ränd el und ich für Beeinträchtigung unſerer Anſprüche zu halten verſucht waren. Mich konnte es am meiſten verdrießen, weil doch offenbar mir ihr zugeworfenes Schnupftuch gegolten hatte.

Die Dame erzählte ihm hierauf, wie ſie zu uns gekommen war. Wir nannten, von ihr dazu eingeladen, unſere Namen, wofür

ſie uns mit des überläſtigen Gaſtes Namen bekannt machte.

Die Witwe ſetzte ſich, Thee einzuſchenken. Die Ehre der uns von ihr gereichten, erſten Taſſen war uns höchſtpeinlich, weil ſie zu erkennen gab, daß der nach uns erſt bediente, ihr weniger fremd ſey.

Wir waren grade ſo ſtumm, wie er, der auch ſchwerlich freundlichere Geſinnungen gegen uns hegte, als wir gegen ihn. Hätte nicht das Porzellangeſchirr zuweilen geklirrt, und die Wirthinn dann und wann das unbehagliche Schweigen durch gleichgültige Fragen unterbrochen, ſo wäre es ſo ſtill geweſen wie in der Kirche, während dem Aufgebote. —

20.

Magendrücken.

Nändel wurde die Sache zuerſt überdrüſſig. Er ging nach ſeinem Hute. Kaum aber bemerkte das die Hauswirthinn, ſo eilte ſie zu ihm. Ich ſah es ihrer Miene an, daß ſie ihn zu bleiben beſchwor. Unfehlbar — dachte ich —

weil ſie fürchtet, ich möchte gleichfalls fortgehen, wenn er ſich dazu entſchließt.

Sie trat an's Pianoforte. Sie ſpielte und ſang.

Hatte ihr Äuſſeres uns ſchon tüchtig getroffen, ſo war es beim Klange dieſer Sirenenſtimme vollends um unſere Ruhe geſchehen. Der Fremde wollte offenbar platzen vor Grimme, als unſer dankbares Herz ſich rückſichtlos über ihren Geſang vor ihr aufthat. Er verſchlang von nun an ihre Blicke und die unſrigen auch. Letztere ſchienen ihm Magendrücken zu verurſachen. Überhaupt ſah er ſcheel darüber, daß die Dame uns auf mehrere ſchöne Gemälde an der Wand, auf ihre Bücherſammlung und ſo manches Andere, aufmerkſam machte. Damit hatte er freilich ganz unrecht. Er gab ja faſt noch weniger artikulirte Laute von ſich als wir und der guten Frau blieb ſonach gar nichts übrig als irgend einen Gegenſtand der Unterhaltung aufzuſuchen. Wir aber hatten auch unrecht, daß wir's ihr verargten, wenn ſie den Trübſinnigen einmal zur Abwechſelung aufzuheitern ſtrebte. Sie that damit nichts

weiter, als was jede nur halb gewandte Wirthinn thun wird, wenn ein so ledernes Kleeblatt wie wir drei eins bildeten, sich bei ihr zusammengefunden hat.

11.

Die letzte Postille.

Äusserst frostig und mit ellenlangem Gesichte empfahl sich endlich der dritte Gast.

Meine Herren — sagte nunmehr die Dame, nachdem wir die Hüte, aber nur darum ergriffen hatten, damit sie uns wieder abgenommen würden und wir ausdrückliche Erlaubniß zum Längerbleiben bekämen, äusserst verbindlich zu uns — ich bin ihnen den größten Dank schuldig für das Wohlwollen, mit dem sie einen höchst langweiligen Abend mir haben ertragen helfen. Erhalten sie mir ihr gütiges Andenken. Das meinige bleibt ihnen gewiß. Die große Freundschaft, welche sie der ihnen Unbekannten mit ihrem Besuche erzeigten, wird meinem Gedächtnisse nie erlöschen.

Wirklich lag im Tone ihrer Worte mehr

Bayerische Staats-Bibliothek München

als leere Artigkeit. Es lag etwas Herzliches darin. Bei alle dem aber hatte sie nicht nur nicht daran gedacht, uns die Hüte wieder abzunehmen, sondern uns vielmehr, ehe wir's uns versahen, mit wahrhaft strategischer Kunst bis dicht an die Saalthüre manövrirt und eine so treffliche Position genommen, daß so lange sie diese beibehielt, durchaus an kein Wiedervorrücken von unserer Seite zu denken war. Und sie machte ganz Miene, diese Stellung fest zu behaupten. Was wir daher ihr noch sagen wollten, mußte von unserm jetzigen Standpunkte gesagt werden. Aber, aber — die Überfülle unserer Herzen hatte uns die Köpfe so leer gemacht, daß wir die rechten Worte zu nichts finden konnten.

12.

Zweckmäßige Erkundigung.

Zum Glücke gerieth Kandel am Ende noch auf die zweckmäßige Frage, wer der schweigsame, verdrießliche Herr gewesen sey, den wir die Ehre gehabt hatten, bei ihr kennen zu

lernen. Nach den Mittheilungen des Kellners blieb es immer das Nothwendigste, von ihr selbst das Verhältniß herauszulocken, in dem sie mit dem kuriosen Fremden stand. Nur das war zweifelhaft, ob sie auf die Frage eingehen werde. Sobald diese heraus war, bewachten auch meine Blicke ihre Züge und Augen mit solcher Aufmerksamkeit, wie ein Polizeispion die Thür eines verdächtigen Hauses.

13.

Erzählung.

Der Herr — antwortete sie, und ein schalkhaftes, fast spöttisches Lächeln spielte dabei um den schmalen Rosensaum ihres Mundes — ist ein Verwandter, aber ein sehr entfernter, meines verstorbenen Mannes. Seine Vorurtheile gegen das weibliche Geschlecht machen ihn unglücklich. Da hört er zufällig von mir im Hause meines auswärtigen Onkels. Die Freundschaft übernimmt die Schilderung meines Charakters. Der aufmerksam werdende Weiberhasser sieht, vermuthlich mit einigem

Glauben an dieſe Schilderung, ein Miniaturbild von mir an, welches der Onkel beſitzt. Des jungen Mannes Phantaſie verbindet das, was er über mich gehört, mit den Geſichtszügen, welche der Maler ziemlich treu wiedergegeben hat, und vor ſeinem geiſtigen Auge entſteht ein idealiſirtes Bild von mir. Eine andere Erklärung finde ich wenigſtens nicht für ſeinen Entſchluß, ſogleich anſpannen zu laſſen, um mich kennen zu lernen. — Mit einem Empfehlungsſchreiben kommt er bei mir an. Ein bejahrter Mann iſt ſein Begleiter. Dieſer beſchwört mich nun noch heimlich aufs Äuſſerſte um alles das, was in dem Briefe ſchon angedeutet iſt. Des jungen Mannes troſtloſe Eltern wünſchen nämlich, daß er der Welt und der Ehe gewonnen, daß er durch den Umgang mit mir und meine Überredung einer jungen Verlobten zurückgegeben werde, von welcher ſeine überſpannten Forderungen ihn entfernt haben. Der Auftrag mußte mir peinlich ſeyn. Allein ſeine Ältern waren die vertrauteſten Freunde meines ſeligen Mannes. — Das Glück des einzigen Sohnes lag ihnen zu ſehr am

Herzen, als daß ich ihnen die Hand, zu Erreichung ihres Zweckes, nicht hätte bieten sollen, ob ich schon bei der ersten Zusammenkunft mit ihm das Unzureichende des Mittels wahrnehmen konnte. — Von der guten Meinung meines Onkels für mich zu sehr erfüllt, bezeigte er den größten Enthusiasmus für meine Person. Im Gasthofe hier hört er zufällig einige Bestätigung desjenigen, was ihn zu der Reise hierher vermocht hat. — Seine Besuche in meinem Hause vermehren sich. Das aber ist ihm nicht genug. Er verläßt den Gasthof, um ein eben leer stehendes Quartier, meinem Hause gegenüber zu beziehen. Nur weil er mich von seiner Verlobung mit einer Andern unterrichtet sah; und ich mich für diese eifrig zu verwenden, Trotz seinen Anfangs bestimmten Zurückweisungen, nicht abließ, schien er einen förmlichen Antrag eine Zeitlang zu vermeiden. Doch alle Tage mußte ich diesen erwarten. Inzwischen war seinen Ältern der Zustand der Dinge durch mich berichtet und dabei zugleich erklärt worden, daß ich, wenn ihr Sohn Absichten auf meine Hand haben sollte,

auſſer Stande ſey, dieſe zu erfüllen. Ein Eilbote brachte mir ihre Antwort. Da das Herz in ſolchen Fällen auch eine vorzügliche Stimme hat, das meinige aber ſich für ihren Sohn durchaus nicht entſcheiden wollte, ſo konnten ſie meine Anſicht nicht mißbilligen, baten mich jedoch um Gotteswillen, den reizbaren Mann nicht durch Härte zurückzuweiſen. Sie beſchworen mich um Langmuth und Geduld, gaben mir dabei aber auch die Masregel an die Hand, wie ich mich im Nothfalle ſeiner würde entledigen können.

Dieſes alles, meine Herren — fuhr ſie fort — erzähle ich ihnen um ſo lieber, da ich weiß, daß man mich in der Stadt und hauptſächlich im Gaſthofe, den ſie bewohnen, als die Verlobte jenes Mannes zu betrachten anfängt. Vom eigentlichen Verhalt der Sache darf ich hoffen, werden ſie keinen Gebrauch durch Wiedererzählen machen. Das aber wünſchte ich wohl, daß, ſollte die Rede auf dieſe angebliche Verlobung fallen, ſie derſelben in meinem Namen ernſtlich widerſprechen möchten.

14.

Die gute Seele.

Wer war glücklicher als Ändel und ich. Wir gaben die feierlichste Zusage, im vorkommenden Falle den ernstesten Widerspruch zu thun. Dabei baten wir, den folgenden Morgen wieder aufwarten zu dürfen und drückten jeder im Taumel des Glückes dieser Gewährung, dem Bedienten, der uns hinunterleuchtete, einen harten Thaler in die Hand.

Unten an der Hausthüre hielten wir uns lange fest umarmt. Unser beiderseitiges Glück war um so größer, weil jeder von uns glaubte, daß er zu Hebung dieses Schatzes erkoren sey. Im Weitergehen kam das an den Tag: Ich merkte nämlich bald, daß Ändel sich an die, allerdings äusserst verbindliche, Art hielt, mit welcher die schöne Witwe seinem allzufrühen Fortgehen in den Weg getreten war.

Die gute Seele, dachte ich, er kann freilich nicht wissen, daß das aus Furcht geschah, ich möchte sie ebenfalls verlassen. Er hatte, abgezogen durch den Hut, der ihm aus der

Hand fiel, den Blick nicht wahrgenommen, welcher das mir, einzig mir zugeworfene Batistluch begleitete. Ich beschloß indeß ihn so wenig zu stören in der Seligkeit seiner Hoffnung, wie die Dame jenen Fremden, welcher noch immer Licht hatte und im Fenster lag, auch uns lange noch ein Gegenstand des Scherzes blieb.

Übrigens fiel es uns jetzt, wie Schuppen von den Augen, warum die schöne Dame uns nicht zum Längerbleiben ersuchte. Nie hätte sie sich den Ruf, in dem sie stand, in der kleinen Stadt erhalten können, wenn sie jungen, lustigen Personen, wie uns, lange Abendaudienzen gegeben?

15.

Gratulation.

Der Kellner, der in der That auch etwas verliebt in unsere Gottinn schien, machte tuchtige Augen, als wir wie der Frohsinn selber heimkehrten. Nach einigem Husten konnte er die Gratulation, welche ihm das Herz, das zer-

sprengte, nicht länger darauf lassen. Er sagte, daß es ausser dem ihr gegenüberwohnenden Fremden und dessen Gesellschafter noch keinem Manne unter sechszig Jahren gelungen sey, dem Thee der liebenswürdigen Witwe beizuwohnen und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß es bei Stockfremden, wie uns, wohl etwas zu bedeuten habe, ja daß von ihrer Seite die Liebe im Spiele seyn müsse.

Ad vocem Liebe, sagte ich da und vollzog den Auftrag, den uns die Witwe, wegen des Fremden gegeben hatte.

Das war eben Wasser auf des Kellners Mühle. Ich glaube es schon, sprach er. Einer von ihnen, meine Herren, ist es, der das Glück hat, diese reiche Braut nach Hause zu führen! —

Uns konnte der gute Mensch das leicht überreden, wir hatten es ja schon früher gemeint. Um so mehr aber mußten wir auf unserer Huth seyn, daß wir uns nicht gegen ihn verriethen.

16.

Der edle Rebensaft.

Wie billig gaben wir den Schlaf für diese Nacht völlig auf. Wer wird Dingen nachjagen, die man offenbar nicht erreichen kann? Ein anderer, weit würdigerer und, nota bene, erreichbarer, Gegenstand gewährte uns ja Beschäftigung genug; die angenehmste Beschäftigung. Der wirklich recht edle Rebensaft, der in diesem Hause zu haben war, diente uns zum freundschaftlichsten Geleiter durch die Nacht.

Fast hätte er mich allzuweich gemacht. Die Zuversicht, mit welcher Rändel darauf zu rechnen schien, daß *ihm* das große Loos fallen werde, erregte mir, der, natürlicher Weise, völlig eines Andern überzeugt war, ein recht herzliches Mitleid. Ich konnte mir den Augenblick, wo ihm dieser Wahn benommen wurde, nicht schrecklich genug für den Armen denken; zumal da sein jetziger schöner Traum an dem Glücke seines Freundes, an *meinem* Glücke, sich den Kopf zerstoßen sollte! —

Dieser Umstand konnte vielleicht gar nach-

theilig auf unser wahrhaft brüderliches Verhältniß wirken.

Nändel — sagte ich daher, als die Sterne, bedrängt von dem leise nahenden Morgen, nur noch matte Blicke herabwarfen und hob dazu mein frisch eingeschenktes Glas hoch empor — auf unsern Bruderbund noch dieses Glas. Sein ewiges Bestehen!

Schnell ergriff er die Flasche, schenkte sich ein und erhob sein Glas ebenfalls mit Feuer.

Wer auch — fuhr ich fort — von der schönen Witwe gewählt werden sollte, der Andere darf ihn solches nicht entgelten lassen!

Nein! — rief er mit bebender Stimme und in seinem nassen Auge glänzten sichtbar meine eigenen Gefühle — nein, du mußt darum so gut mein seyn, als zuvor!

Nachdem wir die Gläser geleert hatten, geschahen auch schon nähere Vorschläge wegen der Zukunft. Unsere Verwandten schickten uns, leider, immer weniger Geld, als wir auf der Akademie in Umlauf brachten. Sie ließen uns wohl gar zuweilen, so zu sagen, krumm liegen. Ich schlug daher vor, daß derjenige, welcher

den Schatz in dieser Stadt erheben würde, gehalten seyn sollte, dem Andern in dergleichen Nöthen beizuspringen. —

Genehmigt! rief Ründel. Aufs schnellste muß er Hulfe leisten, wo es Noth thut.

17.

Siegeszeichen.

Endlich mochte uns aber doch der Schlaf, aus Verdruß, daß wir ihm nicht den Hof machen wollten, beim Schopfe gefaßt haben. Der Straßenlärm weckte mich auf. Die Sonne stand schon hoch. Ründel lag schnarchend mit dem Kopfe auf dem Fensterkissen. Der Kellner, der den Kaffee eben zur Thüre hereinbrachte, sagte freundlich, daß er nun schon zum dritten Male anfrage, ob uns zu frühstücken gefällig sey.

Allerdings.

Ich weckte meinen Freund. Ein trefflicher Reisewagen rasselte die Straße herunter. Ich erkundigte mich, wem der wohl gehöre?

Dem bewußten fremden Herrn! antwor-

tete der Kellner. Noch ganz spät in der Nacht hat er Postpferde bestellt, und fährt denn nun auch schon von hinnen; ohnstreitig mit einem tüchtigen Korbe.

Erst als der Reisende jetzt zum Wagen herauskukte, verstand ich des Kellners Worte. Ich erkannte unsern wunderlichen Gesellschafter von gestern Abend.

Ein neues Zeichen des gehofften Triumphs. Aus dem unwillkührlichen Ausbruche unserer Freude merkte dasmal der Kellner gewiß völlig, wie er dran war mit uns. —

18.

Der Hieb in den Hirnschädel.

Die Rathhausuhr schlug eben zehn, als wir in das Haus der Witwe traten. Wir wurden nach dem Garten gewiesen. Ringsum der herrlichste Blumenglanz und Duft. Der Garten war ein Aufenthalt, seiner Besitzerinn würdig. Sie kam. Ihr Auge blitzte, ihre Wange glühte, weit herrlicher noch als gestern. Wie vom sanftesten, süßesten Zephyr getragen, schwebte

sie freundlich auf uns zu. Weit inniger noch als gestern dankte sie, daß wir uns den langweiligen Abend hätten gefallen lassen.

Vielleicht — fragte sie — haben sie unsern Gesellschafter auch fortfahren sehen?

Wir bejahten.

Gott, rief sie aus, wie froh bin ich, so wohlfeilen Kaufs ihn los geworden zu seyn! — Übrigens ist der Mann sehr zu beklagen. Er war Soldat, und erhielt in einer Schlacht, ich weiß nicht wo, einen Hieb in den Hirnschädel, der ihn lange, lange mit dem Tode bedrohte. Ach, wer weiß, ob der Tod ihm nicht besser gewesen wäre! Denn jener Hieb hat äusserst übel auf seinen Geist gewirkt. Erstens glaubt er nämlich seitdem, daß alle Weiber treulos wären, und seine zweite, noch nachtheiligere Idee ist die, daß keine ihm widerstehen könne. Unbeschadet des ersten Glaubens aber läßt er sich doch keine Mühe verdrießen, eine Ausnahme von der Regel, das heißt bei ihm, eine Frau zu suchen, die durchaus keinen andern Mann mit freundlichem Blicke ansieht, als ihn.

19.

Einleitungen.

Die Innigkeit, mit der die Dame uns immer von Neuem dankte und das Behagen, von dem ihr Auge zeugte, dünkte mich eine große Erleichterung für das Wort, das ich eben gegen sie auszusprechen hatte. Rändel und ich, hatten nämlich vorhin zu Hause gelooset, wer von uns beiden ihrem Herzen den Vortrag machen sollte und das Loos war auf mich gefallen. Es schien mir rathsam, für's Erste etwas von unsern Verwandten und deren glücklichen ökonomischen Verhältnissen, so wie von unsern guten Aussichten im Vaterlande durch den Einfluß dieser Verwandten mitzutheilen, um hierauf die Erklärung, daß wir beide sie unendlich liebten und die Frage, welchen sie wohl vielleicht beseligen wolle durch ihre Hand, desto sicherer bauen zu können.

20.

Alle beide.

Mit vieler Gefälligkeit und Langmuth hatte die Dame bereits meine genealogisch-ökonomischen Nachrichten angehört, dazu bei dem Fingerzeige auf das Glück, welches uns beide erwarte, ihre besondere Satisfaktion zu erkennen gegeben, so daß ich mit einem Muthe und einer Präzision, die ich mir früher kaum zugetrauet hatte, nun auch die Hauptsache ihrer Entscheidung anheimstellte.

Eine recht sichtbare Betroffenheit, mit welcher sie das aufnahm, konnte mich nicht irren. Die zarte Weiblichkeit, so viel wußte ich bereits aus Romanen und vom Hörensagen, wandelt bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich eine Art von Fieberschauer an, der es sogar erklärlich macht, wenn die Heiterkeit eines Gesichts, wie bei dieser Schönen plötzlich fur immer ausgelöscht scheint. —

Allein die Worte, die Worte! die thaten ein Mehreres kund als jenen Fieberschauer. Achselzuckend erklärte sie nämlich geradezu, daß nicht

nur Rändel, sondern auch ich, kurz daß wir alle beide zuviel von ihr forderten."

21.

Aufklärung.

Gestern Abend — sagte sie — befand ich mich in einer sehr großen Verlegenheit. Meine Schwester war verreist und der Herr, welcher heute Morgen die Stadt verließ, hatte mich gebeten, mich einmal ohne seinen Gesellschafter besuchen zu dürfen.

In der gewissen Voraussetzung, daß ich gegen Abend noch einen andern männlichen Besuch erhalten würde, war die Bitte aus wahrem, innigem Mitleid und um desto eher von ihm befreit zu seyn, dem Armen gewährt worden. Und wie es dazu kommt, erhalte ich einen Brief, der mich mit der Grundlosigkeit jener Voraussetzung bekannt machte. Das Tete a Tete aber mußte mir um so größere Furcht erregen, da es mir auf jeden Fall eine Liebeserklärung mitbrachte. Deshalb schrieb ich an den schon früher in mein Vertrauen gezogenen

Gesellschafter des überspannten Mannes, daß ich entweder ihn zugleich mit erwarte oder mich für unpaß ausgeben und allen Besuch ablehnen müsse.

Der wackere Freund des Gemüthskranken eilt zu mir herüber. Er ist ausser sich über meine Alternative. Sein Kranker, sagt er, würde ihm, falls er mitkommen wolle, sein ganzes Vertrauen für immer entziehen und sich durch die vorgegebene Unpäßlichkeit im Guten gewiß nicht abhalten lassen, mich zu besuchen. Der Gemüthszustand des jungen Unglücklichen sey aber grade jetzt zu gereizt, als daß ein gewaltsames Abwehren seiner Zudringlichkeit nicht äusserst empfindlich, ja zerstörend auf ihn einwirken solle. Er rieth mir, irgend Jemand zu mir kommen zu lassen, oder seine Liebeserklärung — denn auf so etwas könne ich mich gefaßt machen — anzuhören und solche zu erwiedern. Es stehe ja, sagte er, immer noch in meiner Gewalt, an einem der folgenden Tage die Sache durch Erregung seiner Eifersucht rückgängig zu machen.

Allein die Verstellung, welche der letzte Vorschlag erforderte, empörte mein Herz.

Ich ſchickte nach mehrern Bekannten in der Stadt. Doch, eine Landparthie macht, daß Niemand zu Hauſe gefunden wird. Da kommen ſie, meine Herren, die Straße hergeritten. Das auffallende Geräuſch ohnweit dieſem Hauſe, das ſie ihren Pferden zumuthen, lockt meine Neugier. Ihre Aufmerkſamkeit auf mein Fenſter bringt mich auf die Idee, daß die Kourbetten ihrer Pferde wohl gar eine Art von Huldigung für mich ſeyn könnten. Brannte ihnen doch ganz unverkennbar die Luſt nach Abentheuern aus den Augen. Sie grüßten herauf und wären, wenn ich nicht irrte, darüber faſt bügellos geworden. Bei dieſen Grüßen ſchon und noch mehr, als ſie im langſamen Weiterreiten wiederholt zurückblickten, kam mir eine Möglichkeit in die Gedanken. Sollten, dachte ich, dieſe Herren vielleicht gar Bekanntſchaft ſuchen mit Dir? — Der Gruß und die Art dabei bekräftigte meine Vermuthung. Es war ſogar nicht ganz unwahrſcheinlich, daß ſie den kürzeſten Weg für die Sache wählten und mir gradezu die Ehre ihres Beſuches zuwendeten. Schon oft nämlich hatte ich bemerkt, wie

selbst anständige, junge Herren, welche hier ankommen, gegen uns Kleinstädter so sehr alles Anstands vergaßen, daß es schien, als hielten sie uns für eine Gattung untergeordneter Wesen, welchen die großstädtische Welt alles bieten könne. — Sie, meine Herren, brauchten nicht einmal so weit zu gehen. Es gab ja wohl mancherlei Vorwand, mich zu besuchen, kurz, ich glaubte wirklich, daß mir diese Ehre von ihnen zugedacht sey. Das versetzte denn meinem natürlichen Frohsinne, welcher durch den mir bevorstehenden verdrußreichen Abend ganz regungslos geworden war, auf Einmal einen Stoß. Mächtig richtete er sich auf, sie zu erwarten. Ganz vernarrt in den Gedanken, daß sie doch ja gewiß kommen mochten, ließ mein Auge nicht ab von ihren Fenstern im Gasthofe. —

Und — wer beschreibt meine Freude! — da traten sie Arm in Arm aus der Hausthure. Ihre leuchtenden Blicke hafteten einzig auf diesen Fenstern. Der Gang galt meiner Wenigkeit. Die Schüchternheit aber, welche, je näher sie kamen, immer mehr aus ihrem ganzen

Wesen hervortrat, war eine Art von Schmeicheli für mich. Eine, freigestanden, mir sehr unwillkommene; denn sie machte einen Strich durch meine Rechnung. Ich mußte fürchten, daß sie durch sie sich würden abhalten lassen von dem Besuche, auf den ich bereits gefaßt war, den ich, offen bekenne ich's ihnen, ausserordentlich wünschte. Da entschloß ich mich denn mein Tuch auf die Straße fallen zu lassen. —

Der Zweck war erreicht. Sie kamen und halfen mir einen ausserdem gewiß recht trübseligen Abend leidlich überstehen.

22.

Frage und Antworten.

Die leise, wenn schon nicht unfreundliche Ironie ihrer Rede erkältete mein Herz nach und nach gegen die Dame.

Und — begann ich, während Nändel gedankenlos und finster den Rosenstock, neben dem er stand, durch Ausreissen der einzelnen Blätter nach und nach um alle seine Blumen brachte, offenbar nicht im besten Humor —

mußten sie nicht denken, daß ein junger Mann, dem man ein Tuch zuwirft, auf solche Weise, daraus leicht ein Recht für sich herleiten könne?

Höchstens einen Anspruch! antwortete sie gewandt genug. Den aber zurückzuweisen, blieb doch immer in meiner Gewalt. Eine ernste Absicht war nicht zu vermuthen, weil diese ganz ausser den Verhältnissen lag.

Wie so? fragte ich.

Ei, ein Student und schon Heirathspläne! Das kann Niemand voraussehen. Gestern schloß ich aus ihrem ganzen Wesen, daß sie Studierende wären, heute — weiß ich's gewiß. — Und dann — fuhr sie fort — durfte ich auch schon darum keinen Anspruch auf mich gelten lassen, da ich, seit Jahr und Tag bereits, heimlich verlobt bin.

23.

Die Nothnägel.

Ei, ei — versetzte ich bitter — hüten sie sich denn, daß dergleichen Tuchzuwerfen ihrem

Bräutigam nicht zu Ohren komme. Er könnte Späße wie diesen doch zu ernsthaft finden!

Auch dann — fragte sie, mit einem aus der zeitherigen Ironie ganz herausgehenden bescheidenen Tone — auch dann, wenn ich jenen Verrückten einzig durch Erregung seiner Eifersucht auf gute Art entfernen konnte? — Seine Verwandten hatten mir grade diese Manier für den Nothfall selbst an die Hand gegeben.

Schon gestern Nachmittag wollte mein Verlobter erscheinen. Er hätte die beste Gelegenheit gehabt, jenen Unglücklichen durch Liebkosungen gegen mich zu verscheuchen. Allein von allerlei Geschäften abgehalten, konnte er erst in dieser Nacht eintreffen! —

Wir mögen recht wunderliche Gesichter gemacht haben, Ändel und ich, wie es jetzt ausser allem Zweifel war, daß wir hier nichts, gar nichts, als die leidigen Nothnägel vorgestellt hatten.

24.

Galopp.

Kinderchen — ſo erſcholl jetzt eine mir und meinem Freunde wohlbekannte Mannsſtimme aus der benachbarten Laube — ich danke euch herzlich, daß ihr meine Stelle geſtern Abend ſo gut verrichtet habt; denn ich ſelbſt bin der Verlobte dieſer Dame! —

Der Mann, der hier freundlich zu uns trat, kannte unſre Ältern, wie uns.

Etwas Schlimmeres konnte uns nun nicht noch begegnen, als unſerm Inkognito ſogar entriſſen zu werden. Alle Freundlichkeit des, unpartheiiſch betrachtet, recht gut zuſammenpaſſenden Pärchens reichte nicht hin, uns zurückzuhalten. Wir eilten in den Gaſthof und dort auf unſere Pferde, ließen uns auch vom Hausknechte einen Weg zeigen, auf dem wir die ſchöne, große Straße umgehen konnten. —

Eine verwünſchte Art den Verlobten zu ſpielen! rief Rändel, nachdem ein anhaltender Galopp uns den ſeltſamen Thurm der Stadt

B, auch wenn wir danach zurückblickten, ganz aus den Augen gebracht hatte. —

Späterhin belustigten wir uns noch manchmal an den in jener schlaflosen aber hoffnungsvollen Nacht schon zum Theil festgestellten Einrichtungen in Verfolg der reichen Parthie, welche am Morgen ganz zu Wasser geworden war. Seinen guten Nutzen hat indessen das Abentheuer gehabt. Noch gestern sagte mir Ründel lachend, daß er seitdem wenn ihn die Eitelkeit auf irgend eine Art irre führen wolle, nur den Gasthof zur langen Nase in sein Gedächtniß zurückrufen dürfe, um sich auf der Stelle im rechten Gleise befestigt zu sehen. Und mir geht's wahrlich grade so! —

III.

Frauenmuth.

Novelle,

nacherzählt

von

Friedrich Krug v. Nidda.

Die junge Brittische Seemacht wagte es unter Cromwell zuerst, sich durch Eroberungen auszuzeichnen, und eine damals ungeheure Flotte, sechzig rüstige Kriegsfahrzeuge stark, mit achttausend Soldaten bewaffnet, setzte alle Nachbarküsten um so mehr in Sorge, als der Zweck ihrer Bemannung unbekannt war. Der hinterlistige Regent ließ auch geraume Zeit vorübergehn, bevor er ihre Bestimmung enthüllte, und indem er ihr bald an den Kanarischen Inseln, bald im Mittelländischen Meer einen Ankerplatz anwies, spannte er die Aufmerksamkeit der Portugiesen, Spanier und Genueser eben so sehr, als der Turke im Marmormeer vor ihr erzitterte, ja alle Barbareskenstaaten sich in gleichen Vertheidigungsstand setzten. Doch plötzlich hielt die Flotte das Atlantische Meer, und

obschon die Spanische Flagge ihr den kräftigsten Widerstand that, blieb doch die Küste von Amerika bis zum La Plata-Strom hinab ihren kühnen Anfällen offen, Port-Rojal auf Jamaika ward von ihr besetzt, und Brittischer Muth versuchte sich an den entlegensten Punkten.

Bei einem dieser Landungsversuche ward auch die Villa Don Bernardo's von Valesko in der Nähe von Buenos-Ayres heimgesucht, die eben ohne alle Vertheidigung war, indem nur die Tochter des Spanischen Besitzers, Leonore, nebst einigen Dienerinnen sich daselbst befand, die, Letztere, sämmtlich erschlagen wurden. Nur die seltne Schönheit Leonorens — einer kaum achtzehnjährigen Jungfrau — rettete ihr Leben, das man ihr ausserdem unfehlbar geraubt; doch eben diese Schönheit ward auch ihr Verderben, denn der Hauptmann, der den Angriff leitete, fühlte sich bei ihrer Erscheinung wunderbar bewegt, ja von der heftigsten Leidenschaft ergriffen.

Leonorens Herz war nicht mehr frei; Don Fernando de Padille, ein junger Spanischer Edelmann, hatte es bereits für sich gewonnen und nur die Feindseligkeiten der Engländer waren

Schuld, daß er, mit Leonorens Vater einen kurzen Streifzug unternehmend, sich nicht schon mit ihr verbunden hatte. Der Moment des feindlichen Einbruchs war der allerunbewachteste, denn Leonore und Beatrize ihre Kammerfrau, waren eben im tiefsten Gespräch über die nahe Vermählung begriffen. Jene lag sinnig auf dem Ruhebett und ihre Vertraute beschäftigte sich eben, das ihr bevorstehende Glück mit den hinreissendsten Farben zu malen; da geschah es, daß das Geschrei der eingedrungenen Soldaten sie aus den süßesten Träumen riß; doch, indem sie sich schnell erhob und ihren Feinden gefaßt entgegen ging, flößte sie Allen eine Ehrfurcht ein, die auch den Rohesten entwaffnete. Selbst der Hauptmann, im Gefühl der Macht und des Sieges, fühlte sich bei ihrem Anblicke wie vom Blitz gelähmt, und bat sie fast verlegen um Verzeihung, ob des ihr zugefügten Schrecks; kündigte ihr drauf zwar Gefangenschaft an, ersuchte sie jedoch in zarten Worten, über ihr Schicksal beruhigt zu seyn, ja über ihn selbst als ihren Diener zu gebieten.

„Ich beuge mich unter das Geschick, das

mich betroffen" — erwiederte sie mit einem Seelenadel, den nur die höchste Tugend geben kann — „und obschon ich mich dessen keineswegs versahe, hoffe ich, daß man mein Loos als Spanierinn von Geburt und Rang von dem einer Sklavinn unterscheiden werde, worüber mein Herz mich zu hoch erhebt, um irgend diese Schmach zu besorgen! Wollt daher immer über mich verfügen, Edler Herr, doch indeß mir und meiner Kammerfrau ein Gemach anweisen, wo wir vor eurer Mannschaft gesichert sind. Eu'r milder Ernst verbürgt mir die Gewährung meines Wunsches und läßt mich hoffen, keine Fehlbitte zu thun!" —

Hauptmann Richard bot ihr den Arm und führte sie in die Schiffscajüte, flog jedoch schnell zu seinen Leuten zurück und befahl Allen, streng geheim zu halten, welch köstliches Kleinod er davon gebracht; dagegen an der Küste auszusprengen, daß Leonore mit ihrem ganzen Gefolg, sich thörigt vertheidigend, erschlagen worden sey.

Diese Kunde wurde denn auch bald dem Don Valeöko hinterbracht, der, längs dem

Meerufer eine kleine Reiterſchaar befehligend, am Abend zu ſeiner verwaiſten Villa heimkam, und den Verluſt ſeines einzigen Kindes kaum vernehmend, in hoffnungsloſen Jammer verfiel; doch war ſein Zuſtand noch bei weitem dem des Fernando vorzuziehn, der, im Begriff dem ſüßeſten Wonneziel zu nahn, ſich nun von aller Welt verrathen ſahe, und voll der feurigſten Phantaſie, ſich faſt dem furchbarſten Wahnſinn überließ. Der einzige Weg, von der Verlornen gewiſſe Nachricht einzuziehn, war eine Sendung an den brittiſchen Admiral nach Jamaika, und Bernardo fertigte ſofort ein Jagdſchiff dahin ab, das jedoch, obſchon es beim Feind gute Aufnahme gefunden, nur die beſtätigte Todesſage brachte — da Richard und ſein ganzes Schiffsvolk dieſelbe übereinſtimmend ausgeſtreut und Niemand auſſerdem von ihr Kunde hatte.

Ganz verſchieden ſchien jedoch die Beſtätigung dieſer Nachricht auf beide Hinterlaſſene zu wirken, denn in ſo gränzenloſen Trubſinn nun der Vater verfiel, ſo wunderbar ſchien ſich Fernando über ſeinem Schmerz emporzurichten;

so daß Leonorens allgemein geglaubter Tod ihm eine Quelle des Lebens wurde, vermeinend daß ihre seltne Körperschönheit sie wohl vor den Dolchen der Krieger geschützt, dagegen irgend eine freve Liebe sie in gefahrvolle Händel verwickelt. Bernardo theilte diesen Trost zwar nicht, gab jedoch seinem Gidam endlich nach, dem eine hohe Belohnung auszusetzen, der von Leonorens Verschwinden irgend Aufklärung geben könne; und in der That trat bald ein unbemerkter Knabe auf, der Gelegenheit gefunden haben mochte, sich den Engländern zu entziehn, aussagend: daß Senora Leonore und Beatrize ihre Dienerinn, dem Feind gewaltsam habe folgen müssen. — Diese Entdeckung, über Alles wichtig, gab nun dem feurigen Fernando Raum, sein weiteres Verfahren auszubilden.

Indeß erhielt die Flotte, bei welcher Richard diente, Befehl, sofort nach England zurück zu gehn, und Leonore mußte ihrem Räuber in einem Grad von Trostlosigkeit folgen, wofur die Sprache keinen Ausdruck kennt. Vergebens hatte sie gehofft, durch Vater oder

Bräutigam der Brittischen Gewalt entrissen zu werden, doch sah sie nun diesen Glauben schwer getäuscht, und so groß auch bis hieher ihr Muth und ihre feitne Ergebung gewesen, so fühlte sie sich nun auf einmal abgespannt, und in der That der Verzweiflung nahe. Umsonst bemühte sich ihre Kammerfrau, ihr neue Hoffnungen zu erwecken — deren sie freilich leider selbst entbehrte — als jedoch Leonore in der Wuth des Schmerzes selbst an der Liebe ihres Verlobten irre ward, suchte ihr Beatrize einzureden: daß Don Bernardo's Schweigen die sicherste Rechtfertigung Fernando's sey, indem die Zärtlichkeit eines Vaters doch keinem Kaltsinn erliegen konne. Auch machte sie ihrer Herrinn fein bemerkbar, daß Richards Leidenschaft gegen sie ohnfehlbar der Grund dieser Unthätigkeit sey, indem er auf jede Weise nichts versäumt ihre Anwesenheit zu verläugnen, und so die letzte Spur für ihre Hinterlassnen auszutilgen.

Leonore überzeugte sich zuletzt von der Richtigkeit dieser Behauptung, und versprach den Muth nicht sinken zu lassen, so lange ihr

noch die entfernteste Hoffnung übrig sey, ja Alles einer höhern Macht zu übergeben.

Unter diesen Tröstungen und Klagen hatte man den Kanal bereits erreicht, und Richard hielt's nun für wohlgethan, seine reizende Beute in der Provinz von Kent auf einem einsamen Landschloß zu verbergen.

Hier wagte er's auch zuerst, ihr seine Liebe zu gestehn, wobei er ihr jedoch die Versicherung gab, ihre Gunst nur frei gewinnen zu wollen, und wie es einem edlen Freier wohl gezieme, bis dahin in aller Bescheidenheit fern zu stehn. Sie antwortete ihm ganz mit jenem stolzen Ernst, der ihrem Volk vor Allen eigen ist: daß sowohl ihr Herz als ihre Hand nur in der Willkühr ihres Vaters ruhe, und daß sie, nur von ihm Befehle anzunehmen gewohnt, sich Keinem ausser ihm fügen werde! — Richard, durch diese Erklärung tief verletzt, besaß sich kaum genug, seinen Zorn zu verbergen, doch ordnete er ihr, unter dem Vorwand der Schicklichkeit, mehrere vertraute Dienerinnen zu, um sie und Beatrizen zu beobachten.

Leonore, durch die Entschiedenheit ihres

Verhältnisses zu Richard einigermaßen ausgesöhnt, schien sich nun äusserlich zu beruhigen, und auf Fernando's Unternehmungsgeist gleich fest als auf seine Treue bauend, gewann sie so viel Gewalt über ihr Gefühl, es anscheinend beinah ganz zu beherrschen. Bald darauf äusserte sie gegen Richard selbst den Wunsch, von ihm, als vorzüglichen Seemann, einigen Unterricht in der Schiffskunst zu nehmen; eine Wissenschaft, der sie bald so viel Geschmack abgewann, daß ihr Lehrer nicht genug erstaunen konnte, wie sie bald die schwersten mathematischen Verhältnisse scharfsinnig löste, bald in die trockensten mechanischen Lehrsätze mit mehr als männlicher Stetigkeit einging. Doch wirkte diese Bemerkung nur noch mehr auf Richards stündlich wachsende Liebe, und machte es ihm von Tag zu Tage schwerer, in ihrer Nähe ruhig zu seyn.

Um diese Zeit ward er, sehr unerwartet, zu einer neuen Meerfahrt aufgerufen, da ein kühner Spanischer Abentheurer, der, wie die Sage ging, aus den westindischen Gewässern kreuzend, schon manches Brittische Fahrzeug ge-

Lapert und selbst den Küsten Englands sich genahet, hinsichtlich nach dem Atlantischen Ozean gesteuert sey, um dort Jamaika frei zu machen. Großmüthig, wie der beste Britte, verschmähte er jeden Beutegewinn, ließ manchen Kauffahrer ungeneckt vorbeiziehn, schlug sich dagegen mit Erbitterung gegen jedes bewehrte Schiff, das ihm auf seinen Fahrten begegnete. — Richard erhielt diesen Ruf nicht sobald als er sich Leonoren entdeckte, und ihr seinen Befehl vom Regenten kund that, dem Unbekannten mit einem Geschwader nachzuziehn und die Vertheidigung von Jamaika zu leiten. Er verbarg ihr bei dieser Gelegenheit nicht, wie ungern er sie allein in England wisse — besorgend, daß sie Mittel finden dürfte, sich irgend einmal in Freiheit zu setzen und sich für immer seiner Nähe zu entziehn, was, wie ihm wohl bewußt, stets ihr vorzüglichster Wunsch gewesen. — Wie angenehm überraschte ihn jedoch ihre muthvolle Äusserung, ihn auf dieser Fahrt begleiten zu wollen, vorausgesetzt, daß es ihr erlaubt sey, Seeuniform zu tragen, nicht minder sich, wenn's ihr beliebe, von Zeit zu Zeit

ins Gefecht zu miſchen, da ſie durch ſeinen Unterricht ſich fühlte, ſich wohl mit Ehren ſchlagen zu können.

Richard nahm dieſe Idee mit Entzücken auf, und wie die Liebe die Eigenheit hat, auch das Widrigſte vortheilhaft zu deuten, wähnte er, es keime dieſer Entſchluß nur aus geheimer Neigung zu ihm, und aus Beſorgniß, ihn entfernt zu wiſſen; da es im Gegentheil nur ihr Vorſatz war, ihr liebes Mutterland wiederzuſehn und in der Nähe Richards zu erforſchen: Ob nicht der kriegeriſche Unbekannte ihr geliebter Fernando ſey? von deſſen kühnem ritterlichem Sinn ſie die gewagteſten Hoffnungen hegte. Daß ſie in ihrem gebundenen Verhältniß, ihm freilich kein Zeichen ihres Lebens werde geben können, beſchied ſie ſich zwar, doch durch die Macht der Leidenſchaft ermuthigt, hielt ſie den ſchwachen Rohrſtab ihrer Hoffnung mit übermenſchlichen Kräften feſt.

Sie forderte hierauf von Richard einen theuern Schwur, ihr in ihrer männlichen Verkleidung wie einem Offizier ſeines Geſchwaders zu begegnen; Beatrizen als Lakay in ihrem

Dienſt zu laſſen, und ihr auf keine Weiſe hinderlich zu ſeyn, mindeſtens ihrer Ehrliebe genügen zu können, da ihr die bürgerliche Freiheit ohnehin grauſam genug durch ihn entriſſen worden ſey. Er that dieſen Eid, gelobend, ſie als Freund und Kamrad zu behandeln, ja ihr, ſofern es ihre Kraft nicht überſteigen werde, bei keiner Gelegenheit entgegen zu ſeyn, ſich irgend durch Tapferkeit auszuzeichnen. Drauf entfernte er ſich und Leonore flog zu Beatrizen, der ſie jedoch nicht wenig zuzureden hatte, eh ſie ſich zu der begehrten Verkleidung verſtand, ja endlich nur die Verheiſſung, ſie ſtets aus der Angriffslinie zu entfernen, ihrem Herzen Beruhigung gab, — und Beide ſich nun ohne Aufſchub bemüheten, ſich bald an das neue Coſtüm zu gewöhnen, um nothfalls ſofort auf ihrem Poſten zu ſtehn. Es iſt kaum nöthig anzudeuten, daß Leonore, von dem ſchlankſten Wuchs und den zarteſten Formen, auch jetzt als Jüngling höchſt anziehend blieb; nicht minder ihr in große Locken zerfallendes Haar, das reich und ungebunden ſie umwallte, bei der weißeſten Haut und den

sprechendsten Augen, die künstlich erdichtete Männlichkeit mit gleich viel weiblichen Zügen milderte; doch sprach aus eben dieser Huldgestalt ein Adel des Blicks und ein Muth des Herzens, der jeden Brittischen Jüngling neben ihr, wo nicht entfernte doch in Schranken hielt. Auch die Gewandtheit, sich in englischer Zunge fertig auszudrücken, erleichterte ihr ihre Rolle sehr, und als sie in Plymouth den Offizieren ihres Schiffs als Ritter von Luney vorgestellt wurde, fühlten sich Alle durch ihre Bekanntschaft entzückt. —

Man ging unter Segel, dem Befehl gemäß, sobald als möglich Jamaika zu erreichen und von dort aus auf den Spanier Jagd zu machen, jedoch lief Richard nah an dieser Insel noch Gefahr bei hoher Wogenbrandung zu scheitern, und dieser endlich glücklich obgesiegt, ward er so kühn von seinem Gegner überrascht, daß er, trotz der lebhaftesten Gegenwehr, doch eine Fregatte lassen mußte, die der Spanier — in der That Fernando — im Schlepptau mit sich von dannen nahm und schnell in seine Heimath entführte. Dort fand er den Ver-

nando in großer Besorgniß, in Ihm die letzte Stütze zu verlieren; seine siegreiche Wiederkehr beruhigte ihn zwar, doch war er leider nicht im Stande, des Vaters verwaistes Herz zu trosten, indem er, selbst auf Brittischem Boden von Leonoren keine Kunde vernahm. Nach diesem bittersüßen Willkommsgruß, ließ er die Mannschaft des eroberten Fahrzeugs vor sich führen, und vor Allen gefiel ihm ein Offizier, Montrose genannt, der ihm auf jede seiner Fragen diente, ihm auch gestand, daß der Führer des Geschwaders Richard heiße, doch sey ihm von einer spanischen Gefangenen nichts bekannt und müsse diese wohl in Europa zurückgeblieben seyn. Fernando und Montrose wurden bald vertraut, letzterer nahm sogar spanische Dienste, erbot sich auch, unter dem Vorwand kriegerischer Verhandlungen, eine Sendung nach Jamaika zu übernehmen und Fernandos Sehnsucht nach Leonoren Genüge zu thun; doch kam er bald erfolglos zurück, und obschon er selbst Luney's persönliche Bekanntschaft gemacht, wähnte er nicht, in diesem feurigstolzen Jüngling die zarte Braut seines

Eleasherrn zu sehn; im Gegentheil hielt er die Bewegung Dieser, als er entfernt nach Leonoren frug, für Zeichen einer unerlaubten Liebe zu dieser reizenden Spanierinn, — versicherte drauf, voll bittern Grolls, daß auch Fernando sich ganz kürzlich mit einer Eingebornen vermählt; und brach das Gespräch zur Unzeit ab, eh Leonoren, durch diesen neuen Schlag betäubt, den wahren Grund seines Forschens errathen.

Die Resultate dieser zweiten Sendung, konnten Fernando'n wenig tröstend seyn; er empfing daher die Kunde der fortgesetzten Feindseligkeiten mit um so größerer Ungeduld, gefaßt die Bürde des Lebens blutig abzuwerfen, die er länger zu ertragen, für unmöglich hielt. Kaum war daher sein Schiff wieder bemannt, als er sich ungesäumt aufs hohe Meer zurück begab, entschlossen, ohne Leonoren nicht mehr heimzukehren.

Während dem hatte sich der Ritter Luney bei einem zufälligen Seegefecht mit einem amerikanischen Kaper auf glänzende Weise hervorgethan, des Feindes Schiff durch Entern ge-

nommen, und Richard, von Bewunderung gegen die geliebte Herrinn hingerissen, stand nicht an, ihr in der Person des vermeinten Luney ganz jene großmüthige Huldigung zu bieten, die sie als Dame ihm so streng versagt. Er überließ ihr alle Beute des genommenen Schiffs mit dem Beding: was sie sich nicht selbst zueignen wolle, an ihre Sieggefährten auszutheilen, und ganz seiner Zustimmung gewärtig zu seyn. Die Heldinn nahm diese Großmuth an, erwägend, sich hierdurch eine Parthei zu erwerben, die ihr wohl künftig höchst nothwendig sey; so wie sie sich namentlich das Vertrauen eines alten irländischen Offiziers, Namens Ywon gewann, der bald zu ihrer Befreiung thätig wirkte. Bald darauf brachte Capitain Richard in Erfahrung, daß in den kleinen Inselbuchten von Surinam sich noch eine bedeutende Zahl von Seeräubern berge, die mit Geschütz und reichlicher Munition versehn, noch mehrere Schiffe die ihrigen nennten; daß man diese jedoch nicht anders fangen könne als durch scheinbare Verfolgung und Bedrängung des schon durch Luney genommenen

Schiffs, dem denn die Übrigen schnell zu Hülfe eilen würden, um ihrem Verderben nicht zu entgehn. Die Kriegslist gelang; man schoß die erste Hülfsfregatte nieder und verfolgte die Andern bis zu Lande, woselbst sich jedoch die Hinterbliebenen hartnäckig schlugen, und aus dem Innern der Inseln her stets mit neuer Mannschaft verstärkt, das Feld durchaus nicht räumen wollten. Dieser unerwartete Widerstand, bewog den Hauptmann endlich die letzte Bereitschaft an sich zu ziehn, um mit Hülfe derselben vorzudringen, und Leonoren ward hier abermals Gelegenheit, sich ganz dem Muth der Verzweiflung zu weihn, zumal sie, seit der Nachricht von Fernandos Vermählung dem Tode fast tollkühn entgegen ging, und stets auf dem Randverdeck zu fechten pflegte. Doch schien es, daß der Tod, den sie gesucht, sich vor ihr in die Reihe der Feinde flüchtete; die Räuber konnten ihrem Muth nicht widerstehen. Alle wurden gefangen genommen oder hingemäht, und nie ist ein Sieg wohl entschiedner gewesen. Richard, selbst Zeuge ihrer Anstrengungen, riß den gepriesenen Lunch ans Herz und

dankte ihm in den feurigſten Worten, doch hielt ihn dieſer beſcheiden zurück, bat aber um Begnadigung der Beſiegten, und zum Beweiſe wohlerworbenen Vertrau'ns in ſeinen Arm und ſeine Führung, um die Gunſt: das neulich von ihm genommene Schiff — Herkules — fortan auf jeder Fahrt zu führen, in jedem Gefecht ſein Vertheidiger zu ſeyn. Dieſe Forderung zu hoch für Richards, durch Stolz und Liebe zermalmtes Gemüth, ward geweigert und Luney trat beleidigt zurück, als Yvon und mehrere Offiziers des Geſchwaders ſich mild begütigend in den Handel legten, den Richard nachzugeben vermochten, und dieſer unter dem Beding: ſich nie von Luney's Seite zu entfernen, dem Yvon zuletzt die Vergünſtigung gab.

Dieſer verlor keinen Augenblick ſeinem Freund, die frohe Botſchaft mitzutheilen, ward jedoch eine auffallende Traurigkeit an ihm gewahr, die keineswegs zu ſeinem freudigen Heldengeiſt noch zu den ſiegreichen Erfolgen ſtimmte, die er als Soldat und Ritter erlangt. Lange bemühte er ſich jedoch vergebens, den Mund des ſtolzen Freundes zu eröffnen, dem höchſtens

ein geheim entschlüpfter Seufzer doch kein erklärendes Wort entging; endlich brach ihm das eigne Herz, und große Thränen seinen eisgrauen Wimpern entstürzt verriethen deutlich, wie er in höchster Hingebung des Gemüths, wohl auch ein gleiches Vertrauen erwartete. Nun erst ließ Luney seine Maske fallen, — er hub die schwimmenden Augen zu ihm auf, die in dem Augenblick der süßeste Schmerz, die allerweiblichste Huld verklärte, und indem er Ywons starke Hände mit brünstiger Liebe in die seinigen schloß, als wolle er sich ihrer ungetheilt versichern, sprach er mit rührendstem Stimmenton: „Da Ihr denn also, mein geliebter Freund, Euch so gar ritterlich für mich verwendet, und mir eine Zartheit des Herzens zeigt, die mich des herrlichsten Erfolgs versichert, so sey Euch denn hiermit auch Alles kund gethan, was sich bis jetzt Euerm Blicke entzogen! Wißt denn, dieser Luney, der Euch in manchen heißen Kampf gefolgt, ja heute noch als Führer vorgefochten: — ist nur ein schwaches hülfloses Weib, — die Allerunglückseligste von Allen, die vielleicht jemals der

Tag beſchien! — Doch" — fuhr ſie fort, als ſie ihn erſtaunt zurückweichen ſah, als fürchte er ein Phantom zu berühren — „Doch bewahrt ſie ein Herz, das mit keiner Königinn tauſcht, und Liebe, Muth und makelloſe Treue hielten ſie in allen Gefahren hoch empor, und ließen ſie nach dem Köſtlichſten ringen!" — Drauf nannte ſie ihm ihre Heimath und Familie, geſtand ihm ihr Verhältniß zu Ferdinand, und ſchloß zuletzt mit der kühnen Bitte, die ſie auf ihren Knieen zu ihm that: Ihr zu baldiger Flucht behülflich zu ſeyn, da ſie auf keinen Fall mehr im Stande wäre, ſich in den Reihen der Engliſchen zu ſehn und gegen ihr eignes Volk zu kämpfen, das ſie in der Perſon ihres Vaters und Verlobten, mit unbegränzter Liebe umfaſſe. Yvon meinte zu träumen und ſammelte ſich ſchwer, doch endlich hub er ſich kräftig auf und ſchwur ihr bei der hochgelobten Jungfrau und bei der ſeligmachenden Kirche, der er im Stillen zugethan war, ihr zu ihrer Befreiung behülflich zu ſeyn, ja ſelbſt dem Dienſt des Uſurpators zu entweichen.

Man ſchied bewegt und Jeder ging auf

seinen Posten, als Richard die Anker zu lichten befahl und die Flotte nach Jamaika steuerte. Der Tag so wie der Abend waren still und die Fregatten glitten so gemächlich, so unbesorgt auf der Meerfluth hin, als sey man vor jedem Unfall geborgen; doch gegen Mitternacht erhub sich Sturm, der bis zum Anbruch des Tages dauerte, und als die Sonne die gepeitschten Wogen mit feuerröthlichem Strahl beschien, sah Richard sich mit seinem Schiff allein, und von dem ganzen Geschwader verlassen. Der Verlust seiner Flotte fiel ihm schwer, doch Leonorens Entbehrung und Gefahr auf fremdem Schiff unter fremden Männern in der entsetzlichen Sturmesnacht, beraubte ihn fast seiner eigenen Sinne, und er ließ ununterbrochene Nothschüße thun, um die Verlorne irgend aufzufinden.

Da ward in hoher Ferne ein Fahrzeug gesehn, das schnell und kühn die Segel entfaltete, näher rückend, auch Brittische Flagge trug, doch eben so bald sie mit der feindlichen wechselte, und eine so heftige Geschüßsalve gab, als solle Richards Schiff in den Abgrund

sinken. Es war Fernando Padilla und kein Anderer, der ein so verwegnes Gefecht begann, sich mit Richard zu messen wagte, und gewiß lange hatten beide Helden sich nicht von kühnerem Feind bedroht gesehn, und gleich gewaltige Kräfte entwickelt. Liebe und Ehre, die beiden stärksten Hebel des Kampfs, erregten Wunder von Tapferkeit, und der ganze Tag verging, ja die Nacht brach ein, ohne daß Einer dem Andern wich, noch sich zum Streichen der Segel entschlossen. Man zündete Seeleuchten und legte sich vor Anker, um bei Anbruch des Tags fortschlagen zu können, und wirklich erhob sich mit der Morgenröthe ein gleichgewaltig erneutes Gefecht, das endlich Sieg oder Tod herbeiführen mußte. Man war sich auf halbe Schußweite nahgerückt und ließ das Geschütz unausgesetzt wüthen, als endlich der Fockmast auf Fernando's Schiff zerschmettert ward und Richards Truppen Victoria riefen; doch wenig Augenblicke später borst auch der Britische Mast, die Spanier faßten wieder neue Hoffnung und das Kleingewehr-Feuer hagelte so heftig, daß Freund und Feind sich nicht

mehr unterschied. Da warf Fernando plötzlich Enterhacken und sprang kühn wie ein Löwe in Richards Schiff, — nichts heischend, als den Nebenbuhler zu verderben und sollte er auch mit ihm sein Ende finden, das er ohnehin nicht fern mehr hielt, da er schon einen Schuß im Schenkel trug und bald drei gewaltige Hiebwunden fühlte.

Nichts desto minder drang er wüthend vor, und Richard, seinerseits gleich schwer verletzt, rang sich ihm schon im Gefecht entgegen, als ein drittes Schiff mit vollen Segeln näher flog und im entscheidenden Moment die Kämpfer trennte, die sich schon Beide dem Tode geweiht. Die Englischen, schnell den tapfern Kuney und sein Schiff erkennend, entrissen ihren Hauptmann mit Gewalt der ihn bedräuenden Todesgefahr, Fernando aber, den des Gegners Anblick nur noch auf wankenden Füßen erhielt, sank von ihm abgedrängt, in sein Blut zusammen; indeß hier die Spanier und dort die Britten zwei feindlichen Meeresströmen glichen, die der Machtspruch eines Zauberers in ihrem wüthendsten Aufruhr ge-

hemmt. Leonore (Luney) ſchnell in Richards Schiff geſchwungen, ertrug hier den Anblick ihres Fernando kaum, der bereits mit dem Tode ringend ihr auf dem Verdeck entgegen lag, — und daß ſie noch in dieſem Augenblick Faſſung behielt, ſich nicht auf ſeinen blutigen Körper ſtürzte, bewieß mehr ihre hohe Heldenſeele als alles was ſie früher vollbracht. Dwon, der ihr folgte, errieth ihren Schmerz, ließ den Todwunden auf den Herkules tragen und gab ihn dort in ernſtliche Huth, doch Leonore ſammelte ſich bald, ließ auch Herrn Richard in die Cajüte ſchaffen und obſchon ſie ihn als Gegner des Geliebten haſſen mußte, übergab ſie ihn dennoch einen Chirurg, machte die ſpaniſche Mannſchaft Kriegsgefangen, beendiate ſo den unmenſchlichen Kampf, und eilte faſt bewuſtlos auf ihr Schiff hinüber.

Hier kam ihr Dwon ſchon mit der frohen Botſchaft entgegen, daß Fernando's Zuſtand nicht tödtlich ſey, und daß der Wundarzt Hoffnung gemacht, ihn mit dem Leben durchzubringen, ſofern er nicht durch heftige Gemüthserſchütterung angegriffen werde; ſie daher ſich

auf jeden Fall fügen möge, so lange von ihm entfernt zu bleiben, bis seine Herstellung nahe sey! — Welch eine Mischung von Freude und Schmerz, und welche neue Prüfung für die Vielgeprüfte: den Heißgeliebten in der drohendsten Gefahr, verlassen und sich das Glück versagen müssen, ihn nach und nach durch treue Liebessorge wieder ins Leben zurückzuziehn, das ihn so feindlich von sich gestoßen! Doch wie eine wahrhaft große Seele niemals schwankt, der Pflicht die süßeste Neigung aufzuopfern, entschied sich auch Leonore ohne Wahl; übertrug Fernando's Pflege einem sorglichen Arzt — sich tröstend, wie die weibliche Dezenz ihr ohnehin verboten an seinem Lager nützlich zu seyn, — dagegen lehrte ihr ihr großmüthiges Herz, daß Richard um so mehr ihrer Hülfe bedürfe, da er von einem Theil seines Schiffsvolks nicht geliebt, sich dessen Beistandes nicht schmeicheln durfte, auch schon der Gedanke: Er ist dein Feind! ihr Grund genug zu jeder Aufopferung dünkte. Eins nur bedingte sie sich von ihrem treuen Pwon, die Erlaubniß ihre verkleidete Dienerinn unausgesetzt um Fernando

zu laſſen, die ihr von Zeit zu Zeit von ſeiner Beſſerung Nachricht geben und ganz partheilos prüfen möge: wenn er ſtark genug ſey, ihre Erſcheinung zu ertragen, von der ſie, und gewiß nicht grundlos, die allererwünſchteſten Folgen erwartete. „Wißt übrigens“ — ſchloß ſie mit einer Gemüthsbewegung, die ihre zarte Weiblichkeit verrieth: — „daß ich nun aufgehört habe, Herrinn zu ſeyn, da alle meine Anſtrengungen, die ihr Thaten nanntet, nur aus dem innigen Wunſche keimten, mich lebend oder todt mit meinem Fernando zu vereinen; und daß ich nun, ihm gegenüber, mich wieder ganz als hülfloſes Weib, als muthentblößte Jungfrau fühle, die nur allein in ſeinen Armen die Mühe des Lebens ertragen kann!“ — Dwon ſchloß ſeine Freundinn gerührt ans Herz und begab ſich drauf in Fernando's Nähe, bereit, ſeiner edeln Kampfgenoſſinn, ein ihrer werthes Geſchick zu begründen, und ihr, indem er ihr Freiheit und Geliebten wieder gebe, zugleich die Mittel anzuvertraun, ſich auch mit einer reichen Mitgift an ihren Bräutigam auszuliefern. Er ſtimmte daher während Richards

Wundenschwäche, das brittische Schiffsvolk für Luneys Gunst, und rieth der Besatzung beider Schiffe, dem ihre Huldigung darzubringen, den sowohl hoher Muth als Milde ihnen genugsam kenntlich gemacht, und nicht während Richards Bewußtlosigkeit sich dem Verhängniß Preis zu geben, als führerlose verlaßne Schaar dem ersten feindlichen Angriff zu erliegen. Man billigte seine Wahl mit lautem Geschrei, rief den tapfern Luney zum Befehlshaber aus und überließ sich seiner kühnen Leitung.

Doch schwerer hielt es Leonoren (Luney) zu Annahme eines Ehrenpostens zu vermögen, wozu sie den Yvon für viel fähiger hielt. Nur der Gedanke, Fernando's frohe Überraschung zu erhöhn und unmittelbar für ihn handeln zu können, bestimmte sie endlich, nachzugeben und Schritte zu ihrer Befreiung zu thun. Drauf ließ sie sofort alle gesunde und bleßirte Spanier, die sich noch auf Richards Admiralschiff befanden, auf den Herkules bringen, dagegen alle Engländer und Schotten auf das ihres Hauptmanns übergehn, um ihre vorseyende Trennung und Flucht ohn' allen Schwertschlag zu vollenden.

Alles, was sich an brittischem Eigenthum noch auf dem Herkules befand, ward gleichfalls ohne Zögern abgegeben; nur die Erinnerung ihrer Leiden, ihrer Liebe und ihres Muths, hielt sie in starkem Herzen fest, als goldne Schilde gegen künftige Feinde. Nun übergab sie dem Lieutenant Richards die Führung seines Schiffs bis zu dessen Genesung, zu der der Arzt alle Hoffnung gemacht, und dirigirte seine Fahrt nach Jamaika; sie selber aber mit Fernando und Iwon, sämmtlichen Spaniern und nur wenig Britten, trennte sich unverzüglich von Richards Schiff, vorwendend, wie sie entschlossen sey, den spanischen Fahrzeugen nachzugehn, die im letzten Gefecht, theils wund theils leck geschossen worden, und sie auf jeden Fall aufzubringen.

Als nun die englischen Segel nach und nach in die Tiefe des Ozeans tauchten, und das Wonnegefühl der schwererrungnen Freiheit die Brust Leonorens selig erhub, bestürmte sie ihren Retter heiß und dringend, sich schleunig zu Fernando zu verfügen und ihn fern hindeutend ahnen zu lassen, welch hohes Glück ihm beschieden sey, doch ihr die Himmelsscene des

Erkennens nicht durch zu deutliche Winke zu verkümmern.

Als Yvon zu ihm eintrat, fand er ihn um ein Großes genesen; er kündigte ihm daher den nahen Besuch des Schiffscapitains an, der, erfüllt von Achtung für ihn und seine im Gefecht bewiesene Bravour nichts wünsche, als seine nähere Bekanntschaft zu machen. „Mich dünkt“ — versetzte der Kranke gereizt — „daß mir diese Ehre so nah noch nicht seyn wird; denn, obschon ich mich leider in seiner Gefangenschaft gewahre, so muß, wenn ich mich recht entsinne, mein Gegner dem Tode kaum entgangen seyn, da er sich nur mit höchster Anstrengung mir gegenüber im Gefecht behauptet?“ — Yvon, errathend, daß er den Richard meine, bejahete dies, versicherte jedoch einlenkend, daß Ritter Luney Mitbefehlshaber sey, und daß sich's dieser nicht versagen könne, ihn seine vorzügliche Ehrfurcht zu versichern. „Wie?“ rief Fernando wild: „Auch Luney ist dem Verderben entflohn? So sind denn alle meine Anstrengungen fruchtlos, all' meine Kugeln ohne Ziel geblieben?“ — Ihr seyd sehr

lieblos, Edler Herr, — verſetzte Yvon faſt beleidigt: — doch würdet Ihr namenlos unglücklich ſeyn, wenn dieſes tapfre Heldenherz nicht mehr mit Euch ſich des Daſeyns freute. Bei Gott, Er ſelbſt wird Euch belehren, daß Niemand auf der weiten Erde, Euch treuer, inniger ergeben, mehr Eurer Gegenliebe würdig iſt! Fernando'n ſtürmte das Blut zum Herzen, er winkte dem Yvon Schweigen zu, ja war ſchon im Begriff, durch einen entſetzlichen Gegenſchwur ſich ſelbſt den Weg des Heils zu verlegen, — da nahte die verhüllte Beatrize ſeinem Lager und bat ihn im Namen Leonorens, ſich zu mäßigen und des beſten Erfolgs gewärtig zu ſeyn. Yvon entfernte ſich ſtill und Fernando ſtaunte, denn in eben dem Augenblick kam ihm die Sprache ſeines Wärters Pedro ſo ſeltſam ſchwankend und weiblich vor, daß er ſich eines ähnlichen Tons aus einer glücklicheren Zeit erinnernd, ihm dieſe Bemerkung nicht verbarg. „Wenn Ihr meinen Herrn den edeln Luney haßt — erwiederte Pedro niedergeſchlagen — ſo muß Euch auch meine Perſon zuwider, meine Sorge um Euch nur un-

angenehm seyn, und ich werde mir's daher versagen müssen, mich fernerhin Eurer Pflege zu widmen. Wißt jedoch, und behaltet es wohl: daß Ritter Luney, für alle Frauenliebe kalt, Euch und Eurer Verlobten nie zu nah getreten, obschon er sie seit zwei Jahren täglich gesehn, indeß ihr Reiz alle Männer bezaubert; ja, daß er sie Euch selbst, vielleicht schon vor Monden zugeführt hätte, wenn nicht Montrose ihn überredet, daß Ihr Don Padille für sie verloren wär't, indem Ihr Euch längst einer Andern ergeben! — „Wie wird mir?“ rief hier Fernando träumend aus, als löse sich vor ihm eine dunkle Wolke und lasse ihn in ferne Sternenhimmel, in goldne Paradieseslande schaun: — „Leonore lebt, und liebt mich noch? O neidenswerther Kampf, beglückte Niederlage — Du giebst mir Alles wieder, was mein Herz begehrt, was meine glühendste Sehnsucht heischte!“ — Er sank in sein Kissen zurück und die ersten Thränen, die er seit langer Zeit geweint, sammelten sich in seinen dunkeln Augen, indeß er dankende Hände zum Himmel erhob, der ihn so wunderbar am Leben erhalten, dem

er ſchon feindlich den Rücken gekehrt. Beatrize (Pedro) um ihn nicht allzuſehr zu erſchüttern, brach hier, ſich entfernend, die Unterredung ab, ihn tröſtend, wie der Beſuch des Ritters Luney ihm Alles Übrige aufklären werde, ſobald er ſtark genug ſey, ihn anzunehmen.

Am dritten Tage, während dem die Fahrt nach Buenos-Ayres den allergünſtigſten Fortgang hatte, ſo daß man allbereits die ferne Küſte wie ruhende Goldgewölke flimmern ſah, ward Fernando durch ſpaniſche Kriegsgeſänge aus ſeinem Morgenſchlummer erweckt, die Anfangs aus dem tiefſten Raum des Schiffs ſich hören ließen, doch nach und nach immer näher rückten, als ruhe er im Herzen ſeines eignen Volks und unter ſeinen liebſten Waffenfreunden.

Pedro, der hereintrat, deutete ihm an: daß Luney ſpaniſche Geſangweiſen liebe, ſich oft ſchon in dieſer Sprache verſucht, und heute, am Tage ſeiner Geburt, den er recht fröhlich feiern wolle, ſich nur mit ſpaniſchen Geſangnen umringt, als ſey er mit Don Fernando nahverwandt, und mit ihm aus einem Heldenvolk entſproſſen. „O laß ihn zu mir kom-

men, liebſter Pedro!“ rief Fernando hier aufs innigſte bewegt, in überſeliger Vorempfindung: „Es ſey vergeſſen, daß er mich bekämpft, daß ich durch ihn viel Kummer erlitten! Iſt doch der Tag ſeiner Geburt auch der Geburtstag meiner ſüßen Braut, die leider immer noch für mich verloren, ſo nah ich ſie auch eben im Traum geſehn!“ —

Und die Thür ging auf, und herein flog Leonore, noch als Ritter bewehrt, doch mit klopfender Bruſt und aufgelöſten Frauenlocken, — ein wenig bleich vor Sehnſucht und Gram, doch unbeſchreiblich anmuthig und ſchön, wie eine ſelige Gottererſcheinung. Und Fernando, ſie erkennend, ſank ihr ans Herz, und eine lange Zeit verging, eh beide Glückliche Worte fanden, und die Namen Leonore und Fernando, wie abgeriſſne ſüße Widerklänge aus ſeligen Inſeln ſich berührten.

In dem Augenblick nahte man der Küſte, und die daſige Beſatzung, Spaniens Flagge, Fernando's verloren geglaubtes Schiff und ihre tapfern Waffenbrüder grüßend, erhub ein jauchzendes Freudengeſchrei, indeß die einzelnen be-

ſtürzten Britten, die ſich noch auf dem Herkules befanden, in gleichem Moment entwaffnet wurden, und als Gefangene an demſelben Ufer landeten, das ſie vor wenig Jahren in ſo verderblicher Abſicht heimgeſucht. An Leonorens Arm, noch bleich und blutig, doch in innerſten Herzen ausgeſöhnt und einer Götterzukunft ſtill entgegenſchauend, betrat auch Fernando die geliebte Küſte, und Bernardo Valesko legte nach wenig Tagen Beider Hände ſegnend zuſammen, nachdem er den Himmel für das ſeltne Glück geprieſen hatte: eine Tochter ſein zu nennen, die die Roſe ihrer Engelſchönheit nicht nur unter tauſend Gefahren rein bewahrt, ſondern noch mit dem Lorbeer des Ruhms auf eine herrliche Art umſchlungen hatte.

IV.

Die Perlen.

Erzählung

von

F. Förster.

Wenn ich oft sehe, daß die Jungfrauen die Zeit damit zubringen und sich quälen, wie sie sich schmücken und putzen sollen, und viele Schleifen an das Kleid und Kanten daran setzen und mühsam Tag und Nacht darauf verwenden, künstliche Stickerei auszuschneiden und zu nähen und das Haar in viele Locken und Flechten zu legen, so bedaure ich die armen Kinder, die nicht wissen, daß ein guter Spruch also heißt:

Ein frommer Sinn, ein schlichtes Haar,
Die beiden Äuglein hell und klar,
Das Herz gerubig und sundenrein,
Ist schöner denn Gold und Demantstein.

Ich muß aber traurig werden und kann mich recht betrüben, wenn ich die kleinen Mädchen mit Perlen im Haar oder in Schnüren

um den Hals ſehe bei luſtigen Spielen und heitern Feſten, oder wohl gar mit Perlen geſchmückt beim Tanze finde. Euch würde wohl anders zu Muthe ſeyn, wenn ihr wüßtet, was Perlen bedeuten: Perlen aber bedeuten Thränen. —

Es war ein König in Thule, der war noch jung bei Jahren und hatte viel Arbeit, nicht daß er viel bei den Büchern geſeſſen oder geleſen und geſchrieben hätte, ſeine Arbeit war mit dem Schwerdte. In alter Zeit aber war dies die Arbeit der Könige, daß ſie auf und ab an der Gränze des Reichs ritten mit ihren reiſigen Rittern und wo der Feind das Land betrat, zog der König ihm gerüſtet entgegen und ſchlug ihn. So hatte der König manchen ſauren Tag, denn einzs umher war die Gränze ſeines Landes offen und konnte der Feind von jeglicher Seite das Reich betreten, denn es lag mitten im nordiſchen Meere und war ein rauhes Eiland.

Was die Feinde zu gewinnen ſuchten in Thule, war nicht von Silber und Seide, denn hier trug der König wie der Bauer ein woll-

nes Kleid, und die Berge hatten keine silbernen Adern, daß die Bergleute ihnen die Ader geschlagen hätten, auch suchten die Feinde nicht Myrrhen und Weihrauch und andere duftende Kräuter, wie sie in Asia blühen in dem Garten zu Keschgar, denn das Eiland trug nur schwarze Tannen und hangende Birken und weniges Obst und keinen Wein, auch suchten die Feinde nicht fette Rinder und schnelle Pferde, denn dürftig nur fanden auf Thule geringe Schafherden Weide; auch Gold und Edelgestein suchte Niemand auf Thule, denn den einzigen Demant trug der König in seiner eisernen Krone, und wohlverwahrt im festverschlossenen Schrein verbarg die Königinn einen goldenen Becher, den sie dem Könige mit Wein füllte, wenn er heimkehrte vom Kriege; sonst wußte Niemand was von dem Glanze des Goldes, an dem Finger trugen Frauen und Männer Ringe von Eisen. Das war es aber, was die Feinde suchten; eiserne Waffen, so fest und schön wie auf Thule, wurden nirgend anderswo geschmiedet und die Normänner, die feindlich an die Küste von Thule kamen, fielen

herein in die Waffenschmieden, oder wollten dem Bauer seine Wehr nehmen. Hier wußte jeder Bauer nicht nur den eisernen Pflugschar gut zu führen, sondern auch das Schwert. So lange aber der König von Thule lebte, von dem ich erzähle, ward den Normännern übler Bescheid gegeben, wenn sie an das Land stiegen nach ihrem Raube. „Ihr sollt Waffen haben“ rief der König ihnen entgegen, wenn er sie kommen sah, dann ritt er auf sie los mit seinen Rittern und schlug sie mit den schweren Schwerdtern auf das Haupt. —

In dem königlichen Schloß saß die Königinn mit ihrem Knaben Edward und ihrer kleinen Tochter Wiga in Sorgen um den König, der an der Gränze umher mit seinem guten Schwerte die wilden Normänner auf das Haupt schlug, sie fürchteten, daß ihm wohl einmal ein Leids geschehen könnte. Und oft ward es Abend und der König kam nicht heim und mußte die Nacht über Wache halten gegen die Feinde. Dann ging die Königinn hinaus vor das Schloß und stieg hinauf auf den Hügel, oder führte die Kleinen auf die Zinnen

und den Altan des Thurmes, oder an das Ufer des Meeres, wo sie weit hinaus über Felder und Wälder schauen konnten und warteten auf ein Zeichen aus der Ferne von dem Gemahl. Wenn er dreimal mit dem schweren Schwerte an das große Schild schlug, schallte und hallte es über das ganze Eiland und sie wußten, daß dem Könige kein Schaden geschehen. Auch warteten sie seiner Rückkehr oft auf der Höhe und wenn sie den Vater heimkehren sahen, winkten sie mit den kleinen Händchen und mit weißen Tüchern. Größer aber ward die Sorge der Mutter, wenn der König den fliehenden Feinden nachjagte auf dem Meere und ihre schnellen Schiffe verfolgte, denn die Königinn wußte wohl, wie die Gefahr, die von den Feinden komme, gering sey gegen Sturm und Wellen. Aus Feindes Hand mag wohl einer frei werden, wen aber einmal das Meer in seinen kalten Schoos aufgenommen, der kann nicht wieder erlöset werden. Und wenn zur Nachtzeit die Meereswellen an den Thurm schlugen und in wunderlichen Gestalten von dem fernen Meere heran nach dem Ufer zogen und zerschellten, da gab

die Furcht der Königinn oft seltsame Bilder ein und im trüben Mondlichte glaubte sie das zerschlagene Schiff und den Helm und den Harnisch des Königs an das Land geworfen zu sehen, und sah die eiserne Krone von den Wellen getragen mit dem hellen, funkelnden Demant; es war aber nur der Mondschein. Dann stieg sie hinab mit den Kleinen und ging am Ufer auf und nieder in ihrer Angst, die sie gern den Kindern verbarg und erzählte ihnen mancherlei Geschichten, bis sie selbst wieder ruhig ward. Edward und Wiga hatten oft gefragt, wo sie den Vater suchen sollten, wenn er nicht wieder heim käme? Da zeigte die Mutter den Kleinen hoch oben am Himmel die hellen Sterne und sagte: kömmt unser König nicht mehr zurück, dann suchet ihn da oben, gehet von einem Sterne zu dem andern und klopfet an die hellen Fenster an und fraget nach dem Könige von Thule, und rufet und singet:

Wir kommen von der Welt herauf,
Ihr Englein thut die Thüren auf,
Ihr Englein, rufet: herein! herein!
Wir wollen bei unserm lieb Vater seyn!

Und dann kommen die kleinen Engelein heraus, sagte die Mutter, mit den bunten Flügeln und den Lilien in der Hand und führen euch hin zu dem König von Thule. So erzählte die Mutter den Kleinen und vergaß darüber den Kummer — und unerwartet hörte sie mit einmal den nahen Ruderschlag der Schiffer und das große Schild des Königs erklang von den drei Schlägen des Schwertes und er stieg wohlbehalten und freudig an das Land. —

Einesmals war der Vater wiederum fortgefahren zu Schiffe den Feinden nach, die er vom Lande vertrieben, drei Abende waren vergangen, und er war noch nicht heimgekehrt, die Mutter saß in Thränen und barg ihr Gesicht in den weißen Schleier, mit dem sie am Morgen und am Abend vergeblich auf die hohe See hinaus gewinkt hatte, und war kein Schlaf ihr in die Augen gekommen. Da ward ihr das Herz und das Haupt so schwer und am vierten Abende sank sie nieder auf das Lager und schlief ein. So viel Sorge hatten Edward und Wiga nicht, denn die Mutter hatte ihnen ge-

sagt, wo sie den Vater wiederfänden, und daß sie nur an die hellen Himmelsfenster dürften anklopfen, wo die Englein mit den bunten Flügeln und den Lilien sie führen würden. Sie gingen von der Mutter, die mit dem müden Haupte auf das Lager gesunken war, hinab an das Ufer und die Mutter hörte sie nicht gehen, denn sie schlief fest, da sie schon drei Nächte hindurch gewacht hatte.

Weißt du auch, sagte Wiga zu Edward, wo wir den Vater finden? Bei den Sternen, sagte Edward, da müssen wir an die hellen Fenster klopfen, da kommen die Englein heraus mit den bunten Flügeln und den Lilien und führen uns zu ihm. Wir wollen ihn suchen, sprach Wiga, und ihm sagen, wie die Mutter betrübt ist und wollen ihn wieder heim führen.

Siehst du! es ist nicht weit in den Himmel, es liegen der Mond und die Sterne zu unsern Füssen, und es ist ein leichter Weg von einem zu dem andern. Sie zog den Bruder nach mit der einen Hand, mit der andern nahm sie das Kleidchen auf, das es nicht naß werden sollte. Von dem grünen Ufer herein in

das mondhelle, ruhige Meer schritten die Kleinen und sahen immer hinab zu den Sternen, die im Wiederscheine da lagen auf dem Spiegel des Wassers. Tiefer und immer tiefer ward die Fluth, sie schlug ihnen schon an das Herz, die Kinder sahen nur nach den Sternen und dachten an die Freude, den Vater zu finden und sangen:

Wir kommen von der Welt herauf,
Ihr Englein thut die Thuren auf,
Ihr Englein, rufet: herein! herein!
Wir wollen bei unserm lieb Vater seyn.

Das hörte die Königinn hoch oben auf dem Thurm, denn die Stimme der Kinder weckte sie aus dem tiefsten Schlafe. — Sie trat auf den Altan und sah die Kleinen Hand in Hand in den weißen Kleidern, wie schon die Wellen sie auf und nieder tauchten, daß sie nicht weiter sangen und sanken in das Meer.

Wie ward der Schmerz der Königinn so groß, denn sie klagte sich selber darüber an, daß sie den Kindern das Lied gesungen von den Englein und den Sternen und ihnen erzählt, wo sie den Vater suchen sollten.

Sie ging hin zu dem feſtverſchloſſenen Schrein und nahm den goldenen Becher heraus und grub mit einer ſcharfen Nadel rings um den Rand dies Brieflein für den König ein:

Leb wohl! leb wohl! zu tauſendmal!
Ich grüße Dich heut zum letztenmal,
Die Kindlein beide ſind nicht mehr mein,
Sie ſangen und ſanken und ziehen mich nach!

Den Becher füllte die Königinn mit Wein und ſtellte ihn dahin, wo der König zu ruhen pflegte, wenn er heim kam von ſeinem Kriegszuge und wo ſie oft ſchon ihm den Becher gereicht hatte zur Labung. Sie trat hinaus auf den Altan und meinte vor Schmerz zu vergehen und weinte blutige Thränen.

Und wie ſie die Augen aufhob und dahin ſah, wo die Kleinen ihr Ende gefunden, war es ihr, als ſäh ſie die lieben Kinder wiederum heraufſteigen aus den Fluthen, aber die blonden Locken waren grün gefärbt und die weißen Kleider dazu auch grün, doch an den freundlichen Augen erkannte ſie die Kinder und ſie winkten ihr mit den kleinen Händchen und nickten ihr zu und kamen immer näher heran zu

ihr und die Königinn bog sich weit hinaus über den Rand des Altans und sank von der Höhe hinab ins Meer, sanft getragen von dem Schleier, der von ihren Thränen feucht um sie her wie ein Segeltuch sich breitete und sie sank mit den Kindern auf den krystallnen Grund des blauen Meeres. — Wunderbar sind die Hallen und Grotten des Meeres, und über der Erde hat keiner noch so was Schönes gesehn. Wer aber alles erzählen und beschreiben wollte, der würde kein Ende finden und ich will euch nur von der Grotte erzählen, in der die Königinn wohnte mit Wiga ihrer Tochter und Edward ihrem Sohne.

Helle Kiesel und reine Krystalle lagen festgefügt auf dem Fußboden umher und die Wasserwände, die das hohe Gewölbe bildeten, waren so durchscheinend, daß von der tiefsten Tiefe die Kleinen den Himmel sahen und alle Sterne, als ob sie dicht über ihrem Haupte leuchteten. Rothe Korallenbäume standen zu beiden Seiten und griffen von oben her mit ihren zackigen Zweigen in einander, unter ihnen lagen locker aufgeschüttelt und weich die

zarteſten Schwämme, darauf die Kleinen ruhen konnten und der Thron der Königinn ſtand auf ſmaragdenen Säulen, getäfelt war er mit ſchimmernden Schildkrötenſchaalen, und von den buntfarbigſten Muſcheln, ſtanden die Gefäße umher. Grüne Stauden und Gräſer und Schilfe mit den ſchönſten Blumen, rankten und ſchlangen ſich an dem Thronhimmel herauf. Ein Wagen ſtand von Meerſchaume künſtlich geformt für die Kleinen bereit, den zwei Seelöwen zogen, die gezähmt waren und leicht zu lenken. Wollten ſie aber ſchneller die Waſſer durcheilen, ſo nahm ein freundlicher Delphin ſie auf den Rücken, der Bruder ſaß vorn und lenkte den Zügel, die Schweſter ſaß dahinter und umfaßte Edward feſt mit beiden Armen.

Sie fuhren und ritten aber alle Tage aus, denn im Meer da regnet's nicht und iſt alle Tage gut Wetter. Am liebſten aber waren ſie da, wo die Ströme und Bäche und Fluſſe von der Erde ſich herabſtürzen in das Meer und den Meergöttern den Raub bringen, den ſie von oben geholt haben. Da ſchütteten die Einen den feinſten Goldſand aus, den ſie

aus festem Granitgebirge gewaschen hatten, Andere brachten von Smaragden, Granaten, Rubinen und Amethisten, Sapphiren und Türkisen, die schönsten die sie in Felsen und Hohlen gefunden und schichteten sie auf in hohen Haufen. Andere brachten von den Reichthümern und schonen Gerathen der Menschen, was sie bei hoher Fluth mit fortgenommen aus den reichen Hallen und Gemächern, oder was sonst unversehends einem entfallen war. Da brachten sie Ringe und Halsgeschmeide und schöne Waffen und Becher und goldene Nadeln und Ketten und Spangen. Denn sie nehmen das Schlechte nicht mit, fällt ein Schleier, ein Tuch, ein hölzernes Geräth in ihr Bett, sie lassen es oben ruhig schwimmen, aber das Edle ziehen sie gleich hinab und wer einen Ring fallen läßt, wie geschwind er darnach greifen mag, sie ziehen ihn schnell auf den Grund. Ein jeder Fluß, wie er ankam, mußte dem Alten auf den Grunde berichten, von wannen er käme, und was er auf der Reise erfahren und die Kinder hörten gern zu und erfuhren viel Neues und Schönes. So hörten sie eines Tages den Alten rufen:

Herein ihr Flüſſe vom deutſchen Land,
Nun ſage du erſter wie biſt du genannt?

Da ſtürzte mit vollem breiten Strome der Rhein herab und ſprach:

Ich komme vom Gotthard und heiſſe der Rhein,
An meinem Ufer wächſt guter Wein,
Ich bringe der Nibelungen Hort,
Du wahre das Gold an ſicherm Ort.

Der Alte rief wieder:

Herein du andrer und ſage mir an,
Woher des Landes? was haſt du gethan?

Da kam die Weſer an und ſprach:

Fulda und Werra in einem Bett,
Alſo die Weſer zum Meere geht,
Vom Thüringer Walde komm' ich frei,
Fand aber weder Gold noch Blei,
Drauf ging ich durch Weſtphalens Thor,
Da ſucht ich die alten Waffen hervor,
Das Römervolk hat ſie getragen,
Held Hermann hat alle todtgeſchlagen.

Nun rief der Alte zum drittenmale:

Herein du dritter und ſage mir an,
Woher des Landes? was haſt du gethan?

Die Elbe fiel herab und ſprach:

Ich komme von Schlesien her in Ehren
Lies mir den Weg durch Sachsen nicht wehren,
Ich bringe Rubin und böhmischen Stein
Und werde dir wohl willkommen seyn.

Zum viertenmal rief der Alte:

Herein du vierter und sag mir an,
Woher des Landes? was hast du gethan?

Da sprach die Oder:

In Mähren liegt meine Quelle,
Hoch auf den Bergen helle,
Zu Frankfurt an der Oder besucht ich die Messen,
Hab aber meinen Namen vergessen,
Die kleine Katzbach schickt dir heut
Ein neu französisch Marschallkleid.

So fragte der Alte noch viele viele mal, und da kamen aus allen Landen und Enden die schönsten Güter und viel neue Märe, und Wiga und der kleine Edward hörten fleißig auf, ob nicht auch ankäme der kleine Bach Silberhell, an dem sie oft gespielt hatten und kleine Mühlen gebaut, damit sie doch Nachricht erfahren, wie es daheim zuache auf dem Eiland Thule. Sie hatten ja gehört, daß kein Bach ausbleiben dürfe, so klein er auch sey, sondern

ſie müßten alle zum Meervater kommen. Und als ſie eines Tages lange wiederum zugehört hatten, wie der Alte die Gewäſſer hereinrief und immer nur die Großen ankamen, da hatten ſie große Freude, als der Alte einmal rief:

Nun heut, ihr Bächlein, herein, herein!
Der erſte ſoll mir der liebſte ſeyn.

Und die Kinder hatten lange gewartet und hatten viele kleine Bächlein luſtig hereinſpringen und geſehen, wie ſie die kleinen Körbchen ausleerten mit geringen, doch ſchönen Gaben, da kam ganz zuletzt noch, als der Alte ſchon rief:

Herein, herein! ich geh zur Ruh,
Iſt wer noch draußen? ich ſchließe zu!

da kam der kleine Bach Silberhell an von dem Eiland Thule, aber ſie kannten ihn nicht, bis er ſprach:

Ich komme von Thule, heiß Silberhell,
Sonſt war ich ein Bächlein klar und hell,
Nun bin ich ſo ganz von Thränen trüb,
Mir fehlen zwei Kinder, die hatt' ich ſo lieb.

Wie fehlt meine holde Königinn,
Und ach! mein König iſt auch dahin! —

Darüber bekümmerten die Kleinen ſich ſehr und ſtiegen ſchnell in ihren Wagen und fuhren heim zur Mutter, die ſeit vielen Jahren, ſeit ſie den kriſtallnen Thron im Meere beſtiegen, niemalen aus der glänzenden Halle gegangen war, ſondern in ſtummem Schmerze da ſaß, und hatte weder geſprochen noch geſeufzet, noch eine Thräne zu ihrer Linderung vergoſſen und hatte keine Freude. Wie ſchön es da unten ſich wohnen mag, für uns iſt es nicht gut da und das warme Herzblut wird kalt, was man doch auch an jedem Fiſchlein und wenns noch ſo luſtig wäre, immer findet; ſie haben kaltes, kaltes Blut.

Wiga und Edward wollten der Mutter die Trauerbotſchaft bringen, wie ſie von dem Bächlein Silberhell erfahren, daß nun auch ihr königlicher Vater, der König von Thule dahin ſey. Aber die Mutter wußte ſchon alles und hielt in der Hand den goldenen Becher, den ſie noch mit Wein gefüllt hatte für den König, als ſie zum Tode ging. — Sie

wußte wohl, daß der König ihn nicht würde von ſich laſſen vor ſeinem Ende. Ihr Schmerz ward nun gelinder, da ſie Gewißheit erhielt, daß der König in der einſamen Burg ſich nicht mehr um ſie gräme und die mildere Betrübniß löſte den Kummer ihrer Seele auf in Thränen. Die fielen klingend in den Becher und waren Perlen. Die Kleinen ſammelten die Perlen in glänzende Schaalen und ſtreuten ſie im Meere umher, und wer die Perlen findet, und trägt, der ſoll bedenken: Perlen bedeuten Thränen.

Von dem aber, was dem König von Thule begegnet und wie ſein Becher in das Meer gekommen, hat Wolfgang Göthe von Frankfurt am Main, der am 28ſten Auguſt 1819 ſeinen ſiebenzigſten Geburtstag feierte uns dieſes ſchöne Lied geſungen:

Es war ein König in Thule
Gar treu bis in das Grab,
Dem ſterbend ſeine Buhle
Einen goldenen Becher gab.

* * *

Es ging ihm nichts darüber
Er leert ihn jeden Schmaus,
Die Augen gingen ihm über
So oft er trank daraus.

* * *

Und als er kam zu sterben
Zählt er seine Städt' im Reich,
Gönnt alles seinen Erben
Den Becher nicht zugleich.

* * *

Er saß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vater-Saale,
Dort auf dem Schloß am Meer.

* * *

Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth
Und warf den heil'gen Becher,
Hinunter in die Fluth.

* * *

Er sah ihn stürzen, winken,
Und sinken in das Meer.
Die Augen thaten ihm sinken
Traut wie einen Tropfen mehr.

V.

Torquato Tasso.

Von

J. C. Weidmann.

Anmerkung. Als Fortsetzung der in der Wiener Zeitschrift mit Milton und Camoens begonnenen Gallerie berühmter Dichter. Der Herr Verfasser gibt uns die schöne Hoffnung, daß wir die kommenden Bände mit Biographien gleich berühmter Männer werden schmücken können.

A. d. R.

»Und was hat mehr das Recht Jahrhunderte
Zu leben und im Stillen fortzuwirken,
Als das Geheimniß einer edlen Liebe,
Dem holden Lied bescheiden anvertraut?«

Goethe im Tasso.

Italien hatte sein goldenes Zeitalter gesehen: Seit dem Sturze der alten Roma vermag kein Volk, kein Reich, bis auf unsere Tage herab einen ähnlichen Sternenkranz unsterblicher Künstlernamen im Ringe dreier Jahrhunderte aufzuzeigen, als Italien am Schluße des sechszehnten Jahrhunderts: Die Künste des Gesanges, des Meißels und Pinsels hatten an Dante, Petrarca, Boccaccio, Arioſt, Michael Angelo, Raphael, Giulio Romano und Titian, Heroen gefunden, die die alte Claſſicität des italiſchen Bodens im reinſten Glanze bewährten.

Ein würdiger Zweig in dieſem Kranze glorreicher Namen ward den 11ten März 1544 zu Sorrento im Neapolitaniſchen, Torquato Taſſo, geboren.

Das erlauchte Blut der Torreggiani, de-

ren Scepter einſt über viele lombardiſche Städte reichte, floß in ſeinen Adern. Der Wohlſtand ſeiner Altvordern, welche von den Viscontis vertrieben, ſich nach und nach bis in ihre feſten Schloſſer im Gebirge Taſſo, von welchem ſie ſodann den Namen annahmen, zurückziehen mußten, ſank von Luſtrum zu Luſtrum, und der Vater unſeres Torquato, Bernardo Taſſo, ſtand als Secretair in Dienſten des Fürſten von Salerno, Ferrante Sanſeverino.

Bernardo Taſſo war ein tapferer, gebildeter Mann. Er hatte die Schlacht von Pavia und den Feldzug Karls V. gegen Barbaroſſa mitgekämpft. Als Dichter iſt er dem Publikum durch ſeine romantiſche Epopäe Amadis rühmlichſt bekannt; dieſe Eigenſchaften, ſein alter Adel und ſeine körperlichen Vorzüge verſchafften ihm in Neapel Achtung und Ehre, und endlich die Hand Portia's da Roſſi, aus einem der edelſten Geſchlechter des Landes. Die dritte Frucht dieſer glücklichen Ehe war Torquato.

Er verrieth frühzeitig die außerordentlichſten Gaben des Geiſtes und Körpers; ſein Bio-

graph und treuer Freund, der Marchese Manso berichtet uns, Torquato habe mit sechs Monaten schon deutlich und verständlich gesprochen. Mit drei Jahren schrieb und las er vollkommen. Mit vier Jahren besuchte er bereits die Lehranstalt der Jesuiten, und stand oft vor Tages auf, den Wissenschaften obzuliegen. Im fünften Jahre hielt er lateinische Reden, las im sechsten die Schriften der Griechen in der Ursprache, machte im siebenten die ersten Verse, hatte im zwölften das Studium der schönen Wissenschaften geendigt, und ging im dreizehnten nach Padua, um sich ganz den ernstern Disciplinen der Philosophie, Jurisprudenz und Theologie zu weihen. Auch hier erprobte er seinen Fleiß, und seine außerordentlichen Talente. Nach vier Jahren, von allen drei Facultäten mit dem Lorbeerkranz promovirt, hatte er im achtzehnten Jahre eine seltne Laufbahn vollendet; trotz der fruhen Reife seines Geistes, und seiner außerordentlichen Anstrengungen, blühte auch sein Korper herrlich auf, und Tasso war einer der blühendsten Junglinge seiner Zeit.

Sein häusliches Schicksal war indessen

sehr ernst geworden: Der Vizekönig von Neapel, Don Pedro da Toledo hatte, um die möglichen Fortschritte des Lutherthums zu hemmen, in Neapel die Inquisition einführen wollen. Das Volk widersetzte sich dieser Anstalt, und sandte den Fürsten von Salerno an den Kaiser deßhalb Gegenvorstellungen zu thun. Bernardo Tasso begleitete und unterstützte den Fürsten. Dadurch ward der Vizekönig ihm unversöhnlicher Feind, und wußte endlich durch Ränke den Fürsten zu stürzen. Dieser mußte sein Vaterland verlassen und ging nach Frankreich. Bernardo Tasso folgte seinem Gebiether, ließ aber unsern Torquato, welcher damals neun Jahre zählte, in Rom unter der Obhut seines gelehrten Freundes Cataneo zurück, unter welchem Torquato das Studium der schönen Wissenschaften vollendete. Bald darauf wurden der Fürst und alle die ihm gefolgt waren, sogar namentlich der neunjährige Torquato aus dem Königreich Neapel auf ewig verbannt und für Rebellen erklärt. Der Fürst starb in Frankreich, Bernardo Tasso kehrte nach Italien zurück, und wählte Mantua zum Aufenthalte,

allwo er Secretair des Herzogs Gonzaga ward. Seine Gattinn Portia war indeß gestorben, Torquato's älteste Schwester zu Sorrento mit Martio Serfale glücklich vermählt.

Des Vaters Absicht mit Torquato ging dahin, einen tuchtigen Rechtsgelehrten aus ihm zu bilden. Schon wähnte er sich am Ziele, als der Genius der Poesie, der des Jünglings Brust durchwebte, seine Schranken zerbrach, und Torquato auf jene Bahn riß, worauf er zwar einem kummervollen Leben, aber auch der Unsterblichkeit entgegeneilte.

Der unwiderstehlichste Drang zur Dichtkunst hatte den Jüngling in den Nebenstunden seiner Studien zu Verfertigung eines epischen Gedichtes in zwölf Gesängen, Namens Rinaldo getrieben. Es war vollendet und erschien, als der Dichter sein achtzehntes Jahr erreicht hatte.

Italien nahm die Erstlinge des Sängers mit besonderm Wohlgefallen auf. Von allen Seiten strömten Lobeserhebungen auf den hoffnungsvollen Jüngling, und diese Aufnahme entschied den Beruf seines Lebens. Er widmete sich, des ausdrücklichen Verbothes und der

Ermahnungen seines Vaters ungeachtet gänzlich der Dichtkunst. Um diese Zeit, als er nach einem kurzen Aufenthalt zu Bologna nach Padua zurückgekehrt war, ward er Mitglied der dasigen Akademie dei Eterei (der Himmlischen) unter dem Namen Pentito (der Reuige) nach damaliger Sitte symbolisch anzudeuten, wie er bereue, nicht schon sein ganzes Leben der Poesie geweiht zu haben.

Trotz des sonderbaren, für die Sittlichkeit unübersetzbaren Ausrufes des Cardinals von Este, als Ariost ihm den Orlando überreichte, *) waren die Prinzen dieses Hauses unter die ersten Mäcene der Kunst in Italien zu zählen. Auch Tasso trat unter die Zahl ihrer Clienten, da er seinen Rinaldo dem Cardinal Lodovico von Este zugeeignet hatte. Schon dieses erste, mit so vielem Enthusiasm in Italien aufgenommene Gedicht, hatte die Blicke des Geschlechtes Este auf den Dichter gezogen, der die Erstlinge seiner Lyra unter ihre fürst-

*) Per dio, Signor Lodovico, donde avete pigliato tante Coglionerie!

liche Egide gelegt hatte; und als man erfuhr, er habe bereits ein anderes großes Gedicht angefangen (er hatte in Bologna sein befreites Jerusalem begonnen) welches ein ewiges Denkmal von Este's Ruhm werden sollte, so trugen ihm der Cardinal und dessen Bruder, der regierende Fürst Alfonso einen geschäfts- und sorgenfreien Aufenthalt in Ferrara mit zuvorkommender Güte an. Er nahm den Vorschlag an, und zog im October 1565 im zweiundzwanzigsten Jahre seines Alters, nach der Stadt und dem Hofe, der die Quelle all seiner Leiden werden sollte.

Ferrara war damals die Stadt des Vergnügens und der Freude. Ein kunstsinniger Hof, zahlreicher Adel, reizende Damen und reiche Bürger, gaben ihr einen Glanz, der den Aufenthalt zu einem immerwährenden Fest machte. Tasso, geehrt vom Hofe, geliebt von den Damen, gefeiert von Adel und Volk, beneidet noch von Wenigen, lebte die ersten Jahre seines dortigen Aufenthaltes in den angenehmsten Verhältnissen. Seine herrliche Jünglingsgestalt, der Adel seiner Züge, das Feuer seiner

Blicke, seine Heiterkeit, Kenntnisse und sein Muth, machten ihn zum Abgott von ganz Ferrara, und selbst der Herzog erkannte ihn für die Zierde seines Hofes. Solche allgemeine Huldigung mußte natürlich endlich Neider erwecken. Der vorzüglichste unter diesen Insekten war Battista Pigna, Secretair des Fürsten. Dieser Mann schmiedete auch zuweilen Verse; aber nach Tasso's Ankunft und einigen Gelegenheitsgedichten desselben, mußte er seine Erbärmlichkeit fühlen und ward aus diesem Grunde Tasso's bitterster Feind.

Dieser, welcher es wohl wußte, verachtete ihn viel zu sehr, sich darüber zu bekümmern, und nur, als der kleinliche Mensch, zu den kleinlichsten Kabalen seine Zuflucht nahm den gehaßten Tasso zu stürzen, an dessen Unschuld und offner Redlichkeit sie jedoch alle zu Schanden wurden, erlaubte er sich, über jede andre Rache erhaben, ihn in seinem befreiten Jerusalem, unter dem Namen Alete, in seiner ganzen Blöße der Nachwelt darzustellen. Er singt von ihm:

„Alete è l'un, che da principio indegno
Tra le bruttare de la Plebe è sorto;
Ma l'innalzaro a i primi onor del Regno
Parlar facondo, e lusinghiero e scorto,
Pieghevoli costumi, e vario ingegno,
Al finger pronto, a l'ingannare accorto;
Gran fabbro di calunnie adorne in modi
Novi che sono accuse, e pajon lodi."

C. 2. St. 58.

Alet ist Einer (der Gesandten nähmlich)
aus dem Volk entsprungen,
Von niedrer Abkunft und geringem Glück.
Zum ersten Rang hat er sich aufgeschwungen
Durch List, Beredsamkeit und schlauen Blick,
Gewandte Sitten, feine Huldigungen,
Verstellung, Trug, erhoben sein Geschick.
Verläumden kann er auf so feine Weise,
Daß er verklagt, indem man glaubt, er preise!

Gries. Bef. Jerusalem v. Ges. 58. St.

Das sichtbare Streben des Neides ihm die Huld der fürstlichen Personen zu entziehen, war wie gewöhnlich für dieselben ein Impuls mehr ihn in derselben zu befestigen. Der Fürst, dessen Bruder und beide Schwestern Lucretia

und Leonore hingen leidenschaftlich an Taſſo. Er las ihnen vor, beſuchte mit ihnen ihre Villen, hauptſächlich das durch Goethes Meiſterhand verewigte Belriguardo, und lebte bloß dem Vergnügen und der Arbeit an ſeinem Epos; die Prinzeſſinn Leonore machte ſogleich tiefen Eindruck auf ihn, doch wußte er dieſe aufkeimende Leidenſchaft noch zu beherrſchen.

Im Jahre 1569 reiſte er zu ſeinem Vater, welcher tödtlich erkrankt war und auch in ſeinen Armen ſtarb. Ein heftiges Fieber warf ihn ſelbſt darnieder, doch er genas, und wir finden ihn 1570 ſchon wieder in Ferrara. In dieſem Jahre vermählte ſich Prinzeſſinn Lucretia mit dem Prinzen von Urbino, und verlies mit demſelben Ferrara. Der geſellſchaftliche, vertraute Umgang mit der Prinzeſſinn Leonore, mit welcher er ſich nun oft tagelang allein befand, nährte ſeine Leidenſchaft zu dieſer Fürſtinn, welche die Natur mit Allem geſchmückt hatte, was das reizende Geſchlecht unwiderſtehlich macht, bis zu einem Grade, daß er ſie nicht mehr verbergen konnte.

Es iſt oft und vielerlei über Taſſo's Liebe

zur Prinzessinn gesprochen und geschrieben worden: ob sie blos eine ritterliche, dem Zeitgeist angemessene Huldigung, eine platonische oder sinnliche Sehnsucht gewesen sey, und besonders, ob er glücklich oder unglücklich geliebt habe. Alle Schriftsteller von Manso angefangen, bis auf den Verfasser der biographischen Skizze Tasso's im Conversationslexicon, widersprechen sich in diesen Gegenständen. Zu so vielen Meinungen füge ich denn auch hier die Meinige.

Ich glaube, daß Tasso wiedergeliebt und erhört ward. Er war einer der schönsten Männer seines Jahrhunderts. Er liebte mit aller Gluth seines Landes und seines kräftigen unverdorbenen Gemüthes. Die Prinzessin war jung, gebildet, gefühlvoll, konnte sie bei der Huldigung eines solchen Mannes, der sie bis zur Anbethung verehrte, kalt bleiben? Von den Alpen bis an die Calabresischen Gebirge hallte Tasso's Name gefeiert durch Italien, das weibliche Geschlecht Ferrara's sah mit Liebe und Sehnsucht nach dem blühenden Mann; dieser Mann, mit allen Reizen des Körpers und Geistes geschmückt, lag Liebe flehend zu ihren Füs-

sen und weihte sein Leben ihrer Huld, welche ihres Geschlechtes hätte wohl hier widerstanden? War es ein Wunder, daß die Liebe den trennenden Kronenring der fürstlichen Würde zersprengte, und die Herzen sich verstanden?

Ich werde im Verlaufe dieses Aufsatzes noch mehrere Gründe für meine Meinung am gehörigen Orte andeuten, jetzt nehme ich den biographischen Faden wieder auf.

Papst Gregor XIII. sandte im Jahre 1572 den Cardinal Lodovico als Legaten nach Frankreich, Tasso begleitete ihn auf sein Verlangen. Die sechs ersten Gesänge seines befreiten Jerusalems waren vollendet. Auf dieser Reise entstanden die vier folgenden. In Frankreich, am lasterhaften Hofe Karls IX. und der Katharina von Medicis, konnte es, trotz aller Huldigungen, die Tasso empfing, einem so reinen Gemüthe, nicht behagen. Die Üppigkeit des Hofes, die Gräuel der Partheiwuth, welche Frankreich zerfleischten, und wovon die Schrecken der Bartholomäusnacht, welche drei Wochen vor Tasso's Ankunft Paris erfüllt hatten, die tiefsten Schattenseiten des furchtbaren Gemähldes

waren, machten Frankreich jedem unverdorbenen Herzen verhaßt. Die Regierung eines grauſamen Knaben, und einer wollüſtigen Frau, erſtickten alle edleren Bluthen des Lebens im Herzen des unglücklichen Landes, und Laſter aller Art befleckten den Thron der Lilien. Taſſo'n bewahrte „das Geheimniß einer edlen Liebe" rein in dieſem Strudel der Verderbniß: das Sternenbild ſeiner geliebten Fürſtinn umſchwebte ihn leuchtend bei den Angriffen niederer Lüſte der üppigen Weiber des Pariſer Hofes, und er kehrte unverdorben, wie er die Alpen überſchritten hatte, im Jahre 1573 wieder nach Ferrara zurück.

Dieſen Winter erſchien ſein Schäferſpiel: Aminta, das erſte dieſer Art, welches mit ungeheurem Beifall aufgenommen ward. Seine Stärke in lyriſcher Poeſie zeigte ſich glänzend in dieſem Gedichte, welches bisher nur von Guarini übertroffen ward. Um ſeine Leidenſchaft für die Prinzeſſinn deſto mehr zu verbergen, brachte er drei Damen am Hofe, welche alle drei den Namen Leonore führten, in ſeinen Gedichten Huldigungen dar; dieß waren

außer der Prinzessinn, die Marchese Sanvitale und ein Hoffräulein der Prinzessinn. So gelang es ihm die Auflaurer seiner Feinde, so wie den ganzen Hof über den eigentlichen Gegenstand seiner Flamme in Ungewißheit zu erhalten, indeß jene Leonore, die der Genius seiner Lieder war, sie wohl zu würdigen wußte.

Sein Glück hatte ungestörten Fortgang, er besuchte auf ihr Verlangen die Prinzessinn Lucretia, welche durch den ihr so lieb gewordenen Sänger selbst den Aminta hören wollte, in ihrer Residenz Pesaro, verlebte mit dieser gütigen Fürstinn und ihrem Gemahle, der den gefeierten Dichter Italiens mit Auszeichnung empfing auf ihrer reizenden Villa Castel Durante heitere Tage, besuchte mit dem Fürsten Alfonso Venedig, machte eine Lustreise nach Rom, wohnte dem dortigen großen Jubiläum bei, und kehrte dann wieder nach Ferrara zurück. Hier war er wieder bald in der Stadt, bald in Belriguardo der stete Begleiter des Fürsten und Leonorens, aber nun hatte er auch den Culminationspunkt seines Glückes erreicht.

Sein Feind Pigna war gestorben, dessen

Nachfolger Antonio Montecatino erbte mit dem Secretariate auch Pignas glühenden Haß gegen Taſſo. Dieſer hatte im Jahre 1575 nach dreizehnjähriger Arbeit, durch die Begierde geſpornt, Camoens, deſſen Luſiade erſchienen war, und den er für ſeinen einzigen würdigen Nebenbuhler hielt, zu beſiegen, ſein unſterbliches Gedicht vollendet.

Man hatte gewußt, eine Abſchrift davon zu entwenden und es erſchien ohne des Dichters Vorwiſſen zu Venedig im Drucke.

War irgend etwas fähig, die Begeiſterung des italiſchen Volkes für den Sänger Rinaldo's und Aminta's zu erhöhen, ſo war es dieſes herrliche Gedicht. Nie ward ein poetiſches Product mit ſolchem Entzücken aufgenommen, als dieſe melodiſchen Stanzen. Man ward nicht mude ſie zu loben, den Dichter zu vergöttern und ſein Gedicht in alle Sprachen, ſogar in die arabiſche zu überſetzen; dieſe Huldigungen reitzten die Wuth ſeiner Feinde nur immer heftiger auf, und es gelang ihnen endlich auf die ſchändlichſte Weiſe, ihren Zweck zu erreichen, und den Dichter zu ſtürzen.

Einer der ſchlaveſten Höflinge, eine Kreatur Montecatinos, wußte durch Gewandtheit und Schein der Anhänglichkeit und Biederkeit Taſſo's Zuneigung und vertrauten Umgang zu erringen. Taſſo war bieder und offen, der argloſe Mann dachte ſich nicht überall von Feinden umgeben; er achtete ſein Schreibpult für ein Heiligthum, und ahnete in ſeinem reinen Gemüthe nicht, daß er eine Schlange an ſeinem Buſen nähre, welche in ſeiner Abweſenheit ſeine Roſen benage. Nur zu bald hatte dieſe Schlange aus den poetiſchen Blüthen, welche Taſſo's Pult barg, in deren mancher ſich ſeine glühende Liebe nur zu deutlich ausſprach, genug Gift geſogen und eilte nun, es im hämiſchſten Gebrauche gegen den argloſen Mann zu verſpritzen.

Man wußte dem Fürſten die gemachten Entdeckungen auf die eingreifendſte Weiſe beizubringen, er ward auf das höchſte aufgebracht. Glücklicherweiſe hatte ſich nichts gefunden, was die Prinzeſſinn compromittiren konnte, aber Taſſo's kühne Leidenſchaft lag am Tage. Taſſo fühlte natürlich zuerſt die Kälte und veränderte

Gesinnung seines Fürsten, welcher ihn kurz zuvor zum Historiographen des Hofes erhoben hatte. Er ahnete aber noch so wenig die Zerstörung seines ganzen Glückes, welche so nahe war, daß er im Gefühle seines Glückes ein Sonett dichtete, welches ich für einen der stärksten Belege halte, daß er nicht unglücklich liebte. Das Sonett ist der Ruf eines Schäfers an Phyllis (die Prinzessinn) des donnernden Zevs (des Fürsten) in den nächtlichen Entzückungen ihrer Liebe nicht zu achten: Es beginnt: Odi Filli che tuona! und die angeführte Stelle lautet:

Godiam' amando! e un dolce ardento Zelo
Queste Gioje notturne in noi rinnove. —

O laß uns lieben! und ein glüh'nder Eifer
Erneue stets das nächtliche Entzücken!

Indeß hatte er noch Freunde genug am Hofe, welche ihm den Urheber und die Ursache dieser für ihn so peinlichen Spannung, und wie übel seine Angelegenheiten ständen, entdeckten: Tasso war außer sich vor Schmerz und Zorn über den heuchlerischen Freund. Der Zufall führte ihm denselben gerade zur Stunde

entgegen, und Taſſo mißhandelte ihn in den Hallen des fürſtlichen Pallaſtes. Der Elende, die Heiligkeit des Ortes vorſchützend, weigerte ſich das Schwert zu ziehen, und Taſſo erhielt ſofort eine Ausforderung vor das Thor San Leonardo von ihm. Er ſäumte nicht, ſich allda einzufinden, der Höfling erſchien, das Gefecht begann, und plötzlich ward Taſſo von den drei Brudern des Höflings mit blanken Schwertern angefallen; doch Taſſo war nicht bloß Meiſter des Geſanges, ſondern auch der Klinge. Seine Geſchicklichkeit, verbunden mit einer rieſenmäßigen Stärke ſetzte ihn in den Stand, dieſem Banditenanfall unerſchrocken zu begegnen. Ein kräftiger Stoß durchbohrte den verrätheriſchen Höfling, ein zweiter lähmte den Arm ſeines älteſten Bruders, und die feige Rotte nahm die Flucht.

Von nun an wird Taſſo's Biographie ein düſteres Gemählde von Unglück und Leiden. Der Fürſt ward immer kälter und geſpannter gegen ihn, und Leonore mußte, ihrer Verhältniſſe wegen, ſich gleichfalls immer mehr und mehr zurückziehen. Dieſe Lage mußte ein ſo

feuriges Gemüth, als Taſſo nothwendig auf das Höchſte exaltiren. Er fiel in eine Art Schwermuth, ward äußerſt reizbar für die Eindrücke des Zornes, und zog endlich in einem ſolchen heftigen Augenblick den Degen im Vorzimmer des Fürſten gegen einen ihm hohnſprechenden Höfling. Er ward hierauf verhaftet, die Einſamkeit ſeines Gefängniſſes wirkte äußerſt nachtheilig auf die Schwermuth ſeines Geiſtes, und er ward ſo krank, daß er ſich ärztlicher Hülfe bedienen mußte. Indeß genas er bald, und begehrte nun dringend ſeine Freiheit. Als er ſie nach halbjährigem Flehen durchaus nicht erhalten konnte, wußte er Mittel zu finden, aus dem Franciskanerkloſter, wohin man ihn hatte bringen laſſen, nach Turin zu entwiſchen (am 20ſten Juli 1577). Er hatte zehn Monate gefangen geſeſſen. Er hielt ſich eine Zeitlang zu Turin und Rom auf und ging endlich zu ſeiner Schweſter Cornelia nach Sorrente; dort lebte er, da der Bann, der auf ſeiner Familie lag, im Neapolitaniſchen noch nicht aufgehoben war, unter fremdem Namen und unterhielt einen lebhaften Briefwechſel mit ſeiner geliebten

Prinzessinn, der seine Sehnsucht nach ihr immer nährte, und endlich so anfachte, daß er beschloß, sich dem Fürsten Alfonso zu Füssen zu werfen, und wieder nach Ferrara zurückzukehren, wo die Sonne seines Lebens leuchtete, ohne welche sein ganzes Daseyn leer und dunkel war. Er reiste über Rom, und traf daselbst den Gesandten Ferrara's, Cavaliere Guarenga, welcher ihn nach Ferrara geleitete, und dem Fürsten vorstellte.

Alfonso und Leonore empfingen ihn freundlich, doch scheint letztere ernstlichen Befehl erhalten zu haben, sich in gewisser Entfernung von ihm zu halten, wenigstens ist keine Spur des vorigen vertrauten Umganges mit den fürstlichen Personen zu finden.

Tasso bat sogleich nach seiner Ankunft um seine zurückgelassenen Bücher und Schriften; er wollte die letztern durchgehen und verbessern, und dasjenige, was die Kritik, welche, als sie erfahren hatte, der Sonnenschein der fürstlichen Huld habe sich von dem Sänger gewendet, sehr bitter über das anfangs vergötterte Werk hergefallen war, als tadelhaft erkannt habe, zu

verändern. Man verweigerte ihm dieſe ſo gerechte Bitte unter dem Vorwande, er ſey noch ſo kränklich, daß zu fürchten ſey, er kürze ſich bei ſeinen Büchern das Leben ab. Er möchte ſich alſo noch vor der Hand pflegen um gänzlich zu geneſen; der Arme hatte gut verſichern, er ſey vollkommen geſund, es half nichts, er ſollte und mußte krank ſeyn.

Da ſein Streben die vorigen vertrauten Verhältniſſe mit der Prinzeſſinn wieder anzuknüpfen nur allzu ſichtbar ward, ſo griff der Fürſt zu einem ganz verkehrten Mittel, ihn hiervon abzubringen; er wollte ſeine Sinnlichkeit zu reizen ſuchen, und ihn ſo auf Abwegen von ſeinem Ziele leiten. Wie wenig kannten dieſe Menſchen Taſſo'n und die Stärke ſeiner Liebe.

Einige unterrichtete Höflinge ſpazierten eines Abends mit ihm nach dem Orangenwäldchen bei Ferrara. Dort verlieſſen ſie ihn unter mancherlei Vorwänden, und er ſah ſich plötzlich allein. Der heiterſte Abend ruhte ſtill und klar auf der Flur, freundlich glänzte der italiſche Himmel und die laue Luft wogte ſäuſelnd

in den Orangenzweigen, alles athmete Frieden und Liebe; Taſſo genoß die Feier des Abends in ſtillen ſehnſüchtigen Gedanken an das theure Weſen, dem das All ſeines Seyns geweiht war, an die Herrinn ſeiner Lieder und ſeine ganze Seele flog zu ihr — da ertönten plötzlich harmoniſche Lautenklänge und die bezaubernden Stanzen ſeines Aminta's: Allor tra fiori, etc. etc. von melodiſcher Mädchenſtimme geſungen, ſchwollen durch den ſtillen Hain, die Sängerinn erſchien: eine der reizendſten Hetären Ferrara's, im verführeriſchen leichten Gewande; alle Künſte aufbiethend, den Sänger in ihr Netz zu ziehen, umſonſt! ſeine Seele trug nur das Sternenbild ſeiner geliebten Fürſtinn in ihren Tiefen. Mit Verachtung entfloh er der unwürdigen Verſuchung, und wohl erkennend, es ſey Plan geweſen, dieſe Scene mit ihm zu ſpielen, äußerte er des andern Morgens: „Man ſuche vergebens, ihn vom Parnaſſe in die Gärten Epikurs zu locken.“ Die Folge dieſes mislungenen Verſuches, ihn von ſeinem nur allzuſichtbaren Streben abzuziehen, war ein Verboth des Fürſten an

die Prinzessinn, ferner noch Tasso's Besuche anzunehmen.

Von nun an lebte er das Leben des Tantalus. Seine niegestillte Sehnsucht begann wieder auf seine Gesundheit zu wirken. Er ward wieder tiefsinnig, menschenscheu und verdrossen, und als dieser Zustand zunahm und er befürchtete, man möchte seine Kränklichkeit zu neuem Vorwand für Gewaltthätigkeiten an seiner Person nehmen, so entfloh er zum zweitenmal aus Ferrara, und irrte eine Zeitlang wirklich kränklich an Geist und Körper in Oberitalien umher; das Bild seiner angebeteten Fürstinn folgte dem Ruhelosen überall, vergebens suchte man ihn zu zerstreuen. Nach der Abwesenheit eines halben Jahres zog ihn die Gewalt der Liebe wieder unwiderstehlich nach Ferrara zurück. Er war entschlossen, alles zu wagen, sein Glück wieder herzustellen, oder sich zu überzeugen, es sey unwiderbringlich verloren. Im Februar 1579 traf er wieder in Ferrara ein. —

Seine Aufnahme konnte ihn sogleich überzeugen, daß nichts mehr für ihn zu hoffen sey.

Der Fürſt lies ihn nicht vor ſich, und die Prinzeſſinn, von Argusaugen belauert, mußte ihm gleichfalls bedeuten laſſen, ſie verbäthe ſich ſeinen Anblick. So viele Schläge des Schickſals ſteigerten endlich ſeine Ungeduld bis zur Raſerei. Er brach in laute Schmähungen gegen Alfonſo und den Hof aus; darauf hatte man nur gewartet, ſogleich bemächtigte man ſich ſeiner, und brachte ihn am 8ten März 1579 in das Gefängniß des St. Annenhoſpitals, wo er ſieben Jahre gefangen ſaß; ſein Schickſal war wirklich bedauernswerth. Die Ärzte mußten ihn als einen Wahnſinnigen behandeln, wie wenig er es war, beweiſen ſeine Veglie di Taſſo (Taſſo's wache Nächte) jener reiche Kranz lyriſcher Poeſie, den die Muſe ihm in den kalten Wänden ſeines Kerkers flocht, und in welchen ſein herrlicher Geiſt ganz in ſeiner klaſſiſchen Reife erſcheint. Dieſe Klagelieder athmen ſo viel Wohllaut und Poeſie, daß unſer Geiſt mit der innigſten Wehmuth und Theilnahme für den unglücklichen Sänger erfüllt wird, der, indeß ſeine Stanzen vom Comerſee bis an den Faro di Meſſina

von den entzückten Italienern gesungen wurden, in solcher Entbehrung des Nöthigsten lebte, daß er die leuchtenden Augen einer Katze besang, deren Feuerglanz ihm statt eines Lichtes dienen mußte, welches man ihm hartnäckig versagte.

Endlich erhielt er am 6ten Julius 1586 auf Fürbitte des Fürsten Gonzaga seine Freiheit wieder. Tief gebeugt an Körper und Geist verließ er die düstern Mauern, in denen er die schönste Zeit seines Lebens (von 35sten bis in das 42ste Jahr) zugebracht hatte. Hier sah er seine geliebte Prinzessinn zum letztenmale, sah die Thränen in ihren Blicken, welche ihn begleiteten, und mit dieser schmerzlichen Erinnerung, deren Eindruck ihn nie mehr verließ, schied er auf ewig aus Ferrara. Die übrigen neun Jahre seines Lebens sind ein stetes Umherirren in den Provinzen Italiens. Er zog von Mantua nach Rom, von Rom nach Neapel (sein Bann war aufgehoben worden), von da ging er wieder nach Florenz und dann wieder nach Rom und Neapel zurück; sein Leben war ruhelos, freudenleer und du-

ſter. Nie mehr ſah man ihn lächeln, oft litt er die bitterſte Dürftigkeit und verlebte ſogar aus Noth zwei Monate im Spitale der Bergamasken zu Rom. Sein ernſtes Schickſal hatte alle Kraft aus ſeiner Seele gebannt; er war ſchwach und willenlos geworden wie ein Kind. Seine Werke aus dieſer letzten Zeit ſeines Lebens: das Trauerſpiel Torismond, die Umarbeitung des befreiten Jeruſalems in das eroberte Jeruſalem und ſein Gedicht von den ſieben Schopfungstagen ſind traurige Beweiſe ſeiner durch Kummer und Leiden erſchöpften poetiſchen Produktionskraft. Sein Ruhm lebte indeß, während er ſelbſt dem Grabe zuſiechte, lebendig im Volke fort. Hierher gehört die Anekdote, wie einſt, als er in großer Geſellſchaft reiſte, die Reiſenden plötzlich von einer Räuberhorde umzingelt wurden, welche bereits Anſtalt zur Plünderung machte, und der Anführer der Räuber Sciarra, als er vernahm, Taſſo ſey unter der Geſellſchaft, ſie aus Achtung für dieſen gefeierten Namen unangetaſtet weiter ziehen ließ.

Indeß hatte Clemens VIII. (Hyppolit Al-

bobrandini) St. Peters Thron beſtiegen; Taſſo feierte dieſes Ereigniß durch ein Gedicht, in welchem die letzten Strahlen ſeines Geiſtes herrlich aufflammten; dieſes Gedicht und die perſönliche Zuneigung des Hauſes Aldobrandini für ihn bewogen es, ihm die Ehre der feierlichen Krönung mit dem Lorbeer auf dem Kapitole anzubieten; die höchſte Würdigung des Talentes damaliger Zeit. Der Neffe des Pabſtes Cynthio Aldobrandini lud ihn daher nach Rom ein: freudig eilte Taſſo nach der Stadt der ſieben Hügel, dort einen Triumph zu feiern, der ſelbſt auf ſein zerrüttetes Gemüth noch reizend wirkte; doch auch dieſe letzte Freude, den kargen Lohn aller Anſtrengungen ſeines Lebens verſagte ihm ſein ernſtes Geſchick! er traf im November 1594 in Rom ein; der rauhe Winter zwang ſeine Gönner, die Feier der Krönung zum Frühling zu verſchieben, aber das Ziel ſeines Lebens war entdeckt, er ward täglich ſchwächer. Kummer, Noth und die glühende Sehnſucht einer unglücklichen Liebe hatten ſeine Kraft untergraben. Er fühlte ſein nahes Ende, ließ ſich nach dem Kloſter St. Onuphrio

bringen, und hauchte dort am Vorabend des zu seiner Krönung bestimmten Tages am 25sten April 1595, seine Seele aus.

Er hatte kaum sein 51stes Jahr angetreten. Sanft, ruhig und mit Ergebung schied er aus diesem Leben. Er ruht in dem Kloster, wo er starb. Ein Denkmal ziert die Stelle, worin der Ruhelose endlich Ruhe fand. Friede seiner Asche! —

Tasso hatte einen schönen üppigen Bau. er war stark und zu allen Leibesübungen geschickt, seine Gesichtsfarbe war wegen des vielen Studirens und seiner ausgestandenen Leiden etwas blaß, sein Blick feurig, seine Locken geringelt. Er sprach langsam und widerhohlte gern die letzten Worte. Sein Verstand war aufgeklärt, rein und schön sein Gemüth. Sein Herz voll Güte und Sanftmuth. Er liebte nur einmal, aber mit der ganzen Innigkeit seines Wesens, unbefleckte Treue nahm er mit in das Grab. Alle, denen seine unsterblichen Gesänge frohe Stunden verschafften, müssen das Andenken der Prinzessinn Leonore segnen, denn der Geist der Liebe hauchte sein schönstes Blüthen-

gold auf ſeine Saiten. Um den weiten Umfang ſeiner Kenntniſſe zu würdigen, iſt ein flüchtiger Blick in ſeine Werke hinlänglich. Er war beſcheiden, fromm, und ehe ſein ernſtes Geſchick ihn für die Freuden der Geſellſchaft fühllos machte, der liebenswürdigſte Geſellſchafter; nie war er ſtolz auf ſeine Werke, ſelbſt dann nicht, als ganz Italien ihm als ſeinem erſten Sänger huldigte, doch fühlte er ſeinen Werth, ohne anmaſſend zu ſeyn; er war einer der unglücklichſten, aber einer der edelſten Menſchen.

Ich gehe nun zu ſeinem befreiten Jeruſalem über, denn nur von dieſem kann in dieſem Aufſatz, welcher Taſſo'n als epiſchen Dichter beſpricht, die Rede ſeyn.

Das befreite Jeruſalem ward, als ſich das allgemeine Entzücken bei ſeinem Erſcheinen gelegt hatte, ſogleich kritiſch beſprochen. Camille Pellegrini hatte 1584 eine Abhandlung geſchrieben, worin er Taſſo über Arioſt erhob. Sogleich traten Salviati und Nomi auf und bemühten ſich, Taſſo ſo tief herabzuwürdigen, als ihn Pellegrini erhoben hatte. Dieſer Kampf der Meinungen dauerte durch Jahrhunderte

fort. Alle Nationen hatten getheilte Ansichten über das Gedicht, und alle fehlten darin, daß die eine Parthei selbst das Tadelhafte, die andere selbst das Gute nicht beachtete.

In Frankreich äußerte sich Balzac, Virgil sey Ursache, daß Tasso nicht der erste Dichter sey, und Tasso habe gemacht, daß Virgil nicht einzig sey. Despreaux hingegen vergleicht Tasso gegen Virgil mit dem Flittergold gegen das Aechte. Unter den Deutschen hat unstreitig der geistreiche Fr. Schlegel in seiner Geschichte der alten und neuen Literatur das gründlichste Urtheil über ihn ausgesprochen, die Mängel seines Epos wegen der Fesseln der Virgilischen Form, und die Vorzüge seines regen poetischen Gefühles gehörig gewürdigt, obschon ich in dem einen Punkte, daß er Petrarcas Gesänge kunstreich, aber kalt nennt, nicht mit ihm einverstanden bin.

Tasso beginnt wie gewöhnlich sein Gedicht mit der Erklärung dessen, was er singen wolle:

Canto l' Arme pietose e 'l Capitano
Che 'l gran Sepolcro liberò di Christo.
Molto egli oprò col senno, e con la mano

Molto soffrì nel glorioso acquisto:
E in van' l' inferno a lui s'oppose, e invano
S'armò d' Asia, e di Libia il popol' misto,
Che 'l ciel gli diè favore e sotto ai santi
Segni, ridusse i suoi compagni erranti.

C. I. St. I.

Den Feldherrn sing' ich und die frommen Waffen
So des Erlösers hehes Grab befreit,
Durch Geist und Arm vermocht er viel zu schaffen
Viel duldet' er im glorreich kühnen Streit,
Und fruchtlos droht die Hölle, fruchtlos rafften
Sich Asien auf, und Lybien kampfbereit;
Denn Gott vergönnt ihm, die verirrten Seinen
Bei dem Panier des Heiles zu vereinen.

Gries bef. Jer. v. Gef. v. Et.

Die Wendung, welche Tasso seinem Stoffe zu geben wußte, verräth den Meister. Er nutzt wie Milton einen glücklichen Vortheil, uns für die Handlung zu gewinnen. Zu seiner Zeit, wo der gewaltige Kampf des Islams mit dem Christianism noch loderte, mußte dieser Stoff nothwendig doppelt ansprechen. Die Krieger sind keine Abentheurer mehr, welche, wie in der Lusiade und Araucana *), auf gut Glück

*) Ein spanischer Epos des Don Ercilla.

nach Beute auszuziehen; es ſind Helden, welche eine heilige Erde von Ungläubigen reinigen. Vortrefflich iſt ſeine Charakter-Zeichnung; alles athmet Leben, und ſeine Helden ſind Meiſtergebilde ſeiner Poeſie. In der Sprache zeigt er bewundernswürdige Vollendung, er bildet ſie zu ſeinen Zwecken wie mit Zauberhand. So wird zum Beiſpiel im vierten Geſang, der in dieſer Hinſicht überhaupt muſterhafte Beiſpiele enthält, bei Pluto's Zuſammenberufung ſeiner Getreuen die weiche italiſche Sprache feſt, nervigt, und männlich: z. B.

Chiama gli abitator dell' ombre eterne
Il rauco suon della tartarea tromba:
Treman, le spaziose atre caverne
E l'aer cieco a quel rumor ribomba.

C. 4. St. 3.

Der höllischen Trompete wilder Schmettern
Erfüllt mit rauhem Lärm die düstre Gruft,
Sie ruft der ew'gen Nacht furchtbaren Göttern,
Und ihr erbebt des Orkus grause Kluft.

Gries, Befr. Jer. 4. Ges. 3. St.

Die Beſchreibung von Armidens Pallaſt iſt herrlich, unübertrefflich jene Stanzen, in denen Rinaldo mitten in den Wonnen der Liebe

seine Waffen erblickt. Ubaldo hat den Schimmer des Demantschildes auf ihn gewendet. Rinaldo sieht sich, und erkennt sich nicht mehr, so hat ihn die Weichlichkeit entstellt. Sein Zusichkommen, sein Ermannen, die Lehren Ubaldo's, alles athmet Meisterschaft; diese Stanzen sind nach meiner Meinung das Herrlichste des Gedichtes.

Wir wollen nun auch einen flüchtigen Blick auf die Mißgriffe dieses Gedichtes machen; daß Tasso über die Theorie des Heldengedichtes viel und ernstlich dachte, beweisen seine über diesen Gegenstand geschriebenen Dialoge, um so mehr zu wundern sind die Fehler, die er selbst in der Anordnung der epischen Maschinen beging. Die chaotische Vermengung der fabelhaften Götter und der Christuslehre führt ihn zu den sonderbarsten Dingen, die Zauberer spielen Hauptrollen; einer davon aber, der im 14. Gesange erscheint, ist sogar ein guter Christ, und spricht wie ein Kanzelredner, daneben zaubert er aber frischweg. Pluto erscheint und berathet sich mit seinen Dämonen (lauter griechische Teufeln) über die Zerstörung des Christen-

thums. Die Engel thun auch gute Dienste, sie sind Boten und Wundärzte; auch die Helden selbst verrichten alle Kirchendienste, sie taufen und begraben. Als z. B. im 12. Gesang Tankred Clorinden erzürnt, bekehrt sie Tasso durch einen Meisterstreich, sie legt geschwind in einigen Versen ihr Glaubensbekenntniß ab, verzeiht ihrem Feind, und fordert von ihm die Taufe, es hält ihn auch nichts ab, sie kunstmäßig zu verrichten. Man muß es Tasso's Helden nachrühmen, daß sie zugleich wackere Krieger und vortreffliche Pfarrer sind.

Auch die Nachahmung Virgils ist an Tasso zu tadeln. Der 16. Gesang hauptsächlich ist die oben erwähnte Meisterstelle abgerechnet, fast gänzlich Virgil nachgebildet. Aber welch' ein Unterschied zwischen der Episode der Dido und jener der Armida. Dido reißt uns zum Mitleid hin, wir wünschten ihr Aeneas Herz zum Lohn ihrer Liebe; Armida erregt nur unsern Unwillen, von ihrem Oheim, dem Zauberer Idenen aufgerufen, (sie hat nämlich die Ehre, eine Hexe zu seyn,) Rinaldo zu verführen, erscheint sie uns als gemeine Buhlerinn,

und wir freuen uns, daß Rinaldo seine schmählichen Fesseln zerreißt. Kurz die Nachahmung Virgils verunglückte Tasso ganz. Daß sie nun dieses ist, geht schon daraus hervor, daß Tasso zuweilen sich gar nicht scheute, Virgil ganz zu übersetzen: z. B. Armida ruft:

Nè te Sofia produsse, o non sei nato
Dall' Azzio sangue tu: te l'onda infana
Dell mar produsse, e 'l Caucaso gelato,
E le mamme allatar di tigre Ircana;
Che dissimulo io più? l'uomo spietato
Pur un segno non dè di mente umana
Forse cambiò dolor? forse al mio duolo
Bagnò almen gli occhi o sparse un sospir solo!

C. 16. St. 57.

O nimmer hat in zärtlicher Erwarmung
Uns Azzos Diut, Sophia dich gezeugt!
Nein, nur des Meeres und Caucasus Umarmung,
Dich hat Hyrkaniens Tigerinn gesäugt!
Was hehl' ich mehr: hat menschlicher Erbarmung
Das Ungeheur den wilden Sinn gebeugt?
Entfarbte er sich? Entflossen meine Schmerzen
Dem Auge Thränen? Seufzer nur dem Herzen?

Gries bef. Jer. 16. Ges. 57. St.

Und Virgil läßt Dido sagen:

Nec tibi Diva parens, generis, nec Dardanus auctor
Perfide: sed duris genuit te cautibus horrens
Caucasus, Hyrcanaeque admorunt ubera Tigres;
Nam quod dissimulo? aut quae me ad majora reservo,
Num fletu ingemuit nostro? num lumina flexit?
Num lacrymas victus dedit? aut miseratus amantem est?

Auch der Spuck wegen des Holzfällens im Walde ist ein unglücklicher Gebrauch des Wunderbaren.

Dieser flüchtige Überblick der Fehler des befreiten Jerusalems wird zeigen, wie gering sie gegen die überwiegenden Schönheiten des Gedichtes zu achten sind. Dieses herrliche Werk verdient die Bewunderung, welche es sich bei allen gebildeten Völkern durch drei Jahrhunderte zu erhalten wußte in vollem Maße. Auch die kommenden Geschlechter werden ihm die gebührende Huldigung nicht versagen, und seine hinreissenden Schönheiten verbürgen seinen unsterblichen Ruhm. —

Friedrich Kind

VI.

Gedichte.

Streiflichter.

Wie ſich dort den fernen Büſchen,
Wie ſich dort der Hügelkronen
Maiengrüne Saaten miſchen,
Sonn'ger Strahlen Gold dazwiſchen!
Dort, welch ein beglücktes Wohnen!
Dort, wie muß der Anblick lohnen,
Sich erweitern Herz und Sinn!

Und ich wandle durch die Felder,
Wo nur matt die Blumen blühen;
Dunkel zeigen ſich die Wälder,
Nur die fernen Berge glühen,
Locken mich, hinauf zu ziehen —
Doch die goldnen Strahlen fliehen
Immer weiter vor mir hin.

Jetzt — die Strahlen bleichen, schwinden,
Zieh'n gen Himmel von der Erde — —
Ist das Licht nur stets zu finden
Dort, wohin ich kommen werde,
Immer Schatten, wo ich bin?

Fr. Kind.

Die Götter des Hauses an die rückkehrende Besitzerinn.

Sey willkommen lieblichste der Frauen
Sey willkommen hier am trauten Herd
Wo wir Dich mit stiller Freude schauen,
Wo das Herz des Herzens Stimme ehrt —

Doch Du wendest Deine holden Blicke
Nach der Fremde fernen schönen Land,
Noch mit leiser Sehnsucht Schmerz zurücke,
Weil Dein Geist dort süße Labung fand.

Dorthin schaust Du, wo auf Berges Höhen
Dich der Freiheit holder Gruß beglückt,

Wo der Erde ew'ge Pfeiler stehen
Und der Mensch dem Himmel näher rückt.

Dorthin, wo um klarer Seen Flächen
Sich das Paradies der Unschuld zieht,
Und am Bord von hellen, muntern Bächen,
Manches Kind der Alpenflora blüht. —

Dorthin, wo der Ton des Hirtenreigen,
Wehmuthsvoll von Höhen zu Hohn klingt
Und wenn längst die süßen Töne schweigen
Tief ins Herz mit der Erinn'rung dringt. —

Oder dorthin, wo in reinern Lüften
Dich des Südens milder Hauch umweht
Und in des Orangenhaines Düften
Die Begeist'rung Dir zur Seite geht.

Dort, wo in der schönsten Fluthen Spiegel *)
Sich der Borromäer Herrlichkeit
Still beschauet, und der Geist das Siegel
Löst vom Munde längst verganq'ner Zeit.

---

*) Die Borromäischen Inseln im Lago maggiore

Dort, wo in geweihter Dome Hallen,
Eine heitre Wunderwelt uns lebt,
Dann vom Chor der Andacht Stimmen wallen,
Auf der Geist in alle Himmel strebt.

Oder dort wo aus Neptunus Reichen
Aufsteigt jenes Wunderstaates Pracht,
Der den Osten sich ihm einst sah neigen,
Vor ihm zittern der Osmanen Macht.

Dort, wo in bewunderten Museen
Man der edlern Hella's Herrlichkeit
Fühlt in Götterbildern sich umwehen,
Der Verehrung jedes Volks geweiht —

Und nun hier in diesem stillen Raume,
Wo kein Schatten jenes Glanzes schwebt,
Wo Erinn'rung nur in wachem Traume
Dir des Fernen süße Bilder webt.

Wirst Du hier so leicht Dich heimisch finden?
Wird sich uns Dein zart empfindend Herz
Wiederum in Lieb' und Lust verbinden,
Unverkümmert durch der Sehnsucht Schmerz.

Ja! wir hoffen's, denn Du weißt das Leben
Blüht nur dem, der was die Stunde beut
Freudig faßt, und mag es ihm entschweben,
Still im stillen Nachgenuß erneut. —

Methus. Müller.

Theodor Körner an Viktoria.

Ich weiß es wohl, Du hast um mich geweint,
Es geht die Welt nichts an, Du kennst mich gut,
Wie du mich kennst, so hab ich es gemeint,
Mit Dir dem Vaterland und meinem Blut.
In Lebenslust hab ich zur Kunst gestrebt,
Der kann nicht dichten, der nicht gerne lebt.

Du weißt es wohl, ich habe gern geliebt,
Ich war so jung, so fröhlich, so gesund,
Das Lied, das meiner Lyra Raum entschwebt,
Trug an der Menschen Herz Dein schöner Mund.
O selig Lied, dem Huld die Seele giebt,
Der kann nicht leben, der nicht gerne liebt.

Du weißt es wohl, ich habe Dich geliebt,
Verzeih' o Liebe, die den Kranz mir wand,
Daß andre Feier mir den Kranz auch giebt,
Den Eichenkranz das deutsche Vaterland,
Bei einer Eiche senkten sie mich ein,
Der kann nicht lieben, der nicht frei will seyn.

Du weißt es wohl, ich konnte frei nur seyn,
Mit meines Deutschlands deutscher Kunst und Art,
Und setzte treu mein junges Leben ein,
Gleich Deutschen Dichtern auf der Ritterfahrt,
Der hat gedichtet nicht, geliebt, gelebt,
Der kann nicht frei seyn, der dem Tod erbebt.

Du weißt es wohl, daß gern den Tod ich starb,
Ich sah Viktoria Dich und stieg hinab,
Leg' nun die Kränze all, die ich erwarb,
Kunst, Liebe, Leben, Freiheit auf mein Grab,
O Epheu, Lorbeer, Myrthe, Deutsche Eiche,
Singt der Viktoria, was ich verschweige.

Clemens Brentano.

Seelenwanderung.

O ſchwerer Dienſt im Leib aus Erden
Der keinen Durſt der Seele ſtillt!
Könnt ich zum Silberglöckchen werden,
Das aus gefrornem Boden quillt.
Und hätt' geweckt mein Wonneleben
Der Biene Nahn, der Biene Wahl,
Dann könnt' mein zarter Geiſt entſchweben,
Zu beſſern Daſeyns Wonneſtrahl.

Verborgen halb vom Blättergrüne,
Hauch' er im Veilchen auf der Flur,
Erfull' mit Duft die Waldesbühne,
Der reinen Luft Lichtazur.
Und kommt die Schaar der Schäferinnen,
Umſchmeichle ſie der Balſamgruß.
Sie ſehn entzückt, ſie gehn von hinnen,
Das Veilchen küßt den ſchönſten Fuß.

In einer Roſenknoſpe Herzen
Beginn dann neues Lebensglück.

Die Knospe schwellt in süßen Schmerzen,
Die Rose prangt im Sonnenblick.
O käm' die jüngste dann der Musen,
Und pflückte mich im Jugendroth,
Ich schmiegt mich an den zarten Busen,
Stürb unnennbaren Wonnetod.

In einer Lilie Silberschooße
Erwacht ich ernst, nach kurzer Ruh.
Dem Himmel haucht im Westgekose
Den Ambra des Gebets ich zu.
Mein Leben würd' ein gläubig Sehnen.
Indessen weicht die Sommerzeit;
Dem welken Leib voll Thauesthränen
Entflieht der Geist — zur Seligkeit.

Und dort mag er als Zephir schwirren
Durchs morgenrothe Paradies,
Durch Amarantenlauben irren
Die nie der Unschuld Reiz verließ.
Er mag in Engelslocken wühlen,
Der Engel Rosenflügel blähn,
Um ihre Jubelharfen spielen,
Und mit dem Ton vorüberwehn.

Könnt er zuletzt zum Throne beben,
Des Schöpfers Athem in sich ziehn,
Dann erdwärts zu den Lieben schweben,
Wenn ihre heißen Zähren glühn,
Und flüstern: — „Still aus euern Thränen
Keimt, — trotz der Zweifler armen Spott, —
Dort heit'rer Sieg. — Euch täuscht kein Wähnen,
Vergeltung lebt! — es lebt ein Gott!!"

Friedrich v. Heyden.

Reine Liebe.

Lieder erklingen im Wald,
Steigen mit Tones Gewalt,
Süßberauschender Chor,
Hoch in die Wolken empor.
Lieblicher Klang! —
Wonnegesang;
Regst mir im tiefsten das Herz.
Ha wie es schwellt!
Thräne sie fällt.
Wollustig lösender Schmerz!

Sagt mir was, wirbelnd beſchwingt,
Jubelndes Vögelein ſingt?
„Freut ſich, daß Lieb' es erfüllt.“
— Liebe, Du Wolkengebild,
Alles im Way'n
Magſt Du erfreu'n,
Wandelſt vorüber bei mir.
Sehnende Bruſt,
Flieht Dich die Luſt,
Fliehſt Du voll Irrthums vor ihr?

Roſige Wolken im Blau'n!
Flammen im Abend zu ſchau'n!
Golden die Ströme, die Höh'n!
Welt, o wie biſt Du ſo ſchön!!
Leuchtend und hehr;
Liebe Dich ſehr,
Preis' Dich mit jubelndem Schall.
Wonnen um mich!
Bräutigam ich,
Meine Geliebte — das All!

Friedrich v. Hayden.

Vergänglichkeit.

(Nach Scarron.)

Ihr Monumente, die des Menschen Stolz erkriegt,
Ihr prächt'gen Mausolee'n, Paläste, Pyramiden,
Der Erdengötter Werk und Aufenthalt hienieden,
Die selbst oft die Natur durch Menschenfleiß besiegt;
Ihr, wo der Römer Kunst das Ideal erfliegt,
Der Raub der halben Welt vergeudend ohne Frieden,
Du, Coliseum, dem vom Schicksal ward beschieden
Zu herrschen, wenn die Welt in feiger Knechtschaft liegt:
Ihr sanket vor der Last der grauen Jahre ein,
Umspielt jetzt und verlacht von schwacher Nachwelt Schwarme;
Kein Kitt hält je der Zeit und ihrem Nagen fest.
Besteht nun ihrer Macht sogar kein Marmelstein:
Was wundr' ich mich denn noch, daß hier am rechten Arme
Mein alter schwarzer Flaus das Futter sehen läßt?

E. J. S. Contessa d. Ä.

Liebesdauer, an ...

Wie lang ich treu bleib' unserm Liebesbunde?
Das frägst Du mich, o mein geliebtes Leben?
Doch kann ich drauf Dir keine Antwort geben,
Denn Niemand weiß ja seine Sterbestunde.

Nyno.

Genius.

Ich seh' entzückt auf der Begeist'rung Schwingen
Den Genius zum Sternenplane dringen;
Doch hemmt der Tod bald seinen Adlerflug.
Ich wein' auf seinen Aschenkrug.
So dringt der Donnerkeil, ein Meteor,
Kühn aus dem schwarzen Element hervor.
Und fleugt umher in furchtbarschöner Pracht,
Und plötzlich hüllt ihn tiefe Nacht.

Haug.

Blüthen aus türkiſchen Dichtern.*)

Von

Joſeph von Hammer.

I. Redſchati. **)

Gaſelen.

1.

Der Roſe Knospenmund iſt liebeswund,
Es klagt die Nachtigall dem Wiederhall;
Die Roſ' und Nachtigallen zuſammenfallen
Einander zu erzählen der Lieb' Novellen.
Ob deines Maales Sehnen muß ich aufſtohnen,

*) Die Fortſetzung erſcheint in den folgenden Bänden.

A. d. R.

**) Redſchati iſt einer der größten osmaniſchen Dichter und nach dem Urtheile mehrerer Kunſtrichter der Größte aus Allen. S. die ſchönen Redekünſte der Osmanen in Eichhorns Geſchichte der Literatur S. 1570. Das Manuſkript, wovon dieſe Auszüge genommen ſind, befindet ſich auf der k. k. Hofbibliothek Nro. 193.

Es rinnen blut'ge Thränen durch alle meine Sehnen.
Schwingt ſich dein Mond empor zum Himmelsthor
So ſchließt der Tag das Thor aus Neid davor.
Wer ſagt: die Liebe ſey nur Kinderei
O Redſchati! hat Recht; dein Wort iſt ächt.

II.

Der ſchlanke Wuchs iſt von dem Lebensgeiſt die Kunde
Das ſüße Wort iſt von dem Lebensquell die Kunde
Ich hörte nie von Edelſteinen wie die Lippen
Mein Herz mein Aug ſind von dem Meer, vom Schacht die Kunde.
Ein Arzt ſchloß einſt die Seel' in einen Becher ein,
Des Freundes Mund und Lippen ſind davon die Kunde.
Ich berge zwar die Lieb' doch wird ſie offenbar
Mein Stöhnen gibt von dem verborgnen Weh die Kunde!
Das Lockenhaar das meinen Wahnſinn zeiget

Iſt mir ein Raub der vom Verborgenem bringet Kunde
Ich ſeh im Wein die Sonne und Engeln in den Schenken
Von Zeit und Raum gibt nur des Bechers Runde Kunde.
Sieh Nedſchati brauſt auf gleich Wieſennachtigallen
Vom Knospenmund gibt er und von Cypreſſen Kunde.

3.

Silberbecher ſollen Gold o Schenke!
Wüſte Orte ſind nun Segensplätze.
Was du trankſt und aßeſt, iſt vergangen,
Sieh' die Welt, welch' ſonderbares Gaſthaus!
Wer Verminderung des Lebens wünſchet,
Und ſich nach dem Neumond ſehnt, iſt närriſch.
Reicher, ſey nicht ſtolz auf deine Schätze,
Aus Ruinen fliegen Eulen auf.
Nedſchati iſt von Gaſellenaugen
Krank, und deßhalb ſpricht er irre Worte.
Klagſt im Paradieſe du, o Schenke?
Ans Bekannte mahnet dich das Fremde.

4.

Beim Wehn des Oſts die Roſenblätter fallen
Für Weiſe Becher dann zum Looſe fallen.
Kommſt du zum Feſt, ſo mache ein Getümmel
Nun iſt die Zeit, wo Freudenjubel fallen.
Dein Antlitz und das Haar, die Wangen ſind
Ein Quell, wo Hyacinth und Roſen fallen.
Mir ziemt nicht Trennung von der Wangen Roſen
Was ſoll ich thun! ich fühl mein Herz zerfallen.
Wenn Lieder Redſchati's im Hain erſchallen
Von Roſen trunkne Nachtigallen fallen.

5.

Zum Herzen kommen Lilien und Jasminen
Dem Frommen ziemt Nichts als ein Leichentuch;
Die Seele will aus Schmerz der Trennung
sterben
Cypreß, Jasmin ſind Sarg und Leichentuch.
Sprech ich zu Ihrem Mund, ſo ſpricht er wieder;
Woher der Wiederhall, wo ich Nichts ſehe?
Mit deinem Schmerzen ſchlägt mich treulos das
Geſchick
Ich glaub das Loos iſt auf die Stirn geſchrieben,
Wir neigen uns wie Redſchati zur Neue
Allein ich fürcht der Frühling kehret wieder.

6.

Kein Menſch iſt ohne Schmerz, darum
Wer ſchmerzlos iſt, kein Menſch nicht iſt.
Bis daß nicht Herzen Thränen regnen
Der Liebe Wieſe grün nicht iſt.
Iſts Eingeweid nicht hart wie Stein
Der Bau der Liebe feſt nicht iſt.
An jenem die den Knospenmund
Gern küßeten kein Mangel iſt.
Des Abends kam und ſprach der Mond:
Bei meinem Tag kein Abend iſt.
Ich ſteh gerad wie die Cypreß,
Von deiner Schwell kein Weichen iſt.
Um dich zu ſtören Nedſchati *)
Des ſüßen Tons kein Ende iſt.

7.

Schon iſt's im Herz, den Traum vom Flaume
groß zu ziehn,
Das iſt im irdnem Topf Baſilikon zu ziehn.
O Herz! du opfre dem Rubin der Seele hin,

*) Von Wort zu Wort: ſie wollen deine Reim zerſtören Nedſchati darum verſtummen Roſen und Nachtigallen nicht auf der Flur.

Er bringt die Seelen derer um, die ſie erziehn.
Daß man der Lippen Teriak kaufe braucht es nicht,
Um deinen Hals der Haare Schlangen groß zu ziehn.
Wenn Redſchati tagtäglich Gram verhofft vom Freunde,]
Iſt's Wunder nicht, weil ſo Sultanen Sklaven ziehn.

ß.

Fürwahr die Welt iſt keine Ruheſtätte nicht,
Und Raſt gibt es für Liebeskarawanen nicht.
Für Weiſe iſt zwar wohl ein jedes Blatt ein Buch,
Für Thoren iſt die ganze Welt kein einz'ges Blatt.
Von Sommer bis zu Winteraufgang läuft die Bahn
Der Liebenden, getroſt denn Bagdad iſt nicht ferne.
Gib Wein, der du mit trunknen Augen Händel ſuchſt,
Der Wimpern Pfeile ſind für uns nicht Dolch noch Meſſer.

Es ſehnt ſich Redſchati nach deinem Paradieſe,
Wiewohl in dieſer Welt ihm dieſer Wunſch
nicht wird.

9.

Auf die Bäder von Bruſſa.

Ein Paradies, o Freunde, iſt um Baden,
Perlenluſtgelag Verein der Seelen Baden
Perlen wandeln dort wohl tauſend in der Frühe,
Das Siegel Salomons man findet es in Ba-
den.
Ein Strom Verliebter folgt den Schönen rei-
ſend nach.
Es fachet Liebesgluth der heiße Quell von
Baden,
Die Gäſte würden nicht den Weg in Schaaren
decken,
Wenn ſie gaſtfreundlich nicht wie Abraham es
webten.
Für jeden, der ſich naht vom menſchlichen Ge-
ſchlechte,
Für jeden Schmerz heut, Gott ſey Dank! ein
Mittel Baden.

Du bleibest unter Städten stets ein Schönheitskorn,
Obwohl zur Lockung dich die Weisen brauchen Baden!
Den armen Redschati erfreu' mit Freundes Anblick,
Das Schwere selbst wird leicht in deiner Mauer Baden.

Lied des Lebens.

Lieblich springt des Lebens Quelle
Aus der Kindheit Duftgefild,
Wie des Bächleins Silberwelle
Aus dem Schooß der Erde quillt.
Heiter glänzt des Lebens Morgen,
Und der Freude Rosen glüh'n
Freundlich, ohne Gram und Sorgen,
Wie im zarten Frühlingsgrün.

Wie zum Waldstrom angeschwollen,
Eilt der Bach in Jugendkraft

Selbſt in wilden dornenvollen
Gründen einen Ausweg ſchafft;
Wie der Sonne Strahlenfeuer
Durch die düſtern Wolken dringt,
Kämpft der Jüngling, — bis er freier
Sich hinauf zum Ziele ſchwingt.

Hehr und groß in Männerwürde
Fühlt er ſeines Lebens Glück,
Muthig trägt er ſeine Bürde,
Trägt des Lebens Mißgeſchick.
Seines Fleißes Früchte reifen,
Seines Lebens Strom entfließt,
Ruhig, wie von Purpurſtreifen,
Sanft am Abend überglüht.

Wie am Abend blaß und bläſſer
Wird der Wieſe Blumengold,
Langſam nun des Stroms Gewäſſer
Hin zu öden Meeren rollt;
Wie am hallenden Geſtade
Nun der letzte Strahl verglüht,
Geht der Greis des Todes Pfade
Zu der Ewigkeit Gebiet.

Trinke denn des Lebens Freuden
  Aus der Kindheit Silberquell!
Trotze muthig jedem Leiden,
  Jüngling! eile kühn und schnell
Aus der Leidenschaft Gewühle,
  Bis auch dir die Palme glänzt,
Die dem Mann und Greis am Ziele
  Strahlend einst die Schläfe kränzt!

H. Burbach.

Alte inhaltschwere Sinnsprüche.

All Kunst und Witz ist eitel Gift,
Wenn Gottesfurcht das Herz nicht trifft.

Am jüngsten Tage Jeder schaut,
Was er für Bier allhier gebraut.

Beten hilft mehr, als Arzeneyen.

Hans.

Die Stufen der Bildung. *)

Ein Gedicht in drei Gesängen.

Erster Gesang.

Die Vorwelt.

O wundervoller Helle
Entzückendes Gesicht!
Des Zeitenstromes Welle
Umstrahlt dein Himmelslicht.

Im All der Ewigkeiten
Seh ich der Schöpfung Glanz
Der Gottheit Schoos entgleiten;
Der ird'schen Bildung Kranz,
Vom zarten Blüthenleben
Zum freien Selbstgefühl,

---

*) Wir glauben bei den geehrten Lesern hinreichende Entschuldigung zu finden, daß wir dieses geistvolle Gedicht Stückweise aufnehmen — da wir mit dem Herrn Verfasser die Fortsetzung in den folgenden Bänden zu liefern — mit Gewißheit versprechen können.

A. d. R.

Durch geiſt'ge Kraft ſich weben;
Zu hoherm Bildungsziel,
Belehrt von Gottesſtimmen
Die allen Völkern nahn,
Empor die Menſchheit klimmen;
Und unbegränzte Bahn,
Zu ew'gem Vorwärtsſchreiten,
In überird'ſchem Seyn,
Auf ſel'gen Himmelsweiten,
Den Vater ihr verleihn.

Ihr, die mit heiterm Lichte
Der Bildung Tag beglückt,
Die ihr der Wahrheit Früchte
In ihren Hainen pflückt;
Lauſcht freundlich meiner Leier,
Die ihren Wettlauf ſingt
Und zu des Sieges Feier
Ihr heil'ge Palmen bringt.

Und du, der fromme Gluthen
Dem Sohn des Staubes ſchenkſt,
Und liebevoll zum Guten
Sein irres Streben lenkſt,

Laß, Vater aller Sphären,
Von deinem Geiſt umweht,
Den ew'gen Pfad mich lehren
Den deine Weisheit geht.

Von Himmelshöhen sandtest
Du früh der Menſchheit schon
Der Bildung Keim, und wandtest
Ihr Aug zu deinem Thron.
Die reifern Früchte wiesest
Allmähliger uns du,
Und freierm Streben ließest
Du ihr Erringen zu.

Des Meeres Erdumwogen,
Der Horen Wechselkreis,
Am nahen Himmelsbogen
Der Sonne Tagesgleis;
Beschränkten einst die Bahnen
Der kühnen Phantaſie,
Der wundervollen Ahnen
Des Geiſtes Licht verlieh.

Auf ird'ſche Schöpfungstage,
Auf unſrer Sonne Schein

Schränkt dunkelheil'ge Sage
Das Werk der Allmacht ein;
Auf eines Stamms Geſchichte
Der ew'gen Weisheit Rath;
Durch Bilder, durch Gedichte,
Dem rohern Sinn genaht.

Entwacht dem langen Traume,
Vom Sinnentrug befreit,
Sehn wir im Sphärenraume
Des Alls Unendlichkeit,
Der Sonnen ew'ge Höhen,
Der Schwerkraft Weltenzug,
Der Erden ſchnelles Drehen
Auf weitem Ätherflug.

Sahn Sonnen ſich entzünden
Und im azurnen Hain
Planetenkränze winden,
Zu brüderlichen Reih'n. (1)

Sahn daß der Strahl der Sterne
Aus höchſter Sphärenflur,
Zu uns, durch Nebelferne,
Zonen Jahre fuhr.

Sehn aus der Vorwelt Trümmern,
Im tiefen Vorgebirn,
Verschwundnes Leben schimmern
Und frühern Palmenhain.

Der Zeiten mostisches Siegel
Erbrach der Forschung Hand;
Des Geistes Scheidegel
Zerriß der Kindheit Band.
Des Wissens Triebe stillte
Nur heit'rer Wahrheit Schau'n
Und die Natur enthüllte,
Auf Erd'- und Sphärenau'n,
Des Schöpfers Vatergüte,
Deß liebevoller Ruf
Der Welten ew'ge Blüthe
Durch ew'ge Wunder schuf.

Doch ach! der heil'ge Glaube
Der uns die Gottheit naht,
Der uns, im Erdenstaube,
Der geist'gen Bildung Pfad
Aus Himmelshohn verkündend,
Der Wildheit uns enthob,

Und, ew'ge Hoffnung gründend,
Der Sitten Bande wob;
Ist mancher Brust entflohen,
Die fromm nach Wahrheit rang,
Und zu zerreißen drohen
Die Bande die er schlang.

Verschönt sie neu zu schlingen
Schwebt auf der Wahrheit Bahn,
Mit kühnern Geistesschwingen
Zum Quell des Lichts hinan.
Auch geist'ger Kräfte Walten,
Die Menschheit zu erziehn
Und neu sie zu gestalten,
Ergründet, heilig kühn,
Nach der Vernunft Gesetzen,
Wer rein für Wahrheit glüht
Und sich den Doppelnetzen
Des Vorurtheils entzieht.

In früher Vorwelt Tage
Erkennt den Dämmerschein,
Den hell'rer Bildung Tage
In vollerm Glanz erneun.

In Gottes Weltgeſchichte,
Die nicht nach Jahren zählt,
Bringt Großes ew'ge Früchte,
Von Seinem Geiſt beſeelt.

Der Irrthum, den zum Guten
Der Menſchheit Schwäche miſcht,
Wird von der Zeiten Fluthen
Ergriffen und verwiſcht.

Den größern Vater lehrte
Der Sohn uns, den ſein Geiſt
Zum Führer uns gewährte,
Der uns ſein Licht verheißt.

Der Kenntniß Flug beſchränkte
Durch kein Gebot der Macht
Die Lehre die er ſchenkte
In dunkler Vorwelt Nacht.

„In geiſt'gem Herzerheben
In Wahrheit naht euch Gott,“
Sprach er, „der Geiſt gibt Leben
Das Wort erzeugt den Tod.“

Und ward auch seine Kunde
Im Erdenstaub entstellt,
Er spricht zum Christenbunde
Er noch aus höh'rer Welt:

„Die Menschheit zu befreien,
Durch heil'ger Wahrheit Licht
Der Tugend sie zu weihen ...
Und durch der Liebe Pflicht
Der Gottheit Reich zu stiften,
Trug ich der Erde Wehn;
Durft ich, von euern Triften,
Zu schönern Aetherhöhn
Von ihm verklärt entsteigen
Der durch die Sterne flammt;
Der Geist soll euch bezeugen
Was Gottes Geist entstammt."

Verjährtes Glaubenswähnen
Zeugt nur des Zweifels Qual;
Dem freien Wahrheitssehnen
Glänzt neuer Himmelsstrahl,
Und führt uns, durch der Worte
Verblichnen Dämmerschein,

Zur heitern Lebenspforte
Des geiſt'gen Tempels ein,
An deſſen Feſtaltare,
In wundervollem Glühn,
Den Sehern vor'ger Jahre
Der Gottheit Auf erſchien.

Der ird'ſchen Kenntniß gatten
Muß ſich das heil'ge Licht
Das aus der Vorwelt Schatten
Mit bläſſerm Schimmer bricht;
Um, von des Wiſſens Kranze
Umſchlungen, unſern Hohn
In neuem Morgenglanze
Beglückend aufzugehn.

So ſtrahlt mit ſchönerm Feuer
Der Berge Diamant,
Wenn ihn, zur Krönungsfeier
Der Fürſten, Künſtlershand,
Den königlichen Binden
Geſchmackvoll angepaßt,
Die Schläfe zu umwinden,
In Silberkränze faßt.

Erhaben tönt die Sage,
Die Moſis Buch bewahret;
„Gott ſprach am erſten Tage,
Es werde Licht! — Es ward.“

Doch Strömen ew'ger Zeiten
Ohn' ird'ſches Maß entſchwand,
Seit in der Himmel Weiten
Das erſte Licht entſtand,
Bis zu dem feſtern Werden
Als neuer Schöpferruf
Der Sonnen und der Erden
Vereinte Kreiſe ſchuf.

Allmählig war das Bilden
Der Erden, vom Geſtein
In Waſſern, zu Gefilden
Des Lichts, zum Blüthenhain.

Nur in allmähl'gem Steigen
Auf oft geſtörter Bahn
Schritt lebendes Erzeugen
Zum menſchlichen voran.

Der Erde Kunden dringen
Tief in verlorne Zeit;

Und daß der Horen Schwingen
Sich oftens ſchon erneut,
Beweiſt, im Nachtgefilde
Der nord'ſchen Bergesſchacht
Das ſüdliche Gebilde
Verlorner Schöpfungspracht.

Durch unerforſchte Tiefen
Steigt der Geſchichte Lauf
Dem freien Wahrheitsprüfen
Zur Menſchenſchöpfung auf.

Nur mit allmähl'gen Schritten
Vermochte die Gewalt
Der Zeit, die Sprachen, Sitten,
Die Farben, die Geſtalt,
Der Menſchheit, die das Leben
Aus einem Hauch empfing,
Und die der Fluthen Heben,
Getrennt auf Hoh'n, entging
Zu ſcheiden, und wir klagen,
Als eiteln Fabelwahn
Mit Unrecht tauſend Sagen,
Die es bezeugen an.

Jahrtausende durchstrahlen
Aus jedem Heiligthum
Der frühern Weltannalen;
Und hohes Alterthum
Beweist die weite Ferne,
In der, so früh getrennt,
Der Erde Bildungssterne
Die Weltgeschichte kennt;
Die wir, in Morgenhelle
Auf Atlas Himmelshöh'n,
An heil'ger Gangeswelle
Und Nil gespiegelt seh'n.

Auch von der Fluthen Grauen,
Von anderm Erdenschwung,
Von alter Bildungsauen
Sturz und von Wanderung,
Derselben Götterkunde
Durch viele Zonen spricht,
Der Völker Mund, im Bunde
Mit neuer Forschung Licht;
Das unsrer Berge Kronen
Von Fluthen oft umwühlt,
Das, wo des Indus Zonen

Des Aufgangs Meer beſpült,
Und wo ſich unſerm Norden
Die Abendſonne neigt,
Durchſtreift von wilden Horden
Dieſelbe Sprache zeigt.

Selbſt was, mit dunkler Hülle
Umwunden, Meſech lehrt,
Wird von der Sagen Fülle
Ergänzt und aufgeklärt.

Die Paradieſesfluren
Die uns ſein Lehrergeiſt,
Durch räthſelhafte Spuren
Nur leis bezeichnet, weißt;
Erforſcht an ihrer Ströme
Entlegenem Entſteh'n
Mit ſtrauchelndem Syſteme,
Vergeblich unſer Späh'n.

Fern außerhalb der Gränzen
Der jetz'gen Erde ſchien
Ihr früh verſchwundnes Glänzen
Schon vor'ger Zeit zu blüh'n: (z)

Und unſre Weiſen leſen
Im tiefen Steingeklüft,
Daß einſt kein menſchlich Weſen
Die jetz'ge Bildungsſtift
Betrat; die nur Gebeine
Von Thieren fremder Art,
Gewürm und Palmenhaine
In ihrem Schooß bewahrt.

Nach Sais Tempelkunden
War in des Weſtens Raum
Ein Himmelsreich verſchwunden,
Von deſſen Schlangenbaum
Und goldnen Wunderfrüchten
Die der Alcide brach,
In myſt'ſchen Weihgedichten
Der Völker Sage ſprach. (3)

Noch zeugen jener Wiege
Verſunkener Kultur,
Der Sterne Flammenzüge;
Und auf erneuter Flur
Belebeten Atlastöchter,
In heil'gem Gotterſchaun,

Pelasgiſche Geſchlechter
Und Samothrakes Au'n. (4)

In jugendlicher Schone
Entſtieg dann Majas Sohn
Den Hohen von Cyllene;
Doch glänzte fruher ſchon
Dem ältern Bildungsſtrande
Er als der Weisheit Wort
Und blieb dem Abendlande
Der höchſte Himmelshort.

Noch jetzt erhebt ſein Ahne
Sich in des Weſtens Glut
Als mächtiger Titane,
Auf dem der Himmel ruht.

Und als durch ſeine Blitze
(So ſchildert der Geſang,
Den Sturm der Bildungsſitze
Der frühern Welt verſchlang)
Vom alten Gotterthrone
Die Rieſen Zeus verſtieß,
Blieb noch die ferne Zone
Der Dichtung Paradies.

Das ſtets mit lauen Weſten
Der Ocean umfing,
Und wo, an Strauch und Äſten
Der Blüthen Goldglanz hing.

Das Seelen der Heroen
In Freuden ohne Müh',
Vereint mit ewig Hohen,
Der Kämpfe Lohn verlieh.

Auch wo auf nord'ſchen Fluren
Cimmör'ſches Dunkel lag,
Erglänzen heil'ge Spuren
Vom frühern Bildungstag.

Den lichten Gott der Seher
Des Pfeils, der Sonnenbahn,
Rief als Hyperboräer
Der Griechen Feſtlied an;
Und daß im Nordgefilde,
An ferner Weſtwelt Rand,
Von Kunſt und Himmelsmilde
Umblüht, ſein Tempel ſtand;
Verbannt der Muſen Reigen
Aus alter Sagen Rund,

Bewähret von Felſtnzeugen
Auf abendländ'ſchem Grund. (5)

Doch auferſtanden glaubte,
Mit neuer Schöpfungskraft,
Der Oſtwelt frühe Bluthe
Und heil'ge Wiſſenſchaft.

Der Moſis Schöpfungstage
Sept. auf Armen'ſchen Höh'n
Geſammter Vorwelt Sage
Der Gotterlehr' Entſtehn,
Die in des Lichts Verehren
Des Tugendkampfes Pfand,
In Priman'ſchen Heeren
Des Unheils Stifter fand. (6)

Jahrtauſende ſchon lachte,
Vom Lichtgott einſt verliehn,
Der ſie aus Weſten brachte,
Der Bildung Segensbluhn
Den Indiſchen Geſtaden;
Als Alexanders Zug,
Auf Bacchus Siegerpfaden,
Des Epheus Kränze trug.

Als spätester Gebieter
Kam als Osiris er,
Dem Nilstrom heil'ger Hüter,
Von Nysas Gipfeln her;
Und Thebens Flur erzählte,
Daß zweimal Titan schon
Sich andern Aufgang wählte
Und andern Abendthron,
Seit ihre Weltgeschichte,
In Tempeln aufgestellt,
Mit der Annalen Lichte
Der Zeiten Lauf erhellt. (9)

Zwar bricht nur matter Schimmer
Aus vor'ger alter Gruft,
Und selbst der Sagen Trümmer
Umhüllt ein Nebelduft;
Doch auch die Trümmer deuten,
Verworren zwar, doch groß,
Auf Wechsellauf der Zeiten
Der ihren Bau umfloß.

So zeugt, auf Bergeszinnen
Aus Felsgeröll gethürmt,

Und von der Waſſer Rinnen
Zerriſſen und durchſtürmt,
Die räthſelhafte Klippe,
Von dunkler Chaosgluth,
Von Kronos alter Hippe
Und von erneuter Fluth.

Auch bei getrennten Brüdern
Tönt Einer Sage Wort,
In tauſend Fabelliedern
Durch ferne Thäler fort,
Und zeigt, in bunter Fülle,
Den tief verborgnen Plan,
In oft verſchiedner Hülle,
Vereinten Urſprung an.

So weiſt, in Himmelsferne
Die lang dem Aug entwich,
Die Bahn verwandter Sterne,
Die nun zerſplitterr' ſich,
In nachbarlichen Schlingen,
Doch mit getrenntem Gleis,
Um Titans Spindel ſchwingen,
Auf einſt verbundnen Kreis.

Auf Bergeshöhn erhielten,
Bewahrt vor Untergang
Als Fluten ſie umſpühlten,
Im heiligen Geſang,
Die Muſen ew'ge Kunden;
Und ſo erzählt ihr Lied,
Wie, dreimal ſchon verſchwunden,
Der Bildung Tag geblüht.

Es ſang, auf kühner Leier,
Was Großes je geſchah
Und was des Geiſtes Feuer
In heil'gen Gluthen ſah.

Wie ſich zum erſten — Werde!
In Gluth und Chaosgiſcht,
Der Himmel mit der Erde
Gegattet und vermiſcht.

Von der Titanen Kämpfen,
Wie Typhon, aufgedeckt,
Mit Brand und Bergesdämpfen
Des Himmels Höhn geſchreckt.

Wie Göttermacht ſich trennte;
Der Gott der ew'gen Zeit

Im Kampf der Elemente
Als Vater ſich erneut.

Der freche Rieſen beugte
Und mit der Herrſchermacht
Die Vaterhuld bezeugte,
Durch neuer Schöpfung Pracht.

Wie ſich der Berge Spitze,
Der Hügel ſanfter Hang,
Zum holden Gotterſitze
Den Fluten neu entrang.

Wie dann ſich, ſchaumentſproſſen
Der Fluren Schönheit wob;
Die Göttinn, liebumfloſſen,
Den Waſſern ſich enthob.

Wie ſich aus tauſend Zweigen
Der Kranz des Lebens wand;
Durch wundervolles Zeugen
Der Jrd'ſchen Stamm entſtand.

Mit des Olymps Genoſſen
Derſelben Vaterhand,

Der liebenden, entsprossen;
An Körper, an Verstand,
Der Wesen von dort oben,
Der Ätherſöhne Bild;
Nur leicht den Stoff verwoben,
Mit reinerm Thon umhüllt.

Der, jeder Müh entbunden,
Die Blüthenflur durchzog;
Im Tod, vom Schlaf umwunden,
Auf, zu den Göttern, flog.

Bis, nun versunknen Triften
Enthoben, er verschwand
Und in des Äthers Lüften
Ein schön'res Daseyn fand.

Wie hohe Götterſöhne
Und Wesen geist'ger Art,
In überird'scher Schöne
Dem Blick geoffenbart,
Sich zu der Bildung Siege,
Mit Unterricht und Rath
Noch oft der Menschheit Wiege
Und reiferm Sinn genaht. —

Mit Moſis Wort vereinen
Laßt uns den Hochgeſang,
Der in Hellen'ſchen Hainen
Von zarter Leier klang.

Doch höher als der Muſen,
Der kindlichen, Gedicht,
Erhellt des Chriſten Buſen
Der heil'gen Ahnung Licht. —

Eh noch die Welten waren,
Schuf Gottes Vatermacht
Der reinen Geiſter Schaaren,
In überird'ſcher Pracht.

Die Mächte der Zonen,
Der Ätherfürſten Reich
Und ihre Strahlenthronen,
Dem Glanz der Sonnen gleich.

Sie wogten durch die Sphären,
Gleich der Cometen Zieh'n;
Es ſtieg, in Jubelchören
Zu Gott ihr dankend Glühn.

Als dann der Sonnen Heere,
Die noch, im duft'gem Kreis
Der weiten Lichtesmeere,
Der Tochtererden Gleis
Und der Cometen Bahnen
Umfaßten, Gottes Ruf,
Mit hohen Bildungsplanen
Beglückter Wesen schuf;
Da theilte sich das Streben
Der Boten seiner Macht,
In preisendem Erbeben
Zu reg'rer Kraft erwacht.

Hin zu den Sonnen wallten
Die Einen, ihren Glanz
Zu Erden zu gestalten
Und zu des Lebens Kranz.

Zu lieblichen Gefilden
Für Wesen höhern Ziels,
Die Chaosflur zu bilden;
Das Reich des wilden Spiels.

In seligerm Beschauen
Umschlang der Andern Schaar.

Auf lichten Sphärenauen,
Des Vaters Weltaltar.

Bald klang in ihren Liedern
Der Preis der Schöpfungspracht,
Bald halfen ſie den Brüdern
Mit leiſer Geiſtermacht.

Sie nahten ſich den Sonnen,
Mit frommer Liebesluſt
Und goſſen' heil'ge Wonnen
In ihrer Söhne Bruſt.

Sie ſchwebten zu den Fluren
Der jungen Erden hin
Und zeigten Gottes Spuren
Der Weiſen reinem Sinn.

Hier ſegensvoll, dort rächend,
Erglänzt' ihr Ätherſchein,
Des Wahnes Bande brechend,
Das Gute zu erneun.

Ihr ſtilles Lenken waltet
Noch immer unerſchlafft;

Wo Schönes ſich geſtaltet,
Wo Tugend Großes ſchafft.

Wenn Sphären ſich zerſchellen,
Ihr Himmelsband zerfließt,
Ihr Staub, in Chaoswellen,
Sich durch die Räume gießt;
Geleiten ſie die Söhne,
Die ihrem Sturz entfliehn,
In ew'ger, geiſt'ger Schöne,
Zu neuen Welten hin.

So wirken, mächt'gen Strebens,
Sie durch Äonen fort;
Durch ſie, des Herrn des Lebens,
Des Ew'gen, Schöpfungswort.

Anmerkungen.

*) Nach einer kühnen, aber auf ſehr beſtimmte Berechnungen gegründeten, Hypotheſe des großen Aſtronomen Laplace, ſcheinen die Planetenſyſteme aus Expanſionen der Sonnenatmoſphären entſtanden zu ſeyn; und der außerordentliche Glanz, mit welchem man im Jahre 1670 eine Zeitlang einen Fixſtern

im Sternbilde der Caſſiopeia leuchten ſah, dürfte ein Beiſpiel einer ſolchen Entſtehung geweſen ſeyn.

Die in der folgenden Strophe enthaltene Andeutung iſt auf die Berechnungen Herſchels gegründet, nach welchen die Lichtſtrahlen der entfernteſten Nebelſterne ſogar eine Million Jahre brauchen, um bis zu uns zu gelangen. Wären ſie alſo auch erſt werdende Welten, ſo hätte dieſes Werden wenigſtens ſchon vor dieſer langen Zeit begonnen; und vor dieſem einzelnen Werden kann eine allgemeine Lichtexpanſion durch das Univerſum gedacht werden, woraus ſich alsdann die Planetenſyſteme und die Fixſterne gleichſam zuſammen geballt hätten.

(o) Dieſe Meinung hatten die gelehrteſten Chriſten und Kirchenväter der erſten Jahrhunderte; ſie iſt beſonders von dem Indienſchiffer Cosmas entwickelt worden, aus deſſen, freilich auf irrige Anſichten vom Weltſyſtem gegründeten und mit manchem fabelhaften vermiſchten, Darſtellung derſelben, Mannert, in der Einleitung zu ſeiner alten Geographie, einen intereſſanten Auszug geliefert hat. Nach den neueſten Unterſuchungen, beſonders Herrn Cuviers über die verſteinerten Gebeine der Urwelt iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß die Menſchheit zuerſt in itzt ganz verſunkenen Gegenden unſrer Erde gelebt hat.

(3) Bekanntlich war die, von Plato zu einem politiſchen Roman benutzte Sage von einer verlornen Atlantis, deren Eroberungen ſich einſt bis zu dem Lande der Etrusker ausgedehnt haben ſollen, durch Solon aus Sais, alſo beinahe aus derſelben Gegend Aegyptens gebracht worden, wo einſt das iſraelitiſche Volk wohnte.

Diodor von Sicilien ſpricht (B. III. K. 55) nach andern alten Sagen, von einem, einſt ſehr glückſeligen, abendländiſchen und ſich weit gegen Norden erſtreckenden Reiche des Atlantiſchen Königs Uranus, der zuerſt den Menſchen den Gebrauch nährender Baum- und Erdfrüchte, ſo wie auch die Kenntniß

der Gestirne lehrte, und dessen Name der des Himmels wurde. Man andern wird die Erfindung der Astronomie dem Atlas selbst zugeschrieben, der, nach der Fabel, auch dem Herkules, einem ursprünglich tyrischen und überhaupt nach der Lehre der Ägypter uralten, morgenländischen Gott, und zwar auf einer Reise durch das Land der Hyperboräer, den Weg zu den geheimnißvollen, von der Schlange gehüteten, goldnen Aepfeln wies, oder nach andern, sie ihm selbst reichte. Auf einem, unter andern in Millins galerie mythologique (Taf. CXIV. Fig. 444.) dargestellten mystischen alten Vasengemälde, pflückt eine Frau, die Hermesa (die Deuterinn) heißt, einen Apfel von den mit der Schlange umwundenen Baume, um ihn dem Herkules anzubieten, während eine andre Hesperidinn, Kalypso (die Verhüllerinn) die Schlange mit einer Schale tränkt.

Sollte sich nicht in diesen verschiedenen, so sichtbar mit Allegorie vermischten, aber wahrscheinlicherweise, zum Theil auf einem uralten historischen Grunde beruhenden Andeutungen, ein gewisser Zusammenhang — wenigstens ahnen lassen?

(4) Man seh unter andern, was Diodor von Sicilien im 47. Kapitel des V. Buchs von den Samothrazischen Weihen erzählt. Auch hier, und bei der, in der folgenden Strophe erwähnten Erzeugung Merkurs durch eine Tochter des Atlas, dessen Stamm die Griechen nach Arkadien versetzten, dürfte eine dunkle Sage von, aus einer verlornen atlantischen Vorwelt geretteten und später wieder hergestellten, heiligen Kenntnissen, den allegorischen Darstellungen der gewöhnlichen Mythologie zum Grunde liegen.

Daß Merkur im Abendlande und besonders bei den Celten der höchste Gott war, ist durch das einstimmige Zeugniß der alten Schriftsteller und durch viele, zum Theil noch jetzt bestehende, Denkmäler bewährt.

Wir leiten, von dem Ansehen einer einzigen, vielleicht misverstandnen, Erzählung hingerissen; (denn

alle andern Beweiſe würden ohne dieſe vorgefaßte Meinung als ſehr ſchwach erſcheinen: alles aus Aſien her. Die Alten, denen die Tempelſagen einer ganzen, für uns verlornen, Vorwelt offen ſtanden, wiſſen von dieſer Anſicht wenig oder gar nichts, ſondern geben ziemlich allgemein mehrere Gegenden Afrikas, als die älteſten, ihnen näher bekannten, Culturſitze an; und deuten öfters, (außer den ſchon gedachten namentlich in den mythiſchen Amazonen- und Herkuleszügen) auf alte Völker- und Culturwanderungen, die ſich, aus dem Weſten jenes Welttheils, in das einſt mit demſelben zuſammenhangende Europa gezogen hätten. Ein Culturweg, der ſchon an ſich ſo natürlich iſt, daß wir ihn denn doch wenigſtens neben dem aus Aſien herkommenden, nicht ganz unbeachtet laſſen ſollten.

(5) Derſelbe, zwar nicht ſehr kritiſche, aber vielleicht oft zu weit herunter geſetzte Sagenſammler Diodor, erzählt (B. II. Kap. 47.) nach Hecataeus und andern Mythographen, die darin wahrſcheinlicherweiſe ältern Liedern und Tempelſagen gefolgt waren, von einem Zirkelrund hyperboräiſchen Apollstempel, um welchen muſikaliſche Künſte und aſtronomiſche Kenntniſſe blühten, die ſich in einer dem Celtenlande gegenüber liegenden groſſen Inſel, worin Britannien nicht zu verkennen iſt, befunden haben ſoll. Der gelehrte Paine Knight glaubt in den Ruinen des gigantiſchen, dieſe Figur habenden und im einzelnen aſtronomiſch orientirten Celtentempel Stonehenge, die Trümmer jenes Tempels, und in den, im Norden überhaupt ſo haufigen, uralten, rohen Obelisken, Überreſte des Sonnencultus zu erkennen. In dieſer Sage wird jene Inſel ausdrücklich als von auszeichneter Himmelsmilde und zweimal des Jahrs Früchte tragend geſchildert; was ſich um ſo mehr auf einen andern Naturzuſtand zu beziehen ſcheint, da die Alten ſich ſonſt ohnehin übertriebne Begriffe von der Unwirthbarkeit der nördlichen Gegenden zu machen pflegten.

Dieſer letztere Umſtand, mit einer genauern Erwägung und Vergleichung der ſo häufigen Stellen der Alten über das Glück der Hyperboräer überhaupt verbunden, läßt mir dieſes Glück nicht ſowohl, wie gewöhnlich geglaubt wird, als ein erdichtetes, ſondern vielmehr als ein verlornes erſcheinen. Die Atlantis war das frühere verlorne Paradies der Profanwelt, das Hyperboreerland ein ſpäteres, und beide ſind, wie zum Theil ſchon vorhin angedeutet worden iſt, in der Sagengeſchichte, ſo wie vielleicht in der Natur die Cataſtrophen, die dieſen Naturzuſtand veränderten, nicht ohne Verbindung. Phyſiſche Andeutungen eines, in früher Urzeit blühendern Naturzuſtandes im Norden, laſſen ſich in ziemlicher Anzahl nachweiſen, und von einer großen Cataſtrophe, die denſelben betroffen hat, ſind die, unter ſibiriſchem Eiſe noch beſteht gefunden worbenen Mammuths, gleichſam noch jetzt, lebende und ſprechende Zeugen. Sogar die Volksſage jener Gegenden ſpricht noch von einem großen Feuerregen, der ſie einſt betroffen haben ſoll. Der klaſſiſchen Sage nach kamen noch in ſpäterer Zeit die Muſen und Orpheus auf nördlichen Wegen nach Griechenland, und die Apollotempel erhielten Geſchenke von hyperboräiſchen Volkern, die ihnen, als Griechenland noch barbariſch genug war, dieſe zu tödten, Geſandte und Sänger zugeſchickt hatten.

(6) Die meiſten alten Schriftſteller ſetzen, in der That, die erſte Entſtehung der Zoroaſtriſchen Religion, worin, wenigſtens in ihrer ſpätern Form, der Sündenfall und andre mit den Moſaiſchen verwandte Lehren vorkommen, in dieſe frühe Zeit; die ſogar bis 5000 Jahre vor den Trojaniſchen Krieg hinaufgerückt wird.

Als eben ſo frühzeitig ſchilderten die Indier, nach Arrian (Indica cap. 9.) und Plinius (H. N. B. VI. Cap. 17.) den Gefährten Alexanders, den ſogenannten Bacchuszug, der ihnen die erſte Cultur gebracht haben ſoll; daß neuere Forſcher den Indiſchen

Bacchus in dem Feuergott Chiva, der zugleich als zerstörender Kronos erscheint, zu erkennen glauben, ist bekannt. Weitere Untersuchungen dürften den Zeitgott Kronos überhaupt, mit dem Licht- und Sonnengott, denn die Sonne ist ja der irdische Gott der Zeit, der im Abendlande Grannus hies, identifiziren, und die Verwandtschaft des Bacchus mit beiden, noch tiefer nachweisen als bisher geschehen ist. Weniger beachtet blieb eine höchstwichtige Stelle in Colebrooke's Notiz über die indischen Sprachen, (im VIII. Band der Asiatischen Untersuchungen p. 209 der Londner Quartausgabe) worin versichert wird, daß die Ursprachen, die sich in den Indischen Gebirgen erhalten haben, von dem Samskrit gänzlich verschieden sind. Da nun dieses letztere die Cultur- und Religionssprache jener Gegenden ist: so ist, durch diese einfache, aber folgenreiche Thatsache, von der Colebrook sehr wohl unterrichtet seyn konnte, hinlänglich bewiesen, daß die Indische Cultur nicht, wie so häufig als ausgemacht angenommen wird, einheimisch und die Quelle aller Bildung und Religion war, sondern daß sie, in der That, wie, nach den vorhin erwähnten alten Schriftstellern, die Indier selbst bezeugten, von anderwärts nach Indien gekommen sey. Die nahe Verwandtschaft des Samskrit mit der Zendsprache und manche andre Umstände, dürften auf eine Verbindung dieser Religionswanderung mit der Stiftung der Lichtreligion hindeuten, deren merkwürdige Verknüpfung mit mehrern Hauptlehren unsrer heiligen Bücher in der folgenden Anmerkung noch weiter nachgewiesen werden soll. Ja vielleicht bezeichnen die, sich unter einander so nahe gerückten und schon von den alten Übersetzern so verschiedentlich berechneten Mosaischen Epochen der Weltentstehung, des Sündenfalls und der darauf folgenden Strafen und Wanderungen, zum Theil, nur die Zeit einer oder mehrerer grossen Katastrophen, und jener neuen moralischen Weltschöpfung und Culturwanderung. Vorher hatte die Cultur

in einer verlornen, als paradiesisch gedachten, Urwelt geblieben, zu der, wie gezeigt worden ist, nach den Sagen der Profanwelt, auch der Westen wenigstens mit gehörte.

(7) Diese, zum Theil, weil sie auf eine unsern Ansichten fremde Weise ausgedrückt ist, zu wenig beachtete, uns von Herodot (B. II. K. v. 142.) erhaltene Sage, gewinnt, durch ihre Zusammenstellung mit der allgemeinen Ansicht der Vorwelt von vier Weltaltern, den nichts weniger als unvernünftigen Sinn, von mehrern großen Naturcatastrophen, wodurch diese verschiednen Zeitalter veranlaßt, die wiederhohlte Entartung der Menschheit bestraft und die Cultur zu Wanderungen gezwungen wurde, bis nach und nach jede Gegend der Erde zu dem großen Gemeingut der Bildung das ihrige beizutragen veranlaßten, und nur die Unwürdigen in Wildheit zurückließen oder zurückwarfen.

Daß die Ägypter diese Catastrophen einem so ganz verschiedenen Laufe der Sonne, oder, wie wir sagen würden, der Erde, zuschrieben und hinzu setzten, daß ihr Land nichts davon gelitten habe, ist wohl beides sehr übertrieben; aber demohngeachtet konnte dieses alte Volk über die Ursachen und die Folgen solcher welthistorischer Vorfälle einige uns sonst unbekannte Nachrichten gerettet und uns aufbewahrt haben.

Sehr merkwürdig scheint mir die Zusammenstellung der uns von Herodotus in derselben Stelle mitgetheilten Ägyptischen Chronologie, die von 11340, seit dem ersten menschlichen König bis auf den König Sethon verflossenen, Jahren, während welchen jene Catastrophen vorgefallen seyn sollen, sprach, mit den Zoroastrischen, vielleicht auf einige dieser Naturepochen gegründeten Berechnung, von einem, in vier große Religionsperioden eingetheilten, Zeitraume von 12000 Jahren, nach welchem dem Menschengeschlechte ein besserer Zustand reifen soll. Da, wenn wir jene

Chronologie, nach den ganz gewöhnlichen Angaben der Zeit, worin Sethon lebte, bis auf die Geburt Christi fortsetzen, zu welcher, nach unsern heiligen Schriften, gerade die Magier, das heißt, die Schüler der Zoroastrischen Religion, in der unter andern auch der Glaube an einen Mittler ausdrücklich enthalten war, und in der, nach Plinius (H. N. B. XXX. Kap. 1.) schon Moses, Jahrtausende nach ihrer Gründung, als Stifter einer neuen Gestalt derselben aufgetreten wäre, vom Wunderſterne geleitet, aus der Ferne herbeizogen; bis auf eine unbedeutende Überzahl, von etwa 80 Jahren, welche diese ungekünstelte Berechnung noch genauer mit dem Antritte des Lehramts Christi in Verbindung setzt, gerade diese 11000 Jahre herauskommen.

Freilich gibt Herodot seine Berechnung nur als eine Auflösung der Angabe nach Menschenaltern in Jahren an, doch scheint auch diese Auflösung, nach der bestimmten Art, wie er sich darüber ausdrückt, selbst wiederum auf Ägyptischen, oder den Griechen mit den Ägyptern gemeinschaftlichen Grundsätzen zu beruhen. Sonst wäre freilich die Genauigkeit der Übereinstimmung ein bloßes Ungefähr, die Zusammenstellung selbst aber darum noch nicht zu verwerfen.

Nach dieser, hier freilich in aller Kürze und mit Weglassung mancher Umstände, die sie noch interessanter machen würden, angedeutenden Ansicht aber, wäre die, so lang und so allgemein vorhergesagte und erwartete, ja schon in der frühen Urzeit der jetzigen Erde, von der Vorsehung, durch gewaltsamer strafende und bessernde Naturbegebenheiten vorbereitete, Erscheinung eines, die reifere Menschheit sanfter belehrenden Messias, eine noch weit größere, und in dem Glauben mehrerer Völker begründete, Epoche der Weltgeschichte, als nach allen bisherigen Darstellungen.

J. G. Schweighäuser.

Hymenäen.

Seht ihr gleich dem Meteore
Dort den Glanz am Himmels-Zelt,
Wo die jüngste schönste Hore
Niederschwebet zu der Welt,
Wo des Morgens früh Aurore
Lieblicher den Tag erhellt,
Und wie in der Vorzeit Träumen,
Blumen rings die Gegend säumen?

Hymen iſt's! der Fackel Funken
Glänzen durch des Himmels Blau,
Seinem sanften Aug' entsunken
Iſt der Freuden-Thränen Thau,
Und in süßer Wehmuth trunken
Weh'n die Lüfte mild und lau;
Bei des Gottes Niedersteigen
Rings umher ein heil'ges Schweigen.

Denn das Herz, so weich, so bange,
Fühlt des Gottes Nahesein,

Nur mit Thränen auf der Wange,
Kann es dieſe Stunden weih'n,
Solchem unnennbaren Drange,
Kann kein Mund die Worte leih'n,
Und mit wolluſtvollen Schmerzen
Neigen Herzen ſich an Herzen.

Aber plötzlich ringen Laute
Hohen Glück's ſich von der Bruſt,
Denn der Menſch, der Gott vertraute
Wird ſich Götterkraft bewußt,
Muthig ſchwimmt der Argonaute
Auf dem Wogen-Meer der Luſt,
Denn ſein Ziel mit ſtolzem Beben
Sieht er näher, näher ſchweben.

Ach! wer möcht' es nicht erringen,
Nicht mit ſeinem Arm umfah'n!
Sollt' er auch durch Wüſten dringen
Brechen ſich durch Felſen Bahn,
Über Alpen weg ſich ſchwingen
Schwimmen durch den Ocean,
Und mit Orpheus Zauberweiſen
Es der Hölle ſelbſt entreiſſen.

Ach! wer möchte nicht ſich kühlen,
Doppelt frei im engſten Bund,
Seiner Wünſche Flammen kühlen
Auf der Liebe Roſen-Mund!
Daß von himmliſchen Gefühlen
Ihm das Höchſte werde kund,
Und wornach er kühn gerungen,
Er nun halte feſt umſchlungen.

Ach! wer möchte nicht umfangen
Die Geliebte feſt und heiß,
Nicht an ihrem Halſe hangen
Wie am Gatten-Stamm das Reis,
Daß dem heiligſten Verlangen
Werde nun der ſchönſte Preis,
Daß der Keim der frohſten Tage,
Hoch hinauf den Wipfel trage.

Hymen iſt's, er ſenkt ſich nieder,
Auf die Erde ſchwebt er nun,
Glückliche! die im Gefieder
Seines ſanften Fittigs ruhn;
Nicht vermögen es die Lieder
Euer Glück Euch kund zu thun.

Nimmer ſchmücken ſchwache Worte,
Des Triumph-Zugs Himmels-Pforte.

Und er ſchwebt in unſ're Kreiſe,
Und er hält den Kranz der Braut,
Und das Sehnen, ſonſt nur leiſe,
Und die Wünſche werden laut,
Die ſonſt thaten ſpröd' und weiſe,
Lispeln zärtlich und vertraut,
Und der Kranz, der Glückbelaubte,
Ruht auf unſrer Freunde Haupt.

Th. Hell.

Der Heilquell. *)

Pallas Athene verweilt' einſt ruhend im ſchattigten Thale,
Dort wo ein heilender Quell ſprudelt von Felſen umringt;

---

*) Mit Beziehung auf Karlsbad in Böhmen.

Schön hier iſt es! So ſprach ſie: Es werden einſt ſpät're Geſchlechter
Heilung trinken am Quell, welcher Hygeia bewacht.
Dann wird mein Geiſt ſie umweh'n und das edle Gefallen an Wiſſen
Und an der Künſte Verein füllen die müßige Zeit.
Alſo die Göttinn, und ſchwieg. — Da führte das waltende Schickſal,
Welches auch Göttern gebeut, Gros, den flüchtigen, her.
Weit umher geflattert, er war es, durch Länder und Meere;
— Denn über Länder und Meer übt er die Herrſchergewalt. —
Darum fühlt' er auch matt die ätheriſchen Flügel, und ſetzte
Auszuruh'n, ſich einmal friedſam ans Ufer des Quells,
Tief aufathmend, als hätt' er der Nutzenbringenden Arbeit
Viel verrichtet, und ernſt ſenkend den ſchelmiſchen Blick;

Neben ſich legt er ſein ſchnelles Geſchoß; die entzündende Fackel
Steckt' er, am Rande des Quells, ſorgſam in ſandigen Grund.
Alſo erblickt' ihn verwundert die hellblauäugigte Pallas,
Sie, die im hohen Olymp einzig nicht Eros bezwang;
Artemis ſelbſt ja beſiegte der kleine Gebieter der Herzen
Als ſie Endymions Reiz ſchaute von mondlicher Höh'.
Pallas nur blieb unverletzt; ſie ſchutzte der ſtrahlende Lichtſchild.
Jetzt nun, zum Guten erſah ſchnell ſie die günſtige Zeit;
Und ſo ſprach ſie, die ernſte, zur Weisheit weckende Göttinn:
Seh' ich dich endlich einmal mud', und erreichbar dem Wort?
Kleiner Unheilſtifter! ermüdet das ewige Flattern?
O ſo vernimm ihn, des Worts wahren bedeutenden Sinn!

Ziemt es wohl Göttern, so Frevles zu thun? in der sterblichen Menschen
Wie in der Götter Gemüth, zündend verderbliche Gluth!
Wie viel Thränen entlockteſt du schon aus der sittsamen Jungfrau'n
Holden Augen! Mit Schmerz füllend die zärtliche Brust.
Wie oft bleichteſt du schon die Wange des edelsten Jünglings,
Trübteſt den strahlenden Blick, hemmteſt die strebende Kraft!
Und den ambrosischen Schlaf, den erquickenden, raubteſt du Beiden.
Ziemt es wohl göttlicher Huld, also an Qual sich zu freu'n?
Darum werde doch weis', und halt' den verderblichen Flug an!
Und die zerstörende Gluth mildre zu segnendem Licht!
Also Athene. Da war es, als horche der Kleine mit Andacht
Auf das ermahnende Wort; duldend vernahm er's und still,

Stützte das Lockenköpfchen, das liebliche, sorglich aufs kleine
Händchen, den schelmischen Blick hob er mit denkendem Ernst
Senkt' ihn dann wieder zur Erd', als sänn' er des Großen Entscheidung.
Auf dann sprang er und rief: Göttinn, du hast mich besiegt!
Ja, viel Unrecht that ich, das fühl' ich, den Göttern und Menschen!
Weil zu gewaltig die Gluth flammte, der Fackel umher,
Darum tauch' ich sie hier in des Quells heilbringende Fluthen!
Daß sich ein wenig hier kühl' ihre zu heftige Gluth.
Sprach's, und tauchte die Fackel, die lodernde schnell in die Fluth ein.
Wehe! verderblich da ward, Pallas dein göttliches Wort!
Denn nicht löschten die Wellen die Gluth; — die Quelle dagegen
Schäumte dampfend, und heiß sprudelt seitdem sie hervor.

Daher kommt es, daß nun die Kranken so oft
mit der Heilung
Hier am Brunnen zugleich trinken die liebliche
Blatz.

Louise Brachmann.

Der Spielmann und der Teufel.

Es zog ein Spielmann durch das Land
Wohl hin und her,
Und überall er Stätte fand,
Kannt kein Beschwer',
Sang Gott zu Ehr aus voller Brust
Und jedermänniglich zu Lust.

Der Teufel, so seit langer Zeit
Herum vagirt,
Rekruten werbend weit und breit,
Den Spielmann spürt.
„Was singst für Schnack und Narrenthei,
Dein Liedlein los' und locker sey!"

Drauf unſer Spielmann ganz mit Ruh:
„Herr Satanas,
Die Liedlein, ſo ich ſingen thu,
Behagen das!
Halt Er, gehn ſie Ihm nicht zu Sinn,
Die Ohren nach was Anderm hin!“

Zieht ſeine Straße fürbas dann,
Der Teufel mit
Und reizt und lockt den Sängersmann
Auf Tritt und Schritt,
Und will, daß Wort und Melodei,
Just ſo, wie er's begehre, ſey!

Dieweil nun Jener feſt verbleibt,
Schließt ihm ſein Ohr,
Und wie er auch ſein Weſen treibt,
Singt nach wie vor:
So wird der Schwarze wild und droht,
Zu gehn mit ihm bis in den Tod!

Und ſpringt als Zwerg ganz unſcheinbar
Auf ſeinen Kopf,
Macht eine Straße ſich im Haar
Bis unter'n Zopf,

Da ſitzt er feſt und gut verſteckt,
Daß er den Spielmann narrt und neckt.

Als dieſer nun das Haar mit Haſt,
Schneid't glatt und klein,
Hängt ſich der unverſchämte Gaſt
An Härlein fein,
Und zerrt und zupft und rupft daran,
Will ſtets ſein Zöpflein wieder ha'n.

Nun wird's dem Sänger doch zu arg
„Solch Macht haſt du,
Daß du mich plagſt bis zum Sarg
Ohn' Raſt und Ruh —
Iſt dein Geſpött mein Lebenslauf?"
Da ſpricht der Teufel: „Häng' dich auf!"

Er thut's; doch aus der Schlinge ſchnell
Zieht er den Kopf,
Und ſieh! da hängt an ſeiner Stell,
Der ſchwarze Tropf.
Der hängt und würgt und ſchindet ſich,
Und grimaſſirt elendiglich.

Und drauf das Glück die Straße kam,
Als holde Maid:

„Wohin, Gesell, wir gehn mitsamm,
Bin dein Geleit.
Wer Bösem widersteht mit Muth,
Von dem auch Gott nicht lassen thut.“

C. Toepfer.

An die Liebe.

Muse, von des Pindus Höhen,
Wo die Dichtung sinnend ruht,
Laß in meine Seele wehen
Der Begeistrung heil'ge Gluth!
Zeig' in hohen Seherträumen
Mir die allmachtvolle Hand,
Die in allen Weltenräumen
Leben schuf und Eintracht band.

Tief im Abgrund, leer und grauend,
Rollten Ewigkeiten hin.
Einsam, nur sich selbst beschauend,
Wohnte Gott im Urbeginn,

Bis aus ſeinem Glanz und Weſen
Wunderbar die Liebe ging,
Und, zur Schöpferinn erleſen,
Preis und Macht von ihm empfing.

Dann mit Jugendkraft verlaſſen
Hatte ſie den Vater kaum,
Sieh, da regten ſich die Maſſen
In dem leblos finſtern Raum.
Auf die öde Tiefe ſchwebte
Allbefruchtend ſie herab,
Und durch ihren Hauch belebte
Sich das ungeheure Grab.

Zwar in ungemeſſnen Weiten,
Wo das Chaos harrend ſchwieg,
Schlug ſich erſt nach allen Seiten
Roher Kräfte wilder Krieg;
Doch ſobald der Zwiſt geſchlichtet
Durch ihr ſtilles Wirken war,
Stellte, göttlich aufgerichtet,
Schonheit ſich und Ordnung dar.

Denn die Elemente theilten
Ihre ſtrengbegränzte Macht;

Durch des Lichtes Strahl enteilten
Alle Graun der alten Nacht.
Seine ſtolze Fluth bewegte
Frei und feſſellos das Meer,
Um den ſchweren Erdkreis legte
Sich die Luft zerfließend her.

In des Himmels tiefſten Fernen
Zündeten ſich Sonnen an,
Und ein Heer von Wandelſternen
Flocht um ſie die Strahlenbahn.
Wie ſich nun in ſichern Weiten
Stät und gleich ihr Lauf erhält,
Bilden Jahre ſich und Zeiten
In dem ganzen All der Welt.

Doch an Werth und Würde höher
Schuf ſie noch ein Geiſterreich,
Ihrem eignen Herzen näher,
Ihrem eignen Weſen gleich,
Wo ſie, ewig, unvergänglich,
Innern Sinnen ſich enthüllt,
Und mit Freuden überſchwenglich
Jeden treuen Dienſt vergilt.

Wo der Wille, frei und kräftig,
Über jeden Zwang ſich hebt,
Wo im eignen Kreis geſchäftig
Der Gedanke lebt und webt,
Mit der Sympathie Gefühle
Leitend die Vernunft ſich paart,
Und zu einem höchſten Ziele
Jede Kraft ſich übt und ſpart.

Aber auch den Ball der Erde
Hat ſie ſich zum Preis erwählt,
Daß der Menſch entſteh' und werde,
Ihren Hauch dem Staub vermählt,
Hat nach einem Götterbilde
Hoch und hehr den Mann erbaut,
Und die irdiſchen Gefilde
Seiner Herrſchaft anvertraut.

Doch, ſich ſelber darzuſtellen,
Schuf ſie freudevoll das Weib,
Und der Schönheit ſanfte Wellen
Floſſen um den zarten Leib,
Ihre Hoheit, ihre Milde,
Ihren reinen Himmelſinn,

Gab sie mit dem eignen Bilde
Der geliebten Tochter hin.

Und dem wonnevollen Gatten
Brachte sie das theure Pfand;
Unter stillen Myrtenschatten
Knüpfte sie das erste Band.
Starke Söhne, zarte Töchter
Füllten bald das neue Haus,
Und es breiten Nachgeschlechter
Sich in allen Zonen aus.

Und noch immer wohnt und waltet
Unter ihren Kindern sie.
Ewig wirkt und unveraltet
Das Gesetz der Harmonie,
Wirkt im zarten Blüthenkeime,
Wie am fernen Sonnenrand;
Denn durch alle Weltenräume
Schlinget sich ihr großes Band.

Sie belebt mit ihrem Hauche
Alle Reiche der Natur.
Rosen glüh'n am Dornenstrauche,
Palmen blüh'n auf sand'ger Flur.

Und durch reger Kräfte weben
Stirbt kein Wurm, kein fallend Laub;
Neue Bildung, neues Leben
Schwingt sich aus dem Todtenstaub.

Sie durchdringt die flücht'gen Lüfte,
Und den seelenlosen Stein,
Senkt sich in verfallne Grüfte,
Spielt im hellen Mittagsschein,
Fließt im Saft der stolzen Zeder,
Deren Haupt in Wolken prunkt,
Zirkelt in des Laubs Geäder,
Wie im tiefsten Weltenpunkt.

Sie verknüpft in Eine Kette
Alle Wesen nah und fern,
Wolken mit des Stromes Bette,
Mit dem Teich den Abendstern,
Und am großen Ätherbogen
Zieh'n in stetem Wechsellauf,
Sympathetisch angezogen,
Sonnen unter, Sonnen auf.

Sie erhält mit weisem Walten,
Sie beschirmet, was sie schuf;

Saamen müſſen ſich entfalten,
Früchte reifen ihrem Ruf.
In verkerkernde Geſtade
Dämmt ſie das empörte Meer,
Führt das Licht durch Ätherpfade
Ungeſchwächt dem Auge her.

In der Winde leiſem Säuſeln,
Wie im Sturm, der Fichten beugt,
An dem Bach, den Weſte kräuſeln,
Wie am See, der brodend ſteigt,
In des Mondes ſanftem Schimmer,
Auf des Morgens rother Bahn,
Rings und überall und immer
Weht ihr Lebensgeiſt uns an.

Ihrer Muttertreue Spuren
Zeigt die ganze Menſchenwelt,
Sie bebaute wüſte Fluren,
Sie vertheilte Land und Feld,
Legte zu der erſten Hütte
Selbſt des Grundes feſten Stein,
Führte Recht und Volksſitte
Bei den dankbar'n Kindern ein.

Auf die glatte Bahn der Wellen
Setzte sie den ersten Kahn,
Gründete geweihte Schwellen,
Flammte selbst das Opfer an,
Zündete das heil'ge Feuer
An dem gastlichtrauten Herd,
Und erfand die süße Leier,
Die des Lebens Wonne mehrt.

In dem lauten Freudensaale
Schmückt mit Rosen sie das Haar;
Beut des Trostes Labeschaale
Mitleidsvoll dem Dulder dar;
Winkt dem Pilger von der Ferne
Auf den sichern Heimathspfad,
Und erscheint im Angstgewirre
Zagenden mit Rath und That.

Aber ihren Eingeweihten
Gibt sie Kraft in Sturm und Noth,
Gleichmuth bei der Flucht der Zeiten,
Freundestreu in Gram und Tod,
Helden stehen auf und fechten
Kühn für Gott und Vaterland,

Und den Kranz des Ruhmes flechten
Enkel noch mit später Hand.

Endlich nimmt dem Lebensſatten
Sie des Staubes Feſſeln ab,
Bettet ſanft im Fliederſchatten,
Pflanzt ein frommes Kreuz aufs Grab,
Bringt aus Nacht zu reiner Helle,
Schenkt der Ruh' erſehntes Glück,
Leitet zu der Lebensquelle
Den entbundnen Geiſt zurück.

Reuffer.

Minnelied.

Nachtigall, ich neide nicht
Deine Zaubertöne;
Durch ein herzliches Gedicht
Rühr' ich meine Schöne.

Täubchen, ich beneide nicht
Deine raſchen Flüge:
Liebesbriefchen, klein und ſchlicht,
Fliegen zur Genüge.

Schmetterling, ich neide nicht
Dein verſtohlnes Wandern:
Was mein Herz zur Einer ſpricht,
Gelte keiner Andern.

Bienen, ich beneide nicht
Eure Honigwaben,
Wenn mich nur im Dämmerlicht
Liebchens Küſſe laben.

Erde, nie beneid' ich dir
Gold und Schmuck und Kronen:
Meine Huldinn will ja mir
Lieb' und Treue lohnen.

Himmel ich beneide nicht
Droben deine Wonnen:
Wenn mein Arm ſie traut umflicht,
Haſt du hier begonnen.

Doch zuſammen wollen wir
Einſt hinüber ſchweben:
Droben laß mich Gott und dir
Ewigliebend leben!

Haug.

Vergebung!

(An Marien.)

Wenn der Himmel zürnend Flammen
Sprühte auf die Erd' herab
Weil ſie irgend einem Böſen
Zufluchtsort und Nahrung gab,

Wenn er losließ ſeine Stürme
Und ſie hüllt' in ſchwarze Nacht
Wenn er viele Thränen weinte,
Donnernd ſie in Furcht gebracht,

Dann — dann lächelt er auch wieder
Sie mit blauem Auge an

Schaut vergebend auf ſie nieder,
Weil er lang nicht zürnen kann.

Du, Geliebte! biſt mein Himmel,
Fürchterlich haſt du und ſchwer
So wie er auf mich gezürnet,
Lächle nun auch ſo wie er! —

J. B. Castelli.

Sängers Rückkehr.

Der Sänger zog von Land zu Land
Mit ſeiner Harfe in der Hand
Er ſchiffte auf den Wogen
Wohl weit hinein ins wilde Meer;
Doch fand der Sänger nimmermehr
Ein Liebchen ihm gewogen.

Er ſah der Auen friſches Grün
Inmitten d'rin die Blumen blüh'n,
Er ſah die Sterne blinken
Durch das ſmaragdne Blüthendach

Der Bäume; doch war Sehnsucht wach,
Ihr an die Bruſt zu ſinken.

Er klomm auf ſteiler Felſenbahn
Kühn zu des Aares Horſt hinan,
Er eilte abwärts wieder
Mit neuem Muth ins ſtille Thal,
Und hauchte ſeine Liebesqual
In ſanft erklungne Lieder.

Er ſtand am ſilberklaren Bach
Und ſah dem Wogenſpiele nach,
Und ruft, — dürft' ich euch klagen,
Ihr Wellen, was mein Herz erſeh'nt
Ihr Wellen, wenn ihr Leiden kennt,
Wollt hin zu ihr mich tragen. —

So zog er hin von Land zu Land
Mit ſeiner Harfe in der Hand,
Und ſang und klagte immer:
„Ich finde nirgends Troſt und Ruh“ —
Da lispelt ihm ein Engel zu —
„Wohl in der Ferne nimmer.“ —

Und er erſchaut im Lichtgewand
Vor ihm der Heimath friedlich Land

Dem Nebelflor entſteigen. —
„Sey mir gegrüſſet, Vaterland,
Das ich ſo herrlich wieder fand,
Dir ſoll mein Lied nicht ſchweigen.“

Drauf zu ihm tritt in Morgenſchein
Wie eine Heil'ge ſtill und rein
In zarten Frühlingsprangen
Die Jungfrau fromm und ſittig hin
Und lohnet ſeinen treuen Sinn,
Sein liebendes Verlangen.

Und frei und froh war ſeine Bruſt,
Die Harfe klang zur Liebesluſt
Mit froh gegriffner Saite.
Was fern geſucht er nah ſich fand,
Und nimmer zog's vom Vaterland
Ihn wie trügend in die Weite.

Ph. Millauer.

Wie Amor sein Versprechen gelöst.

Ein kleiner Schalk, ein loser Dieb,
Doch ach! so freundlich, heil und lieb,
Ward neulich eingefangen:
Das Angesicht aufblühende Ros'
Die goldnen Locken fesselos,
Ein Thränchen auf den Wangen.

„Jetzt" — Jung und Alt rief es ihm zu —
„Jetzt, schlimmer Räuber, büße du
Für manche lose Streiche,
Das Köpfchen senk' demüthiglich,
Dein Thränlein weine still für dich,
Nichts ist, was uns erweiche!"

„Ihr Herren aus Thüringerland, *)
Mir insgesammt recht wohl bekannt,

*) Zum Verständniß dieses und der folgenden Verse wird bemerkt, daß die Dame, der dies Gedicht an ihrem Hochzeittage überreicht wurde, ihrem Gemahle nach Thüringen in die sogenannte goldne Aue folgte.

Laßt meine Bande fallen!
Die Ketten drücken mich so sehr,
Ich bin schon wund, ja, blickt nur her! —
„Nichts da!“ so hört man's schallen.

Er hebt die Händchen flehend auf,
Er läßt den Thränen freien Lauf:
„Ihr Herren, laßt euch erbitten!
Gebt ihr mich frei, so führ' ich gleich
Die Schönste aus der Schönen Reich
Zum Lohn in eure Mitten.

Die soll als holde junge Frau
Die Königinn der goldnen Au',
Der Schönheit Thron besteigen,
Und herrschend weit als Zauberinn
Der Frauen Mild' und Engelssinn
Verklärt im Bilde zeigen.“

Die Kette sinkt, der Schalk läuft fort —
Und hielt der Kleine wohl sein Wort?
Sieh' da! aus Dresdens Thoren,
Was schwebet in des Morgens Glanz
Geschmücket mit der Myrte Kranz
Von treuer Lieb' erkoren?

Von süßer Bräutlichkeit umwallt,
Der Jungfrau blühende Gestalt
In Freud' und Schmerz getheilet;
Noch an der Elbe sonn'gem Strand,
Noch auf der Heimath Blüthenland
Ihr feuchtes Auge weilet.

Und wer mit leichtem kecken Schritt
Geht ihr ein kleiner Führer mit?
Es ist der lose Knabe.
Der Dresdner ruft: „was willst du mir?
Die schöne Blume laß uns hier,
Nimm andre, andre Gabe!"

Der Kleine dreht sich schalkhaft um:
„Mein guter Mann, sey er nicht dumm!
Wenn sich zwei Seelen lieben,
So folgen sie dem heil'gen Zug,
Das steht schon in Nasonis Buch,
Im Herzen selbst geschrieben."

A. Gehe.

Bibel-Sprüche.

Hört, ihr Fürsten, ihr Männer im Rath und ihr Männer im Volke,
Was die Weisheit in Gott ihren Geweihten vertraut;
Wie es in goldnen Sprüchen die heiligen Blätter bewahren,
Wie es im hehren Psalm David zum Saitenspiel sang,
Wie es sein weiser Sohn und Jesus Sirach gesammelt, —
Wie es im Gottanschau'n göttlich der Heiland gelehrt!

Ruf der Weisheit.

Rufet die Weisheit nicht mit lauter, vernehmlicher Stimme?
Öffentlich stehet sie da, redet zum Volke mit Ernst:

„O ihr Männer, ich ſpreche zu euch, und rufe den Leuten.
Merkt, ihr Einfältigen, auf — nimm es zu Herzen da, Thor!
Horet; denn ich will reden, was fürſtlich, — lehren, was recht iſt;
Wahrheit verkündet mein Mund, Lüge verdammt mein Herz.
Ich bin von Gott, und ſein Wort iſt der Brunnen des ewigen Lebens
Sein Geſetz iſt der Quell alles erdenklichen Heils.
Ehe die Sonnen und Erden durch ihrer Unendlichkeit Räume
Flogen den himmliſchen Tanz, war ich bei Gott und in Gott;
War Werkmeiſter bei ihm und hatte wohl meine Luſt täglich,
Und mein Saitenſpiel klang täglich in Wonne vor ihm, —
Und ich ſpielte ſo täglich auf ſeiner lieblichen Erde,
Und die Menſchheit war meine ergötzlichſte Luſt. —

So gehorchet mir nun, ihr Menschenkinder; vertrauet
Meiner bildenden Zucht; laßt euch belehren von mir.
Weisheit ist mehr, als Gold, und mehr, als der Mensch nur mag wünschen;
Gibt zum Rathe Verstand, Kraft und Gewalt auch zur That;
Gibt auch Ehren und Würden, die köstlichsten Güter in Fülle; —
Alle berathe ich wohl, wandelnd mit ihnen im Licht.
Durch mich herrschen die Fürsten zum Segen der Völker auf Erden,
Setzen die Räthe das Recht, wandeln auf richtiger Bahn.
Die mich suchen, die führ' ich zur hellen Erkenntniß des Höchsten;
Die mich lieben, die liebt so kein Erschaffer wie ich.
Die mich besitzen, die haben das wahre lebendige Leben;
Die mich verfolgen mit Haß, leiden den ewigen Tod.

Was ist Weisheit?

Aller Weisheit Anfang ist Ehrfurcht vor Gott,
dem Allheil'gen,
Dessen Allmachtwort Welten ins Daseyn ge-
rufe.
Weisheit ist klare Erkenntniß des ewigen Sit-
tengesetzes,
Das mit Flammenschrift Gott uns geschrie-
ben ins Herz.
Aber gottinnige Liebe — das ist das Höchste
der Weisheit,
Das ihr köstlichster Schmuck, schöner als Per-
len und Gold.
Strebst du mit Ehrfurcht, Gott zu erkennen
und innig zu lieben,
Und sein heil'ges Gesetz, freudigen Ernst's,
zu verstehn;
O dann schliessen sich dir der Unendlichkeit dun-
kelste Tiefen,
Alle Wunder der Welt, leuchtend im Son-
nenglanz, auf.

Denn Gott ausgestattet mit Weisheit all seine Werke;
Der sie mit Liebe erfaßt, dem macht sie fröhlich das Herz.
O die gottinnige Lieb' ist der wahre, der einzige Gottdienst;
Sie behütet und macht fromm das erweichte Gemüth: —
Sie gibt Freuden und Wonnen und Segen, wenn es Trostes,
Hoffnung und Kindvertraun, wenn es Erbarmung bedarf —
Führt zur vernünftigen Klugheit, bewahrt das Herz vor der Sünde.
Neiget zur Demuth den Sinn, leitet mit Ehren zum Ziel.
Aber dem Thoren — dem bleiben die Schätze der Weisheit verborgen,
Und vor Gottes Gesetz schaudert die sündige Brust.
Suche doch ja beim Volke nicht Ruhm durch geheuchelte Frommheit;
Wirf dich selber nicht auf, daß du nicht fallest in Schmach,

Und Gott offenbare dein tückisches Thun und
dich stürze —
Weil du, Scheinheiliger, ihm frevelnd mit
Falschheit gedient.

Schenkert.

Das Ideal eines Liebchens.

Ein Liebchen wünsch' ich, frei von Grillen,
Von Eitelkeit und Unbestand,
Das mich nur liebt um meinetwillen,
Gern von der Hauptstadt zieht aufs Land,
Sich überzeugen läßt durch Gründe,
Stets wandelt auf der Tugend Bahn,
Jung, reitzend, schuldlos, gleich dem Kinde,
Bescheiden, weise, trotz dem Mann —
Beglückt, wenn ich es finden kann!
Beglückter, wenn ich's niemal finde!

Haug.

Erinnerungen aus Italien. *)

1. Beim Anblicke von Venedig.

Schlägst du mit deinen Wogen,
Altes, zürnendes Meer,
Gegen die herrlichen Ufer her?
Bäumst du dich wüthend
Gegen die wogengetragene Stadt,
Die dir trotzend des Menschen Kraft,
Wie auch dein Sturm entgegengeklafft,
Auf den Rücken gebauet hat? —
Schlage zu, bäume dich zu,
Vom Ufer sieht, vom mächtigen Thurm
Der Bildende hinaus in den Sturm
Mit sichrer Ruh. — —
Aber nein, spotte nicht
Des alten Gottes gigantischer Macht —
Wie Berge thürmt er die Wogen auf,
Und umhüllet sich rings mit schauriger Nacht —

*) Diese Sammlung wird in den folgenden Bänden fortgesetzt.

A. d. R.

Und dort, ach, kämpfet und ſchwanket und ringt,
Daß es die Tiefe nicht zürnend verſchlingt,
Ein Schiff
Um einen vernichtenden Felſenriff,
Voll Angſt gequälter, auf die
Eine liebende Braut,
Ein zärtlicher Vater mit Sehnſucht harrt,
Eine arme, ferne Mutter vertraut,
Auf die ſich im Schooße der Sicherheit
Ein Kreis von Brüdern und Freunden freut —
Spotte des alten Giganten nicht,
Daß nicht herein über ſie
Seine allmächtige Rache bricht! — —
Und ſieh', es trägt die beſänftigte Welle
Die Ringenden nach der erſehnten Stelle,
Und ruhig auf ſeinem Rücken fühlt
Der alte Gott das Schiff und die Stadt;
Und wie der Menſch von des Genius Macht,
Der ihm im innerſten Buſen wacht,
Sich gern bezwungen fühlt und gelenkt,
Trägt er des Menſchen gewaltige Kraft,
Fühlt er ſich gern und mit Luſt beſchränkt:
Er winket dem Sturm
Zurück von der luftigen Bahn,

Und staunet die Fessel des Menschen an. — —
Die Welle wird sanfter —
Durch's spielende Meer,
Königlich segelt das Schiff daher —
Land! Land!
Schallt es entgegen dem herrlichen Strand —
Und ein Freundeskuß oder Hochgefühl
Macht laut jedes Herz, jede Zunge still. —

---

6. Der Markusplatz.

Wohnen hier Götter?
Oder haben hier Götter gebaut
Für ein schwächlicheres Geschlecht?
Ha! Menschen bewohnen den Ort,
Der dir ein Werk der Götter scheint —
Menschen schufen das Werk,
Das du bestimmt für Götter wähnst! — —
Wie schön, wie groß — wie wundervoll!
Mich umweht, mich umwehet
Jener Geister hellrauschender Fittig,
Welche den hehren Gottestempel
Gedacht in Begeisterung
Und in Begeisterung hergestellt! —

Göttliches hier — Menſchenwerk —
Derſelbe Geiſt, der wild und zerſtörend
Fuhr durch Athenä's Götterhallen,
Über die Große Roma's
Mit der Vernichtung Fackel ſtürzte,
Derſelbe Geiſt, wie dort in ſeiner verwüſtenden,
Hier in ſeiner ſchaffenden Allgewalt
Bis ins Unendliche ſchauerlich groß,
Bildete aus dem lebloſen Stein
Hier eine Sprache der Ewigkeit! —
Ewigkeit? —
Auf euch weilt mein Blick,
Trümmer Athens und deiner, Rom. —
Wer euch ſchuf, der zerſtörte euch —
Wer ſchwingt einſt über dich
Seine vernichtende Fackel hin?
Ins unendliche Meer hinaus
Schweift vom Thurm der entzückte Blick;
Die unendliche Zeit
Mißt ſein Hammer mit ernſtem Schlag;
Ein unendlicher Geiſt
Schuf hier und wehet noch —
Wie um dich das Meer,
Wie die Zeit,

Wie der Geist, der dich schuf,
Sey unendlich auch du, fernen Jahrhunderten
Zier und Lust und der reinsten Freude
Wie der himmlischen Andacht Tempel! —

H. C. v. Hermann.

Der Cyperwein.

Was glänzt' im gold'nen Scheine
Was duftet im Pokal?
Das ist der Fürst der Weine
Von Cyprus Wonnethal.
Du Kind der bessern Sonnen
Cytherens Gastgeschenk,
Wir grüßen dich mit Wonnen
Der alten Zeit gedenk.

Der Zeit als vor Altären
Des Hymens Jubel klang,
Die Göttinn zu verehren
Die hold dem Schaum entsprang.

Als ſich mit Weltbezwingern
Der Hertinn weicher Sinn,
Bei Kunſt- und Wahrheitsringern
Gebeugt der Koniginn.

Die Myrthenwälder hauchten
An Cyprus Blumenſtrand;
Der Opfer Düfte rauchten
Balſamiſch durch das Land
Um Venus Tempel ſchlangen
Sich Reih'n im Reigentanz.
Der Dichter Leiern klangen
In ew'ger Feſte Glanz.

Und als die Götter alle
Begabt Cytherens Reich,
Kam beim Cretalenſchalle
Auch Bacchus zart und weich.
Aus ſeinem Thyrſusſtabe,
Dem Boden eingedrückt,
Quoll ſüße Traubengabe
Wie nie ſie ward erblickt.

Da jauchzten die Thyaden
Ihr brauſend Evoe!

Die Spenderinn der Gnaden
Stieg von beſternter Höh',
Im Kreiß der Amorinen.
Den Trauben naht ihr Fuß;
Sie küßt ſie, — zündet ihnen
Die Süßigkeit im Kuß.

Und in dem Naß der Reben
Auf Cyprus Höh'n geſchwellt,
Trinkt doppelt Götterleben
Nun die beglückte Welt,
Des Liber reinſtes Feuer,
Den Kuß der Cyprie.
Der Zecher fühlt ſich freier
Den hohen Gebern nah.

O Cyprus! Schmuck der Meere,
Dein gold'ner Tempel fiel,
Und deiner Myrthen Ehre
Ward roher Horden Spiel.
Doch deiner Fürſtinn Sonne
Wärmt Herz und Sinn noch heut;
Noch lodert Götterwonne
Wo ſich dein Nectar beut.

Drum hebet die Pokale.
Ein Tempel ſey das Haus.
Zum frohen Opfermahle
Erhebe ſich der Schmaus.
Verſtrömter Wein er gebe
Den Spendern Dankesgruß.
Epheu für die Rebe
Epheuren für den Kuß.

Friedrich v. Hayden.

Der Mond.

(In Anakreons Manier.)

So düſter blickt der Vollmond
Vom blauen Himmel nieder.
Er hüllet ſich in Wolken,
Und ſchwimmt im leichten Nebel.
Wer ſagt mir's: warum ziehet
Sich ſeine Stirn in Falten?
Was iſt's? Er trinket Waſſer!
Gewiß, er kennt den Wein nicht;

Er ließe sonst die Wolken,
Er ließe sonst die Nebel,
Und kränzte sich mit Weinlaub,
Und tränke süßen Nektar:
So würd' er wieder freundlich!

Burda.

Der Sängerinn Nachtlied.

Die Sterne funkeln am Himmelsdom,
Und spiegeln sich freundlich im Wasserstrom,
Sie künden dir wechselnd so Schmerzen als Lust
Und bringen auch Tröstung der blutenden Brust.

Was klingt so leise wie Harfenklang,
Was säuselt so mild wie Engelgesang
Nach oben zum deutenden Lebensbild,
Nach oben zum strahlenden Demantgefild.

Das Mädchen, die Harfe in der Hand
Singt aufwärts den Blick zum Sonnenland —
„O wehe, wie ist's in der Brust mir so kalt!"
Und greift in die Saiten mit Geistergewalt:

„Ihr schimmernden Sterne blinkt heiter herab,
Und ziehet mit Ruhe über mein Grab,
D'raus, wenn es zerfällt, das Leben erglüht,
Aus Staub die Blume der Liebe erblüht.

Wo weilet mein trauter Liebesgesell,
Das Roth seiner Wange erblaßte so schnell,
Er stieß mich von sich — der Vater ruft,
So stöhnt er, und stieg in die finstre Gruft.

Wo weilst du mein holder Lebensgesell? —
Er weilet dein harrend am Liebesquell,
So spricht mir der Vater, und zeigt mir das Zelt,
Das wölbend sich beuget über die Welt. —

Wie Morgenschimmer entglimmt es der Nacht,
Die Sterne erbleichen ob solcher Pracht,
Es sprosset der Liebe Blum' aus dem Grab,
Der Himmel, er neigt sich zu mir herab.“ —

Da reissen die Saiten der Sängerinn,
Und lächelnd wirft sie die Harfe hin,
Zu eilen ins kühlende Brautgemach,
Zu finden der Heimath schirmendes Dach.

Wo treibet sie hin die Liebesgewalt,
Die bleiche sehnende Geistergestalt, —
Sie treibet sie hin, wo von Sonnen umkränzt
Der Liebe heiliger Stern erglänzt.

Ph. Millauer.

Der letzte Kuß.

Markverzehrend glühe nicht an meinen Lippen,
Oder laß in deiner Gluth mich untergeh'n,
Daß verklärt ich mich der Flamm' entwinde,
Daß mir Kühlung Himmelslüfte weh'n.

Sterben und in Todeskälte Leben hauchen,
Kannst du Weib der Liebe höchstes Glück,
In ein Meer von Seligkeit mich tauchen,
Laß mich mit dir sterben, um zu leben, Weib.

Nein — ich darf's nicht — denn des Schicksals finstres Walten
Faßt mit seiner starren Grabeshand mich an,
Nieder — nieder Todesseligkeiten.
Traum ist's, was ihr heuchelt — leerer Wahn.

Wogen rauſchen — heulen Trennung aus der Tiefe
Trennung Weib von dir, o daß die wilde Fluth
Frieden bringend tief hinab mich riefe,
Weib mit dir hinab mich in die dunkle Nacht.

Marterzehrend glüh' nicht länger an den Lippen
Oder gieb des erſten Kuſſes Himmel mir zurück
Schleudre grauſam dann in ſchroffe Klippen
Meines Lebens Nachen zürnend hin:

Laß ſie los die wilden heißen Lippen,
Weib den Göttern nur gebühret Hochgenuß.
Laß mich los es paaren Schmerz und Wonne
Himmel mir und Hölle ſich im letzten Kuß.

Ph. Millauer.

Sappho in Elysium.

Zwei Schatten saßen in der Stille
Versammen in Elysium.
Im Herzen Klarheit, Lust und Fülle,
Und Götterruh, ihr Eigenthum.
Zwei Palmen schlangen Riesenblätter
Mit weißen Blumen um ihr Haupt
Und in der Nähe gingen Götter
Auch sie, von Kränzen schön umlaubt.

„Wie mochten doch in hellen Räumen
Als dort mein Leben noch geblüht,“
Sprach Einer: „und von kleinen Träumen
Mein Busen menschlich dort geglüht;
Wie mochten doch des Lebens Zügel
Im lauten Flug schön und hoch
So wild umschnüren meine Flügel
Daß endlich er zur Erde zog!“

„Zum schönen Land von schönen Horen
Geleitet auf des Lebens Pfad,

Als eben aus des Himmels Thoren
Der erſte Erdenfrühling trat;
Als Hellas ſich mit Liebesarmen
Weit um des Aufgangs Sonne ſchlang
Und Schönheit wieder im Erwarmen
Auf ewig in das Herz ihr drang;“

„Als von den Göttern von den Hohen
Dort oben Mancher Abſchied nahm,
Und dann im Kleide der Heroen
Herab zu meinem Lande kam;
Als Dichtung ihrer Fackel Gluthen
Ausſtreute leuchtend immerdar
Und bald das Schöne mit dem Guten
Der Morgengruß der Menſchen war;“

„Da war in Hellas Jugendſchöne
Ich ſelber meines Landes Bild,
In meiner Hand die Macht der Töne
Mein Herz ein feſter Pallasſchild,
An dem des Lebens Pfeile brachen
Indeß mit leiſem Gottermund
Orakel aus den Tiefen ſprachen
Und ſich in Liedern thaten kund!“

„Das Leben ſelbſt in meinen Händen
Wenn ich entzückt die Saiten ſchlug
Ein Korb voll heil'ger Blumenſpenden
Den ich auf meinem Haupte trug;
Die Götter alle mir gewogen
In Schönheit, Würde, Huld und Macht
Und Liebe! — wie ein Irisbogen
Geſchlungen um der Erde Pracht!“

„Und doch zuletzt im Kranz der Sterne
Der meinen Scheitel hell umgab,
Das Herz — ſich drängend in die Ferne
Und ſchleudernd weit der Sehnſucht Stab;
Im Götterreigen aller Muſen
Das Auge weinend abgewandt
Und in dem hochgeweihten Buſen
Zuletzt nur kleiner Wünſche Brand!“

„Ach! meine trunkne ſtolze Seele
Zog Erdenwärts der Erde Luſt;
Mein Kranz bethaut von Freudenöle
Sank welkend auf die leere Bruſt
Und als die Götter nun verſchwunden
Und des Olympus goldner Schein

Da trat in meine leichten Stunden
Ein Erdgeborner kalt herein.“

„Und ich! in aller Gaben Glanze
In alles Segens hoher Zier
Die meine Hand mir selbst zum Kranze
Zum Eigenthum gewunden mir;
Ich suchte noch nach anderm Glücke
Als dies die Götter mir verliehn
Und wollt' in Einem Feuerblicke
Auch eigen Ihn aus Herz mir ziehn;“

„Das Auge, das mit Göttern spielte
Das Herz, das in der Freiheit Macht
In allen Saiten rauscht' und wühlte
Wie es das Höchste dargebracht,
Das sollte nicht auch das erringen
Das Glück nach meiner freien Wahl? —
Mein starker Arm nicht auch ihn zwingen,
Der Liebe freien Götterstrahl!“

„Zerrissen schon im tiefen Herzen
Als sich der Zweifel ein nur fand
Wie trafen erst die wilden Schmerzen
Als vor mir nun die Wahrheit stand,

Der Jüngling, dem mit warmen Händen
Ich bot zum Eigenthum mein Recht
Thät ſich zu einer Sklavinn wenden
Von Sappho, Phaon ſich, der Knecht;"

„Da ging mir auf das Menſchenleben,
Der wilde trübe Kampf und Streit;
Der dunkeln Zwietracht hingegeben
Das Glück und alle Würdigkeit;
Und nicht mehr konnt' ich das ertragen,
Ich, aller Kämpfe Siegerinn,
Und aus des Lebens heißen Tagen
Ging ich ins Land der Schatten hin."

"Wir lächeln hier der kleinen Thränen,
Wenn dort die ſchöne frohe Welt
Ein trüber Wunſch, ein leichtes Wähnen
Mit allen Göttern uns entſtellt;
Und dann als hätten dunkle Mächte
Sie nur verhüllt das Himmelslicht
Die Hand durch ihre eignen Nächte,
Mit kindiſch wildem Zorne bricht."

So ſprach in leiſer Töne Klange
Der Schatten in der Palmen Huth

Indeß des Andern Auge lange
Auf jeden Wort der Lippen ruht,
Der wußt' in seinem stillen Reiche
Von Sapphos Lust und Leiden schon
Es war der frohe Götterleiche
Der herrliche Anacreon.

Der wider sprach: „das Erdenleben,
Das mich mit Lauben nur umgab,
Nur Blumen wand und süße Reben
Um meinen leichten Wanderstab;
Das hatte dich mit seinen Schlingen
Umschnürt zuletzt so wunderbar!
Doch, als die Augen untergingen,
Da ward das Herz dir wieder klar.

Fr. Kuhn.

Devise

zu meiner Gabe am Silvester-Abende
1800 im Lieder-Kreise.

1.

In finstrer Gruft von Geistern fest gebunden
Wo Berg' und Felsen auf die Brust ihm drücken,
Und Sonnenlicht die Augen nie erblicken,
Da liegt ein Kind der ersten Schöpfungsstunden;
Noch hat es nicht den Weg herauf gefunden,
Doch fühlen wir schon seine Pulse zücken,
Dem Norden zu die Brüdergeister rücken,
Und leise deuten nach dem Bruder unten;
Da reißt er mit den Armen auf die Erde,
Und springt empor in seiner Rüstung Klange,
Ein junger Halbgott zu den Sonnentagen;
Und er besteigt des Lebens goldnen Wagen
Und lenket ihn mit sicherer Geberde
Und Himmelsfarben spielen um die Mange;

2.

Und ſicher iſt die Arbeit ſeiner Hände,
Ob er die Garben ſpielend um ſich breitet;
Und Eichen ſpaltet, in die Felſen ſchneidet,
Und wieder fügt zum ſchönen Bau der Wände;
Ob er zum Trotz der ſchwächern Elemente
Durch Feuersgluth und durch die Wellen ſchreitet,
Im Wlachfeld wild mit ſammt den Helden ſtreitet,
Und glorreich aushält bis zum Sieg am Ende;
Er wanket nicht in ſeiner Arbeit Proben
Und freudig hält, und ſpielend der Heros
Und ruhig noch bei wildem Sturmestoben,
Weit in die Wolken ſeines Armes Stärke
Und faßt die Blize, faßt die wilde Lohe
Und wendet ſanft ſie von der Menſchen Werke.

3.

Denn er umfaßt mit Liebe die Geſchlechte
Der Menſchen, Er, ihr Bruder, die Genoſſen
In Licht und Luſt bis zu der Dunkeln Sproßen
Der Leiter abwärts in das Reich der Nächte;
Er ſtärket ſie, er ſtüzt die matte Rechte,

Wenn fast der Wein der Kraft ist ausgegossen,
Und haben sie ihr Innres aufgeschlossen,
So zieht er ein, als ob er Hülfe brächte;
Und es durchströmt der Menschenpulse Klopfen
Und seiner Brust demantenes Gewebe
Ein Äther nur wie frohe Zwillingsbrüder.
Und in der Fülle seiner Riesenglieder
Giebt er, daß seine Kraft in uns auch lebe,
In uns des eignen Herzens Äthertropfen.

4.

So blutet er, dem Pelikan zu gleichen
In uns und um uns aus sein starkes Leben,
Und wie einmüthig war mit uns sein Streben,
Erst ähnlich auch der Lösung sanftes Zeichen;
Wie Wärm' und Licht, weit aus der Sonnenreichen
Erst freundlich uns mit ihrem Strahl umgeben
Denn fester uns umstricken und umweben,
Und ab nicht lassen und nicht von uns weichen;
Als bis der Strahl, den wir einst eingesogen
Und der als Leben spielt im Sonnenkreise
Zum Urkern wiederum ist aufgeflogen

So zehren auch die goldnen Wellen leise
An deiner Brust, bis die zerfällt und
schwindet
Und nun der Funke die Atomen bindet.

Auflösung.

6.

So weit das Lied! doch nun auch meine
Spende,
Die freilich nicht so dichterisch ist gestaltet,
Doch was sich dort in dunkle Bilder faltet,
Das greifen ganz gemächlich hier die Hände!
Das ist nun so der Segen dieser Wände,
Daß, was ihr nur erfaßt und leiblich haltet,
Wenn ihr mit Zaubersprüchen geistig schaltet,
Das alles wird zu Poesie am Ende.
Drum braucht es wahrlich auch im Kreis der
Dichter,
Dem ich die Eisenleuchter opfernd weihe
Um die sich leicht Sonett und Reime weben!
Nicht weiter zum Verständniß noch der Lichter;
Und leider scheint das Eisen an der Reihe
Des neuen Jahrs Verständniß anzugeben.

Fr. Kuhn.

Die Käsemalzeit
oder
der neue Typhus.

Monolog.

(Behaglich.)

Gott segne das Limburger Land!
Sein Käse ist doch höchst pikant,
Und speist sich drum recht spärlich —
Mitunter wohl etwas gefährlich —
Wie leicht klebt das Papier ihm an.
Und — ach! wie eng' ist doch die Speisebahn. —

(Aengstlich.)

Mein Gott! — was zwängt so fürchterlich im Schlunde —
Gerechter Himmel! meine letzte Stunde —
Verdammter Appetit — ich armer Mann —
Ach! — nicht — mehr — schlingen — kann —

(Vergnügt.)

Doch ja — es geht — Gott Lob! — jetzt war's hinunter —
Nun, das ist wahr, die Angst thut oftmals Wunder.

(Neugierig.)

Ich muß doch seh'n, was für ein Blatt
Makulatur mich so gränzigt hat. — —

(Spottisch.)

Gedichte — Hahaha! — die armen Versemacher —
Ihr Sinn und Sang hat oft ein traurig Loos —
Der Krämerladen ist ihr stärkster Widersacher —
Kaltblütig nimmt er sie in seinen Schoos —
Träf' meine Werke solch ein hartes Loos,
Ich stürbe schier vor Angst und Schrecken —

(Außer sich.)

Mein Gott! — was seh' ich — „Sängers Liebes-Pracht"
Hab' ich nicht selbst dies hohe Lied gemacht —
Dies also war's — das blieb im Schlund mir stecken —
So wahr ich bin — bis auf den Titel: ist das Lied hinab
Ins düstre Magengrab —

(In Verzweiflung.)

Verdammter Vers- und Käsebissen,
Den ich — ich unglückseel'ger Mann

Im beſten Appetit gethan —
Ha! wie entflieh' ich nun dem rächenden Gewiſſen,
Das ewig ſeinen Dolch zu meiner Strafe zuckt,
Wo find' ich nun ein ruhig Sterbekiſſen?
Mein eignes Kind hab' ich verſchluckt.

Richard Roos.

An Viktorien. *)

Als der Tod aus tauſend Feuerſchlünden
Den Tyrannen ſtreng Vergeltung wog,
Und der Freiheit goldnes Glück zu gründen,
Schaar auf Schaar zum heil'gen Kampfe zog,
Als mit Götterkraft ſie zu entzünden,
Die Begeiſtrung jede Bruſt durchflog,
Und des ernſten großen Wurfes harrend
Alles bebt in banger Furcht, erſtarrend! —

---

*) Sie ward den 18. Oktober 1813 unter dem Donner der Schlacht geboren.

Sieh! da ſchwebt' auf roſigem Gefieder
Freudeſtrahlend, aber hehr und groß
Zu den Deinen ſanft ein Engel nieder,
Legte ſtill der Mutter dich im Schoos,
Und dann flieg er lächelnd aufwärts wieder
Segnend deiner fernſten Zukunft Loos;
Was gewonnen ward an jenen Tagen,
Sollt' uns ſtets dein ſchöner Name ſagen.

Und ſo knüpft an jener Tage Feier
Auch die Älternlieb' ein heitres Feſt,
Hebt die Bruſt des Deutſchen ſich nun freier,
Wann Grimm'rung neu erblühen läßt
Jene Zeit, wo ſchnell der trübe Schleier
Banger Furcht ſank mit der Feinde Reſt.
O! dann ſteht in dieſes Hauſes Mitte
Lieb' und Sieg bekränzt nach ſchöner Sitte.

Kind der Hoffnung, Pfand der ew'gen Liebe,
Himmelsbotinn freundlich uns geſandt,
Daß das Herz dem zugewendet bliebe,
Der der Freiheit Bluthenkranz uns wand.
Nimm die Huldigung der reinſten Triebe
Hier, wo Deutſchland ſeine Retter fand;

Denn ſo lang' die deutſchen Eichen grünen
War dem Volk kein ſolcher Tag erſchienen.

Wachſ' empor, Viktoria gleich der Blume,
Die des Lenzes ſanfter Kuß enthüllt,
Wachſ' empor, und ſtrahl' im Heiligthume
Der Natur der reinſten Anmuth Bild,
Daß in dir, zu deinem ſchönſten Ruhme
Sich der Ältern Hoffnung ganz erfüllt!
Gehe ſiegend nur durch Lieb' und Milde
Durch des Lebens dämmernde Gefilde.

Herzen werden dir entgegen ſchlagen,
Herzen, wie das Deine, ſanft und rein,
Liebe wird dich auf die Höhen tragen,
Wo in einer mildern Sonne Schein
Deines Lebens höchſte Wonnen tagen
Und des Weibes ſchönſter Pflicht dich weih'n.
Denke immer dann, daß deutſche Frauen
Den Geliebten nur im Edlen ſchauen.

K. A. Methuſ. Müller.

Rundgesang.

Wohl ziemt beim frohen Mahle
Sich froher Rundgesang.
Dann tönen die Pokale
Noch schönern, hellern Klang.
Bei sußen Melodieen
Fühlt man die Grillen fliehen,
Und Freud' und Wonne ziehen
In unser off'nes Herz.

Wir sind ein fröhlich Völkchen
Im köstlichen Verein,
Der Sorgen trübes Wölkchen
Verscheuchen wir durch Wein.
Nach raschen, muntern Tänzen
Läßt man sich fein credenzen,
Und reine Himmel glänzen
Im Nachbar-Auge uns.

Da geh'n uns helle Sterne
In heitern Blicken auf,

Und nicht aus weiter Ferne
Verfolgen wir den Lauf:
Denn ohne Tubus blicket,
Dem Sterne nah' gerücket,
Der himmlisch ihn entzücket,
Ein Jeder froh ihn an.

Von unserm Plätzchen treibet
Uns keine fremde Macht,
Wo Jeder sitzt, da bleibet
Er gern bis in die Nacht.
Um sich zu arrondiren
Läßt man sich bloß verführen,
Das Händchen zu berühren
Der schönen Nachbarschaft.

Wir führen zwar auch Kriege,
Zu zeigen unsern Muth,
Doch kosten unsre Siege
Uns nichts — als Rebenblut;
Und schießt auch aus dem Becher
Der Bube mit dem Köcher
Nicht selten auf die Zecher,
So ist der Schmerz doch süß.

Hier iſt das goldne Alter,
Hier ſtrömt der gute Wein,
Ein kärglicher Verwalter
Braucht keiner hier zu ſeyn;
Hier in der Freunde Mitte
Gilt es nur frohe Sitte,
Doch mit der ſechſten Bitte
Da hapert's dann und wann.

Laßt alle Götter leben,
Den Liederfreund Apoll,
Den braven Gott der Reben,
Und Venus wonnevoll!
Hier mag nur Momus ſchalten
Bis zu Aurorens Walten,
Und ſtatt der Sanduhr halten
Die Zeit — ein Becherglas.

Es lebe Freundſchaft, Liebe,
Und Freude dreimal hoch!
Wenn uns auch nichts mehr bliebe
Bleibt uns nur dieſes noch.

Die Becher angestoßen!
Heil allem Schönen, Großen!
Heil allen Freudenrosen!
Heil jedem unter uns!

Th. Hell.

Wehmuth im Lenze.

Der Frühling lebt in allen Zweigen,
In allen Gräsern sprießt der May,
Und tausend Blumenknospen zeigen
Wie nah der Wonnenkönig sey.
Bald wird er aus den Wolken schweben
Hernieder ganz auf Wald und Flur,
Vom Diadem die Stirn umgeben
Aus jungen Rosenknospen nur.

Die Blumen werden sich erschließen,
Ein Balsamstrom wird ziehn durchs Thal,
Wenn des azurnen Mantels Fließen
Er brämt mit siebenfarb'gem Strahl.

Die bunten Vögel in den Aesten
Sie sehen ihn von ferne schon,
Und singen aus erneuten Nesten
Um des Gebieters Eichenthron.

Auch du sollst ihm entgegensingen
Vom Lied einst überfüllte Brust.
Das Lied erwacht, es regt die Schwingen,
Jedoch was hindert seine Lust? —
Die Knabenzeit ist ganz zerronnen,
Das Herz, vom stärkern Trieb geschwellt,
Will sich im höhern Lichte sonnen,
Am Strahlenquell der ganzen Welt.

Kannst du mirs holder Lenz verkünden,
Vertraut mit dem was ich gewähnt,
Wo soll ich wohl das Heil'ge finden
Nach dem der kühne Wunsch sich sehnt?
Die Schule nahm den heißen Knaben
Auf ihren mütterlichen Schooß,
Doch, ohne je das Herz zu laben,
Zog den Verstand sie frostig groß.

Vom Kranz umblüht die weichen Locken,
Naht er dem Heiligthum der Kunst.

Die Muſe winkt', — er, ſüß erſchrocken,
Empfand in ſich der Göttinn Gunſt;
Und, mit der Leier in den Händen,
Naht er dem Altar der Natur;
Sein Lied erſcholl, von Bergeswänden
Floß Zauberleben auf die Flur.

O göttlich Glück der Weiheſtunden!
Das Weltall ward ſein Vaterhaus.
Aus Sternen war ſein Kranz gewunden,
Von Edens Blüthen ſchwoll ſein Straus.
Er ſah die großen Zeiten wieder,
Die Helden hoch im Waffenſtrahl.
Ein Cherub, hehr im Glanzgefieder,
Ward der Geſpiele ſeiner Wahl.

Aus Baum und Blumen hauchten Stimmen,
Das Bächlein ſprach manch ſüßes Wort,
Der Milchbahn nebelhaftes Glimmen
Ward ihm ein ſüß vertrauter Port.
— Welch' holder Traum! — daß nur im Traume
Der Tempel ſeinem Dienſt ſich hob.
Die Welle ſtieg mit gold'nem Schaume,
Die Welle ſank, der Schaum verſtob.

O neig' dich Königinn der Himmel,
O neige Wahrheit dich vom Thron!
Führ' aus der Menge Staubgewimmel
Auf Sonnenhohn den Erdensohn;
Und zeig' ihm deines Reichs Gefilde,
Doch nicht im Licht vor dem ihm bangt,
In einem klaren Kunstgebilde,
Nach welchem heiß sein Herz verlangt.

Mach' nicht sein Anschaun leer vom Spiele;
In seine Spiele ström' das Licht;
Raub nie dem Wissen die Gefühle,
Der Einsicht nimm den Liebreiz nicht.
So führ' ihn hin zu Isis Hallen;
Er tritt entzückt ins Heiligthum.
Mag auch die Sphinx in Räthseln schallen,
Wird sie zu losen nur sein Ruhm.

Laß ihn mit frommen Pilgerschaaren
Hinaus zum Gnadenbilde ziehn.
Die Wunder wird er gern erfahren,
Gern vor der Hochgeweihten knien,
Doch laß das gold'ne Band ihn sehen,
An dem, — geheimnißvoll gewebt, —

Die Hand, aus der die Sphären gehen,
Zum Himmel auf den Erdball hebt.

Es iſt umſonſt! — die Nachtigallen
Sie ziehn herbei im Heroldsſtaat,
Es kündiget ihr jubelnd Schallen,
Daß nun der Fürſt der Freude naht.
Er kommt! er kommt! — ſein Füllhorn ſchüttet,
Doch wenig Blumen ſind nur mein.
Er girret: — „was dein Sehnen bittet,
Kann nicht gewährt auf Erden ſeyn.“

„Du mußt die Bahn zum Ende ringen,
Dann wird der Staub zum Gott geweiht.
Der junge Seraph hebt die Schwingen
Sieht unter ſich das Meer der Zeit.
Ihm ſcheint der Strahl in ſieben Stimmen,
Die Blüthe haucht ihm Glockenton;
Auf Wolken die den Thron umſchwimmen,
Stehn Weisheit — Kunſt — Religion.“

So nehm ich denn die Leier wieder,
Springt Saiten nicht im Jubelklang.
Dir nach im Feierſchritt der Lieder,
O Blüthenheld den Siegergang.

Neu will ich denn zum Kinde werden.
Natur nimm mich an deine Bruſt.
Die Kunſt erhebt; — dieß Kleid aus Erden
Weht in dem Hauch der Himmelsluſt.

Friedrich v. Heyden.

Des Dichters Würde.

Der Demant, der den Ring der Erde malt,
Der Geiſt, der tauſend andre Welten ſchaut,
Die Sonne, die auf tauſend Sonnen ſtrahlt,
Die Erde liebt, als ihres Himmels Braut:
Das iſt der Dichter mit der höhern Welt,
Die in ihm lebt, ihn über alles hält.

Der Mund, durch den Nichtleben Leben haucht,
Groß malet jedes Große der Natur,
Das Dankesopfer, das zum Himmel raucht,
Das iſt das hohe Lied des Dichters nur.
Wo Erd' und Himmel faſſet der Gedanke,
Da ſtärkt der Geiſt, daß nicht der Glaube wanke.

Und wie er über alle Sphären fliegt,
Begeiſtert, läßt die Zeit, den Raum zurück,
So ſtürzt der Wahn, von ſeinem Licht beſiegt,
Dem Gläubigen bringt er des Himmels Glück,
Den Weltgeiſt zeiget er der Welt im Spiegel,
Und malet in der Menſchheit Gottes Siegel.

Ihn hebt, den Freieſten auf dieſer Erde,
Die Phantaſie raſch über Zeit und Raum,
Ein Götterreich ſchafft ihr allmächtig: Werde!
Ihn irret nicht des düſtern Lebens Traum;
Es ruft des Schickſals Bothe ihn hinaus:
Er ſchwebt als Sonnengott ins Sonnenhaus.

Es lehret göttlich unter vielen Weiſen
Begeiſterung auf dieſem Pilgerlauf,
Doch tritt als Gott der Götter aus den Kreiſen
Der Zauberwelt die ernſte Handlung auf.
Es winkt dem Tragiker der größte Tempel,
Zeigt Größe, Kraft er in der Gottheit Stempel.

Drum beuget tief mein Geiſt ſich in den Staub
Vor Shakespears göttergleichem Genius,
So lange der Zerſtörung nicht zum Raub

Die Schöpfung wird, ſtrahlt dieſer Genius,
Ein Rieſengeiſt mit einer Sonnenkrone,
Das Weltall durch, auf einem Weltenthrone.

Den Erdball hält erſchütternd ſeine Rechte,
Sein Schöpferruf heißt Könige erſteh'n,
Die Bettler. Vom entſchwundenen Geſchlechte
Haucht er die Großten auf und winkt — zu gehn.
Die Kräfte wirken, wie ſie ſind und waren,
Und ewig alt und ewig neu nach Jahren.

So wie der alte Eros zeugſt du Söhne,
Voll heil'gen Feuers, Liebe, Rieſenkraft,
Sie ſind der Demantſchild für Melpomene,
Daß Hoheitsſinn im Menſchen nicht erſchlafft,
Es wachen Meiſter für das Große, Schöne,
Sie: Leſſing, Göthe, Schiller, Shakespears Söhne.

Vor deſſen Geiſt die großen Meiſter ſchweben,
Der hebt ſich raſch vom Irdiſchen empor.
Iſt unerreichbar ihm auch Jener Leben,
Ihm öffnet dennoch ſich ein Sonnenthor,
Durch das er ſchaut in allerfernſte Räume,
Und nicht als Träumer lebt im Land der Träume.

J. L. Sick.

Rom.

Eine Elegie.

Scilicet et rerum facta est pulcherrima Roma.
Virg.

Sey mir gegrüßt, gegrüßt, du Stadt der Städte,
Du Stadt der Helden, Stadt der Chriſten, Rom!
So iſt es wahr, daß ich dich bald betrete?
Schon blinket mir des Tibers gelber Strom,
Schon ſeh' ich, was der Vorwelt Hände ſchufen,
Ob grauen Trümmern Peters ſtolzen Dom! —
Alſo auf eines Hügels höchſten Stufen,
Der langen Wallfahrt Ziel vor meinem Blick,
Hoffe' ich herniederſchreitend auszurufen.
Doch ach, dieß langerſehnte hohe Glück,
Iſt's meiner Jugend nicht zu Theil geworden,
Auf ewig nun verſagt mir's das Geſchick.
Zum Süd verlangend ſitz' ich hier im Norden
Umſtarrt von langen Winters kaltem Eis
In kleiner Hauptſtadt an der Ucker Borden.

Wiewohl, aus der Beſchränkung engem Kreis
Entführen oft mich der Begeiſtrung Flügel:
So folg' ich itzt auch innerem Geheiß.
Und ſchauend in der Muſen Zauberſpiegel
Will ich, was Schlegel und was Humbold ſang,
Beſingen auch, die Stadt der ſieben Hügel! —
Woher, woher der Sehnſucht tiefer Drang,
Der nicht bloß einzle, die den Nord bewohnen
Anſpornte zu mühſelig weitem Gang.
Nein in der Vorzeit ganze Nationen
Gen Süden trieb, ein mächtig Menſchenmeer —
Warum, o Cimbern ihr, und ihr Teutonen,
Was flutetet ihr von dem Nordpol her,
Was ſuchtet ihr jenſeits der Schweizer Berge,
Und wieſt den Römern euren trotz'gen Speer?
Noch waren die nicht eingeſchrumpfte Zwerge,
Verona zeugt's und Aquä Septiä!
Dort wurde Marius euer aller Scherge.
Was bliebt ihr nicht auf Skandinaviens Schnee
In euren dunklen unterird'ſchen Klüften
Auf eiſgem Panzer eurer Nordersee?

Ha, wurdet ihr gelockt von Welſchlands Lüften,
Verlangt' euch nach dem ird'ſchen Paradies,
Und zogt ihr nach den Pomeranzendüften?
Schon kamt ihr an, ſchon duftet' es euch ſüß;
Doch dießmal noch nicht ward es nordſche Beute,
Dieß Land, das Maro's Muſenlippe pries,
Dieß ſchöne Land, das jeder Gott beſtreute
Mit ſeinem ſegenvollſten Geſchenk:
Neptun umarmt' es von dreifacher Seite,
Gott Bacchus ſpendet reichlich ſein Getränk,
Den Ölbaum gibt Minerva, Ceres Saaten
Und fern von Krieg und ſtörendem Gezänk
Lenkt hier Saturnus ſtillfriedſel'ge Staaten,
Und Faunus bläſt der Liebe ſüßen Ton.
Noch fehlet Mars! Er kommt und bringet Thaten
Und ſchenkt der Rhea ſeinen Zwillingsſohn:
Der ruft vom Palatinus ins Gefilde
Und Roma wird — mit ihm der Erde Thron.
Wie paart ſich nun des Landes ſanfte Milde
Mit eines Heldenvolkes rauher Kraft,

Das lieber nichts handhabt als Speer' und
Schilde!
Wie kämpft es um ſein Daſein unerſchlafft
Ein Volker-Herkules ſchon in der Wiege.
Wie ſprengt es bald des Urſprungs enge Haft
Erſtarkend durch die vaterländ'ſchen Kriege,
Und als es ſiegreich Hannibaln beſtand,
Wie tragen nun den Adler ſeine Flüge
Im weiten Kreis bis an der Erde Rand!
Und war gleich Zeus des ganzen Alls Gebieter,
Die Erde war nun in des Römers Hand.
Quiriten, und ihr waret würd'ge Hüter,
So lange Keuſchheit, ſtrenge Sitt' und Maß
Der Sklaven zierte, wie der Herrn Gemüther.
Doch als der alten Tugend man vergaß,
Als die Begierde nach Eroberungen,
Als Üppigkeit und Frechheit um ſich fraß:
Da ſankt ihr von der Höh', die ihr errungen,
Und euer Leichnam war der Seele leer,
Als ſich die Feinde bei euch eingedrungen.
Fahr wohl, du Römervolk, du biſt nicht mehr,
Doch lebſt du ewig, du gewaltig Weſen,
Durch Weisheit gleich berühmt wie durch dein
Heer

Bist dauernder Gesetze du genesen;
Und noch ist nicht dein hoher Schatten stumm,
So lange wir der Römer Schriften lesen!
Wem wendete sich nicht sein Innres um,
Wer sehnte sich nicht nach dem edlen Boden
Und nach dem hehren Kapitolium,
Wo einst gehaucht so kräft'gen Volkes Odem,
Wo Mannes, Weibes Tugend sich verklärt
In ihren Leben wie in ihren Todten!
So ward denn endlich euer Wunsch gewährt
Ihr Gothen, Sveven, Heruler, Vandalen!
Doch ach, ihr kamt mit wilder Wuth bewehrt,
Ihr mordetet mit blutbegier'gen Stahlen,
Vergrifft euch an der heil'gen Götter Haus,
Schuldlosen Säulen, friedlichen Portalen,
Verwandeltet das Paradies in Graus,
Den römischen Adler, ha, ihr nord'schen Geier,
Den machtet ihr zum frevelvollen Schmaus,
Verwüstetet sein Nest sogar mit Feuer:
Also begingt ihr euer Siegesmahl
Zugleich mit Roma's höll'scher Leichenfeier! —
Doch wie der Phönix bei dem letzten Strahl
Der Flamme, der er sich zum Opfer bringet,
Abstreifet der Vernichtung bange Qual,

Und ſich auf neuem Fittig hoch entſchwinget:
So wuchs auch Rom, obgleich hinauf, hinab
Der Sturm Italien durchzog, verjünget
An Geiſt und Leib hervor aus ſeinem Grab,
Nicht herrſchend mehr mit kriegriſchem Geräthe,
Doch herrſchend bald mit ſeinem Biſchofsſtab,
Mit ſeinem Bann und Segen und Gebete.
Hier nahm der Papſt den hocherhabnen Sitz,
Und wieder wurde Rom die Stadt der Städte.
Hier übte ſich der ſchlauen Prieſter Witz,
Und ſchlug der Völker Geiſt in enge Bande
Nach Kaiſern ſelber ſchleudernd ſeinen Blitz,
Und über weiter noch entlegne Lande
Ausdehnend ſeine herriſche Gewalt
Verfolgend ſelbſt jenſeits dem Grabesrande.
Alſo verwandelt wurde Roms Geſtalt,
Die Herrſchaft blieb, ſo wie des Auslands
Streben,
Und feindlich, friedlich ward nach Rom gewallt.
Geadelt ſchien des frommen Chriſten Leben,
Wenn Petrus Stellvertreter er geſchaut
Mit abergläubigandachtsvollem Beben,
Wenn er ihm ſeiner Sünden Schuld vertraut,
Den heiligen Pantoffel durfte küſſen,

Und Segen ausſprach eines Papſtes Laut.
So wurden Schaaren Pilger hingeriſſen
Gen Rom mit naktem Fuß im härnen Kleid
Von furchtgeſtachelt mahnendem Gewiſſen.
Auf ihrer Wandrung war die Chriſtenheit,
Rom war das Ziel, der Mittelpunkt der Erde,
Wie der Olympus in der alten Zeit.
Doch eine andre nicht ſo ſtille Herde
Zu Fuß und Roß bereit zum Lanzenſtoß
Zog auch des Wegs mit rächender Gebehrde!
Seit Deutſchlands großer Karol zog das Loos
Italia's aus Adelhaidens Händen.
Stritt jeder Kaiſer für Italia's Schoos,
Ließ nicht die angeſtammte Krone ſchänden,
Und, ob getrennt durch manchen Berg und Teich
Sich ſeine holde Roma nicht entwenden.
Zwei Konſuln hatte jetzt Europa's Reich,
Des Leibs war der und der der Seele Meiſter,
Sehr ungleich ſcheinbar, in der That faſt gleich.
Doch Zwang nur knüpft die Körper und die Geiſter:
Drum mußten uneins ſeyn auch ihre Herrn,
Bald wurde der, bald wurde jener dreiſter;
Rom aber war der ſchöne goldne Stern,

Der Eine saß in seiner Strahlen Schimmer,
Der Andre hieß nach ihm, doch weilte fern.
Der alte Kampf erneuerte sich immer,
Oft wiederholte sich der Kriegestanz,
Und Roma häuft' auf alte — neue Trümmer. —
Sieh', da erlosch der Morgensonne Glanz,
Und heller prangte Rom, als Ottomannen
Verhunsterten das herrliche Byzanz.
Die Musen im selbsteigenen Verbannen
Wie Held Äneas einst aus Troja's Gluth
Zum glücklichen Ausonien entrannen.
Gerettet wurde Hellas höchstes Gut,
Wie Götter hieß die Gäste man willkommen
Die Kirche selbst nahm sie in heil'ge Hut!
Zu griech'schen Heiden wurden jetzt die Frommen,
Und wieder doch mit anderfarb'gem Strahl
War bald die Wissenschaft und Kunst entglommen.
Wie unter der Peloponneser Stahl
Die Phidias erschufen ihre Götter:
So ward Italien jetzt zum Künstlersaal.
Trotz aller innerlichen Kriegeswetter
Gedieh das wundersame Doppelreich.
Ein Heid' und Christ schrieb Dante seine Blätter.

Petrarka ſang der geiſt'gen Liebe Preis;
Aus Marmor hub ſich hier die Kraft und Wonne
Der Griechen, Paphos Königinn und Zeus.
Dort blühte' in Farben Raphaels Madonne
In ihrem Arm den gottgebornen Chriſt,
Des ganzen Abendlandes Licht und Sonne.
Dazwiſchen brauſt im Harmonienzwiſt
Cäcilia's Orgel durch des Domes Hallen,
Die mehr als ſelbſt Apollons Leier iſt. —
War ſolch ein Loos Italien gefallen,
Und rühmte ſich der Kunſt jedweder Gau,
So prangteſt du, o Roma, doch vor allen.
Dir thürmte Michel Angelo den Bau,
Der Zeit und ſeines eignen Geiſtes Stempel,
Den hochaufragenden zum Himmelblau,
Den höchſten einzgen aller Chriſtentempel,
Der kühn ſich mißt mit jeder frühern Kunſt,
Ein nun und ſtets wohl unerreicht Exempel.
O jetzt erneut ſich meiner Seele Brunſt
Den kuppelrundumleuchteten zu ſchauen:
Doch jeder Anſchlag löſt ſich auf in Dunſt.
Glückſelig, weſſen Fuß betritt die Auen,
Wo Mavors und die Muſen einſt gewohnt,
Wo in dem Dom noch wohnt der Andacht Grauen.

Denn noch auf seinen festen Füßen thront
Der hehre kolossalische Sankt Peter.
Ihn hat des Norden Raubgier selbst verschont.
Er wird begeistern noch viel tausend Beter
Bis er sein Lebensalter hat erfüllt,
Sein Haupt zur Erde sinkt aus hehrem Äther.
Wie manches Marmor- oder Farbenbild
Verschmachtet jetzt an fremden Flusses Borden
Entrissen aus heimatlichem Gefild.
Was willst du mit den Fremdlingen, du Norden,
Warum gabst du sie hin, o Mutterhaus.
Er ist nicht reich und du bist arm geworden!
Ihr Völker, gebt sie wiederum heraus,
Schickt sie zurück in ihrer Heimath Gränzen,
Sie starben längst in der Verbannung Graus.
Dort werden sie im neuen Leben glänzen
Die lang vereinzelte dort einge Schaar,
Dort wo beinah' in jahrelangen Lenzen
Gleich Zeus das Haupt der Meister sie gebar!
Den Fechter schickt ins Land der Weltbezwinger,
Madonna hin, wo Raphael einst war!
Doch hinten sendet eure Musenringer
Mit ihrem Meißel, ihrem Pinselstift,
Nun dort erstehen sie als wackre Ringer,

Nur dort enträthseln sie die Wunderschrift
Der Bildnerkunst, die sie nur halb errathen,
Auf Roma's Gräbern, Roma's blum'ger Trift.
Mein Wort verhallt, ihr Fürsten und ihr Staaten!
Drum junger Zeuxis, junger Phidias,
Kannst du nur wandern, schone keinen Athem,
Und wärst du arm wie Diogen im Faß.
Dein Vaterland liegt an der Tiber Wogen.
Hinüber dränge dich den Alpenpaß;
Italia ist noch nicht arm! Die Bogen
Der alten Roma wölben sich noch fort;
Und ewiglich bleibt die Natur gewogen.
Dort schau' und lern'! und kehrst du dann zum Nord
So trägst du in dir selber deinen Richter,
So schaue dann, du bist dein eigner Hort. —
Wohl sangt Italia auch große Dichter,
Und ewig glänzen Andes Sohn, Virgil
Und Venusinums Schwan als helle Lichter.
Doch überall erklang der feine Spiel,
Sogar auf Islands eisigen Gestaden.
Nur Thaten brauchts und in der Brust Gefühl.

Drum, kam' er nicht aus seines Dörfchens
Pfaden,
Die Muse kann den Dichter doch daheim
In ihrer lautren Hippokrene baden!
Wie aber sprießet in ihm Keim auf Keim,
Wie blitzen seine Augen helle Funken,
Nährt ihn des Auslands süßer Honigseim:
Zumal in deinen Reiz die Seele tunken,
Einschlürfen deiner Sprache weichen Ton,
Italia, der Gedanke schon macht trunken!
Verlorner Wunsch! O zu viel klagt' ich schon.
Und klagen ziemet nicht männlichen Zungen,
Am mindesten Teutonia's heutgem Sohn:
Ist nicht die Freiheit wiederum errungen
Grunt nicht die Ehre frühlingsjung und frisch,
Hat je ein Dichter höhren Stoff gesungen?
Unvaterländischer Sehnsucht Gluth, erlisch!
Was willst du bannen dich nach fremden Reichen,
Bedarf dein Lied ein Pomeranzgebüsch?
Wandl' in das Dickicht deiner deutschen
Eichen!
Rom hat nicht mehr als Einen solchen Baum.
Muß Sudens Luft dir um die Wange streichen,
Bist du besorgt für deinen zarten Flaum?

O beut dem Sturm des Herbſtes deine Naſe.
Und an des Sees ſchaumbeſprühtem Saum.
Dort mit den Winden, mit den Wogen raſe.
Im deutſchen Sang, ſey's auch ein wenig rauh,
Nicht auf italiſcher Hirtenflöte bloſe!
Und hüllet tiefer eiſger Schnee die Au
Flieht kommend faſt der ſchräge Strahl der Sonne,
Und kleidet ſich der Tag in Nebelgrau:
Dann find' im warmen Zimmer Nordens Wonne
Freund, Buch und reger Phantaſieen Flug
Und Gattinn, theurer dir noch als Madonne!
Dank, Schickſal, o du gabſt mir wohl genug
Doch läßt mir jener Wunſch noch nicht den Frieden,
Und immer fühl' ich neu den alten Zug.
Wie ſich der Fromme, ſelig ſchon hienieden,
Nach oben ſehnt mit wunderbarem Trieb:
So zieht es auch Teuts Sohn zum milden Süden.
O nicht, als wäre mir mein Land nicht lieb —
Weh, wer im fremden Land, auf fernen Meeren,
Nicht ſeiner Heimat treuergeben blieb! —

Verlieh' ein Gott mir freundliches Gewähren,
Und wär' ich da und ſchaute ringsumher
Anſtaunend der Natur, der Vorzeit Ehren,
Horazens Tiburwohnung, Bajä's Meer,
Die Engelsburg, den Tempel der Sybille,
Wer weiß, bald würde doch das Herz mir ſchwer,
Bald ungenügend aller Wunder Fülle;
Statt vorwärts würde rückwärts bald geeilt!
Drum, blinde Sehnſucht, ſey doch endlich ſtille!
Bliebſt du auch dort, mein Herz, nur mehr getheilt,
So werde denn von ſelbſtgeſchlagner Wunde
Kraft männlicher Ergebung ſchnell geheilt!
Und, wenn in einer ſchwachen Abendſtunde
Der Fieberwunſch aufs neu in dir erglüht —
Zum Rückfall reizt leicht eine neue Kunde —
Magnetiſch dich anzieht der warme Süd,
Wohlan im leichten Traumes Flug entſchwebe,
Und ſinge Troſt dir durch dieß Klagelied! —
Leb wohl, o Roma nun, und ewig lebe!

K. L. Kannegießer.

Am Morgen.

Seyd unverzagt!
Der Morgen tagt,
Die Nacht ist hingeschwunden;
Im Purpurflor
Steigen empor
Die sonnenhellen Stunden;
Ein Jubelhall
Tönt überall,
Das Glück — es ist gefunden!

In blauen Höh'n
Schwirrt ungeseh'n
Der Lerchensang nur Freude;
Es funkelt bunt
Der Wiesengrund
In frischem Thaugeschmeide;
Es prangt der Hain
In goldnem Schein
Im duft'gen Blüthenkleide.

Im klaren Bach
Iſt froh und wach
Der Fiſche Heer und ſpringet,
Der Morgenwind
Luſtig geſinnt
Schwebt durch den Wald und ſinget,
Aus tiefer Kluft
Schnell in die Luft
Der träge Nebel dringet.

Geſellen! auf
Schwingt euch im Lauf
Dort auf die kühnen Roſſe!
Der ſtolze Aar
In Lüften klar
Fliegt mit, ein Luftgenoſſe;
So werden wir,
Ein Wunder ſchier —
Lautjauchzende Geſchoſſe!

Da blitzt die Fluth! —
Auf! in die Gluth
Der wogenden Kriſtallen! —
O welche Luſt!
Wie kühlt die Bruſt

Die weiche Fluth — es hallen
Die Wellen, und
Aus tiefem Grund
Kosende Kinder wallen!

August Waldheim.

Des alten Gärtners Abschied im Herbst.

Ihr meine Blumen auf grüner Au
Euch labe der Himmel mit seinem Thau,
Der Gärtner ziehet in fernes Land
Kann euch nicht pflegen mit treuer Hand.

Ich hab es redlich mit euch gemeint
War euch so hold, war euch so freund,
Hab manchen Tag, hab manche Nacht
Mit euch, ihr Lieben, zugebracht.

Ward es im Winter zu kalt da draus,
Ich nahm euch zu mir in's warme Haus

Die Gäſte treten beſchneit herein,
Mocht jeder wohl gern im Grünen ſeyn.

Im Frühjahr, mein Hyazinthenfeld,
Ich hatt' es wohl mit Fleiß beſtellt,
Weit weithin wehend durch die Luft
Zog allen entgegen der ſüße Duft.

So mancher Knabe, ſo manche Braut,
Hat meinen Myrthen ihr Leid vertraut,
Tritt zu euch ein ſchönes Kind heran,
Sagt ihr, uns zog ein freundlicher Mann.

Ein freundlicher Mann, ein alter Mann,
Der euch nun nicht mehr grüßen kann;
Nicht jeder auf ſeinen alten Tag
Sich an der Jugend erfreuen mag.

Muß einer früh mit den Roſen dahin,
Dem liegt der Abſchied ſchwer im Sinn;
Der Herbſtwind über die Aſtern weht,
Lebt wohl ihr Kinder! der Vater geht.

Friedrich Förſter.

An Lina's Geburtstage.

Wenn heut dem Hochgefühl der Freude
Sich seliger mein Herz erschließt,
Als in der Kindheit Flügelkleide
Es je ein Weihnachtfest begrüßt;
Wenn munt'rer, fröhlicher und freier
Sich jeder meiner Pulse regt,
Als er hienieden je der Feier
Des schönsten Tags entgegen schlägt;
Ja wenn im Freudenüberfluße,
Mein ganzes Wesen, wie belebt
Von eines Engels Bundeskuße,
Sich heute zu entkörpern strebt;
So ist es wohl des Tages Weihe,
Den uns der Himmel heut beschied,
Werth, daß mit mir sich jeder freue,
Der Lina, mein Entzücken, sieht.

Denn heut, o jubelt ihm ihr Musen:
Heut ist der Tag, da sie entzückt,

An ihrer theuren Mutter Buſen,
Des Lebens goldnes Licht erblickt,
Und zu dem Kranze meiner Freuden
Als zarte Knospe leiſ' entblüht,
Die nun, daß Götter mich beneiden!
Zur Himmelsblume mir erblüht,
Huld, Milde, Sanftmuth, Herzensfrieden,
Und alles Schöne, das Natur
Der ſchönſten Seele je beſchieden,
Bezeichnen ihres Wandels Spur.
Wie mit der Anmuth reinſten Blüthe,
Die hier ein edles Herz entzückt,
Ihr reines kindliches Gemüthe
Der Grazien Hände ſelbſt geſchmückt;
Und wie die Vorſicht ſie erleſen,
Des Guten Vorbild hier zu ſeyn,
So flößt ſie Güte jedem Weſen,
Und Friede jedem Herzen ein.

Beglückt, wen freundlich ihres Mundes
Und ihrer Blicke Gunſt begrüßt;
Ihn hat mit Küſſen ew'gen Bundes
Das Glück zum Günſtling ſich geküßt.
Beglückt, beglückt, wer ihrem theuern

Erles'nen Kreiſe angehört;
Ihm ward der Sel'gen Feſt zu feiern
Im Erdenthale ſchon gewährt.
Beglückt von allen Menſchenſöhnen
Den ſie zum Liebling ſich erkor,
Ihm jauchzt in lauten Wonnetönen
Das Beifalls Lied der Muſen Chor. —
Ihr jauchzet mir, dem Hochentzückten,
Und ſtimmt in meinen Jubel ein!
Mein iſt der Preis des Hochbeglückten,
Sie iſt auf immer, immer mein!
Drum iſt des ſchönen Tages Weihe
Den uns der Himmel heut beſchied,
Werth, daß mit mir ſich jeder freue,
Der Lina, mein Entzücken, ſieht.

Georg von Gaal.

Die Wohlthat.

Heimlich, bei dämmernder Nacht, und bei schläfernder Weste Gesäusel,
Träufelt der duftige Thau süße Erquickung der Flur.
Perlenden Keimes, so rein, wie Küsse der seligen Geister,
Spiegelt die Wonne der Welt heiter, dem Himmel, sie ab.
Doch nur ein spähendes Auge gewahrt die holde Bescherung;
Denn die Betheileten hält lieblicher Schlummer betäubt;
Daß nicht ahnend der Gebrinn Nah'n, noch schauend ihr Antlitz,
Still sie empfangen der Huld willig gebothnes Geschenk,
Und, erwachend dem Lichte des allerhellenden Tages,
Innig, wie Säuglinge, dann ihrer Erquickung sich freu'n. —

Alſo erſcheine dem Sterblichen auch die Spende der Wohlthat,
Sonder Geräuſch und geheim, halt' ich des Namens ſie werth.
Daß ſein Herz, ſich entwindend der Laſt ſchwer haftender Sorgen,
(Ach! nur ſo ſelten gelingts!) ſegne die Gabe der Huld.

Georg von Gaal.

Die Wunder der Dichtung.

Leiſ' entwallen die Düfte der Flur, wie Hauche der Sehnſucht,
Schwingt ſie ein lieblicher Weſt auf in des Äthers Gefild.
Und in Entzückung gelöſt, hinſchmelzend am Buſen des Himmels,
Rieſeln, Erquickung und Heil bringend, zur Flur ſie herab.

Heiterer blüht nun die Blume, es keimt aus Halmen und Knospen
Freudiges Leben, und neu füllt ſich mit Düften das All.
Und aus entwölketem Blau neigt heiter die Sonne das Antlitz,
Und es ſpiegelt der Bach blendend ihr ſtrahlendes Bild.

Thaute der ſchmachtenden Flur wohl je vom Himmel Erquickung,
Wallte nicht Hauch und Gedüft opfernder Weih' ihm empor?
Und welch Abbild mahlte ſich je im Gewoge der Fluthen,
Sähe die Sonne nicht ſelbſt gern ſich im Spiegel verklärt? —

O! es leben, es leben die Wunder der ſeligen Dichtung;
So, wie der Geiſt ſie empfängt, irgend im Raume des Alls.
Edles und Schönes, das Höchſte ſogar das die ſinnende Seele

Über dem Endlichen ahnt, waltet hienieden und dort.
Was im Herzen dir schlägt, im Gemüthe sich spiegelt, von oben
Senkt es, wie Strahlen des Tags, luftig und rein sich herab;
Und wie der Düfte Gebild, wie des Lichts ätherischer Abglanz
Wechselnden Nahens geheim Himmel und Erde vermählt:
Also die Wunder der Dichtung; was hier mit Entzücken der Sänger
Feiert, es findet im Reich hellerer Tage sich heim.

Georg von Gaal.

Sängerjugend.

Wer wallt dort bekränzet im lichten Gewande?
Der Sänger nun kehret ins Vaterland;
Die Welt die hat er durchflogen so weit,
Will wieder sich freun an der Knabenzeit.

Er ſingt in den lieben, den heimiſchen Hain,
Er grüßet des Waſſerfalls farbigen Schein;
Sie kennen ſein Lied noch, ſie geben, — welch Glück! —
Ihm alte, befreundete Antwort zurück.

Ein innig vertrautes balſamiſches Wehn
Scheint an ſeinen Locken vorüber zu gehn.
Ihn dünkt' es, die Gegend von fern und von nah,
Sie juble: „der Flüchtling, er iſt wieder da.“

Nun pocht ihm der Buſen; — er ſingt: „welche Luſt,
Drück ich die Geſpielen an klopfende Bruſt!
Wie werd' ich mit ihnen im Grünen mich freun
Mit ihnen die Feſte der Jugend erneun.“

Doch als er begrüßt die gefundene Schaar,
Da ſieht er von Kränzen entblößet ihr Haar;
Sie blüh'n ſich in Würden — ſchaun fremd auf ihn hin:
„Wie? — blieb dir der Tand noch der Kindheit im Sinn?“

Der Sänger ſteht in dem heimiſchen Wald,
Und tobt in die Saiten mit Schmerzesgewalt.
„Soll alles was lieb war, verloren mir ſeyn,
Und blieb unter Greiſen ich Jüngling allein?“

Da rauſchet der Wald in den Trauergeſang,
Da duften die Blumen ihm Schimmer und Klang,
Da ſchweben ihm Engel aus roſigen Höh'n,
Wie Strahlen des Morgens helleuchtend und ſchön.

Und eh' er die Klarheit zur Freude gewinnt,
Da fühlt er, daß Feier der Muſa beginnt.
Sein Lied, ein mit Blitzen bewaffneter Aar,
Entzündet die Flamme dem gold'nen Altar.

„Das Glück Ungeweihter in Träumen entfliehts,
Doch ſelig und ewig iſt Jugend des Lieds.
Die ſilberne Locke, — des Alters Geſtalt, —
Wird jung wenn das Grün ſie des Lorbeers umwallt.“

Hochheilige Muſa, dir, ſüße Natur,
Euch weihen die Flammen des Buſens ſich nur.
Der Kranz wird zum Sterne, die Hülle zerfällt.
Der Jüngling entſchwebet zum Urquell der Welt.

Friedrich von Heyden.

Frühlingserwachen.

Was tönet durch der Lüfte Raum
Wie leiſer Flötenhauch?
Bald wieder blüht der Mandelbaum,
Und knospt der Roſenſtrauch!

Der Frühling tilgt des Winters Spur.
Wenn haucht ſein Odem mild,
Dann lächelt wieder die Natur,
Vergißt der Stürme wild.

Die Quelle wagt ſich friſch hervor
Aus dunkler Felſen Schluft,

Und wieder ſtrebt der Blümlein Flor,
Aus winterlicher Gruft.

Wie ſtrahlt ſo mild der Sonne Schein
Ihr ihrem Freudenthau!
Wo mußtet ihr ſo lange ſeyn,
Ihr zarter Schmuck der Au!

Auch ſo, wenn Stürme rauh und wild
Das bange Herz bedrängt
Und Hoffnung wieder ſüß und mild
Die Seele ſanft umfängt.

Dann ſtrebt von neuem Licht hervor,
Was ſchon die Bruſt gehegt,
Der Freude ſüßer Blüthenflor
Bei Stürmen ſtill gepflegt!

Helmina von Chezy.

Der neueste Traum. *)

Im frischen Grün der Frühlingszeit,
Wo neu die Blumen blühen,
Und überall in Lüften weit
Die schönsten Wunder ziehen;

Wo alle Vögel in der Luft
Von Lust und Liebe sagen,
Und alle Bäume Opferduft
In reinen Schaalen tragen;

Wo Quellen mit dem muntern Fuß
Aus allen Klüften springen

---

*) Dieses Gedicht erschien mit mehrern unsrer hiesigen Freunde unter dem Titel Taschenbuch zum geselligen Vergnügen für Liebende im Jahr 1819 gesammelt, um die Verbindung der dritten Tochter des edeln Arthur von Nordstern, Fr. Agnes mit Herrn Kammerherrn von Marschall im Namen unsers Kreises zu feiern, an welchem sie seit mehrern Jahren mit ihrem Herrn Vater und den übrigen Familiengliedern immer Antheil genommen hatte. Der Tag der Verbindung selbst war der erste Pfingstfeiertag.

Und uns den immer neuen Gruß
Der dunkeln Mächte bringen;

Und unten Luſt und Liebeston
In allen Thälern waltet,
Und jeder Berg zum Freudenthron
Den Baldachin entfaltet;

Da ſah' ich jüngſt im Mondeslicht
In leiſen Traumes Weben —
Was ſieht, was träumt ein Dichter nicht!
Ein neues Wunder ſchweben.

Wie Schwäne zog's, wie Tauben auch,
Ein Wägſein in den Höhen,
Ein Lilienkelch von Himmelshauch!
So war es anzuſehen.

Die Räder, große Roſen, trug
Der Abendröthe Glühen,
Und rings von Stimmen ſanft ein Zug,
Als thäten mit ſie ziehen;

Von Stimmen zart, die fromm und leis
Von Glück und Segen ſangen,

Und Myrthen um des Wägleins Gleis
Mit reinen Händen ſchwangen.

Im Wäglein vorn ein Götterkind
Mit Bogen, Pfeil und Flügel,
Und in der Hand — wie keiner ſpinnt! —
Von Demantſtein die Zügel;

Und in des Wägleins Kelch und Schoos
Ein Fräulein war gehoben,
Um die ſich, faſt wie Palmen groß,
Die Lilienblätter woben;

Ein Fräulein, das mit Roſenſchein
Die Lilien ſelber malte,
Und wie ein Engel ſüß und rein
Weit durch die Dämm'rung ſtralte;

Ein Paladin zur Seite ſaß
In Ritterſchmuck und Ehre,
Der nur in ihrem Auge las,
Als ob's der Himmel wäre!

Der alles, was auf Erden war,
Von ihr nur wollt' empfangen,

Wenn's erſt in ihrem Auge klar,
Erſt da wär' aufgegangen.

O! Segen dir, du Paladin!
Und Heil der ſüßen Blüthe!
Wie ſelten Gärtner ſie erziehn
In Unſchuld, Reiz und Güte!

O Segen dir und Liebeston
Aus goldnen Harfenſaiten,
Wie ja dich in der Wiege ſchon
Geſang und Schönheit weihten!

Wie ja durch aller Götter Gunſt,
Als kaum dein Herz ſich regte,
Sich himmliſch ſchön der Kranz der Kunſt
Weit um dein Leben legte;

Wie dir wohl jeden Abend nah
Die Wunderblumen blühten,
Wenn Himmelwärts dein Vater ſah
Und ſeine Lippen glühten;

O Segen dir! und Liebesluſt
Die mag dir nie verklingen,

Und immer um die reine Bruſt
Dir reine Perlen ſchlingen!

So ſang's, ich ſelber war's wohl kaum!
Als ich vom Schlaf erwachte,
Und, während ſanft zerfloß der Traum,
Ein goldner Morgen lachte.

Und wieder ſang's und Glocken drein
Und Kirchenlieder klangen,
Und Pfingſten ſoll's auf Erden ſeyn,
Und herrlich wird's begangen!

Fr. Kuhn.

Fürſten-Lob.

Strophe 1.

Erhebt aus ſtrahlender Beglänzung des lichten Vorhofs
Von goldnen Säulen geſtützt,
In die Gefilde des Äthers ſich das ſonnige Dach
Des vom Lichtgott bewohnten Tempelgewölks

Dann zu der Erde hinrinnt
In Waldern hier, und im Thal,
In dem Geström', auf der Flur der Viehherden
im Gebrüll,
Im Lied Aedons
Horbar, die Luſt und der Frohſinn,
Weil ſelbſtſchauend ſtets Apollon ſegnend glänzt.

Gegenſtrophe 2.

Denn kein umdunkelndes Geſtöber von Ungewittern,
Vergleichbar Dienern des Trugs,
Um den Beherrſcher ſich ſammelnd, daß Gewinn
ſie ſah'n,
Wie der Sumpfraben finſtre widrige Schaar,
Trübet den heil'gen Author.
Es brauſet ſtürmend nicht auf
In dem Gewölk ein Orkan, der, Reichthum ſich
zu ermähn,
Verwüſtet Wald ſamt
Feldflur, die Schiff' an den Strand wirft,
Und ſündvolle That, des Lichtes-Quell umwölkt.

Strophe 2.

Mit ſeinem Strahle die Unredlichen nieder
ſchmettert,
Wie Zeus Titanen erſchlug,

In dem erzürnten Sinne, der die List erschaut,
Der enthüllt steh'nde Gott des Lichtes, der stets
Göttlicher Kraft begabt bleibt.
Wie hell sein leuchtender Born
Und im beständigem Glanz die Lenzflur des unbegränzt
Besonnten Himmels
Erblühen läßt, so erfreut Er,
Die Erdflur auch, rastlos Heil ausspendend ihr.

Gegenstrophe 2.

Wenn aber dem, der das Gespann aus dem Quell Castilias
Getränkter Rosse regiert,
Und unermüdeten Laufs den Luftkreis umfährt,
Ihm der wohlthät'gen Sonne stetes Geschenk
Bringend, ein Heros gleicht, der
Die Erdgefilde beschirmt,
Von dem Altar, und vom Leierspiel schwinge sich empor
Der Völker Dank ihm.
Heut' aber glänzt noch ein Held so
In Deutschlands Gefild', ein Greis, der aus Götterstamm.

Strophe 3.

Er ſteht im Wechſel unerſchüttert und feſt, der Vorzeit
Erhabnes Bild, und verehrt
Was vor ihm Väter geglaubet, treu bleibt er Gott,
Wie den Vorahnen, hält vom Throne die Irr-
Führer entfernt, den Abſchaum,
Verderben bringend der Stadt,
Von dem Verändernden weislich wehrt Wechſel
er nicht ab,
Gelobten aber
Treu bleibt der Held, und verſchmähet,
Aus Drangſal Gewinn der Unterjochung zieh'n.

Gegenſtrophe 3.

Der Sonne göttlicher Gewalt auch in ſolchem ähnlich,
Daß neurer Irrſal und Sucht
Mit ungetrübetem Blicke von dem Thron er
ſcheucht,
Weil der Sinn treu dem Volke bleibet im Drang,
Stetig ein Feind der Unbill.
Und hoffend ſchauet nach ihm
Noch ein dereinſtig Geſchlecht im Nothzwange
des Gewalt.

Begeh'nden, Gotthohn
Schamlos verübenden Zeitlaufs,
Den Blindheit noch hindert, daß die Schmach
er ſieht.

Strophe 4.

Sein Auge nie von dem verderblichen Hauch
getäuſchet,
In Delphis Wäldern erſah
Wie der phöniziſche Gründer vormals die Saat,
Aus des Walddrachen mächt'ger Kiefer geraubt.
Welchen erſchlagen Kadmos,
Durch Gegenzwiſte verjeh'n,
Wie ſie, gepflanzet im Thal, dem Erdboden
ſich entzub
In Fehd' erglühend.
Fünf aber blieben vereint ſteh'n,
Und Theba die Stadt von Stund' an ſproßend ward.

Gegenſtrophe 4.

Das Land der Männer mit dem glänzenden
langen Goldhaar
Erliegt gefährlichem Zwiſt,
Und die Beherrſcher vermehren den entkräftenden
Den verderbvollen Kampf im Drachengeſäm
Wähnend zuletzt als Sieger

Im Felde hoch zu erblüh'n,
Wenn unverwirrt sich der Völkereintracht, die
ihn beglückt,
Sein rein Gemüth weiht.
Drum naht sich noch einst ihm sagsam
Mit Weisheit wer fromme Heldenkraft vereint.

Wilhelm von Goeth.

An Euridice *).

Euridice! nicht Wohllaut meiner Lieder,
Der eignen Anmuth liebliche Gewalt
Hab dich, des Lichtes Kind, dem Lichte wieder,
Wo Lebenslust melodisch uns umhallt.

Das ist das heil'ge Loos des Sittigschönen,
Daß es, nicht ahnend seine Siege, siegt.

---

*) In einem Kreis von Freunden, deren Jeder es übernommen, einen bekannten Charakter des Alterthums oder des Mittelalters darzustellen, ward dieses Gedicht, dessen Verfasser die Rolle des Orpheus erhalten, nebst einem Geschenk in Form einer Lyra, einer Dichterinn überreicht, die im Charakter Euridicens erschienen.

Laßt uns in ihr die heitre Milde krönen,
Der selbst der Zorn des Cerberus erliegt.

Die Freude liebt zu geben — so empfange —
Dem Theuerſten beut man das Theure dar —
Was mir auf jenem dunkeln Schattengange
Melod'ſche Sprache meines Herzens war:

Beglückte Lyra! reiner wirſt du tönen,
Denn, ſelbſt der Unſchuld und der Sitte Bild,
Singt ſie das Lob des Guten und des Schönen.
Wie Pallas klug, wie Aphrodite mild.

K. Gehe.

Morgengruß.

Könnt' ich nur in ſüßen Weiſen
Die ein Morgenliedchen ſingen,
Wie der Nachtigallen Klänge
Hell aus Myrthenzweigen dringen!

Ach! mit Luſt und Weh durchdringſt du
Geiſt und Herz, geliebte Schöne!

Mit der Charitinnen Lächeln
Schmückſt du zarte Muſentöne.

Und der Himmelsglanz der Augen,
Und der Schönheit Blumenfülle
Stehen vor mir, ja, ich ſchaue
Auch dein Bild in nächt'ger Stille.

Doch in überird'ſcher Anmuth
Blüht dein klares geiſt'ges Leben
Und die Kraft der höhern Reize,
So in dir ſich mild verweben.

Geſtern ſah' ich ſo beim Mahle
Dich in holder Nähe ſitzen,
Und vor allen Gäſten ſchienſt du
Mir Begeiſt'rung zuzublitzen.

Amor flog von deinen Augen
Aus, und im Kryſtall der Flaſchen
Regten ſich geſell'ge Geiſter,
So ich eilt' im Flug zu haſchen.

Herzdurchglüh'nde Liebespfeile!
Roſen deiner Purpurlippen!
Zaubervolle Melodieen,
Gleich der Fluth von Aganippen!

Ihr berauſcht mit lieben Bildern
Mich des ſchauermenten Lebens.
Dir nur, dir nur will ich ſingen; —
Nie ja ſtarrt das Herz vergebens.

Meſſerſchmid.

An einen klagenden Freund.

Reiß ab die Kette, Mann! Wer was ihn
drückt, zertrümmern,
Die Feſſel ſprengen kann, muß handeln und
nicht wimmern,
Reiß ab und wirf ins Meer!
Dann, Bruderherz, komm her,
Mit Weib und Kind, und baue dir;
Thür an Thür,
Eine Hütte neben mir.

Wirf hin den bunten Tand, des Ehrenbändels
Bürde,
Den Glanz des Syndikats, die Deputirtenwürde,
Schäl' ab mit ſcharfem Schnitt,
Die letzte Faſer mit'

Und bist du blank, und bist du rein,
Mensch allein,
Sollst du mir willkommen seyn.
Doch wie? du starrst mich an? Was spielst du denn mit Klogen?
Glanz, Ehre, Geld und Gut, ist das so schwer zu tragen?
Wie wird dir bald so schön
Das Band im Knopfloch sieh'n!
Gestehe, Freund, dein Unmuth sey
Ziererei
Und ein wenig Heuchelei.

Karl Lappe.

Dreimal selig.

Nein — so viel Erdenseligkeit
Sah ich, auf Ehre! weit und breit
Im schönen Reich der Liebe nie —
Man küßte sich — nicht eben lau —
Er sprach von seiner sel'gen Frau
Von ihrem sel'gen Herrn sprach sie,
Das gab ein Bildchen, grau in grau,

Und doch voll Seelen-Harmonie —
Kommt nun dazu, im Lauf der Zeit,
Auch noch die eigne Weiblichkeit,
Dann frag ich, Ist's nicht sonnenklar
Es sey solch dreimal sel'ges Paar
Das herrlichste Prachts-Exemplar
Von allen Werken, die wir kennen,
In Amors Offizin zu nennen.

Richard Roos.

Gold und Eisen.

Von

Chr. Kuffner.

Gold.

Fluch dir, böses Kind der dustern Nacht,
Das in Flammen lustergluhend lacht,
Das in der Verzweiflung Hand
Trennt des Lebens heil'ges Band,
Von der Rachsucht Arm geschwungen,
Brudermorden hat durchdrungen;

Fluch dir, düsterd Kind der Nacht,
Das in Blutd zur Luft erwacht!
In freundlichem Schimmer
Erglänze ich immer;
Ich schmücke die strahlenden Säle
Bei heiliger Feier, beim jubelnden Feste,
Und sterbe nimmer!

Eisen.

Fluch dir, bösen Hochmuths Herr und Knecht!
Augengift lasterigem Geschlecht!
Schuldlos waffnet' ich den Pflug,
Daß die Erde Nahrung trug,
Bis, von deinem Glanz geblendet,
Habsucht mich zum Mord gesendet.
Fluch dir, Hochmuths falschest Kind,
Hell und weich wie Nattern sind!
Den trügenden Schimmer,
Ich suche ihn nimmer;
Ich wohne bei einfacher Sitte
Im friedlichen Raume der ländlichen Hütte
Und nütze immer.

Gold.

Mich zu haschen drängst du dich hinab
In der Tiefe dunkles Felsengrab,

Zwingest meinen milden Schein,
Daß er diene dir allein,
Waffnest tausend freche Hände,
Daß mein Glanz dich selbst verblende;
Mich zu fesseln stürzt hinab
Machtbegier ins Felsengrab. —
Mit freudigem Schimmer
Erglänze ich nimmer,
So Frevel mich anhaucht. Im Dunkel
Des nächtlichen Gräuels entflüht mein Ge-
funkel
Zu Höllenstimmer.

Eisen.

Mich hat strafende Gerechtigkeit
Furchtbar sich zur Rächerin geweiht.
Schließ' ich treu des Hauses Achse,
Wiegt den Sichern sanfter Traum.
Zu mir muß die Kunst sich wenden,
Will sie groß ihr Werk vollenden,
Denn mir weicht des Marmors Macht,
Wenn der Meißel Götter schafft.
Im Schooße der Erde,
Am häuslichen Herde,
Erscheine ich hutfreich dem Fröhner.

Daß leichter die lastende Arbeit und schöner
Das Elend werde.

Gold.

Auf der Erde forsche weit und breit:
Gleichet etwas mir an Herrlichkeit?
Leuchtet Sonn' und Sternenkranz
Freudig nicht in meinem Glanz?
Schmückt' ich nicht des Königs Krone,
Herrschend mit ihm auf dem Throne?
Ja, es prangt in meiner Pracht
Erd' und Himmel, Tag und Nacht.
Fern bleib' ich dem Elend!
Die Freude mir wählend,
Dem Glücke zum Liebling geboren,
So hat mich das Schicksal nur Heros
erkoren,
Mit Stolz beseelend.

Eisen.

Ja, an Schmuck und Prunk und eitler Zier
Reich' ich, Bild lieblosen Stolzes, dir:
Aber theilest du die Lust
Der mit dir geschmückten Brust?
Will Magnet sich freundlich zeigen,
Muß ich liebend mich hinneigen;

Selbſtſucht nur mag einſam ſeyn,
Sich bewundert liebles freu'n.
Und wenn mich auch halten
Feindliche Gewalten,
Ich ſprenge die Bande, muß fliehen
Dahin, wo die Mächte der Liebe mich ziehen,
In Liebe walten.

Gold.

Rein geboren, ächt und makellos,
Siehſt du mich ſchon in der Erde Schoos,
Und mein angeflammtes Licht,
Es bedarf der Läut'rung nicht.
Unvergänglich iſt mein Reich,
Denn mir ſelber bleib' ich gleich;
Meines Glanzes ew'ge Pracht
Raubt mir keine Erdenmacht.
Dich aber bedecken
Entſtellend die Flecken,
Die nagenden Roſſen der Kluft,
Brandmahlen die feindlich anhauchenden Lüfte
Mit Roſtes Flecken.

Eiſen.

In der Felſenwiege dunklem Schacht
Bin ich unrein ſchlackenvoll erwacht.

Schwarz entfliegen ſchwarzer Gruft
Seh'n mich ſchaudernd Tag und Luft;
Doch die Eſſe, flammend ſprühend,
Läutert meinen Schmelz erglühend,
Und des Hammers ſchwerer Fall
Arbeit mich zu hellem Stahl.
So muß ſich das Eiſen
Selbſtbildend erweiſen;
Gehärtet vom eigenen Schlage,
Erhebt ſich helleuchtend im feuchtenden
Tage
Zum Stahl das Eiſen.

Gold.

An Gehalt und innerem Gewicht
Weich' ich jedem andern Körper nicht,
Aber die gediegne Laſt
Wird nur ſchwer, nicht rauh gefaßt.
Furchtbar will mit wildem Eiſen
Wilde Kraft ihr Recht beweiſen,
Doch vom angebornen Thron
Spendet Macht den milden Lohn.
Dem Eiſen muß Eiſen
Sich gräßlich erweiſen.

Es will ſich das Rohe nicht fügen;
Doch weich iſt das Schöne, mag freundlich ſich ſchmiegen
In ſanften Weiſen.

Eiſen.

Blick' umher, wie rings das Eiſen blitzt!
Ihr willkommen, denn es nutzt und ſchutzt.
Hier der Pflug und dort das Schwert,
Beide ſind ſie hoch geehrt.
Ich erſchuf des Meißels Werke,
Des Pallaſtes Rieſenſtärke;
Fried' und Krieg, Gewerb und Kunſt
Flehn mich an um meine Gunſt.
Nicht eitel zu ſchmücken,
Durch Schein zu entzücken,
Vergeud' ich mein Wirken hienieden;
Die ehrliche Armuth, den fleißigen Frieden
Helf' ich beglücken.

Gold.

Kron' und Scepter ſtrahlt in meinem Schein,
Des Altares Zierde darf ich ſeyn;
Ew'ge Liebe thu' ich kund;
Mich erwählt der Treue Bund,
Ihn mit lichtem Ring zu ſchmücken.

Frei ſich zeigend allen Blicken;
Golden glänzt beim Hochzeitmahl
Wein und Becher, Gaſt und Saal.
Mein ſtrebendes Weſen,
Kaum ſichtbar geweſen,
Es dehnt ſich vom Körnchen zur weiten
Umfaſſenden Fläche, muß kühn ſich verbreiten
Zum Sieg erleſen.

Eiſen.

Fluch auf Flächen breitet ſich dein Licht,
In die Tiefe aber dringt es nicht.
Schattenbleichem Siechthum ſchafft
Meine Stärke neue Kraft;
In den Menſchen darf ich dringen,
Darf dem Leib Geneſung bringen,
Purpurgluth dem feilſchen Blut
Und der Seele Lebensmuth.
Vom nächtlichen Bette
Aus felſiger Kette
Befrei' ich dich, Gold, und mein Spaten
Baut Jedem noch, den ſie zur Erde beſtatten,
Die Schlummerſtätte.

Der ritterliche Minnesänger.

Im Arm ruht mir die goldne Laute,
Zur Seite mir das Eisenschwert,
Und beide grüß' ich als Vertraute,
Und beide sind mir lieb und werth.
Kämpft nicht länger, Gold und Eisen,
Rang und Würde zu beweisen.
Wenn feindselig in dem Leben
Kräfte sich zum Streit erheben,
So vereint der Sänger sie
Liebend in der Menschenbrust
Zu Harmonie
Und Himmelsluft.
Gesang tönt aus der Seele Tiefen,
Gesang ist Blüthengeist des Lebens,
Und nimmer tönet er vergebens.
Wilde Kräfte, die noch schliefen,
Er ruft sie ans Tageslicht;
Wilde Kräfte kühnen Strebens
Ordnen sich und hadern nicht,
Wo die Macht des Liedes spricht;
Die Natur gehorchet ihr.

So folgt denn, Gold und Eisen, mir,
Und höret an, wie euch beschieden
Vereinte Kraft hienieden!
Gold schmücke, Eisen schütze
Die Schönheit und den Fürstenthron;
Das hell geschliffne Schwert
Sey nur in edler Hand geehrt,
Das sonnenlichte Gold
Dem Werth nur und der Wahrheit hold!
Dem Frevel biethe Eisen Hohn
Gold nur dem Rechte strengen Lohn;
Der Mühe, dem Bedürfniß sey,
Du hartes Eisen, immer treu!
Gold gewähre freier Kunst
Angesucht die freie Gunst.
Wie Mann und Weib gesellt euch beide,
Wie Macht und Glanz, wie Ernst und Spiel,
Wie Streng' und Milde, Schmerz und Freude
Und erzeugt das Hochgefühl:
Daß der Sieg das Streben krönt,
Lust des Lebens Last versöhnt.

VII.

Melilcoma.

Ein
erotisches Gedicht
von
G. J. S. Contessa d. J.

Inhalt.

Sitrik, König von Ulster, vom Stamme der Arhelden aus Lochlin, sinnt auf das Verderben Ruthamirs, Königs von Munster, gegen den sein eifersüchtiger Haß entbrannt ist; denn Morlina, Sitriks Gattinn, hatte Ruthamirn geliebt, ehe sie dem finstern Sitrik ihre Hand zu reichen gezwungen ward. Um sein Vorhaben auszuführen, sendet Sitrik seinen Bruder Lorald, Ruthamirn seine Freundschaft und die Hand seiner Schwester Mellicoma anzubieten. Morlina erfährt den Anschlag, und beschließt Ruthamirn vor der Gefahr zu warnen. Lorald erkennt sie in ihrer Verkleidung und eilt zu Sitrik, der Ruthamirn angreift. Morlina fällt und alle seine Begleiter durch Übermacht erliegt. Ruthamir wird gefangen und im Kerker erblickt ihn Mellicoma, die den edlen Helden heimlich liebt, verlangt seine Befreiung, die ihr Sitrik abschlägt, und Ruthamirn vor ihren Augen ermordet. Sie stirbt in Verzweiflung, nachdem sie die Rache des Geistes von Loda beschworen.

Die Handlung ist spätzeitiger, als Ossians Gesänge.

In des Barden Seele klingen
Thaten längſt entflohn'ner Tage;
Lieblich hallt der Vorzeit Sage,
Süße Wehmuth auf den Schwingen.
Was erlag der Zeiten Grimme,
Laßet neu die Harf' erſtehen,
Lebend in des Liedes Stimme.

Welche holde Töne ſäuſeln
Um des alten Barden Ohr?
Leiſe wie des Windes Kräuſeln
Überm See im leichten Rohr.
Iſt's der Elfen luftger Chor? —
Ach, es iſt Morlinas Klage,
Die des Lebens Glück verlor! — —

„Warum entflieht ihr der gequälten Bruſt,
Ihr Seufzer, die ihr mir das Herz zerreißt?

Verweht sein in laue Luft
Und ach verrathet nicht dem Lauscher mei
nen Schmerz! —
Was that ich dir, o Vater, daß du mir
Den Jüngling raubtest, den allein
Morlinas Seele liebt?
Ah, seine stolzen Königshallen haben
Nichts edlers als ihn selbst!
Die Würde thront auf seiner Stirn
Und holde Anmuth floß von seinen Lippen.
Ein unnennbares süßes Weh ergriff
Mein ach so selig überraschtes Herz;
Ich zitterte und meine Schritte wankten: —
Da flog er schnell zu meiner Hülfe
Und fing in seinem Arm mich auf.
Ach, warum starb ich nicht in seinen Armen?
Denn nur in Leid hab ich seitdem gelebt!
Die Sonne steigt in ihrer Pracht empor,
Das irrae Reh tupft freudig in dem Strahl;
Mir aber bringt sie keine Freude mehr.
Des Mondes sanfte Lichter grüßen
Der Menschen Lieder auf den Zinnenauen;
Doch mehren sie nur meine Qual. —
Sie rissen mich aus deinem Arm, Geliebter

Und zwangen mich in Sitriks blutge Arme,
In Sitriks, der den edlen Ruthamir
Mit unversöhnlich wildem Grolle haßt. —
Ha, schweig mit deinem Murmeln, Strom!
Hört auf zu lispeln, zitternde Blätter!
Denn mein Gemüth ist todt für euer Spiel,
Mein Ohr ist taub für Freuden und Gesang
Und unversiegbar fließen meine Thränen.
Er aber kennt nicht meinen Schmerz, er sieht
Die Thräne nicht, sie fließt umsonst,
Dem milden Thau des Himmels ähnlich, der
Auf unfruchtbaren Felsen niederfällt.

Es war einst eine Zeit, da mich
Die Mädchen Grins glücklich priesen!
Die Saiten meiner Harfe klangen nur
Von wiedern zarter Liebe und die Seelen
Der rauhen Krieger schmolz der süße Ton.
Doch ach! es konnte meiner Harfe Sang
Nicht Sitriks wildes Herz ersänften!
Dem Sturme gleich, der Lochlins Meer empört,
Trubt Ruth den stolzen Sinn, sein wild' Gemüth
Erjauchzet nur in Blut.

Die Gluth der Eifersucht füllt seine Seele
Und Menschenhaß bewohnet seine Brust:
O warum starb ich nicht in meiner frühen
Jugend
Und welkte ungekannt und unberühret
Der Wüste Blumen gleich dahin?" —

So Merlina. Der Schmerz, gleich einer Wolke, vor der Sonne, verhüllte die Scheue des leidenden Weibes. — Sitrik mit Torald erschien. Man sah auf der Stirne des Königs, was tief sein Inneres erregte. Ungleich waren seine Schritte, er strich die buschigen Brauen und den schwarzen Bart. Die drohende wilde Gebärde war schreckend. Er glich einer alten Eiche, die der zündende Blitz auf seinem Wege berührte. Aus den Spalten hervor bricht wechselnd die prasselnde Flamme; sie wankt, sie schwankt, und von der Spitze des Hügels droht sie Verwüstung dem Thal in ihrem mächtigen Sturze. Purpurn rothet die Gluth im Niederscheine die Bäche, die sanft rieselnd ihre starken Wurzeln benetzen. Aber der Wanderer, den die Nacht überraschte, sieht zitternd die nahe Gefahr und flieht mit eilenden

Schritten. Nach langem furchtbaren Schweigen bricht er in die Worte aus:

„Soll ohne Rache das Blut meiner Krieger
Die Ebnen von Erin rothen? —
O du, mein Vater, furchtbarer König der Speere!
Ich seh' deinen zürnenden Geist
Auf den rollenden Wellen des Sees; —
Er straft den lässigen Sohn;
Die Wuth meines Busens erwacht.
Ja, ich schwöre die Rache, Fürst von Lochlin
Ströme von Blut
Sollen den zürnenden Schatten versöhnen. —
Auf, Torald! hör' des Bruders Wort!
Nicht Ruhe grußet mehr mein tiefverwundetes Herz.
Du kennst ja jenen stolzen Fürsten Erins,
Den kriegrischen verwegnen Ruthamir.
Sein Stahl beschützt die Völker Innisfails;
Gleich einem Waldstrom hemmt er meinen Lauf.
Er raubte meine Ruhe, er muß sterben! —
Geh' lad ihn ein zu meinem Fest,
Sag ihm, daß Sirik ihm die Rechte beut.

Und mit ihr seine blaugeäugte Schwester,
Die schöne Melilcoma, Lochlins Stolz,
Den Bund der neuen Freundschaft zu bekräften.
Der Friede, sprich, sey zwischen unsern Völkern
Und Erins grünes Land werd' unter uns getheilt! —
Das Herz der Thoren ist ohn' Argwohn;
Er wird erscheinen und mein spitzer Dolch
Wird sich in seines Busens Tiefe senken.
Ich werde lachen seiner Todesqual
Und seinen Leichnam Erins Geiern,
Ein königliches Gastmahl, übergeben.
Gehorche — tief in meinem Herzen kocht die Wuth —
Und ohne meine Beute kehre nimmer heim!"

Torald eilte, den schrecklichen Befehl zu vollstrecken; aber Morlina hatte die Worte des Königs gehört. Das Andenken ihrer frühen Liebe erwachte in ihrem Herzen, und ihr Busen bebte voll Mitleid. Sie scheute Sitriks Blicke und wandte sich zu ihren geheimen Hallen, wie der weiße Schwan von Loda, wenn er seine daunigen Schwingen im Hauche des Windes ent-

faltet und den wogenden See durchschifft. Sie rief die treue Malda, von Alter gebeugt.

„Voll Trauer iſt, o Malda, meine Seele
Und ich erliege meines Kummers Laſt.
Du weißt, was ich für Ruthamir gefühlt;
Sitrik will ihn ermorden!
Aber er ſoll nicht ſterben, o Malda!
Morlina wird des Helden Tage ſchützen.
Bring' mir die Rüſtung eines jungen Kriegers,
Der früh in ſeinen erſten Waffen fiel,
Ein leichtes Schwert und einen Speer,
Den dieſes Armes ſchwache Kraft erſchwinge!
Ich werd' ihn warnen vor Gefahr;
Ich werd' ihn retten aus der Feinde Hand;
Doch nie, nie ſoll er wiſſen,
Daß ihn Morlina liebt."

Maldas Bitten waren vergeblich. Morlina kleidete ihre zarten Glieder in Stahl, ein glänzender Helm umſchattete ihr reitzendes Antlitz. Sie war entſchloſſen, den Helden zu retten oder zu ſterben.

Torald kam zu Ruthamirs Hallen. Die falſchen Worte des Friedens floßen von ſeinen

Lippen; Wahrheit war ſeiner Zunge fremd und voll Trug ſeine Seele.

Aber Freude überſtrahlte Authamirs Züge, ſein Herz ohne Argwohn entbrannte in Liebe.

„Sey mir willkommen, Sohn des Meers,
Willkommen mir in Turas Hallen!
Wenn Lochlin gegen Erin ſeinen Speer erhebt,
Dann wird mein Schwert zu Erins Schutze
blitzen;
Doch wenn den Frieden ſeine Krieger bieten,
Dann ſchmilzt in Wonne meine Seele.
Genug ſchon hat der wilde Krieg getobt;
O laß mit Freude Sitrifs ſtarke Rechte
Nicht unbekannt iſt ſeine ſchöne Schweſter,
Weit über Erin flog der edlen Jungfrau Ruf;
Mein Herz verlangt an ihrer Bruſt zu athmen.
Auf, meine Freunde, laßt die Muſchel kreiſen!
Stimmt, Barden an, den hohen Feſtgeſang
Und preiſt in ſüßen Tönen Lochlins Tochter
Die mit der Eintracht ſchönem Kranz
Die blutbefleckte Inſel ſegnend ſchmückt!“

Das Feſt ward bereitet. Die Barden erhoben die Reize Melilcomas; ſie ſangen die

Thaten Ruthamirs und priesen, obschon mit Widerwillen, den wilden Sitrik.

Die Nacht schwand in Liedern. Torald mahnte zum Aufbruch. Mit den ersten Strahlen des Morgens verließen sie Ruthamirs Hallen. Zehn seiner edlen Gefährten begleiteten ihn. Seine großmüthige Seele war über die Vorsicht der Schwachen erhaben; denn sie kannte den Trug nicht. Der berühmte Duncan folgte seinem Freunde. Drei Tage zogen sie fort, am vierten gewahrten sie die mächtigen Mauern von Atha. Morlina sah den Helden heran nahen. Ihr klopfendes Herz hob den Harnisch, der Helm verbarg die Blässe ihrer Wangen, der Speer unterstützte mühsam ihre wankenden Schritte. Scham, Bangigkeit und Stolz, die Zierden ihres Geschlechts wechselten in ihrer Seele, aber die Liebe, die allmächtige Liebe behielt den Sieg. Sie trat zu dem Helden und sprach:

„O Ruthamir! hüte dich vor Athas Mauern!
Der Tod harret dein in Sitriks Hallen.
Mein Vater theilt' einst gastlich deines Vaters Fest

Und ſeine Waffen zieren meine Wohnung.
Drum hör' des Warners treugemeinte Stimme
Und folg' dem Rath des Jünglings, Fürſt von Tura!

Torald erkannte Morlinas Stimme, und eilte mit finſterer Stirne von dannen. Ruthamir dankte dem Junalina. Er reichte ihm die Hand. Die Füße des Knaben ſchwankten, er fiel in Ohnmacht. Ruthamir faßt' ihn in ſeine Arme. Er löſ't die Bande ſeiner Raſſung, er ſieht Morlinas weißen Buſen, er erkennt Erchads liebliche Tochter; die Vergangenheit ſteht vor ſeiner Seele, und ſeine Seufzer erwachen.

Sirik erſcheint mit ſeinem Heer.

Der König von Tura ruft ſeine Krieger zum Kampfe. Er ſah die Gefahr Morlinas, und fürchtete nur für ſie.

„Ergreift die Waffen, meine Helden!
Der Schönheit Schirm ward unſrer Fauſt vertraut;
Wir müſſen ſiegen oder ſterben.
Der Tod der Ehre iſt des Kriegers Lohn;
Doch fühlen ſollen Grins ſchweren Arm
Die Söhne Lochlins ohne Wort und Treu'.

Muth kann den Tapfern retten,
Doch ungerächet ſinkt der Feige hin!

Er ſchritt vorwärts, Morlina zu ſchützen. Sitrik erblickte ſie, wie ſie zitternd an des Helden Arm lehnte. Wüthend warf er den Speer; der Speer durchdrang die weiße Bruſt, ſie ſank gleich einer Blume vom Sturme geknickt.

„Fahr',“ ſchrie er, „hin zu meines Vaters Geiſt!
Dein Klagen wird des Königs Schatten freu'n.
Er liebte das Jammern der Schwachen
Und im Blut frohlockte ſein Herz.
Der Leichnam aber deines Buhlen ſoll
Nun bald des Himmels Vögel äßen!“ — —
„Unedler!“ rief der edle Ruthamir:
„Dein Speer hat nur ein ſchwaches Weib beſiegt;
Doch jetzt ſollſt du des Tapfern Schwert begegnen!“

Der ſchreckliche Kampf beginnt. Ruthamir wirft alles vor ſich nieder, indeß Sitrik ſich in ſeiner Schaaren Tiefe birgt. Aber der Krieger Ruthamirs ſind wenig, und zahlreich Sitriks Gefolge. Angus, Arbod und Sullivan, edle Jünglinge

von Grus Stamm, fielen unter dem Schwerte der Firbolgen, aber ſie verbreiteten Tod um ſich her. Blut floß in Stromen aus Lochlins Wunden, und die Ebene von Atha ward von ſeinen gefallenen Kriegern bedeckt. Duncan, Moriarty, Connor und Driſcol behaupteten lange das Feld; aber die Tapferkeit verlängerte vergebens den Kampf. Sie fielen als Helden, von all' ihrem Ruhm umgeben. Das Heer Sitriks ſtürzte auf ſie, zahlreich wie die Vögel des Meers, wenn ſie in ihrem kreiſenden Fluge mit lautem Geſchrei auf einen Wallfiſch herab ſtoßen, den die ebbende See auf dem Strande zurückließ. Ruthamirs Schwert zerſchellte im Streit, er ward überwältigt und gebunden.

Melilcoma eilte herbei, und ſprach die flehenden Worte zu Sitrik:

„König des finſtern Gormal!
Du haſt mein Herz verwundet.
Warum haſt meine Hoffnung du getäuſcht?
Du haſt mich Ruthamir verſprochen
Und willig folgte Melilcomas Herz.
Mein Gatte iſt er, und er muß dir heilig ſeyn.
Verletze nicht dein königliches Wort;

Bedecke deine Schweſter nicht mit Schande!
Gib dieſen Helden meinen Thränen!
Er dank' das Leben meiner Liebe,
Denn edel iſt und tapfer ſein Gemüth.

Doch Sitriks Ohr war taub für ihre Bitten. Nicht Recht noch Billigkeit erkennt ſein wutherfülltes Herz. Sein Dolch durchbohrte Ruthamins Bruſt, er fiel lautlos, und rollte ſein brechendes Auge mit Verachtung auf den Mörder. — Aber Verzweiflung ergriff die Seele Melilcomas, ſie riß ſich gewaltſam empor, und beſchwor die finſtern Götter ihres Landes, den Frevel des Bruders zu rächen.

„O du, der du walteſt im Schrecken der Nacht
Und die Donner des Himmels daher rollſt,
Du, der du den Sturm des Krieges lenkſt
Und unter deine Füße
Die Nacken der Mächtigen trittſt:
Furchtbarer Geiſt von Loda,
Komm deine gemißhandelte Tochter zu rächen!
Streck' deinen Speer aus der Wolken Nacht
Und ſtrafe des Mörders Verbrechen!
Der Tod rauſcht über Sitriks Haupt,
Die gähnende Welle thut ſich auf,

Und seinen unbegrabnen Leib
Zerfleischen die Geier des Himmels.
Verachtung seh' ihm seinen Leichenstein! —
Ha, Dyra, *) komm! Ich hor' dein nahes Schweben;
Ich fühle deinen Todespfeil —
Führ' mich zu meiner Väter luft'gen Hallen ein,
Und rette mich vom schaudervollen Leben! —

Da brach ihr Herz, ihre Seele entfloh in einem Seufzer.

Was weißt du Tage, die vorüber sind,
Grimm'rung, du des Lebens Wiederhall?
Nicht Freude brachtest du auf dunklen Schwingen;
Es trieft vom Blute deine Spur,
Und in die tief bewegte Seele dringen
Der Zeit, der all'zerstörenden, Stimmen nur.
Horch! ruft sie aus, wie sie vorrüberrauscht,
»Hor' dieser Thürme Bau in Schutt zerfallen!

---

*) Dyra, eine der Todesgottinnen nach der skandinavischen Mythologie.

Sieh' dort der Felseneiche Laub im Winde wallen!
Sie trotzt dem Sturm, wie sie dem Himmel droht,
Und doch muß sie dem Wurm des Todes fallen.
Des Himmels rothe Blitze flammen,
Die Felsen selbst, sie stürzen einst zusammen.
Nur wenig Jahre und du bist nicht mehr!
Noch andre und die Menschen alle sind nicht mehr!
Die Schönheit deckt Vergessenheit,
Der Tapfern Ruhm wird selbst ein Raub der Zeit."

Laß ab!
Laß ab, unfreundliche Stimme,
Die Seele des Barden zu trüben!
Fern ist ihm das Leben mit seiner Qual;
Er ruht im warmen Abendstrahl,
Und kos't mit Schatten seiner Lieben.

VIII.

Eine Charade

in

drei Liedern.

Motto.

Lesen ist manchmal leichter als Denken.

Erstes Lied.

Erste Strophe.

Ich kenn' ein Mädchen,
Drauf Jeder spinnt,
Bald gute Fädchen,
Bald schlechte gewinnt.

Man darf es nicht drehen,
Läuft immer fort,
Zu Dienste wird's stehen
An jedem Ort.

Bist lustig so dreht es
Sich wunderbar schnell,
Bist traurig so geht es
Fast nicht von der Stell.

Und hofft du ſchon freudig,
Daß viel du gewinnſt,
Zerruttet man neidig
Dir oft was da ſpinnſt.

Am Rocken gebunden
Genau iſt dein Maß,
Doch Neu aufgewunden
Wird niemals dir was.

Der Arbeit Beginnen
Wird ſelten dir ſchwer,
Viel Blumen beim Spinnen
Blüh'n rings um dich her;

Du ſitzeſt am Rädchen
Mit heiterm Geſicht
Und ſpielſt mit den Fädchen
Und kümmerſt dich nicht.

Doch bald merkſt mit Sehnen
Du ſitzeſt allein,
Da netzeſt mit Thränen
Den Faden du ein.

Da suchst du eine
Gehülfin dir aus,
Die bringt dir auch deine
Spinner in's Haus.

Da muß es wohl setzen
Ein reicher Gewinn,
Doch reicht es zum Leben
Nicht hin der Gewinn.

Zu End' geht der Rocken,
Wie lohnt sich dein Fleiß?
Der Mund ist die trocken
Der Kopf ist die weiß.

Dein Glück sind die Mädchen,
Die einst du gedreht,
Jetzt knarrt das Mädchen,
Gar langsam es geht.

Spinnst doch noch mit Freuden
Und lächelst dabei,
Drei Schwestern dann schneiden
Den Faden entzwei.

Dann spinnest du nimmer
  Verlassest den Ort;
Doch's Rädchen dreht immer
  Und immer sich fort.

Zweites Lied.

Zweite und dritte Sylbe.

Hat mein Liebchen recht schelmische Blicke
Sitzet drin Amor mit all seiner Tücke,
Neckt mich und lächelt verstohlen die Böse
Bei meiner Seufzer gewalt'gem Getöse,
Dann nenn' ich sie eine ....., stille doch — nein
Sag's nicht dieß Wörtchen, errathen will's seyn.

Fröhliche, dik über gar nichts sich härmen,
Überall kosten und weiter dann schwärmen,
Witzig und standhaft ihr Ziel stets erreichen
Und sich nicht scheuen vor lustigen Streichen,
Vögel der Art nennt man ....., stille doch, nein
Sag's nicht dieß Wörtchen, errathen will's seyn.

Matz hatte sich mit Susannen vermählet,
Er hat nur ihre Dukaten gezählet,

Sie hat allein seinen Adel erwogen,
So hat sich eins in dem Andern betrogen,
Eben wie diese sind ..... stille doch, nein
Sag's nicht dieß Wörtchen, errathen will's seyn.

Mögen dich, freundlicher Leser, im Leben
Immer nur Frohsinn und Freude umschweben.
Möge das Glück auf der Zerfe dir wallen,
Daß aus der Urne des Schicksals dir fallen.
Immer die heitersten ..... stille doch, nein
Sag's nicht dieß Wörtchen, errathen soll's seyn.

Drittes Lied.

Ganzes.

Der Herbst der Mahler mahlte,
Die Blätter gelb und roth.
Da sollt ich von ihr scheiden,
Wie mir die Pflicht geboth.

Wir gingen auf die Wiese
Zum Bächelchen hinab.

Wo sie im vor'gen Lenze
Den ersten Kuß mir gab.

Sie sprach: „als wir uns fanden,
Wie schön war da die Flur,
Und jetzt — sieh', wie verändert,
Es trauert die Natur.“

„Bis du nicht wiederkehrest,
Erscheinet mir kein Mai;
Wirst du mir auch entfernet,
„Bewahren Lieb' und Treu'?

Indem ich ihr nun zärtlich
In's Himmelauge schau',
Bind ich mich schnell und pflücke
Ein Blümchen rothlich-blau.

„Der Name dieses Blümchens
Gibt frohe Antwort dir,
Daß ewig ich dich liebe —“
Und lieg' im Arme ihr.

Inhalt.

S.

Dedication von Frhr. v. Biedenfeld.

I. Sturmesminne. Erzählung von L. M. Fouqué - - - - - - - 1

II. Die reiche Parthie. Erzählung von Fr. Laun - - - - - - - [illegible]

III. Frauenmuth. Novelle, nacherzählt von Friedrich Kruz von Nidda - - [illegible]

IV. Die Perlen. Erzählung von Fr. Förster [illegible]

V. Torquato Tasso. Von F. C. Weidmann 179

VI. Gedichte

[illegible], von Fr. Kind - - - 219

Die Götter des Hauses an die rückkehrende [illegible], von Mahler Müller - 220

[illegible] an Viktoria, von Clemens Brentano - - - - - 223

[illegible], von Fr. von Heyden 225

S.

Reine Liebe, von Fr. von Heyden - 117
Vergänglichkeit, von C. J. S. Contessa d. A. 119
Liebesdauer, an ...., von Kuno - 130
Genius, von Haug - - - - 130
Blüthen aus türkischen Dichtern, von Joseph v. Hammer - - - - - 131
Lied des Lebens, v. H. Burdach - - 138
Alte innhaltschwere Sinnsprüche, von Haug 140
Die Stufen der Bildung. Ein Gedicht in drei Gesängen von J. G. Schwerdhäuser. Erster Gesang - - - 141
Hymenäen, von Th. Hell. - - - 171
Der Heilquell, von Louise Brachmann - 177
Der Spielmann und der Teufel, von C. Töpfer - - - - - - 181
An die Liebe, von Neuffer - - - 181
Minnelied, von Haug - - - 193
Vergebung, von J. F. Castelli - - 194
Sängers Rückkehr, von Ph. Millauer - 196
Wie Amor sein Versprechen gelöst, von A. Gehe - - - - - - 199
Bibelsprüche, von Schlenkert - - 201
Das Ideal eines Liebchens, von Haug - 207
Erinnerungen aus Italien, von S. C. v. Hermann - - - - - 208
Der Cyrerwein, von Fr. v. Heyden - 211

S.
Der Mond, von H. Burdach - - 315
Der Sängerinn Nachtlied, von Ph. Mil-
lauer - - - - - - 316
Der letzte Kuß, von Ph. Millauer - 318
Sappho im Elysium, von Fr. Kuhn - 320
De[illegible] zu meiner Gabe am Silvester Abende
[illegible] im [illegible], von Fr. Kuhn 326
D[illegible] oder der neue [illegible], von
Richard Roos - - - - - 330
An [illegible], von [illegible] Müller - 330
[illegible], von Th. Hell - - - 335
[illegible] im Lenz von Fr. v. Heyden 338
[illegible] Marie, von J. L. [illegible] 343
[illegible], von K. L. Kannegießer 346
[illegible], von Arnold Wallheim - 350
[illegible] am Herd, von
[illegible] - - - - - 362
An [illegible], von M. v. Saal 36[illegible]
[illegible], von M. v. Saal - - 367
Die Wunder der Dichtung, von M. v. Saal 368
[illegible], von Fr. v. Heyden - 370
[illegible], von Helmina Chezy - 373
Der neueste Traum, von Fr. Kuhn - 37[illegible]
[illegible], von Wilhelm von Schütz - 379
An Euridice, von A. [illegible] - - 384
Morgengruß, von W. Gerhard - - 385

S.
An einen klagenden Freund, von K. Lappe 387
Dreimal selig, von Richard Roos - 388
Gold und Eisen, von Chr. Kuffner - 389
VII. Melileoma. Ein erfisches Gedicht, von C. J. S. Contessa d. Aelt. - - 393
VIII. Eine Charade in drei Liedern, von J. F. Castelli - - - - - 419

Bayerische Staats-Bibliothek München

Anhang

zum

ersten Bande der Feierstunden.

Ein guter Genius trug vor fünf Monaten unsre Gedanken und Bitten nach allen vier Winden, und brachte uns in ungeheuer schnellem Fluge von den mehrsten Dichtern ein freundliches Ja! zurück. Aus allen deutschen Bruderlanden, und von vielen Landsleuten in Dänemark, Frankreich und Italien erhielten wir nicht nur die liebevollsten Zusicherungen, sondern auch der schätzbaren Gaben so viele, daß wir, ohne unsern Plan gänzlich zu überschreiten — unmöglich alle in den ersten Band aufnehmen durften; weh-

rend manche an sich vortreffliche Gabe, wegen ihrer Tendenz keinen Platz in diesem Werke finden konnte — da wir durchaus von jeder Art von Polemik und Fehde uns ferne halten wollen.

Was daher von den uns anvertrauten Beiträgen im ersten Bande nicht erschien und nicht bereits zurück gesendet ist, wird im zweiten Bande, dessen Druck sogleich beginnt, und im dritten Bande Aufnahme finden.

Der zweite Band wird unfehlbar im August oder die Presse verlassen: Beiträge dafür sind uns bis zum 1. May willkommen; alle später einkommenden werden in dem dritten Bande (welcher ohne Zweifel im December dieses erscheinen wird) Platz finden.

Wir wiederholen die Einladung an alle deutsche Dichter, diesem Unternehmen ihre Theilnahme zu schenken, und versprechen jede billige Forderung und jeden Wunsch pünktlich zu erfüllen, so wie jeden Wink zu Vervollkommnung freundlichst zu benützen.

Der Name des Verlegers bürgt dafür, daß die bedungenen Honorare stets sogleich nach Vollendung des Drucks bezahlt werden.

Den verehrten Lesern glauben wir für die Zukunft eine um so angenehmere Unterhaltung versprechen zu können, da wir hoffen dürfen, außer von den schon genannten Dichtern, auch von Hofmann, Baron v. v. Houwald, Graf Loeben, Karl Müchler, Mey. Zeobberg, Kosegarten, van der Velde, C. W. Contessa, G. Schilling ic. mit edeln Gaben für die folgenden Bände beschenkt zu werden.

Um auch den Freunden der Musik ein Vergnügen zu gewähren, werden wir uns bemühen, für einige Gedichte Kompositionen beizufügen, jedoch nur von anerkannten deutschen Meistern.

Möge dieses Unternehmen eine so freundliche und liebevolle Aufnahme bei den Lesern finden, daß wir in den Stand gesetzt werden, jedem Bande einen

neuen und höhern Reiz zu geben, und damit ein dauerndes und würdiges Denkmahl deutschen Geistes, Sinnes und Strebens, und der so lange ersehnten Einigkeit und Freundschaft unter deutschen Dichtern zu gründen.

[redacted], den 1. Mai 1802.

Die Herausgeber.

Feierstunden.

Eine
Schrift
für edle
Unterhaltung
in zwanglosen Bänden.

Herausgegeben
von
Ferdinand Freiherrn v. Biedenfeld
und
Christoph Kuffner.

Zweiter Band.

Mit den Bildnissen von E. T. A. Hoffmann und F. Baron de la Motte Fouqué.

Brünn 1822.
Bei Joseph Georg Traßler.

Inhalt.

S.

I. Die Schneekern. Erzählung von Louise Brachmann - - - - - - 1
II. Das Turnier. Erzählung von W. A. Lindau - - - - - - - 31
III. Die gute Zeit. Von J. F. Caſtelli - 75
IV. Die Roſen. Erzählung von Julie von Smith - - - - - - - 79
V. Sancho Panſa und ſein Eſel. Fabel von Kayſ - - - - - - - 147
VI. Die Landung. Erzählung von Baron de la Motte Fouqué - - - - 149
VII. Das Wunderfräulein, oder heute wie vor fünf hundert Jahren. Ein Schwank von Frhrrn. v. Biedenfeld. - - 173
VIII. Apherismen. Von Grünig - - 209

S.

IX. Die Doppeltgänger. Erzählung von E. T. A. Hoffmann - - - - 115

X. Gedichte

Der Donau-Strom. Erster Gesang. Von Fr. A. Kanne - - - - - 331

An Millauer, von Z. Werner - - 375

In ein Stammbuch, von K. G. Prätzel. 376

Hochzeitlied, von K. G. Prätzel - - 377

Die Nymphe der Weiseritz. (Zum Blüthenfeste 1821 in Arthur von Nordsterns Garten.) Von F. Kind - - - 379

Der Dichter an sein Kätzchen, von F. Weisser - - - - - 383

Das Licht in der Ferne, von Eduard Anschütz - - - - - - 386

Der Hund und die Katze. Fabel von Ludwig Robert - - - - - 388

Der Knabe und der Spiegel. Eine Fabel von K. Müchler - - - - 393

Das Verdienst, von K. Müchler - - 394

Cleopatra. Nach einem Gemählde von Domenichino, von Deinhardstein - - 395

De gustibus non est disputandum, von Deinhardstein - - - - - 396

Lebensspruch, von Deinhardstein - - 397

Bibelsprüche, von Schlenkert - - 398

	S.
Langes Leben, von Fr. v. Heyden	401
Clarchen an Egmont, von Fr. Kuhn	403
Station, von Meisterschmid	406
Das Scheiden, von Th. Hell	409
Phantasie, von Kapf	410
Sehnsucht, von C. J. Schmidt	415
Das Grab. Phantasie am Gottes-Acker, von Graigher	416
Lebenslauf eines Fröhlichen, von Johann Langer	420
Der Geheimnißvolle, von Eduard Anschütz	423
Der erste Lenztag, von F. A. M.	425
Sie liebt mich nicht, von Carl Stegmayer	427
Grabschrift eines Jünglings, von Carl Stegmayer	429
Erinnerungen aus Italien, von F. C. v. Hermann	429
Anekdote, von Haug	434
Aufschluß, von Haug	435

I.

Die Schwestern.

Erzählung

von

Louise Brachmann.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

In den Gegenden der Lahn, wohin während den ersten Jahren der französischen Revolution viele Ausgewanderte geflüchtet waren, hatte auch Frau v. S. mit ihrer liebenswürdigen Tochter einen Zufluchtsort gefunden. Sie war eine der eifrigsten Gegnerinnen jenes begeisterten Freiheitssystems, und die Zeiten der Schreckensregierung, die bald darauf eintrat, schienen ihren Eifer zu rechtfertigen. Die sanfte Cäcilie war ihr aus kindlicher Pflicht gefolgt, ohne ihren Haß gegen das Vaterland zu theilen; aber bald sah sich die Arme in der beklagenswerthesten Lage, als der Tod ihre Mutter, ihre einzige Stütze in diesem fremden Lande dahin riß, und ihr das eben gegebene strenge Gesetz, welches die Ausgewanderten zum Tode verdammte, die Rückkehr in ihr Vaterland unmög-

lich machte. Die mäßige Hinterlassenschaft ihrer Mutter hatte ihr zwar Mittel verschafft, in einem anständigen Hause Zuflucht zu finden, allein man ließ sie da, wie überall, ihre verlassne Lage und den Haß, den man damals gegen eine solche Abkunft hatte, so drückend empfinden, daß ihr lebhaftes und feines Gefühl aufs äußerste dadurch verwundet wurde.

Um diese Zeit kam Larivalière, einer der Oberärzte des französischen Heers, das eben die Wintermonate in jenen Gegenden zubringen sollte, in ihre Bekanntschaft. Die Liebenswürdigkeit der holden Landsmänninn bezauberte, und die Hülflosigkeit ihres Zustandes erhöhte die Neigung für sie zur Begeisterung. Er dachte es sich als entzückend, wenn er sie aus dieser Verlassenheit in ein heitres, glückliches Loos versetzen konnte, und da auch er durch Vorzüge des Körpers und der Seele gleich ausgezeichnet war, so durfte er wohl wagen, ihr seine Hand anzubieten. Auch sie hatte ihn sichtlich vor den Landsleuten ausgezeichnet, welche, so wie er, das Haus ihrer Schützer besuchten; ihr Blick ruhte oft bewußtlos auf seinen einnehmenden

Zügen, und sie wandte ihn dann erröthend ab; was hätte ihn hindern sollen, den Schritt zu thun, zu welchem ihn wachsende Leidenschaft ermunterte?

Er benutzte die erste Stunde, in welcher er mit ihr allein war, ihr die feurigste Liebe zu gestehen, und ihr seine Hand mit seinem Herzen zugleich anzubieten. Ihre Lage und ihr bisheriges Betragen schienen keinen Zweifel zu gestatten, daß ihr dieser Antrag eines so ausgezeichneten Jünglings willkommen seyn müsse. Allein statt aller Antwort stürzte ein Strom von Thränen aus ihren Augen, als er geendet hatte, und eine leise, verneinende Bewegung des Hauptes war Alles, was er zur Erwiederung erhielt.

Bestürzt über diese so wenig erwartete Aufnahme seines Geständnisses drang der Liebende um Erklärung ihrer Weigerung in sie, und sich fassend, sah sie ihn lang mit einem ausdrucksvollen Blicke an, dann sagte sie:

„Nein ich irre mich nicht in Ihnen, so viele edle Züge, die ich selbst bemerkte und die ich durch Andre von Ihnen erfuhr, bürgen mir, daß ich mein Vertrauen keinem Unwürdigen

schenke. — Ja, seyn Sie mein Vertrauter, edler Mensch! hier, wo ich keinen Freund habe! Seyn Sie selbst der Freund, der Beschützer eines Geheimnisses, daß Ihren eben ausgesprochenen — ach mich so rührend überraschenden Absichten geradehin entgegen ist. Ja wissen Sie, ich liebe schon, und bin getrennt. o Gott! wohl wahrscheinlich auf immer! von dem, an welchem meine Seele hängt."

Es bedurfte einiger Augenblicke, ehe der Schmerzlichüberraschte so viel Fassung gewann, die nachfolgende Erzählung anzuhören, welche sie selbst nur mit mühsam errungner Stärke ihm vortrug.

„In den Tagen meiner ersten glücklichen Jugend", fing sie an, „genoß ich in dem Hause einer Tante den Umgang eines Jünglings, dessen Neigung eine Zeitlang zu schwanken schien, zwischen mir und einer sehr geliebten Schwester, die ich in Frankreich zurückgelassen habe — bis er sich mit ausschließender Leidenschaft für mich entschied. Für mich, deren Herz ihm vom ersten Augenblick an, und auf ewig angehört hatte".

„Allein das, was Natur und Liebe für einander geschaffen zu haben schienen, das sollte die Verschiedenheit moralischer und bürgerlicher Grundsätze unerbittlich wieder trennen. Er, obwohl selbst geborner Edelmann, doch schwärmerisch begeistert für die Sache der Freiheit, für die Gleichheit der Menschenrechte, und als einer ihrer feurigsten Anhänger bekannt; meine Mutter nicht minder eifrig die Vorrechte des Adels behauptend, und trotz ihrer Trefflichkeit doch mit unbilliger Härte Alles verdammend, was entgegengesetzter Meinung war; wie hätte er wagen dursen, auf das Entfernteste um meine Hand zu werben; vorzüglich in der Zeit, wo die Spannung der gereihten Gemüther auf das Höchste gestiegen war. Auch beschäftigte sich damals seine edle Seele wohl mehr mit der Vertheidigung der von ihm anerkannten Sache, als mit der Gründung seines eignen Glücks; und seine männliche Bestimmung hatte ihn eben damals ins Thatenfeld des Kriegs gerufen, als die Umstände meine Mutter unausweichlich zwangen, ihr Vaterland zu verlassen".

„Sie wollte uns Schwestern beide mit

sich nehmen; allein jene Tante, die uns Beide zu Erbinnen ihres bedeutenden Vermögens eingesetzt hatte, und die ihre Kränklichkeit eigensinnig machte, bestand darauf, daß Eine von uns zu ihrer Pflege und Unterhaltung bei ihr bleiben solle. Wie billig diese Forderung war, sahen wir Alle ein; doch sich von ihr zu trennen, fiel meiner Mutter unmöglich, da sie immer zu meinem tiefsten Schmerz, mir einen entschiednen Vorzug vor meiner guten Schwester Cordelie gegeben hatte. Diese blieb bei der Tante zurück, die ihre republikanischen Gesinnungen in den damaligen Unruhen schützten; ich folgte meiner Mutter treu der kindlichen Pflicht, dankbar für ihre Liebe — und dennoch mit zerrissnem Herzen"!

„Doch gelang es mir, wenigstens die Äußerungen des Schmerzes zu beherrschen, welcher in meinem Innern wüthete, als ich mit der Trennung von Frankreich auch von allen Hoffnungen auf Glück der Erde scheiden mußte; denn das furchtbar strenge Gesetz gegen die Ausgewanderten, machte jeden Gedanken an Rückkehr, an Wiedersehen des Geliebten un-

möglich. — Ich gewann es selbst über mich, die Einleitung dazu zu machen, wie meiner guten, zurückgesetzten Schwester vielleicht ein Loos der Seligkeit zu Theil werden kann, auf daß ja ich fortan keinen Anspruch mehr habe. — Er ist nach der Hauptstadt zurückgekehrt, wie ich zufällig erfahren habe; — sie wird ihn wiedersehen, wie ehmals in glücklichen Zeiten — und seine Neigung wird sich zu der wenden, die vieles Ähnliche von mir hat, und nur durch ihre Vorzüge von mir verschieden ist, — und jetzt — ach! — durch ihr Glück!"

Thränen drangen bei dieser Betrachtung wieder in ihre Augen, während der Hörende noch sprachlos mit sich selbst kämpfte.

Sie fügte nach einigem Schweigen noch hinzu, wie eine reizende Ähnlichkeit mit ihrem Geliebten, ihr gleich vom Anfang Larivalière merkwürdig und werth gemacht habe; wie sie aber tief und entschieden fühle, daß sie nie im Stande seyn werde, ihre erste Wahl mit einer zweiten zu vertauschen.

Schwer war der Kampf des Heißliebenden. Er hatte in dem Sturme von schmerzli-

chen Gefühlen, worein ihn Cäciliens Verschmähung setzte, selbst nicht auf die mildernde Äußerung von seiner Ähnlichkeit mit ihrem Geliebten geachtet; und hätte er sie auch beobachtet, so würde er es doch als unedel verworfen haben, auf einen glücklichen Zufall hin, einen früher berechtigten Entfernten aus ihrem Herzen vertreiben zu wollen. — Seine natürliche Großmuth siegte; er ging den Bund der sich selbstvergessenden Freundschaft ein; und dachte selbst auf Mittel, sie ihrem Vaterlande und dem Erwählten ihres Herzens wieder zuzuführen.

Als Larivalière's Gattinn hätte die Rückkehr keine Schwierigkeit für sie gehabt; allein, da bei Cäciliens Charakter an diesen ihm so theuren Namen nicht zu denken war, so fand sein treuer Eifer für ihr Glück auch andre Wege.

Er benutzte einen Zeitpunkt, wo seine Pflicht es ihm erlaubte, sich vom Heere zu entfernen, zu einer Reise nach Frankreich, und unter dem Namen seiner Schwester, durch Umwege, die er wohl kannte, führte er die Verbannte der Hauptstadt zu.

Allein kaum war er dort angekommen, kaum hatte er seiner Schützlingin in dem Hause einer Verwandten, ein anständiges Unterkommen gesichert, und dachte nun ihren Geliebten und ihre Schwester aufzusuchen, als er Ordre erhielt, sich eilig nach Chartres zu seinem Chef zu begeben. Das Corps, bei dem er stand, war kurze Zeit nach seiner Abreise auch von Deutschland aufgebrochen, um gegen die Vendee im Rückhalt zu stehen; und da es auf geradem Weg gegangen war, während er um Cäciliens Willen mühvolle Umwege durch die Gebirge hatte suchen müssen, so war es früher in den Gegenden der Hauptstadt, als er in Paris selbst angekommen.

Er durfte nicht zögern; er empfahl Cäcilien nochmals seiner Verwandten und sagte seiner holden Schutzbefohlnen ein banges, ahnendes Lebewohl. Sie trennte sich noch ängstlicher von ihrem Retter, dessen Zartheit in seinem ganzen bisherigen Betragen, noch mehr ihre innige Achtung, ja beinahe einen Anflug von Liebe gewonnen hatte.

Ach nur zu wahr hatte die traurige Ahnung

beider gesprochen! ein unglücklicher Zufall hatte verrathen, daß eine Tochter jener verhaßten Frau v. S. in diesem Hause verborgen sey, und mit zu wüthender Erbitterung ward damals jenes Blutgesetz vollzogen, als daß für die unglückliche Cäcilie Hoffnung gewesen wäre. Der Umstand, daß sie bei der Auswanderung ihrer Mutter schon mündig gewesen sey, und welchen sie nicht läugnen konnte, setzte ihr Todesurtheil außer allen Zweifel.

Man brachte sie in eines jener grauensvollen Gefängnisse, wo man die unglücklichen Opfer des Schreckenstribunals, auf kurze Zeit zu verwahren pflegte. Der Zufall hatte eins der härtesten für sie erwählt; nur durch ein schmales Gitterfenster dicht oben an der Decke des Kerkers fiel ein Schimmer von Sonn- und Mondenlicht in ihre schwarze feuchte Nacht hinab. Hier sollte sie den nahen Tod erwarten. Vor kurzer Zeit würde er ihr vielleicht minder schrecklich erschienen seyn, als jetzt, wo sie eben erst angefangen hatte, das Leben wieder lieb zu gewinnen.

Sie sehnte sich, zum mindesten, ihren ge-

liebten Saint Mars, dies war der Name ihres unvergeßlichen Freundes, und ihre theure gute Schweſter noch einmal zu ſehen, ehe ſie aus dem Leben ſchied; allein wie durfte ſie das hoffen, da beide ſo wenig als der edle Larivaliére etwas von ihrem Unglück wußten; ſie hatte ſelbſt nicht Zeit gehabt, den Aufenthalt der Erſtern zu erforſchen, eh ſie ihr ſchreckliches Verhängniß ereilte. Nur daß ihre Tante geſtorben war, erfuhr ſie gleich nach ihrer Ankunft in Paris, allein wohin Cordelia ſich begeben, hatte man ihrer Nachfrage nicht entdecken können.

So ſaß ſie denn in ihrer ſchauerlichen Öde, nur mit ihren trüben Gedanken beſchäftigt; bei der einſamen Weile, die ſie nun zum Nachdenken hatte, dämmerten vor ihrer Seele die Bilder der glückſeligen Zukunft auf, die ihre Schweſter nun in der Vereinigung mit dem geliebten Saint Mars finden werde; ihr edles Herz ſtrebte ſich durch den Gedanken an das Glück der geliebten Schweſter, über das eigne Elend zu erheben; allein das menſchliche Gefühl erlag, und heiße Thränengüſſe ſtürzten

unaufhaltsam bei der Vergleichung aus ihren Augen. Es war am zweiten Abende nach ihrer Gefangennehmung, als sie die Kerkerpforten öffnen hörte; der Riegel ihrer Thür sprang auf, und hereintrat, beim matten Schimmer einer Lampe, die der Gefangenwärter trug — Cordelie.

Wie eine Himmelsbotinn, erschien sie der hoffnungslosen Cäcilie; aber bleich war sie noch bleicher als der Mondenstrahl, der eben das Gefängniß der Unglücklichen erleuchtet hatte. Cäcilie war erschrocken über das sichtliche Verwelken der einst so blühenden Gestalt, nur an den lieblichen, beseelten Zügen, die jetzt einen noch rührendern Ausdruck hatten, erkannte sie die geliebte Schwester.

Cordelia hatte durch eine bedeutende Summe die Strenge des rohen Kerkermeisters bestochen, und auf eine halbe Stunde den Eintritt in das Gefängniß von ihm erlangt. Er entfernte sich, und die Schwestern sanken einander weinend in die Arme.

Welch ein Wiedersehen! Allein Cordelia die Kostbarkeit der zugemessenen Zeit erwägend,

eilte sie zu benutzen. Sie sagte Cäcilien, wie Saint Mars, ihr Geliebter, noch nichts von dem Unglück seiner Freundinn wisse, er sey nicht in Paris, sondern in Versailles, daß er aber auch nichts zu ihrer Rettung werde thun können, da er, obgleich ein feuriger Vertheidiger der Freiheit dennoch als Freund der Girondisten verdächtig sey, und selbst in Gefahr stehe. — „Auf keine Weise", fuhr Cordelie fort, „bleibt ein Mittel übrig, dich zu retten, wenn du das einzige verschmähst, das dir der Himmel durch mich bietet. — Eile, theure Cecilie, die Kleider mit mir zu verwechseln; unsere außerordentliche Ähnlichkeit wird keine Entdeckung zulassen, wenn du festen Schrittes durch die Wachen zurückgehst und ich ruhig an deiner Stelle bleibe".

Erstaunt, sprachlos, blickte die Gefangne ihre Schwester an.

„Ich" — fuhr Cordelie ruhig fort, „habe nichts nöthig, als, sobald ich dich in Sicherheit glauben darf, mich selbst in meiner Eigenthümlichkeit zu erkennen zu geben, um gerettet zu seyn, ich habe selbst einige der Rich-

ter im Hause unsrer republikanischen Tante persönlich kennen lernen. — Eile du nach Versailles, wo du in dem Hause einer Freundinn, deren Namen ich dir aufgezeichnet habe, einen sichern und anständigen Schutz finden wirst. Auch Saint Mars wirst du dort sehen. Sobald ich mich hier frei gemacht habe, folge ich Euch".

Cäcilie stand noch immer halb betäubt. — Der Gedanke, ihre geliebte Schwester an diesem Ort des Schreckens zurücklassen zu sollen, hatte etwas Entsetzliches für ihr Gefühl; indeß erschien ihr auch zugleich die nicht mehr gehoffte Rettung so überraschend schön, wie eine sonnigte Frühlingslandschaft sich plötzlich zwischen schwarzen Todtdrohenden Klippen zeigt.

Noch schwankte sie, bis die dringende Zeit, bis Cordeliens noch dringendere, überwältigende Bitten, am Ende ihre Zweifel überwanden und sie in fliegender Eile die Kleider tauschten.

Tief bewegt schloß Cordelie noch einmal ihre Schwester an das Herz, und drängte sie dann fortzueilen, sie bei allen Heiligen beschwörend, nicht sie beide der fürchterlichsten Ent-

deckung auszusetzen; mit bebenden, zögernden Schritten, doch unerkannt gelangte Cäcilie durch die Wachen und sah sich in Kurzem in Freiheit.

Sie fand einen Wagen, den ihre besorgte Retterinn bestellt hatte, und der sie noch dieselbe Nacht nach Versailles und zu der bezeichneten Schützerinn führt.; allein nicht frei hob sich ihr Herz in Dank gegen Gott, schwer lastete darauf die Sorge um die theure Zurückgebliebene; nächstdem war es ihr ein beklemmendes Gefühl, unter diesen Umständen Saint Mars wiedersehen zu sollen; er erwartete vielleicht ihre Schwester, und sie trat ihm entgegen, sie, die auf Gefahr dieser unvergleichlichen Schwester gerettet war. —

Indessen diese erschütternde Scene hatte sie noch nicht so bald zu fürchten; nur Cordelions Freundinn empfing sie mit vertrauenerweckender Herzlichkeit; sie hatte in einem stillen verborgnen Zimmer ein erquickendes Lager für sie bereitet, und that Alles, die Abgemattete zu stärken und liebreich zu pflegen. Und so besuchte denn auf diesem weichen Lager, die, die so lang nur auf feuchtem, vermoderten

Stroh hatte schlummern müssen, ein wohlthätiger Schlaf.

Beim Erwachen beschäftigten sie dieselben Sorgen um die Zurückgebliebne, welche Cordeliens Freundinn bald ihrer Pfleglingian auszureden suchte, bald wieder eben so ängstlich davon ergriffen ward. Aber Saint Mars erschien auch den folgenden Tag nicht, der edle Republikaner war so eifrig mit den Angelegenheiten seines Vaterlandes beschäftigt, daß er nicht an die Forderung seines Herzens denken konnte. Unzufrieden, empört über die Machtverwaltung des Innern, bereitete er sich eben wieder in die Kriegerreihen zurückzukehren, in denen er schon Ruhm und Wunden geerntet hatte. Dorthin allein schien sich damals noch die Ehre seines Volks geflüchtet zu haben; Menschlichkeit und Großmuth herrschten auf den blutigen Schlachtfeldern unter den todverachtenden Kriegern; und in den friedlichen Mauern der Städte, und vor den Tribunälen der Gerechtigkeit, tobte rasende Mordlust.

Cäcilie und ihre freundliche Schützerinn, hatten unaufhörlich auf Nachrichten von Corde-

lien oder vielmehr auf sie selbst gehofft; Cäcilie hatte zuweilen auch an Saint Mars gedacht, und die Scheu vor ihm verwandelte sich unmerklich in unendliche Sehnsucht, ihn zu sehen. Am nächsten Morgen hörten sich männliche Tritte der Thür; sollte er es seyn? fragte Cäciliens Herz; allein statt seiner trat ein Bote ein, der einen Brief Cordeliens brachte.

Zitternd für Eil und Angst erbrach ihn Cäcilie und las erblichend die nachfolgenden Worte:

„Diesen Brief, meine ewig geliebte Schwester, sende ich dir, um dich von vergeblichen Versuchen zu Rettung meines Lebens abzuhalten, die nur das deinige in Gefahr setzen würden. Trage fortan den Namen der Treuen, die dich ja von jeher geliebt hat wie sich selbst, trage ihn zu meinem Andenken, und verschmähe das arme Vermächtniß meiner Liebe nicht! Nur so kannst du ganz gesichert und glücklich seyn. Ich spiegelte dir unser beider Rettung als möglich vor; verzeih mir diese einzige Täuschung in meinem Leben! Und nimm zugleich ein Geständniß von mir an, das dir zeigen

wird, wie nur für dich das Leben, für mich der Tod allein wünschenswerth seyn kann: Saint Mars liebt dich mit ungetheilter namenloser Leidenschaft des stärksten edelsten Gemüths; nie hat er zwischen uns geschwankt, was nur deiner Bescheidenheit dafür erschienen war; das Bild der Entfernten hat auch durch die liebendste Gegenwart nie verdrängt werden können. Mich aber hat von frühster Jugend auf, ein unauslöschliches Gefühl für ihn erfüllt; vergebens hab' ich es bekämpft; mit tausend und mit aber tausend Thränen hab' ich zu Gott um Kraft gerungen gegen die unglückselige Leidenschaft; der Strahl von Hoffnung, den du selbst in mir entzündet und bei deinem Weggange verstärkt hattest, er bahnte der verderblichen Leidenschaft den Weg. Ach, wenn es Sünde war, daß ich deine großmüthige Entsagung annahm, daß ich strebte, ihm dich zu ersetzen, so bin ich hart dafür bestraft; doch wollte es auch mein dunkles Verhängniß, daß ich genöthigt, ihn im Hause unsrer Tante fast jeden Tag zu sehen, das Gift der reizenden Gewohnheit in mich trinken mußte, und wenn

nun seine Schönheit, wenn die Macht seiner himmelvollen Augen einen Zauber über mich ausübt, den die Vernunft vielleicht bekämpft haben würde, so nimmt der Werth seiner Seele — ach! seine Herrlichkeit! — selbst diese für ihn ein, und macht es fast zur Tugend, ihn zu lieben".

„Mit diesem Gefühl für ihn, sah ich, wie du allein sein einziges Denken und Streben warst, wie nur die Ähnlichkeit mit dir mir einigen Werth in seinen Augen gab; ich sah dein Glück neidlos und doch in Schmerz vergehend. — So schmachtend an dem Thor des Paradieses, glaubst du, daß Daseyn eine Wohlthat ist? Doch würden mir Tugend und Religion nie erlaubt haben, es willkührlich zu enden, erst jetzt, wo ich es um so schönen Preis verkaufen kann, um dein schönes beglücktes Leben, wolltest du mir jetzt den Rettungsweg nicht gönnen, der mich von hoffnungslosem Schmerz erlösen soll?

„Ich habe diesen Morgen vor Gericht gestanden, mich als die auswanderte Cäcilie von S. bekannt und meiner schuldlosen Schwe-

für Cordelie meine Rechte zum Vermächtniß hinterlassen. Die Stunden dieser Nacht habe ich angewandt, um dir und unsern Freunden noch dies mein letztes Lebewohl zu sagen. — Morgen früh, wenn diese Zeilen durch einen treuen Boten in deinen Händen seyn werden, ist deine arme Schwester nicht mehr! — Oder vielmehr, dann ist sie in dem Lande der ewigen Freiheit und Ruhe".

Mehrmals war Cäcilie während dem Lesen dieser Zeilen dem Umsinken nahe gewesen; allein Angst und die dunkle Hoffnung, noch Etwas für die Unglückliche thun zu können, riefen die erliegende Natur gewaltsam empor, bis sie geendet hatte. Ein dumpfer Schrei unaussprechlichen Schmerzes, war Alles, was von ihren Lippen kam. Sie warf das Blatt der erschrockenen Vertrauten hin, stürzte sich, einen Augenblick Linderung suchend, in ihre Arme, riß sich aber gleich wieder empor, um hinaus zu eilen. Vor ihrer Seele stand jetzt ihre Liebe für Saint Marc und die Versicherung der seinigen, die sie zu einer andern Zeit auf den Gipfel der Seligkeit gehoben haben würde, als

ein schweres Verbrechen, da sie das Leben der edelsten Schwester kosten sollte; der Geliebte erschien jetzt nur als Mitgenosse ihrer Schuld; anklagen hätte sie ihn mögen, daß er sie und nicht die Geopferte geliebt, doch auch Rettung von ihm erflehen für die, welche für sie beide sterben wollte.

„Sterben wollte —“ in diesem Augenblick schon gestorben war, hätte sie sich nach dem Inhalt des Briefes sagen müssen; aber: Unmöglich! ruft es bei zu fürchterlichen Unglücksschlägen in der Brust des Geängstigten; es müsse jetzt noch Rettung seyn, dachte Cäcilie und ohne irgend eine Rücksicht auf sich selbst, eilte, flog sie nach Saint Mars Hause, denn nicht ihren Geliebten, Cordelions Retter suchte sie. —

Bleich, einem abgeschiedenen Geiste gleich, mit aufgelöstem Haar und schreckzerstörten Zügen, stürzte sie in sein Gemach; welch ein Wiedersehen zwischen zwei lang getrennten, einander feurig Liebenden! Jetzt kein berauschender Kuß, kein süßer Blick, sie wurden der unglücklichen Cordelie zum Opfer gebracht, nur von

ihrer Gefahr sprach Cäcilie dem Freunde in fliegenden Worten; sie hatte ihm dabei in der Übereilung des Schmerzes ihren Brief dargereicht; — und wenige Zeilen reichten hin, auch ihn mit einem Übermaß des Jammers zu erfüllen. —

Beide eilten geflügelt nach Paris, und Saint Marc mit allem Ansehen, welches seine Verdienste um die Republik ihm gaben, fragte nach dem gefangenen Fräulein v. S. —

„Sie ist todt," war die Antwort, diesen Morgen in aller Frühe ist an ihr und zwei und funfzig Andern Vaterlandsfeinden das Todesurtheil vollstreckt worden".

Erstarrt standen die Fragenden. Selbst der Leichnam der unglücklichen Cordelie war schon mit den Körpern der übrigen Schlachtopfer nach dem Greveplatze geliefert worden; und nichts blieb allen Nachforschungen der Verzweifelnden, als die Bestätigung der trostlosen und nicht mehr zu bezweifelnden Nachricht.

Indessen war auch Lorivalière eben desselben Tages mit seinem Corps in Paris eingerückt; er eilte nach dem Hause, in dem er

seine Freundinn in Schutz gegeben hatte; sein Herz schlug ihrem Wiedersehen entgegen; er fand sie nicht; — und statt ihrer die Nachricht ihrer Verhaftung und ihrer wahrscheinlich sehr dringenden Gefahr; mit welcher Hast er nach dem Gefängniß stürzte, bedarf keiner Schilderung. Er hörte dasselbe entsetzliche Geschehene, das Saint Mars und Cäcilie erfahren hatten; und fühlte das Leben auch aus seinem Herzen weichen. Allein an den Gränzen, an welchen auch der treuste Eifer der Schwester und des geliebten Freundes stehen geblieben war, begnügte sich die, obwohl verschmähte, doch heimlich fortbrennende Liebe nicht. Der tiefsfühlende Larivalière hatte sie edel bekämpft und glaubte sie in reinste zärtliche Freundschaft verwandelt; jetzt geheiligt durch den Schmerz, schlug sie in volle verzweifelnde Glut empor; den Leichnam der theuren Geliebten nur noch zu sehen, schien ihm das noch gebliebene unschätzbare Glück, und er verschwendete unangemessene Summen, dies Glück zu erkaufen. Seine Bemühungen bei allen den Beamten und Dienern des Ge-

fängniſſes, verſchafften ihm die Nachricht, daß an Cäcilien v. S. das Todesurtheil nicht vollzogen worden, ſondern daß ſie einige Stunden vor der Hinrichtung, todt auf dem Boden gefunden wurde, wahrſcheinlich vom Schlage getroffen —.

Larivalière nahm es für eine Gnade von Gott, der ihr doch den ſchmählichen Tod erſpart hatte. Ihr Körper ſollte noch am Abend deſſelben Tages mit den übrigen auf dem Richtplatz eingeſcharrt werden. Larivalière's Range ward es nicht ſchwer, unter dem Vorwande, an dem Kopfe der Verſtorbenen anatomiſche Studien aus dem Fache der Schädellehre zu machen, die Auslieferung des Leichnams zu erhalten. Ein Strahl der Hoffnung konnte wohl nicht in ſeine Seele kommen, allein es ſchien ihm Troſt, ſie doch ſo lange als möglich der Verweſung zu entreiſſen, und ihr eine freundliche Ruheſtätte zu verſchaffen.

Ohne Verzug waren, da der Abend einbrach, die theuern Überreſte in ſeine Wohnung gebracht worden. Es war eine herzzerreiſſende Feier für den Liebenden; ein Heiligthum ſchien

dem schwärmerischen Karvaliére das einsame Zimmer, in welchem die Entseelte auf ein Ruhebette niedergelegt war, und in ehrerbietiger, andächtiger Stellung — mit ihr und seinem Schmerz allein — kniete er neben dem Lager nieder, auf welchem sie ruhte. — „O du!“ rief er, „die ich mehr als mein Leben liebte! ich hoffte einst dich glücklich in meine Wohnung einführen zu dürfen! Mit allen Gütern des Lebens dacht' ich dich zu umringen, und — so muß ich dich wiederfinden!“

Der Schmerz überwältigte ihn bei dieser Vorstellung, als er, sich über ihr Antlitz beugend, die holden Züge betrachtete, die nun auf immer unbeweglich und unerreicht von seinem Schmerz ruhig im Tode fortlächelten.

„Wie, dich?“ rief er aus, indem seine Blicke auf der schönen, edelgeformten Stirn haften blieben, „dich sollte frevelhaft der forschende Stahl zerstören? Du schönes Meisterstück der Schöpfung? — Auf dir schien ja die edle, ach! nun entflohene Seele zu thronen!“

Er drückte einen innigen Kuß auf die Lilienstirn, und heftige Thränengüße brachen

aus seinen Augen, und fielen heißbrennend auf die erstarrten Züge. —

Wer aber vermag die wunderbare Macht zu enträthseln, mit der ein Wesen über die Seele des andern gebieten, ja selbst schon im Entfliehen sie in die Bande des Körpers zurück zu herrschen vermag? Die Nähe des liebenden Larivalière schien dieses Wunder auf die entschlafene Cordelie zu wirken; und die tiefe Verwandtschaft zweier Wesen, welche bisher der Raum getrennt hatte, schien sich in diesem entscheidenden Augenblicke zu bewähren. Mit einem namenlosen Gefühl bemerkte er ein leises Zucken um die feinen, geschlossenen Lippen.

Jetzt erst durchblitzte ihn der Lichtgedanke möglicher Rettung und durch alle Mittel, die seine Kunst darbot, flog er, um das entzückende Wunder zu vollenden. Es gelang.

Und jetzt schlug sie langsam die holden Augen auf. Doch wie von einem süßen Schrecken befangen, schloß sie sie sogleich wieder, als sie ihren Retter erblickt hatte. Leise, doch mit dem Ausdruck unaussprechlicher Zärtlichkeit, flüsterte sie: „Saint Maré? —“

„Wie? süßer Engel," rief Larivalière, der in Entzücken verlohren, noch immer auf den Knieen, neben ihrem Ruhebette gelegen hatte, ihre Hand fest in der seinen haltend — indem er aufsprang — „wer hat dir meinen Namen gelehrt? Sage, meine Geliebte?

„Wie, du liebst mich? —" rief Cordelie in dem vorigen Tone, indem sie schüchtern und wie geblendet um sich blickte. — „So bin ich wohl in einer seligern Welt erwacht? — O mein Saint Marie" hauchte sie, wie aus tiefster Seele.

Nur eben noch zu rechter Zeit erinnerte sich Larivalière, daß der noch Schwachen jetzt Schonung und Erquickung am nöthigsten sey; wie eine süße Rose, deren zartes Weiß nur blaß gerothet ist, blühte sie unter seinen zärtlichen Bemühungen wieder auf. Es währte lang, eh sich die Liebenden das holde Wunder, den glücklichen Irrthum aufklären konnten. Daß Larivalière durch die außerordentliche Ähnlichkeit der beiden Schwestern sich getäuscht hatte, war leicht zu enträthseln, allein daß eine eben solche Ähnlichkeit zwei Brüder bezeich-

nete; daß Saint Mars und Larivallière in der That Brüder waren, und daß der Letztere nur um eines würdigen Verwandten willen, der ihn erzogen, seinen Familien-Namen mit dem seines Wohlthäters hatte vertauschen müssen, dieß schien wohl ein an Wunder gränzendes Zusammentreffen. Saint Mars und Cäcilie, die augenblicklich benachrichtigt herbeieilten, konnten erst jetzt sich ihres Glücks freuen, als sie von der Rettung der edelsten Schwester überzeugt wurden, und von dem herrlichen Ersatz, den die edelentsagenden beide, so wunderbar durch einander gefunden hatten. Der Tod hatte sie erst auf seine dunkle Schwelle führen müssen, um sie dem Leben glücklicher zurückzugeben.

II.

Das Turnier.

Erzählung

von

W. A. Lindau.

Adela hatte ihre Laute auf die Seite gelegt, und sah vom hohen Söller des väterlichen Schlosses über das reizende Thal, wo der Main, vom Wiederscheine der Abendsonne glühend, sich um den Fuß des dunklen Waldgebirges krümmte. Ihr Blick folgte aufwärts dem Strome, der in weiter Ferne aus einer Schlucht hervor brach, welche die abendlichen Schatten schon verhüllten, aber die letzten Strahlen der Sonne erleuchteten noch die Fenster der hohen Burg des Freiherrn von Isselstein, die auf der schroffen Thalwand stattlich hervor ragte. Nach einer Pause erweckte ein Geräusch im Burghofe sie aus ihren Gedanken, und als sie sich über des Söllers Lehne beugte, sah sie Bewaffnete und viele Reisige, die in geschäftigem Gewühle sich umher trieben.

„Hedwig!“ rief sie der Zofe, die im Ge-

mache die Stickerei des Fräuleins bedeckte, eine Altarbekleidung von blauem Sammet, die Adela nach der Genesung von einer schweren Krankheit der Kirche des Klosters gelobt hatte, wo sie erzogen war.

„Was bedeutet dieses Getümmel im Hofe?“ fuhr das Fräulein fort, als Hedwig zu ihr getreten war. „Hast du nichts vernommen? Will mein Vater ausziehen? So spät am Tage?“

„Liebes Fräulein,“ erwiederte die Zofe, als sie sich scheu umgesehen hatte: „ich weiß es nicht. Es geht alles so geheimnißvoll zu. Aber ich denke, es muß ein Anschlag im Werke seyn.“

„Ein Anschlag? Gegen wen?“ fragte Adela unruhig.

Hedwig deutete schweigend auf die Burg Isselstein. Adela erblaßte. „Was hast du gehört?“ sprach sie hastig.

„Gar nichts gehört, liebes Fräulein. Aber heraus soll's, ehe die Sonne wieder über der Burg Isselstein aufgeht. Ein Turnier ist ausgerufen, das hör' ich jeden Augenblick von den

Knappen und Knechten laut genug; aber ich wette, das iſt's nicht allein."

„Ein Turnier, ſagſt du?" fragte Adela überraſcht. „Ich habe ja noch nichts davon gehört."

„Weil Ihr um ſolche Dinge Euch ſo wenig kummert, Fräulein — weil Ihr am Liebſten hier ſitzet bei der Stickerei, oder zur Laute ſingt, und" — ſetzte das Mädchen mit ſchlauem Lächeln hinzu — „der ſchönen Ausſicht in die Ferne Euch erfreuet. Aber ich ſag' es Euch, liebes Fräulein, es werden Euch wohl bald wichtige Dinge aus eurer Ruhe aufwecken. Nun ja, ein Turnier iſt ausgerufen, recht glänzend ſoll's hergehn, jeder wackre Ritter willkommen ſeyn aus der Nähe und Ferne. Ei, das lautet recht friedlich, als wäre Streit und Fehde abgeſchworen an den Ufern des Mains. Aber um des Turniers willen macht man ſo viel Lärm? Dieſe Waffenübungen zu Fuß und zu Roß? Die Buben ſind ja ſo geſchäftig, als ob ſie alle Burgen in ganz Frankenland erſtürmen wollten."

„Liebe Hedwig," ſprach Adela dringend,

nach einer Pause: „ich bitte dich, ziehe Kundschaft ein. Ich will meinen Vater fragen. —“

„Fragen? Erspart Euch das, Fräulein. Ich will Euch die Antwort voraus sagen, als ob ich sie belauscht hätte. Ihr wißt ja, wie verschlossen Euer Vater über alles ist, was Fehde und Männerwerk angeht, selbst gegen seine liebe Adela, das einzige Kind. Ging's Eurer edlen Mutter denn anders?

„Mein Vater ist ein verständiger, ein edler Mann, Hedwig,“ sprach das Fräulein mit einem Tone, der ein wenig ernst und verweisend war: „Und wenn er auf etwas sinnet, so kann's kein böser Anschlag und kein Unrecht seyn. Aber“ — fuhr sie nach einer Pause milder fort — „zieh' Kundschaft ein, liebe Hedwig. Mein Vater spricht nicht gern von Fehden mit mir, weil er weiß, wie sehr ich mich ängstige, wenn er Gefahren sucht. Doch ich habe meine Gründe, warum ich gern genau unterrichtet seyn wollte.“

„Verlaßt Euch darauf,“ antwortete Hedwig, wieder ermuthigt durch des Fräuleins versöhnenden Ton: „ich bring' es heraus, und

wär's in dem tiefſten Abgrund begraben. Bruno ſoll keinen freundlichen Blick mehr von mir haben, wenn er nicht beichtet, oder nicht ausforſcht. Ich weiß, er ſteht gut bei dem Grafen, und hört immer mehr als Andre, oder erräth's doch leicht. Ich ſag's Euch, Fräulein Adela, er iſt ein verſchlagener, aber ein gutherziger Junge, der Bruno, und auf wen er was hält, der kann ſich auf ihn verlaſſen.«

„Ja, ja, Hedwig, ich hab' es ſchon gemerkt, du magſt auch wohl etwas auf ihn halten.«

Das Mädchen ſah erröthend nieder und blickte ſchlau lächelnd unter den langen Wimpern hervor, die das muntre Auge deckten als hätte ſie ſagen wollen: Und wie ſollt' ich's denn nicht? „Er hat auch gute Gelegenheit gehabt, ritterliche Sitten zu ſehen,« hob ſie nach einer Pauſe wieder an: „Ihr wißt ja, er ward auf der Burg Iſſelſtein faſt von Kindheit an erzogen, und hat mir oft erzählt, wie gut und freundlich, wie klug und muthvoll Junker Adolf ſchon als Knabe geweſen.«

Jetzt war's an dem Fräulein, zu erröthen und die Augen nieder zu ſchlagen, aber

ihr Ton war noch freundlicher und sanfter, als sie zur Zofe sprach: „Geh, liebe Hedwig, versäume keinen Augenblick.“

Hedwig war mit zwei Sprüngen aus des Fräuleins Gemache, und nach einigen Minuten sah Adela sie mit den Knappen und Buben in dem Burghofe in freundlichem Verkehr. Adela blieb gedankenvoll auf dem Söller und blickte hinaus in die Ferne, wo die Schatten des Abends allmählig alles verhüllten, und endlich auch die Burg Isselstein kaum noch in trübem Nebel sichtbar war. Was Hedwig ihr gesagt hatte, erweckte unruhige Besorgnisse in ihrem Herzen. Sie wußte ja, daß ihr Vater, Graf Eberhard von Woldenberg, den bittersten Groll gegen den Freiherrn hegte, und noch vor Kurzem, nach einem mißlungenen Angriffe auf die Burg seines Gegners, geschworen hatte, er wolle den Bart nicht abnehmen, noch sein Haupthaar berühren, bis er den stolzen Jüngling gebeugt habe, der noch übermüthiger als einst sein Vater, und noch trotziger ihm widerstanden. Sie wußte, daß seit hundert Jahren eine grimmige Feindschaft die beiden nachbar-

lichen Häuser trennte, und beide nur durch Stolz abgehalten wurden, die alte Fehde, die in spätern Zeiten fast gar keinen bestimmten Gegenstand gehabt hatte, durch ein friedliches Wort zu schlichten, was ihr so leicht vorkam. Nur von Zeit zu Zeit hatte der Kampf geruht, um dann desto heftiger wieder auszubrechen, und während einer solchen Pause, wo die beiden Gegner sich bei Kampfspielen, oder an des Herzogs Hofe zuweilen mit kalter Höflichkeit begrüßt, hatte sie vor einem Jahr den edlen Jüngling kennen gelernt, der aus ihrer Hand den Dank bei einem Turnier empfing. Seitdem liebte sie ihn, und erhielt auch manches stille Zeichen seines Andenkens und seiner schüchternen Neigung. Bald hörte sie, wenn sie an dunkeln Abenden am Fenster ihrer Kammer saß, unter welcher ein steiler Pfad durchs Gebüsch auf die Landstraße hinab lief, die leisen Töne eines zärtlichen Liedes; bald erschien sogar ein andächtiger Pilger im Burghofe unter den Buben, der trotz des langen Bartes nicht aussah, als ob die Jährlichkeiten und Beschwerden der Reise, wovon er gar erbau-

lich erzählte, ihn sehr erschöpft hätten, und dessen feurige Augen mehr den kühnen Entschluß, alles zu wagen, als fromme Ergebung verriethen; bald auch fand sie in ihrer einsamen Kammer schöne Blumensträußer, und hielt es nicht für dienlich, weitere Untersuchungen anzustellen, wenn Hedwig lächelnd versicherte, sie könne nicht errathen, wie die duftende Gabe ihren Weg durch die verschlossene Thüre gefunden hätte. Nie aber hatte Adela seit den flüchtigen Augenblicken beim Kampfspiele so wieder ein Wort mit dem Freiherrn von Isselstein gewechselt.

Gedankenvoll hatte Adela ihre Laute wieder genommen, und unwillkührlich liefen ihre Finger von Zeit zu Zeit über die Saiten, bis sie endlich, als die laue sommerliche Abendluft erquickend aus dem duftenden Gebüsche herauf wehte, und der Reiz der dämmernden Landschaft ihre Seele aufheiterte, zu den Tönen einer bekannten Weise die Worte *) sang:

---

*) Nach Musculus in v. d. Hagens und Büschings Museum II.

Nach Luft eilt ich,
Da freut' ich mich
Der Sommerszeit,
Der Anger weit
Stand luftiglich erneuet,
Da hatt' die Heid'
Ihr Winterkleid
Gezogen ab,
Mit reicher Hab'
Sah ich ſie überſtreuet.

Wie konnte ſich mein Herz erfreun,
Sah Blumenknospen ſpringen,
Und nirgend war ein Gras ſo klein,
Woran nicht Tropfen hingen.
Mit ſüßem Thau
Hat ſich die Au'
So luſtig überzogen,
Mit Lilgen und mit Roſen roth.
Aus Liebesnoth
Kam mein Gemüth;
Des Maien Gut'
Hat mich noch nie betrogen. —

Kaum hatte ſie die letzten Worte geſungen, als ihr Vater leiſe in die Kammer trat, und die Hand ihr freundlich auf die Schulter legte. „Die Abendluft weht hier kühl herauf,

liebe Adela," sprach er, „du mußt dich noch schonen."

„O mein Vater," erwiederte das Fräulein, „diese schönen Frühlingstage haben mich wundersam gestärkt, und ich fühle mich gesunder als je. Die heilige Jungfrau hat mein Gelübde gnädig angenommen, und seit ich an dem Tuche zu ihrem Altar arbeiten kann, hab' ich mit jedem Tage neue Kräfte erhalten."

„Ei, du bist ja bald fertig," sprach Graf Eberhard, die Decke von der Stickerei hebend. „Schon — gar köstlich, mein Kind! du bist wahrlich geübter in der Kunst, als ich's mir gedacht hätte."

„Ich dank' es eurer Sorgfalt, mein Vater, die mir Gelegenheit gab, und eurer guten Schwester, der Äbtissinn, die ihre Kunst mir mittheilte."

„Aber was ist das?" hob der Vater mit einiger Überraschung wieder an, und nahm eine Schärpe in die Hand, die eben angefangen zu seyn schien.

„Lieber Vater," erwiederte Adela mit unbefangener Freundlichkeit, „ich wollte sie Euch —"

„Mir?“ sprach der Graf lebhaft. „Aber du hast dich seltsam in der Farbe vergriffen, mein liebes Kind,“ setzte er sanfter hinzu. „Himmelblau ist nicht meine Farbe,“ fuhr er nach einer Pause fort, und der heftigere Ton schien das Erwachen einer unmuthigen Regung anzukündigen.

„Es ist doch die Farbe der Treue,“ antwortete Adela sanft.

„Himmelblau!“ hob der Graf wieder an. „Meine Tochter sollte doch meine Farbe kennen,“ setzte er mit einem Tone des Vorwurfes hinzu, und die Schärpe wegschleudernd, sprach er unwillig: „Fort damit!“

Erst jetzt besann sich Adela, daß Himmelblau die Farbe des Freiherrn von Isselstein war, und eine glühende Röthe bedeckte ihr Gesicht. Ihr Vater sah ihre Verwirrung, und in der Meinung, daß seine unfreundlichen Worte ihr Herz zu hart ergriffen hätten, faßte er ihre Hand, und sprach mit mildem Tone: „Ja, ich will eine Schärpe von deiner Hand tragen, mein gutes Kind, und zu dem nahen Kampfspiele sollst du sie mir umbinden. Aber du

weißt ja, Adela, hochroth ist die Farbe, die seit alten Zeiten die Grafen von Woldenberg auf der Bahn des Ruhmes bezeichnet. — — Komm, ich wollte dich in die Halle rufen. Einige von unsern Nachbarn bleiben zum Nachtimbiß bei mir, und du mußt ihnen den Becher zum Willkommen bringen."

Das Fräulein ging an ihres Vaters Hand in den Saal hinab, wo sie einige Ritter, des Grafen Freunde und Lehnsleute, fand. Die Männer sprachen nur von den Zurüstungen zu dem glänzenden Turniere, das der Herzog auf des Grafen Betrieb, ausgeschrieben hatte, als aber der Wein die Köpfe erwärmte, fielen manche doppelsinnige Worte, die dem Fräulein nicht ganz verständlich waren, doch ihr verriethen, daß irgend ein geheimer Anschlag im Hinterhalte lauerte. „Da soll ein Dank gewonnen werden," sprach Einer, „der besser ist, als alle Ketten und Kleinode, die je von holden Frauen ausgetheilt wurden." „Und wer in den Sand gelegt wird, dem soll hart gebettet seyn!" fiel ein Anderer ein. „Schwerlich wird er so bald wieder eine Lanze bre-

chen in Schimpf und Ernst," setzte ein Dritter hinzu.

„Ihr meinet," fiel Graf Eberhard ein, der seine volle Besonnenheit und Ruhe behielt: „daß der Sieger, wem auch Glück und Tapferkeit den Preis geben mögen, wackre Gegner finden werde. Das hoff' ich auch, wo meine Freunde in den Schranken sind. Bring' uns noch emmal den Becher, meine Tochter! Es gelte den treuen Freunden unseres Hauses! Und wehe Allen, die es wagen, seinen alten Ehrenruhm anzutasten!" setzte er finster hinzu.

Als die Gäste gegen Mitternacht geschieden waren, ging Adela sinnend in ihre Kammer, wo Hedwig sie erwartete. Das Fräulein sah sie fragend an. Hedwig zuckte die Achseln. Sie war noch immer der Meinung, daß etwas Wichtiges im Werke sey, wiewohl sie nichts erfahren hatte, aber auch Bruno könnte noch nichts wissen, betheuerte sie, weil er ihr nichts mitgetheilt habe. Auch am folgenden Morgen brachte sie keine tröstliche Botschaft und schien mit ihrem zuversichtlichen Versprechen fast zu Schanden zu werden.

Das Fräulein quälte noch eine andre Beſorgniß. Ihr Vater hatte einem ſeiner Gäſte, dem tapfern Ritter Konrad, am vorigen Tage mehr als je ſeine Vorliebe bewieſen, und einige dunkle Winke fallen laſſen, woraus Adela ſchließen mußte, daß er die geheime Abſicht habe, ihm ihre Hand zu geben. Der Ritter, ſchlicht und dreiſt, verrieth auch nicht unbeutlich, welche Hoffnungen er auf des Grafen Gunſt baute. So wurde die Neigung des Fräuleins, früher genährt durch den Reiz des Geheimniſſes, nun durch die Beſorgniß einer neuen Schwierigkeit befeſtigt, und ehe ſie dem Geliebten je das Wort der Treue gegeben, hatte ſie ſchon das Gelübde gethan, nie einem Manne, ihn heimlich ausgenommen, Herz und Hand zu geben.

Einige Tage nachher wurde das Turnier eröffnet. Glänzend geſchmückt, ritt Adela mit ihrem Vater aus dem Burghofe; Ritter Konrad an ihrer Seite. Die ſtattliche Schaar der Reiſigen des Grafen ſchloß den langen Zug. Als ſie am Fuße des Burgberges waren, wo die Wege nach verſchiedenen Richtungen ins

Thal hinab liefen, entsendete Graf Eberhard einen ansehnlichen Theil seines Gefolges unter der Anführung eines Ritters, mit welchem er lange heimlich sprach, und nahm darauf mit den übrigen den Weg zur Stadt, wo das Turnier gehalten wurde. An der Gränze seines Gebietes standen zwei steinerne Kreuze, wo er einige Augenblicke still hielt.

„Hier fielen vor hundert Jahren zwei tapfre Männer meines Stammes," sprach er mit verhaltenem Ingrimme. „Ihr wißt es, Ritter Konrad."

„Sie fielen als Opfer eines treulosen Überfalles," erwiederte der Ritter.

Der Graf nickte bejahend. Adela sah ihren Vater fragend an. „Du hast wohl nie davon gehört?" sprach er. „Ich werde es unserm Burgpfaffen sagen, Mädchen, daß er dich ein wenig in der Geschichte unseres Hauses unterrichten soll. Das mußt du auch wissen, Adela. — Freilich —" setzte er nach einer Pause ernst hinzu — „wird man Schild und Helm mit mir in die Gruft legen, aber — ich hoffe noch Enkel zu sehen, welchen du, meine

Tochter, von den Thaten und dem Ruhme ihrer mütterlichen Ahnherrn erzählen mußt."

„Und durch welchen Unfall fielen denn jene tapfern Männer unseres Hauses?" fragte Adela, als sie den Hügel hinan ritten.

„Ein Feind erschlug sie," erwiederte der Graf, „und der Bann des Bischofs zwang ihn, jene Kreuze aufzurichten zur Sühne der That. Unsre Voralten waren so nachgiebig, sich zu vergleichen und vertragen," setzte der Graf bitter hinzu, und auf das Schloß Isselstein deutend, das eben im vollen Glanze der Morgensonne leuchtete, rief er mit stärkerer Stimme: „Von dorther zog der Mörder aus mit seiner Bande!"

Adela erblaßte, und ihre Verwirrung stieg, als ihr Vater sie ansah. „Wohl magst du schaudern vor der schrecklichen That," sprach er, „und ich hoffe, die fernsten Nachkommen unseres Hauses werden mit Schauder und Grimm auf jene Mauern blicken."

„Aber darf denn der Haß so lange forterben unter den Nachkommen, welche die alte Schuld nicht theilen?" wagte Adela nach einer Pause zu fragen.

Des Grafen Stirne wurde finſter, und er ſchwieg lange, bis Ritter Konrad ein anderes Geſpräch anknüpfte, unter welchem ſie ſich der Stadt näherten. Alles war hier bereit zu dem Kampfſpiele und alsbald wurden die Schranken geöffnet. Die edelſten Ritter waren herbei geeilt und unter ihnen auch Adolf von Iſſelſtein mit ſeinen treuen Freunden. Vor Allen glänzte der Jüngling in Waffenthaten, und ſelbſt Graf Eberhard, ein gerechter Schätzer ritterlicher Trefflichkeit, unterdrückte nicht das neidloſe Lob, deſſen er ihn würdig achtete. Adela's Augen ſahen nur ihn, und zu ihrem Sitze erhob er ſeinen Blick, ſo oft er ſeine Kraft anſtrengte, um ſich mit neuem Ruhme zu krönen.

Ein Tanz in der Burg des Herzogs, beſchloß den erſten feſtlichen Tag, und Ritter Adolf war eben ſo gewandt und anmuthig im Kreiſe der Frauen, als er in den Schranken gewaltig und furchtbar erſchienen war. Ehrerbietig trat er zu Fräulein Adela, ſie zum Tanze aufzufodern. Sie erröthete und blickte auf ihren Vater, der neben ihr ſtand. Graf Eberhard machte dem Freiherrn eine ſchweigende Ver-

beugung, aber sichtbar that er sich peinlichen Zwang an, wenn er, wie es an dem festlichen Tage zuweilen geschah, seinem Widersacher freundlich begegnete.

Adela antwortete nur einsilbig und scheu, so oft der Freiherr während des Tanzes einige Worte an sie richtete, die sein Gefühl schüchtern verriethen. Kaum war sie wieder auf ihrem Platze, als Hedwig sich ihr näherte und ihr einen Wink gab. Das Fräulein folgte ihr unbemerkt in das anstoßende Gemach.

„Alles ist verloren," sprach die Zofe. „In diesem Augenblicke vielleicht" —

„Um Gotteswillen, was gibt's?" rief Adela bestürzt. Hedwig erzählte ihr, wie man den treulosen Anschlag gemacht habe, die unbewachte Burg Isselstein während der Festlichkeiten des Turniers anzugreifen und zu erstürmen. Ihr getreuer Bruno hatte dem Mädchen, durch Schmeichelreden verführt, den listigen Anschlag gestanden. Er war im Begriffe, den voraus gegangenen Reisigen zu folgen, da man auf ihn, der das Innere und die Umgebungen der feindlichen Burg kannte, nicht wenig rechnete.

„Und mein Vater hat den Anſchlag gemacht?“ fragte Adela zitternd, „unmöglich!“

„Ihr könnt zweifeln?“ erwiederte Hedwig. „Hab' ich's Euch nicht geſagt, das Turnier wäre nur eine Liſt? Was wollt Ihr thun, Fräulein?“

„Nein, von meinem Vater kann der treuloſe Anſchlag nicht kommen. Er ſucht ſeine Feinde ſtets im offenen Felde, Stirn gegen Stirn, aber ein tückiſcher Überfall — — Verrätheriſche Freunde haben vielleicht in ſeinem Namen —“

„Betrieget Euch nicht mit ſolchen Hoffnungen,“ antwortete Hedwig. „Ich glaube, euer Vater bricht vielleicht in dieſem Augenblicke ſelbſt auf, um im Dunkel der Nacht gegen Iſſelſtein zu ziehen.“

„Komm in den Saal zurück!“ ſprach das Fräulein ängſtlich und unentſchloſſen. „Ich will ſelber ſehen —“

„Könnt Ihr Euch beſinnen, liebes Fräulein?“ hob Hedwig wieder an. „Ein Wort, und es iſt vielleicht noch Zeit, zu warnen und zu retten.“

Das Fräulein hemmte den eilenden Schritt.

Streitende Empfindungen kämpften in ihrem Herzen. Sie fühlte, daß sie dem bedrohten Ritter den rettenden Wink nicht geben konnte, ohne sich als Anklägerinn ihres Vaters herab zu würdigen. Aber sollte sie ihn der Gefahr überlassen? In diesem Augenblicke, als sie unschlüssig schwankte, kam ihr Vater, mit einem seiner Freunde in einem angelegentlichen Gespräche, auf sie zu. Hedwig verschwand, ohne dem Fräulein etwas zu sagen, und als Adela mit ihrem Vater in den Saal zurück kam, bemerkte man Bewegung unter Iffelsteins Freunden. Der Freiherr näherte sich dem Herzoge, und bat um die Erlaubniß, hundert Goldgulden in die Hände des Ritters Konrad niederzulegen, welche dem Sieger in dem Turniere bestimmt seyn sollten, wo er am folgenden Tage den Kampf fortzusetzen gedenke. Als die Bitte gewährt war, übernahm Ritter Konrad willig, aber mit kaum verhehltem, spöttischem Lächeln das anvertraute Pfand. Das Fest wurde nun geschlossen, und die Ritter verließen die fürstliche Burg, um ihre Herberge zu suchen.

„Wir bleiben nicht in der Stadt,“ sprach Graf Eberhard zu seiner Tochter. „Ich gebiete dich den kurzen Weg nach Hause und Morgen früh können wir wieder aufbrechen.“

Adela war in einer so unruhigen Bewegung, daß sie kaum antworten konnte. Hedwig, die auf des Grafen Wink herbei geeilt war, ihre Herrinn zu bedienen, lächelte schalkhaft und schien dem Fräulein Muth zuzuwinken. Schnell ritt Graf Eberhard, von wenigen Reisigen begleitet, im Dunkel der Nacht mit dem Fräulein nach seiner Burg zurück, wo er sie der Sorgfalt ihrer Zofe überließ.

„Um Gotteswillen, rede, liebe Hedwig! was hast du weiter vernommen? fragte Adela,“ als sie allein waren.

„Ich denke, wir werden bald wichtige Dinge vernehmen, liebes Fräulein, und ich glaube, nicht alle Leute können heute Nacht so ruhig schlafen, als Ihr und ich.“

In diesem Augenblicke hörte man lauten Hufschlag im Burghofe, Rüstungen und Schilde rasseln, und als das Fräulein ans Fenster eilte, sah sie mehre Reiter aus dem

Thore sprengen. „Mein Vater vielleicht?“ sprach sie ängstlich.

„Gewiß, liebes Fräulein. Es wird sich nun bald alles vor der Burg Isenstein versammelt haben, und ich glaube, wir können vom Söller in der hellen Mondnacht wohl etwas sehen.“

„Vor Isenstein, sagst du?“ erwiederte das Fräulein. „Und der Burgherr ist in der Stadt geblieben?“

„Ihr meinet, weil er das Pfand zurück gelassen hat? Ei das war recht schlau. Aber Ihr hättet sehen sollen, Fräulein, wie er Feuer fing, als ich ihm die Warnung gab.“

„Du hast ihm die Warnung gegeben?“ erwiederte Adela überrascht, aber sichtbar von banger Bekümmerniß erleichtert.

„Gleich, als ich vor dem Saale aus eurem Augen verschwunden war,“ hob Hedwig wieder an. „Und ich denke, dazu paßte ich am besten. — Aber seht dort das Feuer!“ fuhr sie fort, in die Ferne deutend. „Das ist ja nahe bei Isenstein.“

Das Fräulein sah mit großer Unruhe die

immer höher lodernde Flamme; aber bei dem hellen Scheine ließ sich immer deutlicher erkennen, daß es nur am Fuße des Berges brannte, und die Burg Isenstein mit ihren hohen Zinnen und Thürmen unversehrt über der Dampfwolke stand, als hätte sie kühn allen Angriffen Trotz geboten. So günstig dieß zu seyn schien, es konnte doch keine volle Beruhigung geben, und ängstlich blickte Adela vom Söller in die erleuchtete Ferne, ob sie etwas erspähe, das ihr über den Erfolg des Unternehmens ein Zeichen gäbe. Dumpfe Töne, wie von wildem Kampfgewühle, kamen bald näher und entfernten sich bald wieder. Hedwig, die unterdessen Kundschaft unter dem Burggesinde eingezogen hatte, brachte ihr die Nachricht, daß Graf Eberhard selber mit vielen Reisigen ausgeritten war, und seine siegreiche Rückkehr bei Tagesanbruch erwartet wurde.

Als nun der Tag zu grauen begann, erloschen die lodernden Flammen in der Ferne, und die Burg Isenstein blieb in Rauch und Morgennebel gehüllt. Tiefe Stille herrschte weit umher. Man hörte nur das Schwirren

der Nachtvögel, die ihre Wohnung in dem öden Gemäuer eines verfallenen Thurmes seitwärts vom Söller wieder aufsuchten, und bald das muntre Lied der aufsteigenden Lerche. Die Rose bat das Fräulein, sich zur Ruhe zu legen und den Erfolg abzuwarten, der nach ihrer Meinung für die Burg Isenstein nicht verderblich gewesen seyn konnte.

„Geh hinunter, Hedwig! und ziehe Kundschaft ein," sprach Adela. „Mit anbrechendem Morgen wird gewiß Botschaft von meinem Vater kommen. Melde mir sogleich alles, was du erfährst. Nimm das, gutes Mädchen!" setzte sie hinzu, einen zierlichen Ring vom Finger ziehend, „behalt' es als einen Lohn für deine Treue."

Hedwig küßte lebhaft die Hand der lieben Herrinn, und wußte recht gut, was ihr so reichen Lohn verschafft hatte. Adela blieb allein auf dem Söller, und erschöpft von Müdigkeit, und von den lebhaften Bewegungen, die ihr Gemüth erschüttert hatten, wäre sie fast hingesunken, hätte nicht der frische Morgenwind sie aufgeregt, und die unruhige Erwartung sie

munter erhalten. Als die Morgenröthe die Gipfel der Berge erleuchtete, glaubte sie ein entferntes Geräusch zu hören, und als es immer näher kam, sah sie bald einige Reiter aus einer Schlucht am Fuße des Burgberges heraufsprengen. Nach einigen Augenblicken folgten viele Knappen und Reisige in ziemlicher Unordnung und deutlich erkannte sie ihres Vaters glänzende Rüstung und seinen rothen Helmbusch. Unten am Berge ordnete sich der Zug und ging langsam den dunklen Hohlweg hinan, der zur Brücke des Burgthores führte. Adela ging in ihre Kammer, damit ihr Vater sie nicht in so früher Stunde auf dem Söller sehen sollte. Bald nachher kam Hedwig eilig herein. Ihr Gesicht verkündigte eine unglückliche Botschaft. Der nächtliche Angriff auf die Burg Isenstein war abgeschlagen, Ritter Konrad im Sturme gefallen, aber der Freiherr von Isenstein gefangen. So lauteten die Nachrichten, die sie mit unruhiger Hast meldete.

Adela war einige Augenblicke stumm vor Bestürzung. „Der Angriff abgeschlagen, sagst du, und der Freiherr dennoch gefangen?“

»So haben mir die Knechte gesagt,« antwortete Hedwig. „Bruno ist noch nicht da. Man hat den Gefangenen vor der Burg im Gefechte ergriffen. Ich habe ihn selber gesehen, als sie ihn über den Burghof in den Thurm führten. Seine Helmhaube war tief ins Gesicht gedrückt; Wuth und Scham schienen ihn ganz außer sich zu bringen.«

„Im Thurme, sagst du, im Thurme gefangen?« sprach Adela heftig bewegt. „Und mein Vater?« setzte sie nach einer Pause hinzu.

„Er sieht sehr finster aus,« erwiederte die Zofe. »Ich hab' es selber gehört, wie er zu den Knechten sagte, als sie den Gefangenen brachten: ›In den Thurm und daß ihr ihn scharf bewacht. — Und nach Euch hat er schon gefragt, Fräulein.«

Adela zitterte. „Ich gehe zu ihm,« sprach sie nach einer Pause gefaßter, und als sie langsam die Wendeltreppe hinab durch die dämmernde Halle gegangen war, erschien sie ziemlich ruhig vor ihrem Vater. Er erwiederte ihren Gruß mit wenigen Worten, nur nicht so freundlich als gewöhnlich. Verdruß und Unlust

sah man auf seinem Gesichte. Er sagte nur wenig, als Adela schüchtern das Gespräch auf die Ereignisse in der verflossenen Nacht leitete. „Ein Unglück," sprach er, „und man wird es verschmerzen, aber eins läßt sich nicht vergessen," setzte er bewegt hinzu, „der Verlust eines treuen Freundes. Ritter Konrad ist gefallen, meine Tochter, tapfer, wie er gelebt hat, und ich glaube, du wirst mit mir seinen Tod beklagen, wenn ich dir sage, daß ich in ihm den würdigsten Mann gefunden, der dich hätte glücklich machen können."

Adela schlug errötend die Augen nieder, und schwieg einige Augenblicke, ehe sie antwortete, daß ihr der Tod eines Mannes schmerzlich sey, den ihr Vater geachtet und geliebt habe. Graf Eberhard ließ sich nicht weiter über die heimlichen Vorfälle aus, und brachte mit keinem Wort auf den Gegenstand, der dem Fräulein zunächst am Herzen lag. Hedwig konnte während des ganzen Tages keine gewisse Nachricht erhalten.

Unruhig ging das Fräulein gegen Abend auf und nieder in dem Garten, der auf dem

breiten Rücken des Burgberges lag. Der Thurm, wo der Gefangene saß, erhob sich an der nördlichsten Ecke der Burg über dem schroffen Abhange; aber sie sah das matt erleuchtete Fenster auf der Gartenseite und glaubte erst einen wandelnden Schatten zu erblicken. Während sie gedankenvoll umher ging, hörte sie unten im Gebüsche am Abhange des Berges, durch welches ein Pfad sich zog, eine schöne männliche Stimme:

Es zogen die Ritter den Berg hinab
Weit weit —
Und lustig voran ging's im eiligen Trab,
Zum Streit, zum Streit, zum Streit.

Hoch oben erglänzet das feste Schloß
Fern her —
Da riefen sie fröhlich und spornten das Roß:
Das Nest ist leer, ist leer.

Und wie sie nun an dem Thurme schaun
Hinauf —
Da bricht's aus dem Thor, und bald heißt es: Traun!
Wer's kann, der lauf', der lauf'.

Das Fräulein konnte, trotz ihrer trüben Stimmung des Lächelns sich nicht erwehren, als

sie hörte, wie der muntre Sänger über einen Unfall scherzte, den er wahrscheinlich selber mit empfunden hatte. Ein lautes Klatschen folgte dem Gesange, und als nun bald ein helles Stimmchen die letzten Worte spottend wiederhohlte; merkte sie, daß ihre Zofe den hübschen Bruno, oder er sie im Gebüsche gesucht hatte.

„Und so war's billig und recht," setzte das Mädchen hinzu. „Wer so die Fehde führt, der kann nichts besseres erwarten."

„Meinst du?" erwiederte Bruno. „I nun, so ganz unrecht hast du nicht. Ich lieb' es auch, den Krieg offen zu führen gegen Burgen und gegen Mädchen. Höre, ich will dir noch ein neues Liedchen *) singen, das ich heute von einem gefangenen Buben des Isselsteiners gelernt habe, den ich hieher führen mußte."

Es ging ein holdes Mägdlein hin
Und blieb beim Wächter der Zinne stehn,
„Lieb Wächter, siehst jemand mit fröhlichem Sinn,
Wenn's dunkelt, heute du zu dir gehn,

---

*) Nach dem Burggrafen von Linz, in der Manessischen Sammlung, I. 90.

So sprich du fein leise: Wer ist da?
Doch sag's nicht trotzig und frevelnd gar.
Spricht er denn gleich zu dir ein Ja!
So weißt du, daß es der Rechte war.
Dann winke du ihm ans Fensterlein;
Deß lohnet dir auch das Fräulein mein.«

„Nun hast du's verstanden, lieb Hedchen?“

„O das ist wohl sehr deutlich,“ antwortete Hedwig. „Und weiter?“

„Weiter? Nun ist das nicht auch klar? Komm, Hedwig, das muß ich dir ganz leise sagen.“

Da harret der Wächter nicht lange hernach,
Da kam der Hochgelobte ihm nah,
Und alsbald leise der Wächter sprach,
Des Lohns erfreuet: Wer ist da?
»Ich bin's, ich bin es, der Minne begehrt;
Ein Wächter, du oben ein treuer Hort!«
Ihr sind wohl, ich glaub' es, der Minne werth.
Ich komme, drum wartet an diesem Ort,
Nun tretet herein! so ward ihm kund;
Und er kußt —

„Pfui, Bruno!“ rief Hedwig, „steht das auch in dem Liede?“

»Freilich! der Reim heißt ja:“

Den rosenrothen Mund.

„Aber des Fräuleins Mund ohne Zweifel!“ erwiederte die Zofe.

„Gleichviel, ein rosenrother Mund ist immer zum Küssen, wenn er so lieblich uns anlacht. Doch — weil du vom Fräulein sprichst — du weißt, im Thurme sitzt der arme Gefangene. —“

„Der Freiherr von Isfelstein?“

„So heißt es, und ich fürcht' es selber. Es wird ihm wohl schwer und weh ums Herz seyn. Ich möcht' ihm gern etwas Gutes erweisen, für das Gute, so er mir gethan hat, als ich ein Bube war. Wie wär' es, wenn ihm das Fräulein einen Labetrunk zur Stärkung schickte? Ich darf's nicht wagen; aber wenn man euch Weiber auch ertappte, man schrieb' es eurer weichen Gutherzigkeit zu, und ließ' euch laufen.“

Adela ward sehr bewegt durch diese Worte, und in der ersten Aufwallung ihrer Empfindung stand sie schnell an der Thüre, die aus dem Burghofe in den Garten führte, um Hedwig ihre Befehle zu geben. Aber wie sollte die Zofe zu dem streng bewachten Gefangenen kommen?

Doch wenn es ihr möglich wurde, könnt' es nicht der listigen Zofe, die schon einmal den Bedrohten gerettet hatte, gar gelingen, den Wächter zu täuschen, und die Kerkerthüre zu öffnen? Adela ergriff lebhaft diesen Gedanken, und Hedwig, die ihr entgegen kam, hatte nicht nöthig, ihren Vorschlag erst auszusprechen.

Das muntre Mädchen eilte, ihren Auftrag auszurichten, und kam nach einer Viertelstunde zurück, mit einer vollen Kanne des ältesten Weines, und mit der Nachricht, daß sie den Wächter des Gefangenen durch ein freundliches Wort gewonnen habe, „aber der eigensinnige Mensch," setzte sie hinzu, „mache es durchaus zur Bedingung, daß ihm das Fräulein mit eigenem Munde die Weisung gebe, dem Gefangenen die Labung zu reichen." Adela hatte schon den geheimen Wunsch gehegt, den Gefangenen wenigstens unbeobachtet aus der Ferne zu sehen, und sie besann sich nicht lange, dem Verlangen des Wächters zu willfahren, da sich dann leicht Gelegenheit finden konnte, einen flüchtigen Blick in den Kerker zu werfen.

Sie war, die Zofe erwartend, fast bis an

den Eingang des Thurms gekommen, wo der Gefangene saß, und der letzte Schritt wurde nun desto leichter. Zitternd erstieg sie an Hedwigs Hand die dunkle Treppe, von welcher des Wächters Fackel ihnen entgegen schimmerte. Jetzt standen sie in dem schmalen Gange vor dem Kerker. Der Wächter, dem das Fräulein ihren Wunsch mittheilte, schob die schweren Riegel zurück und öffnete leise die Thüre, um die Zofe hinein treten zu lassen. Das Fräulein blieb draussen, und blickte mit pochendem Herzen in das Gemach, wo der Gefangene mit gestütztem Haupte bei dem matten Lichte einer eisernen Lampe saß. Er sah empor, als Hedwig mit dem Weinkruge zu dem Tische trat, und Adele erblickte mit lebhafter Überraschung — ein fremdes Gesicht. Die Zofe, der die Züge des Freiherrn von Isselstein nicht so tief eingeprägt waren, erkannte ihren Irrthum nicht eher, bis sie den Krug mit einem freundlich tröstenden Worte vor den Gefangenen gesetzt hatte. Bestürzt trat sie einen Schritt zurück, und hörte kaum die Worte, womit der Gefangene für die überraschende Gabe dankte.

„Euer Fräulein schickt es mir?“ hob er nach einem Augenblicke wieder an. „Bringt ihr meinen Dank, liebes Mädchen, für den Antheil, den sie mir beweiset. Was ich nicht zu vergelten vermag, wird vielleicht ein treuer Freund wieder gut machen können.“

Adela verlor diese Worte nicht. Das Abenteuer hatte sie überrascht, und nun ziemlich beruhigt über das Schicksal des Geliebten, wollte sie auch ihre Neugierde befriedigen. Sie konnte den Gefangenen bei dem Scheine der Lampe genau betrachten, als er sich zu Hedwig wendete, und erinnerte sich nicht, ihn je gesehen zu haben; aber aus seinem Unfalle und selbst aus seinen Worten mußte sie schließen, daß er ein Waffenbruder des Freiherrn von Isselstein sey. Hedwig kam bald aus dem Gefängnisse zurück, das der Wächter sogleich wieder verriegelte. Sie war froh, daß der Freiherr nicht gefangen war, und erzählte nun dem Fräulein, was sie unterdessen von dem großen Verluste des Grafen und seiner Anhänger bei dem mißlungenen Angriffe erfahren hatte.

Adela erhielt volle Bestätigung dieser Nach-

richten, als sie bald nachher in ihres Vaters Gemach kam. Es war ein Ritter bei ihm, mit welchem er in ein ernstes Gespräch sich so sehr vertieft hatte, daß Beide das Fräulein nicht bemerkten.

»Mich vertragen?« sprach der Graf lebhaft, als Adela herein trat. »Ist der Rath alles, was Ihr mir zu bieten habt? wahrlich, das lohnte die Rede! nein, und wenn noch einmal so viele meiner Getreuen vor den Mauern seiner Burg begraben werden sollten ehe ich mich herab würdige, Frieden von ihm zu erbitten.« —

»Ihr mißkennt den Freiherrn,« erwiderte der Ritter. Er ist wahrlich ein edler Mann, und würde Euch eher nachgiebig entgegen kommen, selbst nach dem Siege, als Euch harte, oder schmähliche Bedingungen ersinnen. Wenn Ihr wüßtet, Graf von Woldenberg, wie hoch er Euch ehret! meine beste Burg gäb' ich darum, hat er noch neulich gesagt, und wollte gern ein Kloster stiften, oder als Pilger ins heilige Land ziehen, wenn die unglückliche Fehde mich nicht mehr zwänge, gegen den

Mann zu stehen, den ich vor Allen als ein Vorbild ritterlicher Tugend achte."

Der Graf sah den Ritter mit einiger Überraschung an und schwieg gedankenvoll, als er aber seine Tochter gewahr wurde, die schüchtern an der Thüre stehen geblieben war, sprach er, kurz abbrechend: „Genug davon!"

„Du hast viel kriegerischen Lärm hören müssen in diesen beiden Tagen, mein liebes Kind," fuhr er fort, des Fräuleins Hand freundlich drückend. „Laß dich dadurch nicht stören. Sitze fromm und fleißig in deiner Kammer, und bete, daß unseres Hauses Ehre siege, wofür dein Vater und seine wackeren Freunde streiten."

„Ich bete, mein Vater, daß Gott Euch mit Glück und Ruhm des Friedens Segen gebe," erwiederte Adela, und barg, sich neigend, die erröthende Wange an seiner Hand.

Als sie bei dem Nachtessen saßen, ward gemeldet, daß ein Knappe des Freiherrn von Isselstein mit friedlicher Botschaft Einlaß begehre. Der Graf schien überrascht zu seyn, und gab nach einigen Augenblicken Befehl, den

Freunden herein zu führen. Der Knappe, ein einnehmender Jüngling, brachte einen freundlichen Gruß von dem Freiherrn, der um die Freiheit seines gefangenen Freundes bat, und es dem Grafen überließ, das Lösegeld zu bestimmen. Des Grafen finstre Stirne schien eine abweisende Antwort anzukündigen. Sein Freund, der junge Ritter, wagte ein versehnendes Wort. Durch sein Beispiel dreist gemacht, bat auch das Fräulein, die friedliche Eröffnung geneigt aufzunehmen, und hoffte günstiges Gehör zu finden, da sie von Hedwig wußte, daß unter den Knappen des Grafen die Meinung herrschte, es habe vor Allen Ritter Konrad den Haß ihres Vaters gegen den Freiherrn gereizt und auch den mißlungenen treulosen Anschlag ersonnen.

Graf Eberhard verwies die Bittenden mit ungeduldiger Gebehrde zur Ruhe. „Sagt euerem Herrn," sprach er darauf zu dem Knappen, „ich behalte meinen Gefangenen, so lange die gerechte Fehde dauert; Lösegeld nehm' ich nicht."

Betroffen von der rauhen Antwort, blieb

der Knappe stehen, und schien noch ein Wort wagen zu wollen.

»Gott befohlen!« fuhr der Graf, schnell einfallend, fort.

Der Knappe neigte sich und ging. Eine tiefe Stille herrschte. Adela schlug zitternd die Augen nieder. Der Ritter fühlte, daß er den Grafen durch jedes neue Wort über den Gegenstand der Botschaft nur reizen würde, und suchte ein andres Gespräch anzuknüpfen. Der Graf aber mochte die wahrscheinlichen Folgen der rauh abgewiesenen Friedensbothschaft still bedacht haben, und als hätte er einen Angriff besorgt, oder selber angreifen wollen, gab er plötzlich Befehl, seine Reisigen zum Kampfe zu rüsten, und bei Tagesanbruche zu einem Kriegszuge bereit zu seyn.

Kaum hatte er seinen Willen verkündet, als ein lautes Geräusch am Burgthore verrieth, daß ein später Gast Einlaß begehrte. Es sey der Freiherr von Iffelstein, meldete im nächsten Augenblicke mit unruhiger Hast ein Diener.

„Der Freiherr von Iffelstein?“ rief der Graf aufspringend. „Ha! mir das? Fort!

Fort! Alles zu den Waffen! Er soll büßen für diesen Frevel, so lange mein Arm sich regen kann.«

„Er ist unbewaffnet vor dem Burgthor und nur ein Knecht begleitet ihn,« erwiederte der Diener. „Ich hab' es selber gesehen.«

„Allein? Unbewaffnet? Eine List, nichts als eine List,« erwiederte der Graf.

»Er bittet nur für sich allein um Einlaß,« hob der Diener wieder an. „Er begehrt nur ein Wort mit Euch zu sprechen, Herr Graf.«

„Was könntet Ihr dabei wagen?« sprach der Ritter. »Ich wette, er wird Friedensanträge machen, und Euch einen Beweis seines unbegränzten Vertrauens geben wollen.«

»Laßt ihn herein,« befahl der Graf. „Ich erwarte ihn hier.«

Es war eine lange Pause. Graf Eberhard ging schnell auf und nieder und schien mit sich selber zu kämpfen. Adela verbarg kaum ihre heftige Bewegung. Der Ritter ermahnte noch einmal zur Versöhnung.

Adolf von Isselstein trat mit dem Ausdrucke eines edlen Selbstgefühles in den Saal;

als aber sein erster Blick dem Fräulein begegnete, schien er einen Augenblick zu brauchen, um ruhigere Fassung zu gewinnen.

„Was führet Euch zu mir, Freiherr von Isselstein, in so später Stunde?“ sprach der Graf ernst.

„Es ist die Stunde, wo ich erfahren habe, daß mein Freund in eurer Gewalt ist, Graf von Woldenburg. Er wehrte in der letzten Nacht den Todesstreich ab, der mir drohte, und ward in der Verwirrung des Gefechtes gefangen. Wohlan, gebt ihm die Freiheit — aber sagt's ihm nicht, er würde sie nicht annehmen um solchen Preis — und behaltet mich — Ihr seht ja, ich bin wehrlos — behaltet mich als euren Gefangenen.“

Der Graf sah ihn einige Augenblicke mit stummer Überraschung an. »Freiherr von Isselstein,« sprach er nach einer Pause, »ich bin nicht aufgelegt, mit Euch zu scherzen.“

»Und ich rede ernst von ernsten Dingen,“ erwiederte Jener. »Noch einmal, gebt meinem Freunde die Freiheit und öffnet mir sein Gefängniß.“

Der Graf war sichtbar bewegt. Er ging einige Male hastig auf und nieder, und blieb dann vor dem Freiherrn stehen. „Ja,“ sprach er, „ich möchte Euch gefangen nehmen, um Euch für immer fest zu halten. — — Euer Freund ist frei von Stund' an, aber —“ setzte er lebhaft hinzu, dem Freiherrn die Rechte bietend — »Eure Freundschaft fodre ich als Lösegeld.«

Der Freiherr drückte gerührt die dargebotene Hand. »Wem ich sie gebe,« sprach er, »der hat sie auf ewig.«

Adela wurde von diesem Auftritte so lebhaft ergriffen, daß selbst dem Ritter ihre heftige Bewegung auffiel. »Wohlan, meine Tochter,« sprach Graf Eberhard zu ihr: »fülle die Becher zum Willkommen. Es hat wohl lange nicht ein Isselsteiner hier Gastfreundschaft genossen; von nun an aber soll's öfter geschehen, hoff' ich.«

Der Gast kam oft in den nächsten Monaten und ward immer freundlicher bewillkommt, bis er endlich kam, das schöne Fräulein auf seine Burg zu führen. Auf der Stelle, wo die

steinernen Kreuze standen, erbaute er, sein Gelübde zu lösen, ein Frauenkloster, und oft, wenn die Abendglocke des Kirchleins im anmuthigen Thale hinauf schallte, erzählte Adela ihren Kindern, wie vor Zeiten die freundlich vereinten Stammbuegen durch Zwietracht getrennt gewesen, und sprach dann mit mildem Tone: »Die Friedfertigen werden Gottes Kinder heißen!«

III.

Die gute Zeit.

Gestern hatt' ich einen seltsamen Traum: ich befand mich auf einer ungeheuern Ebene, worauf eine unzählbare Menge Menschen aller Länder, von Kamtschatka bis nach Spanien und aller Zeitalter, vom »Es werde Licht« bis zum 31sten Dezember 1820 versammelt waren.

Meine Tante war bei mir, eine gute alte Frau, welche die alten Sitten und die gute alte Zeit über Alles liebt. — Sie sah einen Mann, seiner Kleidung nach aus den Zeiten Ludwigs XIV. O, was war die Zeit dieses großen Königs doch für eine gute Zeit! rief meine Tante. — Hohle dich der Henker, unbesonnene Schwätzerinn, sagte der Mann mit der großen Perücke, diese Zeit war eine Hol-

lenzeit, Kriege, Armuth, Laster, Verderbtheit der Sitten, Faulheit und Stolz, das hab' ich dazumal gesehen. Jenen Mann sieh an — den dort mit dem zurückgeschlagenen Hut und der dicken Halskrause, der lebte unter dem guten Heinrich, der hat die gute Zeit gesehen. Was hab' ich gesehen? — versetzte der eben beschriebene Mann — gute Zeit? — ja — Bürgerkriege, Aufruhr, Morde, Mönchsregierung, Einkerkerungen und Hungersnoth. Dort blicke hin auf jenen Krieger mit dem Brustharnisch, Armschienen, Schild und Lanze, der lebte in der guten Zeit. — Du irrst sehr — erwiederte der Krieger Carlmanns, du hast also nichts gehört von den Zauberern, von den Wegelagerern, von dem Faustrechte? dort der Mann in der Tunika der Römer, der hat in der guten Zeit gelebt. — Beim Hercules! das ist arg, schrie der Tibermann, hast du denn den Suetonius und Tacitus nicht gelesen, kennst du Tiberius, Caligula, Nero und Caracalla nicht? — Dort wirf deine Augen hin auf Jenen in der Toga, der kann dir die gute Zeit beschreiben, der hat noch zu Zeiten der Republik gelebt. Beim Bachus, rief

der Mann mit dem krausen Barte, die Zeiten der Republik waren die elendesten. Schlachten, Dezemviren, Aufruhr, das Volk auf dem heiligen Berg, das agrarische Gesetz, Wahlen durch Faustkämpfe, ewige Dicktaturen, Verweisungen ins Exil, nennst du das gute Zeit? — Dort schau hin, dort steht ein Athenienser, der hat die gute Zeit gesehen. Ja, die eiserne Zeit, sprach der Athener. Armes Griechenland, welches in hundert kleine Staaten zerstückelt war, wovon einer den andern verschlingen wollte — kleine Reiche, kleine Republiken, große Tirannei, Democratie, Aristocratie, Oligarchie, Faktionen, Kriege, Verrätherei, Sclaverei unter der Benennung Freiheit, das war Griechenland. Siehst du jenen Mann dort in der Thyara, er hat Semiramis gesehen, damals war die gute Zeit. O! welche Sprache, seufzte der Mann in der hohen Mütze! Ninive, Ecbatana, Babylon, Suza, Persepolis, erbärmliche Städte! — verruchtes Zeitalter, unglückliches Asien, dort jener ehrwürdige Alte — er heißt Adam, der hat die gute Zeit gekannt und nur der allein hat sie gekannt. — Daß dich

die Schlange beiße, rief der Altvater, damals gab's nur ein einziges Weib, mit der hatt' ich zwei Söhne, wovon Einer den Andern erschlug. Die gute Zeit müßt ihr auf Erden gar nicht suchen, nur über den Sternen ist sie zu finden.

L. F. Castelli.

IV.

Die Rosen.

Erzählung

von

Julie von Smith.

1.

Millionen Sterne blickten hell und freundlich auf den Blumenteppich im Garten der Burg Felsheim; in den Schleiern des Abendnebels wiegten sich suße Blumendufte und flatterten der träumenden Ida entgegen, welche in das hohe Fenster gelehnt, im Anschauen der nächtlichen Scene und in dem täuschenden Spiele ihrer regen Einbildungskraft sich verlor. Der Mond warf seine Silberstrahlen auf die Gegenstände umher, die sich unter ihrem Einfluß zuweilen recht seltsam gestalteten. Dem unruhig umherschweifenden Blicke des Mädchens schienen sie oft Manches in ihr lebende Bild so deutlich darzustellen, daß sie starr hinausesehend sogar ihren Athem zurückhielt, um ja an der Erscheinung nichts zu stören. Jetzt regte sich et-

was im Halbdunkel der ſchlanken Bäume; das ſehnſuchtige Herz pochte ungeſtüm. Sie fühlte ſich wie gezwungen, ſich über das Fenſter ſo weit als möglich zu bücken, um alles genauer auszunehmen. Jemand trat hervor, ſie wähnte Gang, Wuchs, kurz das ganze liebliche Bild ihres Innern verwirklicht zu erkennen. — Die Geſtalt kam näher und — der Gärtner Thomas ſchritt einher. Unwillig über die Selbſttäuſchung, ein wenig beſchämt über das raſche Spiel ihrer Phantaſie, die ihr jede Wahrſcheinlichkeit vergeſſen machte, verließ Ida das Fenſter von den verſchiedenſten Empfindungen bewegt. Sie nahm zerſtreut ihre Guitarre in die Hand, jedoch die Saiten, deren Ton ſich ſonſt doppelt kräftig und ſchön in ihrem Spiel ausnahm, klangen jetzt kaum vernehmbar unter dem unſichern Griffe; ſie wollte ſingen, aber die Worte des Dichters ſo wenig im Einklange mit ihrer Seele, erſtarben auf den zitternden Lippen, welche nur heiliges und tiefes Empfinden der erſten Liebe ausſprechen wollten. Sie legte das Inſtrument bei Seite, und fühlte ſich nun erſt recht allein, da nichts dem Unermeßlichen in

ihrer Brust befriedigend entsprach. Drückend wurde ihr die Luft im kleinen Zimmer und in einer Minute stand sie mitten unter den hellen Blüthen im Garten. Da ward ihr besser. Mit Wohlgefallen betrachtete sie die schönen Töchter des Sommers. Alle hoben vom abendlichen Thau erquickt frischer ihre Häupter empor. Da gewahrte sie in deren Mitte eine kostbare fremde Pflanze, die verwelkt und halb entblättert sich traurig zur Erde neigte. Die Mittagssonne hatte sie mit ihren glühenden Strahlen beinahe vernichtet, und die schwarzen ausgebrannten Zweige bildeten den grellsten Kontrast mit den anziehenden Farben der nachbarlichen Blumen. Da zertrat ein schmerzliches Bild der Wahrheit Ida's Sehnen und Hoffen. »Arme Blume —« sprach sie bewegt, — »die geht es wie mir an jenem Abend, wo ich im zahlreichen Kreise der schönen Frauen und Mädchen die einzige war, auf welche sein Auge mitleidig ruhte. — Der Kenner wird dich wohl bewundern wegen deines seltenen innern Werthes, aber dennoch kalt an dir vorübergehn, unwillkührlich wird er die Hand nach der lieblichen Rose ausstrecken, die

er im Grunde freilich in jedem Garten erblickt, deren reizendes Aeußere ihm aber immer neu erscheint."

Ida erschrack nun über das harte Wort, welches sie über ihr eigenes Leben ausgesprochen hatte. Zum ersten Mal drängte das Bedauern um ihre vorige Schönheit bittere Thränen aus ihren Augen. Sie floh den Anblick dieser Unglück verheißenden Blume und kehrte kummervoll in ihr Zimmer zurück. Ein Gedanke hatte die ganze herrliche Natur und die freundliche monderhellte Sommernacht jedes Schmuckes beraubt, und hatte für sie die Erde so wie ihre Zukunft mit einem kalten eisigen Schleier bedeckt. — Sie hob den thränenden Blick zum Himmel empor, als sollte sie dort allein Trost und Erfüllung ihrer Wünsche finden. Wohl trug das gute Mädchen in ihrem Busen ein Herz so treu, so rein wie der blaue Himmel, so hell wie die seligen Sterne. Alle Tugenden eines wahrhaft zarten weiblichen Sinnes verliehen ihrer Seele einen eben so unvergänglichen Glanz als jenes Licht von oben, aber grausam hatte die Krankheit das schöne

Werk des Schöpfers in seiner äußern Form zerstört.

2.

Ida's Schönheit und Anmuth in ihrem fünfzehnten Jahre gebot Bewunderung, und die unendliche Güte ihres reichen Herzen erwarb ihr allgemein Wohlwollen und Liebe. Ihre Eltern, deren einzige Freude und Stolz sie war, hatten alle ihre Mühe und Sorge daran gewendet, der gegen sie so freigebigen Natur durch die feinste Bildung beizustehen. — Ida hatte eine Cousine, mit welcher sie erzogen wurde, und für die sie der Gegenstand einer wahrhaft schwesterlichen Anhänglichkeit war. — Rosa war um einige Jahre jünger, hatte ein Gesichtchen eben so hübsch und blühend als es ihr Name zu verlangen schien, und alles Anziehende, was eine gute Erziehung zu geben vermag, verband sich mit dem zauberischen Liebreiz ihrer wahrhaft junonischen Gestalt. Doch Tiefe des Gemüths kannte sie kaum dem Namen nach, hatte wohl auch nie gewußt, was Gemüth eigentlich bedeute, noch weniger es gefühlt, und so glich sie einem Uhrgehäuse, besetzt

mit prächtigen Brillanten, dem jedoch das Werk mangelt! — Nichts als ein leeres Behältniß. — Das konnten aber fremde Menschen nicht beurtheilen. Die Brillanten sprühten ein so schönes Feuer, daß die geblendeten Augen verwirrt und kurzsichtig wurden. Besonders auffallend war ihr Glanz in zahlreichen Versammlungen, je mehr Lichter, desto mehr Funken und die unmäßige Eitelkeit des Mädchens, verleitete sie alles aufzubieten, wenn sie die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollte. Das anspruchlose Betragen Idas, bei ihrem unendlich größern Werthe, stach dagegen wunderbar ab. — Beide Mädchen aber galten überall für seltene Erscheinungen, und die ganze umliegende Gegend betrachtete sie als Muster.

Glücklich in ungetrübter Ruhe verlebte Ida ihre Kindheit bei geliebten Eltern und in der Nähe der Freundinn, deren Schloß am Fuß des Berges lag, auf welchem sie selbst in dem ihrer Familie wohnte. — Jetzt wurde sie von jener fürchterlichen Krankheit überfallen, welche das Schicksal ihres Lebens bestimmte. — Sie genas — aber spurlos war das schöne Antlitz

verschwunden; statt dessen stellten sich den erschrockenen Eltern fremde, von den Blattern grausam zerrissene Züge dar. Ein Ausdruck milder Güte war das einzige, woran sie noch ihr armes Kind erkannten, und der zarte reizend geformte Wuchs war ihr allein von ihrer vorigen Schönheit geblieben. Ida ertrug diesen Verlust mit himmlischer Geduld, aber einen Schrei des Entsetzens kostete es sie dennoch, als sie sich zum ersten Mal im Spiegel erblickte. Nach diesem Augenblick jedoch unterdrückte sie sorgfältig jede Klage, um den Kummer der guten Eltern nicht zu vermehren. Sie rief muthig ihre vorige muntere Laune zurück, und gewann sie um so leichter, als der leichte Sinn ihres damaligen Alters wohl auch viel zu ihrer Beruhigung beitrug. — Nun arbeitete sie an der Ausbildung ihres Geistes noch emsiger, um wenigstens durch Liebenswürdigkeit andere Mängel zu ersetzen. Die Jahre brachten sie selbst dahin, daß sie recht ruhig und ungezwungen über ihr, wie sie es nannte, verunglücktes Gesicht scherzen konnte, ja sie war selbst im Stande, ein Bild, ihre frühern Züge darstellend, in ihrem

Zimmer aufstellen zu lassen. Zog das wahrhaft schöne Gemälde die Aufmerksamkeit auf sich, so stand sie dann vor dem Bewunderer und versicherte in einem komisch bedauernden Tone, wie dim ich gewesen.«

3.

Ida war jetzt zwanzig Jahre alt geworden. Noch hatte sie nie den leisesten Wunsch gefühlt, die Liebe eines Mannes zu erwecken, auch hatte dieß bis nun noch keiner bei ihr vermocht. Seit zwei Jahren lebte sie nur, um den Tod ihrer zärtlich geliebten Eltern zu beweinen, und die tiefe Trauer ihres Herzens hatte sie bis jetzt in ihrer Einsamkeit zurückgehalten. — Ein Anverwandter, der zu ihrem Vormund ernannt wurde, hatte sich mit seiner Frau in ihre Nähe gezogen, und die Sorge, welche sie für diese alten Leute trug, war nun das einzige Interesse ihres Lebens.

Am ersten Mai drang die Frühlingssonne recht hell und freundlich durch eine kleine Oeffnung der seidenen Vorhänge bis zum Bett der schlafenden Ida, und neckte sie mit ihren lockenden Strahlen so lange, bis sie erwachte.

Unwillkührlich blinzelte sie über den Glanz der frühen Besucherinn und stand hastig auf, um sich an der Schönheit des Morgens zu erquicken. Sie riß das Fenster auf und besah mit Entzücken das Gemälde, das vor ihr lag. Auf ihren Lippen schwebte ein frommes Dankgebet, welches sie recht vom Grunde ihres Herzens an den Schöpfer aller Herrlichkeiten richtete, und ihr guter Engel trug es wohlgefällig zu Gott, denn er wußte, daß es rein und seiner würdig war. — Doppelt lieb war ihr die schöne Aussicht, denn die weißen Mauern der freundlichen Wohnung ihrer Rosa schimmerten ihr entgegen, und dabei lachte ihr das noch ungetrübte Glück der Freundschaft und die tausend Erinnerungen, die sich daran knüpften. — Sie hätte gern mit dem Cousinchen über ihr spätes Aufstehen geschmollt, da sie nun die Lust des Morgens allein genießen mußte. Aber die Sonne hatte dießmal den Scharfsinn eines Weibes gebraucht und nur jene geweckt, welche sie recht aufrichtig bewundern würde. — Mochte doch Rosa schlafen, so lange sie wollte, sie hätte den wahren Genuß Ida's selbst wachend

nicht getheilt, und kaum begrüßen. Ida's Seele war jetzt recht heiter gestimmt, aber gerade dann, wann ihr so zu Muthe war, fiel ihr ein, daß die guten Eltern ihre Freude nicht mehr theilen, oder sich der ihrigen freuen konnten. Da drängte es sie jedes Mal zu ihrem einfachen Grabhügel und dort weinte sie aus Neue, daß sie sich ohne sie hatte freuen oder den Schmerz ihres Verlustes auf kurze Zeit hatte vergessen können. An diesem Morgen erging es ihr eben so; mit beklommenem Herzen schritt sie durch den Garten den Weg zum Kirchhof der Schloßkapelle. Sie brach alle ersten Blüthen des Jahres, die ihr begegneten, sammelte sie in ihre Schürze und ihre Wehmuthsthränen fielen als Morgenthau auf diese ihren Eltern bestimmte Gabe herab. Ihr entschlummerter Vater hatte gesagt: „wenn ich sterbe, wünschte ich unter freiem Himmel meine letzte Wohnung zu finden. Mir däucht, daß die freundliche Frühlingssonne, wenn sie auf meinen Hügel schiene, mich noch im Grabe wärmen und ich mich ihrer freuen würde. Mir graut vor unserer Familiengruft und vor allen den eisen

und unnützen Ehrenbezeugungen, die sich meine Vorfahren für ihre Nachfeier ausgedacht haben. — Seinem Wunsche gemäß, erkannte man nur an einem vergoldeten Kreuze im engen Kirchhof, die letzte Stätte des edlen Herrn von Felsheim. Dieses einfache Kreuz aber zog täglich hunderte seiner, durch ihn glücklich gewordenen Unterthanen herbei, um für ihren geliebten Wohlthäter Segen und Gebet auszuflehen. — Neben ihm unter einem zweiten ähnlichen Kreuze ruhte seine treue Begleiterinn in diesem Leben, die ihm auch bald in jenes gefolgt war. Da saß nun Ida zwischen den Gräbern ihrer Lieben, die Erinnerung an ihren letzten Abschiedskuß im wunden Herzen, ihre Blumen im Schooße, die sie nach und nach trauernd um die Kreuze wand, den lachenden Himmel über sich, aus dessen Mitte Gottes allsehendes Auge ihren frommen Wandel betrachtete, — und um sie her die stille belebte Natur. Da trat der alte Franz, der sie schon im ganzen Schloß vergebens gesucht hatte, einen Brief in der Hand, an die Thüre des Kirchhofs. Sein Herz hatte ihm gesagt, wo

das Mädchen sein werde. Kam er doch selbst alle Tage hierher, um seinen guten Herrn zu bewirten, und zu jammern, daß er ihm nicht vorangegangen war. Er liebte Ida, wie sein Kind, — er hatte ihre ersten Schritte bewacht — und sie war ja die Tochter seines Herrn!

Als er jetzt das Mädchen erblickte, blieb er von ihrem Schmerz ergriffen, an der Thüre stehen, und zwei große Tropfen fielen aus des alten Mannes Augen herab. Er wischte sie eilig ab, und wollte sich seines Auftrags entledigen. Denn pünktlich war der alte Franz. Nie konnte ihm niemand nachsagen, nie kam er eine Minute zu früh oder zu spät. Er hob schon den Fuß, um vorzutreten, aber es kam ihm vor, als wäre Blei daran, und es wollte diesmal mit der Pünktlichkeit durchaus nicht gehen. Er betrachtete den Brief mit ungewissen Blicken, kehrte ihn nach allen Seiten um, und sagte endlich zu sich selbst, indem er Ida von der Seite ansah. „Nein, jetzt kann ich mit der Einladung nicht herausrücken, wenn ich gleich selbst durch mein Schweigen Ursache werde, daß der Bediente eine Viertelstunde länger auf

Antwort wartet. — Gott weiß, daß man in einer Viertelstunde viel versäumen kann," wiederholte der alte Franz für sich. — Und der Alte hatte wahrlich Recht. Funfzehn Minuten haben oft Manches geändert. Möchte doch Jeder in dem Buche seiner eigenen Erfahrung nachblättern, um zu ersehen, wie Vieles oft anders geworden ist durch die Folgen dieses an sich doch so kleinen Zeitraums. Der alte Franz wartete geduldig mit seiner Ball-Einladung, bis Ida aus ihrer Traumwelt zurückkehrte, — und nun sieht sie, daß den Alten sein inneres Gefühl wieder recht gut leitete. Das Bild von seinem Augen und die Einladung, konnten nicht zusammenpassen, das sah er wohl. — Ach der Alte hatte hierin einen richtigeren Takt gezeigt, als jene sein gebildeten Menschen der großen Welt, die unsere Gefühle, unser ganzes Inneres so oft durch ähnliche Ball-Einladungen zertreten und martern, und nicht einmal ahnen, was sie an uns ausüben. — Der alte Franz hatte aber ein Herz — gerade was man bei jener Art Gebildeten am seltensten trifft.

Jetzt hatte Ida keine Blumen mehr; sie stand auf und verließ frohlichern Sinnes den Kirchhof — eine theure Pflicht war erfüllt, und sie kehrte mit diesem Bewußtseyn ruhig nach Hause. Da kam Franz ihr entgegen und gab ihr den Brief. Diese Einladung, die sich nicht schicklich ablehnen ließ, verstimmte sie. — Anverwandte von ihr feierten ein Familienfest in einem nachbarlichen Schlosse und baten recht angelegentlich um ihre Gegenwart. Sie hatte seit zwei Jahren jede Unterhaltung vermieden und auch ihre Trauerkleider nicht abgelegt, — indeß, glaubte sie in ihrem Alter nicht berechtigt zu seyn, sich den gesellschaftlichen Pflichten gänzlich zu entziehen, und auf den Zuspruch ihres Verwandten, nahm sie die Einladung an.

Je näher die Stunde kam, wo Ida nach dem Ball fahren sollte, je ängstlicher wurde ihr zu Muthe. Sie verglich den reinen Äther um sie her mit der schweren Atmosphäre, die ihrer im überfüllten Tanzsaale harrte, die bekannten treuen Gestalten ihrer guten Hausgenossen mit den musternden Blicken, und den kalten Redensarten der ihr fremden Gäste.

und würde, als der Wagen vorfuhr, viel darum gegeben haben, wenn jemand aus Liebe zu ihr an ihrer Statt hätte einsitzen wollen.

Schüchtern trat sie in die glänzende Versammlung; sie hatte sich verspätet, und fand die Gesellschaft schon in mehrere Zimmer vertheilt, wo die Verschiedenheit der unterhaltenden Gegenstände Jedem erlaubte, seiner besondern Neigung zu folgen. In dem Saal, welchen Ida betrat, befand sich ein Kreis von Frauen und nicht tanzenden Mädchen, die ein allgemeines Gespräch führten. Es folgte ein Zimmer für Spiellustige und endlich kam der eigentliche Schauplatz des Balles, wo man abwechselnd tanzte und Musik machte. Ida blieb im ersten Zimmer, schloß sich dem Kreise der ruhig Sprechenden an und suchte mit den Blikken, ob ihre Hoffnung, Rosa und ihre Mutter dort zu treffen, sich nicht erfüllen werde. Sie hatte Rosa den ganzen Tag über erwartet und wenigstens darauf gerechnet, daß sie auch eingeladen seyn und ihr die Last dieses Abends durch ihre Gesellschaft, erträglich machen werde. Doch mit jeder Thür, die sich öffnete und

schloß, ohne ihr ein bejeundetes Gesicht entgegen zu führen, fühlte sie ihre Fassung und die heute mühsam hervorgebrachte gute Laune verschwinden. Sie saß traurig und einsylbig. Da gesellte sich zu ihr der würdige Pfarrer des von ihrem Schlosse abhängigen Dorfes Felsheim.

Das stille Wesen Ida's zog ihn von jeher wunderbar an, und der ernste strenge Mann unterhielt sich gerne mit dem jungen Mädchen. »Sie ist die erste unter euch —« sagte er oft in seiner Aufrichtigkeit zu andern — „mit welcher ich ein vernünftiges Wort sprechen kann.« — Er lächelte zwar dabei recht gutmüthig, als sey dieß nicht so ganz genau zu nehmen, aber die Mädchen ärgerten sich dennoch ein wenig darüber, und beneideten die Weis'gepriesene.

Pfarrer Mollbach nahm jetzt Ida bei der Hand und fragte gütig, »warum sie nicht lieber im Tanzsaale verweile und sich der fröhlichen Jugend anschließe? Ida antwortete, »sie wäre hier fremd und scheue sich, allein unter die vielen Unbekannten zu treten. »Nun liebe Ida,« versetzte der gute Pfarrer, »so will ich sie einführen. An meiner Seite ist meine junge Freun-

Man vor jeder Bemerkung geschützt, und ich sehe mich gerne bewundert," setzte er freundlich hinzu, indem er ihr seinen Arm bot.

In dem reich beleuchteten Saale standen drei Reihen gepolsterter Sitze, wovon jede über die andere etwas erhaben war. Über der dritten vermengten sich mit den eleganten Kandelabern viele hundert künstlich angebrachte Gefäße mit den seltensten und schönsten Pflanzen gefüllt, deren Zweige, Blätter und Blüthen ein herrliches Dach über den Köpfen der Sitzenden bildeten. Alle Plätze waren auf dieser Reihe zum größten Mißvergnügen Idas bereits eingenommen, die sich gerne in etwas wenigstens der Natur wieder genähert hätte. Der Pfarrer führte sie demnach zu dem untern Sitze, indem er sich an ihrer Seite niederließ. — Dankbar bewies sich Ida für seine Güte sie nicht verlassen zu haben und begann ein Gespräch, welches ihr die ganze Umgebung vergessen machte und sie hinderte, das allgemeine Aufsehen gewahr zu werden, welches die seltene Auszeichnung, womit sie Herr Wollbach behandelte, erregte.

Plötzlich nahm ein Gespräch zweier Personen, die hinter Ida saßen, ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Eine ihr nicht unbekannte Stimme sagte: „und ich versichere sie, Graf, daß oft Züge, die durch diese Krankheit entstellt und zerrissen wurden, dennoch anziehend seyn können, wenn eine schöne Seele sich in ihrem Ausdruck spiegelt, ich habe an meiner Freundinn Ida den deutlichsten Beweis meiner Aussage." — „Seltsam genug" — versetzte der Graf — „aber ich konnte noch nie einem von den Pocken mißhandelten Gesichte begegnen, ohne daß es auf mich einen unendlich widrigen Eindruck gemacht hätte, so zwar, daß ich eine ähnliche Erscheinung sorgfältig meide. Es ist eine Schwachheit, die alle Gründe meiner Vernunft noch nicht besiegen konnten." —

Obwohl diese Schlußrede Ida keinesweges angenehm seyn konnte, so trieb sie ihre erste Empfindung dennoch durch einen sonderbaren Widerspruch sich rasch nach dem Sprechenden umzukehren. Sie erblickte einen jungen Mann, ernsten und edlen Ansehens, der mit einer ihrer Freundinnen sprach. Als diese letztere Ida er-

blickte, rief sie ihr freundlich entgegen, „o wie freue ich mich, dich zu sehen, Herzenskind, ich sprach so eben von dir, und hoffte wenig auf diese angenehme Überraschung.“

„Ich habe dich schon gehört“ — versetzte Ida — „und auch deine freundschaftliche Vertheidigung gegen die Äußerung dieses Herrn,“ setzte sie scherzend hinzu, denn sie opferte gern ihr Bischen Eitelkeit, um sich durch die Verlegenheit des Grafen ein wenig unterhalten zu können. „Ja ja“ — fuhr sie lachend fort — „ich bin auch eine der ursprünglich guten Sachen, welche die Mode verdarb. Als ich ins Leben trat, kannte man bereits das Mittel, um dem Unglück, das mich getroffen, zuvorzukommen. — Man hielt es aber für gut, der nützlichen Entdeckung ältere Vorurtheile entgegen zu setzen, und ich wurde so wie viele, das Opfer der zu großen Besorgniß meiner Eltern.“

„Fräulein“ — sagte der Graf — „die ruhige Gelassenheit, mit welcher sie ihre Folgen ertragen, lehrt uns deutlich, daß sie in ihrer innern Bildung reichen Ersatz dafür finden.“ — Der arme Graf hätte vieles gegeben, um das

vorige Gespräch wieder gut zu machen. Doch Ida ergötzte sich an seiner Verlegenheit und fragte mit einem schlimmen Lächeln, ob Geduld auch dann eine Tugend sey, wann das Gegentheil nichts nütze. „Geduld!“ — antwortete verbindlich der Befragte — „ist allezeit ein kostbarer Edelstein in der Krone eines Engels.“

Jetzt entspann sich zwischen den beiden Mädchen und dem Grafen ein geistreiches und belebtes Gespräch und der gute Pfarrer überließ Ida ihrer Freundinn, um zu dem für ihn passendern Kreis der alten Damen zurückzukehren.

Je mehr sich das Gezwungene der Unterhaltung verlor, je munterer und zutraulicher wurde unser Kleeblatt. — Der Graf zeigte eben so viel Geist als wahres Gefühl und sie faßten bald bei einander, als hätten sie sich schon seit lange gekannt. — Ida gestand sich leise, nie einen so liebenswürdigen Mann gesehen zu haben, und der Graf, als er endlich sich entschloß, Ida genau zu betrachten, gab in seinem Herzen der Freundinn Recht; denn unverkennbare Güte milderte um vieles das Abstoßende ihres Äußern.

4.

Oft, wenn ein lieblicher Traum uns die ganze Nacht hindurch beschäftigt, und es dünkt uns beim Erwachen die Nacht so kurz, so zögern wir die Augen aufzuschließen, um die Täuschung noch zu verlängern. Eben so erging es unserer Ida, als sie sich im Wagen befand und die raschen Pferde sie nach Hause führen. Sie drückte die Augen fest zu, um sich in den Tanzsaal zurückzuträumen. Da hörte sie noch seine wohlklingende Stimme, die zarten Töne, die sein meisterhaftes Spiel aus den Tasten gezaubert hatte, und als der Urheber aller unerwarteten Freuden dieses Abends, schwebte vor ihr die Gestalt dieses schönen jungen Fremden. Jetzt fiel ihr erst ein, daß sie ganz vergessen hatte, nach seinem Namen zu fragen, denn er war ihr nicht ein Mal durch ihre Freundinn vorgestellt worden. Da sogleich etwas so gutmüthig Traufliches in ihr allseitiges Benehmen gekommen, daß sie das ganze Ceremoniel unwillkührlich bei Seite gelassen hatten. Jetzt ärgerte sich Ida recht vom Grunde ihres Herzens darüber. — Sie hatte zum ersten Mal eine

solche Unterhaltung mit Bedauern verlassen, und der Gedanke, daß sie nicht einmal den Namen des Grafen davon mitnehme, verstimmte sie völlig. Wer wußte, wann sie die Freundinn wiedersehen werde, die auf einer entfernten Besitzung lebte, und wer löste die noch größere Frage, ob sie ihr gegenüber unbefangen genug wäre, sich nach ihm zu erkundigen.

5.

Sie kam beinahe traurig nach Hause. Es vergingen Tage, Monde und alle, welche Ida seitdem gesehen, mußten die große Veränderung gewahr werden, die sich in ihrer sonst fröhlichen Laune ergeben hatte. Auch war jener Abend wirklich von unendlichem Einflusse auf Ida's inneres Leben gewesen. Nun ahnte sie zum ersten Mal, welch größeres Glück das Daseyn einem fühlenden Herzen bieten kann, als jenes der Trauer kindlicher Liebe und der Anhänglichkeit für eine Jugend-Gespielinn. — Bilder künftiger Seligkeit an der Seite eines geliebten Gegenstandes stiegen immer heller in ihr empor, immer sehnsuchtiger pochte das Herz nach dem Bewußtseyn, die Liebe eines würdigen Mannes zu be-

sehen und die Schöpferinn seines Glückes zu seyn. — Ihr, für ihre Ruhe nur zu treues Gedächtniß verlieh ihrem Ideal das ganze liebe Wesen des jungen Grafen. Es war der schwärmerische Blick seines schwarzen Auges, in welchem sie den Ausdruck der Liebe finden wollte, es war der schön geformte Mund, der ihr die erste schmeichelnde Versicherung derselben zuflüstern sollte. Ach! sie gestand es sich endlich selbst mit beklommenem Herzen: Er war derjenige, den sie so gern glücklich gemacht hätte — und wo? wann? fragte das geängstigte Mädchen, werde ihr die liebe Erscheinung wieder begegnen. — Ihre Vernunft gab die traurige Antwort: vermuthlich nie mehr.

6.

Als Ida in jener Nacht nach Hause kam, fand sie ihre Cousine Rosa, die seit paar Stunden schon auf ihre Rückkehr wartete. Sie erzählte ihr mit einem halb lachenden Gesichte, daß sie schon am andern Morgen, nach einem ziemlich entfernten Badort mit ihrer Mutter abreisen werde, um dort einige Monate zu verweilen. Sie beschrieb der betroffenen Ida mit

Eifer, wie sehr sie sich auf ihren Aufenthalt unter der Menge von Fremden und den tausendfältigen Zerstreuungen freue, und hielt erst inne, als sie gewahrte, daß Thränen statt der gehofften Freude auf Ida's Antlitz sich zeigten. „Ist die erste Trennung“ — fragte endlich diese sanft vorwerfend — „und deine erste Empfindung ist nicht Schmerz? Ach liebe Rosa, wie ganz anders ist mir zu Muthe! Mir kömmt vor, als sollte diese Entfernung jedes zarte Band der Freundschaft und des Andenkens, was dich an mich festhält, gewaltsam zerreißen und recht betrübt macht es mich, daß wir gerade jetzt so verschieden fühlen.“ Rosa's hübsches Gesicht war anfänglich über die Worte der Cousine etwas ernster geworden, aber das verführerische Bild des erwarteten Vergnügens verdrang jede bessere Empfindung.

Sie schemte sich nun der Freundinn zu zeigen, wie sehr ihre ganze Seele damit beschäftigt war, und dieser Zwang wurde ihr bald unerträglich. Der hämische Dämon flüsterte ihr zu, daß der Kummer der Cousine bloß vom Neide herrühre, und dieser Gedanke machte sie

zuletzt so unempfindlich, daß sie mit einer kalten Umarmung und einem beinahe trotzigen Gesichte die Verkannte und aus wahrem Kummer weinende Ida, verließ. Zu dem Schmerze der Trennung gesellte sich in Ida noch jener über den richtigern Begriff, welchen sie nun von Rosa's Seele bekam, und so wurde es in ihr immer düsterer. Sie verlor allmählig das fröhliche ruhige Wesen, das ihr sonst so eigen war. Vergebens wartete sie lange auf einen Brief von Rosa, und seufzte nun, wann ihr Vorgefühl beim Abschiede ihr in Erinnerung kam. — Endlich schrieb Rosa. — Ihr Brief enthielt ein langes Detail von den einander drängenden Festen und von den schmeichelnden Beweisen der Bewunderung, die sie in jeder Gesellschaft erregte. Eine befriedigende Aeußerung für ihre treue Anhänglichkeit suchte Ida umsonst. Die wenigen Worte, welche eigentlich an sie gerichtet waren, glichen den Höflichkeitsformeln, die unumgänglich nöthig sind.

Als Nachschrift bemerkte Rosa, daß sie die Bekanntschaft eines sehr einnehmenden jungen Mannes gemacht habe, dessen Neigung und

Betragen eine künftige Verbindung mit ihr vermuthen ließen. Wie gern hätte Ida den Inhalt dieses Briefes vergessen. Drei Monate vergingen; und während dieser Zeit fand Ida nur dann Erholung, wenn sie sich gänzlich den Träumen ihrer Sehnsucht überließ, die eine neue reizende Welt um sie bildeten, bis das einfache aber treffend wahre Bild der verdorrten Blüthe ein schmerzliches Licht in ihre Seele warf, und — auch ihre seligen Träume erblichen dann immer mehr und mehr. —

7.

Einige Zeit nach jener Sommernacht, die uns mit dem stillen Kummer der guten Ida vertraut machte, saß sie wieder Abends einsam in ihrem Garten. Da kam eilig ein Bote vom verwandten Schlosse herauf und kündigte ihr die Rückkunft der Cousine an. — Über diese unerwartete Freude sprang sie mit klopfenden Herzen hastig auf, sammelte eilig in ein Körbchen mehrere für Rosa bereitete Geschenke als Beweise des treuen Andenkens während ihrer Abwesenheit und so gepackt flog sie den Berg hinab, als eile sie der Erfüllung ihrer tiefsten

Wünsche entgegen. Alles war wieder Hoffnung und Liebe in ihr. Nun hoffte sie wieder an dem Herzen der Freundinn von ihren innern Leiden zu genesen, oder sie durch Vertrauen gemildert zu fühlen. — War Rosa die Zeit hindurch so glücklich gewesen, so mußte sie ja auch um so reicher seyn, um so liebevoller ihr entgegen kommen. Von so holden Vorstellungen belebt, stürzte Ida mit dem Ungestüm der seligsten Freude durch die ersten Zimmer, welche zu der Wohnung Ida's führten. Aber nun stand sie plötzlich still, als der Klang einer wohlbekannten Stimme ihr entgegen scholl. Ein leises Zittern flog durch ihre Glieder und der schwachen Hand entfiel das Körbchen. Auf das dadurch erregte Geräusch sprang Rosa mit einem Freudengeschrei aus dem Zimmer Ida entgegen, und führte sie unter Liebkosungen, die sie nicht erwiedern konnte, in das Gemach. Der Gesang war verstummt, aber je näher Ida dem Sänger kam, desto deutlicher wurde ihr — obwohl das Dunkel des Abends einen unsichern Schein umher verbreitete, daß ihr Gehör sie nicht getäuscht habe. Immer hatte sie noch

kein Wort hervorzubringen vermocht. Jetzt näherte sich Rosa dem am Klavier sitzenden jungen Manne, nahm ihn vertraulich an der Hand, und indem sie denselben Ida entgegen führte, sprach sie freundlich: „Erlaube theure Freundinn, daß ich dir in diesem Herrn den Grafen Adolph von Liliens vorstelle, der als mein zukünftiger Gatte auch ein gegründetes Recht auf die Wonne dieser Stunde hat.“ — Jetzt hatte ihn Ida völlig erkannt, — Er war es. — Das Ideal ihrer schönsten Träume, ihrer glühendsten Sehnsucht. — Ach sie hatte nicht geahnt, ihn so wieder zu finden. — Sie wollte aufstehen, aber sie schwankte auf ihren Sitz zurück.

„Was ist dir, Liebe?“ fragte Rosa besorgt.

„Nichts, gar nichts,“ — antwortete Ida, und wischte sich die kalten Tropfen von der brennenden Stirn — „ich bin den Berg zu schnell hinabgeeilt, und das thut zuweilen nicht gut,“ setzte sie schmerzlich lächelnd hinzu.“ — „Wie preise ich das Geschick, mein Fräulein,“ — sagte der Graf, Ida jetzt erkennend — „welches mir bei unserm zweiten Zusammentreffen die Hoffnung erlaubt, ihnen nicht wie das erste

Mal, fremd zu bleiben, ja ihnen vielmehr näher anzugehören, durch dich beglückende Band.“ Ein feuriger Kuß auf Rosa's niedliche Hand, zeigte der gemarterten Ida, wie zärtlich diese geliebt war.

B.

Nach einer drückend schweren Stunde, in welcher der Pfeil eines tödtlichen Schmerzens immer tiefer in Ida's Seele drang, kehrte sie nach Hause zurück. Die Gewalt, welche sie sich anthun mußte, um ihre Bestürzung zu verbergen, hatte sie erschöpft.

Der Eindruck, den der Graf auf sie gemacht, die Sehnsucht, die er in ihr erweckt, fingen bereits an, durch die Zeit geschwächt zu werden. Dieses Wiederfinden hatte den ersten erneuert und ihn ohne ihr Wollen zum bestimmten Gegenstande der zweiten gemacht. — Jetzt bedrohte sie die Gefahr eines täglichen Umgangs mit ihm. — Die Liebe, welche er für Rosa fühlte, verlieh seinen Bewegungen, seinen Worten, seinem ganzen Wesen etwas noch weit Anziehenderes, als die ernste Ruhe des Gemüths, welche Ida an jenem unvergeßlichen

Abend an ihm bemerkt hatte. — Nun sah sie wohl den Ausdruck der Liebe in seinen Augen, hörte die schmeichelnden Worte aus seinem Munde, doch sie galten ja nicht ihr! — Das Mädchen sah mit unendlichem Kummer das Gefühl der Liebe sich täglich in ihrer Brust vermehren. Sie hatte sich zwar gerne überredet, jeder Hoffnung, die ihr früher in ihrer Unwissenheit der Verhältnisse lächelte, zu entsagen, aber dennoch lebte sie in der Nähe der beiden Liebenden ein Leben voll der entsetzlichsten Qualen, denn sie fühlte, daß ihr ganzes Schicksal an einen Mann gebunden sey, dem sie nie angehören werde. Ihr Daseyn erschien ihr nun zwecklos. Eine Minute hatte ihr nicht nur den Gegenstand ihrer Liebe, sondern auch die Freundinn benommen, — kein Vertrauen konnte mehr ihr Leid erleichtern, — ein ewiges Schweigen mußte das Pfand für das Glück ihrer Lieben seyn. Sie warf sich einst in der Angst ihres Herzens vor Gott nieder, sie bat wenigstens als Werkzeug zu dem Wohle des Geliebten dienen zu dürfen und — nun ging ihr ein Gefühl auf, als hätte der Allmächtige ihr Gebet

erhört, und als ſey ſie beſtimmt über ſeine Verhältniſſe zu wachen. Dieſen Glaube ſtärkte ſie und verlieh ihr die Kraft, alle Regungen ihres Herzens mit dem undurchſichtigen Schleier unbefangener Heiterkeit zu decken.

9.

Des Grafen edler Charakter konnte bei näherer Beobachtung nur gewinnen, doch der Reichthum, welchen er in ſich trug, kümmerte Roſa wenig. Seine äußere Bildung, ſein Titel waren es, die ihre Eitelkeit befriedigten. In dem verführeriſchen Zauber ihres Benehmens, ihres Geſichtchens, und der Verſchiedenheit ihrer Talente, beſtand das Geheimniß, welches den Grafen über die Leere ihres Innern ſo wunderbar täuſchte. Ach, er ahnte es nicht, wie viel Herrliches durch den Schmerz hoffnungloſer Liebe in ſeiner Nähe unterging. — Ein Umſtand hatte ihn auf einen ſeltſamen Mangel von Zartgefühl bei ſeiner Braut aufmerkſam gemacht. — Es war der Namenstag Ida's; geliebt und verehrt von allen die ſie kannten, war jeder bemüht, derſelben irgend eine unerwartete Freude zu machen. — Der

Graf hatte sich Rosa zum Vertrauten bei ihrem Plane angeboten. Doch das Trotzköpfchen wollte sich um keinen Preis dazu bereden lassen. — Unwillig nahm er seinen Hut, und betrat allein, seine einfache Blumengabe in der Hand, den Weg zu Ida's Wohnung. Es war Mittag, die Sonne brannte, als der Graf den Berg hinan stieg und die armen Blumen welkten sichtlich dahin. Um sie vor der Wärme zu schützen, erweiterte er sein Kleid und stellte sie sorgsam an seine Brust. So trat er in Ida's Zimmer und wollte ihr den Blumenstrauß überreichen, doch kaum hatte ihn Ida's Hand etwas hastig berührt, so bedeckten auch schon die von der Hitze versengten Blätter den Boden, und nur die kahlen Sprossen blieben ihr zurück. — Beide sahen betroffen auf die zerrissenen Blumen. „Ein übles Zeichen, lieber Graf, alle Blüthen des Lebens welken bei meiner Annäherung," sagte Ida verstimmt. — „Ach Gott!" — rief der Graf entrüstet — „nicht sie, liebes Mädchen, ich allein bin daran Schuld." — Er dachte an diese Blume, aber Ida erblaßte vor dem Zusammenhang seiner Antwort mit

ihrem Gefühl. „Ich hätte kein so vergängliches Sinnbild meiner Freundschaft wählen sollen,“ fuhr der Graf fort, — aber Ida erwiederte scherzend; „Rosen deuten auf Liebe, solche Blumen sollten sie nur ihrer Braut geben. Vielleicht haben diese errathen, daß sie nicht für ihre wahre Gebietherinn bestimmt waren, und aus stiller Treue sich eher in der Nähe ihres Herzens einen süßen Tod suchen, als einer Fremden gehören wollen.“ »Ganz recht, liebes Mühmchen“ — antwortete der Graf — „Rosen deuten auf Liebe und in ihnen ist der reichste, innigste Wunsch meines Herzens offenbar: die Liebe eines edlen Menschen werde ihnen zu Theil, in dem ganzen reichen Maße, das ihre Güte verdient. Ach, daß ich recht bald einen Rosenstraus in der ganzen schönsten Bedeutung, an dieser Brust erblickte! ich dürfte dann hoffen, vielleicht an demselben Tage zum Altar zu treten, an dem sie die Myrthe in ihr Haar schlingen um eine doppelt heilige Stunde des Glücks zu feiern.“ Zur Antwort erblaßte das gepeinigte Mädchen und trat an das offene Fenster, denn sie athmete mit jeder Minute

schwerer. Der Morgenstrahl hatte tausend Blumen ihres Gärtchens entfaltet, aber alle, alle schienen zu Ida hinauf zu blicken und die geschmückten Häupter schüttelnd zu lispeln: „ach für dich dürfen wir nicht blühen!“ —

20.

Da meldete man das Geschenk der Cousine Rosa, und aus dem weggezogenen Schleier glänzte dem befremdeten Auge Ida's das blinkende Glas einer wunderschönen Psyche entgegen. — Ein dunkles Roth überzog des Mädchens Wange bei diesem Anblick. Es war ihr unaussprechlich kränkend, gerade vor dem Grafen ein so wenig passendes Geschenk zu empfangen. Was sollte sie, die Häßliche, anders damit, als sich fortwährend an das Unrecht der Natur erinnern. Der Graf selbst wurde verlegen, er konnte das Unzarte dieser Wahl, so wie den Mangel an Einsicht von Rosa nicht begreifen. Ihm war Ida's kleine Schwachheit, die nur zu aufrichtigen Spiegel zu meiden, nicht entgangen, und er entschuldigte sie gerne, um wie viel besser sollte sie daher die Freundinn kennen und ehren. — Er wußte nicht, daß das

arme Mädchen erst seit seiner Bekanntschaft ihren eigenen Anblick scheute, und daß seine ersten Äußerungen, ihr ewig gegenwärtig und kränkend blieben. Sobald er Ida verließ, eilte er dem unüberlegten Bräutchen einige Vorstellungen zu machen. Sie wurden aber übel aufgenommen. Rosa meinte, man hätte ihr selbst kein angenehmeres Geschenk machen können, daher hätte sie auf den nämlichen Eindruck bei der Cousine gerechnet. Sie schmollte, daß man absichtlich ihren guten Willen verkannte, und verharrte mit so vielem Eigensinn auf ihrer Behauptung über das Schickliche ihrer Wahl, daß der Graf tief verwundet wurde. — Sie verfiel für den ganzen Tag in die unerträglichste Laune, und der arme Adolph schied von ihr mit dem Keime eines langen Schmerzens in der Brust, denn zum ersten Mal hatten bittere Worte und anzügliche Reden ihm das Kleinliche ihrer Seele zum Theil enthüllt.

11.

Noch dauerte diese peinliche Stimmung, als Rosa's Mutter sich entschloß, einen Theil des Winters in der Nähe der Residenz zuzu-

bringen. Adolph folgte seiner Braut dahin mit einem immer unruhiger werdenden Herzen, und Ida sah sie mit einer bangen Besorgniß um das künftige Glück des Geliebten im Herzen von dannen ziehen, denn alle zarten Sorgen und Ermahnungen ihrer Freundschaft vermochten nicht das kränkende Benehmen Rosa's zu besänftigen.

12.

Kurze Zeit nach ihrer Ankunft in der Stadt, wurde der Marquis von Ronsac, ein emigrirter Franzose, bei Rosa's Mutter eingeführt. Er war ein Mann von ungefähr fünf und dreißig Jahren, wohlgestaltet und wie beinah' alle seine Landsleute, äußerst anziehend in den ersten Tagen der Bekanntschaft. Kannte man ihn aber genauer, so machten ihn sein satyrischer Geist, sein beißender Witz zu einem Gegenstande der Abneigung und der Furcht; man behandelte ihn dann um so besser, um nur nicht in den Schein der Lächerlichkeit zu kommen, denn niemand so gut auf seinen Nächsten zu verbreiten wußte, als er.

Die Eitelkeit verleitete Rosa auch, die Bewunderung dieses so gefürchteten Mannes erre-

gen zu wollen und ſie ſuchte eifrig jede Gelegenheit, ihn mit den Eigenſchaften ihres Verſtandes bekannt zu machen. Dem geübten Auge des feinen Weltmannes entgingen die Bemühungen des Mädchens nicht, und ſeine Eigenliebe flüſterte ihm zu, daß eine beginnende Neigung für ihn die Triebfeder ihres Betragens ſey. — Das Mädchen war hübſch, reich — gerade was er ſuchte. Freilich ſtand ihm der bereits erkorne Bräutigam im Wege. Wann aber zweifelt ein Franzoſe an dem Gelingen eines Planes, wozu ſein eigenes, vergöttertes Ich ihm verhelfen ſoll? — Der Marquis meinte, es ſey ihm ein leichtes Spiel, den traurigen Moraliſten (wie er Adolphen nannte) aus dem Sattel zu heben. Der Graf ſah mit ſtillem Mißvergnügen, wie der Plattkopf, den er in den erſten Stunden durchſchaut hatte, die Aufmerkſamkeit Roſa's in ſo hohem Grade erregte. Nicht Eiferſucht, aber, ſich bei dem Gefühle des eigenen Werthes einem ſo hohlen Menſchen nachgeſetzt zu ſehen, dieß war die Urſache ſeines Unmuthes.

13.

Planmäßig ging der Marquis zu Werke. Er machte nach und nach den Grafen zur Zielscheibe seines Witzes. Anfangs erröthete und schwieg das Mädchen, aber bald wurde sie mit seinem unzarten Scherze vertrauter, sie lachte mit und wetteiferte am Ende mit dem Marquis, um in dem Grafen Lächerliches zu entdecken. Vergebens suchte Adolph seine Braut von diesem gefährlichen Umgang abzuhalten. Sie war schwach genug, seine so herzlich gemeinten Ermahnungen dem Marquis mitzutheilen, und Rachbegier spornte diesen, nun seinen Plan noch emsiger durchzusetzen.

Als endlich der Einfluß dieses Mannes sich selbst in dem übrigen Betragen Rosa's gegen ihren Bräutigam zeigte; als sie einst sogar Spott gegen ihn gebrauchte, da verschwand der Zauber, der die Augen des edlen Mannes geblendet hatte. Sein Herz brach unter der Vorstellung, die theuerste Hoffnung seines Lebens aufgeben zu müssen, aber sein Entschluß war gefaßt. — Schweigend verließ er Rosa, die so oft den zarten Sinn seiner Worte und Hand-

lungen verkannt, sein Gefühl so unsanft berührt, und mit aller Gewalt seine Liebe und Achtung von sich gestoßen hatte.

14.

Rosa saß eben an ihrer Toilette, richtete von Zeit zu Zeit an einer Locke, las dann wieder in einem Artikel der Zeitung, welchen sie zum Gegenstande der heutigen Diskussion erwählt hatte, und dachte dabei an den Marquis, als man ihr ein Billet des Grafen hinterbrachte. Es enthielt die wenigen Worte: „Scherz treiben mit der wahren Liebe eines guten Herzens heißt: das Höchste und Heiligste des Lebens leichtsinnig verwerfen und sich dessen Besitzes unwerth zeigen: Ich gebe ihnen, mein Fräulein, das mir gegebene Wort zurück, sie sind frei, und ich zweifle nicht, daß sie in ihrer Umgebung für meinen Verlust reichliche Entschädigung finden werden."

15.

Die Stunde, in welcher der arme Adolph diese Zeilen geschrieben hatte, war für ihn die schwerste seines Lebens gewesen. Sie hatte ihn die höchste Anstrengung gekostet, und als der

Brief abgesendet war, wurde er so weich, daß er das freiwillige Opfer beinahe bereute! — Alle süssen Augenblicke vergangener Tage, durch inniges Vertrauen, herzliche Hingebung so schön geschmückt, führte jetzt die Erinnerung mit doppeltem Reiz an seiner wunden Seele vorüber. Der peinigende Zweifel, ob er sie vielleicht zu streng gerichtet und ihr Unrecht gethan, brachte ihn beinahe außer sich. Mit jeder Minute schlug ihm das Herz ängstlicher. Bald — jetzt mußte sie die unseligen übereilten Worte lesen und ein durch ihn verursachter Schmerz, sie ergreifen.

Adolph langte nun hastig nach seinem Hut, — unfähig, irgend einen Gedanken ruhig zu fassen, wollte er eben aus der Thür stürzen um von ihr Verzeihung und die Rückgabe aller seiner Hoffnungen zu erflehen, als der abgesendete Diener eintrat. Der Graf stand still und erbleichte „Nun" — sagte er hastig und in einem Ton, als sollte der ihm gegenüberstehende Mensch errathen, daß Leben oder Tod von seiner Antwort abhänge. — „Nun" — wiederholte jener — „als man mich gemeldet und ich eintrat, saß das Fräulein am Klavier und sang

mit dem Herrn Marquis. Sie fragte, ob Antwort nöthig sey, und als ich dieß verneinte, warf sie den Brief zur Seite und sang fort; ich aber ging." „Das will auch ich thun," rief der Graf empört. Dieser widrige Bericht hatte ihm seinen Entschluß und den giftig nagenden Schmerz wieder gegeben. — In wenigen Minuten war der Reisewagen fertig und Adolph bestieg ihn, verzweifelnd an Glück und Ruhe.

16.

Wohin rollte der Wagen so schnell? — wohin sonst, als gerade nach dem einzigen Orte, wo jeder Gegenstand Adolphs Leiden und Trauer vermehren mußte. — Es ist eine Eigenthümlichkeit der tief empfindenden Gemüther, daß sie gerne an der Wunde verbluten, die das zu warme Gefühl traf. Man könnte sagen, sie lieben ihre Schmerzen als den einzigen Nachlaß des entschwundenen Glückes. So geschah es, daß Adolph in der Nähe von Rosa's Sommerwohnung zwei düstere Monate verlebte. — Im Frühlinge blühten die Rosen seiner Liebe. Des Winters kalte Hand hatte sie entblättert. Die erstarrte Natur um ihn her paßte zu seinem

freudige Gegenwart, der reiche Schatz an Kenntnissen und Gefühlen, den sie in sich trug und täglich mehr entfaltete, machten Adolphen ihren Umgang bald unentbehrlich und seine wohlthätige Wirkung wurde immer sichtbarer.

22.

An Ida's Geburtstag kam der Graf später als gewöhnlich. Die halbe Stunde Unterschied hatte ihr unendlich lang gedünkt. „Ach" — seufzte das Mädchen — „wohl sieht man, daß er meine Sehnsucht weder kennt noch theilt! nicht einmal dieser Tag sollte für mich schmerzlos hingehen." — Der Erwartete kam endlich. Erhöhte Freundlichkeit lachte Ida aus seinem Auge entgegen, aber keinen Glückwunsch sprachen seine Lippen aus. Er näherte sich ihr schweigend und setzte sich halb beklommen neben ihr auf den Sofa. — Über das fremdartige Benehmen, sah ihn jetzt Ida verwundert und beinahe empfindlich an. Da gewahrte sie erst in seinem Antlitz einen unverhelbaren Ausdruck von wehmüthiger Rührung. Ihr Herz pochte ängstlich, denn sie sah, daß etwas Ungewöhnliches den Geliebten bewegte, und noch hatte sie

nicht den Muth gefaßt, um ihn zu befragen, als er — indem er ihre Hand mit Innigkeit in die seinige drückte — folgende Worte an sie richtete: „Theure Freundinn, ich bin zu ihnen gekommen, nicht nur mit einem Herzen voll der aufrichtigsten Wünsche, sondern auch mit einem Geschenke. Mögen sie es nicht verschmähen! Hier ist es" — sagte er, das Verheissene aus seiner Brust ziehend. — „Weiß ist zwar die Farbe der Unschuld, aber es sind Rosen!" — und überreichte dem Mädchen seine Blumen. „Was ist das" — rief sie und fuhr heftig zusammen. Das Herz ahnte, wollte selbst schon glauben, aber der Verstand zweifelte und fragte. — „Gute Ida" — fuhr Adolph bewegter fort — „sie selbst lehrten es mich bei einer ähnlichen Gelegenheit. Rosen, sagten sie damals, sollen sie nur ihrer Braut geben. — Diese Gabe hat auch eine Bitte im Geleite. Die Rosen sind weiß, und deuten auf die Reinheit des Gefühls, das mich zu ihnen zieht: Nicht flüchtige Leidenschaft, aber die Anerkennung ihrer seltenen Tugenden und Geistesvorzüge lassen mich in einer Verbindung mit ihnen das ganze

Glück hoffen, das ich zu empfinden noch fähig bin. — Ach liebes Mädchen, ich weiß es wohl, nur sie, so gut, so mild, werden dem Schwachen verzeihen und ihm beistehn, wenn eine Erinnerung an vergangene Freuden zerstörend in den Frieden seines Gemuthes greift.“ — In diesen Worten lag so viel Hingebung und der Ausdruck eines so festen Glaubens, daß sie Ida bis in das Innerste ihrer Seele erschütterten.

11.

Dem Mädchen schwindelte vor der plötzlichen Erreichung eines Zieles, dem sie längst entsagt, und das sie seitdem nicht zu erhoffen wagte. Jedes andere Mädchen an ihrer Stelle wäre dem Geliebten in die Arme gesunken, hätte endlich der durch Entsagung und Schmerz zerrissenen Seele Luft gemacht, und den unverhofft dargereichten Freudenbecher in vollen Zügen geschlürft. — Aber eine Empfindung, so rasch und bestimmt wie das Denken, hielt Ida unwiderstehlich davon zurück. Sie war zu bewegt, um sich selbst zu trauen. Ungewöhnlich waren ihre Verhältnisse, daher fühlte sie, daß sie kein gewöhnliches Mädchen seyn dürfe und

jede ihrer Regungen treu bewachen müsse. Sie verlor ihre Fassung im Äußern nicht, verhielt die heißen Thränen des Entzückens und des gelösten Schmerzens, und indem sie mit Innigkeit und Würde Adolphen für seinen Antrag dankte, erbat sie sich einige Zeit zur Fassung ihres Entschlusses. — Der Graf bewilligte dieß gern und schied mit der wiederholten Versicherung seiner wärmsten Achtung.

22.

Ida blieb allein mit ihren Rosen. Im Anschauen der zarten Blumen überfiel sie ein heimlicher Schauer. „Es ist auch ein Kranz von weißen Rosen, womit man die entschlummerte Jungfrau schmückt“ — sagte sie leise.

Sie hatte die Wehmuth in Adolphs Antlitz wohl verstanden. Es war der Schmerz, die letzte unübersteigliche Scheidewand zwischen sich und seine Liebe gesetzt zu haben. — Das letzte schwere Opfer der Vernunft und ihr durch Thränen erkaufter Sieg über die Stimme des Herzens. Wer aber konnte Ida dafür bürgen, daß es ihn nicht einst reuen und daß er sein Leben an der selbst angelegten unauflöslichen

Kette nicht zerreiben werde! konnte er Rosa je ganz vergessen?

Ida schritt jetzt schneller auf und nieder. „Ach!“ — fragte sie sich selbst mit einem schmerzlichen Seufzer — „wird er wohl sich jemal an das Widrige meines Äußern gewöhnen?“ Jetzt blieb ihr Kleid durch die Raschheit ihrer Bewegung hängen, sie wandte sich um, und das nur zu treue Glas der Psyche gab ihr durch den Wiederschein ihres Antlitz die klarste Antwort.

„Ach Rosa!“ — rief sie und schwere Thränen rollten ihr über die bleichen Wangen — „so mußte es kommen, daß alle meine Hoffnungen an deinem Geschenke scheitern, durch dieß rufst du dich in der wichtigsten Stunde in mein Andenken zurück. Wohl mir, daß die gütige Vorsehung mich noch zu rechter Zeit an die Pflichten der Freundschaft erinnert, und mein Herz vor dem Übermuth des blendenden Glückes bewahrt hat.“ — Sie legte die Hand auf ihr gefoltertes Herz, als wollte sie jeden raschen Schlag unterdrücken und den mächtigen Sturm beschwichtigen, aber schon die erste Minute hatte den herben Kampf entschieden. —

Kein Nebel umzog mehr den Weg, den sie wandeln zu müssen glaubte, klar war der Tag, welcher ihn beschien, aber ohne Sonne.

23.

Herr Mollbach trat ein. — Hätte unsere Ida des Trostes bedurft, so würde niemand mehr im Stande gewesen seyn, ihn zu geben, als dieser wackere Mann. Ida hoffte wohl auch auf Trost aber in der Erreichung ihres Zieles und wollte keinen andern Vertrauten ihres Edelmuths haben als ihr Bewußtseyn. So zart war ihre Seele, daß sie jeden, selbst bewunderuden fremden Blick scheuete; sie theilte Herrn Mollbach nur die äußern Verhältnisse mit, und vergaß das liebende Mädchen, um ganz die warme gütige Freundinn seyn zu können. Sie bat um seinen Rath und als Mollbach von ihr schied, pries er Gott in der Schopfung eines so herrlichen Wesens.

24.

Nach einigen Tagen kam der Graf. Ida machte ihn mit Offenherzigkeit auf ihre wenig anziehende Gesichtsbildung aufmerksam und stellte ihm vor, daß er die Ausführung eines zu ra-

schen Entschlusses vielleicht bereuen werde. Der Graf widerlegte ihre Gründe mit Wärme und bat um so dringender um ihre Hand. „Nun“ — sagte Ida endlich — „ich wünsche ihr Glück viel zu sehr, um nicht alles einzugehn, was meine Person betrifft. Doch muß ich noch eine Bedingung setzen, bis mein Jawort erfolgen kann, sie besteht in der Bitte, um ein Monat Bedenk- und Prüfungs-Zeit, und sind dann ihre Gesinnungen noch die heutigen, so werde ich die Ihrige.“ Adolph meinte zwar, dieser Monat könne in seinem Wollen keinen Wechsel hervorbringen, — dennoch gab er nach. „Lieber Graf“ — sagte Ida scherzend — „ich muß diese Prüfungszeit sogleich mit einer kleinen Trennung beginnen. Ich bin auf einige Tage zu einer Freundinn geladen, bleiben sie mir ja hübsch treu, lieber Adolph,“ und damit nahm sie von ihm Abschied.

25.

Sie kehrte nach kurzer Abwesenheit zurück. — Während dessen hatte der Graf eine schöne Besitzung gekauft, eine halbe Stunde von ihrem Schlosse gelegen. Er wollte in seiner neuen

Verbindung wo möglich jede Erinnerung an die Vergangenheit entfernen, daher auch den jetzigen Wohnort Ida's verlaſſen. Er führte ſie in das niedliche Haus, welches einfach aber höchſt geſchmackvoll eingerichtet war. Die Einrichtung der für Ida beſtimmten Zimmer, bezeugte die zarteſte Sorgfalt für die Erfüllung jedes Wunſches, jeder Neigung ſeiner Braut. „Ach" — ſeufzte Ida — „wenn das ſchöne aber ernſte Gefühl ſeiner Achtung ſo viel Freundlichkeit über das Leben der von ihm Erkornen zu verbreiten weiß, um wie viel reicher an Herrlichkeit und beglückenden Folgen muß ſeine Liebe ſeyn."

26.

Der Monat war verſtrichen. Adolph forderte dringend die Erfüllung des gegebenen Wortes. Er fühlte, daß nur Ruhe ſein krankes Herz erleichtern konnte. Dieſe hoffte er in Ida's ſanfter Nähe zu finden, und wie ein Todkranker gierig nach den letzten Rettungsmitteln haſcht, ſo beſchleunigte Adolph den Augenblick ſeiner Vermählung. — Die Pflicht ſollte dann alle verführeriſchen Bilder, welche ihn nur zu ſehr noch beſchäftigten, zu jeder Zeit verfolg-

ten, zurückschrecken und seiner Schwachheit eine Stütze geben.

27.

Es kam endlich der Tag, an dem Adolph seine Vermählung feiern sollte. — Früh ging er zu Ida. Der erste Morgenstrahl hatte sie in frommer Andacht an dem Grabe der verblichenen Eltern getroffen, und oben bereitete ihr Engel an diesem Tag die lichte Krone des ewigen Heils.

28.

Der Graf fand seine Braut schon angezogen. Die heitere Ruhe ihres ganzen Wesens paßte zu ihrem weißen einfachen Anzuge. Ein Kranz weißer Rosen hielt einen langen Schleier auf ihrem Haupte fest. — Als dieser Theil ihres Putzes des Grafen Aufmerksamkeit fesselte sagte sie lächelnd, „er solle sich nicht wundern, wenn die minder hübschen Mädchen auch ihre Art Eitelkeit haben. Wenn mich die guten Leute in der Kirche an ihrer Seite sähen, lieber Adolph, so würde ich unsicher seyn, ob sie nicht einige zu aufrichtige Bemerkungen über ihre Wahl hören müßten, und dieses will ich ihnen

und mir ersparen. Neben ihnen müßte das Unglück, das mich getroffen, noch auffallender seyn, und so ist es besser, wenn ich den verhüllenden Schleier gebrauche."

29.

Man fuhr endlich nach der Kirche, wo der gute Mollbach sie erwartete, um den Segen des Himmels auf ihren Bund zu legen. In einem Wagen fuhr Adolph mit zwei seiner Freunde, im zweiten seine Braut mit ihrem Vormund und dessen Gattinn. Ernst und feierlich war die Haltung des Grafen am Altar, eine tiefe Stille herrschte im heiligen Orte. Es war, als sagte jedem eine innere Stimme, daß jetzt kein Fest der Freude gefeiert, aber ein reines Opfer der Tugend gebracht werde. — Laut und vernehmlich sprach Adolph das Ja. Es lag darin die ganze Anstrengung, welche es ihm kostete, denn mit diesem Worte flieg die ewige Scheidewand hoch empor. Aus dem Schleier tönte unter einem fortdauernden Schluchzen, ein schwaches kaum vernehmbares Ja als Antwort zurück. Nach beendigtem Amte fuhr man in der vorigen Ordnung nach Haus. — Den Grafen

suchte man darauf vergebens. Ach Ida, hättest du geahnt, was ihn jetzt so bewegte, hättest du gesehen, wie er hinabeilte in die einsame Natur, die Hände krampfhaft über die gequälte Brust geschlungen, daß sie ja nicht zerspringe unter der furchtbaren Last, wie er die Arme gegen den Himmel breitete und die Minute aus seinem Leben, aus der Schöpfung wegzustreichen flehte, die ihn nun unwiderruflich von seiner Liebe, seiner Seligkeit trennte — reine starke Seele, würdest du auch diesen namenlosen Schmerz ertragen haben?

30.

Noch hatte der Sturm in seiner Brust nicht ausgetobt, und zuckte selbst auf seinem Angesichte, wie ein fernes trübes Wetterleuchten, als der Graf in das Gemach seiner Gemahlinn trat. Er war allein, und der erste Gegenstand, welchen er jetzt erblickte, war Ida's, vor ihrer Krankheit ihr so ähnliche schöne Bild. Er hatte es nie gesehen. Als Ida ihn am ersten Abend bei der Cousine erkannte, hatte sie ohne sich selbst über die Ursache Rechenschaft geben zu können, das Bild mit einen seidenen

Vorhang bedeckt. — Dieſes war jetzt gelüftet. Adolph betrachtete es mit ſteigendem Intereſſe und Beklommenheit. So manchen geliebten Zug fand er darin wieder und es täuſchte ihn ſeine Einbildungskraft wahrlich nicht, denn Ida hatte ihrer Couſine einſt ſehr ähnlich geſehen. Im Anſchauen verloren, brachte ihn ſein Gefühl ſo weit, daß er unfähig, ſich länger zurückzuhalten im wehmüthigſten Tone laut ausrief: „Ach Roſa, Mädchen meiner Liebe, warum warſt du der Engel nicht, den meine Anbetung ſo gerne in dir gefunden hätte. Warum darf dich mein Herz nicht ſo achten, als es bis zu ſeinem letzten Schlage dich lieben wird.“ Ein leiſes Geräuſch folgte dieſen Worten und als ſich Adolph umſah, ſtand hinter ihm — Ida, bleich mit naſſen Augen.

31.

Des Grafen bebende Lippen fanden keine Worte. Das Bewußtſeyn, durch die bereits ausgeſprochenen, das ganze Glück ſeiner ſo gütigen edlen Gemahlinn zerſtört zu haben, machte ihn beinahe verzweifelnd.

„Lieber Adolph“ — ſagte jetzt Ida gefaßt

und tröstend — „nicht verkennen sollen sie das Gefühl, welches mich jetzt beseelt. Die Thräne ist nicht allein der Bote der Trauer, sondern auch der Freude. — Dieser Augenblick mußte kommen, ich hatte ihn vorausgesehen. Er mußte so schmerzlich seyn, um sie zu überzeugen, daß ich treuer und einsichtsvoller für ihr Glück sorgte als sie selbst. Gott hat, hoffe ich, meine Plane geleitet, und es möge nun ihr Erfolg gut seyn und für ihre ganze Lebenszeit glänzend bestehen.“ Sie verließ schnell den Betroffenen und eh' er irgend einen Schluß fassen konnte, kehrte sie zurück, ihm eine weibliche Gestalt entgegen führend, die ihren ganzen Brautanzug trug. Des Kranzes Farbe nur war verschieden. Diese Rosen waren roth. „Nun“ — hub Ida lächelnd an — „trete ich in die Rolle der Freundinn zurück, welche ich eigentlich nur zum Scheine verlassen hatte, und hier, lieber Graf, stelle ich ihnen ihre wirklich angetraute Gattinn vor.“ Sie hob jetzt den dichten Schleier von des Mädchens Stirn, und dem Erstarrten blickten Rosa's in Freudenthränen schwimmende Augen entgegen.

32.

„Keine Vorwürfe, lieber Adolph“ — bat Ida — „Die Verirrte hat streng gebüßt und bereuet. Sie hat die Prüfungszeit edel bestanden. Nun ist sie für beide überstanden, und es sollen tausend und tausend reine Freuden sie beglücken und entschädigen. Ich gebe sie ihnen wieder, die Heißgeliebte, mit der festen Überzeugung, daß sie ihrer würdig ist.“

Sprachlos legen die Überseligen sich einander in den Armen. Sie betrachtend und durch das Gefühl des eigenen Werthes hoch über jeden irdischen Schmerz erhoben, glaubte Ida in diesem Augenblick schon einer bessern Welt anzugehören. Noch war aber das schwerste Opfer nicht gebracht.

33.

Als Ida den Grafen auf einen Monat um eine bestimmte Antwort verwiesen hatte, fuhr sie eilig nach der Residenz, um ihren Plan durchzuführen. Sie fand Rosa sich in Kummer und Reue verzehrend. Als sie Adolphs Brief gelesen hatte, konnte sie kaum ihren Sinnen trauen. Nie hatte sie sich gedacht, daß er sich

von ihren Fesseln so leicht werde losmachen können. Sie rechnete zu sehr auf die Stärke seiner Liebe. Der Gedanke, von einem Mann verlassen zu seyn, war ihrer Eigenliebe unerträglich. Doch die gute Ida war fern, diese Ursache als die ihres Schmerzes zu erkennen. Rosa hatte dem Marquis gefallen wollen, war aber keineswegs gesonnen gewesen, ihm die weit vortheilhaftere Parthie mit dem Grafen aufzuopfern. Sie empfing Ida mit den bittersten Vorwürfen, denn sie hatte bereits von ihrem Verhältnisse mit dem Grafen gehört. — Ida ermahnte sie ernst an alle Pflichten, an das gegen ihn verletzte Zartgefühl. Sie sprach vom Herzen und drang zu dem der Freundinn. Nun enthüllte sie Rosa ihr ganzes Vorhaben und versprach ihr alles Verlorne wieder zu geben, wenn sie sich ihrer Leitung unterziehen wollte. Dieß versprach das Mädchen fest. Sie sollte diesen Monat durch ein zurückgezogenes Benehmen jeden nähern Umgang mit dem Marquis entfernen, und ihre Äußerungen sollten ihn überzeugen, daß der Beifall, den er bei ihr gefunden, größtentheils ein Scherz auf seine

Unkosten gewesen war. Zum Glück war er von der Störung in Rosa's Verhältniß nicht unterrichtet, und sie beschrieb jetzt mit so viel Eifer die seltenen Vorzüge ihres Bräutigams, daß der Marquis glauben mußte, sie hätte ihn zum Besten gehabt und sich erbittert zurückzog.

34.

Ida hatte Adolphen das selbst verworfene Glück wieder geschenkt. Aber damit begnügte sie sich nicht. Sie wußte zum Theil, wie leichtsinnig sein junges Weib war. Wie leicht konnte sie ohne Leitung durch unüberlegtes Betragen seinem Herzen eine neue Wunde schlagen, welche die kaum vernarbten alle wieder öffnen würde; dann wäre das Übel unheilbar, und ihr größtes Opfer unnütz geworden. Um ihr Ziel zu erreichen, mußte sein Lebensstern immer hell schimmern und sie beschloß daher, als sein Schutzengel in der Gatten Mitte zu wohnen, und ein wachsames Auge auf Rosa's kleinste Handlung zu haben. — Sie hatte mit unverdrossenem Muthe ihren edlen und wohlthätigen Entschluß ausgeführt. Nie verrieth ein Blick,

ein Wort, die Gewalt des innern Gramß. Sie war nur beständig damit beschäftigt, Rosa's gute Eigenschaften in den Augen ihres Gemahls in das beste Licht zu setzen und sorgfältig alle Mängel zu verhüllen, die ohne ihren Trost sein Gefühl oft beleidigt hätten. — Die unerwartete Erfüllung seiner Wünsche gerade in dem Augenblick, wo er ihnen auf immer zu entsagen glaubte, hatte den Grafen in eine Art Taumel versetzt, und die Leidenschaft ihm einen neuen doppelten Schleier über Rosa's Fehler auf die Augen gelegt. Sechs Monate vergingen ihm in dem Genuß des seligsten Lebens. — Treue Freundschaft auf einer Seite, tief empfundene Liebe von der andern, schufen ihm aus dieser Welt ein Paradies.

35.

Einst saßen beide Cousinen Abends traulich beisammen, sie erwarteten Adolph, der einem Freunde auf eine Jagd gefolgt war. Rosa erzählte von ihrem Glück und dankte der edlen Freundinn. Da trat der Graf herein. Er war bleich und Fieberfrost rieselte durch seine Glieder. „Mir ist nicht wohl“ — sagte er den

beiden Frauen — „die herbstliche unsichere Witterung hat mir, wie ich glaube, geschadet. — Ich habe mich auf der Jagd sehr erhitzt. Die Gegend war so schön, ich wollte meiner Rosa auch einen Theil meines Vergnügens wiedergeben. Ich verweilte dort ein paar Stunden, um sie im Freien abzuzeichnen. Die kalte Abendluft hat mich ergriffen, es wird wohl nichts Bedeutendes seyn." — sagte er beruhigend — „bloß eine kleine Erkühlung."

Der Graf legte sich nieder. Am neunten Tag verließ der Doktor des Kranken Zimmer mit einem Gesichte, das dem ängstlich lauernden Blick Ida's jede Hoffnung benahm. Sie erreichte ihn noch beim Weggehen. „Fräulein" — sagte der Arzt — „an des Grafen Übel scheitert meine Kunst. Er gehört bereits dem Himmel an. — Sie, deren Herzen er nicht so nahe ist, werden leichter den Verlust ertragen, aber die weit härter Getroffene, sein junges Weib, soll durch sie getröstet und an das dortige Wiederfinden erinnert werden. Es soll sie ihre Freundschaft in dieser Stunde unterstützen." — Mit diesen Worten verließ er Ida. — Es war

wie sie glaubte, der letzte namenlose Schmerz, der sie treffen sollte.

36.

Mit der letzten Anstrengung raffte sie alle ihre Kräfte zusammen, um ihn würdig zu tragen. Sie war keine Minute vom Krankenbette gewichen. Rosa genoß jetzt auf ihr vieles Zusprechen, einige Stunden Ruhe und Ida kehrte in das Zimmer des Jammers zurück. Adolph schloß die Augen auf, als sie herein trat. Er hatte in den letzten zwei Tagen niemanden erkannt. Nun erhielt er seine Besinnung wieder und fühlte deutlich, wie weit es mit ihm gekommen war. Seine schwache Hand faßte die der Eintretenden, seine matten Augen schienen etwas zu suchen, dann legte er sein Haupt an Ida's zerrissenes Herz und sagte leise, „auch gut, besser sogar, daß sie nicht da ist. — Hätte ich Sie vor Augen, so machte mich das Scheiden von dieser Welt unruhig, das soll es nicht, ich darf über die kurze Zeit meines Lebens nicht murren. — Es war so schön! du kennst mein Herz, treue Freundinn, sag meiner Rosa alles, was es jetzt erfüllt. Sie soll meinen festen

Glauben an ein ewiges Wiederſehen theilen, und deine Liebe, theure Ida, ſoll die zarte Blume in dieſem Sturme aufrecht halten. Hier meinen letzten Gruß an ſie," und Adolphs bleiche Lippen berührten Ida's Mund. „Dir, mein troſtreicher Engel in jeder Stunde des Lebens, dieſen Ring zum Andenken, welchen mein Wille und meine Achtung dir einſt beſtimmten. Leb wohl, meine geiſtige Braut." — In immer ſchwächer werdenden Tönen ſtammelte er noch einige Worte des Dankes, und bald entſchlummerte er ſanft an Ida's Bruſt. — Sein letzter Hauch war noch ein Seufzer der Liebe. —

37.

Noch knüpfte eine Pflicht Ida an das Leben. Sie ſollte Roſa tröſten, oder wenigſtens mit ihr um den Geliebten trauern und ſein Andenken in ihrem Herzen treu bis in den Tod bewahren. — So führte Ida ſeit einigen Monaten ein frommes ſtilles Leben der Erinnerung. Da kam ihr eines Morgens Roſa verlegen entgegen. „Liebe Couſine" — ſagte ſie — „ich muß dir eine baldige Veränderung meiner Lage ankündigen. Es wäre unbeſonnen und unnatür-

lich von mir, wenn ich es wagte, ohne Gefahr-ten den langen Weg des Lebens zu wandeln. Ich habe mich daher entschlossen, in einigen Wochen zu einer zweiten Vermählung zu schreiten."

„Und mit wem?" fragte die Bestürzte:

„Mit dem Marquis von Rostac" — versetzte Rosa. — „Ich kenne diesen Mann längere Zeit und sein Verstand, sein Betragen gefielen mir immer. Ich hoffe, diese Verbindung nie zu bereuen." — Während Rosa sprach, war Ida immer bleicher geworden. So beweinte man Adolph! Dieß war das Mädchen, dem sie das Glück ihm anzugehören, so edel geopfert hatte! Der so unwürdigen hatte sie ihn abgetreten! Jede Regung des Gefühls, die sie bis zu dieser Minute immer zu Rosa hingezogen hatte, erstarrte jetzt in ihrer Brust! — Sie bekämpfte ihren Vorsatz nicht. Sollte sie noch einmal den Schatz ihrer Empfindungen vergeuden, um mißverstanden zu werden? — Kalt kündigte auch sie Rosa an, daß ihre sehr geschwächte Gesundheit und ihre wenig heitere Stimmung ihr nicht erlauben, länger in einem Haus zu

weilen, welches geänderte Umstände zu dem Schauplatze der Freuden und Belustigungen machen werden. Sie schied von Rosa noch am nämlichen Tag und kehrte in ihre stille Wohnung zurück. Die Cousine aber sah sich gern befreiet von diesem nun lästigen Zeugen ihrer Handlungen.

38.

Einige Wochen darauf fuhr der prächtige Zug der Hochzeitsgäste nach beendigter Trauung um sechs Uhr Abends von der Pfarrkirche zurück. Von dem Schlosse Felsheim tönte herüber der dumpfe und langsame Schlag einer Glocke. Ein Schauer überfiel die Neuvermählte. So klang es auch, als vor kurzer Zeit ihr Gatte seine letzte Wohnung betrat. War es sein Geist, der sich in ihr Andenken zurückrief? Sie war verstört; — doch bald erwärmte sich der leichte Sinn der schön geschmückten Braut an dem Feuer der hochzeitlichen Fackeln.

Die Sonne ging gerade unter und ihre glühenden Strahlen spiegelten sich an dem brillanten Diadem, das die Schwärze Rosa's schönen Haares erhob. — In der hohen Burg aber wand sich um Ida's bereits verklärtes Haupt

der weißen Rosen Kranz der Jungfrau als Sinnbild der Reinheit ihres Wandels. Die Bestimmung ihres Erdenlebens hatte sie treu erfüllt. Mit Rosa's Vermählung wurde sie auch der letzten Pflicht entledigt. Ihr so vielfach gequältes Herz sehnte sich nach Ruhe; ihr Geist nach Vereinigung mit dem Geliebten. Der Todes-Engel nahm sie mitleidig in seine Lilienarme und trug sie sanft der Belohnung ihres irdischen Leidens entgegen. Sie ruhte im weißen Gewand. — Die Hand, welche seine letzte Gabe trug, hielt auf ihr Herz den nun verdorrten Rosenstraus, dessen weiße Farbe ihre Ahnung wohl gedeutet hatte! —

39.

Am folgenden Morgen trat Pfarrer Mollbach in Rosa's Zimmer, und nun verstand sie erblassend das dumpfe Glockengetöne, als er ihr mit erstickter Stimme meldete, „der Engel sey in seine Heimath gegangen."

V.

Sancho Pansa und sein Esel.

Fabel.

Sancho, so wird in der glaubwürdigen Geschichte des Don Quirote erzählt, ward einst sein Esel gestohlen. Er bedauerte seinen Verlust wie den Verlust eines Freundes, bis er ihn zufällig wieder fand. Seine Freude war beim Wiedersehen ohne Gränzen. Er umarmte den Esel, küßte, streichelte ihn, und machte Freudensprünge wie ein Besessener. Er lief ins nächste Wirthshaus, ließ sich ein schönes Ragout bereiten, auf eine zinnerne Schüssel füllen, und lief zu seinen grauen Gefährten, um ihm recht gütlich zu thun. Der Esel beroch das duftende Gericht, schüttelte dann seine Ohren und wandte sich zu den daneben stehenden

Disteln. „Ein Esel“ — brummte Sancho in den Bart — „bleibt doch ein Esel!“ Langohr spitzte seine Ohren, reckte seine Schnauze in die Höhe und sagte in eben der Sprache, die einst Bileams Esel redete: „Herr! mein feiner Gaumen, duldet diese Blätter kaum und sollte an eurem Mischmasch Geschmack finden?“ — — — Sollte man nicht glauben, mancher Kunstrichter sey bei — Langohr in die Schule gegangen.

Kopf.

VI.

Die Landung.

Erzählung

von

F. M. Fouqué.

An einem sanftgrünenden Küstengestade hatte sich so eben mit annahender Abendkühle der Wettersturm gelegt, vor welchem mehrere Tage hindurch das Meer tobend gewesen war, der Himmel schwarzumwölkt und von Blitzen durchzuckt. Jetzt leuchtete mildes Abendroth über die mehr und mehr sich sänftigende Fluth, die Bäume schüttelten ihre grünen Häupter im linden Abendhauch, und streuten die letzten, noch auf ihnen lastenden Regentropfen in raschen Schauern hernieder, fast wie es wohl zu geschehn pflegt, daß die Augen getrösteter Menschen sich noch ein Mal, als nähmen sie Abschied von ihrem Leid, in reichen Thränengüssen entladen, — die Vögel versuchten sich in neuen Weisen, aus den umhüllenden Blätterdächern hervergelockt. — Alles war Friede und

Freude in der lächelnden Inſelgegend, und vor ſo anmuthigen Grüſſen mannigfacher Art erſchloſſen ſich die Augen eines ritterlichen Mannes, der bis dahin ohnmächtig und wogendurchnezt am Strande gelegen hatte. Die Zither an ſeiner Hüfte klang, wie er ſich bewegte, und ſo auch klirrte ſein gutes Schwerdt in der erzbeſchlagenen Scheide. Dies konnte ſeinen Schlachtenton ſo leicht nicht verlernen, aber jene ächzte in banger Verſtimmung mislautend auf. Da zog ein ſchmerzliches Lächeln über des Erwachenden Antlitz, und er ſprach vor ſich hin:

„O alſo immer noch, immer noch dieſſeit? War es mir doch, als habe mich der Schiffbruch ſchon hinübergeſpült in die ſeligen Inſeln, wo das Erwachen nur eben Licht und Segen und Freude heißt. Aber es gibt keinen Mislaut dort drüben. Arme, liebe Zither, die du mich ſo oftmal ahnend empergeklingelt haſt in das ſelige Reich des Jenſeit, mußt eben nun du mit deinen ſturmverletzten Saiten mich mahnen, daß wir noch auf Erden ſind?“ —

Er begann das liebe Werkzeug zu ordnen, und ihm den ſüßen Wohlklang wieder einzu-

ſtimmen, und dazwiſchen beſann er ſich, wie er eigentlich hierhergekommen ſey, und welch ein Land ihn, den Geſcheiterten, gaſtlich empfangen habe in ſeinem Schooß.

„Weit, — ſehr weit muß der Strand hier von meiner Heimath liegen?“ — dachte er bei ſich ſelbſt. — „Weit von der Burg der holden Königswittib Editha; — denn ſeit ſie mich ausſandte, ihr Beiſtand zu gewinnen von Schweden- oder Dänenlandes Küſten, wider den Dränger, der ihr und ihres Kindleins Sicherheit und Reich bedroht, — ja, ja, ſo war es, — ſeitdem hat der Sturm uns viele, viele Tage, — wohl manche Woche lang umgetrieben durch dunkles Meer! — Boshafter Seneſchall Morgan, der du dich erfrechſt, die engelreine Wittwe, und den verwaiſeten Königsſohn zu verfolgen, — haſt dich vielleicht dem böſen Feinde ergeben, und vermochteſt du Sturm und Wetter aufzutreiben durch ſeine Macht? Die Sterne verloſchen uns vor dem regnigen Gewölk, — die Sonne ſelbſt nur brach ſelten und mit zweifelhaftem Strahl in ihrer höchſten Mittagshöhe hindurch! — O wo

nur trieb's mich hin? — Zertrümmert unser Schiff! — Das war das Letzte noch, was ich erblickte! Da treiben ja auch noch die armen Trümmer vor mir auf der Fluth! — Und ich — so scheint es — so ist es wohl ganz gewiß, — der Einz'ge nur gerettet ich, — Gott weiß an welchem Strand! Gott weiß wie fern dem lieben, schönen Northumbrien, wo schon die erhabne Herrinn Boten an die Küsten sendet, fragend: „kehrt Sänger Adelrath denn noch nicht wieder? — Verhieß er mir doch rasche Hülfe! Mir und dem armen Kind und armen Land! Räuber Morgan drängt mich von Burg zu Burg! Drängt wohl mich auf die fernsten Inseln noch hinaus! O Adelrath, der du mit Schwerdt und Zither mir immer, immer sieghaft dienen wolltest, nun zögerst du?“ — Herrinn, ich komme!“ —

Der unbeglückte Sänger rief es mit rascher Anstrengung, — aber noch wankten seine Füße unter ihm, — fremd, wunderlich rauschte das räthselvolle Meer ihm entgegen, — er strebte eine nahe Höhe zu erklimmen, hoffend, daß er von dort erspähen könne, wo er eigent-

sich hinverschlagen sey, und welche Mittel vielleicht noch hier sich darböten, der holden Königinn Hülfe zu bringen. —

Aber ein duftiges Gebüsch umkränzte den Fuß des Hügels mit so dichten Geweben, daß der sturmermüdete Sänger nur langsam und mühevoll darin fürderdrang. Bald faßte eine dornige Ranke sein Haargelock, bald seinen Mantel, bald gar die klagenden Saiten seiner Zither; — mit dem Schwerdte eine Bahn zu hauen, — dazu konnte er sich, den schönen wilden Rosen gegenüber, die ihm so freundlich zunickten, nicht recht entschliessen; — matt sank er im dichtesten Gezweig auf einige altbemooste Steine nieder.

Ihm ward stiller und besser zu Muth in der duftigen, obgleich halb unfreiwilligen Ruhe. Sein Auge richtete sich nach dem immer klarer leuchtenden Abendhimmel, seine Seele noch weit höher empor. „Ob dieser jetzt matte, weithinverschlagne Arm nicht mehr zu schützen vermag," — so dachte er bei sich, — „wohl gibt es Einen, der die Unschuld weit herrlicher schützt! — Ob alle Dänen- und Schweden-

klingen noch ungeweckt in ihren Scheiden ruhten: — der Engel strahlende Klingen reihen sich um Editha her; — ob mein rüstiges Schifflein in die Fluth versank, — wohl rüstigere Fittige, als meine armen Segel sie spannten, schwingen sich zu des verwaiseten Königsknaben Rettung heran!" — Heitersinnend erwog er in sich selbst, wie es wohl den frommen Einsiedlern möge zu Sinn geworden seyn, wenn sie, gleich ihm jetzt in seiner duftigen Einsamkeit, sich so gänzlich fern gefühlt hätten von dem Treiben der Welt, und bei jedem Athemzuge nun der Himmel sich freundlicher herabzusenken scheine auf den von aller Erdenlust Geschiedenen, von Ahnungen schönerer, unvergänglicher Lust immer deutlicher, immer sehnsuchtsvoller umweht. — Er kam sich mehr und mehr wie ein solcher, in stiller Heiterkeit Lebendigbegrabener vor.

„Was die Zeit anbetrifft in ihrer Messung," — flüsterte er lächelnd vor sich hin, — „so will grade der Unterschied am wenigsten bedeuten. Stunden oder Jahre! Auch die Jahre bestehen ja doch endlich wieder aus Stunden,

und eben darin liegt gewiß ihre bedeutsamste, bisweilen bethörende, bisweilen zerdrückende Macht. — Daß aber ich wohl bald wieder aus diesem Laubengeflecht rüstig hervorschreite, — nun, ist denn das so ein mächtiger Unterschied? — Manch ritterlicher Siedler oder Mönch hat schon das Gleiche gethan, und sich ehrbar und fromm in der neubetretnen Welt erwiesen. Und wer sagt mir's, ob ich denn wirklich wieder hervorgehe aus meiner duftigen Rankenumhüllung? Ich matter, schiffbruch-erschöpfter Sänger! Der Tod kann meine Glieder hier eben so gut festlegen, als er es ehmals im Schlachtgewimmel vermocht hätte! — Und das wär' am Ende kein so gar übler Streich von ihm. Süß müßte sich's einschlafen unter der Laubenwölbung und dem sanft athmenden Rosengedüft." —

Da setzte sich ein kleiner, fröhlicher Vogel dicht neben den regungslos Ruhenden, und trillerte mit heller, gar lieblicher Stimme sein einförmiges Liedchen. Dem Sänger kam dies Singen rührend vor, wie uns wohl bisweilen der Gesang eines fröhlichen Kindes anklingt,

das eben auch nur seine arglose Lust mit immer wiederholter Melodie in die noch allwärts ihm lächelnde Welt hinaussingt.

Adelrath hatte es in der Gewohnheit, sich unwillkürlich den Sang und Ruf hübscher Thierlein in Worte zu übersetzen, und da war es ihm nun, als singe der kleine, fröhliche Vogel in einem fort:

„Sorg' nicht viel! Sorg' nicht viel!
Welt ist gar ein hübsches Spiel!
Sieh, wie Unsereins spielt und siegt!
Spiel doch mit! Sey auch vergnügt!“ —

Doch eben der Gedanke, das freundliche Geschöpf singe ihn so munter einladend an, — eben der lockte all die tiefsten Quellen seiner Wehmuth hervor, indem er bedachte, wie solch ein fröhlicher Zuruf im furchtbaren Widerspruch stehe mit all den feindseligen Erscheinungen dieser verwirrten Welt. — „Die uralten Heldensänger,“ — dachte er — „hatten's doch eigentlich besser, als wir Troubadours. Das ging rascher, wenn auch bisweilen etwas wilder in die Welt hinein, — so ohne Rückblick fast, — ja frischer! — Aber nein doch: frischer eigent-

lich nicht! denn was wohl kann frischer seyn, als der Thau, welcher auf den Kelchen der Blumen perlt? Hat etwa schon Einer das Abendroth und Morgenroth vertauschen wollen? All Ding hat seine Zeit; — wir Troubadours auch haben die unsrige." —

Die Gebüsche theilten sich mit sanftem Rauschen. Ein großer, schöner, glänzender Jagdhund von schneeweißer Farbe stand vor dem Sänger, wedelte zu ihm auf, und blickte ihn aus treuherzigen Augen an, als wolle er sagen: „i, bist du auch da? Du kennst mich wohl gar nicht mehr? Aber ich dächte doch, wir hätten uns einander schon sonst gesehn, und zwar bei fröhligen Gelegenheiten. Auf allen Fall ist mir's recht lieb, daß ich dir begegnet bin. Laß dich nicht stören; ich will mich auch nicht stören lassen!" — Damit ging er wedelnd wieder seines Weges fürder, und Adelrath dachte lächelnd: „wie komm' ich mir denn vor? Ist es ja doch beinah, als wäre die alte Fabelzeit wieder emporgestiegen, wo Mensch und Thier sich in vernehmlichen Worten mitsammen besprachen! O es müßte was Erquik-

lendes seyn, dergleichen Geschichtlein wieder zu ersinnen, im rechten anmuthig treuherzigen Verstehen der Thierwelt; — aber du?“ — rief er plötzlich, und schüttelte sich aus seiner Mattigkeit empor, — „hast du denn immer nur und immer wieder auf neue Lieder zu sinnen? Tritt vor aus diesen Schatten! Thu, was dein höchstes Sehnen auf Erden dir gebeut, lebend und sterbend für deine Königinn, — zwar dazu gehören auch die schönen Lieder mit, — und seltsam, — eine schier unbezwingliche Träumerei bindet mich an diesen duftigen Sitz. — Was war denn das mit dem schönen, schneeweißen Waidhunde vorhin? — Ich dächte fast, ich hätte ihn sonst schon bei der Königinn gesehn, sich freundlich schmiegend zu ihren Füssen an den goldgezierten Stuhl, mit ihm spielend das freundliche Königskind; — aber wie sollte denn der hierherkommen an den fernen Inselstrand? O ich träume, ich träume ja nur!“ —

Und die Augen sanken ihm vor Mattigkeit zu.

Da streifte ein plötzlicher Lichtglanz der durch Abendwolken vorstrahlenden Sonne sein

Anblick. Emporblickend sah er ein schneeweißes Frauengewand durch die Zweige leuchten. Er wollte sich aufrichten, — da hielt ihn ein Blick, der sich nach ihm hinwendenden Schönheit wie in unzerreißbare Zauber gebunden. Es war — er konnte nicht zweifeln — es war die Erscheinung der Königinn Editha selbst. Die holde Gestalt sah ihn mit staunendem Unwillen an, — hub die schönen Hände wie klagend und verklagend gen Himmel, und verschwand.

„Ich träume," — flüsterte der Halbohnmächtige — „ich weiß es nun ganz gewiß, daß ich träume! Der Sturmwind hätte die Herrinn aus ihrem Schloß entführt und über ferne See'n und Lande sie hierher getragen? Thörichte Gebilde! Wunderliche Gaukeleien! Aber du, aller Träume Unbarmherzigster, wie darfst du sie mir zeigen, klagend über mich? Scheltend über mich? — O Herrinn, nicht ich habe die Stürme heraufbeschworen, die mich fortschleuderten von dem Pfade, den du mir geboteſt! — Aber sacht! Welch neue Erscheinung spiegelt der Traum mir vor?"

Morgan's, des treulosen Seneschall Ge-

stalt schritt eilig aus dem Rankengewirr hervor, auf demselben schmalen Pfade, welchen Editha genommen hatte. Es schien, als stutze er einen Augenblick vor Adelraths unerwarteter Erscheinung, — plötzlich aber fing er an, auf die höhnisch fratzenhafte Weise, die sonst schon im geselligen Scherz dem Sänger oft so ärgerlich an ihm zuwider war, sein Antlitz zu verzerren, zuckte die Achseln, als bedaure er den matt Hingesunknen, und eilte lautlosen aber beflügelten Ganges vorüber. Besorgniß um die Königinn und auch wohl gereizter Zorn gab dem Sänger Kraft, sich zu erheben. Auf sein Schwert gestützt, wankte er einige Schritte fürder, — da sah er, durch die Ranken spähend, wie Editheus holder Knabe auf der nahen Wiese Blumenkränze wand, mit welchen seine alte treue Wärterinn ihn auf eine anmuthige Weise schmückte. —

„Auch die Beiden hier!“ sagte der staunende Adelrath, und faßte nach seiner heißglühenden Stirn. „So ist's wohl doch nur ein Traum! — Oder wach' ich, so ist's Erscheinung, und all diese Gestalten zeigen mir den

Tod an, in welchen irgend ein ungeheures Schickſal ſie zu dieſer Stunde allſammt hinunterriß. Alſo auch du, blutiger, kronenräubriſcher Morgan? Auch du mußteſt mit in das Grab, das du der holden Wittwe, der blühenden Waiſe gegraben haſt? — Noch als Schatten höhnt er mich, daß ich zu ſpät kam mit meiner Hülfe. — Aber, o Himmel, auch du, meine Königinn, erhebſt klagend über deinen Sänger Blick und Hand? Du thuſt das noch von jenſeit her? — Ja freilich, freilich, — von dortaus mußt du es wohl am Beſten wiſſen. Schon auf dem irdiſchen Ufer ja ſaheſt du immer ſo klar und hell, und wareſt mir oft wie ein reineres, unbeſtechlicheres Gewiſſen! O gewiß, gewiß, ich habe misgehandelt, ob ich auch in meiner Blindheit das Wie noch nicht erfaſſen kann! — Kleiner Engel auf den Wieſen dort, du frühverklärte, lächelnde Seele, was klagſt denn nicht auch du über mich? — Oder du biſt wohl ſo ganz frei von jeglichem Anhauch der irdiſchen Noth, — du wirſt nun gleich zu ſingen anheben, wie der kleine Vogel vorhin hier ſang, — aber deine greiſe Wärte-

rinn, die so wehmüthig treu auf dich niederschaut, — was klagt denn nicht die über mich? — Empor die treuen Hände, du Alte, zum Himmel! Hier steht der Unbeglückte." —

In halber Bewußtlosigkeit fühlte er sich plötzlich wieder auf den Steinsitz niedergesunken, — ein seltsam eiliges Geflüster, ein dumpfes Waffengerassel ließ sich von allen Seiten her vernehmen; — schwindelnd schloß er die Augen.

Da zupfte Etwas an seinem Mantel; — ein leises Gewinsel drang empor; — „wieder eine neue Erscheinung dieser bezauberten Insel!" rief er, und sah umher. Der weiße Jagdhund stand neben ihm, ängstlich bittende Blicke auf ihn gerichtet, und so wie er die Augen aufthat, einige Schritte vorwärts laufend, wieder zu ihm hin, und wiederum vorwärts, als solle das heißen: „Folge mir doch! Eile doch nur! Hilf! Es ist ja die höchste Zeit!" Und so wie der Sänger, auf sein Schwert gestützt, sich erhob, schoß der Hund pfeilschnell durch das Gezweige von hinnen, wie ganz von selbst erwartend, nun müsse der Sänger ihm eben so rasch

folgen. Aber selbst ein vollkommen rüstiger Mann hätte das wohl durch das verschlungne Gitterwerk dieser Ranken umsonst versucht; — der wankende Adelrath, obwohl er der wilden Rosen nicht mehr mit seinen bahnhauenden Schwertblitzen schonte, vermochte es noch minder. Den sehnenden Blick nach der Höhe, wohin der Hund seine Richtung nahm, hinauffendend, sah er nun plötzlich die Gestalt der Königinn, ihr Söhnlein auf den Armen, wie sie in stummer Eil als eine Flüchtende bergan vorüberschwebte. Sie verschwand in einer Windung des Hügels. Tiefer unten kniete die greise Wärterinn, jetzt beide Hände zitternd zum Himmel emporgestreckt, — plötzlich hoch am Abhang erschien der hohnlachende Morgan, einen Dolch in der Faust, — bewaffnete Männer tauchten hin und wieder um ihn empor; — wie davor herguntergeschreckt, erschien aufs neue die Königinn, ihr Kind im Arm, in entgegengesetzter Flucht; — jetzt streifte sie unfern des Rankengeheges vorüber, worin noch immer Adelrath wie zauberhaft umstrickt geblieben war, — jetzt flog der dräuende Morgan blitzesschnell ihr

nach; — „Halt! Steh!“ rief Adelrath ihn an. „Auf mich deinen Dolch! Auf mich deinen Grimm, dafern du irgend noch Mannesnamen zu führen gedenkst!“ — „Schwächling!“ rief der höhnende Morgan ihm zu. „Lauf mit, wenn du mir was zu sagen hast!“ — Und im raschen Schwunge wollte er ihm vorüber fliehn. Da sprang der treue, starke Waidhund ihm zähnefletschend entgegen; — Morgan faßte zum Schwert, das kühne Thierhaupt zu zerspalten; — „nimm's, wie du's haben will'st!“ rief Adelrath, und schleuderte in kühner Verzweiflung seine gute Klinge nach dem Feind hinüber. Heulend sank Morgan in sein Blut. — Es war Adelraths letzte Kraftanstrengung gewesen. Auch er taumelte nieder, auf seine tönende Zither hin. „Die Herrinn gerettet!“ rief er voll triumphirender Lust, während er Lanzen und Schwerter feindlich über sich blitzen sah, und das Wuthgebrüll von Morgans Kriegsleuten hörte, die an ihm den Tod ihres Hauptmanns zu rächen sich drängten. Er fühlte, wie Speerstoß und Klingenschwung ihn traf, — „es war dennoch kein Traum!“ flüsterte er lä-

Held, — „Victoria!“ rief er laut, und sein Bewußtseyn erlosch. —

Wieder die Augen emporschlagend, sah er den tiefen, lichthellen Sternenhimmel über sich; — der Vollmond aus dem Meer aufsteigend, begann seine klaren Schimmer über alle Gegenstände zu breiten. „Was ist denn das?“ flüsterte Adelrath. „Mir ist, als schwömm' ich in lichten Fluthen. Ist das nun Mondenlicht, oder ist es mein Blut?“ — „Beides, lieber Held!“ sagte eine Engelstimme neben ihm, und indem er sich mit zuckendem Schmerz darnach hinwandte, sah er in Königinn Editha's Angesicht. Und wie ein Kind, etwas vor unerwarteten Geburtstagsgeschenken, seufzte er ein sanftes, fröhliches: „Ach!“ —

Seinen Gedanken begegnend, sagte die Königinn: „ja, mein vielgetreuer Sänger und Bote, ich bin es. Und damit du recht sanft und friedlich von hinnen scheiden mögest, — empor zu dem unsichtbaren Himmel, der sich bereits dir entgegenzusenken scheint in diesen leuchtenden Mondgewölken.“ —

Selig lächelte Adelrath empor und beel-

tete wie in kindlicher Unschuld die Hände nach dem himmlischen Licht. — Editha verstummte davor auf einige Augenblicke, und kreuzte die Arme betend über ihre Brust, — dann sprach sie wieder fürder:

„Damit du recht sanft und friedlich hinauf schweben mögest in deine Heimath, guter Sänger, so höre vorher, wie Alles hier gekommen ist. Mein Sohn, der jetzt noch kindliche König künftiger Männer, hört es auch mit an, und freut sich dankbar über dich!“

Das matte, leisblutende Haupt wendend, sahe Adelrath, wie der junge König von der andern Seite neben ihm kniete, die Händchen zum inbrünstigen Gebet gefalten, einem Engel vergleichbar in den Lichtern des Mondes und des innern, seligen Friedens. — „Thut es dir sehr weh, du tapfrer, blutiger Sänger?“ flüsterte der holde Knabe ihm zu, und Adelrath entgegnete heiter: „gar nicht weh, du freundliches Königskind! Denn es sind Todeswunden, und nah am Ziele schmerzen die nicht mehr.“ —

Da sagte die Königinn Editha sehr ernst: „nun unterbrich mich nicht wieder, mein Knabe.

Nun muß ja unser Freund noch diesseit vernehmen, wie herrlich er stirbt. Und er hat nicht lange mehr diesseit zu verweilen. — Du edler Sänger," — sprach sie mit weicher Fassung, — „manch Wort, was du vorhin im Wundentraum vernehmen ließest, gab kund, du wähntest dich auf einer fernen, in unbekannten Meeren liegenden Insel. So ist es nicht; wohl sandte ich dich über ferne Fluthen zu meiner und deines jungen Königs Rettung hinaus. Aber der Mensch denkt, und Gott lenkt! Zurückgewandt ist Euer Schiff im wilden Fluthenwirbel, — herangeworfen wieder an unsre Angellandsküste, ohne daß ihr schwindelnden Meerumschäumten allesammt wissen mochtet, wo es Euch umtrieb; — da seyd ihr gescheitert an heimathlichen Klippen, eben weil ihr euch einbildet, ihr schifftet an wildfremden Landen. Die Trümmer deines Fahrzeuges, die Leichen deiner Gefährten liegen als Zeugen davon am Strand umher. — Dich aber — o Adelrath, siehst du schon?" —

„Noch nicht, liebe Herrinn, — aber bald! — Drum gieb mir deine liebfreundliche Kunde

bald mit auf die Fahrt! — Auf die ferne, Alles entscheidende Fahrt!“

„Dich Adelrath“ — sprach die Herrinn unter leisen Thränen fort, — „sah ich in der wilden Rosenlaube ruhen, als ich, vor Morgan hierhergeflüchtet, in vermeinter Sicherheit durch die lieblichen Duftgehäge der Insel mich erging. Ja, einen Augenblick zweifelnd, dachte ich — lächle du nicht so schmerzlich; es thut mir mehr, als dir! — einen Augenblick zweifelnd dacht' ich: „auch er schläft hier unter Rosen, und säumt, dich zu erretten?“ — O wie so ernst und froh du lächelst! Du hast es ja nun bewährt, wie du — ob todesmatt — in Gottes Namen zu fechten und zu siegen verstehst! — Der Dränger Morgan erlag vor deiner Klinge, — mein Kind und ich, wir erretteten uns, derweile der Feinde Wuth dich mördlich traf, — jetzt sind meines Oheims von Kent mächtige Kriegsgeschwader herbeigekommen, die Empörer zu verderben, — das vom tyrannischen Seneschall bedrückte Land jauchzt errettet empor, — o Adelrath, und könnt denn ihr nicht mehr mit uns leben?“

„I lebe doch immer!“ flüſterte Editha's Sohn, den Blutenden mit leiſen, lieben Händchen ſtreichelnd; „lebe doch nur wenigſtens noch ein ganz klein Bischen!“

„O ja, ein ganz klein Bischen, mein junger König!“ ſagte Adelrath mit einem ſeligen Lächeln. „O reicht mir doch meine Zither noch zu guter Letzt her.“ — Und wie der liebe Knabe das that, griff der blutende Sänger noch einige Akkorde darauf, halb ſprechend, halb ſingend:

„Schiffbruch! —
Landen! —
Träumen — Erwachen! —
Seligkeit!
O Alles beſiegende,
Fröhliche Seligkeit! —
O Lied, warum kannſt du's nicht ſingen?“ —

Und damit war er, was die Menſchen für dieſe Erde ſo zu nennen pflegen, todt. Aber er ſah unausſprechlich hell und anmuthig aus, ſo daß der Kleine ordentlich aus

Freuden darüber seine Händchen zusammenschlug und ihm nachsang:

»Fröhliche Seligkeit!

Lied, warum kannst du's nicht singen?« —

VII.

Das Wunderfräulein

oder

Heute wie vor fünf hundert Jahren.

Ein Schwank

von

Frhrr. von Biedenfeld.

Wo der Schwarzwald am Rhein hinauf den Bodenſee umgürtend, den Tyroler Alpen die Hand reicht voll reicher Geſchenke an Weinen, Obſt und Körnern zur brüderlichen Gabe, — da ragen hoch über die lachende Landſchaft empor die Trümmer von eilf Ritterburgen.

Sind Kobolde und Geſpenſter oben gefährlich, ſo hat der Reiſende unten in den blumigen Thälern von der Hexerei der Frauen noch weit mehr zu befürchten. Denn beinahe alle Mädchen und Frauen ſind ringsumher geborne Zauberinnen; das beweiſen die Herzkirſchen-Augen und die Vergißmeinnicht-Äugelein, die ſchwarzen und die mildgoldenen Bogen über denſelben, und gar mancherlei andre Raritäten, welche viel mächtiger ſind, als Zauberſprüche und Bannformeln.

Wer noch nicht verliebt ist, und das recht ernstlich, oder wer noch kein wahrhaft angebetetes Weibchen sein nennen darf, dem rathe ich wohlmeinend aus jener Gegend wegzubleiben. Ein Beispiel wirket oft mehr als hundert gute Lehren; darum will ich ganz getreulich erzählen, was mir dort begegnete. Vielleicht hilft es; wo nicht, so habe ich meine Pflicht gegen die Nebenmenschen redlich erfüllt.

Keine von allen jenen Burgen reizte meine Neugierde mehr, als die stattliche Hohenkrähen. Sorgsam gewarnt vor den nächtlichen Erscheinungen hatte ich dennoch beschlossen, eine Nacht oben zuzubringen und die Sonne meines Geburtstages dort aufgehen zu sehen. Mein Geburtstag ist mir um so werther, weil er zugleich der erste Tag im Wonnemonat ist. Wer weis überhaupt, ob man noch einen solchen Tag erlebt?

In der herrlichsten Feierstunde des Morgens stehe ich schon auf dem sanften Vorhügel, und schaue die weißen Gold- und Rosenumrandeten Wolken, welche aus der funkelnden Tiefe des See's den Bräutigam der Natur all-

strahlend emportragen, und höre alle Chöre der Schöpfung ihr Hosianna ihm entgegen jauchzen. Welche belebende Frische rings um euch her! Meere von Wohlgerüchen wogen, wie zwischen zwei ungeheuer entfernten Ufern, zwischen Himmel und Erde; Myriaden buntfarbiger Blüthen prangen im Geschmeide der demantenen Nachtthränen und öffnen gastlich die Kelche den Heeren summender Bienen und cephyrischer Schmetterlinge; ein milder Ost schwebt schaukelnd über Kräuter und Halme und Gräser daher und weht mit dem Odem der Liebe durch das junge Laub der Bäume und Sträucher, daß sie in wonnigem Flötengelispel ihr Erwachen kund geben und dem Gott des Tages ihren Morgengruß entgegen säuseln; schon zerstreuen sich die lockigen Heerden munter rings über die Hügel, und aus den fetten Thalgründen empor steigt das Gebrülle der Stiere, welche täglich mit dem alten Echo und seinen sieben Kindern ein neckendes Spiel treiben; die ersten Sicheln blinken im frischen Grün längs der sonnigen Raine um der edeln Rosse Futter lieblich zu würzen; der Grasmücken geschwätziges Völkchen

übt sich in Wechselgesängen mit der Schnitterinn; der Nachtigall letzte Klagen verschmelzen sich zu unaussprechlich süßen Klängen mit den Jubeltönen der Lerche, welche dem jungen Weizen entsteigend auf azurnen Wellen sich wiegend hoch in den Lüften das Jahresfest der ersten Liebe feiert; die Cicade zirpt im Grase, die smaragdenschimmernde Sylphide schaukelt sich wollüstig auf der Liebe athmenden Krone des ersten Röthchens und entschwebt dem Summen der Biene, welche sich tief eintaucht in den Nectarkelch und der Reihe nach alle die freundlichen Schachten des süßen Goldes befährt; Käferchen schwirren von Blume zu Blume — die Boten der Liebe, die Gesandten der Natur, — um die Grüsse der Sehnsucht hinüber zu tragen und ferne stehende Liebende zu vermählen; das Bächlein schlängelt sich behaglich murmelnd über den Silberkies fort, hascht und küßt, im Vorbeigehen mit freundlicher Schalkheit tausend Blümchen, birgt sich dann unter den Gewölben der Weiden und der Dulcamara, um plötzlich wieder ans Tageslicht hervorzuspringen und die Sonne mit seinen de-

manknen Augen anzulachen im Wohlseyn des Junggesellenstandes. Bald aber ist es in der Ebene angelangt, erblickt dort in geringer Ferne die träge Braut, welcher es vermählt werden soll und von welcher schon ganze Schaaren von Fischen als Brautwerber ihm entgegengesendet werden. Sein frohes Murmeln verstummt, das kindische Spiel mit Steinchen und Blümchen hat ein Ende, es gedenkt der künftigen trüben Tage in Gemeinschaft mit der reichen Braut und verstoßener heitrer Stunden und schleicht nur langsam und unbehaglich durch die schwarze Moorbahn dem Brautbette entgegen, oft sich sträubend und in großen Beugungen rückwärts strebend — aber vergebens!

Schon hörte ich von hundert Kirchthürmen in der Runde Mittag läuten, ohne irgend einen Trieb zu fühlen, das stille Plätzchen unter der Ulme zu verlassen, von wo ich seit sechs Stunden alle paradiesischen Aussichten ringsumher mittelst meines schwarzen Spiegels treulich nachgezeichnet hatte; da störte mich ein nahes Flustern und meinem Blick begegnete ein stattliches Bauernweib, welche ihr Amor-

chen am strömenden Busen, hinter mir gestanden und voll Verwunderung meiner Zauberei still und kaumathmend zugesehen hatte. Als sie aber auch ihr Weingärtchen — an der auffallenden Baumgruppe es erkennend — plötzlich auf meinem Papier entstehen sah, wich sie voll Erstaunen einige Schritte und konnte ein leises: ach Herr Je! nicht unterdrücken.

Wer wendet sich nicht gerne vom Anblick der zauberreichsten Schönheiten der leblosen Natur — zu dem Anschaun des schönsten aller Werke der Schöpfung — einer jungen, blühenden, liebevollen Mutter mit dem Säuglein an der Brust? Unsre Bekanntschaft war bald gemacht. Sie war die Frau des Bewohners der einzigen Hütte, welche einige hundert Schritte entfernt auf dem Hügel stand; und pflegte täglich hierher zu kommen, um ihren Mann von der Weingarten-Arbeit zurückkommen zu sehen und ihm sein Mahl sogleich auftischen zu können. Im Anblick meiner Landschaftsmahlerei vertieft, hatte sie ihn heute wirklich übersehen, und wurde nun von ihm zärtlich scheltend überrascht, eben als sie an-

fangen wollte, von den Sonderbarkeiten des alten Schlosses über mir, einen getreuen Bericht zu erstatten.

Die treuherzige Bitte beider, ihr spärliches Mahl mit ihnen zu theilen, konnte ich unmöglich abschlagen, obgleich mein Johann ebenfalls mit seinen Vorräthen zur Mittagsstunde nach ihrer Hütte bestellt war. Kaum waren wir auch dort angelangt, so erschien er mit seiner lieblich duftenden Last und reichte mir einen Brief, der eben an mich angelangt war, mit den lakonischen Worten: „Euer Gnaden von Heilbronn!“ mit einem schalkhaften Lächeln.

Alles vergaß ich und riß hastig das Siegel entzwei, denn ich harrte sehnlichst einer Kunde von dem unvermutheten Verschwinden meiner angebeteten Seraphine, um ihre Spur weiter zu verfolgen und vielleicht mein schönstes Lebensglück ihrem Herzen anvertrauen zu dürfen. Mein Freund schrieb mir:

„Theurer Julius! Ich eile Dir Kunde zu geben von Deiner wundervollen Geliebten, wie ich sie erforschen konnte und so weit ich sie zu

geben vermag. Du sahst sie in Frankfurt, sahst sie wieder in Mannheim, trafst mit ihr in Heidelberg zusammen, hattest Gelegenheit im Zauberthale von Wimpfen einige Worte mit ihr zu wechseln und den Pfeil noch tiefer in dein wundes Herz zu drücken; flogst nach Heilbronn herüber, um Dich abermals an ihrem räthselhaften Anblick zu laben; folgtest ihr nach Stuttgard, um dort ihre Spur zu verlieren und warst schon zu verwirrt, um auch nur die allergewöhnlichsten Fragen der Klugheit zu thun, um ihre Herkunft, Stand, Namen und Zweck der fliegenden Reise zu erfahren. Der Name Seraphine schien Dir genug, um sie am Ende der Welt wieder zu finden und so zogst Du ihr blindlings nach, wie einst deine Ahnen auf Ebentheuer auszogen. Ich wollte dich zappeln und die Hitze verkühlen lassen. Nun ich aber von hier fort und den Rhein hinab muß, melde ich Dir mit wenigen Worten: Sie heißt Seraphine von Tannenburg, ist im Harzgebirg geboren, eine nahe Verwandte des Besitzers von Hohenkrähen und verweilt seit acht Tagen ganz in Deiner Nähe! Suche sie auf, finde sie und

mache sie zu Deinem Weib; zu Deinem Gevatter aber recht bald Deinen treuen Freund und Bruder Wilhelm!«

Ich war unaussprechlich glücklich, und hätte in meinem Entzücken die ganze Welt umarmen mögen. Nur die eiserne Beharrlichkeit, nie einen Entschluß aufzugeben, hielt mich ab, sogleich den Hügel hinabzurennen und die ganze Gegend auszuspähen, um heute noch die Heißersehnte zu finden. Ich hätte ja vor mir selbst mich schämen müssen — vor dem unbestechlichsten aller Erdentribunale. Das Natürlichste wäre wohl gewesen, zum alten Baron, welchen ich als meinen ehemaligen Obersten und fernen Anverwandten wohl kannte — schnurstracks selbst zu gehen, und eigenhändig an der sichersten Quelle Kundschaft zu schöpfen. Allein gerade das Natürliche erschien mir als etwas Gewöhnliches, wovon ich nie ein großer Freund gewesen. Auf dem geraden Wege zum Ziel zu gelangen, wäre mir nicht romantisch oder romanhaft genug gewesen, und hätte mir die Lust zu einer Liebe benommen, welche so sonderbar begonnen hatte.

Ich zügelte daher mein Sehnsuchtpochen-

des Herz und sendete meinen Johann hinab, um Seraphinen auszukundschaften, und mir um die neunte Stunde Nachts in die Ruinen gute Post zu bringen, damit ich des andern Tages die Nachforschungen selbst fortsetzen, und an mein Ziel gelangen könnte. Ungeduldig stieß ich ihn hinaus und schritt im Druck der Mittagssonne den gähen Berg hinauf nach den Ruinen.

Noch stehen stattliche Ringmauern von der alten Burg und unverwüstliche Gewölbe, welche eines über dem andern von dem Wasserspiegel bis zum Gipfel hinauf aus den Felsen gesprengt seyn und der Meinung nach große Schätze alter Zeiten verbergen sollen. Der Besitzer scheint keine Schätze dort zu vermuthen, oder dieselben seinen Enkeln für Nothfälle bewahren zu wollen, weil seit Menschengedenken, außer von stets verunglückten Wünschelrüthlern, kein Versuch gemacht war, auch nur einen der vielen Schätze an das Tageslicht zu bringen. Nur auf der nordöstlichen Spitze steht auf einem gähen Vorsprung noch ein Flankenthürmlein alten Baues bewohnbar, woran ein freundliches Häuschen gestützt wurde

für den Kaſtellan, einen alten Reichsfeldwebel, welcher in Geſellſchaft ſeines wackern Weibchens und eines flinken Jungens die einzige Bevölkerung der weitläufigen Burg ausmacht. Ein ſchmales Zugbrückchen führt zu ihm hinüber, ſonſt iſt ſeine Wohnung rings von einer ziemlich hohen Backſteinmauer umfangen.

Ich mußte nach alter Sitte Namen, Stand und Begehren nennen, ehe ich in die ritterliche Burg eingelaſſen wurde. Der Alte war es ſehr gerne zufrieden, das kleine niedliche Gaſtzimmer im oberſten Stockwerk des Thürmchens für die kommende Nacht mir einzurichten und führte mich mit großer Geſchäftigkeit in den Ruinen umher, jede ſchöne Ausſicht mir zeigend und erklärend. Nur die halb verfallene Kapelle bat er mich, nicht jetzt zu betreten, ſondern dieſen Anblick für die Nacht mir aufzuſparen, wenn der Mond ſchon hoch ſtehen würde.

Ich hatte Luſt, noch einige Skizzen der Gegend zu entwerfen, aber es wollte nicht mehr gehen; immer und immer erfüllte eine Erſcheinung den Vorgrund, welche die ganze

Perſpective mir bedeckte und mein Auge blendete. Mißmuthig ſchloß ich meine Mappe und ging wie im Traume Planlos umher, ſtets gequält von den Stacheln ſehnſüchtiger Erwartung, froher Hoffnung und banger Furcht. Die Sonne ging unter in aller Majeſtät ihrer wandelloſen Schönheit — ich bemerkte es nicht; der ruhegebietende Hauch der nahenden Nacht durchbebte meine Glieder mit ſeinem kühlen Schauer, ich fühlte es nicht; Lunas heitre Blicke ſpähten umher, als ſuche ſie nach den lieben Endymion, ich ſah ſie nicht; die ganze Erde und der Himmel ſpiegelten ihr Bild vor meine Seele von höhern ſeligen Reizen umfloſſen. Da weckte mich der Kaſtellan aus meinen ſüßen Träumen und rief mich hinab, die Kapelle im Mondſchein zu betrachten und das ſchönſte Wunder des Schloſſes kennen zu lernen.

Die kleine Kapelle ſteht jetzt ganz frei, ihr Inneres wird von einem einzigen hohen gothiſchen Fenſter beleuchtet. Der Eingang iſt von den Trümmern der äußern Mauer beinahe ganz verſchüttet und alle Zierrathen der Wapen, Basreliefs und Sculpturen auf den äuſ-

fern Wänden sind völlig verwittert, weil der schwammige Sandstein dem Zahn der Zeit nicht lange zu widerstehen vermochte, und die frühern Besitzer auch um den Tempel über ihrer Familiengruft sich wenig kümmerten.

Der Alte hatte mit astronomischer Sorgfalt den Himmel beäugelt und bat mich, nun noch einige Minuten zu verweilen, bis der Mond auf dem rechten Punkt stehen würde, um das Wunder in seiner ganzen Gloria zu zeigen.

„Indessen," fuhr er fort, „erzähle ich Euer Gnaden mit sieben Worten eine Geschichte, welche ihnen das bald zu schauende Wunder erst zu einem recht bewundernswerthen Wunder machen wird; — hören sie: Im Jahr des Herrn 1321 war die einzige Fräulein Tochter des überaus tapfern Ritters Otto von Hohenkrähen gerade 18 Jahre alt, und mithin zu einer Vermählung mit einem mannbaren Ritter so ziemlich herangediehen. Der Herr Ritter und ihr Bruder der tapfre Conrad, waren auch beide gesonnen, sie sobald als möglich einem adelreichen Ritter des Gaus, dem Herrn

Ulrich von Heben zum Gespons zu geben, und hatten den Bund bereits durch Wort und Handschlag besiegelt, ohne bei dem Fräulein Widerstand gefunden zu haben; denn ihr Herz war noch frei von Minneluſt und zärtlichen Gefühlen für irgend einen Ritter. Es wurde demnach beſchloſſen, daß nach dem großen Turnier zu Würzburg die Vermählung ſtraks vollzogen werden ſollte. Die Menſchen beſchließen gar vieles, wovon im Buch des Himmels kein Wort ſteht, und ſo ein Beſchluß gilt dann auch gerade ſo viel, wie ein ungeſtempelter Rechnungsbogen. Der Vater, der Bruder, der Bräutigam und das Fräulein zogen mit vielen Vaſallen und mit namhaftem reiſigem Gepränge gen Würzburg, um des Schwabenganes und ihrer edeln Abſtammung dort würdig zu erſcheinen. Herr Conrad kämpfte wie ein Löwe und Herr Ulrich erſiegte ſich den erſten Dank aus den Händen der ſchönen Ida von Gemmingen; aber Herr Rudolph von Senkenberg hatte die Augen und faſt das ganze Herz ſeiner Braut indeſſen dafür gewonnen, ohne auch nur ein Wort mit ihr zu wechſeln. Der böſe Feind

und die Kobolde und Hexen ſchleichen ſich durch ein Schlüſſelloch in wohlverwahrte Gemächer, und Liebe findet den Weg zum Herzenskämmerlein oft durch die Augen aus der Ferne. Der Senkenberger war ein gar muthig tapfres Schwert, aber auch ein weichherziges Kind, dem Geſang ergeben, und der zarten Sitte und vor allem unterthan den holden Frauen ſo weit Zucht, Ehrbarkeit und Ritterthum es ihm erlaubten. Herr Otto lud den Vielgeliebten ein, auf ſeinem Zug nach Welſchlands kunſtblühenden Auen auf Burg Hohenkrähen einzuſprechen oder lieber gleich mit ihnen zu ziehen und die Vermählung ritterlich mit ihnen zu feiern. Der Conrad und der Ulrich waren ihm auch hold und zugethan, das Fräulein nur ſchien unwillig darüber zu ſeyn, daß ein dritter auf der Heimfahrt ſie begleiten und oft wie ein Störenfried zwiſchen ſie und ihren Bräutigam treten ſollte. Aber die aufſteigende und ſchnell wieder verſchwindende Flamme in ihrem Geſicht war nicht Zeichen des Unmuthes oder Widerwillens, ſondern eine Schalkheit der mächtig entbrennenden Liebe zu Senkenberg, ein

Aufblitzen der Scham und banger Ahnung zugleich. Sie zogen denn zusammen gen Hohenkrähen. Herr Conrad und Ulrich ritten stets eine Strecke Weges voraus und unterhielten sich weidlich von Jagden, Turneien und Fehden, und von einem Zuge, den sie gegen die mächtigen Werdenberge vorhatten. Herr Otto aber blieb stets an der Seite seiner Tochter und ergötzte sich baß an den feinen Mähren und Schwänken, welche Herr Senkenberg in mancherlei Weisen gerühmter Minnesänger wunderkünstlich vortrug, den Weg zu verkürzen. So lange sie auf der Heerstrasse neben einander einher zogen, waren sie fröhlich und guter Dinge, wenn sie aber Abends in die Herberge einritten, begegneten sich die Blicke scheuer und scheuer, ihre Lustigkeit war wie verschwunden; das Fräulein begehrte bald nach dem Lager und Herr Senkenberg warf sich trüben Sinnes unter einen Baum und klagte dem Mond und den Sternen sein Herzeleid in trübseligen Liedern oft die ganze Nacht durch vor, wenn nicht zuweilen, wo es unbemerkt geschehen konnte, ein Fensterlein sich öffnete und eine süße Stimme

ihm Ruhe gebot. Des Morgens war er aber doch stets der erste zu Roß und heitern Sinnes trieb er die andern zum Aufbruch an. Allein der letzte Reisetag vertrieb die Frohlichkeit aus den Gesichtern, Reden und Herzen. Das Fräulein ritt still dahin auf ihrem sanften Zelter und zählte die Grashalme und Kieselsteine am Heerweg; Herr Senkenberg stob auf seinem Rappen wild hin und her, und war dann wieder so lahm und todt als hätte ihn der Holzmeier mit einem Schlagfluß berührt; nur sein Auge schien zu leben und blitzte zuweilen nach dem Fräulein hinüber, um sogleich wieder am Sattelknopf zu hängen. Der alte Herr Otto war des stillen unheimlichen Einherziehens nicht gewohnt und darum zuerst besorgt um seine Tochter, es könnte ihr etwas fehlen an ihrer Gesundheit, bald aber unwirsch, weil sie ihm ihres Wohlseyns versicherte und doch so still und trübselig blieb. Er schalt sie kindisch — weil er in seinem Herzen vermeinte, sie wäre ungehalten darüber, daß ihr Bräutigam mit Conrad vorausgeritten war, um ihren Empfang auf der Burg zu bereiten. Allein damit hatte

der alte Schütze nicht ins Schwarze, sondern ins Blaue hinein geschossen; denn des Bräutigams Entfernung war wirklich das einzige am ganzen Tag, was ihr einige Freude gewährte. Je näher sie der heimathlichen Burg kamen, desto lauter und bänglicher schlug ihr und dem Herrn Senkenberg das Herz; beide gedachten des näher rückenden Augenblickes der ewigen Trennung. Der Ritter griff gar oft voll Ingrimm an sein Schwert und knirschte grausenvolle Flüche in sich hinein; dem Fräulein aber rollten die hellen Thränen über die Backen und Seufzer preßten die Brust; die ganze Welt schien zuweilen wie ein wilder Hexentanz sie zu umschwirren, und der Himmel nur Tod und Flammen auf sie herab zu schleudern, so bang und wehmüthig und furchtsam war ihr zu Muthe. Beide erseufzten zu gleicher Zeit freudig, als der alte Herr Otto ihres Murrsinns endlich überdrüßig diesseits des Städtleins Engen hochauf voransprengte und alle Knappen ihm jauchzend folgten und sie allein ließen. Sie ritten noch eine gute Weile langsam fürbaß, ohne sich anzuschauen oder ein Wort zu reden. Nur zu-

weilen schoß ein Blicklein links, und ein anderes rechts und beide wurden gluthroth im Angesicht. Herr Senkenberg sann endlich darauf, das mißbehagliche Stillschweigen zu brechen und auf geziemende Weise eine förderliche Zwiesprache anzuknüpfen, und öffnete eben den Mund mit einem herben Seufzer — da traten die Rosse über die Gränzen und jubelnd sprengten ihnen Bräutigam und Bruder entgegen mit all ihrem reisigen Zeug, auf dem Boden der Heimath, die Holde zu begrüßen. Der alte Herr Otto aber saß oben auf dem Söller, und leerte den zweiten Humpem Kreuzacher auf des Turniersiegers Wohl. Wenn's Einem darum immer wohlginge, weil auf's Wohl wacker getrunken wird, da müßte es dem am Wohlsten ergehen, welcher auf sein eigenes Wohl manch zehnten Becher geleert hat; aber dem ist nicht also!"

„Die ganze Burg war anzuschauen, wie ein Feenschloß der Freude; alle Vasallen und Sassen der beiden Ritter waren versammelt in ihren Prunkwämsern; Stahl und Eisen verschwanden und machten dem Gold und Silber

Platz mit edlem Gestein und vielsagenden Perlen, wie mit einem Blumengarten bestreut."

„Herr Rudolph mußte sich auch bequemen, den Stahlwams abzulegen und sich in ein prachtvolles Feierkleid, welches ihm Herr Ulrich verehrte — einzuhüllen, weil er Brautführer seyn sollte. Es wurde ihm zu einem Feuerkleide, das ihn gewaltig schnürte und nicht sehr wollüstig an die Qualen des Fegfeuers anmahnte. Die Braut saß neben ihm an der Willkommtafel. Sie beide waren die einzigen Traurigen in der allgemeinen jubelnden Lustigkeit, und hatten die einzige Freude, sich von den Zechenden nicht sehr bemerkt zu sehen."

„Auch bei diesem traurigen Alleinseyn unter der schwirrenden Menge, fanden die Herzen wieder keine andern Dolmetscher, als scheue Blicke, Seufzer, und einzelne jedem andern sinnleere Worte; aber beide trugen die Überzeugung von der Tafel hinweg, daß sie liebten, geliebt wurden, und namenlos unglücklich seyn müßten, wenn nicht der Himmel durch irgend ein Wunder die irdischen Hemmketten sprengen

und sie befreien sollte aus den Banden des Herrn Ulrichs von Heben.“

„Der Mond stand eben da, wo er jetzt steht, als das Fräulein feierlichen Schrittes in die Kapelle trat, und ihre Knie beugend vor dem Altare, von der Mutter Gottes Stärkung erflehte in inbrunstigem Gebet, und Trost für ihr Herz und für des armen Rudolphs liebendes Herz. Hinter sich ein leises Rauschen vernehmend, wendete sie das Haupt mit den thränenfeuchten Augen und erfah — Herrn Rudolph, welcher hinter ihr kniete in ihr Anschauen verloren und die Hände emporgerungen zum Himmel ein heißes Gebet der Liebe stammelte. Wie ein Blitz traf der Anblick ihr Herz, mit einem Angstrufe sank sie bewußtlos nieder — um bald zum schönsten Augenblicke ihres Lebens in seinem Arm zu erwachen. Die Wonnen seliger Liebe durchbebten ihren Busen, der erste Kuß brannte auf ihren Lippen — die ganze Welt zerfloß vor ihren trunkenen Blicken in einen rosigen, Paradiesesluft athmenden Schimmer. Da traf ihr Ohr plötzlich ihres Bruders donnernde Stimme: „Verräther, Bube!“ brüllte

er und stieß sein Schwert voll blinder Wuth tief in die Brust des Geliebten, welcher mit dem letzten Rocheln des Todes in ihren Schooß niederfiel. „Barmherziger Gott!“ waren ihre letzten Worte. Sie sank neben den Geliebten auf die Stufen des Altars hin, um nie wieder zu erwachen.“

„Der graue Vater überlebte nicht lange die Schmach seines Hauses, Verzweiflung streckte ihn auf das Krankenlager und saugte wie ein Vampyr an den Adern seines Lebens. Er starb einsam, nachdem er in wildem Fieberwahn den Sohn mit Verwünschungen von sich gestoßen hatte. Herr Ulrich war längst tiefen Gram in der Seele davon gezogen nach Preußen gegen die Heiden. Er hatte das Fräulein wirklich lieb, und hätte lieber, sie glücklich zu machen, der Seligkeit ihres Besitzes entsagt. Dem Bruder konnte er nicht mehr Freund seyn, ohne ihn ob seiner überraschen That zu strafen. Heimlich ließ er Nachts sein Roß sich satteln, betete noch einmal in der Kapelle und schied für ewig von der theuren Geliebten und von dem süßen Boden der Heimath. Der rasche

Herr Conrad fühlte am schwersten — die Last seiner That. Fruchtlos waren alle Bemühungen, die Gespenster des Mordes und des Vaterfluches zu verscheuchen. Überall begegneten ihm die schwarzen schrecklichen Gestalten. Nach jahrelangem Umherschweifen kehrte er endlich auf seine Burg zurück, verschenkte den größten Theil seiner Habe an Nothleidende, Klöster und Kirchen; ließ von einem berühmten Meister nach einem wohlgetroffenen Bildniß seine Schwester mahlen, wie sie neben dem ermordeten Geliebten todt niedersinkt; stellte dieses schauerlich schöne Bild hier in die Kapelle auf, lag ganze Nächte knieend vor ihm in heißem Gebet und wurde eines Morgens todt vor demselben gefunden."

„Des Fräuleins Seele scheint keine Ruhe gefunden zu haben unter der Erde, denn rastlos wandelt sie unter den Lebenden umher seit fünf hundert Jahren, und ist seit jener Zeit, ohne Jemanden etwas zu leide zu thun, unter dem Namen, des Wunderfräuleins, der Schrecken der ganzen Gegend und sieht heute noch aus, wie sie nach dem Bilde war vor

fünf hundert Jahren. Offen und frei wandelt sie am hellen Tage umher unter den Gliedern des Nebenstammes, welcher die Güter ererbte. Die hohe Herrschaft will es aber vor uns gemeinen Leuten vertuschen und gibt sie, so oft sie erscheint, für eine junge Base oder Anverwandte aus. Wie die weiße Frau ist das Wunderfräulein überall, wo sich die Familie aufhält. Mich betrügt man aber nicht. Ich sah sie vor 45 Jahren im Sachsenlande bei dem Vetter des jetzigen gnädigen Herrn, und vorgestern — denken sie sich meinen Schrecken — steht sie wieder leibhaftig, wie sie damals war, vor mir und lacht mir ins Gesicht. Das Alter scheint sie boshaft gemacht zu haben, denn sie kam Abends sogar in mein Quartier und trieb ihren Spott mit uns armen Leuten! Ach du lieber Gott! so weit hat es ein solches Familiengespenst noch nie getrieben!"

„Jetzt steht der Mond recht — ich öffne ihnen die Thüre, treten sie hinein, die Wunderbare zu sehen; ich bleibe hier im Freien."

„Die Schlüssel klirrten in seiner Hand, so zitterte der Alte, obgleich er früher dem

Tode der Schlachten nicht gebebt hatte, wie seine Narben beurkundeten. Mit abgewandtem Gesicht öffnete er die Thüre und sprach halblaut: „rechts an der Mauer!“ meine Blicke flogen dahin und ich sah nichts als kahles Mauerwerk in dem wunderbaren Halblicht, welches der durch die gelben Fensterscheiben einfallende Mond hervorbrachte.

Einen Augenblick stand ich staunend, immer den Blick nach der rechten Seite gekehrt und beinahe schon unwillig, von dem Alten gefoppt worden zu seyn — da folgte mein Auge unwillkührlich dem Mondstrahl, welcher die Mauer links in magischem Schimmer vergoldete; — die düstern Figuren des bestaubten Bildes schwammen vor meinen Augen unkenntlich umher — ich trat einige Schritte näher und mit unaussprechlicher Lebendigkeit begegneten die Züge des Wunderfräuleins meinem Auge — laut schrie ich auf: „Allmächtiger! Seraphine!“ Der Alte floh voll Schrecken, in dem Wahn, das Gespenst habe mir vielleicht für meinen Fürwitz den Hals umgedreht.

„Seraphine!“ rief ich noch ein Mal

und eine eisige Hand berührte mich, eine hohle Stimme ertonte matt hinter mir: „wer ruft mich?“ Der Schrecken des unerwarteten Anblicks hatte meine Sinne verwirrt — ich wendete mich bebend und sah — Seraphinen mit drohendem Antlitz vor mir stehen, und meinen schüchtern eintretenden Johann mit Jammergeschrei zu Boden stürzen.

Ein schallendes Gelächter weckte mich aus meiner Betäubung. Hatte mich vorhin der Schrecken gebleicht, so überzog jetzt die Scham mein Antlitz mit Purpur. Seraphine, der alte Hohenkrähen und mein Freund Wilhelm, standen Arm in Arm vor mir und begannen wieder ihr schallendes Gelächter; der Reichstruppenfeldwebel und Kastellan, brachte lachend meinen Johann mit reichen Wassergüssen wieder ins Leben und die Frau Kastellanin stand besorgt neben mir, ein Fläschchen Eau de Cologne in der einen Hand, in der andern flüchtigen Salmiak; der Junge aber steckte neugierig den Kopf zur Thüre herein und schloß mit seinem schelmischen Gesicht die Hogartsche Gruppe.

Sie lachten zum dritten Mal laut auf, so

herzlich und vollstimmig, daß alle meine Muskeln unwiderstehlich in Verzuckung geriethen, und ich noch fortlachte, als schon alle Gesichter zum Ernst sich wieder in die Alltagsfalten eingezwängt hatten. „Bruder Julius," brach Wilhelm die Stille, „wer zuletzt lacht, der lacht am besten! Hier wird's zu kühl, hinauf zum Kastellan, dort soll dir Licht werden über alles!" Ach du lieber Himmel, ihm war's zu kühl, und ich glaubte in einem russischen Schwitzbad zu stecken. Was half's? ich mußte gehorchen! Seraphine ging mit den Fackelträgern lächelnd voran, mich faßten der Oberst und Wilhelm unter den Armen, und zogen mich hinaus; der Kastellan mit seiner Alten und mit meinem nur halb lebenden Johann beschlossen den Zug, welcher sich nach dem Thürmchen in Bewegung setzte, wo ein fürstliches Mahl für alle bereitet war.

Ich kam mir an Seraphinens Seite selbst vor wie ein Missethäter am letzten Tage der Ausstellung, und hatte nicht einmal den Muth, auch nur mit einem scheuen Seitenblick nach den Constellationen der Gesichter flüchtig zu for-

schen. Aber mein Herz schlug so mächtig wie in den Stunden der ersten Schlacht, als ich hinter einer Batterie in lähmender Ruhe des ersten Schusses harrte, welcher den Ausbruch des todverbreitenden Hochgewitters verkünden sollte. Hinein! hinein! wünschte ich damals mit bebendem Muthe, und jetzt seufzte ich leise: „wenn's nur losging!“ Wilhelm erbarmte sich meiner und nahm endlich den drückenden Alp von meiner Brust mit einem Wink, welcher allen überflüssigen Zeugen Entfernung gebot und mir die nahe Auflösung so manches Räthsel verhies. Der Oberste leerte einen Zuges seinen ritterlichen Becher, strich sich den Schnurrbart, rückte die Mütze auf die linke Seite und stimmte die ganze Klaviatur seines Gesichtes in D. Diese Stimmung war mir noch vom Regiment her zur Genüge bekannt. ich suchte daher alle mögliche Fassung zu gewinnen, um einem gediegenen Spaß- und Zank-gemischten Sermon ordonnanzmässig anzuhören, welcher denn auch sogleich folgendermassen begann:

„Mein lieber Herr Baron und Husaren-Gr-Rittmeister! Als wohlbestallter Standarten-

junker waren Sie schon ein süß romantisches Puppchen; als Lieutenant wurden Sie ein schwärmerisches Närrchen und der Rittmeister machte Sie, salva venia, beinahe ganz zum Narren mit Deutschthum, Magnetismus, Wahlverwandschaften, Stillingiaden und Idealismus in der Liebe. Sie waren und sind auf natürlichem Wege mit gar nichts zu kuriren, als mit einer guten und klugen Frau, dem ewigen und unwandelbaren Arcanum gegen die meisten Narrheiten; Ihr Vater wollte Ihnen eine Frau geben und kam aus alter Familienfreundschaft auf den Gedanken, das einzige weibliche Wesen meines Stammes — da die schmucke Seraphine — Ihnen zu vermählen. Ich war es gerne zufrieden; aber wohl einsehend, daß Ihnen mein Mädchen auf gewöhnlichem Wege zukommend, als ein gewöhnliches untaugliches Möbel erscheinen würde — verabredete ich mit Ihrem Freund Wilhelm, die romanhaften Zusammenkünfte auf der Reise, und mit meinem Kastellan die hier gespielte Gespensterposse. Sie haben nun das idealisch romantische Mädchen gefunden, was ihrer Seele schon vor Jahr-

tausenden verwandt war — gehen Sie und halten Sie nach altem Gebrauch um sie an — ich gebe Ihnen mein Wort, Seraphine wird nicht nein sagen! was übrigens die Geschichte mit dem Wunderfräulein betrifft, so ist sie wörtlich wahr, nur daß meine Seraphine mit jener nichts gemein hat als den Namen und außerordentliche Ähnlichkeit. Überzeugen Sie sich selbst, ob Seraphine ein Gespenst oder ein wohlconditionirtes Mädchen ist, küssen Sie den Mund, der Ihnen entgegenlächelt — küssen Sie zu — ich erlaube es, und Seraphine hat es schon längst erwartet!"

Eine milde Gluth riefelte beseligend durch alle meine Adern, schüchtern, aber voll Sehnsucht wendete ich mich nach meiner Nachbarinn. Ja! ihr Engel des Himmels! sie lächelte mir liebevoll entgegen, ein Thränchen der Liebe perlte in ihren Augen, ich beugte meine Knie — stammelte Seraphine! und feierte den Bund der Vermählung mit dem ersten glühenden Kuß auf ihren süßen Mund, um von einem brennenden Stich in den Lippen schmerzlich erschreckt aufzufahren.

Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich von der Kühle der Nacht umweht, auf einem Kräuterbewachsenen Trümmerhaufen einsam mich liegend fand, und erkannte; daß der Stich in den Lippen von den Stacheln einer Hundsrose, in deren Zweige mein Haupt ganz verschlungen war, herrührte? Gespenstig erschien mir nun erst das ganze Schloß, ich wähnte mich von Zauberern und Kobolden umgeben, welche im Augenblick des seligsten Genusses von Seraphinens Lippen hinweg in diese schauerliche Einöde mich geschleudert hatten. Kraft und Muth fehlte mir aufzustehen, nur scheu flogen meine Blicke durch die Schatten der Nacht hin und meine Seele gaukelte wie trunken in wirren Gesichten umher.

„Gnaden Herr Rittmeister, wünsche wohl geschlafen zu haben!“ redete der Kastellan, der mühsam über die Trümmer zu mir heraufkletterte mich an.

„Geschlafen?“ antwortete ich gedehnt — und rieb mir Stirn und Augen und betastete den ganzen Körper, ob ich wirklich lebe. „Geschlafen?“

„Ja, Euer Gnaden, und wie! und ge-

träumt seit zwei Stunden überlaut! ha ha ha! ist's Wunderfräulein bei ihnen gewesen? Sie riefen ja hundert Mal Seraphine!" —

„Geschlafen, geträumt? Also alles — alles was ich sah und hörte, wäre nur ein Traum gewesen?" —

„Wie Euer Gnaden befehlen!" —

„Wie kam ich aber hierher?"

„Ei — Euer Gnaden kletterten gegen Sonnenuntergang auf den Ruinen herum und zeichneten Aussichten, und schliefen darüber ein — da liegen ja noch alle ihre Zeichenbücher im Gras. — Ich komme jetzt, Ihnen die Kapelle zu zeigen, weil der Mond gerade recht steht, damit Sie nachher dem Johann Audienz geben können, er ist in diesem Augenblick angekommen!"

„Geschlafen! geträumt?" rief ich noch einmal und sprang auf, „wenn das nur ein Traum war, so hole der Teufel das ganze Leben!"

Von den Stacheln der heftigsten Neugierde gespornt, eilte ich in die Kapelle und fand zu meinem namenlosen Erstaunen alles — alles gerade so, wie ich es im Traum gesehen hatte. Scheu blickte ich nach allen Seiten mich um,

ob nicht die lebende Seraphine irgendwo aus einem Winkel hervorträte. Nichts ließ ſich hören und ſehen!

„Wie weit iſt's zum Schloß des Oberſten?“ rief ich haſtig, der Kaſtellan erwiederte ruhig: „Euer Gnaden drei Viertelſtunde Wegs, aber der Fuchs hat ſie gemeſſen!“ — Ja, ja, der Oberſte hat auch im Traume recht! Noch heute will ich mit ihr unter einem Dache ſchlafen und morgen — ja morgen in aller Frühe, bitte ich ſie um Herz und Hand — ſagt ſie nein — ſo — gute Nacht Herr Kaſtellan — ich eile hinab zu ihrem Herrn!“

Der Alte mochte ſich wundern und mich kurios anſchauen, ſo oft er wollte — es blieb bei meinem Entſchluß, ich flog auf Fittigen der Liebe hinab in das Schloß des Oberſten. Er ſaß im Hof unter drei mächtigen Linden mit Seraphinen und mit meinem Freund Wilhelm!

Die Geſchichte des Wunderfräuleins erfuhr ich gerade ſo, wie der Kaſtellan ſie mir im Traume erzählt hatte, und das lebendige Wunderfräulein, der 518 Jahre alten Seraphine

leibhaftes Konterfei — lächelt über meiner linken Schulter hervor, während ich zum Schluß meines Abentheuers die Worte schreibe: das lebendige Wunderfräulein ist nun meine Frau, und zwar ein Wunder von einer Frau — wie unser Jahrhundert ein Zweites schwerlich mehr hervorbringen wird!

VIII.

Aphorismen.

Ein alter Mensch könnte recht viel lächeln über die Thorheiten seines langen Lebensweges, stünden nicht so viele Kreuze daran, an denen er lange geweint hätte, und die ihre Trauerflöre noch, wie Nachtschatten, hinüber wehten in seinen stillgewordenen einsamen Abend.

Im Garten des Lebens pflückt der Dichter die Blumen, der Prosaist die Früchte, der Philosoph von beiden etwas, und der Narr lacht alle drei aus.

Ein alter Mensch ist ein unkenntlicher Baum, ohne Blätter, Blüthe und Frucht, wie

müssen ihm erst recht nahe treten, um auf seiner Rinde zu sehen, was er war.

Wahre Begeisterung in einer leeren Brust durch Vorstellungen zu erzwingen, ist eben so viel, als trübe leuchtende Sterne mit der Putzscheere schneuzen zu wollen.

O du-gütiger Gott! läßt, wenn wir am Abendufer des Lebens stehen, auf seinem stillgewordenen Meere uns noch einmal die buntgeschmückten Nachen unsrer Jugendfreuden in duftigen Nebelferuen vorüberziehen, die Hoffnung steht noch immer lächelnd darin und winkt uns, aber stiller wie sonst, mit dem Kranze von Immortellen.

Eine neue Schöpfung, ein neues Geborenwerden beginnt mit dem Menschen in der Stunde, wo er nach langem Zweifeln und Hin- und Herwägen endlich einen festen, in sich selbst vollendeten, und darum keines Widerspruchs fähigen Entschluß faßt. Die äußern Hindernisse seyen, welche sie wollen, er weiß es, sie

werden ihm Kampf kosten, aber er weiß es auch, der bessere Mensch muß sich nach Kämpfen sehnen, weil diese ihm erst zeigen sollen, ob er auch selbst etwas werth und der schönen, hinter jedem Kampfe liegenden Krone, würdig sey.

Stehst du allein, magst du wohl einem plötzlichen Einfalle, selbst einem sogenannten Geniestreiche folgen, ist aber das Glück und Wohl andrer an dich gebunden, und besonders, bist du Gatte und Vater, dann sage dem so verführerischen genialen Handeln auf immer Lebewohl. Der Hausvater hat seine gemessene Bahn, aus welcher er, ohne Wagniß für sich und die Seinen, nicht heraus darf. Die geniale That hat im engen Hause nicht Raum, sie schlägt oft Mauern und Fenster aus, welche, ohne sie, den ganzen Familienkreis noch lange wohlthätig geschützt hatten.

Die Fluthen mußten von wilden Stürmen erst tuchtig hin und hergepeitscht werden, damit jeder Niederschlag, der Schlamm, wie

das Gold, sich an der rechten Stelle niedersetzen und der Geist Gottes friedlich über den nun geschiedenen friedlichen Elementen, in klarer Ruhe, schweben konnte.

So der Mensch, ordentliche Ruhe findet er doch nicht eher, als bis er ins Klare gebracht, was ihm bisher so wild im Sinne auf und nieder rauschte. Aber diese sturmgeborne Ruhe, ist dann auch sein Höchstes, und er hält sie fest mit der besten Kraft, wieviel des Äußeren auch neben ihm werde oder vergehe, und sey er dies selbst. Nicht zurückschauend, und nicht messend die Zeit der wilden Stürme, hält er nur fest, was er endlich, und sey es einen Schritt vor dem Jenseits, mit fester Manneskraft aus ihr herausgehoben hat, damit es, als sein Panier, mit ihm hinübergehe zum Licht.

Eine Minute ist das Grab der andern, und darum betrübe dich nie zu sehr, wenn die gegenwärtige voll schwarzer Ungewitter hängt, die folgende bringt vielleicht Blumen und spielende Engel.

Weisheit und Muth sind die Eltern der Größe, sie wird Waise, wenn auch nur eines von ihnen stirbt.

Die poetischen Blumen entfalten sich, wenn sich die physischen schließen, und um das, wie eine Knospe am Abende geöffnete und weicher gewordene Herz, summen die Gefühle wie durstige Bienen, und alle Töne halten länger aus, und ziehen fort, bis in die Gefilde des Schlafes und wecken seine Kinder, die Träume.

Die Natur führt uns, wie Kinder, in ihr großes Schauspielhaus, und trägt uns wieder heraus, wenn wir darin gesehen, was uns gut ist; Kinder dürfen oft nicht alle fünf Akte sehen

---

Freundliche Hore! letzte meiner Lebensstunden, flattre mir einst nicht schnell und ungekannt vorüber, sondern nahe mir freundlich und vertraut, und küsse eine Saite meiner Brust nach der andern stumm, daß sie, wie sterbende Echos, leise verhallen, und deine weiche Hand drücke das klopfende Herz langsam

nieder zur Ruhe, daß sein Leben nicht plötzlich abreiße von der lang vertrauten Welt, sondern, müde einschlafend, sich sanft hinüber träume in die andre. Und so sehe ich dich einst kommen ohne Thränen und Zagen, und die Meinen, welche um mich stehen zum letzten Kusse, mit ihren stummen Thränen, werden dich nicht fürchten und scheuen wie den Tod, nein, sie werden dich lieben, daß du ihren müde gewordenen Freund in sanften Armen hintragen willst zur ersehnten Ruhe, wie eine Mutter ihr Kind zur stillenden Wiege.

Angst ist das irre gewordene Kind der Vernunft.

Grün.

IX.

Die Doppeltgänger.

Erzählung

von

E. T. A. Hoffmann.

Erſtes Kapitel.

Der Wirth zum ſilbernen Lamm riß ſeine Mütze vom Kopf, warf ſie auf die Erde und rief, mit beiden Füßen darauf herumſtampfend: „So — ſo — trittſt du alle Rechtſchaffenheit, alle Tugend, alle Nächſtenliebe mit Füßen, du ehrvergeſſener Gevatter, du gottloſer Wirth zum goldnen Bock! — Hat der Kerl nicht lediglich mir zum Tort ſeinen verwünſchten Bock über dem Thor mit ſchweren Koſten ſo gleißend neu vergülden laſſen, daß mein niedliches ſilbernes Lämmlein nun ganz ärmlich und bleich dagegen abſticht, und alle Gäſte mir vorbei nach dem funkelnden Thier ziehen? — Alles mögliche Geſindel von Seiltänzern, Comödianten und Taſchenſpielern reißt der Spitzbube an ſich, damit ſein Haus nur immer von Menſchen

wimmle, die sich exlustiren und seinen essigsauren doppelt geschwefelten Wein saufen, statt daß ich meinen vortrefflichen Hochheimer und Nierensteiner selbst ausſaufen muß, um ihn nur los zu werden an einen Mann, der ächten Wein zu schätzen weiß. Kaum verläßt die Comödiantenbande den vertrakten Bock, als die kluge Frau einkehrt mit dem Raben, und Alles strömt wieder hin und läßt sich wahrsagen und ruinirt sich mit Essen und Trinken. Und wie der heillose Nachbar oft seine Leute, die bei ihm einkehren, behandeln mag, kann ich mir wohl denken, denn der junge hübsche Herr, der erst vor wenigen Tagen dort war und heute zurückkam, ist doch richtig nicht bei ihm sondern bei mir eingekehrt. — Aber er soll auch bedient werden fürstlich. — Ach! — Ach! — Teufel! — Da geht er ja hin, der junge Herr nach dem goldenen Bock — die verfluchte weise Frau, die wird er sehen wollen. Es ist Mittagszeit — der Hochwohlgeborne strebt nach dem goldnen Bock — verschmäht alle Speisung des silbernen Lämmleins! — Gnädiger Herr! — Ihr Gnaden!“ —

So schrie der Wirth zum offnen Fenster heraus, aber Deodatus Schwendy (das war der junge Mann) überließ sich dem Strom der Menschenmenge, der ihn unaufhaltsam fortriß in das unsern gelegene Wirthshaus.

Dicht gedrängt stand Alles in Flur und Hofraum, ein leises erwartungsvolles Geflüster lief hin und wieder. Einzelne wurden in den Saal gelassen, andere traten heraus, bald mit verstörten, bald mit nachdenklichen, bald mit frohen Gesichtern.

„Ich weiß nicht," sprach ein alter ernster Mann, der sich mit Deodatus zugleich in eine Ecke geflüchtet hatte, „ich weiß nicht, weshalb diesem Unfug nicht von Obrigkeitswegen gesteuert wird." „Warum!" fragte Deodatus. „Ach" fuhr der Mann fort, „ach! Sie sind fremd, Ihnen ist daher unbekannt, daß von Zeit zu Zeit ein altes Weib herkommt, die das Publikum äfft mit wunderbaren Prophezeihungen und Orakelsprüchen. Sie hat einen großen Raben bei sich, der den Leuten über Alles, was sie wissen wollen, wahr- oder vielmehr falschsagt. Denn ist es auch richtig, daß

mancher Ausspruch des klugen Raben eintrifft auf sonderbare Weise, so bin ich doch überzeugt, daß er dagegen hundertmal ins Gelag hineinlügt. Sehn sie nur die Leute an, wenn sie herauskommen und Sie werden leicht merken, daß das Weib mit dem Raben sie ganz und gar berückt. — Muß denn in unserm, dem Himmel sey Dank! — aufgeklärten Zeitalter solch ein verderblicher Aberglaube" —

Weiter hörte Deodatus nichts von dem, was der in vollen Eifer gerathene Mann schwatzte, denn eben trat der bildschone Jüngling, todtenbleich, helle Thränen in den Augen aus dem Saal heraus, in den er vor wenigen Minuten heiter, frohlächelnd hineingegangen.

Da war es dem Deodatus, als sey hinter jenen Vorhängen, durch die die Menschen hineinschlüpften, wirklich eine dunkle, unheimliche Macht verborgen, die dem Fröhlichen die unheilbringende Zukunft enthülle und so schadenfroh jeden Genuß des Augenblicks tödte. —

Und doch stieg in ihm der Gedanke auf, selbst hinzugehen und den Raben darum zu befragen, was ihm die nächsten Tage, ja die

nächsten Augenblicke bringen könnten. Auf geheimnißvolle Weise war Deodatus von seinem Vater, dem alten Amadeus Schwendy, aus weiter Ferne nach Hohenfluh geschickt worden.

Hier auf die höchste Spitze des Lebens gestellt, sollte sich seine Zukunft entscheiden durch ein wunderbares Ereigniß, das ihm der Vater in dunklen geheimnißvollen Worten verkündet. Mit leiblichen Augen sollte er ein Wesen schauen, das sich nur wie ein Traum in sein Leben verschlungen. Er sollte nun prüfen, ob dieser Traum, der aus einem, in sein Inneres geworfenen Funken immer frischer und strahlender emporgekeimt, wirklich heraustreten dürfe in sein äußeres weltliches Treiben. Er sollte, war dieses, eingreifen mit der That. — Schon stand er an der Thüre des Saals, schon wurden die Vorhänge gelüpft. Er hörte eine widrig kräch-zende Stimme, ein Eisstrom glitt durch sein Inneres, es war als dränge ihn eine unbekannte Gewalt zurück, andere kamen ihm zuvor und so geschah es, daß er, ohne daran zu denken unwillkührlich die Treppe emporstieg und in ein Zimmer gerieth, wo man das

Mittagsmahl für die zahlreichen Gäste des Hauses bereitet hatte.

Der Wirth kam ihm freundlich entgegen. „Ei sieh da! Herr Haberland! — Nun das ist schön. Sind sie gleich da drüben in dem schlechten Hause, in dem silbernen Lamm eingekehrt, so können sie sich doch nicht der weltberühmten Wirthstafel des goldnen Bocks entziehen. Ich habe die Ehre, diesen Platz für sie zu belegen."

Deodatus merkte wohl, daß sich der Wirth in seiner Person irrte, allein ganz und gar befangen von der großen Unlust zu sprechen, die jede heftige Anregung aus dem Innern heraus erzeugt, ließ er sich nicht darauf ein, den Irrthum aufzuklären, sondern setzte sich stillschweigend an seinen Platz. Die weise Frau war der Gegenstand des Tischgesprächs und es herrschten die verschiedensten Meinungen, indem manche alles für ein kindisches Gaukelspiel erklärten, andere dagegen ihr in der That die vollkommenste Erkenntniß der geheimnißvollen Verschlingungen des Lebens zutrauten und daraus ihre Sehergabe herleiteten.

Ein kleiner, alter, etwas zu dicker Herr, der sehr oft aus einer goldnen Dose, nachdem er sie auf dem Rockermel gerieben, Tabak nahm und dabei ungemein klug vor sich hinlächelte, meinte, der Hochweise Rath, dessen geringes Mitglied zu seyn, er die Ehre habe, werde bald der verdammten Hexe das Handwerk legen, vorzüglich weil sie eine Pfuscherinn sey und keine wahre ordentliche Hexe. Denn daß sie Jedes Lebenslauf in der Tasche habe, und in nuce wiewohl in absonderlichen schlecht stylisirten Redensarten durch den Raben hersagen lasse, sey übrigens kein solch großes Kunststück. Wäre doch noch zum vorigen Jahrmarkt ein Mahler und Bilderhändler am Orte gewesen, in dessen Bude ein Jeder sein wohlgetroffenes Portrait habe finden können.

Alles lachte laut auf. „Das ist," rief ein junger Mann dem Deodatus zu, „das ist etwas für sie, Herr Haberland. Sie sind ja selbst ein tüchtiger Portraitmahler, aber so hoch haben Sie ihre Kunst doch wohl nicht gesteigert!"

Deodatus schon zum zweiten Mal als Herr Haberland, der wie er nun vernommen, ein

Mahler seyn mußte, angesprochen, konnte sich eines innern Schauers nicht erwehren, indem es ihm plötzlich vorkam, als sey er mit seiner Gestalt und seinem Wesen der unheimliche Spuk jenes ihm unbekannten Haberlands. Aber bis zum Entsetzlichen wurde dieses innere Grauen gesteigert, als in dem Augenblick, noch ehe er dem, der ihn als Haberland angeredet, antworten konnte, ein junger Mensch in Reisekleidern auf ihn zustürzte und ihn heftig in seine Arme schloß, laut rufend: „Haberland — liebster bester George, hab ich dich endlich getroffen! Nun können wir fröhlich unsern Weg fortwandern nach dem schönen Italia! Aber du siehst so blaß und verstört?“ —

Deodatus erwiederte die Umarmung des ihm unbekannten Fremden, als sey er in der That der längst gesuchte und erwartete Mahler George Haberland. Er merkte wohl, daß er nun wirklich in den Kreis der wunderbaren Erscheinungen trete, die ihm sein alter Vater in mancherlei Andeutungen verkündet hatte. Er mußte sich hingeben allem dem was die dunkle Macht über ihn beschlossen. Aber jene Ironie

des tiefſten Grimms gegen fremde unerreichbare Willkühr, in der man Eignes zu bewahren und zu erhalten ſtrebt, erfaßte ihn gewaltig. In verzehrendem Feuer erglüht hielt er den Fremden feſt bei beiden Armen und rief: „Ei du unbekannter Bruder, wie ſollt ich nicht confus ausſehen, da ich ſo eben mit meinem Ich in einen andern Menſchen gefahren bin, wie in einen neuen Überrock, der hin und wieder zu eng iſt oder zu weit, der noch drückt und preßt. Ei du mein Junge, bin ich denn nicht wirklich der Mahler George Haberland?“

„Ich weiß nicht,“ ſprach der Fremde, „wie du mir heute vorkommſt, George. Biſt du denn wieder einmal von deinem wunderlichen Weſen befangen, das über dich kommt wie eine periodiſche Krankheit? Überhaupt wollt ich fragen, was du denn mit all dem unverſtändlichen Zeuge haben willſt, der deinen letzten Brief anfüllt.“

Damit holte der Fremde einen Brief hervor und ſchlug ihn aus einander. So wie Deodatus hineinblickte, ſchrie er auf, wie von einer unſichtbaren feindlichen Macht ſchmerzhaft

berührt. Die Handschrift des Briefes war ja ganz genau seine eigene.

Der Fremde warf einen raschen Blick auf Deodatus und las dann langsam und leise aus dem Briefe:

„Ach lieber Kunstbruder Berthold! Du weißt nicht, welch eine düstere, schmerzende und doch wohlthuende Schwermuth mich befängt je weiter ich fortwandere. Sollst Du es wohl glauben, daß mir meine Kunst, ja all' mein Leben, Thun und Treiben oft schal und dürftig vorkommt? Aber dann erwachen süße Träume aus meiner fröhlichen frischen Jugendzeit. Ich liege in des alten Priesters kleinem Garten ins Gras hingestreckt und schaue hinauf, wie der holde Frühling auf goldnen Morgenwolken daher gezogen kommt. Die Blümlein schlagen von dem Schimmer geweckt die lieblichen Augen auf und strahlen ihre Düfte empor, wie ein herrliches Loblied. Ach Berthold! — mir will die Brust zerspringen vor Liebe, vor Sehnsucht, vor brünstigem Verlangen! Wo finde ich sie wieder, die mein ganzes Leben ist, mein gan-

ges Seyn! — Ich gedenke dich in Hohenfluh zu treffen, wo ich einige Tage verweile. Es iſt mir als müſſe mir eben in Hohenfluh was beſonderes begegnen, woher dieſer Glaube, weiß ich nicht!“ — —

„Nun ſage mir,“ ſprach der Kupferſtecher Berthold — das war eben der Fremde — weiter, nachdem er dies geleſen, „nun ſage mir nur, Bruder George, wie du in friſcher fröhlicher Jugend auf der vergnüglichen Reiſe nach dem Kunſtlande ſolcher weichlicher Schwärmerei nachhängen magſt.“

„Ja lieber Kunſtbruder,“ erwiederte Deodatus, „es iſt mit mir ein ganz tolles abſonderliches Ding. So wie das nun gleich gar poßierlich iſt, daß ich recht aus der tiefſten Seele das geſchrieben, was du eben laſeſt und daß ich dennoch gar nicht der Georg Haberland bin, den du“ —

In dem Augenblick trat der junge Mann hinein, der ſchon früher den Deodatus als Georg Haberland begrüßt hatte, und meinte, Georg habe Recht gethan, daß er der weiſen Frau halber noch einmal zurückgekehrt ſey. Er ſolle

sich an all das Geschwätz bei Tische gar nicht kehren, denn wollten auch die Weissagungen des Raben eben nicht viel bedeuten, so sey es doch höchst merkwürdig, wenn sie, die weise Frau selbst auftrete, wie eine zweite Sybille oder Pythia und in beinahe wilder Begeisterung geheimnißvolle Sprüche hersage, indem dumpfe geheimnißvolle Stimmen sie umtönten. Sie gebe heute in dem geräumigen Bosket des Gartens eine solche Darstellung, die Georg durchaus nicht versäumen müsse.

Berthold ging um manches Geschäft, das ihm in Hohenfluh oblag, abzuthun. Deodatus ließ es sich gefallen, mit jenem jungen Mann ein paar Flaschen zu leeren und so die Zeit bis zum Sonnenuntergang hinzubringen.

Die Gesellschaft, die im Zimmer versammelt, brach endlich auf, um sich nach dem Garten zu begeben. Da strich auf dem Flur ein langer hagrer, vornehm gekleideter Mann, der eben angekommen schien, bei ihnen vorüber. Im Begriff in die Zimmer hineinzutreten, wandte er sich noch einmal um, sein Blick fiel auf Deodatus und den Thürdrücker in der

Hand, blieb er wie eingewurzelt stehen! Wildes Feuer blitzte aus seinen düstern Augen, während Todtenblässe sein krampfhaft zuckendes Antlitz überzog. Er trat einen Schritt vorwärts auf die Gesellschaft zu, doch wie plötzlich sich besinnend, kehrte er wieder um, rannte hinein in das Zimmer und warf dröhnend die Thüre hinter sich zu. Was er zwischen den Zähnen murmelte, konnte niemand verstehen.

Mehr als dem jungen Schwendy war dem Andern das Betragen des Fremden aufgefallen, Deodatus hatte nicht sonderlich darauf geachtet. Man begab sich nach dem Bosket. —

Die letzten Strahlen der Abendsonne fielen auf eine hohe, von Kopf bis zu Fuß in ein weites erdgelbes Gewand gehüllte, Gestalt, die den Zuschauern den Rücken zugewendet hatte. Neben ihr auf der Erde lag ein großer Rabe wie todt, mit gesenkten Flügeln. Alle wurden von dem fremden grauenhaften Anblick erfaßt, das leise Geflüster verstummte und in dumpfen, die Brust belastenden Schweigen erwartete man, was die Gestalt beginnen werde.

Ein Säuseln strömte, wie Wellengeplät-

scher wunderbar klingend durch das dunkle Gebüsch und wurde zu Tönen, zu vernehmbaren Worten:

„Phosphorus ist bezwungen. Der Feuerkessel glüht auf im Westen! — Nachtadler! schwing dich empor zu den erwachten Träumen.“

Da erhob der Rabe das gesenkte Haupt, schlug mit den Flügeln und stieg krächzend in die Höhe. Die Gestalt breitete beide Arme aus, das Gewand fiel herab und eine hohe wunderherrliche Frau stand da im weißen faltenreichen Kleide, mit einem Gürtel von funkelnden Steinen und schwarzen, hochaufgenesteten Haaren. Hals, Nacken und Arme, zeigten entblößte, jugendlich üppige Formen.

„Das ist ja nicht die Alte!“ so flüsterte es durch die Reihen der Zuschauer. —

Jetzt begann eine ferne dumpfe Stimme:

»Hörst du, wie es im Abendwinde heult und jammert?“

Eine noch fernere Stimme murmelte:

„Die Klage beginnt, wenn der Gluthwurm leuchtet!“

Da ging ein entsetzlich, herzzerschneiden-

der Jammer durch die Lüfte. Die Frau sprach:

„Ihr fernen Klagetöne, habt ihr euch losgewunden aus der Brust des Menschen, daß ihr vermöget, frei euch zu erheben im gewaltigen Chor? — Aber verhallen müßt ihr in Luft, denn die in segensreichen Himmeln thronende Macht, die Euch gebietet, ist ja die Sehnsucht.“

Die dumpfen Stimmen heulten stärker:

„Die Hoffnung ist gestorben! Der Sehnsucht Luft war die Hoffnung. Sehnsucht ohne Hoffnung ist namenlose Qual!“

Tief auf seufzte die Frau und rief wie in Verzweiflung:

„Die Hoffnung ist der Tod! — Das Leben dunkler Mächte grauses Spiel!“

Da schrie Deodatus unwillkührlich aus dem Innersten heraus: „Natalie!“

Rasch wandte sich die Frau um und ein altes fürchterlich verzerrtes Weiberantlitz starrte ihn an mit glühenden Augen. Grimmig mit ausgespreizten Armen auf ihn losfahrend, kreischte das Weib: „Was willst du hier? — Fort! Fort! — Der Mord ist hinter dir her! —

Rette Natalien!“ — Der Rabe rauschte durch die Bäume herab auf Deodatus und krächzte gräßlich: »Mord — Mord!« Von wildem Entsetzen gepackt, halb sinnlos, rannte Deodatus fort nach seiner Wohnung.

Der Wirth sagte ihm, daß während dessen ein fremder reich gekleideter Herr mehrmals nach ihm gefragt, indem er seine Person genau beschrieben, ohne seinen Namen zu nennen und endlich ein Billet zurückgelassen habe.

Deodatus erbrach das Billet, das ihm der Wirth einhändigte und das richtig an ihn addressirt war. Er fand folgende Worte:

„Ich weiß nicht, ob ich es unerhörte Frechheit oder Wahnsinn nennen soll, daß Sie Sich hier blicken lassen. Sind Sie nicht, wie ich es jetzt glauben muß, ein ehrloser Bösewicht, so entfernen Sie Sich augenblicklich aus Hohenfluh oder erwarten Sie, daß ich Mittel finden werde, Sie von Ihrer Tollheit auf immer zu heilen.“

»Graf Hektor von Zelles.«

»Die Hoffnung ist der Tod, das Leben dunkler Mächte grauses Spiel!“ — So mur-

melte Deodatus dumpf in sich hinein, als er dies gelesen. Er war entschlossen, sich durch die Drohungen eines Unbekannten, die noch dazu auf irgend einem unerklärlichen Irrthum beruhen mußten, durchaus nicht aus Hohenfluh vertreiben zu lassen, sondern mit festem Muth, mit männlicher Kraft dem entgegen zu treten, was irgend eine dunkle Macht über ihn verhängt. Sein ganzes Inneres war erfüllt mit banger Ahnung, die Brust wollte ihm zerspringen, hinaus sehnte er sich aus den Mauern ins Freie. Die Nacht war eingebrochen, als er eingedenk des unbekannten bedrohlichen Verfolgers seine geladenen Pistolen einsteckte und forteilte durch das Neudorfer Thor. Schon war er auf dem freien Platz, der vor diesem Thore befindlich, als er sich von hinten gefaßt und zurückgezogen fühlte: „Eile — eile, rette Natalien, die Zeit ist da!“ — So murmelte es ihm in die Ohren. Es war das gräßliche Weib, die ihn gefaßt hatte und die ihn unaufhaltsam mit sich fortriß. Ein Wagen hielt in geringer Entfernung, der Schlag war geöffnet, die Alte half ihm hinein und stieg nach. Er

fühlte sich von weichen Armen umfangen und eine süße Stimme lispelte: „Mein geliebter Freund! endlich! — endlich kommst du!“ — „Natalie, meine Natalie!“ So schrie er auf indem er halb ohnmächtig vor Entzücken die Geliebte in die Arme schloß.

Rasch ging es nun fort; im dicken Walde schimmerte plötzlich heller Fackelglanz durch das Gebüsch. „Sie sind es,“ rief die Alte; „noch einen Schritt weiter und uns trifft Verderben!“ —

Deodatus zur Besinnung gekommen, ließ halten, stieg aus dem Wagen und schlich leise, die gespannte Pistole in der Hand auf den Fackelglanz zu, der augenblicklich verschwand. Er eilte zurück zum Wagen, aber erstarrt vor Entsetzen blieb er eingewurzelt stehen, als er eine männliche Figur erblickte, die mit seiner Stimme sprach: „die Gefahr ist vorüber!“ und dann einstieg.

Nachstürzen wollte Deodatus dem schnellfortrollenden Wagen, als ihn ein Schuß aus dem Gebüsch zu Boden warf. —

Zweites Kapitel.

Es ist nothig, dem geneigten Leser zu sagen, daß der ferne Ort, von dem her der alte Amadäus Schwendy seinen Sohn nach Hohenfluh schickte, ein Landhaus in der Gegend von Lucern war. Das Städtlein Hohenfluh im Fürstenthum Reitlingen, lag aber ungefähr sechs bis sieben Stunden von Sonsitz, der Residenz des Fürsten Remigius entfernt.

Ging es in Hohenfluh laut und lustig her, so herrschte dagegen in Sonsitz solch ein allgemeines Piano, wie etwa in Herrnhuth oder Neusalz. Alles trat leise wie auf Socken daher und selbst ein nothwendiger Zank wurde mit gedämpfter Stimme geführet. Von den gewöhnlichen Vergnügungen der Residenz, von Bällen, Konzerten, Schauspielen war gar nicht die Rede und wollten sich die armen, zur Traurigkeit verdammten, Sonsitzer einmal vergnügen, so mußten sie hinüber ziehen nach Hohenfluh. Dies alles kam daher. Fürst Remigius, sonst ein freundlicher, lebenslustiger Herr, war seit mehreren Jahren, es konnten wohl über die

zwanzig seyn, in furchtbar tiefe, an Wahnsinn gränzende Melancholie versenkt. Ohne Sonsitz zu verlassen, sollte sein Aufenthalt einer Einöde gleichen, in der das düstre Stillschweigen der lebensmüden Trauer herrscht. Nur seine vertrautesten Räthe und die nothwendigste Dienerschaft mocht er sehen und selbst diese durften es nicht wagen zu sprechen, wenn der Fürst sie nicht angeredet. In einer dicht verschlossenen Kutsche fuhr er daher und niemand durfte auch nur durch eine Gebehrde merken lassen, daß er den Fürsten in der Kutsche wisse.

Über die Ursache dieser Melancholie gab es nur dumpfe Gerüchte. So viel war gewiß, daß damals, als die Gemahlinn des Fürsten den Erbprinzen geboren und das ganze Land von freudigem Jubel ertönte, wenige Monate nachher Mutter und Kind verschwanden auf unbegreifliche Weise. Manche meinten, Gemahlinn und Sohn wären als Opfer einer unerhörten Cabale entführt worden, andere behaupteten dagegen, der Fürst habe beide verstoßen. Diese bezogen sich, um ihre Behauptung zu unterstützen, auf den Umstand, daß zu derfel-

den Zeit der Graf von Törny, erster Minister und entschiedener Liebling des Fürsten, vom Hofe entfernt worden, und es scheine gewiß, daß der Fürst ein verbrecherisches Verhältniß zwischen der Fürstinn und dem Grafen entdeckt und an der Ächtheit des gebornen Sohnes gezweifelt.

Alle, die die Fürstinn näher gekannt, waren aber im Innersten überzeugt, daß bei der reinsten unbeflecktesten Tugend, wie sie die Fürstinn bewährt, ein solcher Fehltritt ganz undenkbar, ganz unmöglich sey.

Niemand in Sonsitz durfte bei harter Ahndung auch nur ein Wort über das Verschwinden der Fürstinn äußern. Aufpasser lauerten überall und plötzliche Verhaftungen derer, die nur irgendwo anders als innerhalb ihres Zimmers davon gesprochen, zeigten, wie man ohne es zu ahnen, belauscht, behorcht wurde. Eben so durfte auch über den Fürsten, über seinen Kummer, über sein ganzes Thun und Treiben kein Wort gesprochen werden und dieser tyrannische Zwang war die ärgste Bedrängniß der Bewohner einer kleinen Residenz, die eben

nichts lieber im Munde führen als den Fürſten und den Hof. —

Des Fürſten liebſter Aufenthalt war ein kleines, dicht vor den Thoren von Sonſtz gelegenes Landhaus mit einem weitläuftigen eingehegten Park.

In den düſtern wildverwachſenen Gängen dieſes Parks wandelte eines Tages der Fürſt, ſich ganz hingebend dem zerſtörenden Gram, der in ſeiner Bruſt wühlte, als er plötzlich ganz unfern ein ſeltſames Geräuſch vernahm. — Unartikulirte Töne — ein Ächzen — Stöhnen, dazwiſchen wieder ein widriges Quicken — Grunzen — und dann wie in erſtickter Wuth dumpf ausgeſtoßene Schimpfwörter. — Erzürnt, wer es gewagt, dem ſtrengſten Verbot entgegen einzudringen in den Park, trat der Fürſt ſchnell aus dem Gebüſch und es bot ſich ihm ein Schauſpiel dar, das den griesgramigſten Emelfungus zum Lachen hätte reizen können. — Zwei Männer, der eine lang und knochendürr, wie die Hektik ſelbſt, der andere ein kleines glaues Fallſtafflein in den ſchmuckeſten Sonntagskleidern des idealen Spießbürgers angethan,

waren in heftigſten Fauſtkampf begriffen. Der Große fabelte mit den langen Armen, die mit den geballten Fäuſten mächtigen Streitkolben nicht unähnlich, ſo unbarmherzig auf den Kleinen los, daß jeder fernere Widerſtand unnütz und nichts anders rathſam ſchien, als ſchnelle Flucht. Doch Muth im Herzen wollte der Kleine, gleich den Parthern noch fliehend fechten. Da krallte ſich aber der Große feſt in das Haupthaar des Gegners. Schlechte Intention! — Die Perücke blieb ihm in der Hand, der Kleine nützte ſtrategiſch die Puderwolke, die ihn einhüllte, duckte ſchnell nieder und unterlief mit vorgeſtreckten Fäuſten ſo behende und geſchickt den Großen, daß dieſer mit einem gellenden Schrei rücklings überſtürzte. Nun warf ſich der Kleine auf den Großen, enterte ſich feſt, die linke Hand mit gebogenen Fingern zweckmäßig als Enterhacken brauchend, in der Halsbinde des Gegners und arbeitete mit den Knieen und der rechten Fauſt ſo ſchonungslos auf den Großen ein, daß dieſer, kirſchblau im ganzen Antlitz, gräßliche Laute ausſtieß. Doch plötzlich fuhr nun der Große dem Kleinen mit

den spitzen Knochenfingern so gewaltig in die Seiten und gab mit der letzten Kraft der Verzweiflung sich selbst einen solchen Schwung, daß der Kleine in die Höhe geschleudert wurde wie ein Ball und niederstürzte, dicht vor dem Fürsten.

„Hunde!“ rief der Fürst mit der Stimme eines ergrimmten Löwen, „Hunde, welch ein Satan hat euch eingelassen? was wollt ihr?“

Man kann denken, mit welchem Entsetzen die beiden ergrimmten Gymnastiker sich aufrafften vom Boden, wie sie nun gleich armen verlornen Sündern, bebend, zitternd, keines Worts, keines Lauts mächtig vor dem erzürnten Fürsten standen.

„Fort,“ rief der Fürst, „fort, auf der Stelle, hinauspeitschen lasse ich euch, wenn ihr noch einen Augenblick weilt.

Da fiel der Große nieder auf die Knie und brüllte ganz Verzweiflung: „Durchlauchtigster Fürst — gnädigster Landesherr — Gerechtigkeit — Blut für Blut!“ —

Das Wort Gerechtigkeit, war noch eins von den wenigen, das stark anschlug an des Fürsten Ohr. Er faßte den Großen stark ins Auge und sprach gemäßigter: „Was ist's, sprecht,

aber nehmt euch in Acht vor allen dummen Worten und macht's kurz."

— Vielleicht hat es der geneigte Leser schon geahnt, daß die beiden tapfern Kämpfer niemand anders waren als die beiden berühmten Gastwirthe zum goldnen Bock und zum silbernen Lamm aus Hohenfluh. In dem immer höher gesteigerten Groll gegen einander, waren sie zu dem wahnsinnigen Entschluß gekommen, da ihnen der hochweise Rath nicht genügte, dem Fürsten selbst allen Tort zu klagen, den jeder vom andern erlitten zu haben glaubte, und der Zufall ließ es geschehen, daß beide in demselben Augenblick zusammen trafen vor dem äußersten Gatterthor des Parks, das ein einfältiger Gärtnerbursche ihnen öffnete. Beide können fernerhin sehr schicklich mit ihren Schildnamen bezeichnet werden! —

Also! — der goldne Bock, ermuthigt durch des Fürsten ruhigere Frage wollte eben beginnen, als ihn vielleicht in Gefolge des feindlichen Enterns ein solch fürchterliches krächzendes Husten überfiel, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte.

Diesen verderblichen Zufall nutzte augenblicklich das silberne Lamm und stellte mit nicht geringer Beredtsamkeit dem Fürsten all die Unbild vor, die ihm der goldne Bock zufüge, der alle Gäste anlocke, indem er alle nur mögliche Hanswürste, Marktschreier, Wahrsager und anderes Gesindel bei sich aufnehme. Er beschrieb die weise Frau mit dem Raben, er sprach von ihren schnöden Künsten, von ihren Orakelsprüchen, mit denen sie die Leute hinters Licht führe. Das schien die Aufmerksamkeit des Fürsten zu fesseln. Er ließ sich die Gestalt der Frau von Kopf bis zu Fuß beschreiben, er fragte, wann sie gekommen, wo sie geblieben. Das Lamm meinte, er seiner Seits halte das Weib für nichts anders, als für eine betrügerische halbwahnsinnige Zigeunerinn, die ein hochweiser Rath zu Hohenstüh hätte sogleich festnehmen lassen sollen.

Der Fürst heftete den funkelnden durchbohrenden Blick auf das arme Lamm, das, als hätt' es in die Sonne geschaut, sogleich ausbrach in ein heftiges Niesen.

Dies nützte sofort der goldne Bock, der

ſich indeſſen vom Huſten erholt und nur auf den Moment gelauert hatte, dem Lamm die Rede abzuſchneiden. Der Bock berichtete in ſüß und ſanft tönenden Worten, daß alles, was das Lamm von der Aufnahme ſchädlichen polizeiwidrigen Geſindels berichtet, die ſchändlichſte Verläumdung ſey. Inſonderheit rühmte der Bock die weiſe Frau, von der die geſcheutesten brillantſten Herren, die größten Genies von Hohenflüh, die er täglich an ſeiner Tafel zu bewirthen die Ehre, behaupteten, ſie ſey ein überirdiſches Weſen und höher zu achten, als die ausgebildetſte Somnambule. Ach, gar arg ging es aber zu bei dem ſilbernen Lamm. Einen artigen, ſchönen, jungen Herrn habe das ſilberne Lamm von ihm weggelockt, als er nach Hohenflüh zurückgekehrt und gleich in der folgenden Nacht ſey er auf ſeinem Zimmer mörderiſch angefallen und durch einen Piſtolenſchuß verwundet worden, ſo daß er hoffnungslos darnieder läge.

Jede fernere Rückſicht, jede Ehrfurcht vor dem Fürſten in der Wuth vergeſſend, brach das ſilberne Lamm los und ſchrie: derjenige, wel-

cher behaupte, daß der junge Herr George Haberland auf seinem Zimmer angefallen und verwundet worden, sey der niederträchtigste Spitzbube und abgefeimteste Hallunkenkerl, der jemals Beinschellen getragen und die Gassen gekehrt. Vielmehr habe wohllöbliche Polizei in Hohenflüh ermittelt, daß er in selbiger Nacht vor das Neudorfer Thor spaziert, daß dort ein Wagen gehalten, aus dem eine weibliche Stimme gerufen: „rette Natalien," daß darauf der junge Herr in den Wagen gesprungen. — „Wer war das Weib im Wagen?" fragte der Fürst mit strengem Ton.

„Man sagt," stotterte der goldne Bock, um nur wieder zum Wort zu kommen, »man sagt, die weise Frau habe" —

Die Rede blieb dem goldnen Bock in der Kehle stecken vor dem furchtbaren Blick des Fürsten, und, als dieser ihm ein tödtendes „Nun? was weiter?" zurief, fiel das silberne Lamm, das gerade außer der Richtung jener Strahlen im Schatten stand, leise stammelnd ein: „Ja, die weise Frau und der Herr Ma'r George Haberland — Im Walde hat er

den Schuß erhalten, das weiß ja die ganze Stadt — aus dem Walde haben ſie ihn geholt und zu mir gebracht am frühen Morgen — er liegt noch bei mir — wird aber wohl geneſen, denn die Pflege bei mir — und der fremde Herr Graf — ja der Herr Graf Hektor von Zelles" —

„Was? wer?" rief der Fürſt auf, daß das ſilberne Lämmlein ein paar Schritte zurückprallte. „Genug," ſprach dann der Fürſt weiter mit rauhem gebieteriſchen Ton, „genug! packt euch Beide fort augenblicklich. — Der wird den mehrſten Zuſpruch haben, der ſeine Gäſte am beſten bedient! — Hör' ich noch das mindeſte von einem Gezänk unter euch, ſo ſoll der Rath euch die Schilder von den Häuſern reißen und Euch fortbringen laſſen aus den Thoren von Hohenfluh!"

Nach dieſem kurzen kräftigen Beſcheid ließ der Fürſt die beiden Wirthe ſtehen, und verlor ſich ſchnell ins Gebüſch.

Der Zorn des Fürſten hatte die aufgebrachten Gemüther beſänftigt. Im Innerſten zerknirſcht ſchauten ſich beide, das ſilberne Lämm

lein und der goldne Bock, wehmüthig an. Thränen entquollen den verdüsterten Augen und mit dem gleichzeitigen Ausruf: „O Gevatter!“ fielen sie sich in die Arme. Während der goldne Bock das silberne Lamm fest einklammernd und über dasselbe weggebeugt häufige Schmerzestropfen ins Gras fallen ließ, schluchzte dieses vor herber Wehmuth leise an der Brust des verföhnten Gegners. Es war ein erhabener Moment!

Die zwei herbeieilenden fürstlichen Jäger schienen aber dergleichen pathetische Scenen nicht sonderlich zu lieben, denn ohne Weiteres packten sie den goldnen Bock sowohl als das silberne Lamm, wie man zu sagen pflegt, beim Fittig und warfen beide ziemlich unsanft zum Gatterthor hinaus.

Drittes Kapitel.

Bin ich hin und hergezogen,
Über Wiese, Flur und Feld
Hat manch Hoffen mich betrogen,
Ist mir manche Lust entflogen
In der bunten lauten Welt.

Was nur ſtillt dies bange Sehnen,
Was den Schmerz in dieſer Bruſt!
Bittre Qualen! herbe Thränen!
Leeres Trachten! — falſches Wähnen!
Flieht mich ewig jede Luſt?

Darf ich noch zu hoffen wagen,
Dämmert noch mein Lebensſtern?
Soll' ich's länger dulden, tragen
Wird mein Schmerz mir ſelbſt nicht ſagen,
Ob ſie nah iſt, ob ſie fern?

Sie die iſt mein innig Leben,
Sie die iſt mein ganzes Glück,
Saßen Traumen hingegeben,
Schaut mit wonnigem Erbeben
Sie mein Liebetrunkner Blick.

Doch in Nacht iſt bald verſchwunden
Der Geliebten Lichtgeſtalt!
Kann ich nimmer mehr gefunden?
Freundes Troſt, Balſam den Wunden
Iſt auch der für mich verhallt?

Der Kupferſtecher Berthold hatte ſich, während er dies Lied, das ſein Freund der Mahler George Haberland gedichtet, leiſe vor ſich

fang, auf einer Anhöhe unter einem großen Baum gelagert und war bemüht, eine Parthie des Dorfs, das vor ihm im Thale lag, getreu nach der Natur in sein Mahlerbuch hineinzuzeichnen.

Bei den letzten Versen schossen ihm aber die Thränen aus den Augen. Er gedachte lebhaft seines Freundes, den er oft durch ein lustiges Wort oder durch ein heitres Kunstgespräch aus der düstren trostlosen Stimmung gerissen, in die er seit einiger Zeit versunken und den nun ein unerklärliches Unheil von ihm getrennt. „Nein," rief er endlich, indem er schnell seine Geräthschaften zusammenpackte und hastig aufsprang, „nein, noch ist Freundes Trost nicht verhallt für dich, mein George! — Fort dich aufzusuchen und nicht eher dich zu verlassen, bis ich dich im Schoße der Ruhe sehe und des Glücks." —

Er eilte zurück in das Dorf, das er vor wenigen Stunden verlassen und wollte dann weiter fort nach Hohenfluh.

Es war gerade Sonntag, der Abend fing an einzubrechen, die Landleute eilten nach der

Schenke. Da zog ein seltsam gekleideter Mensch durch's Dorf einen lustigen Marsch auf der Papagenopfeife blasend, die ihm aus dem Busen hervorragte und dazu derb die Trommel schlagend, die er umgehängt. Ihm folgte ein altes Zigeuner-Weib, die tapfer auf dem Triangel klingelte. Hintenher schritt langsam und bedächtig ein stattlicher Esel mit zwei vollgepackten Körben belastet, auf denen zwei kleine possirliche Äffchen hin und her hüpften und sich herum balgten. Zuweilen ließ der Mensch vom Blasen ab und begann einen seltsamen kreischenden Gesang, in den das Zigeunerweib, sich aus ihrer niedergebeugten Stellung ein wenig aufrichtend, mit gellenden Tönen einstimmte. Begleitete nun der Esel den Gesang mit seinen klagenden Naturlauten, quickten die Äffchen dazu, so gab es einen angenehmen lustigen Chor, wie man sich ihn wohl genügend denken mag.

Bertholds ganze Aufmerksamkeit fesselte der junge Mensch, denn jung war er, das war sichtlich, unerachtet er sein Antlitz mit allerlei Farben häßlich beschmiert und durch eine große

Doktorperücke, auf der ein kleines winziges Treffenhütlein saß, auf widrige Weise entstellt hatte. Dazu trug er einen abgeschabten rothen Sammtrock mit großen goldstoffnen Aufschlägen, einen offnen Hamletskragen, schwarzseidne Unterkleider nach der letzten Mode, auf den Schuhen große bunte Bandschleifen und ein zierliches Ritterschwert an der Seite.

Er schnitt die tollsten Gesichter und sprang hin und her in den lustigsten Capriolen, so daß das Bauernvolk übermäßig lachte, doch Bertholden erschien das ganze Wesen wie der unheimliche Spuck des Wahnsinns und überdem regte der tolle Mensch, wenn er ihn genau ins Auge faßte, in ihm Empfindungen auf, die er sich selbst nicht zu erklären wußte.

Der Mensch blieb endlich in der Mitte eines Rasenplatzes vor der Schenke stehen und schlug auf seiner Trommel einen langen starken Wirbel. Auf dies Zeichen schloß das Landvolk einen großen Kreis und der Mensch verkündete, daß er jetzt gleich vor dem verehrungswürdigen Publikum ein Schauspiel aufzuführen gedenke, wie es die höchsten Poten-

taten und Herrschaften nicht schöner und herrlicher geschaut.

Die Zigeunerinn ging nun im Kreise umher und bot unter närrischen Redensarten und Gebehrden bald Korallenschnüre, Bänder, Heiligenbildchen u. a. zum Kauf aus, bald wahrsagte sie dieser, jener Dirne aus der Hand und trieb ihr von Bräutigam und Hochzeit und Kindtaufe sprechend das Blut in die Wangen, während die andern kicherten und lachten.

Der junge Mensch hatte indessen die Körbe ausgepackt, ein kleines Gerüste gebaut und mit kleinen bunten Teppichen behängt. Berthold sah die Vorbereitungen zum Puppenspiel, das denn auch nach gewöhnlicher italienischer Art erfolgte. Pulcinell war von besonderer Aktivität und hielt sich tapfer, indem er sich aus den bedrohlichsten Gefahren mit Gewandheit rettete und über seine Feinde stets die Oberhand gewann.

Das Spiel schien geendet, als plötzlich der Puppenspieler sein, zur furchtbaren Fratze, verzerrtes Antlitz emporhob in den Raum der Puppen und mit todtstarren Augen gerade hin

in den Kreis blickte. Pulcinell von der einen Seite, der Doktor von der andern schienen über die Erscheinung des Riesenhaupts sehr erschrocken, dann erholten sie sich aber, beschauten sorglich mit Gläsern das Antlitz, betasteten Nase, Mund, die Stirn, zu der sie kaum hinauflangen konnten, und begannen einen sehr tiefsinnigen gelehrten Streit über die Beschaffenheit des Haupts und auf welchem Rumpf es sitzen könne oder ob überhaupt ein Rumpf als dazu gehörig anzunehmen. Der Doktor stellte die abenteuerlichsten Hypothesen auf, Pulcinell zeigte aber dagegen viel Menschenverstand und hatte die lustigsten Einfälle. Darin wurden sie zuletzt einig, daß, da sie keinen zum Kopf gehörigen Körper wahrnehmen könnten, es auch keinen gäbe, nur meinte der Doktor, die Natur habe sich, als sie diesen Giganten ausgesprochen, einer rethorischen Figur, einer Synekdoche bedient, nach der ein Theil das Ganze bezeichnet. Pulcinell behauptete dagegen, daß das Haupt ein Unglücklicher sey, dem vor vielem Denken und tollen Gedanken der Rumpf abhanden gekommen und der nun bei dem

gänzlichen Mangel an Fäuſten ſich gegen Ohrfeigen, Naſenſtüber u. dgl. nicht anders wehren könne als durch Schimpfen.

Berthold merkte bald, daß hier nicht der Scherz galt, der ein ſchauluſtiges Volk ergötzen kann, ſondern daß der finſtre Geiſt einer Ironie ſpucke, die dem mit ſich ſelbſt entzweiten Innern entſteigt. Das konnte ſein frohes freundliches Gemüth nicht ertragen, er begab ſich weg nach der Schenke und ließ ſich an einem einſamen Plätzchen hinter derſelben ein mäßiges Abendbrot auftragen.

Bald vernahm er aus der Ferne Trommel, Pfeife und Triangel. Die Landleute ſtrömten nach der Schenke, das Spiel war geendet.

In dem Augenblick, als Berthold fortwandern wollte, ſtürzte mit dem lauten Ausruf, „Berthold — herzgeliebter Bruder!“ jener tolle Puppenſpieler herbei. Er riß die Perücke vom Haupt, wiſchte ſchnell die Farben vom Antlitz.

„— Wie? — George! — iſt es möglich?“ So ſtammelte Berthold mühſam, beinahe zur Bildſaule erſtarrt. „Was iſt dir,

kennst du mich denn nicht?“ So fragte George Haberland voll Erstaunen. Berthold erklärte nun, daß, wenn er nicht an Gespenster glauben wolle, er freilich nicht zweifeln könne, seinen Freund vor sich zu sehen, wie dies aber möglich wäre, das könne er durchaus nicht enträthseln.

„Warst du,“ so sprach Berthold weiter, „warst du nicht unserer Abrede gemäß nach Hohenflüh gekommen? — traf ich dich nicht dort, begegnete dir nicht Seltsames mit einem geheimnißvollen Weibe im Gasthof zum goldnen Bock? Wollten Unbekannte dich nicht dazu gebrauchen, ein Frauenzimmer entführen zu helfen, die du selbst Natalie nanntest? Wurdest du nicht im Walde durch einen Pistolenschuß schwer verwundet? — hab ich nicht von dir Abschied genommen mit schwerem Herzen, da du entkräftet, todtwund auf dem Lager lagst? — Sprachst du nicht von einem unerklärlichen Ereigniß, — von einem Grafen Hektor von Zelies?“ —

„Halt ein, du durchbohrst mein Innres mit glühenden Dolchen!“ so rief George im wilden Schmerz.

„Ja,“ fuhr er dann ruhiger fort, „ja Bruder Berthold, es iſt nur zu gewiß, es gibt ein zweites Ich, einen Doppeltgänger, der mich verfolgt, der mich um mein Leben betrügen, der mir Natalie rauben wird!“

In voller Troſtloſigkeit verſtummt, ſank George auf die Raſenbank.

Berthold ſetzte ſich neben ihm hin und ſang leiſe, indem er ſanft des Freundes Hand drückte:

Freundes Troſt, Balſam der Wunden
Iſt noch nicht für dich verhallt!

„Ich,“ ſprach George, indem er ſich die Thränen wegtrocknete, die ihm aus den Augen ſtrömten, „ich verſtehe dich ganz, mein geliebter Bruder Berthold! — Es iſt Unrecht, daß ich dir nicht ſchon längſt meine ganze Bruſt erſchloß, nicht ſchon längſt dir alles, alles ſagte. — Daß ich in Liebe bin, konnteſt du längſt ahnen. Die Geſchichte dieſer Liebe — ſie iſt ſo einfältig, ſo abgedroſchen, daß du ſie in jedem abgeſchmackten Roman nachleſen kannſt. — Ich bin Mahler und ſo iſt nichts mehr in der hergebrachten Ordnung, als daß ich mich in

ein schönes junges Frauenzimmer, die ich abkonterfeie, sterblich verliebe. So ist es mir denn auch wirklich gegangen, als ich während meines Aufenthalts in Straßburg meine Proviantbäckerei — du weißt, daß ich darunter das Portraitmahlen verstehe — mehr trieb als jemals. Ich bekam den Ruf eines außerordentlichen Portraitisten, der die Gesichter recht aus dem Spiegel stehle in der schönsten Miniatur und so geschah es, daß eine alte Dame, die eine Pensionsanstalt hatte, sich an mich wandte, und mich ersuchte, ein Fräulein, das bei ihr, zu mahlen für den entfernten Vater. Ich sah, ich mahlte Natalien — o ihr ewigen Mächte, das Geschick meines Lebens war entschieden! — Nun nicht wahr, Bruder Berthold, da ist nichts besonders daran? — Doch höre, manches mag doch bemerkenswerth seyn. — Laß es mich die sagen, daß mich seit meiner frühen Knabenzeit in Ahnungen und Träumen das Bild eines himmlischen Weibes umschwebte, dem all mein Sehnen, all mein Lieben zugewandt. Die rohesten Versuche des mahlerischen Knaben zeigen dies Bild eben so als die vollendeteren Ge-

mälde des reifenden Künstlers. — Natalie sie war es! — Das ist wunderbar, Berthold! — Auch mag ich dir sagen, daß derselbe Funke, der mich entzündet, auch in Nataliens Brust gefallen, daß wir uns verstohlen sahen. — O zerronnenes Glück der Liebe! — Nataliens Vater, Graf Hektor von Zelies war gekommen, das Bildlein der Tochter hatte ihm ausnehmend gefallen, ich wurde eingeladen, ihn auch zu malen. Als der Graf mich sah, gerieth er in eine seltsame Bewegung, ich möchte sagen Bestürzung. Er fragte mich mit auffallender Ängstlichkeit über alle meine Lebensverhältnisse aus, und schrie dann mehr als er sprach, indem seine Augen glühten, er wolle nicht gemalt seyn, aber ich sey ein wackrer Künstler, müsse nach Italien und das auf der Stelle, er wolle mir Geld geben, wenn ich dessen bedürfe!" —

»Ich fort? — ich mich trennen von Natalien? — Nun es giebt Leitern, bestechliche Zofen — wir sahen uns verstohlen. Sie lag in meinen Armen, als der Graf eintrat. — »Da, meine Ahnung — er ist reif!" — so schrie der Graf wüthend auf und stürzte auf

mich los mit gezogenem Stilet. Ohne daß sein Stoß mich treffen konnte, rannte ich ihn über den Haufen und entfloh. — Spurlos war er andern Tages mit Natalien verschwunden!“ —

„Es begab sich, daß ich auf die alte Zigeunerinn stieß, die du heute bei mir gesehen. Sie schwatzte mir solch' abenteuerliche Prophezeihungen vor, daß ich gar nicht darauf achten sondern meinen Weg fortsetzen wollte. Da sprach sie mit einem Ton, der mein Innerstes durchdrang: George, mein Herzenskind, hast du Natalien vergessen? — Mag es nun Hexerei geben oder nicht, genug, die Alte wußte um meinen Liebesbund, wußte genau, wie sich alles begeben, betheuerte mir, daß ich durch sie zu Nataliens Besitz gelangen solle und gab mir auf, mich zu einer bestimmten Zeit in Hohenfüh einzufinden, wo ich sie, wiewohl in einer ganz andern Gestalt finden werde. — Nun Berthold, laß mich nicht alles weitläuftig erzählen — mir brennt die Brust — ein Wagen rollt auf mich zu — hält — die Reiter kommen näher — Jesus ruft eine Stimme im Wagen — es ist Nataliens Stimme. — Eile —

elle, ruft eine andre Stimme — die Reiter biegen seitwärts ein. — Die Gefahr ist vorüber, spreche ich, und steige in den Wagen — in dem Augenblick fällt ein Schuß, fort geht es! — Meine Ahnung hat mich nicht betrogen, es ist Natalie, es ist die alte Zigeunerinn — Sie hat Wort gehalten." — „Glücklicher George!" sprach Berthold.

„Glücklicher?" wiederholte George, indem er eine wilde Lache aufschlug, „ha! noch im Walde holten uns Polizeisoldaten ein. Ich sprang aus dem Wagen, die Zigeunerinn mir nach, packte mich mit Riesenkraft und schleppte mich ins finstre Dickicht. — Natalie war verloren. — Ich war in Wuth, die Zigeunerinn wußte mich zu besänftigen, mich zu überzeugen, daß kein Widerstand möglich, und daß noch keine Hoffnung verloren. Ich vertraue ihr blindlings und wie du uns hier siehst, das ist ihr Plan, ihr Rath, um der Verfolgung eines mordsüchtigen Feindes zu entgehen." —

In dem Augenblick trat die alte Zigeunerinn hinzu und sprach mit keuchzender Stimme:

„George, schon leuchtet der Nachtwurm, wir müssen fort über die Berge.“

Da wollte es Berthold bedünken, die Alte treibe leeres loses Gaukelspiel mit Georgen, den sie an sich gelockt, um durch ihn mit jenen Possen mehr Geld zu gewinnen.

Zornig wandte er sich zur Alten, erklärte, daß er als Georgs bester innigster Freund es nicht länger zugeben werde, daß er schnöder Landstreicherei und niedrigen Possen sein Kunstleben opfre, mit ihm solle er nach Italien und fragte dann, was sie überhaupt für ein Recht habe auf den ihm verbundenen Freund.

Da erhob sich die Alte, die Züge des Antlitzes schienen sich zu veredeln, aus den Augen strahlte ein dunkles Feuer, plötzlich war ihr ganzes Wesen die Würde und Hoheit selbst, sie sprach mit fester volltönender Stimme: „Du fragst, was für ein Recht ich habe auf diesen Jüngling? — Ich kenne dich wohl, du bist der Kupferstecher Berthold — Du bist sein Freund, aber ich — o ihr ewigen Mächte! — ich bin — seine Mutter!

Damit faßte sie Georgen in ihre Arme

und drückte ihn ſtürmiſch an ihre Bruſt. Doch plötzlich überfiel ſie ein krampfhaftes Zittern, ſie ſtieß Georgen von ſich mit abgewandtem Geſicht, ſie ließ ſich erſchöpft, halbohnmächtig auf die Raſenbank, ſie wimmerte, indem ſie ſich mit dem weiten Mantel, den ſie umgeworfen, das Antlitz verhüllte: „Starre mich nicht ſo an George mit ſeinen Augen — warum wirfſt du mir immer und ewig mein Verbrechen vor? — Du mußt fort — fort!“ —

»Mutter!“ rief George, indem er der Zigeunerinn zu Füßen ſtürzte. Dieſe ſchloß ihn nochmals heftig in ihre Arme, indem ſie keines Wortes mächtig aus tiefer Bruſt aufſeufzte. Sie ſchien in Schlaf zu verſinken. Doch bald erhob ſie ſich mühſam, ſprach wieder ganz Zigeunerinn mit krächzender Stimme: „George, ſchon leuchtet der Nachtwurm, wir müſſen fort über die Berge!“ und ſchritt langſam fort.

George warf ſich ſprachlos an die Bruſt des Freundes, dem auch das bis zum Entſetzen geſteigerte Erſtaunen die Zunge band.

Bald vernahm Berthold das Trommeln, Pfeifen, Klingeln, den ſchauerlichen Geſang,

das Geschrei des Esels und das Quicken der Affen und den Jubel des nachziehenden Landvolks bis alles dumpf verhallte in der weiten Ferne.

Viertes Kapitel.

Förster, welche am frühen Morgen den Wald durchstrichen, fanden den jungen Deodatus Schwendy ohnmächtig in seinem Blute liegend. Der Branntwein, den sie in Jagdflaschen bei sich fahrten, that gute Dienste, ihn ins Leben zurückzurufen, sie verbanden, so gut sie es vermochten, die Brustwunde, packten ihn auf einen Wagen und brachten ihn nach Hohenfluh in das Wirthshaus zum silbernen Lamm.

Der Schuß hatte nur die Brust stark gestreift ohne daß die Kugel eingedrungen war, der Wundarzt erklärte daher, daß an Lebensgefahr nicht zu denken, wiewohl der Schreck und die Kälte der Nacht den erschöpften Zustand herbeigeführt, in dem sich Deodatus befand. Kräftige Mittel würden aber auch diesen bald heben.

Hätte Deodatus nicht den Schmerz der Wunde gefühlt, das ganze unerklärliche Ereigniß wäre ihm nichts gewesen als ein Traum. Es schien ihm gewiß, daß jenes Geheimniß, von dem der Vater in dunklen Worten gesprochen, sich zu enthüllen begann, daß aber irgend ein feindliches Wesen dazwischen getreten, und seine Hoffnung vernichtet. Dieses feindliche Wesen, wer konnte es anders seyn, als der Maler George Haberland, der ihm so durchaus ähnlich, daß er überall mit ihm verwechselt worden.

„Und wie," sprach er zu sich selbst, „wenn jene Natalie, jener schöne Liebestraum, der in [illegible] durch mein Leben ging, nur ihm angehörte, meinem unbekannten Doppeltgänger, meinem zweiten Ich, wenn er sie mir geraubt, wenn all mein Sehnen, all mein Hoffen ewig unerfüllt bliebe?

Deodatus verlor sich in trübe Gedanken, immer dichtere Schleier schienen seine Zukunft zu verhüllen, jede Ahnung war dahin, er sah ein, daß er nur auf den Zufall hoffen dürfte, der ihm vielleicht Geheimnisse erschließen konnte,

welche gar verhängnißvoll, gar gefährlich seyn müßten, da sein Vater, der alte Amadeus Schwendy es selbst nicht gewagt, sie ihm zu offenbaren. —

— Der Wundarzt hatte den kranken Deodatus eben verlassen, er befand sich allein, als die Thüre leise geöffnet wurde und ein großer in einen Mantel gehüllter Mann hineintrat. Als er den Mantel zurückschlug, erkannte Deodatus in ihm augenblicklich jenen Fremden wieder, den er im Gasthause zum goldnen Bock auf dem Flur getroffen und er errieth, daß es derselbe seyn mußte, der ihm das unerklärliche Billet geschrieben, nähmlich der Graf Hektor von Zelies. Es war dem so.

Der Graf schien sich Mühe zu geben, den finstern stechenden Blick, der ihm eigen, zu mildern, er zwang sich sogar zu einiger Freundlichkeit.

»Wahrscheinlich,« so begann er, »wahrscheinlich erstaunen sie mich hier zu sehen, Herr Haberland, noch mehr werden sie erstaunen, wenn ich ihnen erkläre, daß ich hier bin, um ihnen Frieden, Versöhnung anzubieten, im Fall sie gewisse Bedingungen« —

Deodatus unterbrach den Grafen, indem er mit Heftigkeit verſicherte, daß er keineswegs der Maler George Haberland ſey, daß hier ein unglücklicher Irrthum vorwalten müſſe, der ihn in ein Labyrinth unerklärlicher Ereigniſſe ſtürzen zu wollen ſcheine. Starr ſchaute der Graf ihm ins Geſicht und ſprach dann mit einem Blick, aus dem ein wenig der Teufel lächelte. „Sie haben, mein Herr Schwendy oder mein Herr Haberland oder wie ſie ſich ſonſt zu nennen belieben mögen, Natalien entführen wollen?“ —

„Natalie, o Natalie!“ ſeufzte Deodatus tief aus der Seele.

„Hoho,“ ſprach der Graf mit dem bitterſten Ingrimm, „Sie lieben Natalien wohl ſehr?“

„Mehr,“ erwiederte Deodatus, indem er vor Schwäche zurückſank auf ſein Lager, „mehr als mein Leben. — Sie wird mein werden, ſie muß mein werden, in meinem Innerſten glüht die Hoffnung, das Verlangen!“ —

„Welche unerhörte Frechheit,“ fuhr der Graf auf im flammenden Zorn, „he warum traf“ — plötzlich innehaltend, ſeinen Zorn mit

Gewalt niederkämpfend, sprach der Graf, nachdem er einige Augenblicke geschwiegen, mit erkünstelter Ruhe: „Verdanken sie ihrem Zustande, daß ich sie schone, unter andern Umständen würde ich Rechte geltend machen, die sie vernichten könnten. Aber ich verlange nun, daß sie mir augenblicklich sagen, wie es geschehen konnte, daß sie Natalien sahen hier in Hohenflüh?“

Der Ton, in dem der Graf sprach, erfüllte den Deodatus Schwendy mit dem tiefsten Unwillen. Sich trotz seiner Schwäche ermannend, richtete er sich auf und sprach mit festem männlichen Ton: „Es kann nur das Recht der Unverschämtheit seyn, das Sie geltend machen zu können glauben, wenn Sie in mein Zimmer dringen, wenn Sie mich mit Fragen belästigen, die ich nicht beantworten kann. Sie sind mir völlig unbekannt, niemals hatte ich mit Ihnen etwas zu schaffen, und diese Natalie, von der sie sprechen, wissen sie denn, daß diese das Himmelsbild ist, das in meinem Herzen lebt? — Weder in Hohenflüh noch sonst irgendwo sahen meine leiblichen Augen die —

doch es iſt Frevel, zu ihnen von Geheimniſſen zu reden, die ich bewahre tief in meiner innerſten Bruſt!“

Der Graf ſchien in Staunen und Zweifel zu gerathen, er lispelte kaum hörbar: „Niemals hätten ſie Natalien geſehen? — Und als ſie ſie malten? — Wie wenn dieſer Haberland — dieſer Schwendy“ —

„Genug,“ rief Deodatus, „genug! — Entfernen Sie Sich, nichts habe ich zu ſchaffen mit dem finſtern Geiſt, den ein wahnſinniger Irrthum hinter mir hertreibt und der mich angriff auf den Tod! — Es giebt Geſetze, welche ſchützen gegen hinterliſtigen Meuchelmord — Sie verſtehen mich Herr Graf!“ —

Deodatus zog ſtark die Glocke. —

Der Graf biß die Zähne zuſammen und maß den Deodatus mit furchtbarem Blick.

„Hüte dich,“ ſprach er dann, „hüte dich, Knabe! Du haſt ein unglückliches Geſicht — hüte dich, daß dein Geſicht nicht noch einem andern mißfalle als mir.“ —

Die Thüre ging auf und hereintrat der kleine alte etwas zu dicke Herr mit der gold-

nen Dose, den der geneigte Leser als Mitglied des hochweisen Rathes an der Wirthstafel im goldnen Bock gesehen und sehr klug raisonniren gehört hat.

Der Graf entfernte sich mit einer drohenden Bewegung gegen Deodatus zur Thüre heraus und zwar so wild und heftig, daß der kleine Rathsherr und seine Begleitung darob etwas erstaunt und verblüfft schienen.

Dem Rathsherrn folgte nähmlich ein ganz kleines winziges verwachsenes Männlein, der einen großen Stoß Papier unter dem Arm trug und hinterher traten zwei Rathsdiener hinein, die sich sofort als Wachen an der Thüre postirten.

Der Rathsherr grüßte den Deodatus mit ernster Amtsmiene, das Männlein rückte mit Mühe einen Tisch vor das Bett, legte die Papiere darauf, holte ein Schreibzeug aus der Tasche, erkletterte den ebenfalls mit Mühe herangerückten Stuhl und setzte sich in schreibfertige Positur, während der Rathsherr sich auch auf einen Stuhl dicht vor dem Bette niedergelassen hatte und ihn mit weit aufgerissenen Augen anstarrte.

Deodatus merkte ungeduldig, was aus dem allem nun endlich werden sollte. Endlich begann der Rathsherr pathetisch: „Mein Herr Haberland oder mein Herr Schwendy, denn Sie mein Herr, der Sie da vor mir im Bette liegen, belieben zwei diverse Namen zu führen, unerachtet das ein Luxus ist, den keine tüchtige Obrigkeit dulden darf. — Nun! — ich hoffe, Sie werden, da der hochweise Rath schon von Allem auf das genaueste unterrichtet ist, nicht durch unnütze Lügen, Ränke und Schwänke ihren Arrest verzögern. Denn arretirt sind sie in diesem Augenblick, wie sie aus der Postirung jener treuen ehrlichen Rathswächter mit mehrerem ersehen werden."

Deodatus fragte verwundert, welches Verbrechens man ihn denn anklage, und welches Recht man habe, ihn als durchreisenden Fremden zu verhaften.

Da hielt ihm aber der Rathsherr vor, daß er wider das erst neuerdings emanirte Duell-Mandat des gnädigsten Herrn Fürsten auf das schrecklichste gesündigt, indem er sich wirklich im Walde duellirt, welches denn schon

die Piſtolen, die man in ſeiner Rocktaſche gefunden, hinlänglich bewieſen. Er möge daher nur ohne weiteres den frechen Mitduellanten, ſo wie die etwanigen Sekundanten nennen und hübſch erzählen, wie ſich alles begeben von Anfang an.

Dagegen verſicherte nun Deodatus ſehr ruhig und feſt, daß hier nicht von einem Duell, ſondern von einem meuchelmörderiſchen Angriff auf ſeine Perſon die Rede. Ein Ereigniß, das ihm ſelbſt unerklärlich, und das einem hochweiſen Rath noch viel unerklärlicher ſeyn werde, habe ihn ganz ohne ſeinen vorbedachten Willen in den Wald geführt. Die gefährliche Drohung eines ihm ganz unbekannten Verfolgers, ſey die Urſache, warum er ſich bewaffnet und der hochweiſe Rath würde viel beſſer thun, ſeine Pflicht für Ruhe und Ordnung zu ſorgen, viel beſſer erfullen, wenn er, ſtatt auf eine grundloſe Vermuthung hin Arreſt und Unterſuchung zu verfügen, jenem Meuchelmörder nachforſchte.

Dabei blieb Deodatus ſtehen, unerachtet der Rathsherr noch hin und her fragte und bezog, als dieſer mehr von ſeinen Lebensverhältniſſen wiſſen wollte, ſich lediglich auf ſeinen

Paß, der, so lange nicht ein gegründeter Verdacht der Falschheit vorhanden, dem hochweisen Rath genügen müsse.

Der Rathsherr wischte sich den Angstschweis von der Stirne. Der Kleine hatte schon einmal übers andre den grandiosen Gänsekiel in das Tintenfäßlein getunkt und wieder ausgespritzt, schreibbegehrliche Blicke auf den Rathsherrn werfend. Der schien aber vergebens nach Worten zu trachten. Da schrieb der kleine Keck und las mit krächzender Stimme:

„Aktum Hohenflüh den — Auf Befehl eines hiesigen hochweisen Raths hatte sich der unterschriebene Deputirte" —

„Recht," rief der Rathsherr, „recht liebster Droßelkopf, recht himmlischer Aktuar, der unterschriebene Deputirte hatte sich — der unterschriebene Deputirte — das bin ich — ich hatte mich" —

Es war im Rath des Himmels beschlossen, daß der unterschriebene Deputirte sein Werk nicht vollenden, nicht unterschreiben, Deodatus vielmehr von dem unseligen Zuspruch befreit werden sollte.

Hinein trat nähmlich ein Offizier von der Leibgarde des Fürsten in Begleitung des Wirths, den er, als er Deodatus erblickte, fragte, ob das wirklich der junge Mann sey, der im Walde verwundet worden. Als der Wirth es bejaht, näherte sich der Offizier dem Lager des Deodatus und erklärte mit bescheidner Artigkeit, daß er Befehl habe, den Herrn George Haberland sogleich zum Fürsten nach Sonsitz zu bringen. Er hoffe, daß sein Zustand kein Hinderniß in den Weg legen würde; übrigens seyen alle Vorkehrungen getroffen, daß die Fahrt ihm durchaus nicht nachtheilig seyn könne, und werde auch übrigens der Leibchirurgus des Fürsten beständig an seiner Seite seyn.

Der Rathsherr auf einmal des Auftrags enthoben, der ihm Angstschweis ausgepreßt, näherte sich, vollen Sonnenschein im Antlitz, dem Offizier und fragte mit submisser Verbeugung, ob er vielleicht den Arrestanten schließen lassen solle, gröherer Sicherheit halber. Der Offizier blickte ihn aber ganz verwundert an und fragte dann seiner Seits, ob der gestrenge Herr Rathsherr wahnsinnig sey, was er denn für

einen Arreſtanten meine? Der Fürſt wolle den Herrn Haberland ſelbſt ſprechen, um alle Umſtände eines Ereigniſſes zu erfahren, das ſeinen Zorn gereizt. Nicht begreifen könne der Fürſt, wie in ſeinem Lande und vorzüglich ganz in der Nähe von Hohenfluh noch ein verruchter Meuchelmörder ſein Weſen treiben dürfe, und werde deshalb die Obrigkeit, der die Sorge für die Sicherheit der Bürger obliege, zur ſchweren Verantwortung ziehen.

Man kann denken, wie dies dem dicken Rathsherrn in alle Glieder fuhr, der kleine Schreiber purzelte aber ſo fort vom Stuhle herab und wimmerte unten: er ſey nichts als ein armer höchſt unglücklicher Aktuarius, dem es ganz ſchrecklich ergangen ſeyn würde, wenn er jemals die Zweifel laut werden laſſen, die er ſchon längſt gegen die Weisheit des hochweiſen Raths im Innern gehegt. —

Deodatus betheuerte, um jedem Irrthum vorzubeugen, daß er nicht der Mahler Haberland ſey, mit dem er nur große Ähnlichkeit haben müſſe, vielmehr wie er hinlänglich auf

die glaubhafteste Art nachweisen könne. Deodatus Schwendy heiße und aus der Schweiz hergereiset sey. Der Offizier versicherte dagegen, daß es hier auf den Namen gar nicht ankomme, da der Fürst nur eben den jungen Mann zu sprechen verlange, der im Walde verwundet worden. Nun erklärte Deodatus, daß er denn in jedem Fall der sey, den der Fürst gemeint und daß er, da die Wunde nicht im mindesten bedeutend, sich stark genug fühle, mitzugehen nach Sonsitz. Der Leibchirurgus des Fürsten bestätigte dies, Deodatus wurde sogleich in den bequemsten Reisewagen des Fürsten gepackt und fort ging es nach Sonsitz.

Ganz Hohenfluh war in Bewegung, als Deodatus durch die Straßen fuhr und des Verwunderns kein Ende, da es unerhört, daß der Fürst einen Fremden nach Sonsitz holen lassen. Eben so, ja noch mehr verwunderten sich aber die Hohenfluher als sie die beiden seit vielen Jahren tödtlich entzweiten Gevattern und Wirthe zum goldnen Bock und zum silbernen Lamm erblickten, wie sie mitten auf der Straße, auf dem sogenannten breiten Stein freundlich mit

einander konverſirten, ja zutraulich ſich in die Ohren ziſchelten.

Der geneigte Leſer weiß bereits, wodurch der goldne Bock und das ſilberne Lamm verſohnt wurden, einen noch wirkungsvolleren Grund dieſer augenblicklichen Verſöhnung fanden beide aber jetzt in der gemeinſchaftlichen brennenden, verzehrenden Neugierde, wer wohl der Fremde ſeyn könne, dem das Außerordentlichſte geſchehn. —

Fünftes Kapitel.

Auf den Schwingen des Sturms war das tobende Gewitter ſchnell entflohn über die Berge und nur noch aus weiter Ferne zürnte murmelnd der Donner. Die ſinkende Sonne blickte feurig durch die dunklen Büſche, die tauſend blinkende Kryſtalltropfen abſchüttelnd ſich wollüſtig badeten in den Wogen der lauen Abendluft. — Auf einem von babyloniſchen Weiden umſchloſſenen Platz in jenem Park bei Sonſtz, den der geneigte Leſer ſchon kennt, ſtand der Fürſt mit über einander geſchlagenen Armen

wie eingewurzelt und blickte hinauf in das Azur des wolkenlosen Himmels, als wolle er verschwundene Hoffnungen, ein in Gram und Schmerz verlornes Leben herab erflehen. — Da wurde in dem Gebüsch der Gardeoffizier sichtbar, den der Fürst nach Hohenfluh geschickt. Ungeduldig winkte er ihn heran und befahl den jungen Menschen, dessen Ankunft der Offizier ihm meldete, sogleich vor ihn zu bringen und sollte man sich dazu eines Tragsessels bedienen. — Es geschah wie der Fürst geboten.

So wie der Fürst den Deodatus ins Auge faßte, schien er auf das heftigste bewegt, unwillkührlich entflohen ihm die Worte: „O Gott! — meine Ahnung! — ja — er ist es!“

Deodatus erhob sich langsam und wollte sich dem Fürsten nähern in ehrfurchtsvoller Stellung. „Bleiben Sie“ — rief der Fürst, „bleiben Sie, Sie sind schwach, ermattet, ihre Wunde ist vielleicht gefährlicher als Sie glauben — meine Neugierde soll Ihnen auf keine Weise nachtheilig seyn. — Man bringe zwei Lehnsessel.a —

Alles dieses sprach der Fürst mit halber

Stimme, abgebrochen, man merkte, daß er mit Gewalt des Sturms mächtig werden wollte, der in seinem Innern tobte.

Als die Lehnsessel herbeigebracht, als sich auf Geheiß des Fürsten Deodatus in den einen hineingesetzt, als alles sich schon entfernt hatte, ging der Fürst noch immer mit starken Schritten auf und ab. Dann blieb er vor Deodatus stehen und in dem Blick, mit dem er ihn anschaute, lag der lebendigste Ausdruck des herzzerreißendsten Schmerzes, der tiefsten Wehmuth, dann war es, als ginge alles wieder unter in der Gluth eines schnell auflodernden Zorns. — Eine unsichtbare Macht schien sich feindlich zu erheben zwischen ihm und Deodatus, und voll Entsetzen, ja voll Abscheu prallte er zurück und schritt wieder heftiger auf und ab, indem er nur halbverstohlen hinblickte nach dem Jüngling, dessen Staunen mit jeder Sekunde stieg, der gar nicht wußte, wie sich ein Auftritt enden werde, der ihm die Brust zuschnürte.

Der Fürst schien sich an Deodatus Anblick gewöhnen zu müssen, er rückte endlich den Lehnsessel halb abwärts von Deodatus und ließ sich

ganz erschöpft darauf nieder. Dann sprach er mit gedämpfter, beinahe weicher Stimme: „Sie sind fremd, mein Herr, Sie betraten als Reisender mein Land. — Was gehen den fremden Fürsten, dessen Ländchen ich durchreise, meine Lebensverhältnisse an? So können Sie fragen — aber Ihnen selbst unbekannt, gibt es vielleicht gewisse Verhältnisse, gewisse geheimnißvolle Beziehungen — doch — genug. — Nehmen Sie mein fürstliches Wort, daß mich nicht leere kindische Neugierde treibt, auch sonst keine unlautere Absicht, aber — ich will, ich muß Alles wissen!“

Die letzten Worte sprach der Fürst im Zorn entflammt heftig auffahrend von dem Lehnsessel. Doch bald sich besinnend, sich zusammenfassend, ließ er sich aufs neue nieder und sprach so weich wie vorher: „Schenken Sie mir Ihr ganzes Vertrauen, junger Mann, verschweigen Sie mir keines Ihrer Lebensverhältnisse, sagen Sie mir insbesondere, woher und wie Sie nach Hohenfluh kamen, in welcher Art, das was Ihnen in Hohenfluh begegnete, mit früheren Ereignissen in Bezug stand. Vorzüglich wünschte

ich genau zu wiſſen, wie es mit der weiſen Frau" —

Der Fürſt ſtockte, dann fuhr er fort — wie ſich ſelbſt beſchwichtigend: „Es iſt tolles, wahnſinniges Zeug — aber eine Ausgeburt der Hölle iſt dies Blendwerk oder — nun — ſprechen Sie, junger Mann, ſprechen Sie frei, kein Geheimniß, keine Lu" —

Eben wollte der Fürſt wieder heftig auffahren, er beſann ſich ſchnell und ſprach das Wort nicht aus, das er auf der Zunge hatte.

Aus der tiefen Bewegung, die der Fürſt zu unterdrücken ſich vergebens mühte, konnte Deodatus wohl abnehmen, daß es ſich hier um Geheimniſſe handle, in die der Fürſt ſelbſt verflochten und die ihm auf dieſe oder jene Weiſe bedrohlich ſeyn müßten.

Deodatus ſeiner Seits, fand gar keinen Grund, nicht ſo aufrichtig zu ſeyn, wie es der Fürſt verlangte und begann von ſeinem Vater, von ſeinen Knaben- und Jünglingsjahren, von ſeinem einſamen Aufenthalt in der Schweiz zu erzählen. Er gedachte ferner, wie ihn der Vater nach Hohenſtüh geſchickt und ihm in ge-

heimnißvollen Worten angedeutet, daß dort der Wendepunkt seines ganzen Lebens eintreten, daß er selbst zu einer That sich angeregt fühlen werde, die über sein Schicksal entscheiden würde. Getreu erzählte er nun weiter alles, was sich mit ihm, mit der weisen Frau, mit dem fremden Grafen in Hohenflüh begeben.

Mehrmals äußerte der Fürst das lebhafteste Erstaunen, ja er fuhr auf, wie im jähen Schreck, als Deodatus die Namen Natalie — Graf Hektor von Zelles nannte.

Deodatus hatte seine Erzählung geendet, der Fürst schwieg mit niedergebeugtem Haupt in tiefes Nachdenken versunken, dann erhob er sich, stürzte los auf Deodatus und rief: „Ha der Verruchte, dieses Herz sollte die Kugel durchbohren, die letzte Hoffnung wollte er todten, Dich vernichten — Dich mein" —

Ein Thränenstrom erstickte des Fürsten Worte, er schloß ganz Wehmuth und Schmerz den Deodatus in seine Arme, drückte ihn heftig an seine Brust.

Doch plötzlich prallte wie vorher der Fürst voll Entsetzen zurück und rief, indem er die

geballte Faust emporstreckte: „Fort, fort Schlange, die sich einwinden will in meiner Brust — fort! Du teuflisches Trugbild, Du sollst meine Hoffnung nicht tödten, Du sollst mir mein Leben nicht verstören!“

Da rief eine ferne, seltsam dumpfe Stimme: „Die Hoffnung ist der Tod, das Leben dunkler Mächte grauses Spiel!“ und krächzend flatterte ein schwarzer Rabe auf und hinein ins Gebüsch.

Sinnlos stürzte der Fürst zu Boden. Deodatus zu schwach ihm beizustehen, rief laut um Hülfe. Der Leibarzt fand den Fürsten vom Schlage getroffen und in dem bedenklichsten Zustande. Deodatus wußte selbst nicht, welches unnennbar schmerzhafte Gefühl des tiefsten Mitleids seine Brust durchdrang, er kniete nieder bei der Tragbahre, auf die man den Fürsten gelegt, er küßte seine welk herabgesunkene Hand und benetzte sie mit heißen Thränen. Der Fürst kam zu sich, die wie zum Tode erstarrten Augen hatten wieder Sehkraft. Er erblickte Deodatus, winkte ihm fort und rief mit bebenden Lippen kaum verständlich: „Weg — weg!“ —

Deodatus tief erschüttert von dem Auftritt, der in das Innerste seines Lebens zu dringen schien, fühlte sich der Ohnmacht nahe und auch seinen Zustand fand der Leibarzt so bedenklich, daß es nicht rathsam, ihn zurückzubringen nach Hohenkühn.

Habe auch, meinte der Leibarzt, der Fürst den Willen geäußert, daß der junge Mann sich wegbegeben solle, so könne er doch fürs erste in einem entfernten Flügel des Landhauses untergebracht werden, und es sey gar nicht zu befürchten, daß der Fürst, der wohl in langer Zeit nicht aus dem Zimmer kommen dürfte, seinen Aufenthalt im Landhause erfahren sollte. Deodatus, in der That so erschöpft, daß er keines Willens, keines Widerspruchs fähig, ließ es sich gefallen, im Landhause des Fürsten zu bleiben.

War es schon sonst im Landhause still und traurig, so herrschte jetzt bei der Krankheit des Fürsten das Schweigen des Grabes und Deodatus gewahrte nur dann, wenn ein Diener ihn mit den nöthigen Bedürfnissen versorgte oder der Wundarzt ihn besuchte, daß noch an-

ser ihm Menschen im Landhause befindlich. Diese klösterliche Einsamkeit that indessen dem von allen Seiten bestürmten Deodatus wohl und er hielt eben das Landhaus des Fürsten für ein Asyl, in das er sich vor dem bedrohlichen Geheimniß, das ihn umgarnen wolle, gerettet.

Dazu kam, daß durch die schmucklose aber freundliche bequeme Einrichtung der beiden kleinen Zimmer, die er bewohnte, vorzüglich aber durch die herrliche Aussicht, die er genoß, sein Aufenthalt jenen Reiz wohlthuender Behaglichkeit erhielt, der das verdüsterte Gemüth aufzuheitern vermag. Er übersah den schönsten Theil des Parks, an dessen Ende auf einem Hügel die malerischen Ruinen eines alten Schlosses lagen. Hinter diesen stiegen die blauen Spitzen des fernen Gebirges empor. —

Deodatus nutzte sogleich die Zeit, als er ruhiger geworden und als ihm der Wundarzt dergleichen Beschäftigung erlaubte, um seinem alten Vater alles ausführlich zu schreiben, was sich alles mit ihm begeben bis zum letzten Augenblick. Er beschwor ihn, nicht länger zu

ſchweigen über das, was ihm in Hohenflüh bevorgeſtanden und ihn ſo in den Stand zu ſetzen, ſeine eigne Lage ganz zu überſehen und ſich gegen die Argliſt unbekannter Feinde zu rüſten. —

Von dem alten verfallenen Schloß, deſſen Ruinen Deodatus aus ſeinen Fenſtern erblickte, ſtand noch ein kleiner Theil des Hauptgebäudes ziemlich unverſehrt da. Dieſer Theil ſchloß ſich mit einem herausgebauten Erker, der, da an der andern Seite die Hauptmauer eingeſtürzt, frei und luftig heraushing wie ein Schwalbenneſt. Eben dieſer Erker war, wie ſich Deodatus durch ein Fernrohr überzeugte, mit Geſträuch, das ſich aus den Mauerritzen hervorgedrängt, bewachſen und eben dieſes Geſträuch bildete ein Laubdach, welches ſich ganz hübſch ausnahm. Deodatus meinte, daß es dort recht wohnlich ſeyn müſſe, wiewohl jetzt es unmöglich ſchien, hinaufzugelangen, da die Treppen eingeſtürzt. Um ſo mehr mußte daher Deodatus erſtaunen, als er in einer Nacht, da er noch zum Fenſter hinausſchaute, ganz deutlich ein Licht in jenem Erker bemerkte, das erſt nach einer Stunde wieder verſchwand. Nicht

allein in dieſer, ſondern auch in den folgenden Nächten gewahrte Deodatus das Licht und man kann denken, daß der in unerklärliche Geheimniſſe verflochtene Jüngling auch hier wieder ein verhängnißvolles Abenteuer vermuthete.

Er theilte ſeine Beobachtung dem Wundarzte mit, der meinte aber, das Erſcheinen des Lichts in dem Erker könne ſeinen natürlichen einfachen Grund haben: Eben in dem unverſehrten Theil des Hauptgebäudes und zwar im Erdgeſchoß, wären einige Zimmer für den Förſter eingerichtet, der die Aufſicht habe über den furſtlichen Park, könne nun, wie er ſich bei dem Beſchauen der Ruinen oftmals überzeugt, auch nicht wohl oder wenigſtens nicht ohne Gefahr der Erker beſtiegen werden, ſo ſey es doch möglich, daß vielleicht die Jägerburſche das Schwalbenneſt dort oben erklettert, um ihr Weſen ungeſtört zu treiben.

Deodatus war mit dieſer Erklärung durchaus nicht zufrieden, er ahnte lebhaft irgend ein Abenteuer, das ſich in den Ruinen des Schloſſes verborgen.

Der Arzt verſtattete ihm endlich, in der

Dämmerung den Park zu durchwandern, wobei er aber mit Behutſamkeit jeden Ort vermeiden mußte, der aus den Fenſtern des Zimmers, in dem der kranke Fürſt befindlich, überſehen werden konnte. Der Fürſt war nähmlich ſo weit hergeſtellt, daß er am Fenſter zu ſitzen und hinauszuſchauen vermochte, ſeinem Scharfblick wäre Deodatus nicht entgangen und fort hätte dieſer müſſen ohne Widerrede. Wenigſtens glaubte der Leibarzt bei der Art, wie der Fürſt damals mit dem Ausdruck des Abſcheues den Jüngling von ſich fortrückte, dies vorausſetzen zu müſſen.

Deodatus wanderte, als ihm der Arzt Freiheit gegeben, ſogleich nach dem verfallnen Schloß. Er traf auf den Förſter, der über ſeine Erſcheinung ſehr verwundert that und, als Deodatus ihm des breiteren ſagte, wie er hergekommen und wie ſich dann alles begeben, ganz unverholen meinte, daß die Herren, die ihn ohne Vorwiſſen des Fürſten einquartirt hätten ins Landhaus, ein gewagtes Spiel ſpielten. Erführe nähmlich der Fürſt etwas davon, ſo könne es ſeyn, daß er fürs erſte den jun-

gen Herrn zum Tempel hinauswerfen ließe und alle seine Beschützer hinterher.

Deodatus wünschte den innern, noch unversehrten Theil des Schlosses zu sehen, der Förster versicherte dagegen trocken, daß dies nicht wohl angehe, da jeden Augenblick irgend eine morsche Decke oder sonst ein Stück Mauer einstürzen könne, überdem sey aber die Treppe so verfallen, daß kein sichrer Tritt möglich und man jeden Augenblick Gefahr laufe, den Hals zu brechen. Als nun aber Deodatus dem Förster bemerkte, daß er oftmals Licht im Erker erblickte, da entgegnete dieser im groben barschen Ton, daß das ein einfältiger Irrthum seyn müsse und daß der junge Herr auch übrigens wohl thun werde, sich um nichts anderes zu kümmern, als um sich selbst und auch nicht auf Beobachtungen auszugehen. Er könne dem Himmel danken, daß er, der Förster, Mitleiden mit ihm habe und nicht gleich hinginge und dem Fürsten rein herausſage, wie man gegen seinen strengsten Befehl gehandelt.

Deodatus gewahrte wohl, daß der Förster unter dieser Grobheit ein gewisses verlegenes

Wesen zu verstecken sich mühte. Bestätigt fand aber Deodatus die Vermuthung, daß ein Geheimniß hier verborgen, als er, über den Schloßhof schreitend, in einem ziemlich verborgenen Winkel des Gemäuers eine schmale hölzerne Freitreppe gewahrte, die neuerbaut und eben in den obern Stock des Hauptgebäudes zu führen schien.

Sechstes Kapitel.

Des Fürsten Krankheit, die immer bedenklicher wurde, erregte nicht geringe Bestürzung, nicht geringe Besorgniß. Schon früher erfuhr nähmlich der geneigte Leser, daß die Gemahlinn des Fürsten nebst dem Kinde, das sie geboren, auf unbegreifliche Weise verschwunden. Der Fürst war daher ohne Erben und sein Nachfolger auf dem Thron ein jüngerer Bruder, der sich durch sein übermüthiges Betragen, durch lasterhafte Neigungen jeder Art, denen er auf freche Weise fröhnte, dem Hof und dem Volk verhaßt gemacht hatte. Ein dumpfes Gerücht klagte ihn des freventlichsten Verraths an dem Fürsten an

und fand darin die Urſache, daß er ſich aus dem Lande entfernen müſſen, ohne daß jemand ſeinen jetzigen verborgenen Aufenthalt kannte.

Die Hohenfluher zerbrachen ſich weidlich die Köpfe, wie es denn nun gehen würde, wenn der Fürſt geſtorben. Sie zitterten vor dem tiranniſchen Bruder und wünſchten, er läge, wie es ſchon einmal geheiſſen, wirklich in dem tiefen Grunde des Meers.

An der Wirthstafel im goldnen Bock war nun eben von dieſen Dingen ſtark die Rede, jeder ſagte ſeine Meinung und der bekannte Rathsherr urtheilte, ein hochweiſer Rath könne ja bei der Regierung der Stadt auch ein wenig die Regierung des Landes mit übernehmen, bis ſich das weitere finde. Ein alter Mann, der in ſich gekehrt, ſo lange geſchwiegen, ſprach nun mit dem Ton der tiefſten Rührung: „Welch ein herbes Ungemach trifft unſer armes Land; den beſten Fürſten erfaßt irgend ein unerhörtes Verhängniß und raubt ihm alles Lebensglück, alle Ruhe der Seele, bis er dem entſetzlichen Schmerz erliegt! Wir haben von dem Nachfolger alles zu fürchten und der einzige Mann,

der feststehen, wie ein Fels im Meer, der unser Hort, unser Heil seyn würde, dieser einzige Mann ist dahin!" —

Jeder wußte, daß der Alte keinen andern meinte, als den Grafen von Törny, der bald, nach dem die Fürstinn verschwunden, sich vom Hofe entfernte.

Graf Törny war in jeder Hinsicht ein ausgezeichneter Mensch. Mit dem schärfsten Verstande, mit der freien Genialität, die den festen Takt gibt, nur das Richtige zu wollen und die Kraft es zu vollbringen verband er das edelste Gemüth, den regsten Sinn für alles Gute und Schöne. Er war der Beschützer des Unterdrückten, der rastlose Verfolger des Unterdrückers. So mußte es kommen, daß der Graf nicht allein die Liebe des Fürsten sondern auch die Liebe des Volks gewann und nur ein sehr kleiner Theil wagte es, dem Gerücht Glauben beizumessen, das ihm als schuldbar darstellte und das, man wußte es, der Bruder des Fürsten, der den Grafen in der tiefsten Seele haßte, auszustreuen sich bemüht hatte. —

Mit einem Munde rief alles an der Wirths-

tafel: „Graf Törny! — unſer edler Graf Törny! O wäre er noch bei uns in dieſer Zeit der Bedrängniß!“ —

Man trank auf des Grafen Wohl. Wurde nun weiter von des Fürſten bedenklicher Krankheit geſprochen, die ihn in das Grab bringen könne, ſo war es natürlich, daß man des jungen Mannes gedachte, in deſſen Gegenwart den Fürſten der böſe Zufall getroffen hatte.

Der kluge Rathsherr witterte die abſcheulichſten Dinge. Es ſey gewiß, meinte er, daß der junge Menſch, der thöricht genug geweſen, den hochweiſen Rath durch zwei diverſe Namen über ſeine Perſon täuſchen zu wollen, ein Spitzbube im höhern Styl geweſen, der Arges im Sinn getragen.

Nicht umſonſt habe der Fürſt ihn nach Sonſtz und heraus nach dem Landhauſe bringen laſſen, um ihn ſelbſt über allerlei hölliſche Anſchläge zu befragen, und die Aetigkeit des Offiziers, der bequeme Wagen, der Leibarzt, alles ſey nur Maske geweſen, um den Verbrecher luſtig zu erhalten und guter Dinge, damit er alles gleich geſtehe. Gewiß würde es

dem Fürſten gelungen ſeyn, alles heraus zu bringen, wenn ihm nicht die kalte naſſe Abendluft den Schlagfluß zugezogen und der junge Menſch nicht die Verwirrung benutzt hätte, um ſchnell zu entfliehen. Er wünſchte nur, daß der Taugenichts ſich wieder ſehen laſſe in Hohenflüh, da ſolle er nicht zum zweiten Mal der Gerechtigkeit des hochweiſen Raths entrinnen. — Eben hatte der Rathsherr dieß geſprochen, als der junge Mann, von dem die Rede, hereintrat, ſtillſchweigend und ernſt die Geſellſchaft grüßte und ſich an die Tafel ſetzte.

„Schönſtens willkommen, beſter Herr Haberland,“ ſprach der Wirth, der des Rathsherrn böſe Meinung gar nicht theilen konnte, „ſchönſtens willkommen! — Nun! — Sie dürfen gewiß keine Scheu tragen, ſich in Hohenflüh ſehen zu laſſen?“ Der junge Mann ſchien über des Wirths Anrede ſehr befremdet, da ſetzte ſich der kleine dicke Rathsherr in Poſitur und begann ſehr pathetiſch: „Mein Herr, ich erkläre Ihnen hiermit“ — da faßte ihn aber der junge Mann mit einem ſcharfen durchdringenden Blick ſo feſt ins Auge, daß er verſtummte und un-

willkührlich mit einer Verbeugung hinausstotterte: „Ganz gehorsamster Diener!“ —

Vielleicht hat der geneigte Leser auch schon die Bemerkung gemacht, daß es Leute gibt, die, faßt man sie scharf ins Auge, sogleich wie im Gefühl schuldiger Demuth, zu grußen pflegen.

Der junge Mann aß und trank nun, ohne ein Wort zu reden. Auf der ganzen Gesellschaft lag ein schwüles erwartungsvolles Stillschweigen.

Der Alte, der vorhin gesprochen, redete endlich den jungen Menschen an, indem er ihn fragte, ob die Brustwunde, die er im Walde bei Hohenfluh erhalten, schon wieder ganz geheilt sey. Der junge Mann erwiederte, daß man sich in seiner Person irren musse, da er nie in der Brust verwundet worden.

„Ich verstehe,“ fuhr der alte Mann, schlau lächelnd fort, „ich verstehe, Herr Haberland, Sie sind wieder völlig hergestellt und wollen von dem unangenehmen Vorfall nicht ferner reden. — Aber da Sie gegenwärtig waren, als unsern guten Fürsten der Schlag traf, so werden Sie uns am besten sagen können, wie sich

alles begab und was man von dem Zustande des Fürsten zu hoffen oder zu fürchten hat."

Der junge Mensch erwiederte, daß derselbe Irrthum auch hier im Spiele seyn müsse, da er nie in Sonsitz gewesen, nie den Fürsten Remigius gesehen habe. Indessen sey ihm die Krankheit des Fürsten bekannt geworden und er wünsche Näheres darüber zu erfahren.

„Vielleicht," meinte der Alte, „wolle oder dürfe der Herr Haberland von seinem Aufenthalt bei dem Fürsten nicht viel sprechen, vielleicht habe auch das Gerücht vieles von dem entstellt, was sich in Sonsitz begeben, so viel sey aber gewiß, daß der Fürst den jungen Mann, der hier verwundet worden und für den er den Herrn Haberland nun einmal halten müsse, nach Sonsitz heraufholen lassen und daß ihn bei einem einsamen Gespräch mit diesem jungen Manne im Park der Schlag getroffen. Entfernte Diener hatten auch eine seltsame dumpfe Stimme rufen gehört:"

„Die Hoffnung ist der Tod, das Leben dunkler Mächte grauses Spiel!"

Der junge Mensch seufzte tief auf, wech-

selte die Farbe, alles verrieth die tiefste innere Bewegung. Er stürzte schnell einige Gläser Wein hinunter, bestellte eine zweite Flasche und entfernte sich aus dem Zimmer. Die Tafel war geendet, der junge Mensch kam nicht wieder. Der Portier hatte ihn schnell dem Neudorfer Thor zueilen gesehen. Die Bezahlung für das Couvert lag auf dem Teller.

Nun gerieth der Rathsherr in gewaltigen Amtseifer, sprach von Nachsetzen, Steckbriefen ꝛc. Der Alte erinnerte ihn aber an einen großen Vorfall, der ihm, als er bei ähnlichem Anlaß eine unzeitige Thätigkeit bewiesen, eine tüchtige Nase von der Landesbehörde zugezogen und meinte, es möchte wohl besser seyn, sich um den jungen Mann gar nicht weiter zu kümmern und die Sache ruhen zu lassen.

Die ganze Gesellschaft stimmte dieser Meinung bei und der Rathsherr ließ wirklich die Sache ruhen. —

Während sich dies in Hohenflüh begab, war Haberlands Doppeltgänger, der junge Deodatus Schwendy, in einem neuen Zauberkreis bedrohlicher Abenteuer gerathen.

Mit magiſcher Gewalt hatte es ihn immer hingezogen nach dem verfallenen Schloſſe.

Als er einſt, da es ſchon dämmerte, vor dem geheimnißvollen Erker ſtand und mit einer Sehnſucht, die er ſelbſt nicht zu deuten wußte, hinaufblickte nach den erblindeten Fenſtern, war es ihm, als gewahre er eine weiße Geſtalt und in demſelben Augenblick fiel auch ein Stein zu ſeinen Füßen nieder. Er hob ihn auf und löste das Papier los, mit dem er umwickelt. Er fand folgende Worte mit Bleiſtift kaum leſerlich hingekritzelt:

„Georg! — mein Georg! — iſt es möglich? täuſcht mich nicht mein aufgeregter Sinn? Du hier! — o ihr ewigen Himmelsmächte! — In dieſen verfallenen Mauern liegt der Vater wie im Hinterhalt — ach! nur Böſes brütend! Fliehe, fliehe Georg! ehe des Vaters Zorn Dich erreicht! doch nein — bleibe noch! — Ich muß Dich ſehen — und ein einziger Augenblick ſeliger Wonne, dann fliehen! — bis Mitternacht iſt der Vater abweſend. Komme! — über den Schloßhof — die hölzerne Treppe! doch

nein, es iſt nicht möglich. Des Förſters Leute — ſchlafen ſie auch, die wachen Hunde fallen Dich an! Auf der Südſeite ſteht noch eine Treppe, die nach den Zimmern führt, doch iſt ſie morſch und verfallen — Du darfſt es nicht wagen, aber ich komme herab! — O Georg, was vermag alle Argliſt der Hölle gegen ein liebendes Herz. Natalie iſt Dein — Dein auf ewig!“ —

„Sie iſt es,“ rief Deodatus ganz außer ſich, „es iſt kein Zweifel mehr, ja ſie iſt es, der Traum des Knaben, die glühende Sehnſucht des Jünglings! — Hin zu ihr — um ſie nie wieder zu laſſen, aufgehen, lichtvoll aufgehen ſoll des Vaters dunkles Geheimniß! — Aber! — bin ich es denn? — bin ich der George?“ —

Wie ein tödtender Krampf erfaßte den armen Deodatus der Gedanke, daß ja nicht er, daß es jener unbekannte Doppeltgänger ſey, den Natalie liebe, den ſie wiedergefunden zu haben glaube. Und doch, ſo ſprach das glühende Verlangen der Liebe aus dem Innern heraus, und doch, kann nicht eben jener Doppeltgänger

der seyn, der sie täuscht, kann ich nicht der seyn, dem sie angehört, mit dem sie geheimnißvolle Bande verknüpfen? Hin zu ihr! — So wie die Nacht eingebrochen, schlich Deodatus hinaus aus seinen Zimmern. Im Park, unfern des Landhauses hörte er Stimmen flüstern, schnell duckte er sich nieder ins Gebüsch. Da schritten zwei, in Mäntel gehüllte, Männer dicht bei ihm vorüber. „Also,„ sprach der eine, „also noch lange könnte es dauern mit dem Fürsten, meinte heute der Leibarzt? „So ist es, gnädigster Herr,„ erwiederte der andere. „Nun,„ fuhr der erste fort, „so muß man zu andern Mitteln„ — die Worte wurden undeutlich. Deodatus richtete sich in die Höhe, dem Sprechenden fiel der volle Glanz der leuchtenden Mondesstrahlen ins Gesicht, Deodatus erkannte mit Entsetzen den Grafen Hektor von Zelies. —

Erbebend vor dem Gedanken, daß der Hölle schwarze Ausgeburt, daß der Mord hier im Finstern lauere, zu gleicher Zeit mit unwiderstehlicher Gewalt fortgetrieben von glühender Sehnsucht, von dürstendem Verlangen schlich

Deodatus fort. Im Mondlicht fand er die verfallne Treppe an der Südseite, doch wollte er verzweifeln, als er kaum einige Stufen hinaufgeklettert, die Unmöglichkeit einsah, in der tiefen Finsterniß, die ihn nun umgab, weiter fortzukommen. Doch plötzlich leuchtete ein fernes Licht aus dem innern Gebäude ihm entgegen. Er kletterte nicht ohne Gefahr vollends die Treppe herauf, kam in einen hohen weiten Saal. — In blendendem Liebreiz, in hoher Anmuth stand das holde Wunder seiner Träume vor ihm. „Natalie!„ rief Deodatus und stürzte dem herrlichen Frauenbilde zu Füßen. Doch mit süßem Wohllaut lispelte Natalie: „Mein George!„ und schloß den Jüngling in ihre Arme. Keine Worte — nur Blick, nur Kuß, die Sprache heißer stürmischer Liebesgluth. Da rief Deodatus im Wahnsinn tödtender Angst inbrünstiger Wonne: „Mein — mein bist Du Natalie! — glaube an mein Ich — ich weiß, mein Doppeltgänger hat Dir die Brust zerspalten wollen, aber er traf mich — es war nur eine Kugel, die Wunde ist geheilt und mein Ich lebt. — Natalie, sage mir nur, ob du an

mein Ich glaubest, sonst erfaßt mich der Tod vor Deinen Augen? — Ich heiße auch nicht George, aber doch bin ich selbst mein Ich und kein anderer.„ —

„Weh mir,„ rief Natalie, sich aus des Jünglings Armen loswindend, „George, was sprichst Du? — Doch nein, nein! — ein bedrohliches Verhängniß hat Deine Sinne aufgeregt! — Sey ruhig, sey ganz mein George!„

Natalie breitete die Arme aus und Deodatus umfing sie, drückte sie an die Brust, indem er laut rief: „Ja Natalie, ich bin es, ich bin der, den Du liebst. — Wer will es wagen, wer vermag es, mich aus diesem Himmel voll Seligkeit zu reißen! — Natalie — laß uns fliehen, laß uns fliehen — fort — daß mein Doppeltgänger Dich nicht erreiche — fürchte nichts — es ist mein Ich, das ihn tödtet!„ —

In dem Augenblick ließen sich dumpfe Tritte hören und: „Natalie, Natalie!„ erscholl es durch die hohen Gemächer! —.

„Fort,„ rief Natalie, indem sie den Jüngling nach der Treppe drängte und ihm die Lampe, die sie mitgebracht, in die Hand gab,

„fort, sonst sind wir verloren, der Vater ist gekommen. — Morgen um diese Zeit, komme wieder, ich werde Dir folgen.„ —

Halb sinnlos kletterte Deodatus die Treppe herab, es war ein Wunder zu nennen, daß er nicht hinstürzte über die verfallenen Stufen. Unten löschte er die Lampe aus und warf sie ins Gebüsch. Kaum war er einige Schritte fortgegangen, als er hinterwärts von zwei Männern gepackt wurde, die mit ihm schnell davon rannten, ihn in den Wagen hoben, der vor dem Gatterthor stand und mit ihm davon fuhren im sausenden Gallopp.

Eine gute Stunde mochte Deodatus gefahren seyn, als der Wagen still hielt im dicksten Walde vor einer Köhlerhütte. Männer mit Fackeln traten aus der Hütte, man bat den Jüngling auszusteigen, er that es. Ein alter stattlicher Herr kam schnell heran und mit dem Ausruf: „Mein Vater!„ stürzte ihm Deodatus an die Brust.

„Aus den Schlingen„ sprach der alte Amadeus Schwendy, „aus den Schlingen der Arglist und Bosheit habe ich Dich gerettet, dem

Morde habe ich Dich entrissen, mein theurer Sohn! Bald enthüllt sich nun das Verborgene, bald tagt nun das herauf, was Du in Deiner Brust nicht zu ahnen vermagst.„ —

Siebentes Kapitel.

Am frühsten Morgen erwachte der Fürst aus tiefem ruhigen Schlummer. Er schien erquickt, die Krankheit gebrochen, mit Ungeduld verlangte er den Leibarzt. Nicht in geringe Verwunderung gerieth dieser, als der Fürst ihm in dem mildesten Ton befahl, den Jüngling, den er, wie er sehr gut wisse, im Landhause verborgen, sogleich zur Stelle zu bringen.

Der Leibarzt wollte sein Verfahren, mit dem Zustande des Jünglings, der Ruhe und die sorgsamste ärztliche Behandlung erfordert, entschuldigen, der Fürst unterbrach ihn aber mit der Versicherung, daß es keiner Entschuldigung bedürfe, da er, der Leibarzt, ihm ohne es zu ahnen, die größte Wohlthat erzeigt. Übrigens sey ihm gestern erst der Aufenthalt des Jünglings durch den Förster verrathen worden. —

Deodatus war nun aber spurlos verschwunden und als der Fürst dieß erfuhr, gerieth er in sichtliche Bewegung. Mit dem schmerzlichsten Ton wiederholte er mehrmals: „Warum entfloh er — warum entfloh er? — Wußte er nicht, daß jede Bethörung weicht im Tode?„ —

Auf Befehl des Fürsten kam der Präsident des Staatsraths, außerdem aber noch der Präsident der obersten Justizkammer mit zwei Räthen. Die Thüren wurden sogleich verschlossen, man konnte vermuthen, daß der Fürst testire.

Am folgenden Morgen verkündete der dumpfe Ton der Glocken den Sonstigen den Tod des Fürsten, der in der Nacht nach einem wiederholten Anfall des Schlags sanft und ruhig entschlummert war.

Der Staatsrath, die obersten Behörden, versammelten sich im Schloß, der letzte Wille des Fürsten sollte eröffnet werden, da man mit Recht vermuthen konnte, daß bei dem Mangel eines Thronfolgers darin Bestimmungen enthalten seyn würden, wie wenigstens augenblicklich die Verwaltung des Staats fortgesetzt werden solle.

Der feierliche Akt sollte beginnen, als plötzlich, wie durch einen Zauberschlag hervorgerufen, der verschollene jüngere Bruder des Fürsten hineintrat und erklärte, daß er nun als regierender Fürst allein zu gebieten habe und daß jede Verfügung des Fürsten, die des Bruders Rechte auf den Thron auch nur im mindesten schmälern, unwirksam seyn und bleiben müsse. Mit der Eröffnung des Testaments habe es daher Zeit. —

Allen war die unerwartete Erscheinung des Fürsten Isidor ein unerklärliches Räthsel, denn niemand wußte, daß Fürst Isidor, durch das Alter, überdem aber noch durch falsches Haar, durch Schminke entstellt und auf diese Weise unerkannt im Lande hauste, daß er in den letzten Tagen in jenem verfallenen Schloß auf den Tod des Fürsten lauerte.

Gleich, nachdem er das Fürstenthum Reutlingen verlassen, hatte er den Namen eines Grafen Hektor von Zelies angenommen und überhaupt jede Spur, wo er geblieben, geschickt zu vertilgen gewußt. —

Der Präsident des Staatsraths, ein ehr-

würdiger Greis, verſicherte, dem Fürſten Iſidor feſt ins Auge blickend, daß, bevor nicht der letzte Wille des Fürſten Remigius eröffnet, er den Bruder nicht für zur Thronfolge berechtigt halten könne. Gewiſſe Geheimniſſe würden vielleicht kund werden und die Dinge ſich anders geſtalten.

Die letzten Worte ſprach der Präſident mit erhöhter ſtarker Stimme und man ſah den Fürſten Iſidor plötzlich erblaſſen.

Die Eröffnung des Teſtaments geſchah nun mit den gewöhnlichen Förmlichkeiten und alle, den Fürſten Iſidor ausgenommen, geriethen über den Inhalt in das frohſte freudigſte Erſtaunen. Der Fürſt hatte erklärt, wie er erſt auf dem Todbette das heilloſe Unrecht eingeſehen, das er der tugendhaften Gemahlinn angethan, die er, auf den bloßen Verdacht der Untreue hin, den ihm ein argliſtiger Böſewicht beizubringen gewußt, ſammt dem Kinde, das ſie ihm geboren, verſtoßen und in ein fernes ödes Gränzſchloß einſperren laſſen, aus dem ſie entflohen, ohne daß es möglich geweſen, auch nur die mindeſte Spur weiter von ihr zu er-

forſchen. Den Sohn, Dank ſey es der himmliſchen Macht, habe er gefunden, denn die innerſte Überzeugung ſage es ihm, daß der Jüngling, der unter dem Namen Deodatus Schwendy zu ihm gebracht worden, kein anderer ſey, als eben ſein Sohn, den er in ſataniſcher Verblendung von ſich geworfen. Jeden Zweifel, der über die Identität dieſes Jünglings und ſeines Sohnes entſtehen könne, werde der Graf von Törny heben können, der den Sohn gerettet und erzogen und der unter dem Namen Amadeus Schwendy in tiefer Verborgenheit auf einem Landhauſe bei Luzern wohne. — Daß übrigens der böſe Verdacht, den er gehegt gegen die Rechtmäßigkeit der Geburt ſeines Sohnes durchaus nichts vermögen könne, verſtehe ſich von ſelbſt. — Den Reſt des Teſtaments füllten Ausbrüche der tiefſten Reue, Betheuerungen, daß aller Argwohn vertilgt ſey aus ſeiner Bruſt und an den Sohn und künftigen Herrſcher gerichtete kräftige väterliche Worte.

Fürſt Iſidor ſah ringsumher mit lächelndem Hohn und meinte dann, daß das alles auf einer Viſion des ſterbenden Fürſten beruhen

könne und daß er durchaus nicht geneigt ſey, wohlerworbene Rechte wahnſinnigen Phantaſien aufzuopfern. Wenigſtens ſey der vermeintliche Thronerbe nicht da und es werde ſehr darauf ankommen, was der Graf von Törny ſagen, und wie es ihm gelingen möchte, jene Umſtände, die der Fürſt angeführt, ſo glaubhaft ins Klare zu ſtellen, daß kein Zweifel gegen den Jüngling, der plötzlich als Thronerbe vom Himmel gefallen und der vielleicht ein Abenteurer, aufkommen könne. Zur Zeit werde er daher ſogleich den Thron beſteigen.

Kaum hatte Fürſt Iſidor dieſe Worte geſprochen, als in voller Würde, reich gekleidet, den funkelnden Stern auf der Bruſt, der alte Amadeus Schwendy oder vielmehr der Graf von Törny hineintrat und an ſeiner Hand den jungen Menſchen führte, der ſo lange für ſeinen Sohn Deodatus Schwendy gegolten. Aller Blicke waren auf den Jüngling gerichtet, alle riefen wie aus einem Munde: „Es iſt der Fürſt, es iſt der Fürſt!“

Noch waren aber die Wunder des Tages nicht erſchöpft, denn ſo wie Graf Törny die

Lippen geöffnet zum sprechen, so unterbrach ihn der Jubel des Volks, der sich unten auf der Straße vernehmen ließ. „Es lebe die Fürstinn — es lebe die Fürstinn!“ so tönte es herauf, und bald trat eine hohe majestätische Frau in den Saal, der ein Jüngling folgte.

„Ist es möglich,“ rief der Graf von Törny ganz außer sich, „ist es kein Traum? — die Fürstinn — ja e' ist die Fürstinn, die wir verloren glaubten! — Glückseliger Tag, segensreicher Augenblick, Mutter, Sohn, sie sind gefunden!“ — So rief die ganze Versammlung.

„Ja,“ sprach die Fürstinn, „ja, der Tod eines unglücklichen Gemahls gibt Euch, Ihr Treuergebenen, Eure Fürstinn wieder, doch noch mehr! erblickt den Sohn, den sie gebar, erblickt Euern Fürsten, Euern Landesherrn!“

Damit führte sie den Jüngling, der ihr gefolgt mitten in den Saal. Ihm trat rasch der Jüngling, der mit dem Grafen von Törny gekommen, entgegen und beide, sich nicht nur gleichend? nein, einer des andern Doppeltgänger in Antlitz, Wuchs, Gebehrde ꝛc. blieben

vor Entsetzen erstarrt in den Boden festgewurzelt stehen! — —

Es möchte hier der Ort seyn, dem geneigten Leser zu sagen, wie sich alles begab am Hofe des Fürsten Remigius.

Fürst Remigius war mit dem Grafen von Törny aufgewachsen, beide sich gleich an hohem Geist und edlem Gemüth fühlten sich eng verkettet und so geschah es, daß, als der Fürst den Thron bestieg, der Freund, den er innig im Herzen trug, den er nicht lassen konnte, der erste nach ihm wurde im Staat. Daß der Graf sich in seiner Stellung überall Vertrauen und Liebe gewann, hat der geneigte Leser bereits erfahren.

Beide, der Fürst und Graf von Törny waren, als sie einen benachbarten Hof besuchten, zu gleicher Zeit in Liebe gekommen und der Zufall wollte, daß Prinzessinn Angela, welche der Fürst, und Gräfinn Pauline, die der Graf gewählt, eben so von Kindheit an in Lieb' und Freundschaft verbunden waren, als sie selbst. Sie feierten beide ihre Vermählung an einem und demselben Tage und nichts in der Welt

schien ein Glück verstören zu können, das in ihrem tiefen Innern begründet.

Ein dunkles Verhängniß wollte es anders! —

Je länger die Fürstinn den Grafen Törny sah, je mehr sich ihr sein ganzes inneres Wesen glanzvoll entfaltete, desto stärker, desto wunderbarer fühlte sie sich hingezogen zu dem herrlichen Mann. Die reinste Himmelstugend, die vorwurffreieste Treue selbst, gewahrte die Fürstinn endlich mit Entsetzen, daß die flammendste Liebesgluth sie verzehre. Sie dachte, sie empfand nur ihn, Todesöde war in ihrer Brust, wenn sie ihn nicht sah, alle Wonnen des Himmels stiegen herab, wenn er kam, wenn er sprach! — Trennung, Flucht war nicht möglich und doch der furchtbare Zustand, in dem sie mit der glühendsten Leidenschaft, mit den qualvollsten Vorwürfen rang, nicht zu ertragen. Es schien oft, als wolle sie ihre Liebe und mit dieser ihr Leben aushauchen in den Busen der Freundinn. Krampfhaft schloß sie in Thränen gebadet die Gräfinn in die Arme und sprach mit herzzerschneidendem Ton: „Du

Selige, Dir glänzt ein Paradies, aber meine Hoffnung iſt der Tod." —

Die Gräfinn, weit entfernt zu ahnen, was im Innern der Fürſtinn vorging, fühlte ſich doch von dem namenloſen Schmerz der Fürſtinn ſo tief ergriffen, daß ſie mit ihr klagte und weinte und ſich auch den Tod wünſchte, ſo daß der Graf über die plötzliche Melancholie der ſonſt heitern unbefangenen Frau nicht wenig in Verlegenheit gerieth.

An beiden, an der Fürſtinn und an der Gräfinn, hatte man ſchon in ihrer früheren Jugend zu Zeiten eine an Hyſterismus gränzende Überſpannung bemerkt, mit ſo größerem Recht glaubten daher die Ärzte, alle ſeltſamen Ausbrüche eines krankhaften Übereifers, die vorzüglich bei der Fürſtinn jedem Beobachter auffallen mußten, dem Zuſtande zuſchreiben zu müſſen, in dem ſich beide Frauen befanden. Beide waren in guter Hoffnung.

Ein ſeltnes Spiel des Zufalls — oder mag es ein wunderbares Verhängniß genannt werden — fügte es, daß beide, die Fürſtinn und

die Gräfinn in derselben Stunde, ja in demselben Augenblick von Söhnen entbunden wurden. — Noch mehr! Mit jeder Woche, mit jedem Tage offenbarte sich deutlicher eine solche Ähnlichkeit, ja eine solche völlige Gleichheit beider Kinder, daß es ganz unmöglich, sie von einander zu unterscheiden. Beide trugen in ihren kindischen Gesichtern aber schon deutlich die Züge des Grafen von Törny. Konnte hier noch ein Irrthum, eine Täuschung statt finden, so entschied der ganz ausgezeichnete Bau des Schädels so wie ein kleines, wie die Mondessichel geformtes Mahl auf der linken Schläfe jene Ähnlichkeit ganz und gar.

Das feindliche Mißtrauen, der böse Argwohn, der jederzeit in einem verderbten Herzen zu wohnen pflegt, hatte dem Fürsten Isidor das Geheimniß der Fürstinn verrathen. Er war bemüht gewesen, das Gift dem Fürsten einzuflößen, das er gesogen, doch der Furst wies ihn mit Verachtung zurück. Jetzt war der Zeitpunkt da, der dem Fursten Isidor gelegen schien, seinen Angriff auf den Grafen Törny und auf die Fürstinn, die er beide tödtlich haßte, da sie

überall seiner bösen Einwirkung entgegenstanden, zu erneuern.

Der Fürst wankte, doch nimmermehr hätte jene bloße Aehnlichkeit des Kindes mit dem Grafen Torny den Fürsten zu irgend einem entsetzlichen Entschluß gebracht, hätte das Betragen der Fürstinn nicht den Ausschlag gegeben.

Keine Ruhe fand die Fürstinn, wie von dem tiefsten Schmerz, ja von namenloser Qual zerrissen, durchjammerte sie die Tage, die Nächte. Bald bedeckte sie das Kind mit den zärtlichsten Küssen, bald gab sie es mit abgewandtem Gesicht, mit dem Ausdruck des tiefsten Abscheus zurück. „Gerechter Gott, so hart strafst du das Verbrechen!" diesen Ausruf der Fürstinn hatten mehrere gehört und auf nichts anders konnte dies deuten, als auf eine verbrecherische That, der nun die bitterste Reue folgte.

Mehrere Monate vergingen, endlich kam der Fürst zum Entschluß. In der Nacht ließ er Mutter und Kind nach einem oden entfernten Gränzschloß bringen und verwies den Grafen Torny vom Hofe. Aber auch der Bruder, dessen Anblick dem Fürsten unerträglich, mußte fort. —

Nur der Geist hatte gesündigt, irdische Begierde keinen Theil daran, fest stand die Treue, aber auch jene Sünde des Geistes galt der Fürstinn als ein strafwürdiges Verbrechen, das nur die tiefste Reue zu sühnen vermochte.

Der Aufenthalt in dem öden Schlosse, die strenge Bewachung, alles trug dazu bei, den krampfhaften Zustand, in dem sich die Fürstinn befand, beinahe bis zum Wahnsinne zu steigern.

Da begab es sich, daß eines Tages mit Spiel und Gesang ein Zigeunertrupp daher zog und sich hinlagerte dicht vor den Mauern des Schlosses.

Der Fürstinn war es, als fielen plötzlich dichte Schleier und sie vermöge hinauszublicken in ein helles buntes Leben. Eine unaussprechliche Sehnsucht erfaßte ihre Brust. — „Hinaus — hinaus ins Freie! — Nehmt mich auf — nehmt mich auf!“ — so rief sie, indem sie die Arme ausstreckte durch das geöffnete Fenster. Ein Zigeunerweib schien sie zu verstehen, denn freundlich winkte sie ihr zu, und blitzschnell hatte ein Zigeunerbube die Mauer erklettert. Die Fürstinn nahm ihr Kind, rannte

herab, die Pforte war offen, der Zigeunerbube schaffte geschickt das Kind herüber. Trostlos stand die Fürstinn vor der Mauer, die sie nicht zu erklettern vermochte. Doch alsbald senkte sich eine Strickleiter herab, wenige Sekunden und sie war in Freiheit. —

Mit Jubel empfing sie die Zigeunerhorde, die ihrem Glauben gemäß in der vornehmen Frau, die dem Gefängnisse entflohen, einen Glücksstern fanden, der ihnen aufgegangen. „Hoho," sprach ein altes Zigeunerweib, „seht ihr denn nicht, wie die Fürsten Kron' auf ihrem Haupte funkelt? — solch ein Glanz kann nie verbleichen."

Das wilde nomadische Herumstreifen der Zigeuner, ihr Treiben dunkler Wissenschaft, geheimnißvoller Kunst war der Fürstinn wohlthätig, denn indem ihre, beinahe bis zum wirklichen Wahnsinn gesteigerte Überspannung frei ins Leben treten konnte, wurde sie versöhnt mit dem Leben. Das Kind wußten die Zigeuner geschickt unterzubringen bei einem alten frommen Landpriester. Es ist kaum nöthig zu sagen, daß es die Fürstinn war, die, als sie zu-

higer geworden und des wilden Lebens satt, sich von der Horde getrennt hatte, auftrat als weise Frau mit dem Raben u. s. w. und eben so ist es nun erklärt, warum Fürst Isidor den Maler Georg Haberland und den jungen Deodatus Schwendy für eine und dieselbe Person und zwar für den jungen Fürsten haltend, sich den auf jede Weise vom Halse zu schaffen suchte, der allein ihm jede Hoffnung auf den Thron vereiteln konnte.

Wunderbar ist es, daß beide, Haberland und Schwendy, das geliebte Wesen längst träumten, das ihnen dann in vollem Leben entgegentrat; wunderbar, daß eben dieses Wesen Natalie, die Tochter des Fürsten Isidors war, welche beide, der Graf von Törny und die Fürstinn als auserwählt ansahen, in der Verbindung mit dem Fürsten das dunkle Verhängniß, das bis dahin gewaltet, aufzuhalten, daß beide daher alle Mittel, die ihnen zu Gebothe standen aufbietend, dahin strebten, ein Paar zu vereinen, welches, wie sie wähnten, eine geheimnißvolle Verkettung der Dinge für einander bestimmt hatte.

Man weiß, wie nun alle Pläne scheiterten, weil die Doppeltgänger auf ihren Wegen sich durchkreuzten, man weiß auch, wie, als der Fürst tödtlich erkrankt, sich alle die, welche sein Gebot vertrieben hatte, sich wieder sammelten in seiner Nähe.

Achtes Kapitel.

Also! — vor Entsetzen erstarrt, in den Boden festgewurzelt standen die beiden Doppeltgänger sich gegenüber. Eine dumpfe Gewitterschwüle lag auf der ganzen Versammlung, jeder fragte im Herzen: „Wer von beiden ist der Fürst?“

Der Graf von Törny brach zuerst das Stillschweigen, indem er dem Jüngling, der der Fürstinn gefolgt entgegen trat und wie in schmerzlicher Wonne rief: „Mein Sohn!“ —

Da blitzten die Augen der Fürstinn in strahlendem Feuer und sie sprach mit niederschmetternder Hoheit: „Dein Sohn, Graf Törny? — Und wer ist der, der neben Dir steht?

— Der Räuber eines Throns, der diesem gebühret, der an meiner Brust gelegen?"

Fürst Isidorus wandte sich an die Versammlung und meinte, daß da über die Person des jungen Fürsten und Thronfolgers vollkommen Ungewißheit herrsche, so sey es natürlich, daß weder der eine noch der andere der beiden Prätendenten den Thron besteigen könne, vielmehr werde es darauf ankommen, wer von beiden seine rechtmäßige Geburt am besten und glaubhaftesten ausführen werde.

Einer solchen Ausführung, versicherte der Graf von Törny, bedurfe es ganz und gar nicht, da er im Stande sey, in wenigen Minuten die Versammlung davon zu überzeugen, daß sein Zögling, der Sohn des verstorbenen Fürsten Remigius, mithin dessen rechtmäßiger Thronfolger sey.

Das, was der Graf von Törny der Versammlung jetzt vortrug, bestand in folgendem:

Zu sehr war die vertrauteste Dienerschaft des Fürsten Remigius dem Grafen ergeben, als daß dieser nicht von dem Entschluß des Fürsten unterrichtet seyn, ja nicht den Augenblick hätte

wiſſen ſollen, der zur Fortſchaffung der Fürſtinn und ihres Kindes beſtimmt worden. Der Graf überſah die Gefahr in die der Thronerbe gerieth, die Verwirrung, die vielleicht künftig die Ähnlichkeit des Kindes mit dem ſeinigen veranlaſſen, das Unglück, welches nach dem Tode des Fürſten einbrechen konnte. Er beſchloß allem vorzubeugen.

Es gelang ihm in ſpäter Nacht in Begleitung zweier vertrauter Räthe, des Vorſtehers des geheimen Archivs, des Leibdoktors, des Wundarztes und eines alten Kammerdieners in das Vorzimmer der Fürſtinn zu gelangen. Die alte, ebenfalls ins Vertrauen gezogene Wärterinn brachte das Kind herbei, während die Fürſtinn eingeſchlummert, dieſem, das in einem durch narkotiſche Mittel hervorgebrachten Schlaf lag, wurde nun von dem Wundarzt ein kleines Zeichen auf die linke Bruſt gebrannt, dann nahm es der Graf Törny und übergab der Wärterinn ſein eignes Kind. Über den ganzen Hergang wurde ein genauer Akt aufgenommen und derſelbe, dem eine Abbildung des eingebrannten Zeichens beigefügt, von allen gegen-

wärtigen Personen unterschrieben und besiegelt dem Archivarius übergeben zur Aufbewahrung im geheimen fürstlichen Archiv.

So geschah es, daß der Sohn des Grafen Törny mit der Fürstinn fortgebracht und der junge Fürst von dem Grafen von Törny auferzogen wurde, für seinen Sohn geltend.

Die Gräfinn niedergebeugt von Gram, trostlos über das heillose Geschick ihrer Herzensfreundinn starb bald nach ihrer Ankunft in der Schweiz.

Von den Personen, die damals bei dem Akt gegenwärtig gewesen waren, lebte noch der Wundarzt, der Archivarius, die Wärterinn und der Kammerdiener, auf Graf Törnys Veranstaltung hatten sie sich alle eingefunden auf dem Schlosse.

Der Archivarius brachte nun den Akt herbei, der im Beisein der vorhin genannten Personen geöffnet und von dem Präsidenten des Staatsraths laut verlesen wurde.

Der junge Fürst entblößte die Brust, das Zeichen wurde gefunden, jeder Zweifel war gehoben und heiße Segenswünsche ertönten aus der Brust der treusten Vasallen.

Mit dem Ausdruck des tiefſten Ingrimms hatte ſich Fürſt Iſidor entfernt, während der Akt verleſen wurde. — Als nun die Fürſtinn ſich allein befand mit dem Grafen von Terny und den beiden Jünglingen, da war es, als wollte ihre Bruſt zerſpringen, nicht mehr vermögend, den Sturm der mannigfachſten Gefühle zu bergen. Ungeſtüm warf ſie ſich an die Bruſt des Grafen und rief wie ganz aufgelöst in ſchmerzlicher Wonne: „O Terny! Dein Kind, Deinen Sohn haſt Du verſtoßen, um den zu retten, der unter dieſem Herzen lag! — Aber ich bringe ihn Dir wieder, den Verlornen! — O Terny, wir gehören nicht mehr der Erde an, kein irdiſcher Gram hat hinfort Macht über uns! — Laß uns die Ruhe, die Seligkeit des Himmels genießen! — Über uns ſchwebt ſein verſöhnter Geiſt! — Doch was vergaß ich! — ſie harrt, ſie harrt, die ſelige Braut!“ —

Damit ging die Fürſtinn in ein Nebenzimmer und kam zurück mit der bräutlich geſchmückten Natalie. Keines Wortes mächtig, hatten ſich bis jetzt die Jünglinge angeſtarrt

mit Blicken, in denen sich ein unheimliches Grauen abspiegelte. In dem Augenblick, als die Jünglinge Natalien erblickten, schien ein zündender Blitzstrahl sie zu beleben; mit dem lauten Ausruf: »Natalie!« stürzten sie beide los auf das holde Engelskind. Aber auch Natalien faßte tiefes Entsetzen, als sie die beiden Jünglinge gewahrte, ein Doppelbild des Geliebten, den sie im Herzen getragen.

»Ha,« rief nun wild der junge Törny, „ha! Fürst, bist Du, Du der Hölle entstiegener Doppeltgänger, der mir mein Ich gestohlen, der mir Natalien zu rauben, der mir das Leben aus der zerfleischten Brust zu reißen trachtet? — Eitler, wahnsinniger Gedanke! Sie ist mein, mein!"

Darauf der junge Fürst: „Was drängst Du Dich in mein Ich? — Was habe ich mit Dir zu schaffen, daß Du mich äffst mit meinem Antlitz, mit meiner Gestalt! — Fort! hinweg — mein ist Natalie!" —

„Entscheide Natalie!« schrie nun Törny, „sprich — schwurst Du nicht Treue mir tausendmal in jenen seligen Stunden, als ich Dich

malte, als„ — »Ha,« unterbrach ihn der Fürſt, »gedenke jener Stunde in dem verfallnen Schloß, als Du mir folgen wollteſt« — und nun riefen beide wild durch einander, „entſcheide Natalie, entſcheide, und dann einer wieder zum andern: „Laß ſehen, wem es gelingt, ſich den Doppeltgänger vom Halſe zu ſchaffen — bluten, bluten ſollſt Du, biſt Du kein ſataniſches Trugbild der Hölle!« —

Da rief Natalie im Jammerton troſtloſer Verzweiflung: „Gerechter Gott, wer iſt es, wer von beiden, den ich liebe! — Iſt dies Herz zerſpalten und kann doch leben? — Gerechter Gott — laß mich ſterben, ſterben in dieſem Augenblick« — Thränen erſtickten ihre Stimme — Dann beugte ſie das Haupt, hielt beide Hände vors Geſicht, es war, als ob ſie hinein ſchauen wollte in ihre eigne innerſte Bruſt. Dann ſank ſie nieder auf die Knie, erhob den thränenſchweren Blick, die gefalteten Hände, wie brünſtig betend und ſprach leiſe, mit dem Ton der innigſten herzdurchbohrendſten Wehmuth: „Entſaget!«

»Es iſt,« ſprach die Fürſtinn mit ver-

klärter Begeisterung, „es ist der Engel des ewigen Lichts selbst, der zu Euch spricht.“

Noch starrten sich die Jünglinge an, wilde Flammen im Blick — da quoll plötzlich ein Thränenstrom ihnen aus den Augen, sie fielen sich in die Arme, sie drückten sich an die Brust, sie stammelten: „Ja! — entsagen — entsagen — vergib — vergib mir Bruder“ — dann der Fürst zum jungen Törny: „Um meinetwillen verstieß Dich der Vater — um meinetwillen hast Du gelitten — ja ich entsage!“ — Dann der junge Törny zum Fürsten: „Was ist meine Entsagung gegen die Deine! — Ja Du, Du warst es, Du der Fürst des Landes, dem die Prinzessinn bestimmt.“ —

„Habe Dank,“ rief Natalie, „habe Dank, o ewige Macht des Himmels, es ist vorüber!“ — Dann drückte sie den Abschiedskuß auf die Stirne beider Jünglinge und entfernte sich wankend auf der Fürstinn Arm gestützt! —

„Ich verliere Dich aufs neue,“ sprach der Graf von Törny mit tiefem Schmerz, als der Sohn fort wollte. „Vater,“ rief dieser, „Vater, laß mir Zeit, laß mir Freiheit, daß ich

nicht untergehe, daß dieses zerrißene Herz gesunde!" — Damit umarmte er schweigend nochmals den Fürsten, den Vater und eilte schnell davon. — —

Natalie begab sich in ein weit entferntes Fräuleinstift, dessen Äbtissinn sie wurde. Die Fürstinn, in ihren letzten Hoffnungen getäuscht, ließ das Gränzschloß, in dem sie sonst gefangen, bequem einrichten und wählte es zu ihrem einsamen Aufenthalt. Graf Törny blieb bei dem Fürsten. Beide sahen es gern, daß Fürst Isidor wieder außer Landes gegangen.

Ganz Hohenfluh war berauscht in Jubel und Freude. Die Tischlerzunft, unterstützt von würdigem Zimmerleuten, kletterte an der stattlichen Ehrenpforte, jede Gefahr verhöhnend, hin und her und klopften und hämmerten rüstig darauf los, während die Maler, jeden Augenblick des Losstreichens gewärtig, in den Farbentöpfen rührten und die Gärtnerbursche unabsehbare Kränze flochten von Taxus und buntleuchtenden Blumen. Die Waisenknaben standen

ſchon in die Sonntagskleider gepreßt auf dem Markt, die Schuljugend plärrte: „Heil Dir im Siegerkranz, als Vorübung, dazwiſchen ſchrie dann und wann eine Trompete, wie die Heiſerkeit ausräuspernd und der ganze Mädchenflor gutdenkender Bürger, prangte in neugewaſchenen Kleidern, während Bürgermeiſters Tinchen allein in weißen kniſternden Atlas angethan, Schweißtropfen vergoß, da der junge Candidat, der zu Hohenflüh der Dichter von Profeßion, nicht nachließ, ihr die in Verſen abgefaßte Anrede an den Fürſten einzuſtudiren und dabei keinen einzigen deklamatoriſchen Effekt vernachläßigt haben wollte.

Arm in Arm gingen die beiden verſöhnten Wirthe zum goldnen Bock und zum ſilbernen Lamm die Straße auf und ab, beide ſich ſonnend in dem Gedanken, daß ſie den gnädigſten Landesherrn bewirthet, beide behaglich hinaufſchauend zu dem gewaltigen: Vivat Princeps! das eben über ihren Hausthüren eingeölt wurde, um Abends bei der Illumination mächtig zu flammen. — Man erwartete den Fürſten in wenigen Stunden. —

In Reiſekleidern, Reiſebündel und Mappe auf dem Rucken, ſchlich der Maler George Haberland (kein anderer wollte der junge Graf Törny zur Zeit ſeyn) durch das Neudorfer Thor. — »Ha,« rief ihm Berthold entgegen, »herrlich getroffen! — Glück auf Bruder George! — Ich weiß alles! — Gott ſey gedankt, daß Du kein regierender Fürſt biſt, da wäre freilich Alles vorbei geweſen. Aus dem Grafen mache ich mir ganz und gar nichts, denn ich weiß, Du biſt und bleibſt Künſtler. Und die, die Du liebſt? — Sie iſt kein irdiſches Weſen, ſie lebt nicht auf der Erde, aber in Dir ſelbſt als hohes reines Ideal Deiner Kunſt, das Dich entzündet, das aus Deinen Werken die Liebe anhaucht, die über den Sternen thront.« —

„Ha Bruder Berthold,« rief George, indem ſeine Augen aufſtrahlten in himmliſchem Feuer, „ha Bruder Berthold, Du haſt Recht, ſie — ſie ſelbſt iſt die Kunſt, in der mein ganzes Weſen athmet. — Nichts habe ich verloren, und will mich abgewendet vom Himmliſchen, irdiſcher Schmerz erfaſſen, mich

niederbeugen — Du — Dein unwandelbar heiteres Gemüth.e —

Freundes Trost Balsam den Wunden,
Ist noch nicht für mich verhallt! —

Die Jünglinge zogen weiter fort über die Berge! —

edrich Baron de la Motte Fouqué.

X.

Gedichte.

Der Donau-Strom.

Erſter Geſang.

Entſtehung.

1.

Was zieht dich hin, nach Oſtens Strahlen-Thoren?
Biſt du gefolgt des Erdballs Äther-Schwingen,
Die von des Weltgeiſts Rathſchluß auserkohren,
Der Sonn' entgegen durch das All zu dringen?
Ward'ſt du am Anbeginn des Lichts geboren?
Vernahmſt du's, wie die Donnerworte klingen,
Als er mit leiſem Odem ſprach: „Es werde!"
Als ſich zu ſchaukeln ſanft begann die Erde?

2.

Biſt du ein Kind der ſchweren Morgenträume,
In denen ſich die Erd' im Bett gewendet,
Und Luft und Feu'r entbrannt als Schöpfungskeime,
Weil Funken aus dem Mittelpunkt geſendet
Der Erdgeiſt, durch die dunkeln, weiten Räume,
Daß ſich der innern Gluthen Brauſen endet?
Laß ſchau'n mich, Donauſtrom, die heil'gen Zeichen,
Daß Urſprung ich, und Wandlung mag vergleichen.

3.

Laß schau'n mich deiner zarten Kindheit Wiege,
Du fluthenblauer Wasserspiegel, brausend!
Laß schau'n mich, wie ein Bach an Bach sich schmiege,
Nach deinem Bett voll Sehnsucht mächtig sausend!
Ich ahn' es, daß ein Geist im Tiefen liege,
Der, im Granit und feuchten Kiesel hausend,
Die Quellen lockt hinab zu seinen Tiefen,
Die ahnungslos auf hohen Felsen schliefen!

4.

Ins ferne schwarze Meer hinaus sich dehnen
Des Riesengeistes Adern, weit und mächtig,
Weil sie nach seinem Pulsschlag heiß sich sehnen,
Und nach dem Wogen-Sturm, so furchtbar prächtig,
Um da an Himmelswolken sich zu lehnen;
— Denn Erdenwasser rinnen so bedächtig —
Um an der Dardanellen Felsen-Thore
Zu brüllen Gottes Lob im Wellen-Chore.

5.

Du Sohn der Erde, Sohn der Himmels-Lüfte!
Du Felsenkind, das Wiesen Blumen nähren!
Erzeugter du, der blauen Nebeldüfte!
Gewiegter, unterm Baldachin der Sphären!
Der Tropfenweis das Mark der Felsenklufte
Noch saugt, weil drinn die Elemente gähren,
Der dann im Sonnenstrahle trinkt Erfrischung,
Und läutert seiner Kräfte rohe Mischung!

6.

Du biſt die Thräne aus des Schöpfers Augen,
Du biſt der Leib des Hauchs aus ſeinem Munde,
Aus dem die Millionen Blumen ſaugen
Die Bürgſchaft von der Elemente Bunde,
Wenn ſie voll heiſſer Liebesſehnſucht hauchen
Der heimlichen Vermählung heil'ge Kunde;
Wenn Baum und Blüthe ſich mit Himmelsküſſen,
Im Wolkenbette freundlich froh begrüßen!

7.

Du Herzblut aus des Erdballs Adern rinnend,
Das mit dem Thau der Sterne ſich vermählet,
Daß Licht und Kraft in Liebe ſich gewinnend
Des Lebenstriebrads Federkräfte ſtählet,
Und daß das Feuer, nur Zerſtörung ſinnend
Des Schaffens heil'gen Urzweck nicht verfehlet,
Dich ſtaun' ich an im ſchönen Donaubette!
Dich will ich preiſen, Glied der heilgen Kette!

8.

Sey mir gegrüßt, du Fürſt der ſchnellen Fluten!
Du prächt'ger Sonnentroßer, ſey willkommen!
Sey mir gegrüßt, Du Sohn der Erdengluten!
Wie oft wohl biſt du deinen Weg geſchwommen?
Du ſah'ſt, wie feſt der Erde Felſen ruhten,
Und doch hat deine Eil' nicht abgenommen!
Von deinem kühnen Lauf will nun ich ſingen,
Hinan! hinan! zum Urſprung laß mich dringen!

Namen.

9.

Wohl gaben deines schönen Ufers Söhne
Dir viel der Namen in der Zeiten Gange;
Als ob der Scythen Mund dein Bett verhöhne,
So schien's, denn Sumpffluß nannten sie dich lange,
Dann Todesfluß mit Grauen, und als Döne
Begrüßen Dich die Deutschen im Gesange,
Wenn durch die Eichenwälder hallten wieder
Des Nachts, beim Mondenglanz der Barden Lieder!

10.

Dann Thon-Au, von dem Bett, dem aufgewühlten,
Wenn's scheint als wären Millionen Fische
Entbrannt, die so im Erdenschlamme spühlten,
Daß sie sich labten an der Quellen Frische,
Als ob nicht weich genug ihr Bett sie fühlten,
Daß gelb der feuchte Flaum recht schön sich mische,
In dem Erzeugung und Verwesung waltet,
In dem aus Tod sich Leben neu gestaltet.

11.

Dann Tannen-Au, die in dem dunkeln Raume
Des Tannenschattens ward erzeugt und rauschet,
Nun hin an grüner Auen Blumen-Saume; —
Dann Ton-Au, weil die Au dem Tone lauschet,
Der säuselnd aufsteigt aus dem Wellenschaume,
Und so ward oft dein Name noch vertausche:,
Zweinamig Romas Adler selbst dich kannten,
Die Ister und Danubius dich nannten!

12.

So auch verwandelt sich wohl manche Kunde,
Denn mächtig ist die Zeit in ihrem Walten
Die ob dem großen weiten Erdenrunde
Hinbreitet ihres dunkeln Mantels Falten,
Drinn Klänge sich verbergen, die von Munde
Zu Munde schallen, neu sich oft gestalten; —
Doch zwei der Namen sind dir nun geblieben,
Die heute noch der Donau Völker lieben.

Erste Quelle.

13.

Wer zeigt mir nun des Isters heil'ge Wiege?
Wer führt mich zu der Donau erster Quelle,
Auf daß ich meine Zweifel schnell besiege,
Daß auch des Ursprungs Dunkel sich erhelle,
Daß ich vom Schloß der Fürstenberger fliege,
Hin zu des Schwarzwalds hochgeweihter Stelle?
Mein Auge! — darauf gründ' ich meinen Glauben!
Den soll mir auch die Macht der Zeit nicht rauben!

14.

Dort auf des Schwarzwalds hohen Fichtenkronen
Da schau' ich einen weißen Nebelschleier!
Dort muß der Geist des Donaustromes wohnen!
Denn drob in Himmelshöhen schwebt ein Reiher!
Von den Propheten, die in Lüften thronen,
Da hört des Menschen Ohr die Wahrheit feier!
Horch, wie er girrt! — Seht, wie er her sich lenket,
Wie er gen Donaueschingen sich schwenket!

25.

Des Reihers Auge kennt des Stromes Gänge,
Es kennt gewiß genau des Urſprungs Becken
Und wenn er tief im Felſenſpalt entſpränge,
Meinſt du, ſein Auge würd' ihn nicht entdecken?
So ſieh nur, wie er mißt die Breit und Länge!
Drum pflegt er ſo die Fittige zu ſtrecken;
Und einem Waſſerſpiegel bleibt ergeben
Der Reiher gern, in ſeinem Himmelsleben.

26.

So ſteicht er dann hinan des Schwarzwalds Schatten,
Da iſt gefaßt in einen Binſen-Rahmen
Der Donau Urſprung, grüne Wieſen-Matten
Umkränzen ihn; doch noch verhehlt den Namen
Beſcheiden ſie; drob viele Zweifel hatten,
Die ſie durch tauſend Jahr' zu ſuchen kamen;
Denn aller Völker Zungen, alle Stege
Benannten ſie nicht Donau, ſondern Brege.

27.

Was lallet ihr, was ſtreitet ihr, ihr Thoren
Ob ihres Urſprungs Beckens wahrer Stelle?
Die Donau wird im Brege-Bach geboren!
In Schwarzwalds Höhen träufelt ihre Quelle
Vor aus der Erde, zu dem Licht erkohren!
Schöpft nur den Ätherthau, wie rein, wie helle!
Die Ströme ſtammen von der Berge Gipfel,
Ihr hoher Urſprung gleicht des Baumes Wipfel.

18.

So wie der Baum sich in dem Erdschoos kühlet,
Mit großen Wurzeln klammernd, an dem Festen,
Und in dem Wipfel Ätherwonne fühlet
Und Himmels Odem saugt mit seinen Ästen,
So streckt der Wellenbaum, der vor mir spühlet
Die Wurzeln seines Stammes her von Westen
Gen Osten, nach des schwarzen Meeres Grunde,
Und steht mit seinem Element im Bunde.

19.

Und seine Krone ruht auf Berges Höhen,
Und saugt ein des Äthers reine Lüfte,
Und säuselt in des Westwinds lindem Wehen,
Und trinkt des Bergesrückens Kräuter-Düfte,
Und tausend Zweige von dem Stamm ausgehen,
Die trinken fromm den Thau der Felsenklüfte,
Auf daß der Silberbaum in vollen Säften
Recht strotze, und die Zweige blüh'n in Kräften!

Beschluß.

20.

Doch wie des Zufalls Macht der Welt zum Heile
Oft große Werke baut durch schwache Hände,
Auf daß sie Kräfte durch das All vertheile
Und auf geweihten Wegen weiter sende,
Daß jede sicher auch ihr Ziel ereile,
Und sich nach allen Seiten segnend wende —
So will ich Euch ein seltnes Beispiel zeigen,
Vor dem des Menschen Geist sich fromm muß neigen.

21.

Dort auf des Schwarzwalds Höh', auf oden Stegen
Hat Menschenhand ein kleines Haus erbaut,
Da theilet sich des Himmels heil'ger Segen
An seinem Dach, das in die Wolken schauet;
Von beiden Seiten strömt herab der Regen
Wenn er aus Wetterwolken niederthauet.
Auf daß zwei großen Strömen Nahrung werde
Die alle Zungen nennen auf der Erde.

22.

Denn dieses Dach läßt seine Tropfen rinnen
Den Westen nach dem Rhein, dem Rebenflusse,
Den andern Theil die Donau muß gewinnen,
Der stürzt gen Osten nun herab im Gusse;
Es scheinet daß des Himmels Wolken seinen;
Wie jeder Strom sich labt am Himmels-Kusse;
So wieget dieses Dachs gerechte Wage
Das Heil den Strömen zu, daß keiner klage.

23.

Wenn nun der Donner rollt in fernen Gauen,
Und Blitze durch die dunkeln Himmel flammen,
Dann fühlen beide Thäler frohes Grauen,
Sie wissen, daß von Einem her sie stammen,
Der wird's bald lassen auf sie niederthauen!
Die Wetterwolken rufen sich zusammen,
Die werden halb den jungen Rheinstrom tränken,
Und halb sich in die Donauwiese senken! —

Des Baches Kindheit.

24.

Da rinnst du nun, du zartes Bächlein, munter
Aus deiner Tannenwälder dunkeln Räumen,
Die holden Wiesen-Blumen blühen bunter,
Die dir dein Bett mit farb'gen Streifen säumen,
Doch weißt du nicht, du stürzest froh hinunter!
Meinst du der Jugend Wonnen zu verträumen?
Versäume nicht der Kindheit zarte Spiele!
Laß mich sie schau'n, zu schöner Dichtung Ziele!

25.

Die Lilie schien am Ursprung dich zu hemmen,
Ein kleiner Stein im Laufe dich zu stören,
Als wollt' er kühn sich dir entgegenstemmen,
Dem Riesenkind, das soll dem Mann gehören;
Doch läßt dein rascher Muth sich nimmer dämmen,
Du sehnst dich fort zu den Delphinen-Chören
Du ahnest schon die Schwungkraft deiner Wellen,
Wenn sie im Sturme peitscht die Dardanellen.

26.

Durch grünes Schilf, durch schwankes Rohr nun hüpfend.
Mit braunen Wurzeln an den Erlen spielend,
Schnell um das Felsstück, das im Weg liegt schlüpfend,
Dann zornig, Höhlen in das Ufer wühlend;
Hier durch den Zaun — zwei Gärten eng verknüpfend —
Dringst du nun in des Nußbaums Schatten kühlend,
Vergißmeinnicht am Ufer zu durchkräuseln,
Sanft durch die Krausemunze hinzusäuseln.

27.

Der Waſſerkäfer hüpft auf deinen Wellen,
Und ſchwimmt zur Beute Mücken ſich zu fangen
Bald auf dem Rücken, ſcheint ſich todt zu ſtellen,
Und ſtillt ſo ſeines Hungers heiß Verlangen.
Gleich Pfeilen drüber hin die Schwalben ſchnellen
Die hoch herab ſich aus dem Äther ſchwangen,
Die ſtreifen ſchnappend, mit dem Fittig leiſe,
Und ziehen Furchen in dem Wellen-Gleiſe.

28.

Ein Holzſpan ſchwimmt, kaum Spannenlang hernieder,
Den ſich zwei Fliegen nun zum Schiff erwählen;
Sie freut die Fahrt, ſie ſummen ihre Lieder.
— Der Schiffe Sinnbild, die du bald wirſt zählen.
Rings um den Span nun ſchwimmen Fiſchlein wieder,
Die darnach ſchnappen, und ihn ſtets verfehlen;
Und mitten durch ſeh' ich ein Mäuschen ſchwimmen,
Und an des Ufers Wurzeln hochan klimmen.

29.

Und blau und golden ſeh' den Grund ich flimmern,
Wenn drinn ſich ſpiegeln hell die Sonnenſtrahlen;
Und roth und ſilbern ſeh' ichs wieder ſchimmern,
Sind's Diamanten, die das Flußbett malen,
Daß es geſchmückt, gleich eines Königs Zimmern,
Wie mit ſmaragdnen golden-grünen Schalen?
Und wie ſich Himmels Ätherblau verdunkelt,
Wird ſchwarz wie Nacht, was kaum erſt hell gefunkelt.

30.

Und wie es rieſelt, hier wo's Bett ſich ſenket,
Und wie es plätſchert, bildend Silberperlen,
Und wie das Bächlein ſchäumend, ſchnell ſich ſchwenket,
Hier um das Veilchen-Ufer, hin durch Erlen,
Die freudig ſäuſeln, weil die Fluth ſie tränket,
Und weil ſie's fühlen, wie die kleinen Schmerlen,
Mit Blitzeseil durch ihre Wurzeln jagen,
Und ſtumm ſie mußten's in Geduld ertragen.

31.

Was hör ich! welch Geſchrei hör ich erklingen?
Dort, dort, der Hirt treibt ſeine Schäflein munter,
Die ihm der treue Hund mit tauſend Sprüngen
Zuſammenbringt, und bellend jagt hinunter
Von Ufers Rand hinüber ſie zu bringen;
Weil jenſeit's lacht die Wieſ' an Blumen bunter,
Er pfeift — die Donaubrück iſt ſchnell geſchlagen —
Die Heerde darf den Sprung ſchon drüber wagen.

Spiele.

32.

Zwei wangenrothe Knäblein muthig waden
Hinein, um bunte Kieſel ſich zu ſammeln,
Die in des Hemdchens Faltenwurf ſie laden,
Damit ſie wollen dir den Weg verrammeln,
Und dann in der erzwung'nen Tiefe baden,
Wie ſie voraus in lauter Freude ſtammeln,
Weil du ein Kind, mit Kindern Spiel treibeſt,
Und einen Augenblick in Feſſeln bleibeſt.

33.

Du junges Bächlein, lerne jetzt dich schmiegen
Der zarten Knabenhand, laß dich bezähmen!
Bald wirst durch Bayern du, durch Östreich fliegen,
Wo mächt'ge Dämme deine Stromwuth lähmen!
Dann weißt du's, daß der Menschen Hände siegen,
Bisweilen durch die Kunst, daß sich bequemen
Die Elemente doch in ihrem Walten,
Wenn weise Hände sie im Zaume halten!

34.

Du stellst dich fromm, als wolltest still du stehen,
Und ringelst dich in schonen Schlangenkreisen,
Es scheint, du wollest wieder rückwärts gehen!
Kein Erdengott wird diesen Weg dir weisen!
Du schäum'st, daß du dich mußt im Kreise drehen,
Und wühlst, den kleinen Strom-Wall zu zerreissen;
Der Knaben Hand schuf mir des Wirbels Bildniß,
Die Phantasie des Strudels Schauer-Wildniß.

35.

Und wie sie froh nun in der Tiefe springen
Nun sie die Wehr von Kieseln sich erbaut;
Sie sehn die Wellen bis ans Knie schon dringen,
Weil an dem kleinen Damm die Fluth sich staut;
Und wie um einen Stein voll Muth sie ringen,
Den beider Aug' zugleich am Grund erschauet;
So bricht indeß das Wasser seine Fessel,
Schnell strömt es ab, schon seh'n sie leer den Kessel.

36.

Laut nun zwei Mägdlein sie zu Hülfe rufen,
Weil sie zu Stand den Bau gern bringen wollen;
Die steigen froh herab am Rand die Stufen,
Schnell sieht man muhsam, Steine her sie rollen;
Die schmählen, daß den Bau so leicht sie schufen,
Da sie auf Festigkeit doch denken sollen;
Die Mägdlein tragen zu, die Knaben mauern
Den kleinen Damm, als sollt' er ewig dauern.

37.

Doch auf dem Steg steht hold wie eine Rose,
Die Schwabenjungfrau, hoch in Fülle prangend,
Sich labend an der Knäblein Scherz-Gekose.
Voll Sehnsucht nach der schönen Zeit verlangend,
In der sie wiegen kann auf ihrem Schooße,
Ihr eignes, an dem weißen Busen hangend.
Hoch aufgeschurzt steht sie in ihrer Fülle,
Der Zephir flattert in der leichten Hülle.

38.

Und wie du Bächlein unter ihr hin eilest,
Und trägst ihr Abbild in den Spiegelwellen,
Und wie du wirbelnd unterm Steg verweilest,
Froh wartend, daß den Knäblein sich gesellen
Die Jungfrau möchte, wie du froh dich theilest,
Als du von ihrem Fußtritt fühlst dich schwellen,
Als in die Fluth herab vom Steg sie steiget,
Der weiße runde Arm sich nieder neiget!

39.

Und plätschernd wirft sie nun den Thau nach oben.
— Bis an das Knie gehorsam folgt die Welle —
Am runden Boden, sittsam aufgehoben,
Da möcht' es nicht verlassen seine Stelle!
Und wie's die Marmorfülle rund umwoben,
Da senkt's hinab, zum Knochel, sich mit Schnelle!
Du Welle, kaum zu Daseyns Lust gewesen,
So wohl, so wohl ist dir noch nie gewesen!

40.

Wie Perlen träufelts nun am Fuß hernieder,
Nicht wahr, das freut dich höchlich Brege-Flüßchen?
Du drücktest auf den Reiz der andern Glieder
Viel lieber noch manch freundlich Schmeichel-Küßchen?
Geduld! in dunkler Nacht, da kommt sie wieder
Getrippelt, auf dem nackten runden Füßchen;
Da wirft sie weg die Hülle voll Vertrauen,
Da kannst du sie beim Mondenglanz beschauen!

41.

Da seh ich plötzlich meinen Reiher wieder
Der mir gezeiget hat des Ursprungsbecken,
Er stürzt herab als wollt' er seine Glieder
Auch badend, in den Silberfluthen strecken;
Gerade in die Wellen stürzt er nieder,
Die eben durften ihren Fuß bedecken;
Jetzt schwirret er ob dem Haupt der Jungfrau leise
Hinweg, und dreht sich dreimal hoch im Kreise.

Die Nixe.

42.

Fort! fort von hier. Auch meine Pulse ſchlagen!
Das Thal iſt einſam und ſo liebesſchaurig!
Du holde Fluth wollſt mich von dannen tragen,
Sonſt neid' ich dir dein Glück, und werde traurig!
Bei jener Mühl', am Hügel will ich's wagen, —
Dort jene ſchöne Müllerinn belaur' ich.
Der Mühlknapp munter Nachts zu jeder Stunde,
Iſt mit der Jungfrau wohl geheim im Bunde.

43.

Was ſteht ſie denn ſo lang auf ſchwankem Steg?
Warum zerzupft ſie Blumen in den Händen?
Was ſchaut ſie bald auf's Rad, bald nach dem Wege?
Und unruhvoll ſeh ich ihr Haupt ſich wenden.
Nun zupft am Halstuch ſie, auf daß ſie's lege
In ſchön're Falten, an den beiden Enden;
Und feſter ſchließt ſich an, die ſeidne Hülle,
Und wölbt ſich ſträubend ſanft, rund um die Fülle.

44.

Warum nur ſtreut ſie langſam in die Welle
Die Blumenblätter? Gibt ſie wohl ein Zeichen
Dem treuen Buhlen? ſendet ſie ſo ſchnelle
Verſchwiegne Bothen, daß ſie ihn erreichen?
Sie ſagen ihm, daß zur gewohnten Stelle
Sie einen Augenblick ſich konnte ſchleichen! —
Ja, wird der Mühlknapp erſt die Blätter ſehen
Im Mühlgang ſchwimmen, wird er's ſchon verſtehen!

45.

Dann weiß er's schon. die Mutter sitzt und spinnet
Am Rocken, und schläft ein wohl auch mitunter,
Drum Töchterlein schnell eine List ersinnet,
Schleicht durch die Hinterthür zum Steg hinunter,
Auf daß sie einen Augenblick gewinnet,
Und sagt ihm leis: heut Nacht, da bleib ich munter!
Seht! da springt er heraus zur Mühl, behende!
Sie lispeln leis und drücken sich die Hände.

46.

Er ist hinein, sein Thürlein ist verriegelt!
Das Mägdlein eilt vergnügt vom schwanken Stege
Wie? Und ihr habt mit keinem Kuß versiegelt
Die wen'gen Worte? dieß macht Argwohn rege!
Ihr habt gewiß nur eure Lust gezügelt,
Bis Vater sich und Mutter schlafen lege!
Ich will doch seh'n, ich muß die Nacht erwarten.
Da kömmt der alte Vater her schon durch den Garten.

47.

Er schließt sein Thor, den Riegel hör ich klirren,
Den Hofhund macht er los, von seiner Kette!
Schon dämmerts, und die Fledermäuse schwirren
Hoch in der Luft, verlassend ihre Stätte;
Den Tauber hör' ich hoch im Baume girren,
Er zürnt dem Weibchen noch des Nachts im Bette;
Das Haus wird still, die Räder sind im Gange,
So geht auch's Zeitrad fort im ew'gen Drange!

48.

Jetzt werden nun sie sitzen bei dem Mahle,
Und vor des Mullers finsterm Blick verstummet
Das Wort zu jedem Mund, es geht die Schale
Mit Speisen rings im Kreis, der Kater brummet
Am Fuß der Jungfrau streichelnd. Im Pokale
Des Alten glänzt der Wein, die Wanduhr summet
Und schlägt die neunte Stund', indeß umstricken
Zwei Herzen sich in heimlich süßen Blicken.

49.

Ich seh's im Geist, wie ernst der Mühlknapp sitzet,
Und Antwort gibt mit Ja und Nein dem Alten,
Indeß nach ihm des Mädleins Auge blitzet,
— Ach wer verräth der Liebe heimlich Walten? —
Die Mutter, auf die Hand das Haupt gestützet,
Drückt mit dem Finger glatt des Tischtuchs Falten;
Der Alte winkt, und nun sie alle scheiden,
Doch der Vereinung Stunde schlägt den Beiden!

50.

Nun wird es still! Noch eine Thüre knarren
Hör' ich; wie bin zu lauschen heut ich lüstern!
Den Hofhund, hör ich dort im Erdreich scharren,
Still! Still! Dort hör ich was im Hofe flustern!
Es regt sich was dort auf des Daches Sparren!
Mir war's, als hört' ich so ein leises Knistern!
Das Roß im Stalle wiehert selbst im Traume,
Sonst regt sich nichts in Hofes ganzem Raume!

51.

Jetzt lösch das Lämpchen aus! die Alten gehen
Nun schlafen! fort von hier! auf jener Seite
Des Hauses, bei den Rädern will ich stehen,
Wo sie die Pflumen in den Mühlbach streute.
Dort wird gewiß, ich ahn' es, was geschehen!
Bei jenem Fensterlein, am Gang, wird heute
Gewiß ein heimlich Jüdchen sein gesponnen.
Mag endlich doch wird schau'n das Licht der Sonnen!

52.

Hier donnerts recht, die Räder drehn sich alle,
Drinn hämmert noch der Knapp an seinem Steine!
Er schärft ihn erst, ich hör es an dem Schalle.
Der Knapp ist brav, er führet sein Werk alleine,
Die Jungfrau freut sich bei dem dumpfen Falle.
Sie weiß, daß nun ihr Liebling bald erscheine;
Sind sie nur Beid' erst mit einander richtig,
Der Knapp ist längst zum Meister worden tüchtig.

53.

Da öffnet sich das Fensterlein ganz sachte
Da oben auf dem Gang, das Mägdlein schauet
Heraus im Mondschein, wie ich mir's schon dachte,
Weil in der Einsamkeit dem Kindlein grauet.
Der Meister, der den Plan zum Hause machte,
Hat Stufen für der Liebe Glück gebauet.
Die Stiege führet gerad hinan zum Gange! —
Ei, da besinn' ich selber mich nicht lange!

54.

Jetzt knarrt die Thür, der Mühlknapp kommt geschlichen,
Sie dehn't den Hals, ob sie auch recht gesehen?
Und schnell ist sie vom Fensterlein gewichen,
Als wollt' sie ihre Sehnsucht nicht gestehen.
Und wie ein Fuchs im Walde kommt gestrichen,
Steigt er die Trepp' hinan schnell auf den Zehen.
Mir klopft das Herz, doch für Euch halt ich Wacht,
Ihr lieben Zwei, als wär es meine Sache.

55.

Nun plätschre Fluth! daß Niemand flüstern höret!
Nun sause Rad mit deinen großen Schwingen!
S'ist Mitternacht! daß Niemand wird gestöret,
Wenn still du stehst, wird auf der Vater springen.
Mach liebes Bächlein, daß die Fluth sich mehret!
Es muß recht donnernd in das Ohr ihm dringen,
Steht still die Mühle, kann kein Müller schlafen!
Stehst still du Donau, wird dich Erdgeist strafen.

56.

Nun klappre Radwerks-Dreischlag, donnre brausend!
Er ist gewandt durchs Fensterlein gestiegen
Nun schlingt Euch Wasser, durch die Schaufeln sausend!
Ihr seht's, wie Lieb' ob allem Zwang kann siegen!
Für zwei, so unter einem Dache hausend,
Da bricht das Schloß, das Gitter läßt sich biegen;
Denn Liebesblick durchdringet alle Falten! —
Und Liebeswort durchklinget alle Spalten.

87.

Ich muß hier fort, kann hier nicht länger ſäumen,
Denn wie ich mir das Fenſterlein betrachte,
Seh' ich doch nichts, von ſeinen innern Räumen,
Wo Lieb' ſchon manche Nacht zum Tage machte.
Sie ſchlummern halb, ſie wachen halb in Träumen,
Sie fragt, wie er den langen Tag hinbrachte?
Ihr habt gut plaudern, denn die Räder rauſchen,
Wer kann der Liebe hold Geſchwätz belauſchen?

Der Mond.

88.

Der ſtille Mond, wie mild er nieder blinket!
Wie er der halben Welt durchs Fenſter ſchauet!
Wie er der ſchonen Jungfrau Beifall winket,
Weil ihr vor ſeinem Angeſicht nicht grauet;
Wie er aufs ſeidne Polſter niederſinket
Wie dem Verſchwiegnen jede ſich vertrauet!
Was magſt du ſchau'n? Was könnteſt du mir ſagen?
Dürft' ich nur einmal dich recht ernſthaft fragen.

89.

Du kennſt die ſchönen Müllermädchen alle,
Die an dem groſſen Donauſtrome wohnen;
Belauſcheſt ſie des Nachts in dunkler Halle,
Und ſiehſt, ob ſie mit Treu den Buhlen lohnen;
Und horchſt ihr Liſpeln bei der Räder Schalle,
Und wirſt doch ewig ihr Geheimniß ſchonen;
Denn nur die Sonne, die verräth es gerne,
Weil ſie dich neidet und die lieben Sterne!

60.

Ach, deine Luft, von ſchwarzen Meeres Strande
Bis auf des Schwarzwalds hohe Nacht zu blicken,
Und knüpfen ſehn die ſtillen heil'gen Bande,
Wie ſie ſich Paar und Paar die Hände drücken;
Und horchen, wie vom nahen Eheſtande
Sie ſich erzählen, um ſich drein zu ſchicken;
O Mond! du biſt der Vormund aller Mädchen!
Du ſpinnſt zum Brautbett Nachts das feine Jädchen!

61.

Komm! Leite mich am Donau-Ufer weiter!
Du gehſt des Nachts ja mit dem Wandler gerne,
Und lächelſt ihm auf ſeinem Wege heiter!
Du zeigeſt ihm die ſchönſten nur der Sterne!
Im Waſſerbett — das ſchon ſich dehn't hier breiter —
Da ſchau' ich ſie, im Spiegel ew'ger Ferne!
Da ſpiegelt ſich der Himmelswagen drinnen!
Wird nie das vierte Rad mehr Glanz gewinnen?

62.

Dort unten ſpiegeln hell ſich die Paläſte
Der Könige in deinem Sichel-Strahle,
Dort prangt auf Felſenhöhn die Ritter-Veſte,
Und neigt ihr Bild herab zum Wellenthale,
Auf das ſie ehemal'ger Hoheit Reſte
Doch als ein Schaukelbild in Wogen male;
Da ſpiegelt ſich von Oſtreichs Rieſendome
Das hohe Kreuz im tiefen Donau-Strome.

65.

Hier seh ich nun das Bächlein an sich schwellen,
Weil überall her Silberadern fließen,
Die vor aus nahen Felsh'n Perlen quellen,
Und in das holde Schaukelbett sich gießen.
Wie's rieselt, wie sich's drängt an manchen Stellen!
Wenn sich des Ufers Mauern brechen ließen,
Dann würde Wies' und Garten traurend sehen
Die Blumen-Pracht mit einmal untergehen.

Abfall.

64.

Drum muß der Mensch das Ufer wohl bewahren,
Durch Dammes Kraft des Wassers Andrang steuern,
Nicht Weidenzaumes Netz Verflechtung sparen,
Mit blanker Schaufel oft den Damm erneuern,
Und Erdreich her zum Bollwerk fleißig fahren,
Und wo die Wellen an dem Ufer scheuern,
Da muß die Säge schlanke Tannen spalten,
Damit die wilde Kraft im Zaum zu halten.

65.

Doch wenn sich auf die schwarzen Wolken thürmen,
Wenn übern Berg daher das Wetter gehet,
Und wenn die Winde brausend niederstürmen,
Und die Natur bang in Erwartung stehet,
Wer wird des Bächleins Ufer dann noch schirmen,
Wenn sich die Wasserhose wirbelnd drehet,
Und unter Blitz und Donners lautem Schalle,
Sie niederstürzt mit furchtbar'm Wasserschwalle.

66.

Wenns mit der Wurzel aus die Reben spühlet,
Und reißt heraus den Pfirsichbaum, den schlanken,
Und durch die Furchen mächtig fort sich wühlet,
Zerreißt den Zaun, zertrummert alle Schranken,
Mit keinem Kraut und Pflanz' Erbarmen fühlet,
Und mit sich fortschleppt rosia bluh'nde Ranken,
Und niederstürzt zum Bach mit wilden Fluthen,
Als wollt' es löschen aus, des Erdreichs Gluthen.

67.

Und wenn's den Steg aus seinem Grunde hebet,
Und hoch schon bis zum Rand des Ufers schwillet,
Und wenn das Schilf, das schwanke Rohr erbebet,
Und hoch heran der Wasserwirbel quillet,
Wenn dann der Rand des Damms schon ängstlich bebet,
Weil nichts der Fluthen mächt'gen Zustrom stillet —
Da bauten klug ein Thor des Menschen Hände
Durch das sich ab der Schwall der Wasser wende.

68.

Er spaltete mit scharfem Zahn des Stahles
Den mächt'gen Eichbaum; so die Pfosten glättend,
Verwebt er rammelnd sie durch Kraft des Pfahles,
Mit Eisenbändern innig sie verkettend,
Und baut' ein Thor, ganz hoch am Rand des Thales,
Durch das der Bach sich stürzt. Die Ufer rettend
Gibt er die Tiefe Preiß der Wuth der Wellen,
Daß nie zu hoch an kann das Bächlein schwellen.

69.

Wohin nun soll die Fluth des Abfalls rinnen? —
Sie wird ja in ein eignes Bett geleitet,
Auf daß das Thal soll Feuchtigkeit gewinnen,
Und Fruchtbarkeit sich überall verbreitet;
Drum muß der Mensch den Schlangenweg ersinnen,
Auf dem die Fluth dann später wieder gleitet
Sanft in den Bach, den sie zuvor verlassen;
Denn er muß wieder in den Arm sie fassen!

70.

Woher o Mensch! wohl nahmst du den Gedanken?
Hat dich's Natur die Meisterinn gelehret,
Die jeder Kraft gebaut die eignen Schranken,
Doch wenn der innern Gluthen Drang sich mehret,
Und schon das Gleichgewicht beginnt zu wanken,
Dann ist der Ausbruch auch nicht mehr verwehret!
Dann öffnet sie dem Überfluß die Riegel,
Und lenkt ihn doch zum Heil, mit sanftem Zügel.

71.

So kocht die Gluth in hoher Wolken Saume
Und bricht in Blitzen aus, sich abzukühlen;
So kocht der See im unterird'schen Raume,
Der Überfluß muß durch Granit sich wühlen;
Er bricht durchs Felsbett, siedend, wild im Schaume
Daß badend drinn die Kranken froh sich fühlen
Von ihrem Schmerz erleichtert. — So verwendet
Natur die Kraft, daß sie ihr Werk vollendet.

72.

So bricht der Überfluß an Gluth der Erde
Hervor in Pflanz und Blatt und Baum und Zweigen,
Strömt aus in goldner saßer Frucht Beschwerde,
Daß sich die Wipfel gern gen Boden neigen;
Das Gras erwartet still die frohe Heerde,
Des Baumes Blatt gehört dem Herbst zu eigen,
Es muß der Winters Schnee den Boden decken,
Daß drunter schlaft der Keim, den Lenz wird wecken.

73.

So strömt die Kraft hinaus, und macht die Runde,
Und geht, durch tausend Adern wohl des Lebens,
Und hinterlaßt des Daseyns hohe Kunde,
Verwandelnd sich, in keiner Form vergebens!
Beschieden ist zur Wiederkehr die Stunde,
Zum Urquell, jeglicher! — Die Gluth des Strebens
Gebiert sich immer neu durch die Vermischung,
Des Weltgeists Mund haucht an sie mit Erfrischung.

74.

So bist auch du ein Abfall nur der Kräfte,
Du Donau, die im Mark der Erde sieden!
So bist auch du ein Adern-Gang der Säfte,
Die von des Urgeists Weisheit sind beschieden,
Daß strömend aus dem heiligen Geschäfte
Der Welterhaltung sie sich weih'n in Frieden!
So rennen wie ein Rad sie um die Erde,
Nicht wissend, wo ihr Stillestand seyn werde.

Abend.

75.

Nun trage fort, mein Fuß, mich an den Ranken,
Die um die Erlen innig sich gewunden!
Ich schau es, wie sich um den Stamm, den schlanken
Des Hopfens hellgrün bittres Blatt gebunde;
Nun braucht der Zweig im Sturme nicht zu wanken,
Der Zarte hat sein Ruhebett gefunden!
So will denn alles nur auf Liebe deuten,
Wo ich am Bregeufer hin mag schreiten?

76.

Hier murmelt laut die Fluth, hier will ich weilen,
Hier dicht am Haselbusch streck' ich mich nieder,
Husch! Husch! Was her ich durch das Laubwerk eilen?
Und in den Wellen plätschert jetzt es wieder!
Ein Sänger aus dem Bach, er wollte theilen
Die Lust der Erdenwandler; seine Glieder
Sind gleich gewicht für's Land, wie für die Wellen,
Der Vögel Abbild, die in Lüfte schnellen!

77.

Nun quackt er seinen Hymnus zu den Sternen,
Nun er im rechten Elemente schwimmet,
Und plötzlich Philomele aus dem fernen
Gehäge laut ihr Liebeslied anstimmet,
Daß das geliebte Weibchen rub'n soll lernen
Im Neste, das von Liebesfunken glimmet;
Denn diese zwei sich's haben still geschworen:
„Wir sind, zu tragen Freud und Leid, geboren!"

78.

Nun flete, schmachte, liebe, scherz! in Tönen.
Dann schwöre, seufze, treibe Liebelechzend!
Des Raben Sehnsucht wird auch Freude krönen,
Auf schlanker Tanne, hoch im Forste krächzend!
Der Frosch wird die Geliebte bald versöhnen,
Am Abfall hat ob seiner Untreu ächzend!
Denn was sich liebt, versteht sich Nachts auch schweigend,
Die Bäume reden, sich zusammen neigend.

79.

Horch! Horch! Wie's plätschert in den Silberfluthen,
In denen sich des Mondes Scheibe spiegelt!
Hat denn ein Traum die Aeuglein, die da ruhten,
Erschreckend sie zu schnellem Schwung beflügelt?
Hat auch vielleicht das Paar der Liebes-Gluthen
Geheim begegnen jetzt im Nu behaglich?
Kann Leben denn nicht schlummern in den Nächten?
Muß da die Lieb' ob heil'ger Opfer rechten?

80.

Hier will ich ruh'n auf grünem moos'gen Saume,
Des Ufers! Ach! wie schön ruht sichs im Freien!
Dann hör' ich das Geplätscher oft im Traume,
In das die Frosch' und Grillen lustig schreien.
Hier unterm Schnee vom blüh'nden Apfelbaume,
Hier will ich mich der holden Mainacht weihen!
Wer eine Mainacht schläft im Bluthendette,
Der seufzt: „Wenn ich doch stets geruht so hätte!"

Traumgesicht.

81.

Was ahnet mir? Welch seltne Vorgefühle!
Still! hört' ichs nicht im nahen Busche rauschen?
Mir war's, als ob ein Hauch die Wangen kühle,
Doch seh ich nichts! Wer konnte mich belauschen?
Es scheint, daß stark die Fluth am Ufer spühle,
Ich mag die schöne Ruhstatt nicht vertauschen.
Schon fühl' ich, süßen Schlaf dich, du drückst nieder
Die Wimpern leis', und lähmst mir sanft die Glieder.

82.

Wie still! — Wie schön! Wie warm — die Nacht! — Die Sterne! —
Fort! Fort! Wer hält mit feuchtem Arm umfangen
Die Brust mir? — Horch! — Was hor ich aus der Ferne?
Des Wasserfalles Orgeln laut erklangen!
Ihr Arme, wiegt mich sanft! So schaukl' ich gerne!
Wer fächelt mir mit Schilfrohr um die Wangen?
Still! Stört mich nicht! Drückt mir die Augenlieder
So fest nicht zu! — Das Rauschen weckt mich wieder.

83.

Ha! Sieh! Ein Eisenthor, und mächt'ge Riesen
Von Fischen tragen hoch der Wölbung Bogen!
Ha! Wie die Kiefern Wasserströme bliesen,
Da rauschten schnell die Flügel, aufgezogen,
Als ob sie mich hinein zu gehen hießen,
So breiteten sie nun, von blauen Wogen
Mir einen Teppich auf, mit ihren Schweifen,
Der war durchwebt mit grün und goldnen Streifen.

84.

Und plötzlich war mit einem einz'gen Hauche
Von Goldsand, eine Insel verschlafen,
Der stromte vor aus ihrem Riesenbauche,
An dessen Schuppen tausend Muscheln saßen,
Und auf der Goldsand-Insel wuchs zum Strauche
Ein Krausemunzen-Zweig und blauer Nasen
War, wie im Nu, darauf emporgeschossen,
Durch den die gold'nen Fischlein lustig flossen.

85.

Und drüber schritt ich hin, nicht ohne Zagen,
Weil mir mein Fuß vor dem Versinken bebte,
Da zogen sechs Libellen einen Wagen,
Gebaut von einer Lilie, welcher schwebte
In Spinnwebrädern, die, mit Gold beschlagen,
Von Glühwurms-Fittigen, die Kraft belebte,
Daß in der Luft und auf dem Wasserrande
So schnell sie rollten, wie auf goldnem Sande.

86.

Und auf des Lilienwagens schönstem Blatte
Da saß der Donau-Geist auf seinem Throne,
Wie er sich eben erst verwandelt hatte,
Ein Tropfen Thau, und seine Demant-Krone
Verdunkelte das Lilien-Weiß, das matte,
Des Wagens und man sah' daß drinnen wohne,
Der wahre Sohn der reinsten Himmelsgluthen,
Der wahre Geist von alten Erdenfluthen.

87.

Vor einem zweiten Thor von Flammen-Spiegeln
Da hielt das Sechsgespann, der Wagen plötzlich;
Da rollte laut der Donner in den Riegeln
Und Angeln, jeder Kraft sonst unverletzlich;
Denn nur, wenn Licht und Fluth den Bund versiegeln,
Dann wirkt der Elemente Kraft entsetzlich;
Drum war auch die Verwandlung schnell begonnen,
Und wie im Nu des Geists Gestalt zerronnen.

88.

Die Gluth der Flammenspiegel drang wie Pfeile,
Bis zu des Demant-Tropfens feuchtem Dunkel
Da war's geschehn, verwandelt war in Eile,
Der Demantstrahlen zauberisch Gefunkel;
Ich sah's, wie sich's in Blatt und Zweige theile,
Und ward zu einer blühenden Ranunkel,
Und schnell entstand daraus, kaum zu gewahren,
Ein Knäblein schon, mit langen gelben Haaren.

89.

Die reichten nieder, zu den zarten Lenden
So zart gebaut, wie Tuberosen-Blüthen;
Und eine Schaale hielt er in den Händen,
Aus der drei blaue Irrlicht-Flammen glühten;
Und plötzlich schien er sich zu mir zu wenden,
Als Feuerflammen seine Augen sprühten;
Da sprach er — ha! Noch jetzt ergreift mich Grauen! —
„Du bist noch nicht geweiht mein Reich zu schauen!“

90.

Horch! Horch! Da klangs wie nächtlich Blätter-
Säuseln!
Wenn hell der Mond durchstrahlt die dunkeln Erlen!
Horch! Horch! Wie Baches sanftes Wellenkräuseln
Wenn platschernd auf der Fläche hupfen Schmerlen!
Wie wenn des Schilfrohrs schlanke Stäbe geißeln
Den Bach, daß auf der Fläche wachsen Perlen!
Es klang wie Bienen-Sang, so hold, so leise,
Der Donner rollte fern im Wellengleise.

91.

Und schnell war ich erwacht von meinem Traume,
Und staunend seh' ich mich an Ufers Rande;
Hier schlief ich ein, hier unterm Apfelbaume,
Hier, an der Berge Blumenreichem Strande,
Kaum kenn' ich wieder mich in diesem Raume,
Mich dunkt; ich war in einem Wunderlande;
Was diese Nacht mein Auge hat gesehen,
Vermag ich wachend, kaum mir zu gestehen!

Morgen.

92.

Frisch auf denn! Ha! s'ist Morgen! Ja, schon
strahlet
Des Lebensauges Wimper halb gehoben!
Sein erster Purpurwink im Bach sich malet,
Der noch vom Nebelschleier sanft umwoben;
Ein jedes Blatt mit Thränen fromm bezahlet
Die Huld der Sonne, die sie wärmt von oben,
Wie sie mit Liebesgluth den Bach begrüßet,
Den sie vom Fuß zu Haupt, auf einmal kusset.

93.

Sey mir gegrüßt du ew'ges Meer der Flammen!
Sey mir gegrüßt du Brennpunkt aller Funken!
Du kennst die Gluthen nicht, die von dir stammen,
So mein't die Welt im Anschau'n wonnetrunken;
Doch fließen nicht zwei Tropfen froh zusammen,
Wenn Gluthkraft nicht aus dir herabgesunken;
Drum rennt der Flusse König dir entgegen,
Und schließt in seine Arme deinen Segen.

Schiffahrt.

94.

Zum erstenmal seh' ich das kühne Wagen,
Das Erdenwallers freier Geist ersonnen!
Hier kann dein zarter Arm den Kahn schon tragen,
Mit Pfeilesschnelle kömmt er hergeronnen!
Ein schwaches Bild von der Palläste Jagen,
Die rinnen in den Spiegel aller Sonnen.
O Schifflein schwanke nur! Du läßt mich ahnen
Des Lebensschiffleins Fahrt auf seinen Bahnen.

95.

Ha! Wie's ein einz'ger Zug des Ruders lenket!
Wie's plötzlich scheint ans Ufer hinzustoßen!
Ha, wie's beim zweiten Zug sich wieder schwenket,
Als wär es nur zum Schein dorthin geflossen!
Und nun des Baches Fall sich schneller senket,
Nun wird es mit dem Schwall hinabgegossen!
Könnt ich so klug mein Lebensschifflein leiten!
Laß, Schiffer, deine Kunst mich heimlich deuten!

96.

So soll ich denn am Lebensruder lauern,
Und stets die Klippen furchten unter Wellen?
Daß nicht zerschellt mein Schiff an Felsen-Mauern,
Soll stets ich bang seyn auf den Silberwellen?
Bei frohem Wellen-Tanze soll ich trauern,
Ach, da wird sicherlich mein Schiff zerschellen;
Denn, wo die Wellen hüpfen wie vor Freude,
Da wird dem Schiffer bang vor großem Leide!

97.

Nur, wo so furchtbar still die Wellen schleichen,
Und so geheimnißvoll im Kreis' sich drehen,
Und wo die Ruder nicht den Grund erreichen,
Und ich des Bodens Tiefe nicht kann sehen,
Von dieser Bahn nur soll ich ab nicht weichen,
Und nie mein Ruder müßig lassen stehen?
Denn wer sich sicher traumt in seinem Schiffe,
Der wird zertrummert bald am Felsen-Riffe!

98.

So soll ich wandeln denn den Weg, den krummen,
Nie auf mein Ziel gerade hin mich wenden,
Und meine Bahn durch lauter List vermummen,
Und durch mein Steuern die am Ufer blenden,
Und bei der Wahrheit heil'gem Ruf verstummen,
Und drehn mein lauschend Ohr nach allen Enden?
Könnt' ich's an deinem Beispiel, Ruderer, sehen! —
Wie schwer ist's, ach, die rechte Straße gehen.

Wetter.

99.

So ſchling dich fort nun, Bregt, ſanft gebogen,
So nimm mit Liebe auf die feuchten Strahlen!
Der Berge Geiſter ſind dir hold gewogen,
Sie ſchütten aus, der Felshöhn heil'ge Schalen,
Und ſanft hinab wird all' die Fluth gezogen,
Die als Tribut die Wolken fromm bezahlen! —
Bald jagt ihr Wogen fort in ganzen Heeren,
Im Donaubett, voll Sehnſucht nach den Meeren!

100.

So rennt, ſo eilt, ſo ſtürzt, ſo fliegt hinunter!
Ihr müßt, ein Rad, mit um den Erdball rennen.
Die Fiſchlein ſpielen drinnen froh und munter,
Weil eure weite Reiſe ſie nicht kennen!
Taucht dann im großen Waſſerbecken unter,
Weil euch, verklärend, Sonnenſtrahlen brennen,
Dann ſteigt ihr aus dem Meer von Gluth gehoben,
Im Thau, in duft'gen Wolken, froh nach Oben!

101.

Wenn dann die Winde mächtig an euch hauchen,
Vermählen plötzlich ſich die Feuergeiſter,
Weil ſie von Nebelduft ein Brautbett brauchen,
Und ſich umarmen in den Wolken dreiſter;
Wenn dann von Stickluft all die Thäler rauchen,
Muß Eines werden ob dem Andern Meiſter;
Und dann entbrennen hell des Himmels Flammen,
Die wieder aus dem Schoos der Waſſer ſtammen.

102.

Ha! Sieh, der Wolken graufe Nacht-Gestalten
Mit schwarzem Mantel durch die Himmel schreiten,
Ha, wie sie schütteln Blitze aus den Falten,
Und zischend auf das ganze Thal hinbreiten!
Und aus des Hügelkranzes höchsten Spalten
Da seh ich krachend einen niedergleiten;
Und wie im Zickzack er die Luft durchrennet,
Gewahr ich, wie er schnell in zwei' sich trennet.

103.

Und einer stürzt sich auf die Hügelkrone,
Die mitten in dem Thal sich sanft erhebet,
Darauf, als wie auf alter Vorzeit Throne,
Der Fürstenberger Burg erhaben schwebet,
Da streift der Strahl hinab, daß er verschone
Den Horst, der auf den alten Mauern bebet,
Und stürzt im Hof sich in ein Wasserbecken,
Als mocht' er durstig an der Quelle lecken.

104.

Da girrt der Reiher, in der Luft sich schwenkend
Und plötzlich breitet er den Fittig stehend,
Sein Aug auf einen Punkt im Wasser lenkend
Und hält sich, gegen Wettersturm sanft wehend
Den spitzen Schnabel gierig abwärts senkend,
Des Schwanzes kurze Federn nieder drehend;
Und plötzlich gab's von Unten ihm ein Zeichen
Er sollte tausend Schritte stromab weichen.

105.

Und girrend ſchrie' er, unter Flügel-Schlagen,
Und flog dreimal im Kreis, am Wolkenſaume,
Nun ſah ich tauſend Schritt hinab ihn jagen
Und plötzlich kehrt er um, zum erſten Raume,
Als ob etwas vergeſſen er, zu fragen,
Und abwärts blickt er wieder zu dem Schaume
Der Sturm-gejagten Wellen, friſch und munter
Nun taucht er auf die Fluthen ſich hinunter.

106.

Und wie mein Auge folgt dem andern Strahle,
Seh ich ihn ſtürzen nieder auf die Wellen
Der Brege — die ſich ſchlängelt hin im Thale —
Und über jene Brücke ſeitwärts ſchnellen,
Und dann verſchwinden ſchnell beim zweiten Male,
Als er ſich nahte den Cryſtallenquellen,
Die aus dem hohen Waſſerbecken rinnen,
Dort unter jener Burg bemoosten Zinnen.

107.

Und aus der Fluth erhob im Farbenſchimmer
Sich eine Waſſerſäule furchtbar brauſend,
Hellſtrahlend in der Fluthen Silberflimmer,
In Millionen Tropfen niederſauſend;
Auch die verſchwand im Nu! Ich ſah ſie nimmer.
Doch auf der Fluth erblickt ich wohl viel Tauſend
Von Ringeln, nach der Silbertropfen Falle,
Und labte mich an ihrem Säuſel-Schalle.

108.

Und kaum war dieser holde Ton verklungen
So webte sich ein weißer Nebelschleier,
Schnell in der Luft. Ich fühlte mich umrungen
Von holder Nacht! — Wohl hob mein Geist sich freier,
Doch waren meine Sinne ganz bezwungen,
Von Traum-Begeisterung. — Sieh! Da stand der Reiher,
Hoch in den Lüften, uber jener Stelle,
Wo sich zur Wassersäule hob des Baches Quelle.

Der Donaugeist.

109.

Und plötzlich schwang sich aus der Wellen Tiefe
Ein Knabe, hold wie Engel nur uns nahen,
Das Auge offen, als ob nie es schliefe,
Die Arme hebend, liebreich zu umfahen;
Die Lippe hold bewegt, als ob sie riefe:
Den Himmel, welchen deine Augen sahen
Im Stromes-Spiegel, magst du leicht erwerben,
Doch süßer ist's, vor Lust da oben sterben!

110.

Und mit der blauen Lilie in den Händen
Da winkt' er mir, daß still ich hören sollte;
Und wie die Fluth umspielte seine Lenden,
Der Donner in den fernen Wassern rollte;
Da schien das Wasser rückwärts sich zu wenden,
Als ob es ihm Verehrung zollen wollte;
Und all' die Fischlein ragten aus der Fläche,
Als ob sie horchten, was der Schutzgeist sprächte.

111.

Er ſprach — es klang wie nächtlich Blätter Säuſeln,
Wenn hell der Mond durchſtrahlt die dunkeln Erlen;
Es klang wie Baches ſanftes Wellen-Kräuſeln
Wenn plätſchernd auf der Fläche hüpfen Schmerlen;
Wie wenn des Schilfrohrs ſchlanke Stäbe geißeln
Den Bach, daß auf der Fläche wachſen Perlen;
Es klang wie Bienen-Sang, ſo hold, ſo leiſe,
Als er zu mir ſo ſprach, mit ernſter Weiſe:

112.

Ich bin der Donau-Geiſt, dir ſey's verkündet!
Nun dir die Augen aufthau'n, magſt du's ſchauen!
Wer in die Fluthen taucht, erſt lang erblindet,
Eh er im raſchen Strom dem Blick darf trauen!
Denn unterird'ſche Nacht die Sinnen bindet,
Wenn ſie gereinigt nicht vom Erdengrauen!
Doch ach, das Spiegelthal zieht arger Weiſe
Die Schwachen in die falſchen Wellen-Kreiſe.

113.

Denn ſchön iſt's, niederſchau'n vom hohen Rande
Des Ufers in den blauen Himmelsgarten;
Doch blicken auf, vom feuchten Kieſelſande,
Und aus dem Himmelblau die Hand erwarten,
Die retten ſoll, und bebend zagt am Strande —
Das iſt ein Anblick, vor dem viel erſtarrten!
Ach Menſch, o bleib in deinen Himmelsluften!
Du bebſt vor'm Himmelblau in Erdengrüften! —

114.

Glaubt ihr denn, daß des ganzen Erdballs Runde
Ihr so durchwandeln könnt, ihr seyd verwöhnet,
Ihr bebt vor eures Kobolds Donner-Munde,
Wenn ihn die Wünschelruthe wo verhöhnet;
Dann hat geschlagen Bergmanns letzte Stunde,
Wenn er des bösen Wetters Mordhauch stöhnet,
Weil Menschenhände nach der Teufe Gängen
Mit frechem Fackelschein sich frevelnd drängen!

115.

Und meines Reiches Gränzen wollt verachten
Ihr Erdenwaller, mit den heißen Herzen?
Wenn meine Fluthen euren Blick umnachten,
Sind schnell erloschen eures Lichtes Kerzen;
Und dennoch mag ich grausam euch nicht schlachten,
Wie Kobold thut den Frevlern, unter Schmerzen;
Sanft wickl' ich sie in feuchte Todtenschleier;
Und sende sie zurück dem Erdengeier.

116.

Wie oft reiß' ich vom Erdreich ganze Strecken
Am Ufer unten weg, als wollt' es sinken;
Das frohe Kind, der Mensch läßt sich nicht schrecken,
Ich mag ihm noch so treu von unten winken;
Er stellt sich doch an's tiefe Wasserbecken,
Und hat doch satt am Felsenquell zu trinken
Kann ich dafür, daß stets die Wellen graben?
Dann schrei'n sie: Ach! Die Donau muß ihn haben!

117.

So bild ich große Inseln, ewig bauend,
Von leichtem Sande mir in meinem Flusse.
Das konnten sie doch seh'n, am Ufer schauend,
Daß sie gebaut nicht sind dem Menschen-Fuße;
Auch dahin treibt sie Neugier, selbst vertrauend,
Zu grauenvoller Angst und Todes-Buße;
Ach! Wie sie vor dem Sterben da sich sträuben!
Sie sollten fern von Triebsand-Inseln bleiben!

118.

Doch die der Menschenhochmuth treibt zum Schwimmen,
Als dürften sie's mit meiner Macht schon wagen,
Als könnten sie die Tiefe mir bestimmen,
Und messen meiner Wellen lustig Jagen,
Bei deren Freveln muß ich oft ergrimmen,
Am Ufer schwören sie, daß sie nicht zagen,
Wenn dann die kalten Wogen sie umarmen,
Dann strecken sie die Hand gar um Erbarmen!

119.

Noch mag ich's leiden, wenn im schlanken Nachen
Die Schiffer über meinen Spiegel schreiten!
Zertritt des Menschen Fuß doch ohn' zu wachen,
Die Blumen, die auf seinem Weg sich breiten,
Doch soll sein Frevel nur mich nicht verlachen,
Weil ich nicht mag ob meiner Rechte streiten!
Denn manche Fluth sucht meine Luft zur Wohnung,
Weh' ihm, wenn er sich naht, und hofft auf Schonung!

120.

Doch du willst meiner Macht ein Lobllied singen,
— Ein Bothe mir in's Ohr die Kundschaft hauchte —
Dort, hoch am Schwarzwald sah'st du ja ihn schwingen
Die Fittige, dann, wie er niedertauchte,
Da sagt ich ihm: Die Luft mag ihm gelingen,
Und wenn er etwa einen Führer brauchte,
So leite ihn hinauf zum Ursprungs-Spiegel,
Wo ich gesprengt den ersten Felsen-Riegel!

121.

Du sah'st, wie ich ihm seinen Lohn gegeben,
Ein Silberfischlein reicht' ich ihm zur Speise,
Drum weih't er mir so treu sein ganzes Leben,
Macht auf und nieder seine Kundschaft-Reise;
Sieh'st du gespannten Fittigs so ihn schweben,
Dann sucht er mich im tiefen Wellengleise!
Beim ersten Anblick taucht er pfeilschnell unter,
Und sagt mir seine Bothschaft treu und munter.

122.

Und wenn er girrt, dann ist's ein sichres Zeichen,
Daß Menschen sich dem Donau-Ufer nähern,
Damit ich mag mehr in die Tiefe weichen,
Vor solchen mir zum Tod verhaßten Spähern,
Doch lausch' ich gern oft an den blumenreichen
Gestaden, bei den frohen fleiß'gen Mähern,
Die singen bei der Arbeit hell und munter,
Ich fand schon manches schöne Kind darunter.

123.

Auch du sollst mich bieweilen schau'n in Wellen,
Denn mich erfreu'n der Sänger schöne Lieder!
Gib Acht! Wann Fische so in Lüften schnellen,
Und schrittweit plätschernd, dann versinken wieder,
Da floh'n sie schreckhaft, vor dem Glanz, dem hellen,
Der in der Fluth umstrahlet meine Glieder,
Dann halt' den Oden ein, recht still zu lauschen,
Du lernst mich schon verstehn, beim Wellenrauschen!

124.

Doch daß du nun verstehest meinen Namen,
Als Brege hast du mich bisher begrüßet;
Verehr' in ihr, des großen Baumes Saamen!
Doch hier, wo die Crystallenquelle fließet,
Durch diesen glatt geschlif'nen Felsenrahmen,
Und in der Brege Busen sich ergießet
Werd' ich von Donaueschingen genennet
Der Donaustrom, wie mich der Erdball kennet.

125.

Denn auf des Schwarzwalds Höh'n ward ich erzeuget
Im Felsenbett von goldnen Sonnenküssen;
Doch hier ward ich zum erstenmal gesäuget
Am Fürstenberger Quell, vom Veilchen-süßen
Gewässer des Gesteins; bald tief geneiget,
Saug ich mir Labung an der Berge Füßen,
So wirst du sehn, in vielerlei Gestalten,
Den Geist des großen Donau-Stromes walten.

126.

Und wie du meine Wandlung wirst gewahren
Am Strudel, Wirbel, an dem Eisen-Thore.
So wirst du staunen ob den großen Scharen
Von Thieren, die im rauschend lauten Chore
Der Wellen tanzend, lebensfroh sich paaren,
Und die im Baum, im Strauch, im Schilf, im Rohre,
Und in den Lüften laut ihr Danklied singen,
Daß es zum Sternen-Meer hinan soll dringen.

127.

Und wie bei hoher Fluth, bei furchtbar'n Stürmen,
Sie all' ihr Leid dem Herrn der Welten klagen,
Wenn Eises-Massen häuserhoch sich thürmen,
Und Wogen Landes-Strecken weiter tragen,
So glaubet jedes doch: Er wird uns schirmen!
Und keines will am Donau-Strom verzagen.
So bleibet auch der Mensch in seiner Hütte,
Wenn gleich der Fels droht, daß er ihn verschütte!

128.

So bleibet auch der Mensch im Kriegsgetümmel,
Der hier an meinem schönen Strande wohnet,
Der Hütte treu, die er, als seinen Himmel,
Sich selbst gebaut, weil da die Milde thronet,
Und flüchtet sich im wilden Schlachtgewimmel
Nicht in ein fremdes Land, wo er verschonet;
Wenn auch des Krieges Schrecken um ihn rauschen,
Er mag doch seinen Himmel nicht vertauschen.

129.

Denn freundlich wohnt sich's an dem gelben Strande,
Es knüpft ein eigner Geist der Tern' und Liebe
Um jedes Menschenherz so feste Bande,
Daß es nicht wankt im heiligsten der Triebe,
Daß es nicht lassen kann vom Vaterlande,
Wenn ihm auch nur die Luft des Athems bliebe,
Daß es von diesem Ufer nicht kann scheiden,
Wo es mehr Freuden doch erlebt, als Leiden!

130.

Sieh! Da begann die Fluth sich hoch zu stauen,
Und plötzlich glitt zur Tiefe er hinunter,
Da rollte leis' der Donner durch die Auen,
Und abwärts strömten nun die Wellen munter;
Und mich ergriff ein tiefes Seelen-Grauen,
Und all' die Fischlein spielten wieder munter;
Und Donaueschingen erbebte leise,
Vom dumpfen Brausen in dem Wogengleise.

Ende des ersten Gesangs.

Fr. X. Kaver.

An Millauer. *)

Du hast die Thräne freundlich mild besungen,
Wie wild ich hab' dem Feindlichen geweinet,
Und wo darin die Sonne wiederscheinet
Das auszuspäh'n ist die auch wohl gelungen.
Doch nie wird das vom Andern ganz durchdrungen,
Was einer so mit seinen Thränen meinet,
Denn den Strom, der das Herz zerreißt und einet,
Durchschwimmt nur, wer hat selbst mit ihm gerungen! —
Führ' uns nicht in Versuchung! Also bete! —
Und statt ob fremden Thränen trüb zu brüten
So ringe klar dir eigne zu ersparen!
Die Liebe schuf um Unschuld treu zu hüten
Die Kunst! sie mag vor später Reu dich wahren
Wenn zitternd ich schon vor den Richter trete! —

Z. Werner.

*) Dieses Gedicht schrieb der verehrte Herr Verfasser in das Stammbuch seines Freundes, in Bezug auf dessen, in den Friedensblättern abgedruckte Sonnette, welche eine Art von Kritik über Werners Dramen in sich schließen.

In ein Stammbuch.

Ergieb dein Ohr der feilen Schmeichelei,
Willst du die Schwächen, die den Sinn berücken,
Von glattem Firniß übertüncht erblicken;
Nur komme nie die die Vermuthung bei,
Daß solcher Farbe Glanz von Dauer sey!

Vertraue dich dem ächt bewährten Freund,
Willst du die Schwächen, die den Sinn berücken,
In unbemäntelter Gestalt erblicken;
Nur zweifle nicht, daß er, der Lobsucht Feind,
Durch Tadel selbst dein Lob zu fördern meint!

Dem schärfern Lufthauch deines Schicksals weichend,
Wird Schmeichlergunst, der Eintagsfliege gleichend,
Spurlosen Fluges in ihr Nichts verwehn;
Im Lebenssturm die kraft'ge Hand dir reichend,
Wird Freundestreue dir zur Seite stehn!

K. G. Prägel.

Hochzeitlied.

Bei Männern, welche Liebe fühlen,
Pflegt auch der Wunsch nicht fern zu seyn,
Statt Amors wesenlosen Spielen
Gediegnern Inhalt zu verleihn.
Doch ach! die Hindernisse thürmen
Oft Berge gleich sich himmelan!
Gewitter drohn, Orkane stürmen
Um Mann und Weib und Weib und Mann!

Gar viel der Fälle sind vorhanden!
Nehmt nur zum Beispiel die Gefahr,
Die Prinz Tamino ausgestanden,
Als er Pamina's Freier war!
Wie ging die Noth und Angst ins Weite,
Bevor er trocknen Fuß gewann,
Um endlich an der Gattinn Seite
Zu reichen an die Gottheit an!

Bald will der Blitzstrahl ihn verzehren,
Bald läßt man Löwen auf ihn los;
Sarastro droht mit Weisheitslehren
Und mit dem Dolch Monostatos!
Des Onkels gutgemeinten Segen
Zerstört der Schwiegermutter Haß:
„Links!“ ruft ihm der Diskant entgegen,
„Rechts, theurer Sohn!“ beginnt der Baß.

So irrt er um des Tempels Wände
Nach Oft und Westen unruhvoll,
Und weiß kaum selbst, was er am Ende
Mit seiner Flöte will und soll!
Doch bleibt er standhaft sich zum Lobe
Als Mensch und Prinz; bis ihn zuletzt
Die Wasser- und die Feuerprobe
Mit Müh ins Brautgemach versetzt. —

Welch schön'res Loos ist Euch gefallen!
Zum Ziel gelangt auf ebner Spur,
Trifft euch von jenen Leiden allen
Nichts als die Feuerprobe nur.
Kein Zweifel schlägt das Herz in Bande,
Kein Dämon störet eure Ruh;
Nein, so geht's nicht bei uns zu Lande,
So geht's nur in Ägypten zu!

Den Gipfel sieht man euch erringen
Des höchsten Glücks, und niemand fragt,
Ob ihr in Blasen oder Singen
Halsbrechenden Versuch gewagt?
Der süße Wunsch hat leichte Flügel;
An Hymens Tempel langt ihr an.
Ein kurzes Ja sprengt Schloß und Riegel
Und willig wird euch aufgethan!

Vermeldet steht zu Amors Ehre:
„Wir leben durch die Lieb' allein!"
Stets mög' auch euch die heitre Lehre
Begleiterinn durchs Leben seyn!

Und fröhlich wird im Lauf der Zeiten,
Vom Sonnenstrahl des Glücks umlacht,
Die junge Pflanzung sich verbreiten,
Die sprossend euch zu Gärtnern macht!

K. G. Prätel.

Die Nymphe der Weiseritz. *)

(Zum Bluthenfeste ... in Arthur von Nordsterns Garten.)

Ich schaute vom Felsen hinab ins Thal,
Sah unter mir der Tannen Haupt sich heben,
Und Birkenlaub im Sonnenstrahl
Die weißen Stämme grün umweben.
Ein Flüßchen schlängelte sich schmal,
Doch spiegelklar zum netten Hause,
Das auf der Apfelblüthen Roth,
Aus bläulichem Holunderstrauße
Recht heimlich sich dem Auge bot,
Indeß bei immer regem Klappen,

---

*) Ein Bergflüßchen, das sich durch den romantischen Plauenschen Grund und dann bei Dresdens Friedrichstadt in die Elbe ergießt.

Das Mühlrad Funken von sich warf,
Die wie das reinste Silber blitzten;
Indeß, mit Hämmern schwer und scharf,
Die muntern, mehlbestaubten Knappen,
Wohl für des künft'gen Jahres Bedarf,
Am grobbehauenen Mühlstein fritzten;
Indeß, die Angel in der Hand,
Der dicke Meister am Damme stand',
Stets prüfend mit bedächt'gen Blicken,
Ob's ihm gelang, ein Fischlein zu berücken.

Mich zog dieß Bild hinab, doch mehr —
Vor Euch darf ich's wohl eingestehen —
Die schönste Maid, die mir's gelang am Wehr
Im Weidenbusche zu erspähen.
Ein Schleier schien sie zu umwehen
Wie Silberzindel dünn und klar,
Und, täuscht der Blick auch in der Ferne,
Wie ward doch so viel offenbar,
Ihr Auge glich dem Glanz der Sterne,
Der braunen Mohr' ihr wallend Haar;
Frisch, wie Granaten, erst gespalten,
Und ein zum Kuß der Purpurmund;
Der Hals, die Arme, schneeig und rund,
G'nug alles, was die leichten Falten
Des dünnen Silberflors umwallten,
That mehr, als eine Sterbliche, kund.

Ihr seht, bei so gestalten Dingen
War's wohl noch mehr, als Dichterpflicht,
Im Fall der Noth vom Felsen zu springen —
War doch selbst Sappho drauf erpicht! —

Doch meine Wonne faßt ihr nicht,
Als ich die Schöne hörte singen,
Ich Armer, der, das Tafelein zur Hand,
Schon längst schier in Verzweiflung stand,
Zum Arthurfest ein Lied zu bringen,
Und vor und in mir nichts, als Sand
Und Moos, versengt vom Sonnenbrand,
Doch nirgends ach! ein Dichterblümchen fand.

So schwang ich denn vom Felsensteige
Durch Kies und Farrnkraut mich hinab,
Und lauschte durch das Grün der Zweige,
Das wankend im Weste die Nymphe umgab,
Und habe, wenn auch zu Zeiten beklommen,
Ihr Liedchen zu Protokolle genommen:

Nein, ich weiche meinen Schwestern,
War' ich auch die kleinste, nicht;
Niemand wag' es, mich zu lästern,
Die der Lorberkranz umflicht!

Ähnlich der Kastal'scher Quelle
Spring' ich aus der Felsenbrust,
Bin, wenn ich durch Blumen schwelle,
Schöner Zukunft mir bewußt.

An der blonden Elbe Busen
Eil' ich zwar voll Zärtlichkeit,
Doch nicht früher, bis die Musen
Mich gegrüßet und geweiht.

Eh' ich, in den Arm ihr sinke,
Ström' ich Arthurs Garten nah;
Ob mir dann Vergessen winke,
Ich war in Arkadia!

Hörte seine Saiten klingen,
Lauschte auf der Lieder Ton,
Die sich, wie auf Adlerschwingen,
Hoben zu dem Sonnenthron.

Auch der Freunde Lieder schallen,
Frei schwingt Phantasus den Stab;
Wie vom Baum die Blüthen fallen
Lieder von den Herzen ab;

Blüh'n noch lange im Gemüthe,
Finden wohl ein schönes Ziel,
Wie, vom West geküßt, die Blüthe,
Die auf Laura's Busen fiel! *)

J. Kind.

---

*) Petrarca Canzone 14.

Der Dichter an ſein Kätzchen.

Wie lächeln mir ſo freundlich die Kamönen!
Nun — ſpottet nur darob! —
Denn heute ſoll mein Saitenſpiel ertönen
Zu einer Katze Lob.

Ach! wen, o ſprecht! in dieſer Zeit von Eiſen
Voll Trug, Verrath und Liſt,
Wen kann mit Recht des Sängers Harfe preiſen,
Wenns Katz' und Hund nicht iſt?

Magſt du den Kopf auch dir nicht viel zerplagen,
Daß er mein Lied verſteht!
Laßt ſich das Gleiche doch von Manchem ſagen,
Der als Mäcen ſich blaht.

Wenn ich zuerſt nicht deine Schönheit prieſe,
Verdroß' es dich mit Recht.
Was gälte, ſelbſt bei Katzen, mehr als dieſe,
Dem weiblichen Geſchlecht?

O du, von Augen gelb, und blau von Haaren,
Sprich, welches Katerherz
Hat dieſer Reitze Zauber nicht erfahren,
Mit Luſt und ſüßem Schmerz?

Wer lacht dir hämisch. Trotz sey ihm gebothen!
Ins bärtige Gesicht?
Und küßt' ein König dir die sammtnen Pfoten,
Zuviel, im Ernst, wärs nicht.

Doch tönt nicht stets ein Miau dir zur Feier,
Erpreßt von Liebesweh?
Du zählst, der Katzen schönste, mehr der Freier,
Als einst Penelope.

Und spielst du gleich bei allen die Kokette,
Nicht achtend ihrer Pein,
Wirft keine Dame doch so leicht, ich wette,
Auf dich den ersten Stein.

Stets opferst du — wer sieht nicht hier das Siegel
Der ächten Weiblichkeit? —
Gleich einem Mädchen, vor dem Anzug-Spiegel
Dem Putz die schönste Zeit.

Mehr bist du noch als Heldinn zu erheben.
Denn ohne dich, o Graus!
Müßt' ich vor Feinden Tag und Nacht erbeben
In meinem stillen Haus.

Mehr als Achill im Zorn einst Heldenschatten,
Bei Trojas wildem Brand,
Mehr hast du, wahrlich, Mäuse schon und Ratten
Zum Acheron gesandt.

Zwar ſoll ſtets falſch ſich dein Geſchlecht beweiſen;
Doch mancher Biedre meint,
Nicht höher ſey in dieſem Punkt zu preiſen
Sein Mädchen und ſein Freund.

Die Stimme nur will man bei dir nicht loben,
Und — welch ein Schmerz für mich! —
Oft grüßt man gar, als gäbſt du Opernproben,
Mit wildem Pochen dich.

Doch wenn auch hier nicht die Natur das Schöne
Zum Guten dir beſchied,
Wer hörte doch nicht lieber deine Töne,
Als Horns Karfunkellied?

So werd' ich ſtets für deinen Ruhm mich ſtreiten,
Denn nie, mit einem Wort,
Nie kränkſt du mich, verzeih' ich nur zu Zeiten
Dir etwas Raub und Mord.

Weiſſe.

Das Licht in der Ferne.

Was leuchtet so glänzend dort über dem Wald
Und grüßt mich mit freundlichem Schimmer?
Dich muß ich erreichen du lichte Gestalt
Sonst still' ich die Sehnsucht wohl nimmer! —

Und rasch dringt der muthige Knabe hinein
In Waldes geheiligten Schatten;
Da blinket, entweichend, der liebliche Schein
Herunter von grünenden Matten.

Vom regen Verlangen, von Liebe durchglüht
Erklimmet der Knabe die Höhen;
Ach! weiter und weiter das Lichtlein entflieht,
Jetzt scheint es am Gipfel zu stehen.

Ha weiche nur, weiche, süßlockendes Licht,
Mir soll vor den Felsen nicht grauen!
Du flüchtiges Flämmchen entrinnest mir nicht
Ich werde bald näher dich schauen!

Schon ist er vom ragenden Gipfel nicht fern,
Schon meint er sein Glück zu umfangen,
Da sieht er sein Lichtlein, als flammenden Stern,
Hoch oben am Himmelsraum prangen.

Und Stimmen vernimmt er im säuselnden Wind:
Mein Knabe, du wolleſt nicht klagen,
Der blinkende Stern iſt der Himmliſchen Kind
Ihn darf zu die Erde nicht tragen.

Er ſtrahlet hernieder, der irdiſchen Nacht
Das Licht und das Leben zu bringen,
Ein Bote der Alles umfaſſenden Macht
Erzählend von göttlichen Dingen.

Du ſtürmteſt o Knabe durch Berge und Thal,
Den Helden dich eng zu verbinden,
Doch was du erſpähſt, iſt gebrochener Strahl,
Ihn ſelber, ihn wirſt du nicht finden.

Schon folgten ihm viele, bald näher bald fern;
Wollt' keinem zu eigen noch werden,
Und fragſt du, wie nennt ſich der leuchtende Stern:
Die Sangeskunſt heißt er auf Erden!

Gerard Anſchütz.

Der Hund und die Katze.

Eine Fabel.

Ein Hund — er wird in der Geschichte
Vermuthlich darum nicht genannt,
Weil er mit ehrlichem Gesichte
Solch ehrliches Gemuth verband,
Mit klugen Augen solch gefunden,
Solch hundgemäßen Hausverstand —
Daß er von tausend andern Hunden,
Die ebenfalls ein ehrlich Blut
Und klug wie er und treu und gut,
Als ächtes Hundeexemplar,
Gar nicht zu unterscheiden war.
Und da nun Held- und Weltgeschichte
Das stille Thier durchaus nicht kennen,
So sey's erlaubt ihn im Gedichte
Pragmatisch nur den Hund zu nennen. —
Also der Hund, um auszuruh'n,
Wovon, ist zwar nicht ganz ermessen,
Doch wird der Leser unterdessen
Auch einem Vieh nicht Unrecht thun
Und glauben, daß er letzte Nacht,
Wenn auch nicht wie sein Herr, der Rath
In Sorgen just um Land und Staat,
In Sorgen doch fur's Haus verbracht.
Von diesen Nachtgeschäften nun
Ein kurzes Stündchen auszuruh'n,

Lag er — der Narr nicht — 'lag der Hund,
Zu Leib und Seele kerngesund,
Licht vor dem Haus' auf einem Steine
Im warmen Mittagssonnenscheine. —
Seitwärts gekrummt die Hinterfüße,
Die Vordern weithin vorgedehnt
Worauf bequem der Kopf sich lehnt,
Und er das Vorrecht, jenes süße,
Das ganz und in Vollkommenheit
Natur den Thieren nur verleih't
Und das der Mensch, der's halb nur kennt
Schon dolce far niente nennt.
So lag der Hund in warmer Sonne
Am Mutterbusen der Natur
Und dachte nichts und fühlte nur
Des Daseyns ungestörte Wonne. —

Und neben ihm, auf einer Tenne,
Da saß die zierliche Minette
Und machte förmliche Toilette,
Just wie die Freiinn, ihre Dame,
Wenn sie geladen war nach Hofe.
Minette nähmlich ist der Name,
Der Katze, merkt es! nicht der Zofe,
Die schlechtweg Mine ward genannt
Und die an Rang und Konsequenz
Bei der Baroninn Exzellenz
Tief unter ihrer Katze stand.
Minette aber war's auch werth,
Daß ihre Frau sie liebt und ehrt;
Minette war mit Sorgfamkeit,
Seit ihrer ersten Jugendzeit
Von ihrer Dame selbst erzogen

Zum wahren Katzenideal;
Minette ward auch vorgezogen
Vor Sohn und Tochter und Gemahl;
Minette macht auch Sammettatzen,
So oft die Frau Baronin speist;
Und lohnt nur selten ihr mit Krazen
Die Liebe die sie ihr erweist;
Minette fraß auch in der Regel
Nie eine Maus, nur rohe Vögel
Sie packte sie nur beim Genick;
Und zwar mit Vorsicht und Geschick,
So daß sie nicht krepirten dran.
Nein, Hoffnung zum entlich'n behielten
Und mit Minett' ein Weilchen spielten,
Bis sie natürlich starben dann.
So ging's der Maus, so ging's dem Spatze;
Allein der groben Wasserratze,
Der krümmt Minette nie ein Haar;
Kurz, wie gesagt, Minette war
Das Ideal von einer Katze. —
Jetzt in der stillen Mittagszeit,
Wo weithin menschenleer die Gasse,
Saß sie am Hauf' auf einem Tasse
Und während sie voll Anmuth;
Sich Hals und Brust und Leib und Pfoten
Fein säubert mit dem Rosenmund,
Erzählte sie zugleich dem Hund
Fein-säuberliche Anekdoten
Von Stadt und Land und Haus und Hofe,
Von Frau und Kind und Herr und Zofe.
Allein der Hund ließ sich nicht stören
In seines Nichtsthuns süßer Ruh',
Schien abgewandt kaum zuzuhören

Und hörte wohl auch gar nicht zu.
Mit einem Male brach Minette
Das luſtigſte Geſchichtchen ab
Und ſprang inmitten der Toilette,
Erſchreckt und ſcheu vom Zaun' herab,
Und lief ſo ſchnell ins Haus hinein,
Als wär der Satan hinterdrein.
Der Hund ſchau't auf; und ſah' nichts weiter
Als einen alten tapfern Streiter,
Der für das theure Vaterland
Das linke Bein, die rechte Hand,
Was man ſo nennt, dahingegeben.
Doch nein! das ſah' er ihm nicht an,
Es ſah' der Hund nur einen Mann,
Der alt und traſelos durch das Leben
Auf einem Stelzfuß friedſam wallte.

Vorüber war er ihr der Alte.
Da ſchlich Minette aus der Thür'
Umſichtig ſpähend, leiſ' herfür;
Und wie ſie nun den Hund erſchaute
Ganz ſo noch, wie er erſt gelegen,
Rief ſie, indem ſie laut miaute:
Wie iſt es möglich ſo verwegen —
Das iſt das rechte Wort nicht nein!
So tollkühn, ſo verrückt zu ſeyn?
Ein Mauthier kommt, ein alter Held;
Du bleibſt und pflegſt die den Wanſt!
Kennſt du ſo wenig denn die Welt,
Daß du noch Menſchen trauen kannſt:
Den Menſchen trau'n! du meine Güte!
Dazu gehört ein Schafsgemüthe. —
Und als der Hund jetzt drohend knurrte,

Da lenkte ſchnell Minette ein
Und ſprach, indem ſie freundlich ſchnurrte:
Du wirſt doch wohl nicht böſe ſeyn,
Weil ich dich ſelbſt zu ſchonen bath?
Ich wollte dir ja weder Rath,
Noch unberufen Lehren geben.
Das wäre wahrlich lächerlich
Da du die Welt, da du das Leben
Unendlich beſſer kennſt als ich.
Doch eben deßhalb muß ich's wagen
Dich höflich wiederholt zu fragen,
Weil ich es nicht begreifen kann,
Wie ein ſo vielerfahrner Mann,
Der weit und breit ſich umgeſchaut,
Gutmüthig noch den Menſchen trau't? —
Das — ſprach der Hund mit Wohlbehagen,
Will ich dir kurz und bundig ſagen.
Von allem meinem Thun und Treiben,
Von allem, was ich laſſe bleiben
Giebt es nur einen einz'gen Grund;
Und dieſer heißt: — Ich bin ein Hund. —
Gut, rief Minette, gut! allein
Warum kann ich dein Thun, dein Laſſen
Gar nicht begreifen, gar nicht faſſen;
Warum kann ich wie du nicht ſeyn? —
Ei, ſprach der Hund, die Urſach' iſt,
Dieweil du eine Katze biſt. —
Die Fabel wünſcht, daß man ſie deute
Nur einzig auf erwachſne Leute.
Sie wollte Menſchenwerth nicht min-
dern,
Sprach nicht von neugebornen Kindern.

Ludwig Robert.

Der Knabe und der Spiegel.

Eine Fabel.

Guſtav, ein Knabe von fünf Jahren,
Betrat zum allererſtenmal
Mit ſeiner Mutter einen Saal,
In dem zwei große Spiegel waren.
Kaum wirft auf einen er den Blick,
Strahlt auch das Glas ſein Bild zurück;
Er ſtaunt vom Kopf bis zu den Zehen
Mit Wohlgefallen erſt ſich an; —
Ein lieber Spielkam'rad! — er kann
Nicht ſatt ſich an ſich ſelber ſehen;
Bald aber ihn der Kitzel ſticht,
Das unbekannte Kind zu necken,
Er macht ihm draus ein ſchief Geſicht,
Droht es ſogar mit ſeinem Stecken.
Doch ſchuldig bleibet man ihm's nicht,
Ein ſchiefer Mund kommt ihm entgegen
Und man bedroht ihn auch mit Schlägen.
Das iſt zu arg! — Er weint und ſchreit:
„Dies Hohnen iſt nicht zu ertragen!"
Sein ganzer Zorn erwacht, er dräut
Rachſüchtig in das Glas zu ſchlagen;
Die Mutter hemmt den Ungeſtüm
Des Sohnes, Schaden zu verhüten.
Und ſpricht mit mildem Ernſt zu ihm:
„Ziemt dir es wohl, ſo roh zu wüthen?

„Dem Knaben, der dich aufgebracht,
„Haſt du zuerſt ein ſchief Geſicht gemacht. —
Geſteh' es nur!“ Das freilich. — „Sieh den Knaben
„Jetzt einmal an. — Du lachſt ihm zu, er lacht,
„Breit' deine Arm' ihm aus — gieb acht! —
„Gleich wird er ſeine offen haben.
„Jetzt, da dein Auge wieder mild,
„Wird Unmuth nicht das ſeine hüten;
„Erkenne der Geſellſchaft Bild,
„Das Gut' und Böſe, das wir üben.
„Man dort uns jederzeit vergilt.“

K. Müchler.

Das Verdienſt.

Es flüchtete, ſeit ew'ger Zeit,
Verfolgt von Mißgeſchick und Neid,
Verdienſt ſich in die Einſamkeit,
Und treu folgt ihm Beſcheidenheit;
Verläumdung knirſcht voll Bitterkeit,
Ihr gift'ger Pfeil reicht nicht ſo weit.

K. Müchler.

Cleopatra.

Nach einem Gemählde von Domenichino.

Des Abends letzter Gruß umſpielt die Wangen:
Ob ſich um's Aug' ſchon ſeine Schleier legen,
Scheint Sehnſucht noch die Lippen zu bewegen
Nach einer ſchönern Zeit, die nun vergangen.

Zur Seiten leget ſie die goldnen Spangen,
Und hält den Buſen von lebend'gem Regen
So übervoll, dem kalten Tod entgegen,
Als wie vertraut mit dem Geſchäft der Schlangen.

Von Sturmeswuth daher, dorthin gewendet,
Mußt, ſchöne Blume! du ſo traurig enden,
Und all dein Duft, dein Blüh'n, war all vergebens!

Dies Meiſterſtück, ſo wunderbar vollendet
Zerſtückſt du reuvoll mit den eignen Händen,
Ein ernſtes Denkmahl des verlornen Lebens!

Deinhardſtein.

De gustibus non est disputandum.

Der eine lobt vor allen blaue Augen,
Des Himmels Licht meint er daraus zu saugen;
Der andre glaubt: der ächte Liebesschein
Er flamme nur vom schwarzen Aug' allein,
Ein dritter lobt des braunen Auges Licht,
Das wie ein Strahl durch flücht'ge Nebel bricht;
Von aller Augenfarben auf der Welt,
Am beſten mir ein grünes Aug gefällt.

Was treibt uns denn, wenn ſich die Knospen regen,
Mit Allgewalt der jungen Welt entgegen?
Es iſt das Grün, das Baum und Wieſe deckt,
Des Lebens Schmelz, der uns zum Leben weckt,
Wer hält das Grün, wie's uns der Lenz beſchert,
Nicht mehr, als ſelbſt das Blau des Himmels werth,
Mehr als der Erde ewig gleiches Braun,
Mehr als das Schwarz, ſo nächtlich anzuſchau'n.

Das beſte Glück, uns treu auch ſelbſt im Leide,
Es iſt die Hoffnung mit dem grünen Kleide,
Wo euch bei Nacht ein grünes Flämmchen neckt.
Da grabet nach, da iſt ein Schatz verſteckt;
Des Künſtlers Lohn, des Helden erſter Preis,
Was iſt er denn? — ein grünes Lorbeer-Reis!
Drum leuchte dem, dem ſolcher Schmuck behagt,
Des Liebchens Aug', ein glühender Smaragd.

Deinhardſtein.

Lebensſpruch.

Lat.

In dem engen Leben
Muthvoll ſich erheben
Sey gewagt;
Mag uns Nacht umgeben,
Mag uns Tod umſchweben
Nicht geklagt;
Lohn wird bravem Streben,
Darum kämpft nur eben
Unverzagt.

Deinhardſtein.

Bibelsprüche.

Kindespflicht.

Ehret, ihr Söhne und Töchter, den Vater und ehret die Mutter!
Dies, nach der Ehrfurcht vor Gott, ist euch das erste Gebot.
Dies, mit Liebe befolgt, versüßet und tröstet das Alter;
Ihr selbst sammelt dabei herrliche Schätze euch ein.
Denn dann werdet auch ihr an euern eignen Kindern,
Gleich von ihnen geehrt, Freude erleben und Heil.
Ehre Vater und Mutter mit Worten, mit That und Geduld auch
Daß ihr segnendes Wort über dich komme mit Kraft;
Denn des Vaters Segen erbauet Häuser den Kindern,
Und der Mutter Gebet schmücket sie herrlich und schön.
Spotte nicht deines Vaters im Alter, wenn er auch kindisch —
Richt der Mutter, wenn auch schwach und gebrechlich sie wird.

Kann des Vaters Ehre ist deine eigene Ehre
Mutterverachtung ist ewige Schande dir selbst.
Pflege die lieben Alten und ach! betrübe sie ja nicht;
Gutlich thu ihnen mit Lust, was du nur immer vermagst.
Jede Wohlthat, dem Vater erzeigt und der Mutter, der Armen,
Bleibt im Segen für dich ewig — o ewig bei Gott.
Aber Schmach dir und Schande, verleugnest du darum den Vater,
Weil geschickter du bist, hoher gepriesen, als er.
Wer den Vater verleugnet, der wird von den Menschen verachtet;
Wer die Mutter betrübt, der wird verworfen von Gott.

Vierter Stolz der Gewaltigen.

Warum sollt' ich mich fürchten in bösen Tagen, wenn dräuend
Mich das Frevelthun stolzer Bedrücker umsturmt, —
Die sich, geblendet vom Hochmuth, auf ihre Schätze verlassen,
Die in der Würden Glanz trotzen auf ihre Gewalt?

Das ist ihr frecher Muth und ihrer Vermessenheit Stärke,
Daß sie wähnen, es sey ewig in Ehr' ihr Geschlecht, —
Daß sie wähnen, es können nicht ihre Häuser verfallen,
Könne ihr hoher Stamm nimmer verdorren — das ist's!
Aber ihr Dichten und Thun ist eitel Thorheit; ihr Trotzen,
Ihrer Güter Gewalt wird mit dem Odem vergehn.
Darum laß dich's nicht irren, wenn einer mächtig und reich wird,
Wenn er sein irdisches Haus höher zur Herrlichkeit bringt.
Denn in seinem Sterben vermag er nichts mit sich zu nehmen;
Seine Erd-Herrlichkeit fährt ihm im Tode nicht nach.
Laß ihn des guten Lebens in rauschender Fülle genießen, —
Plötzlich die Nacht bricht herein, ruft ihn vor Gottes Gericht!
Kurz, wenn ein Mensch beglückt ist mit Würden und Gütern in Fülle,
Und hat keinen Verstand; — fährt er davon, wie das Thier.

Schlenkert.

Langes Leben.

Hell glühn des Ruhmes Becher
Der edeln Labe voll,
Und karg nur nippt der Zecher
Der rasch sie leeren soll.
Herbei du kalter Knabe,
Das Kreuz und Cypone winkt,
Der dehnt die heil'ge Gabe
Der sie nicht eilig trinkt.

Willst Tropfen du vertheilen
Für lange Lebenszeit?
Du Thor, — was frommt dein Weilen:
Träumst du dein Ziel so weit?
Ein schwarz Gewölke schwebet
Ob deinem Haupt einher,
Sie blizt, dem Donner bebet
Der Grund, — du bist nicht mehr.

Vor deinem Grabe dehnet
Sich das Gefild so weit,
Dein Herz hat nach gesehnet
Nach dem nur was es beut;
Nach Kränzen, Strahlen, Tönen,
Was scheuchst du nur vor Leid?
Was wartst du nicht dem Schönen
Dich brausend an die Brust?

Drum komm', und leer' die Schaale,
Die Göttinn reicht sie klar.
Sey Gott beim Göttermahle,
Dann Opfer am Altar.
Von ganzer Weihe trunken,
Rausch ganz in Flammen auf,
Verström' in Sonnenfunken
Im Flug den Lebenslauf.

Dann steht bekränzt dein Hügel
In ew'gem Tageslicht.
Des Zeitgotts rascher Flügel
Bricht deine Tempel nicht.
Ein Sieg, doch ganz errungen,
Ein Licht, doch ganz enthüllt,
Ein Lied, doch ganz gelungen,
Ganz ein Geschick erfüllt. —

Dann singen späte Zeiten:
„Heil dir, Verklärter, Heil!
Dir, Licht der dunkeln Weiten,
Wird ganz ihr Ruhm zu Theil.
Kein Lustrum reicht zum Lesen
Was dir ein Jahr erstrebt.
Wie kurz bist du gewesen,
Wie lang hast du gelebt."

Fr. v. Heyden.

Clärchen an Egmont.

Einen Helden ſah' ich kommen,
Einen Fürſten ſeiner Zeit
Und mein Herz ward hingenommen
Von des Lebens Herrlichkeit;
Und er klopfte fromm und leiſe
An des kleinen Hauſes Thor
Und in ſeines Odems Kreiſe
Schlug mir laut das Herz empor!

Alles hatt' er ſich errungen,
Lebensluſt und Lebensruhm
Sich den Lorbeer umgeſchlungen
Und das goldne Rittertum;
Wieder einen Heldenwandel
Hingeſtellt in alte Zeit
Glorreich wie im Fürſtenmantel,
Glorreich auch im Bürgerkleid.

Ach! es hatte ſchon vor Jahren
Clara, da noch Kind ſie war,
Von dem Egmont ſchon erfahren,
Von dem Sieger wunderbar.
Hatt' ihn in den Weltgeſchichten
Ziehen ſehn mit ſeinem Kranz
Wie die Welſchen Lieder dichten
Von der Paladine Glanz.

Und er kam — und alle Kränze
Hing er auf an meiner Hand
Bot in meines Lebens Lenze
Schalmeien mir die Heldenhand;
Hielt mit seines Armes Wollen
Alles ab von meiner Brust
Was mich hätte stören sollen
In der schönen Jugendlust.

Ließ das Mädchen freundlich blicken
In das Heldenangesicht,
An sein Herz die Hand mich drücken
Lächeln ihm in's Augenlicht
Bis es mich so ganz bewegte
Wühlend auf der Seele Grund
Und ich meine Lippen legte
Glühend ihm an seinen Mund.

Ach! in aller Welten Räume
Egmont waren doch nur zwei,
Selig so im Lebenstraume
Und in Liebe sich so treu;
Ob die Sterne golden kamen,
Ob der Morgen sprach zu mir
Ob die Blumen Abschied nahmen
Ach! von Keinem wußten wir!

Du! als ob allein ich hätte
Deines Lebens Schmuck und Zier,
Wolltest nicht die Gnadenkette
Nicht das goldne Schwert bei mir;
Warfst den Mantel hin zur Erde
Und den Diamantnen Hut

Wenn dein Auge sich verklärte
Und dein Herz in Himmelsgluth! —

Ach! und Sterben! — deinem Leben,
Dir so herrlich beigesellt
Könnte sie die schönste geben
Ihre ganze Lebenswelt!
Wie vom Helden mir geblieben
Nur der kleine schöne Mann
Müßte Klärchen weiß dich lieben
Lieben — wie man lieben kann!

Egmont! ruft das Mädchen leise
Laß uns sterben! freundlich dir,
Denn ein Frühling war die Reise!
Frühling wird nicht immer hier!
Kann ich doch noch rothe Wangen
Drücken an das kalte Herz,
Ist ihm doch noch nicht vergangen
Seines Lebens Muth und Lust!

So im Kranz von frischen Rosen
Der uns an einander drückt
Hörst du! wie die Wellen tosen
Und der Wind am Maste zückt! —
Hörst du, wie die Wellen brausen
Wie die Gebeine zerbricht
Wie der Tod es treibt da draußen
Aber Klärchen läßt dich nicht!

Fr. Kuhn.

Skolion.

Brüder, auf! ergreift die Becher,
Hebt sie zum Olymp empor,
Denn es schwingen rüst'ge Zecher
Sich zum hohen Sternenchor.
Vor der Erde bleichen Sorgen
Sind wir bei dem Wein geborgen;
Dieß bedenkt und jubelt froh! dieß bedenkt ꝛc.

Selbst die Götter schaun hernieder,
Und erfreun der Brüder sich;
Drum erbrauset, Jubellieder!
Chor, erschalle feierlich!
In verwandter Geister Kunde
Tönt uns diese Weihestunde;
Dieß bedenkt und jubelt froh! dieß bedenkt ꝛc.

Steigt hinauf zum höchsten Hohen,
Zu dem großen Menschenfreund,
Und so freut euch mit dem Frohen,
Weinet, wann der Bruder weint!
Jetzt noch rieselt sanft und helle
Unsers Jugendlebens Welle;
Dieß bedenkt und jubelt froh! dieß bedenkt ꝛc.

Bald entfliehn die schönen Jahre,
Wo uns Lieb' und Lenz verband,
Näher stehn wir dann der Bahre,
Näher dann dem Schattenland;

Doch, so lange wir noch blühen,
Mög' uns Bachus Geist durchsprühen!
Dieß bedenkt und jubelt froh! dieß bedenkt ꝛc.

Teutsche Freiheit, deutsche Sitte,
Teutsche Kunst und Wissenschaft
Mögen hoch in unsrer Mitte
Leben in verklarter Kraft!
Frischer Hoffnung Kinder steigen
Aus der neuen Schöpfung Zweigen;
Dieß bedenkt und jubelt froh! dieß bedenkt ꝛc.

Auch die Helden mögen leben,
Denen wir uns frah geweiht!
Lieb' und Gegenliebe geben (weben)
Unserm Bund die goldne Zeit.
Wann die Charitinnen lächeln,
Wird uns ew'ger Friede umfächeln;
Dieß bedenkt und jubelt froh! dieß bedenkt ꝛc.

Messerschmid.

Das Scheiden.

Ausgeweinet meine Thränen
Hab' ich still der Mitternacht!
Habe all' mein heißes Sehnen
Nun zum Opfer dargebracht.
Aller meiner Wünsche Blüthen
Hat der Sturm herabgestreift,
Alle Früchte die mir glüh'ten
Fielen ab, noch nicht gereift.

Gott! wie hab' ich so von Herzen
Sie geliebt, mit ächter Treu;
Dachte nicht, daß solcher Schmerzen
Diese Liebe fähig sey.
Denn sie schien mir so ergeben
Wie die Reb' dem Ulmenbaum,
Der sie mit sich will erheben
In der lichten Wolken Saum.

Und auf meinen Händen tragen
Wollt' ich sie durch's Leben hin,
Noch in meinen spät'sten Tagen
Meiner Freuden Schöpferinn,
Und ich suchte ihr zu streuen
Blumen nur auf ihren Pfad,
Wollte immerfort erneuen
Dieser Herzens-Blumen Saat.

Ach! da riß mit fremder Liebe
Sie ein Glücklicher an ſich. —
Ob mir auch ihr Dank wohl bliebe,
Liebe bleibt nicht mehr für mich,
Und doch, wahrlich, höher halten
Kann er nicht das theure Gut,
Als mit liebenden Gewalten
Noch es meine Seele thut.

Und doch fühl' ich es — o rinnet
Thränen, tief geweint und ſchwer —
Und doch fühl' ich's, ſie gewinnet
Mir kein heißes Sehnen mehr!
Scheiden muß ich von dem Hoffen
Das mein Leben mir erhellt;
Zwar es ſteht die Welt mir offen,
Doch nur ſie war meine Welt.

O! ſo lebe wohl! empfinde
Nie an des Geliebten Bruſt,
Was mir jetzt die Todesbinde
Legt vor alle Lebensluſt.
Werde glücklich! bin verrathen
Ich auch, ſtehe ganz allein,
Mögen meiner Thränen Saaten
Thau doch deinen Blüthen ſeyn.

Mög' er nur ſo heiß dich lieben
Wie ich dich im Herzen trug!
Treu dir ſeyn, wie ich's geblieben
In der Jahre Wechſelflug.

Mög' er ganz dich glücklich machen,
Er, der Räuber meiner Ruh'!
O! dann träufelt Gott mir Schmerzen
Einen Tropfen Troſt noch zu.

Und wenn einſt zu jenen Welten
Mich der Todesengel ruft, —
O! daß ſie das Kreuz bald ſtellten
Mir auf meine ſtille Gruft! —
Dann blick' auf zum Sternenheere,
Denn ein Freund winkt dir auch da,
Und bei jeder Lebensſchwere
Iſt als Schutzgeiſt er dir nah'!

Th. Hell.

Phantaſie.

Einſam ruht' ich jüngſt im Thale,
Um mich her war's Dämmerung;
Aus der Liebe Zauberſchaale
Trank ich wie beim Göttermahle
Himmliſche Begeiſterung.
Und auf einem Mondesſtrahle
Hob mit kühnem Adlerſchwung
Zu der Sterne Flammenbahn
Mich die Phantaſie hinan!

Ha! wie ſchauerlich die Wilde
In der Zukunft Dunkel blickt,
Und des Wahnſchenden Gilde
Mit der Liebe Zaubermilde
Und der Hoffnung Roſen ſchmückt;
Doch dem ganzen Wahngebilde
Täuſchung auf die Stirne drückt,
Die — ſo bald ihr jemand glaubt,
Ach, die Lebensgeiſter raubt!

Zauberiſche Träume ſchweben
Hold um den empörten Sinn
Und der Zukunft Freuden heben
Meiner Seele heißes Streben
Schon zum ſchönen Ziele hin —
O, ich fühl's, bei meinem Leben,
Daß ich jetzt ſchon glücklich bin,
Denn an ſüßer Liebe Band
Leitet mich des Schickſals Hand!

Führte mich zu jenem Haine,
Wo ich erſt mein Glück empfand,
Wo die Himmliſche, die Eine
Froh, bei Lunens Silberſcheine,
Mir den Kranz der Treue wand,
Und berauſcht von Götterwonne
Süßer Liebe, mir geſtand:
Auf der ganzen weiten Welt
Sey kein Glück, wo Liebe fehlt.

Ungemeſſen, unermeßen
Iſt der ſüßen Liebe Glück,
Schöner ſelbſt als Iris Bogen

Hoch am Firmament gezogen
Lächelt uns ihr Sonnenblick!
Stärker wie des Weltmeers Wogen
Und das ewige Geschick
Herrschet sie mit milder Hand
Über Meer und über Land!

Liebe, Liebe! alles Leben
Ohne dich, ist kalt und leer;
Liebe nur kann Wonne geben,
Ohne Liebe ist das Leben
Wahrlich keine Wohlthat mehr!
Alle Erdenwesen schweben
Unter ihrer Fahne her —
Selbst des Himmels goldnes Licht
Wärmte ohne Liebe nicht!

Doch, was athmet dort vom Hügel
Für ein schauerliches Weh'n?
Ha, des Todes Rabenflügel
Bricht durch stiller Gräber Riegel —
Laß, o Phantasie, ihn weh'n!
Laß der Todtengrüfte Siegel
Unberührt und heilig steh'n —
Jenen moosbewachs'nen Stein
Deckt ein liebendes Gebein! —

Mich ergreift der Ahnung Weben,
Schreckend, kalt wie Grabesluft!
Wer hört meiner Liebe Flehen,
Wer wird schützend bei mir stehen,
Wenn die nie gestillte Brust,
Wenn zu jenes Lebens Höhen

Lila die Vollendung ruft? —
Wann mit starkem Arm der Tod
Trennung unsrer Liebe droht?

O, dann wird', in tausend Thränen
Aufgelöst, mein Leben flieh'n! —
Wie der Kindheit schöne Szenen,
Ward' ich alles eitel wähnen,
Würde wellen und verblüh'n,
Und mit kummervollem Sehnen
Mud' an Lidas Grabe knie'n,
Bis verdorrt, wie Blum' und Laub
Ruhte neben ihr mein Staub. —

Schone! schone, werde milder
Schreckenvolle Phantasie!
O, was wecken deine Bilder
Für Gefühle? — Immer wilder,
Immer lauter toben sie!
O verschone, werde milder
Schreckenvolle Phantasie!
An des Hasses kalten Sinn
Schleudert deine Hand mich hin! —

O — die lautgepries'nen Freuden
Dieser Erde, sind sie's werth,
Was wir ihretwegen leiden
Was wir, sie zu haben, meiden,
Womit ihr Genuß beschwert?
Und, wenn kaum gesehn, sie scheiden,
Hintennach die Ruhe stört?
Ist auch eine, die uns schont,
Nicht zuletzt mit Thränen lohnt?

An der Freundschaft Grabmahl klagen
Thränen um den todten Freund —
An der Liebe Himmelswagen
Mit der Holle Wohlbehagen
Furcht und Eifersucht vereint —
Im Triumph der Siegeswagen
Ächzt der Tod und Jammer weint —
Auf des Nachruhms Sternenbahn
Fletscht der Neid den Schlangenzahn. —

Und doch ladet zum Genusse
Mich nicht Lida selber ein?
Bei der Zeiten schnellem Flusse
Sollt' ich so mich dem Verdrusse
Unzufriedner Klage weih'n?
Nein — o nein, bei deinem Kusse,
Lida, will ich mich erfreu'n;
Wenn auch alles Täuschung ist
Lida lebt und Lida küßt!

Kapf.

Sehnsucht.

Thränen, o träufelt wieder aus dem düstern
Auge, Thränen der Sehnsucht! — Wenn der Abend
Ferne Hügel glühend besäumet; graue
Nebel des Tages

Wieder erbleichen; über greisen Föhren
Hespers silberne Fackel leuchtet; nahest
Du, o Sehnsucht, süßer Erinnerung traute —
Traute Gefährtinn!

Immer nach meiner Kindheit frohen Spielen;
Süßer, heiliger Liebe stillen Freuden — hohen
Träumen meiner glühenden Stirne, blick' ich
Sehnend zurücke.

Breite die Arme nach den Truggestalten.
Wehe! Fliehet ihr an meiner bangen Seele
Gaukelnd — buntverworren vorüber?
Soll ich
Schatten umarmen?

Holde Gebilde könnt' ich eure goldnen
Schwingen feßeln! — Doch ach! im raschen Flug
Schwindet ihr, und später Grimm'rung bleiben
Thränen der Sehnsucht.

A. J. Schmidt.

Das Grab.

Phantasie am Gottes-Acker.

So still ist's, wüst und öde! tiefes Schweigen
Verhüllet dich, o heil'ge Todten-Flur!
Warum so stumm o Grab't hernieder steigen
Sahst du der Edlen viele — ihre Spur
Verschwand. Schweig immerhin! Ach beugen
Muß sich vor die die Welt, Verwesung nur
Umhaucht in deinem Schooß den lebensmüden,
Wenn er vom Schauplatz dieser Welt geschieden.

Wer bracht uns je vom Jenseits freud'ge Kunde,
Wem schien ein Lichtstrahl schon in ew'ger Nacht?
Ich eitler Thor! — aus ernem kalten Munde
Ward uns ihr Bruder noch kein Trost gebracht —

Doch, still mein Geist! beim Schlag der letzten Stunde
Erklärt sich uns, was wir geträumt — gedacht.
Nie bricht der Mensch des düstern Schweigens Siegel,
Nur jenseits tagt's, im heil'gen Wunderspiegel.

Dort prangt die Schrift am Moosumrankten Steine,
Wie sie mein Herz hin auf das Grab gestreut,
Du edler Schläfer, den ich tief beweine, —
Es hat ein Freund sie freundlich dir geweiht:
Wer wird wohl mir zum düstern Todtenhaine
Gewähren einst ein freundliches Geleit? —
Da werd' auch ich wie Tausende verwesen
Und werden Staub, wie ich einst Staub gewesen.

Der weiten Erde wimmelndes Gemenge
Im Schöpfungsreich, der Mensch am Pilgerstab,
Das Schönste, Köstlichste stürzt im Gedränge
Verwesend ach — im Strom der Zeit hinab. —
Und was gelebt in weltlich weiter Enge,
Vereinet sich in deinem Schoß o Grab!
Den hier die Lebens-Stürme schwer ermatten,
Dem grünt die Ruh in deinem kühlen Schatten.

Wenn über uns die finstern Mächte walten,
Da leuchtet uns der Hoffnung milder Schein,
Wir trotzen kühn den feindlichen Gewalten,
Das Schicksal muß, es will ertragen seyn.

Verherrlicht wird sich alles dort entfalten,
Wie aus die Arbeit immer wirksam rein.
Drum laßt im Kampf uns Brüder nicht verzagen,
Und dulden was uns Gott bestimmt — ertragen.

Man wird die Prüfung immer sich erschweren
Verzweifelt man, wo es bewähren gilt;
Nie darf der Wahn uns eitler Zucht bethören
Der nur zu Boden schaut, — mit Gram erfüllt.
Das Schicksal wird dir jeden Wunsch gewähren
Weißt du zu lenken ein dich lenkend Bild:
Den Starken trägt es auf des Glückes Wogen,
Und senkt den Zweifler tief zu Boden nieder.

Du willst das Glück so dir nicht hold verklagen,
Wähnst zu versinken stets im Wiederstehn?
O lerne doch was dir bestimmt ertragen,
Das Glück ergreifen, träumend nicht verschmähn:
Nicht dein Geschick, der Damen eitler Klagen
Verfolget dich, im Wahn einherzugehn
Dünkt klüger dir als wachend sicher schreiten —
Bist du ein Mann, so lerne männlich streiten!

Doch ach, wohin willst du mich Armen tragen
O du mein Geist, du mein zerstreuter Sinn?
Mein Herz verblutet, und mit lautem Zagen
Blick' ich, ein Mensch, zum dunkern Grabe hin:

Ein schöner Morgen wird uns jenseits tagen,
Zu Theil uns werden reichlicher Gewinn
Wenn wir des Lebens kurze Bahn durchschritten
Wie Gott es wünschet, der für uns gelitten.

Ein schönes Loos wird Gott uns dort bereiten
Sind wir dem Glauben und der Tugend treu.
O laßt die Kunde freudig mir verbreiten,
Daß Dämmerung hier und dort Verklärung sey:
Hier herrschen Stürme und rauhe Jahreszeiten,
Dort blüht des ew'gen Frühling gold'ner May,
Denn mögt ihr bersten Welten und zusammen
Sternen stürzen, ihr Vulkanen flammen.

Zu dir o Herr erheb' ich meine Hände,
Der du ein Vater aller Waisen bist,
Steh du mir bei o Gott beim letzten Ende,
Wenn von der Welt die Seel' geschieden ist.
O daß mein Flehn vor dir Erhörung fände! —
Du siehst mein Herz, das im Gebet zerfließt.
Und du o Grab du heilge Friedensstätte
Bereit zum Schlummer mir ein stilles Bette.

Craigher.

Lebenslauf eines Fröhlichen.

Mit unendlich frohem Sinn'
Folg' ich immer meinem Triebe;
Denn ich bin das süße Pfand
Einer heißen Gattenliebe.
Vaterarm hat mich gewiegt,
Mutter war mit mir vergnügt,
Beide lohnten mich mit Küssen
Und kein Thränchen durfte fließen;
So flog mir die Kindheit hin
Mit unendlich frohem Sinn.

Mit unendlich frohem Sinn
Ging ich in die Schule — schlafen,
Und kein Lehrer wagte es
Mich, den Liebling, abzustrafen.
War das Schuljahr dann herum,
Lohnte mich ein Prämium;
Andre kriegten Pönitenzen,
Bei mir gabs nur Eminenzen
Und ich glaubte wer ich bin! —
Mit unendlich frohem Sinn.

Mit unendlich frohem Sinn'
Hört ich jetzt, ich sollt' studieren.
Die Dukaten der Mama
Ließ der Burschengeist roulieren:

„Wiſſen iſt ein blauer Dunſt,
Turnen iſt die wahre Kunſt!“ —
Demonſtrirt' ich dem Magiſter,
Prellte Juden und Philiſter,
Trank den hübſchen Mädchen hin —
Mit unendlich frohem Sinn,

Mit unendlich frohem Sinn!
Weiht ich mein Talent dem Schönen,
Und in jedem Almanach
Ließ ich meine Leier tönen;
Wie Jonquil bald, fromm und toll,
Bald ſo witzig wie Jean Paul,
Duft wie Hölty, groß wie Schiller,
Voll Natur wie Göthe — Hiller;
Wie auch Neuter mich verſchrie'n;
Mit unendlich frohem Sinn!

Mit unendlich frohem Sinn'
Spielt' ich drauf den Rezenſenten,
Lorbern der Unſterblichkeit
Warf ich aus mit vollen Händen,
Und den Bannſtrahl hintennach;
Wenn des Witzes Pfeil gebrach
Schoß ich Vierundzwanzig-Pfunder
Auf die armen Muſenkinder —
Thats um reichlichen Gewinn,
Mit unendlich frohem Sinn.

Mit unendlich frohem Sinn
Hört' ich Deutſchlands Fürſten rufen,

Neue Kränze blühten da
An des Ruhmes Tempelstufen;
Aber Deutschland wurde frei
Aus dem Joch' der Tirannei,
Während ich mich equipirte
Und im Zimmer exerzirte:
Durfte nur zur Wache ziehn —
Mit unendlich frohem Sinn!

Mit unendlich frohem Sinn'
Sah' ich alte Tanten sterben,
Wie der letzte Wille sprach
Mußt' ich ihren Mammon erben;
Was fürs Beste anerkannt
Werd ich nun — ein Spekulant; —
Differenzen zu notiren —
Pharospielen — agioticen —
Ging ich auf die Börse hin
Mit unendlich frohem Sinn.

Mit unendlich frohem Sinn
Dacht' ich nun ein Weib zu wählen.
Hunderttausend Gulden reich
Konnt' es mir auch da nicht fehlen;
Schöne Blumen, ohne Zahl,
Machten schwer mir Herz und Wahl;
Endlich — aller Mädchen Krone.
Reich wie Crösus — welche Wonne!
Führt' ich zum Altare hin
Mit unendlich frohem Sinn'.

Mit unendlich frohem Sinn'
Schwelg' ich stets in Hoffnungen,
Und ich fürchte, endlich wird
Mich mein Glück sogar verdrießen.
Jede Last versüßet der Schmerz,
Lächelnd bricht ja oft das Herz' —
In das Reich der ächten Freuden
Muß uns erst die Zukunft leiten,
Einst sola' ich der Zuversinn,
Mit unendlich frohem Sinn'!

Joh. Langer.

Der Geheimnißvolle.

Wie ist mir so enge
Das berauschende Haus!
Fort, fort in's Gedränge
Des Lebens hinaus.

Kaum kann ich's ertragen,
So bin ich entzückt,
O, darf' ich nur sagen,
Was heut' mich beglückt!

Euch Vöglein in Zweigen,
Euch Lämmer im Thal,
Mein Glück zu verschweigen,
Wie bringt es mir Qual.

Ihr Blümchen der Auen,
Aus Seide gewebt,
Ja ließ ich's euch schauen
Ihr würdet betrübt.

Doch selber die Winde
Vernehmen kein Wort;
Es trugen's geschwinde
Die Flücht'gen mir fort.

Nie wird mir's entrissen,
Nie geb' ich es kund,
Wie schloß ja mit Küssen
Belline den Mund.

Drum still, ohne Zaudern,
Und thut es auch weh,
Denn wollt' ich's verplaudern,
Dann, Küssen, Ade!

Eduard Anschütz.

Der erſte Lenztag.

Welch ein blauer Äther lächelt,
Welch ein linder Odem fächelt
Auf die ſchlummernde Natur?
Ach ich fühle ſüß beklommen
Blumengott dein leiſes Kommen,
Schaue deiner Allmacht Spur.

Hoch auf Roſenwolken ſchwebend,
Alle Kräfte neu belebend,
Senket ſich der Lenz herab;
Folgſam ſeinem Machtgebote
Regt aufs Neue ſich die todte
Erd' in ihrem Wintergrab.

Seht wie ſchnell ſie ſich entſchleiernd,
Ihren erſten Lenztag feiernd,
Wonnetrunken ihn begrüßt!
Und wie brünſtig er ſie drängend,
Ihre letzten Bande ſprengend,
Weg das Schneegewand ihr küßt!

Und die Neuerwachte ſchmieget,
Von des Gottes Glut beſieget,
Schmachtend ſich an ſeine Bruſt;
Ha, wie ihre Pulſe klopfen;
Und in diamantnen Tropfen
Fließt die namenloſe Luſt.

Und schon sprossen sie die holden
Erstling blumchen, weiß und golden,
Aus der Neuvermählten Schoß;
Und der Millionen Keime
Winden in die lichten Räume
Ihre zarten Blättchen los.

Horcht! des Gottes Heroldinnen,
Lauten Jubel sie beginnen,
Schwebend über Land und See;
Tausend Lerchen schwingen, tragen
Seinen Hyazinten-Wagen
In der goldumwolkten Höh!

Und der Lilienbekränzte,
Sanft mit Rosenschein Umglänzte,
Lispelt nun der Erde traut:
„Nimmer fürchte du die Stürme
Nordens, ich der Lenz, beschirme
Dich, o meine theure Braut!

Bald zwar kehrt der Nordsturm brausend,
Schrecklich durch die Lüfte sausend,
Schneebeladen Nachts zurück
Aus dem ew'gen Eispallaste,
Er, der jedesmal mich haßte,
Wenn er sah das blüh'nde Glück

Das ich dir o Erde bringe,
Wenn ich glühend dich umschlinge
Trotzend ihm mit hohem Muth;

Bald gebeut des Schickſals Wille,
Und er kehrt entwaffnet, ſtille
Heim mit ohnmachtsvoller Wuth!“

Bald, ja bald grünt Alles wieder,
Und der Sänger Erſtlingslieder
Schallen durch den duft'gen Hain.
Ach, die erſten Märzviolen
Meines Eichenthales ſollen
Freundinn dir — geweihet ſeyn!

F. X. M.

Sie liebt mich nicht.

Was ich kaum zu denken wagte,
Ach es iſt nunmehr geſcheh'n,
Wie ich flehte, wie ich klagte,
Nimmer will ſie mich verſteh'n.
Aus dem wundgedrückten Herzen
Faut der Argwohn zu mir ſpricht,
Und mit namenloſen Schmerzen
Hör' ich: Stella liebt dich nicht.

Was kann mir noch Freude geben,
Wird mir nimmer Stellas Herz,
Nicht erfreut mich selbst das Leben,
Weichen will ich's stetem Schmerz.
Trauernd irr ich in den Hainen,
Bei des Mondes blassem Licht,
Nichts vermag ich als zu weinen
Denn ach, Stella liebt mich nicht.

Lange wird der Schmerz nicht wüthen,
Jeder Kummer bald verach'n,
Bald des Todes Hauch die Blüthen
Meiner Jugendkraft verweh'n.
Wenn mein Auge dann erblindet,
Wenn der Tod das Herz mir bricht,
In ein Nichts die Welt mir schwindet
Seufz' ich noch: Sie liebt mich nicht.

Carl Siegmayer.

Grabschrift eines Jünglings.

Zwar ungern schied ich von dem Leben,
Das viel der Freuden mir gegeben,
Und mehr der Freuden noch versprach,
Als meine morsche Hülle brach.

Doch was der Tod mir nicht zu rauben
Vermochte, war mein festes Glauben
An meiner Seele Auferstehn
Und an ein fröhlich Wiedersehn.

Und in dem Glauben, in dem Hoffen
Sah ich der Liebe Pforten offen,
Die kein Gedanke je ermißt
Und die mein Sünder nicht vergißt.

Carl Stegmayer.

Erinnerungen aus Italien.

2. In den Straßen Venedig's.

Wandl' ich durch die Straßen
Venezia's hin,
Fühl' ich so früh, daß
Im Leben ich bin!

Meer' oder Städte,
Was es auch sey,
Ist es Neptun's nur,
Woget so frei.

Süßes Gelärme,
Andern verhaßt,
Lehrst mich, daß voll das
Leben hier praßt.
Stets ist die Freude
Nah' dem Gesang;
Aber das Lied ist
Lebendiger Lebensklang.

Freut euch des Lebens,
Singet nur zu;
Schön ist's in Wogen,
Häßlich in Ruh.
Ruh für den Himmel, —
Kampf für die Welt,
Muthig im Kampf ist
Was mir gefällt.

Fließt durch die Adern
Flamm' oder Blut? —
Ha! seid willkommen,
Flamme ist gut!
Brennt nicht weltunter,
Brennt himmelan,
Beleuchtet bezaubernd
Die Lebensbahn!

4. Zur See.

Wie das Leben des Kindes
Über die Erde ziehet hin,
Wandert durch die Wellen
Mein Schiff dahin. —
Aber wie der Jüngling
Einhand zur Sonne strebt
Möcht' ich so gern es sehn,
Wenn es der Kampf der Brandungen hebt!

Ich lieb' euch, ihr Sterne
Am Himmelsbogen —
Jetzt aber verhüllt euch
In nächtliches Grau!
Von hinnen, o Zephyr,
Magst jetzt du ziehn,
Es jage die Windsbraut
Dich stürmend dahin!

Auf, durcheinander
Zum schaurigen Spiel,
Auf ihr Wogen
In tollem Gewühl!
Hell leuchtet, ihr Blitze
Des Donners Lauf!
Heulet, ihr Stürme,
Ihr nächtlichen Schrecken, herauf! — —

Aber es geht auf den Wellen,
Ein Kind, das Schiff,

Wie den Sturm auch der Jüngling
Beschwörend drin rief.
Der schaut in die Tiefe
Mit schauernder Lust,
Und Sehnsucht nach Kampfe
Zersprengt ihm die glühende Brust!

---

5. An die ferne Geliebte.

Südlich laue Lüfte wehen
Ungewohnten Balsam mir.
Aber ach, sie ziehn und kommen
Zu dir nicht und nicht von dir!
Freudig heit're Töne schallen
Rings um mich in frohem Chor,
Aber deiner Stimme Zauber
Ach, entzückt jetzt nicht mein Ohr!

Freundlich spielt mit seinen Wellen
Dort der blaue Ozean,
Aber dich, du Holde, bringen
Sie nicht her auf blauer Bahn!
Offen sind der Tempel Hallen,
Heil'genbilder strahlen d'rin —
Aber den lebend'gen Engel
Sucht umsonst mein Liebessinn!

O, wie ist es hier so herrlich,
Denk' ich, ferne, nicht an dich;

O wie ist es hier mir enge,
Mahnt an dich ein Blümchen mich!
Drückend sind mir dann die Lüfte,
Klage wird der Lustgesang,
Und der weite Tanz der Wellen
Macht die Brust mir schwer und bang!

Nehmt mich auf und fragt im Frieden
Oder auch im Sturm mich fort.
Nach dem Sturme winkt die Ruhe
Mir bei ihr in sicherm Port.
Blaht die Segel auf, ihr Lüfte,
Pfeilschnell fliege hin, mein Schiff,
Denn mir ist, als hört' ich drüben
Ihre Stimme, die mir rief!

F. E. von Hermann.

Anekdote.

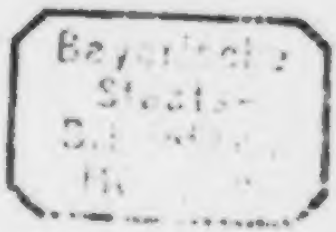
Ein Mahler sprach zu Polly, der Brünette,
Die gern den Kunstsold ihm geschmälert hatte:
„Bist du zufrieden nicht mit deinem Bilde,
So nimmts der Mohrenwirth zum neuen Schilde."

Haug.

Aufschluß.

Die starb die sechste Frau. Willst du mir Kunde geben:
Wie ging es zu? — — „Nach meinem klugen Plan,
Den Keiner Sünde schelten kann.
Ein Weib kann ohne Widerspruch nicht leben.
Ich widersprach nicht, und sie starben dran."

Haug.



ARTEMIDOR

IM

REICHE DER RÖMER

VON

CHR. KUFFNER.

1ter BAND.

PUB. VIRGILIUS MARO.

BRÜNN. BEI I. G. TRASSLER.

MDCCCXXII.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts
Bibliothek

I 115

IV. 55

Vorwort.

Hellas und Rom waren einst die Polarsterne der Nationen ihrer Zeit, in geistiger wie in politischer Hinsicht, sie schimmern auch jetzt noch für uns, durch Jahrhunderte der Weltgeschichte herauf, als die Sternbilder der Schönheit und der Größe. An ihrer Gluth entzündet sich die Seele des Jünglings, der auf dem Circus maximus alter Herrlichkeit seinen feurigen Lauf beginnt; der Geist des Mannes ehrt in ihnen die frühen Ideale seiner gereiften Ansichten, und seines gediegenen Handelns; der Greis ergeht sich lustwandelnd auf den, vom Abendroth der Vergangenheit umflossenen Gefilden klassischer Vollendung.

So ist Griechenlands und Roms Zwillingsreich noch jetzt der gemeinschaftliche Mittelpunkt, das Olympia, in dem die Besten und Geistreichsten aller Nationen sich zu-

sammenfinden und erkennen, das Vaterland einer ganzen Nachwelt.

Mit Wunden der Gegenwart bedeckt, begrüßt des Leidenden Sehnsucht, — mit Freudenkränzen geschmückt, des Glücklichen Wohlgefühl euer Geisterreich, Griechenland und Rom! Eure Zauber, einmal empfunden, wirken fort und fort. Im Frühlicht des Lebens vernommen, erklingt uns bis zur Neige der Tage Homers jonische Äolsharfe, erschallen uns noch jetzt Marc Antonins und Seneca's Weisheitsprüche vom Purpur des Throns, wie vom Purpur der geöffneten Ader, und klingen und schallen fort und fort, durch alle Wechsel des Lebens. Noch jetzt gleitet Venusiums Schwan mit Pindars geraubter Lyra, vor unserm emporschauenden Auge dahin, und aus Platons Geisterhalle leuchtet uns eine ewige Aurora. Zahllos wandeln hohe Gestalten aus den Trümmern der Vorwelt uns Bewundernden entgegen. Tacitus lüftet den Schleier — und ein glühendes Gemählde zeigt uns den Menschen mächtig und entsetzlich; Sophokles schwingt den Zauberstab, — und wir erblicken den Menschen leidend und groß.

Euch denke ich, Hellas und Rom, — und sieh! ein Olymp voll Göttergestalten, ein Amphitheater voll Heroen stellt sich dem entzückten Auge dar, und ein strahlender Triumphbogen, geschmückt mit allen erhabenen und holden Tugenden, erscheint, auf dessen Gipfel der Tod fürs Vaterland die Siegeskrone der Vollendung setzt. Dichter und

Weise stehen auf den Marmorstufen der Unsterblichkeit, lehren uns Eins seyn mit dem Leben, schaffend leben, und lebend schaffen, indem Heroen auf die goldenen Hesperidenfrüchte hoher Thatkraft und schöner Geistesschöpfung deuten. Willkommen, ihr herrlichen Klänge und Gebilde der alten Muse! Was in euch so freudig athmet, es gleicht dem frischen Wehen des frühen Morgens mit seinem noch nicht blendenden Tagesglanz; es gleicht dem kräftigen Treiben und dem jugendlichen Sprossen der Natur im ersten Werden des Frühlings. Wir haben hohen Mittag, hell — aber schwül.

So stand Hellas und Rom vor mir, als meine Seele zu tagen begann. Entzückt vom eigenen Lichte des erstern, erfreute ich mich auch am Wiederscheine des letztern. So geschah es, daß ich, bei der ersten Durchlesung der Reise des jüngern Anacharsis durch Griechenland, das Bedürfniß eines ähnlichen Werkes über Rom kennen lernte, und der Wunsch, ein solches zu gestalten, in mir erwachte. Was der Jüngling begonnen, ward vom Manne ausgeführt. Durch eine Reihe von Jahren, mit ihren Tagen und Nächten, weilte mein Geist in Rom. Wen der Adlerflügel der Größe einmal empor hob; der muß auf der Felsenhorst geruht haben, eh er ins Thal zurückkehrt.

Nicht ruhen ließ mich der Drang, der mich einmal ergriffen hatte; ich mußte schaffen dieses Werk, das ich dem Leser hier übergebe. Es soll nicht die gedörrte Frucht todter Gelehrsamkeit, nicht die mühsame Zusammensetzung mosivischer Arbeit seyn. Es stehe da als die Memnonssäule einer großen Vergangenheit, die noch jetzt tönt, wenn ein Strahl des Geistes sie berührt; es soll dem Freunde des an Männern, Thaten und Werken herrlichen italischen Alterthums ein sprechendes Bild von dem ganzen innern und äußern Leben der Romuliden vor die Seele stellen, mit ihren Tugenden und Lastern, in ihrer Herrlichkeit wie in ihrer Entartung.

Vernimm denn, Leser, was du erwarten sollst und was ich geben kann, geben will! Ein Pantheon stell' ich auf, ein Pantheon des großten Reiches der Geschichte, des Römerreichs in drei Welttheilen, dem keines je glich. Was Rom Großes besaß, vom Ursprung der einfachsten strengsten Sittenkeuschheit bis zu der Überfülle und Überfeinerung des blendendsten Frevelluxus, vereinige sich hier zu einem großen lebendigen Bilde.

Ein römischer Arcus triumphalis ist auch das richtigste Sinnbild Roms: Stärke und Reichthum! So steht das Volk da, so der Staat; ein Riesenmonument, von Griechenlands untergehender Sonne beleuchtet. Was da war auf Erden, es ist hier vereinigt, zuerst an Tugenden, später an Lastern, zuletzt an Wiedergeburt des Bes-

fern nach vorhergegangener Erschöpfung. An Vaterlandsliebe stark, bis zum Egoismus, an Tapferkeit größer als irgend ein Volk, seine Staatslehre sammelnd selbst vom Geringsten der Besiegten, Weisheit und Kunst aus Hellas saugend wie die Biene aus der Blume, das Schöne zum Vorbild wählend und mit Liebe nachbildend, — so steht Rom da, ein Koloß, bald angestaunt, bald gefürchtet, eine Pallas in voller Rüstung, ein Jupiter, mit der einen Hand Aphroditens Kinn streichelnd, indeß die andere den Blitz schleudert. Allenthalben tont Waffengerassel, leise klingen Friedensgesänge, wie fernhin säuselnder Schwäne Laut.

Über einzelne Theile des vielumfassenden Ganzen ist zwar Vieles vorhanden, aber eben so verschieden an Werth, als an Gestalt und Umfang. Der Leser finde hier das geistige Sublimat jener chaotischen Masse, strenge Wahrheit des Inhalts in erfreulicher Gefälligkeit der Darstellung.

Ich wählte die Form einer Reise, weil sie am meisten versinnlicht und vergegenwärtigt, die größte Theilnahme erregt und die genußreichste Mannigfaltigkeit gewährt. Man wird daher in dem ganzen Werke denselben Geist in stetem Wechsel der Form finden; Erzählung, Ge-

ſpräch, Betrachtung, Beſchreibung u. ſ. w. werden ſich an einander reihen, ſorgſam gewählt, wie man Blumen nach Geſtalt und Farbe ordnet.

Der Reiſende ſelbſt iſt der Grieche Artemidor. Das Alterthum kennt deren zwei. Ich habe mir erlaubt, ſie in Einen zu verſchmelzen, da man von Beiden nur ſehr wenig Nachrichten hat, die Chronologie aber ihrer Vereinigung nicht widerſpricht; denn der frühere Artemidor, ein Reiſender und Geograph, deſſen Strabo an mehreren Stellen rühmliche Erwähnung thut, lebte mit dem etwas jüngern beinahe gleichzeitig unter Tibers Regierung, konnte alſo zu Trajans Zeit beiläufig ſiebenzig Jahr alt, folglich ſehr wohl der nämliche ſeyn mit dem Letztern, welcher unter Trajan in Rom philoſophiſche Schule hielt, und ein vertrauter Freund des jüngern Plinius war, der ihn in einem ſeiner Briefe als einen vortrefflichen Mann ſchildert. *)

Ich nahm die Hypotheſe an, weil ich ſie nicht unwahrſcheinlich, zu dem Zweck meines Werkes aber ſehr paſſend fand. —

Eh ich weiter von mir ſelbſt ſpreche, geziemt ſichs, mein Todtenopfer auf Barthelemy's geehrtes Grab zu le-

*) Strabo L. 3. §. 4. 15. — L. 14. §. 302. 340. — Plin. Secund. L. 3 epist. 11. —

gen, und bei dieser Gelegenheit die zwischen unsern beiden Werken obwaltende Verschiedenheit in der Behandlung und Darstellungsweise des Gegenstandes zu bezeichnen.

Barthelemy arbeitete sein Werk zierlich und musivisch, bis ins kleinste Detail oft unwichtiger Daten, wie der geringere Umfang seines Stoffes es zuließ. Sein Reisender, der Scythe Anacharsis, ist ein Fremdling — nicht nur in Griechenland, sondern auch in der geistigen Ausbildung, und betritt daher das Gebieth hellenischer Geistesgröße und Kunstschönheit anstaunend wie ein Wunderreich, wofür er keinen Maßstab in sich trägt. So wollte es die Zeit, welche den Griechen über seine Mitwelt empor hob.

Beträchtlich unterscheidet sich mein Gegenstand, ungeachtet der Verwandtschaft, von dem vorgenannten durch Umfang, Menge der Stoffmasse, und Tendenz. Mein Reisender im Riesenreiche der Römer ist ein Grieche, trägt die Ideale des Schönen und Erhabenen in sich, und kannte in seinem Vaterlande, ehe er Rom kennen lernte, die herrlichsten Werke der schaffenden Kunst, den vollen Lichtstrom des Geistes. Er hat also für Alles, das im Auslande vor ihn tritt, den höhern Maßstab vor sich, und darf nicht bloß enthusiastisch anstaunen.

So mußte meine Darstellungsweise von der meines ruhmwürdigen Vorgängers in zwei Hauptpunkten bedeutend

verſchieden werden, denn fürs Erſte geſtattete die Menge der Maſſe und die Größe des Umfanges nicht, die Theile meines Werkes muſiviſch zuſammenzuſetzen, ſondern ich mußte den Stoff gleichſam zu einem Gährungsprozeſſe bringen, das Materielle ſublimiren, und nur die großen Reſultate des Vergeiſtigten geben. Zudem mußte ich, — eben weil Artemidor höhere Vorbilder kennt, — größtentheils paralleliſirend fortſchreiten, wo der Scythe Anacharſis nur bei jedem unmittelbar nächſten Objekt, ohne irgend eine Vergleichung, verweilt, und ſich deſſen freut, was er ſo eben genießt, ohne eines Höhern dabei zu gedenken; ein Fall, welcher ſich z. B. beſonders oft bei der Literatur der Römer ereignen muß.

Die Schätze der römiſchen Literatur — ich wage es zu ſagen — ſie modern; denn wenn Studierende davon karg zugemeſſene fragmentariſche Broſamen genießen, wenn ein anatomirender Philolog, ein trockener Gedächtniß-Gelehrter, oder ſonſt irgend ein Baum ſeines Faches davon wegnimmt und ſich an- oder einſetzt, oder irgend ein Schöngeiſt ſich einige Pfauenfedern prunkend beilegt, ſo ſage ich immer noch: jene Schätze modern. Ich will ſie ins Leben führen, mehr als Barthelemy, der die Meiſterwerke der Griechen größtentheils nur mit charakteriſtiſchen Umriſſen bezeichnet; ein literariſches Pompeji und Herkulanum, bedeckt von der Lava der Unkenntniß und der Gleichgültigkeit, will ich ausgraben, ans Tageslicht fördern, ins Leben führen. Todte Schätze ſind

keine Schätze. Was nur der Archäolog kennt und rühmt, hat nur den traurigen Reiz einer Gruft. Was die Alten schrieben, war unmittelbar aus dem Leben gegriffen; ihre Werke sollen also nicht als Mumien für die beschauende Gelehrsamkeit da stehen; sie müssen ein Garten seyn, zu dem der Eingang Jedem offen steht, der Geist und Gefühl hat, auch ohne archäologische Eintrittskarte. —

Was nun insbesondere diese meine Arbeit im Verhältniß zu andern Werken der Art betrifft, so huldige ich gerne und mit ungeheuchelter Hochachtung den Verdiensten Barthelemy's und Cuocos, *) die ihren Werken das Siegel der Vollendung und Unsterblichkeit aufzudrücken vermochten. Die athenienſiſchen Briefe stehen zwar an Geist, Tiefe und Schönheit der Darstellung hinter jenen weit zurück, doch bleiben sie schätzbar wegen ihrer Fülle von Kenntnissen, und durch das rühmliche Streben nach einem edlen Ziel. Böttigers Meisterwerk: Sabina, läßt in seiner Art nichts zu wünschen übrig. Hätten wir ein gleiches Werk über Roms Gesammtheit, so wären neuere Versuche überflussig. Fr. Schlegels Werk: Griechen und Römer, enthält die Brennpunkte der Intelligenz des Alterthums. Anthenors Reise gibt sich zwar die Miene

---

*) Cuoco, Verfaſſer des Werkes: Platone in Italia.

eines geſchichtlichen Produkts, iſt aber doch nur ein frivoler Roman voll Liebeleien eines fingirten griechiſchen Etourdi. Dieſes Werkchen mag manchen Leſer durch Witz und Phantaſie allerdings für ſich gewinnen; doch bleibt es immer ſtoßhaft, Ausſprüche über das klaſſiſche Alterthum in den Mund eines leichtfertigen Romanhelden zu legen. Würdiger und gehaltreicher erſcheint in dieſer Hinſicht die Reiſe des Pythagoras.

Mir ſelbſt werden belehrende Urtheile, ja ſelbſt Meinungen willkommen ſeyn, ſobald unbefangene Männer von Geiſt und Wiſſen ſie ausſprechen, denn, voll Achtung für gegründeten und gerechten Tadel, ehre ich den Ariſtarch in eben dem Grade, als ich den kek abſprechenden Zoilus verabſcheue.

Insbeſondere muß ich noch zweier Klaſſen von Leſern erwähnen, die weder mir, noch irgend einem Verfaſſer größerer Werke erwünſcht ſeyn können. Die Einen von dieſen, ich möchte ſie die Ungenügſamen oder Verſchlingenden nennen, werden verlangen, daß ſchon der erſte Theil gleichſam Alles in Allem enthalte, was doch nicht ſeyn kann, nicht ſeyn ſoll. Andere dagegen, Kenner oder Liebhaber einzelner Fächer, und wohl auch Meiſter in denſelben, werden fordern, daß dieſe ihre Fächer an Umfang, Ausführlichkeit und Tiefe der Behandlung allen übrigen vorgehen ſollten. Aber auch dieß konnte und ſollte nicht ſeyn; denn es mußte jedes Einzelne, als Theil, der

Symmetrie des Ganzen mit relativer Wichtigkeit untergeordnet werden.

Barthelemy konnte seinem Werke die genügende Form einer Reisebeschreibung geben; der verhältnißmäßig kleine Raum, welchen sein Scythe durchwandert, gestattete einem solchen — ich möchte sagen — geographischen Plan, da Anacharsis, Griechenland bereisend, wie er von Ort zu Ort kommt, das Merkwürdige an Menschen, Begebenheiten, Einrichtung, Natur- und Kunstwerken beschreibt.

Mein Artemidor vertrug diese rein-geographische Form nicht; weder die Länge der Zeit noch die Größe des Raums waren ihr angemessen. Das Riesenreich der Römer in drei Theilen der Erde gab sich keinem ambulirenden Neugierigen preis. Ich mußte also, abweichend, statt jener Form einen eigentlichen Plan entwerfen. Dieser, mannigfaltig und vielverschlungen, kann sich nicht sogleich in den ersten Abtheilungen hinlänglich kund geben. Ich muß daher Leser und Beurtheiler bitten, wo nicht den Schluß des Werkes, doch wenigstens einige Bände desselben abzuwarten, und bis dahin mit entscheidenden Aussprüchen zurückzuhalten.

Noch habe ich von den benützten Quellen und über die gewählten Übersetzungen der aus den Klassikern angeführten Stellen zu sprechen.

Ich hege die größte Hochachtung für die hohen Ver-

dienste eines Grävius, Gronovius, Lipsius, Bergier, Montfaucon, Winkelmann, Caylus, ꝛc. Ich verehre die Gelehrsamkeit, den tiefen Forschergeist, der neuern Heroen des Alterthums, Böttiger, Heeren, Niebuhr, Voß ꝛc.; dessen ungeachtet aber hielt ich mich an die Quellen des klassischen Alterthums selbst, woraus ich, mit seltenen Ausnahmen in besondern Fällen, die Belege und Beweisstellen schöpfe und anführe. Dieß zu thun, schien mir Pflicht. Auch fühlte ich den Drang, jenem Unsterblichen der Vorwelt ein Denkmal aus ihren eigenen Worten zu erbauen.

Hinsichtlich der gewählten Übersetzungen muß ich bemerken, daß — meiner Meinung nach — eine Übersetzung eines Klassikers in mehr als einer Rücksicht ein Meisterstück seyn kann, und dennoch nicht wohl geeignet ist, bei der Ausbeute einzelner Stellen benützt zu werden, weil in diesen Fällen oft insbesondere auf irgend einen einzelnen Vorzug, z. B. leichter faßlicher Klarheit, schärfere Bestimmtheit, u. dgl. gesehen werden muß. Solcher Einzelnheiten wegen mußte ich manchmal selbst eine verdunkelte ältere Übersetzung vor der hellstrahlenden neuern wählen.

Was nun die Schwierigkeit des Unternehmens betrifft, so habe ich dieselbe während der Arbeit beinahe mit jedem Tage mehr und mehr kennen gelernt; habe beinahe mit jedem Tage tiefer gefühlt, welche Forderungen ein solcher Stoff an seinen Bearbeiter macht, und wie viele —

in gleich hohem Grade kaum zu vereinigende Eigenschaften er dennoch in sich vereinigen soll.

Würde man — wenn ich das Wort nun für mich führen wollte — es gelten lassen, wenn ich um die Beherzigung des alten Ausspruches bäte: **In Magnis voluisse sat est?**

A. Albinus hatte einst eine römische Geschichte geschrieben, und bat in der Vorrede dringend um Entschuldigung, wenn ihm irgend etwas in dem Werke nicht gelungen seyn sollte. Als M. Cato dieses las, sagte er zu dem Verfasser: »Du bist doch ein Schalk! — Wer zwang dich denn, etwas zu unternehmen, weßwegen du schon im Voraus um Entschuldigung bitten mußt?« *)

Wien am 30sten August 1821.

*) A. Gellius l. 11. cap. 8.

Erstes Buch.

Reise nach Kreta.

I.

Artemidor grüßt seine Lieben!

Euch, ihr Freunde und Freundinnen, euch, meine Schüler, übergebe ich ein Werk, dessen größeren Theil ihr aus meinen mündlichen Vorträgen kennt, welchen ihr in Athen, Ephes und Rom beigewohnt habt. Mögt ihr, vom Schicksal getrennt und weit umher zerstreut, in diesem Werke des ergrauten Lehrers einen Punkt finden, in welchem ihr euch durch Geist und gemeinschaftliche Liebe wieder vereiniget! Mit Entzücken gedenk' ich euer; ihr erfüllt meine Seele, — vor allen aber du, Arete, liebenswürdigste Gattinn! Du, ihr trefflicher Vater Musonius! Du, Kallidamas, erster Freund meiner Jugend, und du, mein herrlicher Plinius Secundus! *) Ihr Geliebten seyd mir theurer als jenes goldene Bildniß, welches die dankbaren Epheser mir errichtet haben. **)

Da meine allgemeine Beschreibung der Erde und die vorgetragenen Lehren der Weisheit euern Beifall erhielten, so ent-

*) Plin. epist. 11. l. 3.
**) Strabo l. 14. cap. 3.

zieht ihn auch diesem Werke nicht, welches Roms Größe und mein in Rom genossenes Glück schildert,

Du aber, mein Plinius, edelster unter den Römern, großmüthiger Freund, nachsichtigster Kenner! Verzeihe, wenn mein volles Herz oft in heißes Lob ausströmt bei der Schilderung von Szenen, wo deine Seele sich in ihrer ganzen Schönheit zeigte! Nimm mein Werk mit der angebornen Huld auf, und genieße mit freundlicher Liebe, was ein warmes Herz dir bietet!

Ich lebe unter Trajan; das heißt: ich lebe glücklich! Das beinahe verblutete Rom ist zu neuem Leben erwacht; es ruht fröhlich im Schatten des Oelbaumes, und singt Friedenshymnen. Argwohn, Mißtrauen und Verfolgungsgeist sind mit allen Lastern der vorigen Regierungen verschwunden. Ruhe, Heiterkeit und Liebe zu behaglichem Lebensgenusse strahlen aus jedem Angesicht, denn das beseligende Gefühl eines, durch den menschenfreundlichsten Fürsten beglückten Daseyns hat den wonnetrunkenen Römer beinahe zum geistvoll muntern Griechen umgeschaffen. *)

Ich freue mich unter dem frohgewordenen Volke wie im Schooße eines harmonischen Familienkreises. Trübte mir nun auch ein weniger erfreuliches Schicksal die Neige meines Daseyns, — ich würde dennoch mit meinem letzten Athemzuge den Göttern für das Geschenk des Lebens danken; es war ja reich an Wonne, denn ich bin ein Grieche und genoß Italiens schönste Periode. Ich opferte den Grazien, und das Glück war oft mein Gast. Mir ward das Leben zur Heimat; kann der Sterbe-

*) Florus Prooemio Epit. de reb. gest. Roman.

liche mehr wünschen? Liebe zur Kunst und Weisheit des Mandeins sind seine häuslichen Schutzgötter.

Ich bin kein Dichter, aber ich genoß von den Ambrosiamahlen der Poesie. Ich bin kein Feldherr, aber ich durchlebte mit reger Phantasie und mit prüfendem Geiste Schlachten und Kriege, wie Polyb, der glorreichen Scipionen glorreicher Gefährte. *) Ich bin kein Staatsmann, aber ich durchforschte Gesetzgebungen, Regierungsformen und Staatsverfassungen großer und kleiner Völker, und pflückte die Blüthen des Wahren, Guten und Schönen.

So gerüstet, ergreift mich oft hohes Erstaunen über Roms Größe, dann sage ich mir mit Entzücken: Wie Griechen waren Roms Vorbilder; uns nacheifernd, erstieg es den Gipfel der Größe. Nun aber zolle die Weltgebietherinn der entkräfteten Lehrerinn den gebührenden Dank! Rom, noch schwach und gefährdet von allen Seiten, erborgte sich Griechenlands Gesetze, entglühte an Griechenlands Heroen, erwärmte und veredelte sich durch griechische Weisheit, ward gebildet und verschönt durch griechische Kunst. Sie entrichte uns nunmehr, die erhabene Schuldnerinn, das nicht entehrende Opfer, und ihre Größe preise mein Vaterland, so wie ihre Macht es beschützt.

Tugend war Roms und Griechenlands Ideal, da beide noch in der Jugendblüthe standen; Hellas aber pflegte mehr die holden und liebenswürdigen Töchter jener erhabenen Mutter, Rom die großen und hehren. Schönheit war unsere Form, Kraft die ihrige.

---

*) Pausan. l. 8.

Rom ist Griechenlands Sonne gesunken; ihr blendender Widerschein, strahlt Italien. So wollen wir uns denn erfreuen in ihres Abglanzes Herrlichkeit!

Der Zweck dieses Werkes ist, euch, meine Geliebten, Alles zu schildern, was Rom an Weisheit und an Staatsklugheit, an Kunst und Wissenschaft, an großen Männern, Thaten und Werken besaß und noch besitzt. Mit gewissenhafter Wahrheitsliebe will ich das Eigenthümliche zeigen im Charakter der Römer, in ihrer Verfassung und Lebensweise, eine höchst wandelbare Erscheinung in den verschiedenen Perioden!

Einen beträchtlichen Theil der Nachrichten, die ich hier mittheilen werde, hinterließ mir mein Vater und mein Oheim. Beide kamen als blühende Jünglinge in Cicero's letzten Lebensjahren nach Rom, und genossen die liebenswürdigste Weisheit im Umgange mit diesem vortrefflichen Manne, welchen die Musen mit dem Nektar griechischer Kunst und Wissenschaft nährten.

Mein Vater hatte mich, so wie meinen ältern Bruder, schon bei unserer Geburt nach dieser Hauptstadt der Erde bestimmt, weil schon zu jener Zeit dem strebenden Griechen nicht mehr in seinem entkräfteten greisen Vaterlande, sondern nur in dem Reiche dieser Weltgebietherinn Glück und Ruhm erblühten.

So kam ich während Nero's letzter Regierungsjahre nach Rom, und keine meiner schönen Hoffnungen blieb unerfüllt. Ich fand die beste Aufnahme, da Rom für jeden Athener insbesondere die günstigste Vorliebe hegt; und ich darf sagen, daß ein edler Römer sich schämen würde, in seinem Hause keinen Griechen zu haben. Diese Vorliebe, durch Cicero's Empfehlung

erhöhe, erreichte endlich einen so hohen Grad, daß Rom manchmal selbst Griechlein für Griechen gelten ließ.

Mit innigem Dank bekenne ich es, daß mir das Glück zu Theil ward, den Umgang der größten und edelsten Römer, in deren Häusern ich durch Plutarch eingeführet wurde, zu genießen; Tacitus, Sueton, Martial, Silius, Italicus, Juvenal, Plinius Sekundus und Quintilian, sein trefflicher Lehrer, waren mir Freunde.

Ich habe in Rom viel Freudiges erlebt; aber kein Verhältniß, keine Lage konnte mich je die letzten Abschiedsworte meines greisen Vaters vergessen machen. „Geh," — sprach er, da meine Thränen flossen, — „geh, und sammle in Italien Lorbern um die Urne deines Vaterlands! Führe stets mit bewehrtem Munde die Sache deiner Heimath, und bleib' ein Grieche auch in Rom! Du wirst überall Freunde finden, weil das Schöne und das Gute nie ganz verlassen ist. Lebe immer in der Vergleichung dessen, was ist, mit dem, was war, und gedenke unserer Heroen!" —

Ich habe die Bemerkungen meines Vaters und meines Oheims in mein Werk aufgenommen, und sie mit meiner Schilderung der Denkwürdigkeiten des Römerstaates, von Nero bis zu unserm göttlichen Trajan, verbunden, um ein angenehmes und belehrendes Ganzes daraus zu bilden. Möge es sich mit eurem Genius, ihr Freunde, befreunden!

II.

Du selbst, mein Kallidamas, warst Zeuge, welche günstige Winde unsere Segel schwellten, als wir den Hafen von Athen verließen. Sie begleiteten auch während der ganzen Reise unser Schiff mit ihrem erfreulichen Hauche.

Die Gesellschaft bestand größtentheils aus Römern und Athenern. Nur ein Kreter, ein Sicilier, ein Sarde und ein Korse befanden sich dabei. Die Unterhaltung war lebhaft, wie sie es bei solcher Mannigfaltigkeit der Charaktere seyn mußte. Auch vertrugen wir uns gut. Nur selten entstand ein bald wieder beigelegter Zwist, wenn etwa ein Römer zu auffallend den Herrn spielen wollte.

Eines Tags erblickten wir in der Ferne ein glänzend weißes Gewölk. *) Die schöne Erscheinung preßte mir einen Ruf der Verwunderung aus. Der Kreter lächelte. „Was du für ein glänzendes Gewölk hältst," sagte er, „sind die weißen Felsen der Insel Kreta, welche man schon in weiter Entfernung erblickt, weil sie sehr hoch aus dem Meere emporragt." —

*) Plin. hist. nat. l. 4. — Solin. cap. 2. — Virg. Aeneis. l. 3.

Und so war es wirklich. Die Klippengestalten entwickelten sich immer deutlicher, je näher wir kamen. Endlich ward gelandet an der nördlichen Küste der Insel, welche einst mit hundert Städten herrlich prangte, und Völkern, die sich nach dem Muster ihrer Weisheit bilden wollten, Götter und Gesetze gab.

Nicht ferne von dieser Küste liegt Cydonia, die dritte Hauptstadt der fast durchaus gebirgigen Insel.

Wir begaben uns sogleich dahin, um dem römischen Statthalter vorgestellt zu werden. Der Kreter Aristion, welcher zwei Athener von unserer Schiffsgesellschaft kannte, machte sich zur Pflicht, uns die Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen. Eines Tages führte er uns auch in die umliegende Gegend, eine weite Ebene, einst der Schauplatz einer entscheidenden Schlacht zwischen den Römern und Kretern.

In einer Entfernung erblickten wir viele Menschen versammelt. Aristion sagte uns, es seyen kretische Jünglinge, die sich in den Waffen übten. Wir gingen hin. Ein römischer Kriegstribun befehligte die Schaaren. Da uns Aristion ihm vorgestellt hatte, erzählte er: sie seyen bestimmt, nächstens in das Eiland der Veneter abzusegeln, welche Rom damals bekriegte. Sie übten sich auch wirklich mit dem größten Eifer, Einige im Laufen und Reiten, worin sie die größte Schnelligkeit zeigten, Andere mit Bogen und Schleuder. Die Bogenschützen zogen durch ihre bewundernswerthe Geschicklichkeit meine ganze Aufmerksamkeit an sich. Sie werden, wie ich erfuhr, nach einem Gesetze, welches noch vom König Minos herrührt, schon von Kindheit auf in dieser Kunst sorgfältig unterrichtet. Zu ihren Pfeilen bietet ihnen das Land selbst den besten Stoff mit dem dünnen, harten, spitzigen Rohr, welches an der Küste häufig wächst.

Das Eiland hat überhaupt schöne, starke, rüstige Menschen. Ihre gutegkörperbildung zeigte sich insbesondere bei einem Waffentanze, welchen Jünglinge aus den ersten Familien der Stadt vor dem römischen Befehlshaber tanzten. *) Sie ahmten mit den geschmeidigsten und raschesten Bewegungen den Angriff des Feindes, Schwertstreiche, Abschießen der Pfeile, und Schleudern der Wurfspieße nach, wichen dann wieder dem feindlichen Anfalle plötzlich aus, zogen sich zurück, und drangen neuerdings vor. Die Rüstung, in welche sie gehüllt waren, hinderte die Schnelligkeit nicht im geringsten, und die schallenden Kriegsgesänge beflügelten sie noch mehr.

Eines Tages bewirthete uns Aristion in seinem Hause; denn er liebte die Athener sehr. Der größere Theil unserer Gesellschaft hatte schon längst gewünscht, von Kreta's Eroberung durch die Römer etwas Näheres zu erfahren. Wir benützten die Gelegenheit und baten den freundlichen Wirth um Befriedigung unserer Neugierde. Er willigte ein, und gab uns die folgende Erzählung.

---

*) Strabo l. 10. — Plato de leg. —
Dieser Tanz hatte den Namen Pyrrhiche, vermuthlich von dem Worte Πυς, Feuer, wegen seiner feurigen Lebhaftigkeit gleichsam Feuertanz genannt.

III.

„Wir Kreter,“ begann Arishon, „wurden von den Römern bekriegt, ohne ihre Feinde zu seyn, und unterjocht, weil die Habsucht des römischen Prätors Marcus Antonius es verlangte. *) Dieser Mann war der erste römische Feldherr, welcher die Insel zum allgemeinen Verderben betrat und unsere, durch sieben Jahrhunderte behauptete glückliche Selbstständigkeit seiner Verschwendungssucht zum Opfer brachte. Ihn, der nur geboren zu seyn schien, um das mit der einen Hand erpreßte Gold mit der andern unsinnig zu vergeuden, reizte der Reichthum unserer Insel. Die Schätze, welche er sich durch Siciliens Bedrückung erworben hatte, waren dahin. Er mußte auf neuen Raub sinnen, — und diesen fand er schnell, indem er es dahin zu bringen wußte, daß ihm die Führung des Krieges gegen die Seeräuber mit unumschränkter Gewalt auf allen, der römischen Herrschaft unterthänigen Meeren übertragen wurde;

*) Flor. l. 3. — Vellej. Paterc. l. 2. — Sallust. fragmenta. — Liv. Epit. l. 99. et 100. — Plutarch. in Pompejo. — Strabo l. 10. — Dio Cass. l. 36. 51 et 53. — Eutrop. l. 6. — Cicero pro lege Manilia, pro Murena et Verrina, 3. — Tusul. quaest. l. 2. — Diodor. fragm. l. 37. —

ein weites Feld für seine Raubsucht! Er benützte es auch keineswegs, um große Thaten auszuüben, sondern um mit kleiner Seele große Beute zu erraffen. Man beschuldigte ihn sogar, er habe mit den Seeräubern gemeinschaftliche Sache gemacht und den Raub getheilt. Da aber auch diese Schätze bei ihm von so kurzer Dauer waren, als die schon früher zusammen gerafften, wie es bei des Verschwenders lüsterner Tollheit gewöhnlich ist, so that er, dem jedes Mittel gleichgiltig war, sobald er nur dadurch seinen Zweck erreichte, dem römischen Senat den Vorschlag zur Eroberung unsrer Insel."

„Um den Schein eines gerechten Angriffes zu haben, bediente sich Rom der Beschuldigung: wir Kreter hätten dem König Mithridat gegen die Römer heimliche Hülfe geleistet, und wären sogar, in Verbindung mit den Seeräubern, nach Beute gesegelt. Allein die Sache verhielt sich ganz anders. Unser Kreta hatte das damahlige Schicksal aller vom festen Lande entfernten Inseln, daß die cilicischen Seeräuber sich an den Küsten häufig niederließen und von da zu ihren Plünderungen wegschifften. Geschah es auch manchmal, daß Einwohner unserer Insel — denn welches Land hat keine Nichtswürdigen? — sich mit ihnen verbanden, so mißbrauchten [illegible] oft den Namen der Eingebornen zu ihren schändlichen Unternehmungen. Genug! Wer eine Ursache zum Buch einmal sucht, der findet sie auch gewiß."

„Vergebens verhielten wir uns ruhig und still; vergebens beobachteten wir; unter uralten Gesetzen blühend, Frieden und Freundschaft gegen das mächtige Rom! Antonius hatte seine Schätze verschwelgt — Kreta wurde gegen alles Völkerrecht überfallen, weil der Reichthum ihrer Städte dem gierigen Prätor zu sehr in die goldbürstende Seele glänzte."

„Der Überfall geschah mit so unvermutheter Schnelligkeit, daß wir, unvorbereitet darauf, auch nicht die geringsten Gegenanstalten getroffen hatten. So bemächtigten sich die Römer des Küstenlandes ohne Widerstand. Entsetzen verbreitete sich unter den Einwohnern; allgemeines Flüchten in die festen Städte! Zu unserm Glück überließ sich die römische Habsucht zu gierig der Plünderung des offenen Landes, um an die Belagerung der Städte zu denken. Wir gewannen Zeit und noch mehr — den verlornen Muth! Lasthenes und Panares, die Unsterblichen! sammelten zuerst ihre Geistesgegenwart. Um sie her vereinigten sich Kreta's Söhne, wie Schutzgeister des Vaterlands. Die siegtrunkenen Römer, jetzt eben so schnell von uns überfallen, als wir von ihnen überrascht wurden, flohen nun eben so schnell vor uns, als wir kaum vor ihnen geflohen waren."

„Jetzt eilten die Einwohner von allen Seiten der Insel herbei. Schnell ausgerüstet stand eine herrliche Flotte da. Dieß bemerkend, flog Antonius mit vollen Segeln nach der nördlichen Küste zu einer zweiten Landung. Gleichschnell folgte ihm Lasthenes mit der neuen Flotte. Seine Klugheit verschaffte uns für dieses Mal Sieg und Rettung, indem er die Mehrzahl der Schiffe in der Meerenge verbarg, welche die kleine, damals wenig bevölkerte und jetzt ganz unbewohnte Insel Dia bildet."

„Der Prätor, des Sieges gewiß, als er nur die wenigen Schiffe erblickte, that raschen Angriff auf unsern Feldherrn, der zu fliehen schien, bis er Dia's Felsenbuchten, die den Kern der Flotte verbargen, vorüber war. Als aber die immer hitziger verfolgenden Schiffe der Römer die Schlachtordnung verließen, stürzten unsere Verborgenen mit Übermacht hervor, Schrecken und Zerstörung verbreitend. Der größte Theil der römischen Schiffe gerieth in unsere Hände; der Prätor mit Wenigen entkam durch Flucht."

„Alles hätte nun zu unserm Vortheil gelenkt, wäre nicht von einigen Kretern auf den Schiffen der Römer ein außerordentlicher Vorrath von Ketten und Stricken entdeckt worden! Antonius hatte sich vor dem Treffen geäußert: Er würde diese mehr benöthigen als die Waffen.“

„Solcher Übermuth des Stolzen entflammte die Kreter. Von der rächenden Nemesis zu grausamer Vergeltung der ihnen angedrohten Schmach und Züchtigung gereizt, banden sie die gefangenen Römer, die Hände auf den Rücken, mit den für Kreta bestimmten Ketten und Stricken, geißelten sie mit Ruthen, henkten die verstümmelten Körper, wie an schmähliche Galgen geheftet, in den Vordertheilen der Schiffe an den Segelstangen auf, und zogen damit, wie im Triumph, nach ihren Häfen.“

„Dieß geschah, als der Prätor mit den Flüchtlingen noch nahe genug war, um den deutlichen Anblick des gräßlichen Schauspiels zu haben. Mit Schmach beladen und mit Unwillen empfangen, kam der Rest der geschlagenen Flotte in Rom an — ohne den Prätor, welchen Schande und Verzweiflung durch ein tödtliches Fieber aufgerieben hatten.“

„So sah sich denn Kreta wieder frei, aber leider nur für kurze Zeit! Über den glänzenden Sieg thürmte sich schon das furchtbar herannahende Ungewitter des Verderbens.“

So weit war Arifion in seiner Erzählung gekommen. Jetzt fiel ihm das Sprechen beschwerlich, denn Eifer und Heftigkeit beklemmten den Athem des in seinen Innersten erschütterten Greises. Sein Landsmann Evander übernahm die Fortsetzung; er war ein Nachkomme jenes berühmten Evanders von Kreta,

der im letzten macedonischen Kriege ein höchst trauriges Schicksal erfahren und für seine Treue bösen Lohn geerntet hatte.

„In Rom," begann dieser, „fand man die Unternehmung gegen unsere Insel jetzt sehr tadelhaft, weil sie mißlungen war; allein die Erbitterung der Römer über die ihnen zugefügte Schmach, stieg dessen ungeachtet auf höchste. Unser Senat, die nachtheiligsten Folgen befürchtend, versuchte alles Mögliche, um Aussöhnung und neue Freundschaft zu bewirken."

— „Die getödteten Römer erhielten die Ehre der Begräbnißfeier, die noch lebenden wurden gegen die Wuth des aufgebrachten Volkes beschützt; der gefangene Quästor ward mit Auszeichnung behandelt, und eine Gesandtschaft von dreißig der würdigsten Senatoren Kreta's nach Rom geschickt."

„Diese suchte zuerst einzelne römische Senatoren für unser Wohl zu gewinnen. Als ihr dieß gelungen war, erschien sie vor dem versammelten Senat, entschuldigte die Gräuel der Volkswuth durch das empörende Betragen des Prätors Antonius, und erklärte, Alles, was man auf den römischen Schiffen gefunden habe, dem Jupiter opfern zu wollen. Als hierauf der römische Senat den alten Vorwurf der heimlichen Verbindung mit Mithridates und den Seeräubern erneute, baten unsere Kreter die Versammlung, ohne die Bescheidenheit und den ehrerbiethigen Ton der Rede gegen die furchtbare Macht zu verletzen: Rom wolle auch daran denken, wie oft und welchen wichtigen Beistand es von Kreta schon erhalten habe."

„Diese Vorstellung wirkte; aber die einmal fest gewurzelte Begierde nach unserer Insel verdrängte jene Gründe bald wieder.

Sie sogleich abgehenden Gesandtschaft befahl und Letztern, alle gefangenen Römer auszuliefern, alle vierrudrigen Schiffe nach Rom zu senden, eine Entschädigungssumme von viertausend Talenten zu erlegen, dreihundert Männer des ersten Ranges als Geißeln zu stellen, ja sogar unsere Feldherrn abzugeben."

„Als unsere Gesandten das Harte und Ungerechte dieses Beschlusses darstellen wollten, ward ihnen die Rede verweigert und der Konsul Metellus zur Vollziehung des Befehls mit einer mächtigen Flotte nach unserer Insel abgeschickt."

„Den Gesandten blieb jetzt nur ein Mittel übrig, um für die Rettung ihres Vaterlands nichts unversucht zu lassen, — die Bestechung der Volkstribunen, damit diese dem Dekrete sich widersetzten. Sie ließen sich für große Summen bereitwillig finden. Um den Handel so schnell als möglich abzuschließen, suchten unsere Gesandten von reichen Bürgern ein Anlehen zu erhalten."

„Allein, so heimlich die Sache auch betrieben wurde, der Senat erfuhr sie dennoch und — verbot das Darleihen."

„Unsere Gesandten fanden bei ihrer Zurückkunft eine allgemeine Muthlosigkeit. Lasthenes allein blieb standhaft in erhabener Seelengröße. Er zeigte den Bestürzten das Bild ihrer ehmaligen glücklichen Selbstständigkeit neben jenem der entehrenden und drückenden Sclaverei, welche den Feigen erwarte. Es gelang, den alten Muth wieder anzufachen. Bald sah er sich an der Spitze von vierundzwanzigtausend Kühnen, rüstigen Jünglingen, dem Kern der Insel; bald aber landete auch Metell mit drei Legionen."

„Unser Heer wurde geschlagen, Cydonia, nebst andern

blühenden Städten, von unsern eigenen Anführern in Brand gesteckt, eingenommen. So erhielten die Römer nur die Ruinen der Stadt, und die Siegesgesänge wurden von dem Gepraſſel der Flammen und dem Krachen der stürzenden Trümmer begleitet."

„Was wir thaten, war nun die Wuth hülfloser Verzweiflung; aber sie diente nur, unser Verderben zu beschleunigen und die Erbitterung des Feindes zu steigern. Der siegende Konsul beginnt einen Wetteifer der Zerstörung. Schlösser und Städte werden in Schutt und Asche verwandelt, die Gefilde mit Blut gedüngt, und die Gefangenen so grausam behandelt, daß sie das Ende ihres Elends durch Gift beschleunigen."

„Das immer gewaltiger eindringende Entsetzen des Untergangs bewog meine Landsleute zu einem neuen verderblichen Schritte. Sie schloßen nun wirklich ein Bündniß mit den Seeräubern, welche zwar sogleich in großer Anzahl auf die Insel kamen, aber weder uns noch den Romern Hulfe leisteten, sondern plünderten, wo sie konnten, und die Gefangenen — Römer oder Kreter — ohne Unterschied an fremde Staaten als Sclaven verkauften."

„So hatten wir nun zwei Feinde statt des einen zu bekämpfen. Die Römer traf dasselbe Loos, und ihre Erbitterung stieg durch die, von den Seeräubern verübten Gräuel, welche sie für unser Werk ansahen. Als aber diese cilicischen Barbaren ihre Habsucht im Übermaße befriedigt hatten, verließen sie die Insel heimlich und schnell. Dahin waren unsere Schätze! Nur das Elend blieb zurück. Wir hatten nun freilich neuerdings einen sehr ungleichen Kampf, aber wir kämpften ihn dennoch, da es unser Alles, unsere Freiheit, unsere Selbstständigkeit galt."

„Ein Jahr war nun verflossen, und die nördliche Hälfte unserer Insel ein Eigenthum der Römer. Man fügt sich in das Unglück, wenn man durch die Länge der Zeit damit vertrauter wird. Muthlosigkeit oder Verzweiflung bemächtigen sich Anfangs der betäubten Seele; aber mit der Dauer des Elends lernt sie auch ihre Kräfte und die Macht der Besonnenheit kennen."

„In dieser Stimmung befanden sich jetzt meine Landsleute. Sie zogen sich hinter das Gebirge zurück, welches Kreta in der Mitte von Osten nach Westen scheidet, befestigten diesen Theil, und machten sich zu einer planmäßigeren Vertheidigung mit hartnäckiger Gegenwehr gefaßt. Indeß ereignete sich ein Umstand, welcher uns Hoffnung eines bessern Schicksals zudämmern ließ. Der große Pompejus, Asiens Besieger, befand sich damals in Pamphilien. Der Ruf seines edeln und milden Charakters erscholl durch Kreta eben so laut, als die unbeugsame und grausame Gemüthsart Metells verwünscht wurde. Jenem humanen Helden beschlossen wir uns zu ergeben. Er nahm unsere Abgeordneten freundlich auf, und schrieb sogleich an Metell, die Feindseligkeiten gegen unsere Insel einzustellen, indem er die Fortsetzung derselben für einen Eingriff in seine Rechte ansehen würde, da Kreta, vermög der ihm vom römischen Senat übertragenen Oberbefehlshaberschaft über alle Meere, in seinen Bezirk gehöre und seiner Gewalt unterliege. — Zugleich schickte er unsern Städten schriftlichen Befehl, dem Metell den Gehorsam zu versagen, und ließ diesem durch einen Legaten das Kommando abfordern. Metell aber, weit entfernt, dem Auftrage sich zu fügen, verdoppelte sein hartes Verfahren und die schnelle Ausführung seines Unternehmens. Nun langte ein zweiter Legat des menschenfreundlichen Pompejus an, mit Hülfstruppen, um von Metell die freiwillig nicht gewährte Schonung für uns

mit gewaffneter Hand zu erzwingen. So geschah es, daß unsere Insel bald Römer gegen Römer kämpfen sah."

„Jener zweite Legat, Cornelius Sisenna, versuchte zuerst den Konsul durch freundschaftliches Zureden zu bestimmen. Da wich aber von seinem Starrsinn so wenig, daß er vor dem Angesichte des Legaten die begonnene Belagerung der Stadt Clupheras fortsetzte."

„Die stark befestigte Stadt trotzte lang allen feindlichen Belagerungsmaschinen; da sie aber in einer quellenleeren Gbene lag, gebrach den Belagerten endlich das Wasser. Diese aber, entschlossen, das Äußerste zu dulden und zu wagen, stillten den glühenden Durst mit Pferdeharn und ihrem eigenen. Nur durch Hülfe des Verraths vermochte Metell die Feste zu bezwingen, in dem Treulose, von ihm bestochen, die Ziegelsteine eines sehr hohen und starken Thurms der Ringmauer in der Nacht durch aufgegossenen Essig so mürbe gemacht hatten, daß er am folgenden Morgen den Stößen des Mauerbrechers nicht mehr widerstehen konnte, und durch seinen Sturz den Römern offenen Weg in die Stadt gab."

„Hierauf belagerte Metell die Stadt Lappa, in welcher sich Octavius, des Pompejus erster Legat, mit den Kohorten des in der Zwischenzeit gestorbenen Sisenna und mit einer Anzahl Cilicier verschanzt hatte. Sie ward mit Sturm eingenommen. Der beleidigte Legat vereinigte seine Truppen mit den unsrigen. Ein Prätor des Konsuls wurde geschlagen, und Cydonia den feindlichen Händen entrissen. Allein selbst unsere Siege waren vergebens. Die kleine Zahl der tapfern Streiter konnte gegen das mächtige Heer der Römer nicht länger bestehen. Das Schicksal hatte unsern Untergang beschlossen. Pompejus, mit dem Kriege gegen Mithridates beschäftiget, gab uns auf. Metell

ging unerschütterlich Schritt für Schritt; — nach einem Gegenkampfe von drei Jahren erlagen wir der Uebermacht. Der harte Sieger nahm uns sogar unsere Gesetze und gab uns die römischen, nach welchen wir noch jetzt beherrscht werden. So," schloß Evander, „erfuhr unser Kreta durch die Römer ein eben so trauriges Schicksal, als mein Ahne Evander ihretwegen erlitt."

Wir ersuchten ihn um die Erzählung, und er begann:

„Jener Evander gibt den traurigen Beweis, wie schwer es ist, die höhern Befehle zu vollziehen, da wir ihnen Ehre und Leben zum Opfer bringen. Er war ein treuer Anhänger und Feldherr des macedonischen Königs Perseus. Dieser, gewohnt, ihm die Vollziehung aller seiner Befehle aufzutragen, gebot ihm endlich auch die Ausführung einer entehrenden That. Evander mußte gehorchen, so sehr auch sein Inneres sich dagegen sträubte. — Eumenes, König von Bithynien, war nach Rom gekommen, hatte den Perseus vor dem Senate angeklagt, und seine kriegerischen Zurüstungen angezeigt. Die Anklage wurde so gut aufgenommen, daß man den Gesandten des Perseus, welche gleichfalls nach Rom gekommen waren, gar kein Gehör gab, um ihren beschuldigten König rechtfertigen zu können."

„Perseus, darüber höchst erbittert, beschloß Krieg gegen die Römer, und Rache an Eumenes, mit dessen Ermordung er die Feindseligkeit beginnen wollte. Es war bekannt, daß Eumenes, auf seiner Rückreise von Rom, Delphi besuchen würde, um dem Apoll ein Opfer zu bringen. Perseus sandte den Evander dahin, und gab ihm drei geübte Meuchelmörder mit, den Eumenes zu tödten."

„Evander glaubte gehorchen zu müssen, so sehr er auch in

seinem Innern die That verabscheute. Die Mörder lauerten dem König über einem Hohlweg an einer Felsenwand auf. Als dieser mit seinem Gefolge in der Tiefe einherzog, ließen die Lauernden, da wo der König auf dem engen Wege einzeln gehen mußte, zwei große Felssteine auf ihn herabrollen. Eumenes erhielt zwar nur eine Wunde am Kopf und eine an der Schulter, stürzte aber zu Boden und lag wie todt. Sein ferneres Gefolge entfloh, theils auf Einen; die Mörder selbst ergriff solcher panischer Schrecken, daß sie es nicht wagten, dem verlassenen Könige sich zu nähern. Als wären sie des vollbrachten Mordes gewiß, eilten sie vom Orte des Gräuels so hastig, so gräßlich geängstigt, daß sie denjenigen von ihnen, der minder schnellfüßig war, selbst tödteten, damit er nicht etwa, von Nachsetzenden ergriffen, zum Verräther der Unthat würde."

„Eumenes wurde in Korinth gänzlich hergestellt. Evander verhielt sich bei der Sache so klug und edel, als die Verhältnisse es erlaubten."

„Auch ich glaube dieß," sagte Aristion. „Unternehmen mußte er die vom König ihm befohlene That; aber für die Gewißheit des Mordes that er keinen freiwilligen Schritt. Er führte die Mörder an den bestimmten Ort, war Zeuge, daß die rollenden Steine auf den König stürzten, sah den König ohne Zeichen des Lebens auf der Erde liegen, und überließ die Mörder ihrem panischen Schrecken, ohne sie zurückzuhalten, um gleichsam einen zweiten Mord auszuüben." —

„Bald nachher," nahm Evander jetzt wieder das Wort, „kamen römische Gesandte zu uns, um das ehemals bestandene Bündniß mit Rom zu erneuern. Auch verband sich Eumenes mit den Römern zum Kriege gegen Perseus, wodurch der Unglückliche Thron und Leben verlor. Ob aber das Maß sei-

nes Elends voll war, kam nach die versuchte Mordthat zur Sprache."

„Nach jener fürchterlichen Schlacht, durch welche der Konsul Æmilius Paulus die ganze macedonische Macht zertrümmert hatte, sah der flüchtige König sich verlassen von allen Großen und Kleinen seines Reiches. Nur der treue Evander harrte mit noch zwei Andern bei dem Unglücklichen aus, und führte sogar in einer Volksversammlung zu Amphipolis für ihn das Wort, da er von der Rednerbühne herab vergeblich sprach, der Schmerz seine Stimme fesselte, und die letzten seiner Unterthanen lieber sich selbst als ihren König retten wollten. Aber Evander war bestimmt, für so viel Treue nur Schmach und Verderben zu ernten."

„Perseus war jetzt, da das feste Land ihm keinen Zufluchtsort bot, vor den römischen Waffen auf die Insel Samothrace geflohen. Bis hierher, sprach das Schicksal, und nicht weiter! Schon landeten die verfolgenden Römer — Eumeniden gleich — auch hier. Als sie erfuhren, Evander sey bey dem König Perseus, ließen sie den Senat der Samothracer befragen: ob der Boden dieser Insel, wie die Sage gehe, wirklich heilig und unbefleckt sey?" —

„Als die Frage bejaht ward, erging sogleich die zweite: wie denn dieser geweihte Boden dem, von Eumenes königlichem Blute befleckten Mörder einen Aufenthalt gewähren könne?"

„Die Samothracer, welche sich selbst, das Heiligthum des Tempels der Cybele, und die ganze Insel in der Gewalt der Römer sahen, geriethen durch die verfängliche Frage in Bestürzung, und verlangten, daß Perseus den Evander ausliefere, indem jeder Mörder, welcher in das Heiligthum eingetreten sey, das Leben verwirkt habe."

„Evander war bereit, sich vor das Gericht der Samothraeer zu stellen, in der Überzeugung, daß eine That, die er nicht aus eigenem Antriebe, sondern aus schuldigem Gehorsam gegen seinen Gebiether verübt hatte, ihm nicht zugerechnet werden könne. Perseus, gequält von der Furcht, Evander möchte kühn die Wahrheit sprechen und er selbst dann als eigentlicher Urheber der Freveltat erscheinen, mißrieth jenem dringend, sich vor Gericht zu stellen, indem es ihn ohne Zweifel zum Tode verurtheilen werde. Als aber Evander, des Schreckbildes nicht achtend, die Auslieferung selbst verlangte, ließ Perseus, um sich zu sichern, ihn heimlich ermorden, und gab vor, jener habe sich aus Furcht vor dem Todesurtheile selbst getödtet."

„So hatte denn dieser Fürst sich zweimal mit Blut befleckt, mit dem Blute eines Königs, und mit dem Blute des neuesten Freundes und Dieners! Die letzte Unthat aber trug ihm böse Frucht; denn auch die Wenigen, die ihm noch ergeben waren, verließen ihn jetzt. Er blieb mit dem Verderben allein." —

So schloß der Kreter. Wir Athener bedauerten Evanders böses Verhältniß und sein trauriges Schicksal, und wünschten seinem Nachkömmling, nie in eine gleiche Collision von Pflicht und Verbrechen zu gerathen."

Da einige von der Gesellschaft sich nach dem jetzigen Zustande der Insel erkundigten, versicherte uns Artision, daß sie durch Kaiser Augustus wieder in Aufnahme gekommen sey, indem dieser Fürst mehrere Städte, die in Trümmer versunken waren, wieder neu herstellen ließ, Cydonia und Lampe aber für freie Städte erklärte, weil sie im Bürgerkriege ihm nach Kräften Beistand geleistet hatten.

„Nun," sagte Evander, „haben wir euch, ihr Athener, freimüthig und ausführlich die Schicksale erzählt, die unsere Insel in der letzten Zeit trafen. Gebt uns dafür auch zuverlässige Auskunft über die neuern Begebenheiten in eurer Vaterstadt!" — „Gerne," erwiederte der Athener Philokles, „gerne will ich, mit Zustimmung meiner Landsleute, euer billiges Verlangen erfüllen, wenn ihr euch begnügen wollt, nur eine Erzählung des Merkwürdigsten unserer neuesten Geschichte zu hören. In eine ausführliche Darstellung kann ich mich aber nicht einlassen; sie würde euch und mir selbst beschwerlich fallen. Auch weiß ich wohl: wenn es dem gesellschaftlichen Erzähler um Aufmerksamkeit, Theilnahme und Dank zu thun ist, so muß er seine Zuhörer in immerwährender Spannung des Geistes, des Herzens, oder der Phantasie zu erhalten trachten, und auf jeden Fall lieber zu wenig als zu viel reden, denn es frommt besser, wenn in einer Erzählung etwas Größeres vermißt, als wenn das Geringste weggewünscht wird." —

IV.

Die Anſicht des Athenere Philokles fand allgemeinen Beifall. Er begann: *)

„Wir Athener waren lange Zeit ſo gute Bundesgenoſſen der Römer, und ihnen ſo treu ergeben, daß attiſche Treue in Rom zum Sprichwort wurde. Indeß entzündete ſich der Krieg zwiſchen Mithridates und den Römern. Dem mächtigen König von Pontus gelang es, unſer Griechenland zu beſiegen. Was blieb uns übrig, als dem Sieger zu huldigen? Aber mit verderblicher Gewalt drang das Schickſal auf uns ein. Athen, von den königlichen Truppen beſetzt, wurde nun von den Römern unter Sylla's Oberbefehl belagert. Er hielt uns für Feinde und behandelte uns als Treuloſe, die wir nicht waren. Wir vertheidigten uns, weil wir mußten; aber nur unſere Körper ſtanden auf den Mauern; Geiſt und Herz waren draußen bei den Belagerern. Bald quälten uns zweifache Bedrängniſſe. Es entſtand Mangel an Lebensmitteln, welcher ſo hoch ſtieg, daß wir, deren Stadt die Römer den Stolz Griechenlands, und die Mutter des Frucht-

*) Dio Caſs. fragm. 121, 123 et l. 43. — Plutarch. in Sylla. — Liv. l. 31 et 44. — Philostr. Vita Soph. — Flor. l. 3. — Vellej. Patere. l. 2.

vorraths nannten, rohe Kräuter und Wurzeln, Fußsohlen, das Leder der Oelgefäße, endlich Menschenfleisch aßen."

„Zu diesem Übel kam noch ein königlicher Befehlshaber in der Burg, dessen Härte beispiellos war. Er allein beim allgemeinen Mangel schwelgend und in steter Trunkenheit hintaumelnd, suchte unser Elend durch Spott und Hohn zu verbittern. Der Oberpriesterinn der Göttinn Pallas, die ihn um etwas Korn bitten ließ, sandte er Pfeffer, und als der Senat und die Priester ihn demüthig anflehten, die Stadt zu übergeben, ließ er Pfeile unter sie abschießen. Von außen wüthete Sylla nicht weniger schonungslos. Da es ihm an Holz zu Belagerungsmaschinen gebrach, deren viele durch die aus der Burg geschleuderten Feuerbrände zerstört wurden, ließ er die heiligen Haine, welche das Lyceum und die Akademie umgaben, uneingedenk, daß sie einst der Aufenthalt des göttlichen Plato waren, so niederhauen, daß nur die kahle Trauerstätte übrig blieb."

„Endlich befahl Sylla den Sturm. Alle Belagerungsmaschinen wütheten. Die Mauern der Burg und die Festungswerke des Pyräus wurden vom Grund aus darniedergestürzt, und zwanzigtausend Leichen, unter welchen sich auch die Leiche des königlichen Statthalters befand, bedeckten jene Trümmer. Eben so groß war die Anzahl der Gefangenen. Unsere Tempel verschonte Sylla; das Andenken unsers alten Ruhms bewog ihn dazu." *)

„Eine zweite Belagerung erlitt Athen im Bürgerkrieg zwischen Pompejus und Cäsar. Calenus, ein Legat des Letztern, verheerte das attische Gebieth und bemächtigte sich des Hafens Piräus, dessen Mauern und Wälle seit jener frühern Zerstörung

*) Dio Cass. fragm. — Strabo l. 9.

durch Sylla noch nicht waren hergestellt worden. Als Pompejus erlag, nach der pharsalischen Schlacht, wurde die Burg dem Cäsar von den Athenern freiwillig übergeben. Sein versöhnliches Gemüth, fern von Groll und Rache, vergab den frühern Widerstand; nur ließ er uns bemerken: „Wir seyen große Verbrecher, welche ihr Leben nur den Todten verdankten!“ — Es schützte uns denn der Ruhm unserer großen Vorfahren zum zweitenmale vor gänzlichem Untergange, obschon — ich will es offen bekennen — ihr Geist nicht mehr auf den Nachkömmlingen ruhte. Ein einziger Zug ist hinreichend, das Schwankende attischer Denkungsart und die Entwürdigung ehmaliger Größe zu zeigen. Brutus und Cassius, Cäsars Mörder, wurden in Athen mit den größten Ehrenbezeigungen empfangen, und ihre Bildnisse sogar neben Harmodius und Aristogitons Bildern aufgestellt; bald darauf aber genoßen Antonius und Kleopatra noch größere Auszeichnung, da man ihre Statuen auf der Burg den Göttern selbst beigesellte.“ *)

„Zur Verschlimmerung des Volkes trug allerdings die Menge unserer frechen Redner vieles bei. Selbst Römer haben dieß bemerkt. **) Diese Menschen von immer fertiger Zunge, trieben in unserm Athen, mehr als in irgend einem andern Freistaate, von jeher ihr Unwesen, rissen das Volk, über welches der mündliche Vortrag so viel vermag, nach Belieben dahin, und wiegelten auf, wann, wie, und gegen wen sie wollten. Sehr treffend hat daher Aristophanes in seinen Lustspielen das Volk als einen blödsinnigen Greis personifizirt.“

„Dennoch aber lassen die Römer und ihre Schriftsteller uns

*) Dio Cass. l. 47 et 50.
**) Liv. l. 31. — Strabo. l. 9.

und unserer Stadt volle Gerechtigkeit widerfahren. Daß die Athener sich gerne loben hört, ist eine bekannte Sache; ihr werdet daher nicht begreifen, daß man in Athen alle Stellen, welche unser Lob verkünden, gierig verschlingt. Ich selbst erinnere mich, gelesen zu haben: wir seyen schnell im Entschluß, klug in der Ausführung,*) Geschichtschreiber vom ersten Rang nennen ja unsere Stadt den Tempel der Staatsklugheit, der Künste und der Wissenschaften. Cicero, der größte vielleicht von allen Römern durch Thaten und Schriften, ist zugleich unser eifrigster Lobredner. In den öffentlichen Reden, die er vor dem ganzen Volke hielt, pries er die Größe unserer Staatsmänner, welche in den Tagen unserer Blüthe sich für das allgemeine Beste opferten, kannte Athen den einsichtsvollsten Staat und Solon den weisesten Gesetzgeber." **)

Aristion und Evander schienen über Philokles Ruhmredigkeit — leider ein eingewurzelter Fehler unserer meisten Athener — etwas aufgebracht zu seyn. Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit auch neuerdings wieder die alte Abneigung der Kreter gegen die Römer, die ihnen nicht so leutsam, leichtsinnig und vergeßlich sind als meine Landsleute. Aristion bemerkte indeß nur, daß ihr großer Gesetzgeber Minos doch immer das Vorbild aller übrigen geblieben und noch von keinem übertroffen sey. Evander aber, welcher nicht so viel Sanftmuth besaß als Aristion, erwiederte, sich ereifernd: „Auch ich war vor mehreren Jahren in Rom, und verweilte manchen langen Tag in jener Bibliothek, welche Kaiser

---

*) Liv. l. 45. — Justin. l. 2. — Cicero divers. locis. — Mela l. 2. —

**) Cic. pro Sexto. 67. Philipp. V. 5. Pro. Rosc. Amer. 26. Pro L. Flacco 26.

Augusts auf dem palatinischen Hügel im Tempel des Apollon angelegt hatte. *) Sie war zahlreich und enthielt nebst den römischen Werken auch viele in griechischer Sprache. Ich durchlas daselbst manche Rede, welche Cicero in früherer Zeit öffentlich gesprochen hatte, und erinnere mich sehr genau, daß ich in einer derselben den Tadel fand: euch Athenern fehle die Würde der Römer." **)

„Mag seyn," entgegnete Philokles, „daß Römer und Kreter an Ernst uns übertreffen! Die Beschuldigung dieses Fehlers vergütete aber Cicero selbst uns reichlich durch das Lob, welches er uns anderswo ertheilte, da er öffentlich rühmte: Sittlichkeit, Rechte und Gesetze, Künste und Wissenschaften, seyen von Athen über alle Völker ausgegangen; die Schönheit unserer Stadt sey so groß, daß Götter selbst um ihren Besitz eiferten, und ihr Ruhm so herrlich, daß Griechenlands Name durch sie allein sich noch erhalte." ***)

„Mag seyn," erwiederte Evander; „indeß schonten Sylla und Cäsar in euch doch mehr das, was ihr einst waret, und ehrten in den Nachkommen die Vorfahren."

„Und wie erging es euch unter Augusts Regierung?" fragte Aristion, „um die erhitzten Gemüther auf einen andern Gegenstand zu führen."

Philokles erwiederte: „Unsere Anhänglichkeit an den Triumvir Antonius, und das ihm errichtete Bildniß, zogen uns Augusts Abneigung zu. Den Lacedemoniern bezeigte er dagegen

*) Sueton. in Augusto. c. 29.
**) Cicero pro Sexto. c. 67.
***) Idem pro Flacco. c. 26.

viele Gunst, weil sie seiner Gemahlinn Livia, welche noch während ihrer ersten Ehe zu ihnen geflohen war, Schutz gegeben hatten. Er wohnte ihren öffentlichen Gastmahlen bei, gab ihnen sogar die Insel Cythere zum Geschenk, *) deren Nutznießung wir vorher hatten, und verbot uns, Fremden das Bürgerrecht zu verkaufen. Indeß muß ich doch frei bekennen, daß uns das römische Joch bis jetzt wenigstens noch nicht schwer drückt, indem unsere innere Verfassung beinahe unverändert so blieb, wie sie in den Zeiten unserer Blüthe war." — **)

So endigte sich das Gespräch, und die Gesellschaft ging auseinander. Nach einigen Tagen schifften wir uns ein, zur Reise nach Sicilien, dem ersten Lande, welches die Römer außerhalb Italien betraten. ***)

*) Dio Cass. l. 54.
**) Strabo l. 9.
***) Polyb. l. 1.

V.

Als wir von Kreta abſegelten, geſellten ſich noch einige Jünglinge zu uns, unter dieſen auch Flavius, aus einem vornehmen römiſchen Geſchlechte, der bei vieler Anmuth des Betragens einen höhern Grad von Bildung zeigte, und vorzüglich in den Dichterwerken ſeines nachbildenden Vaterlandes ſehr bewandert war. —

Wir hatten während der ganzen Reiſe den heiterſten Himmel, der ſich in dem Spiegel der ruhigen Meeresfläche ſelbſt anzulächeln ſchien. Flavius, auf dem Vordertheile des Schiffes ſtehend, rief mit Entzücken: „So denk' ich mir die ſchönen alcyoniſchen Tage zur Zeit, da der Eisvogel brütet!“ — Nun rhapſodirte er ſogleich auf eine ſehr liebliche Weiſe den Mythos von Ceyx und Alcyone, dem holden königlichen Ehepaar.

Er ſprach ſo lebhaft und ward von ſeinem eigenen Vortrage ſo hingeriſſen, daß es ſchien, als höre er den heulenden Sturm des hoch aufwogenden Meeres, und ſähe die klagende Gattinn händeringend am Ufer ſtehen, an welches die brüllenden Wogen den Leichnam ihres geliebten Ceyx trieben. Sie wirft ſich auf den Todten und vergeht in Schmerz. Die mitleidigen Götter verwandeln Beide in Eisvögel, in deren Brutzeit das Meer eine heilige Stille feiert, als wollte es dadurch

den Frevel jenes frühern Sturmes Thau. „O wie schön,“ rief er, „schildert unser Ovid, dem kein römischer Dichter an genialer Fruchtbarkeit, an Bilderschätzen der unerschöpflichen Phantasie, am Zauber des melodischen Verses, und an dem ganz eigenen Reiz der lieblichsten Nachlässigkeit gleichkommt, wie schön schildert er jene Trauerscene der treuesten Liebe! Ja,“ fuhr Flavius fort, „auf Ovid dürfen wir Römer zweifach stolz seyn, denn er ist ein großer und zugleich ganz origineller Dichter; ein ächt römischer Dichter, kein Nachahmer und Bearbeiter griechischer Vorbilder. Was er schrieb, quoll lebendig aus ihm selbst hervor. Sein reicher Genius gab sich selbst die Form, und seine Fehler sind nur Folgen des Überflusses, nicht — wie bei manchen andern Dichtern — der Armuth. Wer die Überfülle seines sprudelnden Witzes, und die Überladung mit Bilderschmuck tadelt, bedenke doch auch, daß eine zu blumenvolle Flur, selbst wenn sie das Auge blendet, doch immer einen herrlichen Anblick gewährt.“

Nun deklamirte Flavius, ohne irgend eine Gegenrede abzuwarten, mit Begeisterung den Mythos von Ceyx und Alcyone *) aus Ovids Verwandlungen, einem Cyclus von Mythen, die mit seltener Erfindungskraft zu einem großen Gedichte in epischer Form verbunden sind. Bewunderungswürdig ist die reiche Mannigfaltigkeit der Darstellung bei der auffallenden Einförmigkeit des Stoffes, da jeder einzelne Mythos auf dieselbe Art mit einer Verwandlung endet, bei aller Familienähnlichkeit aber durch die geniale Kunst des Dichters immer verschieden erscheint. —

Die Stimme des begeisterten Jünglings, dem wir alle

*) S. Anmerkung [illegible]

beim Vortrag des Mythos mit Vergnügen horchten, scholl wohlklingend über die Meeresstille dahin, selbst vergleichbar dem Trauergesange der Alcyonen. Da er sich durch unsere Aufmerksamkeit und durch die vielen Lobsprüche über seinen schönen Vortrag belohnt sah, lenkte er das Gespräch sogleich auf einen verwandten Gegenstand, den ligurischen König Cycnus, welcher, wie die Fabel erzählt, von Phöbus mit einer sehr lieblichen Stimme begabt, über Phaetons Tod sich so grämte, daß er, dahinsterbend, von den Göttern in einen Schwan verwandelt wurde. Das glückliche Gedächtniß des jungen Römers und seine Vorliebe für den genialen Sänger gaben ihm auch sogleich diese Stelle aus den Verwandlungen ein, die er mit Feuer vortrug. *)

„Da Cycnus," so schloß Flavius seine Rhapsodie, „ein sehr anmuthiger Sänger war, so rührt auch ohne Zweifel von ihm die fabelhafte Erzählung von den Schwänen her, die — wie Mancher wohl noch heut zu Tage glaubt — sterbend melodische Trauergesänge ertönen lassen."

Bei diesen Worten hob Cyton, ein junger Milesier, sich hastig von seinem Sitze empor, und rief: "Diese Sache ist keineswegs ein leeres Kindermärchen, und ich selbst bin einer von den Manchen, die ihr vollen Glauben beimessen. Ich selbst" — setzte er etwas erröthend hinzu — „habe zwar noch keinen sterbenden Schwan belauscht; doch wurde mir die Wahrheit der Thatsache von mehreren glaubwürdigen Männern, die unser Kreta bereisten und viele Länder besucht hatten, betheuert."

„So könntest du uns ja," sagte Flavius mit ironischem

*) S. Anmerkung 6.

lächeln, „über das geheimnißvolle und kunstreiche Wesen der Schwäne gewiß die besten Aufschlüsse geben?“ „Das kann ich!“ erwiederte der Milesier eifrig. „Hört mich, so müßt ihr mir glauben.“ Und er begann: *)

„Die Schwäne sind die tonreichsten unter allen Vögeln. Während der Morgenröthe und bei der Meeresstille ist ihr Gesang lieblich und leise wie Flöten und Cytherklänge; Haine und Felsen geben ihnen ein Echo des Entzückens zurück. Zephyr trägt die Töne auf seinen Schwingen liebkosend dahin. Manchmal erhebt der Schwan seine Stimme auch mit Macht; dann hallt sie weit umher und übertönt selbst das Brausen der Wogen.“

„Gern weilen die Schwäne an Flüssen und Strömen, doch fliegen sie auch über das Meer. Beim Singen strecken sie den emporragenden Hals, und schlagen mit den ausgebreiteten Flügeln, die Lüfte majestätisch durchsegelnd. Was ich nun erwähle, ist erwiesene Thatsache. Diese gesangreichen Vögel sind Apollons Lieblinge, und dem Gotte geheiligt, dem sie auf der Insel Delos das Lied seiner Geburtsfeier sangen. Im Lande der Hyperboräer, dem glücklichen Volke, das in ewigem Frühling und in ewiger Jugend freudig und festlich lebt, von Phöbus geliebt, in jenem wunderschönen Lande, wo die Gärten der Hesperiden mit ihren Goldäpfeln glühen, — da finden sich ganze Heere von glänzendweißen Schwänen ein, wenn das Fest des

*) Aristot. hist. anim. 9. 12. — Philostrati εἰκόνες (imagines) I. 11. — Pausanias. I. — Athenäus IX. 11. — Dionys. de aurap. c. 19. — Aelianus histor. animalium II. 1. et V. 34. — Cicero tusculan. quaest. I. 30. — Plin. hist. nat. l. 10. c. 23. — Ovid. l. 2. v. 367 et sequ. — Virg. Aen. l. 10. v. 189 et sequ.

Gottes von den dankbaren Einwohnern auf den blumenreichen Fluren mit Gesang und Saitenspiel gefeiert wird. Hier umfliegen sie zuerst den Tempel mit sanftschwebendem Fluge, und senken sich dann in der Nähe des Heiligthums, still harrend, bis die Hymne der versammelten Menge beginnt. Mit dem ersten Tone des Gesangs und Saitenspiels ertönt auch das einstimmende Lied der befiederten Sänger in entzückendem Einklang. Schweigt der geendigte Chor, so erheben sie sich, und schweben leise säuselnd wieder hinweg. Nebst der schönen Gabe des Gesanges hat der delphische Gott sie auch mit einer Art von Sehergeist beschenkt. Sie haben ein Vorgefühl des Todes und singen sterbend noch schöner als je. Es scheint, als begrüßten sie den Tod nur deshalb mit so lieblichen Melodien, weil sie eine Ahnung von der Glückseligkeit nach dem Tode haben; ja, man kann sagen, daß sie im eigentlichsten Sinn die Seele als Wohllaut aushauchen."

Mir gefiel der gutmüthige Schwärmer. Ich ehrte an ihm, daß er so fromm an dem Glauben seiner Väter hing, und es schien mir frevelhaft, das Glück seiner unschuldigen, schönen Träume zu stören. Deshalb widersprach ich ihm nicht; aber einen desto härteren Gegner fand er an Flavius. Dieser sagte mit etwas vornehmem Ton: „Ich liebe die Dichter, und Gedichte gewähren mir das köstlichste Vergnügen; im Leben selbst aber muß die Wahrheit walten, der Verstand herrschen. Mit Recht versetzest du, Cyrus, deine geflügelten Meister des Gesangs in das Land der Hyperboräer, weil sie in ein Fabelland gehören. Du siehst also, daß ich dir nicht nur deine singenden Wunderthiere, sondern sogar dein ganzes Wunderland läugne! Oder sage mir, wo soll denn dieses Land der sogenannten Hy-

perborin liegen?“ *) „Im äußersten West?“ „Gut!, Aber wer kann ihn denn? So wie das Land seiner Phantasie seyn soll, hat wenigstens mit eigenen Augen noch niemand es gesehen. Dichter haben das Märchen von dem Reiche, wo Frühling, Jugend und Glück unvergänglich herrschen, geboren; die Liebe zum Wunderbaren hat das Kind der Phantasie gesäugt und groß gezogen. **) So wurde es nach und nach ausgebildet zum Ideal von Schönheit und Glück, da man diese Heimathlosen hienieden überall suchte, doch sie eben so wenig fand als diese singenden Schwäne. Daher rühren auch alle die Widersprüche, warum der Schwan bald nur im Fluge, bald nur stehend, bald sehr leise, bald sehr laut, bald aus der Kehle singet, bald gar tönende Flügel haben soll, die dann wieder bald selbst Musik machen, bald ihre Melodien sich vom Zephyr entlocken lassen.“

Um den jungen Milesier, dem diese Diatribe sehr zu Herzen ging, wieder etwas zu begütigen, gab ich mir die Miene, ihm wenigstens zum Theile beizustimmen, und bemerkte, daß man vom Gesang der Schwäne doch etwas wissen müsse, da Aristophanes in seinem Lustspiel, die Vögel, ein Liedchen von ihrem Rhythmus gebe. ***) —

Colon beachtete dieß wenig, und fuhr, mit dem Ausdrucke von Schmerz und Zorn zugleich, gegen Flavius fort: „Ist denn wohl auch der erhabene Phönix nur ein leeres Märchen?“ —

Flavius. Ein Märchen allerdings, aber fürwahr kein

*) Herodot. l. 4. §. 23 — 35. Strabo. l. 1 et l. 15.
**) S. Anmerkung 3.
***) S. Anmerkung 4.

Horst! Es liegt tiefe Bedeutung darin. Erlaube mir vor allem die hiſtoriſche Auslegung deſſelben!"

Alle ſtimmten dem Antrage bei, und Flavius begann:

„Das Wort Phenech (Phönix) iſt ägyptiſch, und drückt die Hauptidee von dem aus, was bei uns Römern die Worte seculum, aeternitas oder aevum bedeuten. *) Im Griechiſchen heißt φοινιξ ein Palmbaum, welcher zu dem Vogel Phönix in naher Beziehung ſteht, indem der letztere auf einem Palmbaume wohnt, und dieſer gleich dem Vogel nach ſeinem Vergehen neuverjüngt aus ſich ſelbſt entſteht. Das Wort Phönix bedeutet in ſeinem wichtigſten Sinne einen Zeitcyclus, deſſen bildliches Schriftzeichen ein Vogel iſt, und zwar ein Zugvogel, der, wenigſtens ehmals, alle fünfhundert Jahre aus Arabien nach Ägypten kam, wie denn mehrere Zugvögel aus jenem Lande in dieſes wandern. Der berühmt gewordene Phönix gleicht an Geſtalt und Größe dem Adler; ſein Gefieder iſt theils goldfärbig, theils roth. Die Wanderungszeit dieſes Zugvogels beſtimmt den Umfang des aſtronomiſchen oder großen Jahres von fünfhundert gemeinen oder bürgerlichen Jahren, deren eines bei den Ägyptern zuerſt 360, dann 365 Tage hatte. Jenes große Jahr wird auch das Sonnenjahr genannt, weil der Phönix dem Sonnengott Oſiris heilig iſt. Die ägyptiſchen Prieſter ſtellten am Schluſſe eines ſolchen Zeitcyclus die Mumie eines ſolchen Vogels im Sonnentempel zu Heliopolis auf, und ordneten dann nach der Zahl der nebeneinander aufgeſtellten Mumien ihre Zeitrechnung. Auf eine ähnliche Weiſe mußte bei uns Römern, da unſere Vorfahren die Buchſtabenſchrift noch nicht kannten,

*) Im Worte Phenech wurde das h wie ch ausgeſprochen; es lautete alſo Phenex.

der Konsul oder Diktator im Tempel der Minerva jedes Jahr einen Nagel in die Mauer des Minervatempels einschlagen. Dieß geschah mit Feierlichkeit, und die Zahl der verflossenen Jahre wurde nach den eingeschlagenen Nägeln berechnet."

„Das Wort Phönix hat also eine zweifache Bedeutung, indem es bald einen Zeitcyclus, der unter dem Bilde eines Phönix dargestellt wurde, bald den Zugvogel Phönix selbst bezeichnet, dessen man sich als Bild für den Zeitcyclus Phönix bediente. Der letzte Phönix, der viel Aufsehen machte, soll im Jahre 970 nach der Erbauung unserer Stadt in Ägypten erschienen seyn. In Rom hielten ihn Einige für ein Vorzeichen von Tiberii Tode, welcher auch in demselben Jahre erfolgte. *) Den Gelehrten, Römern und Griechen, gab diese Gelegenheit zu den scharfsinnigsten und widersprechendsten Urtheilen, und Geschichtschreiber haben das Ereigniß verewigt." —

Diese Erklärung des jungen Römers erhielt allgemeinen Beifall; auch ich fand sie sehr wahrscheinlich und redend, bemerkte jedoch, die Sache mit dem Phönix ließe sich auch noch auf eine andere Weise auslegen, die gleichfalls nichts weniger als unwahrscheinlich sey, und zwar auf die folgende:

„In Arabien und Ägypten lebt ein Geier von besonderer Art. **) Die Ägypter verehren ihn, weil er viele von jenen, durch die Nil-Überschwemmung erzeugten und sehr schädlichen Insekten verschlingt. Dieser Vogel nistet aber in so unzugänglichen Gegenden, daß man weder sein Nest noch die Eier entdecken

---

*) Dio Cass. l. 58. c. 27. — Tacit. Annal. VI. 28. Plin. hist. nat. X. 2. — Pomp. Mela III. 8.

**) Percnopterus, Gold- oder braunen Geier.

kann. Aus dieſer geheimnißvollen Verborgenheit entſpann ſich wahrſcheinlich die Fabel, daß der höchſt ſelten ſichtbar werdende Vogel am äußerſten Ende der Erde lebe und gar nicht brüte."

„Da man aber doch etwas annehmen mußte, um zu erklären, wie die Gattung, auch ohne die gewöhnliche Fortpflanzung, erhalten werde, kam man auf den Gedanken, daß der ſterbende Phönix ſich aus ſich ſelbſt wieder hervorbringe. Dadurch aber bekam der wunderbare Vogel mit dem ewigen Kreislauf, der aus ſich ſelbſt hervorgehenden und in ſich ſtets zurückkehrenden Zeit eine ſo auffallende Ähnlichkeit, daß man ihn endlich zu ihrem Sinnbild machte. Aus eben dieſer Urſache wurde auch die Scene ſeines Todes und ſeiner Wiederbelebung auf den Palmbaum verlegt, der bei uns Griechen, ſo wie der Vogel ſelbſt, Φοινιξ heißt, und, weil er zu beſtimmten Zeiten ſeine Sproſſen regelmäßig treibt und verliert, in der Bilderſchrift zur Bezeichnung von gewiſſen Zeiträumen gebraucht wird." —

„Noch zwei trockenen Auslegungen," nahm jetzt Flavius das Wort, „will ich die Sage vom Phönix vortragen und ſie mit den Farben der Dichter ſo ſchön ausſchmücken, als ein proſaiſcher Menſch wie ich es vermag. Ich hoffe dadurch unſern Cyrus mit mir wieder zu verſöhnen." Der junge Milеſier lächelte freudig, und Flavius begann ſogleich den folgenden:

Mythos vom Phönix. *)

„In einer Gegend des äußerſten Orients weht auf der höchſten Fläche eines Gebirgs ein lichtumfloſſener Hain des Son-

*) Claudiani Phoenix. — Firmian. Lactantius de Phoenice — P. Mela III. 8. — Herodot. II. 73. — Tacit. annal. VI. 28. — Philostrat. l. 2. —

nengottes, unter einem ewig heitern Frühlingshimmel, mit immergrüner Blätterfülle. Als Phaeton Himmel und Erde entflammte, blieb er unversehrt vom Feuer, so wie er seine Wipfel unverletzt über Deukalions verheerende Fluth erhob."

„Hier findet weder die hohlwangige Krankheit einen Zutritt, noch das grämliche Alter, weder der erbarmungslose Tod, noch die nach Gold lechzende Habsucht, nicht das fluchbeladene Laster, nicht die bleiche Furcht, nicht Mavors mit der blutdürstenden Wuth. Ewig ferne bleibt des Grames verzehrendes Siechthum, die frostbebende, in Lumpen gehüllte Armuth, die schlaflose Sorge, und der an sich selbst nagende Hunger. Hier raset kein Gewitter, nicht des tollen Sturmes zerstörende Kraft, weder Reif noch Schnee bedeckt die Erde. Keine Wolke dehnt ihr dunkles Vließ über den Fluren aus, noch stürzt je aus der Höhe der Wassergüsse Fluth. In des Haines Mitte sprudelt ein lebendiger Quell; sanft, klar und lieblich durchfließt er den ganzen Hain und nährt die benetzten Wurzeln der Bäume, deren nie entblätterte Zweige immer reife Früchte tragen."

„Diesen Hain bewohnt der Phönix, jedesmal der einzige seiner Art, aber durch seinen Tod sich stets erneuend. Sein glühender Körper leuchtet im stillen Dunkel der einsamen Schattennacht. Wenn Aurora erröthet und vor ihrem Rosenschimmer die erblassenden Sterne fliehen, taucht er dreimal in die heiligen Wellen, und schöpft dreimal aus dem sprudelnden Quell. Dann schwingt er sich empor, läßt sich auf den Gipfel einer hohen Palme nieder, den ganzen Hain überschauend, und harrt der glänzenden Ankunft des Sonnengottes."

„So wie der erste Strahl durch die Pforte des Tages leuchtet, beginnt er seine wunderlieblichen Töne, und lockt das aufschimmernde Licht mit des Gesanges Melodie, süßer als Philo-

melens Schmachten, schmeichelnder als Flötenklang, holder als die harmonischen Liebeslaute der Lyra, entzückender als das seelendurchdringende Lied des sterbenden Schwanes."

„Wenn Phöbus Siegeswagen in voller Herrlichkeit Himmel und Erde mit seinem Glanze erfüllt, schlägt der Phönix dreimal mit den Flügeln, dem Gotte huldigend, und schweigt, das feurige Haupt neigend; doch bezeichnet er jede der flüchtigen Stunden des Tages und der Nacht mit eigenen Tönen. Hat er so, als des heiligen Haines Priester und als Eingeweihter in die Geheimnisse des Sonnengottes, tausend Jahre durchlebt, gedrückt von des irdischen Daseyns und der langen Jahre Last, dann verläßt er der gewohnten Heimath süßes Lager, sein müdes Alter vor dem Drange der Zeit zu retten, und eilt, durch Wiedergeburt sich zu erneuen, in eine Gegend, wo der Tod seine Herrschaft ausübt; nach Syrien richtet der Langlebende den Flug durch öde Räume; dort verbirgt er sich in eines entlegenen Waldes unbekannte Einsamkeit, und setzt sich auf einer Palme luftigen Gipfel von solcher Höhe, daß keine Schlange ihn zu erklimmen, kein Vogel ihn zu ersteigen vermag."

„Nun verschließt Aeolus die Winde in ihre Felsenhöhle, damit kein Hauch des Himmels Ätherglanz trübe, kein Wölkchen die Strahlen der Sonne dem Wundervogel entziehe, der sich nun sein Nest — oder Grab baut, da er stirbt, um zu leben. Im reichen Haine ringsumher sammelt er nun Wohlgerüche aller Art, wie Arabien, Assyrien und Indien sie hervorbringt: des Zimmtlorbers gewürzhafte Rinde, der Akazie Blüthen, des Weihrauchs fettes Harz, der Narde kostbare Ähren, der Balsamstaude duftende Thränen, Myrrhen, und der Panaxe unwiderstehliche Heilkraft."

Auf des bereiteten Nestes lebenerzeugendes Lager legt der

Phönix des wechselnden Körpers ruhende Glieder. Mit der Säfte gewürzigem Geist besprengt er sich den Leib zur Leichenfeier der Unsterblichkeit. So von Wohlgerüchen umduftet, gibt er den Geist auf, ohne Furcht für die treue Bewahrung der theuern Reste, auf welche Phöbus seine reinsten Strahlen herabsendet. Schon erglüht der Körper, aufwallend vom belebenden Tod; die Wärme selbst erzeugt Flammen; er lodert empor, vergeht todesfreudig, und erhält neues Seyn in der zerfallenden Asche, auf welcher zuerst eines gliederlosen Wurmes weiche Gestalt sich bildet, die, plötzlich vergrößert, sich zu einem Ei ründet, aus dessen durchbrochener Schale der Phönix, gleich der Verwandlung des Schmetterlings nach abgelegter Puppe, in Vollkraft der vorigen Gestalt hervortritt, ein Jüngling — er, der kaum noch Greis war, und Sohn, der kaum noch Vater war."

„Ihm ist keine irdische Speise gestattet; auch trägt niemand Sorge für des Unbefiederten Nahrung. Vom Nektar des himmlischen Thaues nippt er ambrosische Kost mitten unter Wohlgerüchen."

„Noch in der ersten Jugendblüthe entfliegt er seiner duftenden Wiege, zurückkehrend nach Indiens väterlicher Heimath, nachdem er vorher, was von des alten Körpers Resten übrig geblieben, gesammelt und mit Balsam, Myrrhe und Weihrauch in eine runde Masse verbunden hat. Diese vor sich tragend, fliegt er gegen Osten, nach der Sonnenstadt, *) und legt die köstliche Bürde, sein Grab und seine Wiege, auf den Altar des Gottes."

„Die Erde im feierlichen Schweigen, staunt seinem Flug.

*) Heliopolis.

Die Sonne hält ihren Lauf inne in Mitte des Himmels. Er aber erscheint wunderherrlich dem Schauenden in der Pracht seiner Schönheit. Des Körpers Obertheil schimmert im Glanze der Safranfarbe und in des Mohns Rubinengluth, wie wenn Flora ihr Blumengewand im Morgenroth entfaltet. Des Schweifes Gefieder ragt hinaus in Gold mit Purpur geschmückt. Die Schwingen wechseln im Farbenspiele, wie Iris die Wolke mahlt. Weiß wie Elfenbein, angehaucht von des Smaragdes grünlichem Duft, ist der Schnabel. Die großen Augen sind zwei Hyazinthen, auf deren Mitte eine helle Flamme leuchtet. Eine Strahlenkrone schmückt das erhabene Haupt. Goldgelbe Schienen bedecken die Beine, und Rosenfarbe ziert die Krallen. Die Größe des mächtigen Körpers macht ihn weder langsam noch schwerfällig. Leicht und schnell schwebt er dahin, mit königlichem Anstand."

„Jauchzend strömt Ägyptens Volk bei dem Wunder seiner Erscheinung zusammen, den Seltenen zu begrüßen; im geheiligten Marmor des auf hundert Säulen ruhenden Tempels wird seine Gestalt nachgebildet, und vom Tag seiner Ankunft ein neuer Zeitraum bezeichnet."

„Dann schwingt der Phönix sich wieder empor, umgeben von der Schaar der ägyptischen Vögel, die, vergessend der ihnen angebornen Raubsucht oder Furchtsamkeit, ihren duftathmenden König begleiten. Hat er die hohen Lüfte erreicht, dann verläßt ihn sein Gefolge, und er verbirgt sich in seine östliche Heimath." —

Hier konnte sich der entzückte Milesier nicht länger zurückhalten. Mit Extase rief er aus:

„Glückseliger Vogel, dem ein Gott gewähret, aus sich selbst zu entstehen! Glückseliges Wesen, das, geschlechtlos, keines Ge-

schlechtes bedarf, keines Liebesbundes. Vollendet in sich selbst, genügt er sich, seiner eigenen Herrlichkeit Schöpfer und Erbe! Ihm gibt die zerstörende Zeit und der alles vernichtende Tod die Wonnekraft zu neuer Bildung; ihm gibt die Verwesung ein neues Daseyn, und das zerfallende Alter eine aufblühende Jugend. Jahrhunderte stehen an seinem Sarge als seiner Herrlichkeit Zeugen, wenn er stirbt, um geboren zu werden, Vater und Sohn zugleich, derselbe und nicht derselbe, vom Tode die Unsterblichkeit erhält:" — *)

Der muthwillige Spötter Flavius gönnte dem jungen Meister das Entzücken über den schönen Mythos nicht lange, sondern sprang plötzlich auf einen andern Gegenstand, welcher mit dem vorigen zwar dem Scheine nach verwandt war, eigentlich aber den grellsten Kontrast machte. So entstand das folgende Gespräch:

Flavius. Wenn ich mir nun gegen jenen erhabenen herrlichen Phönix seinen schändlichen Landsmann denke — den Vogel Ibis, eine ägyptische Storchart!

Lylon. (mit neugieriger Hast.) Wie so?

Flavius. Der Phönix — sagtest du — nimmt nur ätherische Nahrung, und auch diese sehr mäßig zu sich; jener Ibis aber, das niederträchtige Gegentheil, verschlingt mit der abscheulichsten Gefräßigkeit das Grobste in solchem Übermaße, daß er sich auf eine höchst unanständige Art selbst wieder davon befreit. **)

---

*) Anmerkung 8.

**) Anmerkung 9.

Cylon. Wie du unſere ſchöne Stimmung entweiheſt!

Flavius. Man kann ja nicht immer auf gleicher Höhe bleiben. Aber — Scherz bei Seite — ſo brachte mich nicht der Vogel auf dieſes Geſpräch, ſondern ein Gedicht, welches den Namen Ibis führt, auf dieſen Vogel. Ovid ſchrieb es während ſeiner Verbannung zu Tomi im Pontus, gegen einen Nichtswürdigen in Rom, der einſt des Glücklichen Freund war, nach deſſen Landesverweiſung aber zu ſeinen Feinden übertrat, ihn verleumdete, den Auguſtus Octavianus gegen den Unglücklichen noch mehr erbitterte, und ſogar ſeine Gattinn zum Treubruche zu verlocken ſuchte. Dieſer menſchliche Ibis muß es wirklich ſehr arg getrieben haben, weil Ovid, in deſſen Charakter und Werken ſich nirgend eine Spur von gallſüchtiger Bosheit oder feindſeliger Unverſöhnlichkeit zeigt, gegen den Elenden ein Gedicht von beinahe ſiebenhundert Verſen ſchreiben konnte, welches nichts als eine ununterbrochene Reihe von Flüchen und Verwünſchungen enthält, ſo gräßlich und ſchauderhaft, daß man, auch wenn er nicht die Tragödie Medea geſchrieben hätte, ſchon daraus allein das Talent zur tragiſchen Poeſie erkennen müßte. *)

Artemidor. Auch unſer Kallimachus hat aus gleicher Veranlaſſung ein gleiches Gedicht geſchrieben.

Flavius. Ovid hatte es im Sinne, und that deſſelben Erwähnung.

Artemidor. Mache mich doch etwas näher damit bekannt!

---

*) Anmerkung 9.

Flavius. Ovid beginnt dieses gräßliche Gedicht mit der Entschuldigung, daß er, dem fünfzig Jahre verflossen, ohne einen einzigen Menschen durch einen einzigen Vers zu kränken, den Ruhm der Friedlichkeit nun aufgeben müsse, um einen Frevler zu züchtigen, dessen Namen er aber dennoch nicht nennen will. Sein Zorn lodert auf; er schwört dem Ungenannten unauslöschliche Feindschaft bis in den Tod. Eh soll das Wasser aufhören dem Feuer entgegen zu kämpfen, eh sollen Abend und Morgen zugleich in derselben Himmelsgegend seyn, eh sein Haß enden wird. Alle Götter des Himmels und der Erde, alle Götter der Unterwelt, Sonne, Mond und Sterne ruft er an, Zeugen des Fluchliedes zu seyn, das er dem Verräther singen will. Seyd mir gnädig, sagt er, und lasset jedes Wort meines Fluches in Erfüllung gehn, daß der Bösewicht noch elender sey als alles Elend, das ich ihm wünschen kann! — Nun weiht er ihn dem Verderben, mit der Feierlichkeit eines Schlachtopfers: Wer hier zugegen ist, hülle den Leib in schwarzes Gewand, und nähere sich ihm mit bösen Zeichen! Du selbst auch nimm den Leichenschleier, denn schon steht dein Todesaltar bereit! — Nun beginnt der Dichter eine Reihe der furchtbarsten Verwünschungen, deren ich nur einige, die mir im Gedächtniß geblieben sind, erwähnen will: „Die Erde versage dir jede Nahrung, jedes Lüftchen die Erquickung! Dir sey die Sonne nicht hell, dir leuchte der Mond nicht! Hülflos irre umher, und mit bebender Stimme erbettle dir kärgliches Brot! Nie sey dein steter Leid, nie deine kranke Seele von nagenden Schmerzen frei! Die Nacht sey dir schrecklicher als der Tag, der Tag noch schrecklicher als die Nacht! Sey immer elend, und finde kein Mitleid, kein Erbarmen! Jeder freue sich deines Unglücks, jeder spotte deiner Thränen, jeder halte dich eines noch größeren Unglücks würdig. Nie fehle es dir an Ursachen des Todes, aber nie befreie sich der ersehnte Tod vom Leben! — Mir selbst wird eh jener Tag kommen, der mir das Leben, dem du so

oft nachgestellt hast, endet, ob mein Schmerz und mein Haß sich vermindern werden. So lange noch Bäume auf den Bergen, Blumen auf den Fluren, Fluthen in der Tiber sind, werde ich mit dir hadern, und selbst der Tod soll meinen Groll mir nicht rauben! Deine Bosheit nie vergessend, will ich noch meinen Schatten gegen dich waffnen; noch als Schatten will ich dich verfolgen, dem Orkus entfliehen und die kalten Hände dir ins Angesicht heften. So sollst du wachend mich sehen, mich sehen im Dunkel der Nacht. Aus dem Schlafe will ich dich schrecken, und nirgend sollst du Ruhe finden! Hoffe du kein Begräbniß! Keine Thräne fließe deiner dahingeworfenen Leiche! Des Henkers Hand schleppe dich unterm Jubel des Volkes! Die allverzehrende Flamme wird von deinem Leichnam zurückweichen, die Erde den Verabscheuten ausspeien. Der langsame Geier wird mit Schnabel und Klaue dein Eingeweide herausziehen; gierige Hunde werden dein treuloses Herz zerreißen, und unersättliche Wölfe — sey stolz darauf! — werden um dich kämpfen. Dein künftiges Leben wird für die Strafe zu kurz seyn. Schmerzen tausendfacher Art wird dein schuldvoller Schatten leiden; alle Qualen der Verdammten wird Äacus in dir vereinigen, und alle Schatten werden dadurch die langentbehrte Ruhe erhalten. Kein zweiter Tod wird dir die Strafen des Todes enden, und nie wird so ungeheuren Leiden eine letzte Stunde nahen." —

Nun wird auch die Geburt des Verwünschten mit eben so gräßlichen Farben geschildert:

„Zur unglücklichen Stunde bist du — so wollten's die Götter — geboren; kein Glücksstern erschien bei deiner Geburt; Mond und Sonne waren nicht auf ihrer Stelle. Auf dem Giebel des Hauses saß ein gräßlicher Uhu, mit trauerverkündender Stimme die Nacht durchheulend. Die Furien wuschen den

Neugebornen in Sumpfwasser vom styalischen Flusse, salbten ihm die Brust mit der Galle von Schlangen des Erebus, klatschten dreimal mit den blutigen Händen, und netzten die Kehle des Kindes mit Hundemilch. Dieß war die erste Speise, die in des Knaben Mund kam. Daraus sog er die Wuth seiner Ammen, und bellt hündische Worte. In berußte Lappen, geraubt von einem höslich verlassenen Scheiterhaufen, wickelten sie das Kind, und daß es nicht ohne Stütze auf nackter Erde liege, legten sie ihm das Haupt auf harte Kiesel. Schon wegschreitend, hielten sie ihm noch eine Fackel von grünem Holz nahe ans Gesicht, und als das Kind, vom bittern Rauche berühret, weinte, sprach eine der drei Schwestern: „Für endlose Zeit sey diesen Thränen geweiht!“ —

Nun folgt erst die ganze Reihe aller Strafen der Unterwelt und aller Unfälle der Heroenzeit, die der Dichter einzeln, mit Beziehung auf den Verräther, anführet. So z. B. wünscht er ihm Blindheit nach den vielen Beispielen solcher, die von Göttern oder Menschen auf irgend eine entsetzliche Art der Augen beraubt wurden; so wünscht er ihm die Schmerzen aller Vergifteten, und alle die fürchterlichsten Strafen und Leiden aller in der Vorzeit begangenen Verbrechen, die hier zu solchem übermaße angehäuft sind, daß die Aufmerksamkeit des Lesers durch die Menge derselben ermüdet, und die Wirkung geschwächt wird. Und dennoch beklagt Ovid am Schlusse, so wenige Verwünschungen ausgestoßen zu haben, und bittet die Götter, seine Flüche zu verdoppeln.

Flavius hatte jene Verwünschungen, die so entsetzlich waren, daß sich unsere Haare sträubten, mit Heftigkeit gesprochen. Cyion starrte todtenbleich vor sich hin, und bebte wie von Fie-

Verfroſt. Nachdem jene erſchütternden Stellen von Wuth gegen den Verräther wie Ungewitter über unſern Häuptern dahingezogen waren, ſuchten wir uns allmählig wieder zu erholen. Flavius ſelbſt war von ſeinem eigenen Vortrage ſo ergriffen, daß er lange ſtill ſchwieg und tief athmete. Ovid wurde wegen der zu gräßlichen, wuthſchnaubenden Verwünſchungen von Einigen bitter getadelt. Sie meinten, ſolche empörende Flüche auszuſtoßen, könne höchſtens dann eine Entſchuldigung zulaſſen, wenn der Schwerbeleidigte vom erſten Ausbruche der höchſten Wuth dahingeriſſen werde; ſie aber bei ruhigem Blute niederſchreiben, ſey auf jeden Fall unrecht und tadelhaft. Andere entſchuldigten dagegen den Dichter durch die Größe der ihm zugefügten Beleidigung, durch die Nichtswürdigkeit des frevelhaften Beleidigers, und insbeſondere durch die Lage des Dichters, der in dem Orte ſeiner Verbannung, *) einem unfreundlichen Lande, unter rohen Barbaren, einſam und verlaſſen, fremd unter Fremden, ſeufzend nach Italiens mildem Himmel und nach den Seinigen im geliebten Rom, jede Kränkung zehnfach ſchwerer fühlen mußte, und darniedergedrückt von der Laſt ſeiner Leiden, in ein dumpfes Hinbrüten verſank, worin ſeine Phantaſie im Ausmahlen des Düſtern ſich gefiel.

Andere bemerkten, Ovids gänzliches Verzagen und ſein feiges Winſeln verrathe doch immer einen Mangel an Seelenſtärke, und zeuge von unmännlicher Sehnſucht nach der Weichlichkeit der in Rom gewohnten Lebensweiſe. —

Indem ich dieſes Geſpräch niederſchreibe, erinnere ich mich eines andern, welches ich nach dem Verlauf mehrerer Jahre mit meinem Freunde Plutarch in Rom über die Landesverweiſung

*) Anmerkung 8.

hielt. Er wollte den Kleinmuth der Verbannten durchaus nicht zulaßen. Seine Meinung zu vertheidigen, sagte er unter andern auch: *) „Der Mensch ist keine, unbeweglich in der Erde, stehende Pflanze, sondern eine himmlische, mit dem Haupte aufwärts regend. Ja, der Himmel ist unser Vaterland, unser grenzenloses Vaterland, wo nur Einer herrscht, — Gott, welcher Anfang, Mittel und Ende des Ganzen hält. Wir aber gleichen oft den Ameisen oder Bienen. Sobald wir aus dem Ameisenkorbe oder dem Bienenstock herauskommen, gerathen wir in ängstliche Bangigkeit, und betrachten uns als verstoßene Fremdlinge, weil wir nicht die Kunst verstehen, Alles als unser Eigenthum anzusehen und zu gebrauchen. Wir lachen wohl über die Thorheit jenes Menschen, der behaupten wollte, der Mond in Athen sey schöner als der in Korinth; und dennoch befinden wir uns gewissermaßen in dem nämlichen Fall, wenn wir uns einbilden, Land, Meer, Luft und Himmel außerhalb unsers Wohnplatzes seyen von denen, an die wir gewohnt sind, ganz verschieden. Wird nicht dadurch die ganze übrige Erde für uns städtelos und unbewohnbar? — Man wird nirgend fremd, nirgend ohne Vaterland und Heerd seyn, wenn man Verstand und Überlegung wie Anker und Steuerruder zu Hülfe nimmt, um sogleich von jedem Hafen, in dem man einläuft, Gebrauch machen zu können. Jeder Ort wird sogleich ein Vaterland für den, der sich in die Umstände zu fügen weiß, und Wurzeln hat, die an jedem Ort einschlagen und gedeihen. Als jemand dem Diogenes vorwarf, daß die Einwohner von Sinope ihn aus dem Pontus verbannt hätten, gab er zur Antwort: „Und ich verbanne sie, im Pontus zu bleiben!“ — Haben nicht manche geniale Männer sich aus ihrem Vaterland selbst verbannt? So z. B. die Dichter Äschylus, Euripides und Simonides. Haben nicht Man-

*) S. Plutarchs Abhandlung über die Landesverweisung.

he in der Verbannung ihre vorzüglichsten Werke geschrieben, wie Thucydides und Xenophon? — Manchen brachte die Landesverweisung nicht nur keine Schande, sondern trug sogar ihren Ruhm zu den entferntesten Barbaren. Wer möchte nicht lieber Themistokles, der Verbannte seyn, als sein Ankläger Leobates? Wer möchte nicht lieber Cicero seyn, der Verbannte, als sein Verfolger Clodius? Traf nicht in Rom und Griechenland, selbst in ihren schönsten Perioden, das Loos der Verbannung die Herrlichsten? — Pflanzen wachsen und gedeihen wohl in einem Klima besser als in dem andern; dem Menschen aber kann kein Himmelsstrich Glück und Tugend geben oder rauben. Ich kenne nur eine schmerzliche Verbannung: Die Verbannung unserer Seele aus ihrem wahren Vaterlande, dem Himmel, in das irdische Leben, wo sie an den Körper gefesselt wird, wie der Sturm eine Muschel in einen Felsenriff schleudert. —

Am nächsten Tage bat Cylon, gleichsam um den bösen Dämon des vorigen Tages durch etwas Holdes und Schönes wieder zu verscheuchen, um die Erlaubniß, uns den Mythos von Amor und Psyche lesen zu dürfen; er habe ihn so niedergeschrieben, wie er ihn daheim von milesischen Mädchen erzählen hörte.

Der Antrag war Allen willkommen. Ich freute mich insbesondere, weil ich hierin eine nahe Verwandtschaft mit den vorigen Gegenständen unserer Schiffsgespräche entdeckte; denn, fürwahr die sterbenden Schwäne, der Phönix, dann Amor und Psyche, — sie sind nahe verwandte Bilder; ich möchte sie einen allegorischen Cyclus der Unsterblichkeit nennen. Unter den Mythen sind sie die herrlichsten, sowohl durch Schönheit der Dichtung, als durch ihre tiefe Bedeutung. Sie zeigen stufenweise das Vorgefühl des Todes und der Seligkeit nach dem Tode, die

Wiedergeburt und das ewige Leben durch den Tod, und die Läuterung der Seele von allem Irdischen. Des Mythos vom Phönix ist eben so der erhabenste, als jener von Amor und Psyche der zarteste und lieblichste ist. —

Als die Aurora des nächsten Tages die Silberfläche des Meeres mit ihren Rosen schmückte, zog Cyion seine Rolle hervor und las den folgenden:

Mythos von Amor und Psyche. *)

„Einst lebte ein König und eine Königinn; die hatten drei Töchter. Hohe Schönheit schmückte die beiden ältern, aber sie verschwanden wie im Schatten vor dem Rosenglanze von Psyche's Anmuth. In der Bildung dieses himmlischen Wesens schien die Natur sich erschöpft zu haben. Den Zauber ihrer Reize zu schildern, war jedes Lob zu schwach, jede Sprache zu arm."

„Von nah und von ferne strömten zahllose Scharen herbei, zu huldigen dem Wunder der Schönheit. Die Bewunderung wurde Anbetung, und bald flog die Sage umher: eine neue jungfräuliche Anadyomene wandle hienieden, durch der Gestirne Einfluß von der Erde geboren, wie jene frühere vom Meere. Verlassen standen Cytherens Tempel, unbekränzt ihre Bildnisse. Psyche ist die Göttinn selbst; Psyche, die angebetete Göttinn der schönen Liebe, der liebenden Schönheit! Ihr werden Blumen gestreut; Ihr steigen Opferdüfte empor; Ihr, der Sterblichen, wird der Himmlischen Ehre zu Theil. Aphroditens Zorn entbrannte:"

„Ich, die Mutter der Natur, des Alls ewige Erhalterinn, —

---

*) Anmerkung 9.

mit einer Sterblichen müßte ich theilen der Anbetung Ehre? Irdische Nichtigkeit soll, mit meinem himmlischen Namen geschmückt, prunken? Ein Kind des Todes soll der mir gebührenden Opfer sich erfreuen, soll mein Bild auf Erden seyn, meiner Verehrung Zukunft gefährdend? Nimmer! Deine Schönheit, Frevlerinn, werde dir zum Fluch, dein Verderben jeder Verwegenen zum Entsetzen!" — Amor sieht der Mutter Thränen fließen, und ihre Schmerzen werden seine eigenen. In Trauer versunken, vergißt er Pfeil und Köcher, und den Sterblichen auf der Erde vergeht ein Tag ohne Liebe.

„Endlich ruft die schmerzverstummte Göttinn den schönen, geflügelten, kühnen Sohn zu sich. Die Rosigleuchtende drückt den Lieblichen mit dem linken Arme sanft an sich, indeß die Finger der rechten Hand, in seiner Locken Goldfülle spielend, bald erscheinen, bald verschwinden. Ihr himmlisches Lächeln, von Wehmuth umschleiert, zeigt auf Amors holdem Antlitz einen entzückenden Widerschein. Mit melodischer Stimme athmet sie ihre Klagen aus, und endet — auch im Zorne noch schön — mit den Worten:"

„Bei der Mutterliebe, bei den süßen Wunden deiner Pfeile, bei der ewigen Gluth deiner Fackel — beschwöre ich dich: räche, räche mich! Züchtige den Stolz der Verwegenen! Verwunde sie mit dem bösesten deiner Pfeile! Sie werde entflammt von Liebe zu einem Ehrlosen, dem Verworfensten der Sterblichen, dem Elendesten auf weiter Erde!" —

„Aus ihrer Rosenarme Umwindung eilt der geküßte Sohn, die Mutter zu rächen."

„Auf einer Blumenflur in des königlichen Pallastes Nähe wandelt Psyche. Schon lauscht Amor in eine Duftwelle gehüllt;

ſchon legt er den gekrümmten Bogen an die Bruſt: aber indem er verwunden will, fühlt er ſelbſt eine glühende Wunde; der Gott der Liebe erliegt der Macht der Liebe, und nach zahlloſen Siegen iſt er der Beſiegte. Er ſeufzt: „Göttliche, nimm meine Gottheit ſelbſt zum Opfer! Noch ward kein ſchöneres der Liebe je dargebracht! — Vor ſeinem Erröthen glänzt die hingleitende Wolke, und Pſychen durchbebt ein niegefühlter Wonneſchauer.“

„In den goldſtrahlenden Pallaſt zurückgekehrt, fühlt ſie ſich einſamer als je. Trauer umhüllt die ſehnende Seele wie eine Nachtwolke, aus welcher bald das Morgenroth hervorbrechen wird; aber Trauer und Sehnſucht erhöhen Pſyche's Schönheit. Man lobpreiſt, man bewundert ſie; doch von Allen, die da lobpreiſen und bewundern, nicht Einer von Allen wagt ſeine Liebe zu bekennen und um Gegenliebe zu werben. So gleicht die Erhabene dem Bildniß einer Göttinn, von ſtummen Anbetenden umringt, indeß ihre Schweſtern, minder ſchön an Leib und Seele, von königlichen Freiern begehrt, glückliche Gattinnen ſind, in der Fülle irdiſcher Herrlichkeit. Ach, Pſyche — obſchon von keinem Pfeile Amors verwundet, — doch krank in ihrem Innerſten, ſchmachtet dahin, ahnend, träumend, ein Dämmerungsleben gleich dem Schmetterling, eh der Verwandelte beflügelt zurücklichtumfloſſenen Blume ſich aufſchwingt.“

„Seufzend blickt die Mutter auf die himmliſche Schönheit der Tochter, die einſam, ungeliebt, gattenlos verblühen ſoll. Der bekümmerte Vater glaubt hierin den Zorn einer Gottheit zu erkennen. Er eilt, das Orakel des mileſiſchen Gottes zu befragen, und vernimmt den Ausſpruch:“ *)

---

*) Apoll hatte bei Milet, der Hauptſtadt Joniens einen Tempel und ein Orakel.

»Wie zur Leiche geschmückt, so führe die Tochter zur Hochzeit
Auf des höchsten Gebirgs felsigen Gipfel hinan!
Ihr ist nicht vom Geschlechte der Sterblichen Einer zum Gatten,
Ihr ist ein Scheusal bestimmt, grausam und glühend und arg.«

»Hoch erhebet es sich auf Schwingen empor zum Olympos,
Herrschet mit regender Macht über die bebende Welt;
Selbst gefürchtet vom Zeus, von allen Göttern gefürchtet,
Dringet seine Gewalt bis zu dem schaudernden Styx.«

„Im Innersten erschüttert von den heiligen Worten, kehet der König in seinen goldstrahlenden Pallast zurück, und verkündet des Gottes Geboth. Wehklagen ertönt durch die hohen Hallen, Jammer ohne Maß! Aber Gehorsam geziemt dem Geboth.“

„Schon naht die Stunde der Erfüllung des Orakels. Ringsumher Anstalten zum Vermählungsfeste; aber — es scheint eine Leichenfeier zu werden. Düster lodern die bräutlichen Fakeln, und die hochzeitliche Flöte tönt banges Seufzen. Dumpf wie Todesgesänge schallen die Hymenäen. Thränen der Verzweiflung netzen den Schleier der Braut. In Trauer hangt der königliche Pallast, in Trauer die Stadt; nur leises Ächzen unterbricht die Grabesstille.“

„Auch Psyche schaudert im Gefühl des Scheidens von der irdischen Heimath; auch Psyche bebt vor dem Unbekannten, das ihrer harrt. Ihr bricht das Herz, aber stark ist die Seele. Ermuthigend spricht sie zu den umschlingenden Eltern die sanften Worte:“

„Mutter! Vater! Nehmt meinen Dank für das Leben, von dem ich scheide! Ihr gabt es mir; euch würdig geb' ich es hin.

Ist Schönheit ein Geschenk des Himmels, so raubt sie kein Gott; gab das Schicksal sie zu Schmach und Elend, so läutert sie der Tod. Ist Schönheit hienieden heimathlos und der Verfolgung Ziel, so muß sie im Lande der Seeligen ewig blühn. Das Unvermeidliche gebiethet, dem kein Sterblicher, keiner der Unsterblichen entgeht. Nun führet mich fort; den Felsen hinan, — zum Heil oder Verderben, — die Götter walten! Ich zage nicht."—

„Nacht deckt die Erde. Der Trauerzug beginnt, wallt aufwärts, vom Fackelschein erhellt, über den Berg, zum Gipfel hinan. Der Augenblick des Scheidens ist da. Schweigend drückt Psyche den bleichen Vater, die weinende Mutter an sich. Schweigend, das Haupt zur Erde gesenkt, gehen sie von ihr; schweigend, die Häupter zur Erde gesenkt, folgt ihnen, abwärts steigend, der lange Zug."

„Verlassen von Allen, steht Psyche auf dem Gipfel des Berges. Der Schauer des Schmerzes senkt sich auf ihre Seele, wie der Nachthau auf eine Blume. Nur der Brautfackeln Todesflammen lodern noch um die Einsame, wie freundlich tröstend; aber auch sie verlöschen allmählig. Es ist Nacht; Todesstille! Psyche bebt. Die Sinne schwinden, von Betäubung gelöst. Das Bewußtseyn des Irdischen vergeht."

„Plötzlich fühlte sie sich vom Boden sanft empergehoben. Ein Zephyr nimmt sie auf die duftathmenden Schwingen, und gleitet mit der Schlummerseligen dahin. Der wehende Schleier umfäuselt schmeichelnd die Liebliche. So vom linden Hauche getragen, gleitet sie durch die ätherischen Räume in ein reizendes Thal, und ruht sanft gebettet im blumigen Schooße des weichsten Rasens."

„Da sie, lichtverklärt, voll seliger Ruhe auf dem zarten

Lager erwacht, und der Himmel sein Bild in den geöffneten Augen findet: welch ein Anblick stellt sich ihr dar! Eine elysische Landschaft, wie aus Morgenduft gebildet, umlächelt sie in der ruhigen Üppigkeit glänzender Frühlingsluft. Eine Gruppenfülle von unzähligen Geschlechtern der schönsten Bäume, in der reichsten Mannigfaltigkeit von schlanken oder blätterdichten Gestalten und mit allen Abstufungen vom sanftheilen bis zum dunklsten Grün, bald auf Wiesen, bald auf Hügeln stehend, umkränzen wehend und flüsternd einen Halbkreis; Blumen schimmern mit freudeglühenden Blicken aus dem Rasen, und schlängelnder Bäche Silberleben eilt, wie die Erdenlust mit aufleuchtenden Blicken, eine flüchtig rastlose Erscheinung, durch Licht- und Schattengemenge dahin; aber der Wellen melodisches Gleiten ist entzückender Wohllaut."

„Am Ufer eines Sees, auf dessen Silberfläche das Ganze sich spiegelt, erhebt sich ein Pallast, nicht von Menschenhänden gebaut. Aus Rosengewölk scheint die Rotonde gebildet, von weißduftigen Säulenhallen umgeben. Von dieser Geisterwohnung strömt jenes milde Licht aus, in dessen Verklärung die Farbenharmonie der ganzen Gegend lächelt, ein unaussprechlicher Zauber, der alle Sinne befriedet und die Seele selig macht."

„Psyche hat sich kaum vom ersten Staunen gesammelt, als sie, — zuerst schüchtern und nach jedem Schritte wieder verweilend — von der freundlichen Schönheit mächtig angezogen, sich jetzt kühner und kühner dem Pallaste nähert. Was sie hier sieht, es ist nicht Wirklichkeit, nicht Schein, und doch wie beides zugleich. Psyche glaubt körperlos zu seyn; aber wohin sie auch wandelt, überall scheint ihre eigene Schönheit sie zu umgeben und der Zauber des Ganzen ein Abglanz der Reinheit ihres Entzückens zu seyn. Und vor ihr schwebt — gleichfalls weder volle Wirklichkeit noch eitler Schein — ein Wesen so

himmlisch schön wie ein Traumbild der Phantasie. Eine Stimme, in ihr Innerstes dringend, spricht die melodischen Worte:"

„Vergiß das Irdische! Zu höherm Loos bist du erkoren. Wo Psyche, wie der Äther rein, in hoher Liebe lebt, da ist ihr Himmel. Leg ab die Sehnsucht nach der dunkeln Heimath der Schmerzen und Begierden! Nicht theilbar ist die Seligkeit. Elysium hat mit der Erde nichts gemein. Glaube an mich, so bin ich dein." —

„So tönt die Stimme, und jedes Wort gleitet wie ein Lichtstrahl in Psyche's Seele. Und dennoch ist sie für das Göttliche noch nicht reif; die Sehnsucht nach der irdischen Heimath erwacht in ihr. Venus selbst, die Zürnende, regt sie auf durch gesendete Träume. Sie schaut in täuschenden Bildern des Vaters bleiche Wangen, der Mutter Thränen, hört den Angstruf der händeringenden Schwestern. Alle Scenen der glücklichen Kindheit, alle Lieblingsplätze, alle Lieblingsspiele gleiten freundlich vor ihr dahin. Immer mächtiger wird der Drang, noch einmal zu schauen die geliebten Gegenstände, und sie fleht zu dem Unsichtbaren um ihres Wunsches Gewährung. Vergebens warnt der Stimme weicher Trauerton: „Psyche vergiß das Irdische! Vergiß die dunkle Heimath der Schmerzen und Begierden! Du bereitest mir Kummer, Unglück dir selbst." —

„Vergebens! Psyche wiederholt des dringenden Wunsches unwiderstehliche Bitte — und siegt."

„Du sollst sie sehen" — so tönt der Stimme weicher Trauerton — die Gefährten deines Erdenwandels! Doch eh du von mir scheidest, versprich mir, meine sichtbare Gestalt nicht auszuforschen, bis ich selbst mich dir zeige. Der Augenblick sträflicher Neugierde wäre der letzte deines Glückes!" —

„Gerührt und entzückt ergießt sich Psyche dem holden Unbekannten in Dank und Liebesbetheurung; und schon bringt Zephyr die Schwestern, auf einem lichten Gewölke ruhend, in das wunderliebliche Thal.“

„Wie Sterne, die dem bangen Schiffer plötzlich aus einer Wolke hervortreten, so erschienen die Schwestern der Schwester. Sich umschlungen haltend gleich den Grazien, stehen die Freudeseligen, im Entzücken verstummend; Thränen und Küsse sind ihre Worte. Arm in Arm sich wiegend gehen sie endlich in den Pallast. Wie vorher die Wonne, so fesselt jetzt das Erstaunen die Zunge; aber bald entartet das Erstaunen in Habgierde, und diese in mißgönnendes Beneiden der glücklichen Schwester. Mit neugieriger Hast forschen sie nach dem Eigenthümer all dieser Herrlichkeit. Psyche wendet, einer Antwort auszuweichen, das Gespräch auf die schönen Gegenstände ihrer Umgebung, und bittet die Schwestern, aus den Schätzen sich zu wählen. Sie verschlingen mit den Augen, aber die Habgierde erschwert die Wahl. Indessen führt Psyche sie an eine Göttertafel; Ambrosia und Nektar duften. Zugleich erschallt ein volltöniger Chor von lieblichen Stimmen, begleitet von wechselndem Geflüster schmeichelnder Flöten und Saitenspiele. Aber vergebens war die seelenschmelzende Gewalt der himmlischen Harmonien; ihre Zaubermacht konnte in die entweihten Herzen nicht eindringen. Je mehr Psyche von der ätherischen Musik entzückt war, desto unangenehmer wirkte sie auf die Schwestern. Psyche bemerkte dieß, ließ die Harmonien schweigen, und trennte sich mit Wehmuth.“

„Nun überließen sich die Beiden dem vollen Ausbruch der Mißgunst und des Unmuths.“

„Wie blind — sagten sie, durch den gemeinsamen Schmerz

jetzt zärtlicher als je verschwistert, — wie blind, wie ungerecht ist das Glück! Wir, Kinder einer Mutter und eines Vaters, werden uns fremd durch die Verschiedenheit unserer Loose; und hat uns das Schicksal Vieles gegeben, was gemeine Sterbliche entbehren, so geschah es nur, um uns desto schmerzlicher fühlen zu lassen, wie wenig selbst unser Vieles gegen die Ihr verliehenen Schätze sey. Wir müssen allen Übeln und Leiden der Erde unterliegen; uns erwartet der Frost des kahlen Alters; uns wird der Tod hinraffen, namenlos verklagend. Sie, schwelgend in einer Fülle von Freude, lebt in ewiger Jugend das Leben der seligen Götter, eine Göttinn selbst, und weidet sich an unserer Schmach, die wir ihr Gegenstände eines großmüthigen Mitleids sind. Sollen wir nun zurückkehren, beschämt vom Reichthum ihrer Geschenke? Wird nicht in unsern Palästen die Dürftigkeit der Pracht uns anekeln? Wird nicht überall das Bild der Überglücklichen uns wie ein böser Dämon verfolgen, jede Freude vergiften, jede Rose entblättern, jeden Stern umwölken? Nein! Die Unwürdige soll das uns versagte Glück nicht genießen. Sie leide, altere, sterbe, — gleich uns; nur gleiches Schicksal gestattet gleiche Liebe!" —

„Und sogleich eilen sie zur Ausführung des listig ersonnenen Planes, wie es der hämischen Schadenfreude eigen ist, ein Glück, das sie nicht genießen können, wenigstens zu zerstören. Vertraulich und schmeichelnd beginnen sie von neuem der Schwester zu liebkosen. Mit verschmitzter Bosheit, aber dem Scheine nach höchst arglos und unbefangen, wenden sie das Gespräch — wie von ungefähr — auf Psyche's Gemahl, und thun, als sprächen sie zum erstenmale von ihm, die Frage: wer er denn sey und von welcher Abkunft? — Psyche, um dem fernern Forschen vorzubeugen, gesteht: Sie selbst kenne den Gemahl nicht und habe verheißen, weder sein Wesen noch seine Gestalt auszuforschen, sondern abzuwarten, bis Er Beides enthüllen werde."

„Gemeinen Seelen fehlt der Sinn für Wahrheit, und der Glaube an das Höhere. In diesem Falle befinden sich die, vom Irdischen verblendeten Schwestern. Was Psyche ihnen so wahr und einfach verkündet, ihnen scheint es Lüge, weil sie's nicht zu fassen vermögen. Bald aber gelingt es den Sinnenden, eben das, was zu Psyche's Ruhme gereicht, zu ihrem Verderben zu wenden, und aus der reinen Blume selbst ein Gift zu bereiten. Sie sprechen: So hüllt dein Gatte sich in so undurchdringlich tiefes Geheimniß! Warum thut er das? Verbirgt sich die Wahrheit? Scheut die Schönheit das Licht des Tages? — Wohl dir! Keine Gefahr ahnend, lebtest du in glücklicher Unwissenheit und in ruhiger Sorglosigkeit selige Tage dahin; uns aber gebiethet die Pflicht, für das Heil der unerfahrnen jüngern Schwester zu sorgen, und dir die Wahrheit, sey sie auch noch so entsetzlich, zu enthüllen, um dich zu retten. Wisse denn, Unglückliche! Dein Gemahl ist — ein Ungeheuer, ein gräßlicher, giftiger, grausamer Drache! Gedenke des Orakelspruches, welcher deine entsetzliche Vermählung in dunkeln Worten verkündigte! Erwäge die Dauer seiner Unsichtbarkeit! Leider kennen wir selbst viele Augenzeugen der traurigen Wahrheit. Jäger und Landleute sahen ihn, da er deinen Aufenthalt verließ, in der Abenddämmerung das Dickicht des tiefsten Waldes durchstreifen; sie sahen des Ungethüms gräßliche Gestalt, der Augen Gluthqualm, hörten des blutströmenden Rachens schauderhaftes Gebrülle, und stürzten betäubt darnieder. Beschlossen ist dein Tod; sobald Luna dreimal ihre Gestalt gewechselt haben wird, mußt du des Ungeheuers Beute werden.“ —

„Am ganzen Leibe zitternd, leichenblaß, kaum ihrer Sinne, kaum des Athems mächtig, glaubt Psyche vor Entsetzen zu vergehen. Die entflammte Einbildungskraft zeigt ihr das Scheusal gegenwärtig; sie schreit auf, sie fährt zurück; Schrecken betäubt sie bis zur Ohnmacht, Schrecken erweckt sie wieder aus

der Ohnmacht. Vergessend der Warnung ihres Gatten, entschwindet auch ihr eigenes Versprechen dem Gedächtniß. Sie wirft sich in die Arme der Schwestern und ächzt leise die flehenden Worte:"

„Es ist nur zu gewiß: Ich bin verloren, — eines Ungeheuers Beute! Alles, Alles trifft zusammen. Wie könnt' ich zweifeln an der Wahrheit eurer Worte, an eurer Liebe, an meinem Unglück! O Schwestern! O geliebte Schwestern! Wenn ein Mittel zu meiner Rettung euch bekannt ist und in eurer Macht steht, o so helft, so rettet! Aber ach — es ist vergebens! Ich bin verloren. Mich rettet ihr nicht, mich rettet kein Gott, — so rettet euch selbst! Eilt, flieht, seyd glücklicher als ich und verschweigt den theuren Ältern mein Unglück, meinen Tod am Morgen des Lebens!" —

„Der bösen Schwestern Neid und Arglist haben das Ziel erreicht. Mit dem blendendsten Scheine von Liebe und Mäßigung erwiedern sie: Übereile nichts und fasse dich! Nicht glauben sollst du unsern Worten, sondern dich selbst überzeugen. Wir lehren dich einen Spruch, welchen eine thessalische Zauberinn uns lehrte. Ihn sprich um Mitternacht zum vollen Mond empor; der Mächtige wird das Ungeheuer durch unwiderstehlichen Bann zwingen, sich dir in seiner wahren Gestalt zu zeigen. Hast du dich selbst überzeugt, dann sollst du uns morgen zu deiner Rettung bereit finden." —

„Psyche verspricht, den Rath zu befolgen, und entfernt sich in ihr innerstes Gemach, den Zauberspruch zu lernen. Die bösen Schwestern aber jauchzen, da sie wissen, daß Psyche, gegen das Geboth des unsichtbaren Gatten handelnd, nun bald den Verlust ihres Glückes beweinen werde. Ergriffen von der Furcht, das Unheil, von ihnen erregt, möge auch sie treffen,

beſchließen ſie zu entfliehen. Zephyr, zu ihrem Dienſte beſtimmt, trägt ſie auf weichen Flügeln in der Abenddämmerung über den Fels, und lagert ſie am Blumenufer eines Fluſſes. Ein Schiff ſteht bereit, und die Segelnden erreichen ihre Heimath."

„Indeß ſinkt die allverhüllende Nacht vom Himmel. Nacht umhüllt auch Pſyche's Seele. Bleich ſchaut Luna in Mitte der Dunkelheit zur Erde herab. Pſyche wankt hinaus. Mit erhobenem Haupte, mit emporgeſtreckten Armen flehet ſie dumpf und leiſe die theſſaliſchen Zauberworte. Dämmerung umflort den Mond, ein Zeichen der Macht des wirkſamen Bannſpruches."

„Pſyche ſchaudert. Langſam, mit geſenktem Antlitz, ſchreitet ſie in den Pallaſt zurück, wo ſie Erfüllung und Überzeugung ſucht. Schon wandelt ſie durch die hohe Säulenhalle, das ihr verſagte Heiligthum des unſichtbaren Gatten. Sie hört des Schlummernden Athemzüge. Sie ergreift mit zitternder Hand eine Lampe, am Eingang der Halle ſtehend. Jeder Schritt vermehrt ihre Furcht. Schon will ſie zurückkehren, fliehen; aber ſie ſelbſt muß nun dem Zauber gehorchen, deſſen Hülfe ſie beſchworen. Mit dem Muthe der Verzweiflung, als Eine, die Alles und Nichts zu wagen hat, ſchreitet ſie vorwärts. Schon erblickt ſie des Schlummernden Lager, auf Stufen ſtehend, von hohen Vorhängen rings umwallt."

„Bei dieſem Anblick verläßt alle Kraft ihre Glieder, die Entſchloſſenheit ihre Seele. Sie ſinkt an eine Säule, die ihr zur Stütze dient, ſie vor dem Falle zu ſchützen. In ihrem Innern iſt ein Kampf von Muth und Furcht, Ungeduld und Scheue, indem der entſcheidende Augenblick naht, der ihr einen geliebten Gatten oder ein verhaßtes Ungeheuer zeigen ſoll."

„Ihre letzten Kräfte sammelnd, beflügelt sie die leisesten Schritte, schwebt die Stufen hinan, zieht den Vorhang zurück, und hält über den Schläfer die Lampe, die jetzt wie vor Entzücken heller auflodernd, den lieblichsten Schimmer verbreitet. In diesem Lichte erblickt Psyche — kaum athmend, vom Erstaunen gefesselt — die Scene des Geheimnisses — den Verein von Seligkeit und Unheil, der Ungeheuer grausamstes und holdestes: den Gott der Liebe, schlummernd im Zauber der reinsten Schönheit, der lieblichsten Anmuth!“

„Welch ein Anblick! Das reizendste Haupt, in der Haare Gold verhüllt, ruht auf dem Purpurkissen, das in Liebe zu entbrennen scheint. Ambrosiaduftende Locken wallen wie spielend und kühlend über den blendenden Nacken und über die blühenden Wangen, aus welchen ein Rosenschimmer hervorleuchtet, vor dem der Lampe Licht erbleicht. Brust und Schultern bedeckt der umwölbende Fittig, eine Mittelfarbe von Alabasterweiß und Silberglanz — dessen Flaumen in zitternder Wallung aufathmen. Im Antlitz zeigt sich eine wunderbare Mischung von männlichen und weiblichen Zügen, mit so unaufhörlichem Wechsel, daß es jetzt die Miene des Jünglings trägt, jetzt als ein Mädchengesicht erscheint, und den widersprechendsten Verein von Frieden und Unruhe, Trotz und Sanftmuth, Furcht und Kühnheit, Schmerz und Lust, Lächeln und Wehmuth, Spiel und Hoheit darbiethet. Die Augen aber bewähren die göttliche Kraft der innewohnenden Feuerseele so schön, daß selbst den geschlossenen eine ätherische Leuchtung entströmt, daß selbst die geschlossenen gesehen zu werden scheinen und zu schauen. Zu seinen Füssen lehnten Köcher und Bogen am Lager. Einen goldenen Pfeil hielt der ruhende Gott in der Hand des linken Armes, welcher dem darauf liegenden Haupt zur Stütze diente, selbst im Schlafe so fest mit den umspannenden Rosenfingern, als wäre er selbst jetzt bereit, ihn jeden Augenblick an die Bo-

genehme zu drücken und wolle auch im Schlummer der Welt keine Waffenruhe gönnen."

„Pſyche ſteht lange bewegungslos vor dem göttlichen Schläfer; aber jetzt, da alles Leben ſie verlaſſen zu haben ſchien, erwachte ein neues Leben in ihrem Innerſten. Im Anſchauen des Himmliſchen verſunken, vergißt ſie die Erde und ſich ſelbſt, und ſieht einer goldenen Zukunft entgegen. Ein ſanftes Zittern des Wonneſchauers wandelt durch die Glieder. Endlich wagt ſie es, mit der Spitze des Zeigefingers die Spitze des goldenen Pfeiles zu berühren, der in Amors umſchließender Hand blinkt; aber die Pfeilſpitze — wie rächend des Mißtrauens ſträfliche Neugierde — dringt in den berührenden Finger. Zuckend vor Schmerz zieht ſie haſtig den Arm zurück, der geſchwungenen Lampe entſprühet ein Tropfen des Oels, glühend wie Pſyche's Lippen, und fällt mit brennendem Kuſſe auf des Gottes rechte Schulter. Vom Schmerz aus dem Schlafe geſchreckt, fährt er vom Lager empor; Pſyche ſinkt auf die Knie, bedeckt ihr Antlitz mit den flehend erhobenen Händen, und wagt es nicht, die Augen zu dem zu erheben, in deſſen Anſchauen ſie ſo gerne verſänke."

„Aber der Gott erhebt ſich und ſpricht die zürnenden Worte:"

„Verliere, deſſen u nicht würdig biſt! Das Unwürdige trägt ſeine Strafe in ſich ſelbſt." —

„Glühender, als der glühende Oeltropfen auf Amors Schulter, trifft jedes dieſer Worte Pſyche's Seele."

„Jener aber erhebt ſich vom Lager und entſchwebt im melodiſchen Fluge der entfalteten Schwingen. Vor dem Roſig-

funkelnden entflieht die Nacht vom entblößten Himmel, und die verklärte Schönheit der Liebe wird zur Glorie des Morgens.«

»Psyche aber liegt jammernd und händeringend am Boden, den ihre Thränen benetzen. Ihre Wehklage wird endlich leises Ächzen; auch das Ächzen verstummt. Sie reißt sich empor, Todesblässe im Antlitz, Todesgluth im Auge. So eilt sie fort, erklimmt mit der Kraft der Verzweiflung der steilen Klippen höchsten Gipfel und stürzt — ausgebreitet die Arme, Vorhang das Haar — in des Flusses Wellen, die, in demselben Augenblick wie aufjubelnd und brünstig zusammenschlagend, die umfaßte Beute verschlingen. Aber der milde Gott des Flusses, nicht duldend die Vernichtung der Schönheit, gebiethet den Wellen, die Unglückliche zu schonen; die Herbeieilenden heben sie wieder empor, und tragen sie, aus flüßigem Silber eine weiche Spiegelfläche bildend, an den sanften Abhang eines Ufers, dessen Blumen ihre süßesten Düfte voll Mitleid zur Belebung der Wiedererwachenden versenden.«

»Trostlos seufzte Psyche über den Verlust ihres Glückes, indeß Amor, von Schmerz und Zorn glühend, an den frevelhaften Schwestern gräßliche Rache zu nehmen beschloß. Auf sein Verlangen sandte Morpheus jeder von beiden derselben Traumes verlockende Truggestalt.«

»Der duftathmende Zephyr erschien den Schlafenden in drei aufeinander folgenden Nächten, und verkündete ihnen Amors Liebe. Der Gott — so schloß er die Worte des Verderbens — der Gott glüht für dich; du sollst die Stelle der verstoßenen Unwürdigen vertreten, sollst die Wonne seiner Gottheit mit ihm theilen. Wenn die nächste Nacht vom Himmel sinkt, eile, den

bekannten Fels zu erklimmen! Schwinge dich von seinem Gipfel! Meine Flügel werden dich aufnehmen und unversehrt in den Wohnsitz der Seligkeit tragen!« —

»Hochmuth und Habsucht überreden das unwürdige Schwesterpaar, die trügerische Vorspiegelung verderblichen Glückes für einen gottgesendeten Traum zu nehmen. Sie zweifeln nicht, und zögern keinen Augenblick, seiner Erfüllung entgegen zu eilen. Schon haben sie den Gipfel erstiegen, schon wagen sie Schwung und Sprung; aber — die vorragenden Klippen empfangen mit ihren Granitarmen den zerschmetterten Leib, und lassen ihn nicht einmal todt an den ersehnten Ort gelangen.«

»Amor war indeß nach der, dem Dienste der Venus Urania geweihten Insel Cythere geflogen, wo er sich in der tiefsten Einsamkeit eines stilldunkeln Myrtenhaines verbarg. Zorn und Wehmuth erhöhten den Schmerz seiner Flammenwunde; aber noch heftiger entbrannte die Göttinn von Cythere, gegen Psyche, die längst Verhaßte, die ihr zuerst die göttliche Ehre, und nun auch des Sohnes Liebe raubte. Er, der die Schmach der Mutter rächen sollte, schmachtet in den Fesseln der Frevlerinn! Zwar hat er die Undankbare nun zürnend verlassen; aber wie bald kann nicht die erstickte Flamme wieder erwacht hoch auflodern! Venus beschließt den günstigen Augenblick zu benützen; sie begibt sich zu dem trauernden Sohne, und verkündet ihm ihren Entschluß, die Unselige rastlos zu verfolgen. Amor, die Gluth des Zornes und die Thräne des Mitleids zugleich im Auge, seufzt, und da er nicht widerspricht, nimmt Venus sein Schweigen für Zustimmung. Ihre Rache siegreich auszuführen, verläßt sie den Schmerzverstummten.«

»Schon fühlt Psyche den Zorn der Göttinn. Glühend von Sehnsucht nach Amors Verzeihung, die Seele von Angst erfüllt, irret sie, rastlos umhergetrieben, verlassen und scheu, trauernd und klagend, und sucht und kann nirgend finden, was sie hienieden sucht — weder den verlornen Gott, noch die verlorne Ruhe.«

»So ersteigt sie den grünen Gipfel eines Berges. Hier erblickt sie einen Tempel Minervens. Freundlich glänzen ihr die weißen Marmorsäulen, vom röthlichen Morgenduft angehaucht, entgegen. Die leise Hoffnung, es wolle doch Eine der Himmlischen ihr gnädig seyn, erfüllt ihre Seele mit frommem Vertrauen, und sie fühlt seit langer Zeit zum erstenmal wieder die Wohlthat der Ruhe. Mit dem Schauer der Ehrfurcht tritt sie in das Heiligthum des Tempels, welcher ganz verlassen zu seyn scheint. Vogelnester pippen in den Ecken der hohen Wände; das Gewebe der von der Göttinn im Wettkampfe künstlicher Stickwerke besiegten Arachne umzieht wie neidisch die Statue der Siegerinn. Einzelne Grashalme entkeimen dem Boden. Nur hie und da unterbricht das leise Gezwitscher eines ätzenden Muttervogels die tiefe Stille der Einsamkeit. Zerstreut und ungeordnet liegen die Opfergeräthe rings umher. Psyche reiniget zuerst das Bildniß der weisen Göttinn, dann sammelt und ordnet sie die Opfergeräthe, opfert einen Kranz von Grashalmen und Feldblumen, den sie an Minervens Schild befestiget, wirft sich zur Erde, und fleht mit inbrünstigem Gebet um die Hülfe der erhabenen Göttinn. Und in ihre Seele tönen die Worte: Noch hastest du am Irdischen, unreif für das Glück, welches Urania gewährt. Dulde und leide! Dulden gibt Kraft und Ruhe; Leiden wirkt Läuterung. Wandere zum Tempel der zürnenden Göttinn und unterwirf dich dem Schicksal in willenloser Demuth!« —

„In reiner Ergebenheit verläßt Psyche das Heiligthum. Nach mehreren Tagreisen, langt sie, mude bis zur Erschöpfung, mit beklommener Brust am Eingang eines Haines an, in dessen kühler Umwölbung sie einen Tempel der Göttinn von Cythere erblickt. Sie sammelt ihre letzten Kräfte. Schon steht sie auf der höchsten Stufe der Vorhalle, und schmachtet, das Heiligthum zu betreten. Aber an der Schwelle zeigen — den Eintritt wehrend — plötzlich drei Unholde ihre gräßlichen Erynniengestalten, glühende Sehnsucht nach dem Verlornen, ewig bebende Angst vor der drohenden Zukunft, und sich selbst geißelnde Reue, jeden gegenwärtigen Augenblick würgend."

„Den Anblick der Scheusale zu ertragen, reicht Psyche's Kraft nicht zu. Wie leblos sinkt sie auf die kalten Marmorstufen, selbst bleich und kalt wie der Marmor."

„In dem verworrenen Zustande von Träumen und Wachen erblickt sie die rosige Lichtgestalt der Venus Urania. Die Göttinn zürnt, doch mischt sich in den Ausdruck des Zornes ein Hauch von Mitleid. Nicht ohne Rührung spricht sie die harten Worte: Dulde! Leide!" —

„Und als Psyche mit vollem Bewußtseyn erwacht, steht vor ihr eine hohe weibliche Gestalt, in ein weitfaltiges weißes Gewand gehüllt, um das verschleierte Haupt einen Kranz von weißen Rosen gewunden; ätherisches Feuer in den sanftblickenden Augen, und milden Ernst in den schönen Gesichtszügen. Es ist die reine Priesterinn der Venus Urania. Psyche erhebt sich; knieend und hinaufblickend vernimmt sie die Worte: Du weißt der Göttinn strenges Gebot. Folge mir! Gehorche, dulde und leide!" —

„Schweigend folgt Psyche der Hoheitblickenden in den Tem-

pels Vorhalle. Jene spricht: Vollziehe nun, was ich dir gebie-
then werde! So ist der Göttinn Wille." —

„Da läßt sie herbringen Weizen, Gerste und Hirse, Erb-
sen und Bohnen, und alles durcheinander mischen und zu einem
Haufen aufthürmen. Und sie befiehlt Psychen, die chaotische
Masse zu sondern und das Gleiche dem Gleichen zu gesellen, und
die Arbeit vollendet zu haben, eh die Sonne sich zum Unter-
gang neige. Die Priesterinn verläßt die Staunende, die stumm
und starr vor dem angewiesenen Geschäfte stehen bleibt. Der
Gedanke an die Unmöglichkeit eines gelingenden Vollendens raubt
ihr selbst den Muth, die Arbeit zu beginnen. Weh mir, seufzt
sie! ich bin rettungslos verloren!" —

„Aber Psyche ist nicht ohne schützende Mächte. Pales, die
ländliche Göttinn, welcher sie als zartes Mädchen, die Einsame
stets liebend, oft Lieder voll Unschuld sang und mit reinstem
Herzen Opfer brachte, sie konnte die Verzagende nicht hülflos
lassen. Die milde Göttinn ruft der emsigen Ameisen rastlose
Scharen herbei. Diese gehorchen dem Gebothe sogleich. Wie
Bäche mit schwarzem Boden strömen sie von allen Seiten herbei,
unter und durcheinander, und drängen und heben und eilen und
wimmeln, daß der ganze Boden sich zu regen scheint. Und sie
überlaufen und durchwimmeln die hochgethürmte verwirrte Masse
von Körnern und Hülsenfrüchten, und sondern und sammeln und
ordnen mit solcher augenblendender Hast, daß das Geschäft voll-
bracht ist, indem die Sonne noch hoch über den Bergen strahlt,
und sich in Psyche's dankbaren Freudenthränen spiegelt."

„Als nun beim anglimmenden Abendroth die Priesterinn
aus dem Tempel in die Vorhalle tritt, erstaunt sie über die
geschehene Arbeit, erkennt schweigend den höheren Beistand, und
lobt Psychen, gethan zu haben, was unmöglich schien."

„Aber — fährt sie fort — schon harret deiner ein anderes Geschäft. Venus Urania gebiethet es dir durch meinen Mund. Sieh hin! In jenem Dickicht des Tempelhaines, dessen Wipfel jetzt die Abendsonne beleuchtet, weidet ein ungeheurer Widder. Er ist im höchsten Grade bös; aber seine Bosheit steigt bis zur Wuth, sobald er einen Menschen erblickt; ihn zu tödten, stürzt er mit vorgestrecktem Horne gegen ihn. Das gräßliche Thier ist mit einem glänzendem Vließ von geschmolzener Goldgluth umgeben. Weh dem, der sie zu berühren wagt! Du aber geh hin, und bringe mir eine Goldflocke von jener köstlichen Wolle! So will es die Göttinn!“ —

„Und Psyche gehorcht schweigend dem Befehl. Schon steht sie am Rande des Baches, welcher den Tempelhain umfließt. Mit gesenktem Haupte denkt sie den nahen Tod und heißt ihn willkommen, weil sie nur von ihm das Ende ihrer Leiden hoffen zu dürfen glaubt. Aber aus dem Schilf erhebt eine freundliche Najade ihr Haupt, und spricht die trostenden Worte: Lasse Muth, du Arme! Jener schreckliche, goldglühende Widder tobt in unbändiger Wuth nur so lange die Sonne über der Erde weilt, und seine verzehrende Gluth entflammt. Sobald die Abendröthe zu verglimmen beginnt, verglüht auch des Vließes Feuergold, so wie des Thieres Wuth, welches du sodann unversehrt berühren magst. Verbirg dich hier in meiner Grotte, und erwarte die Dämmerung! Dann tritt hervor, nähere dich muthig dem Widder, der sich zur Ruhe legt, sanftleuchtend im Dunkel, und nimm, was die zu nehmen gebothen ist!“ —

„Psyche befolgt den Rath der freundlichen Najade. Schon kehrt sie mit einer Goldflocke zurück, dankt der mitleidigen Wohlthäterinn, und erreicht den geschlossenen Tempel. Hier sinkt die Ermattete auf die breiten Marmorstufen, und schlummert sanft, vom Nachthauche gekühlt. Im Schimmer des duftigen Zwie-

lichts erwachend, erblickt sie die Priesterinn vor sich, und übergibt der Staunenden die Goldflasche."

„Ich freue mich, spricht die Priesterinn, den Vollzug deines Auftrags gelungen zu sehn; aber noch ist dein Tagewerk nicht vollbracht. Blick hin nach jenem hohen Berge, dessen schroffe Felsenspitzen zu den Wolken emporstreben! Auf dem Gipfel der höchsten Klippe strömen schwarze Fluthen aus dem weitgeöffneten Schlunde einer, in der düstern Steinkluft mit siedendem Qualm aufsprudelnden Quelle, und stürzen sich in ein, von steilen Felswänden eng umschlossenes Thal, in dessen nächtlichen Tiefe sie heulend aufschäumen. Von hier wälzen sie sich mit dumpfem Gemurmel zur Unterwelt und vermischen sich mit dem Todesgrau des stygischen Pfuhls. Ringsumher lauren wilde Drachen; des furchtbaren Gewässers unermüdliche Wächter, zischen die gräßlichen Ungeheuer, die langen Hälse hoch emporreckend, aus dem dunkeln Gerölle funkensprühend hervor. Dahin geh, und fülle diesen Gefäß aus dem Innersten der brausenden Fluth! So will es die Göttinn." —

„Mit diesen Worten reicht die Priesterinn ihr ein hohes krystallenes Gefäß. Psyche nimmt es schweigend mit dem starren Blicke der Verzweiflung, wendet sich, schaut nach dem bezeichneten Orte, erkennt die unvermeidliche Todesgefahr bei der Ausführung des ihr ertheilten Befehls, und beginnt ihren — so glaubt sie — letzten mühseligen Gang."

„Schon hat sie den größten Theil des Weges zurückgelegt und hält nun stille, da der Anblick all der unbesiegbaren Schwierigkeiten die erstarrenden Glieder lähmt. Das Übermaß des Schmerzes hemmt selbst die mildernden Thränen. Wie entseelt steht der Körper da."

„Aber selbst des Schicksals ehrne Macht scheint gerührt von der Noth der Schwerduldenden, Scheidenden. Denn siehe! Ein Adler, hoch in den Lüften sich wiegend auf ausgebreiteter Schwingen Macht, senkt sich von der erhabenen Himmelsbahn säuselnden Flugs hernieder, schwebt an der Bewegungslosen dahin, nimmt mit dem gekrümmten Schnabel die, ihrer Hand entsunkene Urne von der Erde, und schwebt durch der zischenden Drachen flammenspröhende Scharen siegreich bis zum höchsten Felsgipfel empor. Über den dunkeln Quell leicht hinstreifend, entschöpft er die mit dampfem Gemurmel widerstrebende Fluth, und stellt, zur Erde zurückkehrend, die gefüllte Urne vor Psyche's Füße."

„Diese, wie aus einem bangen Traume erwachend, erblickt — von heiligem Schauer durchdrungen — die Erfüllung dessen, was unmöglich schien, beugt die Knie, hebt die Arme zum Himmel empor, ergreift, aufstehend, das volle Gefäß, und trägt es mit freudiger Hast der staunenden Priesterinn entgegen. Diese empfängt sie mit den Worten: Wohlan, du Unglückliche! So vollziehe denn nun das Letzte zur Sühnung deines Vergehens. Nur aus dem schwersten Leiden kann das höchste Glück erblühen. Nimm dieses Gefäß, mit der dunkeln Todesfluth gefüllt, wieder, und geh damit zurück zu jenes Versteckhaus grauenhaftem Nachtschlund, wo die qualmenden Wogen zum Styxischen Pfuhl hinabsinken. Hier findest du durch eine Höhle den Eingang zur Unterwelt. Geh hinab! Wandle durch die Unzahl der nichtigen Schattenschwärme, bis du zu Proserpinens Thron gelangst. An der untersten Stufe stelle das Gefäß der Todesfluth als dein Lebensopfer hin. Aus beiden wird der entscheidende Augenblick hervorgehen. So will es die Göttinn." —

„Psychen schien die Absicht dieses Geheißes unverkennbar, da der Befehl, in den Orcus zu wandern, nur eindeutig ist."

„Nun geht sie den Weg nach dem Schlunde. Rings umher lächeln die Gefilde in ihrer blühendsten Schönheit. Alles, was das Leben [illegible] macht, lockt und reizt in den lieblichsten Gestalten. Aber Psyche wandelt, den Blick vor sich gesenkt, unverdrossen den Weg zur Todesnacht. Schon schreitet sie über die traurigen Wogen des Cocytus, schon sitzt sie vor Proserpinens Thron. Hier sieht sie sich plötzlich von gräßlichen Erscheinungen umgeben, von allen Schmerzen des Todes, von allen Qualen der Unterwelt."

„Und vor ihr steht der Unterwelt schrecklichstes: Das Entsetzen, [illegible], [illegible], den ganzen Leib mit Schlangen umwunden, wüthend und drohend, daß die Räume der ewigen Finsterniß widerhallen. Und Psychen drohen ein dumpfes Gelächter entgegen: [illegible]!"

„Aber die erhabene Dulderin erliegt dem Entsetzen nicht. Bald ist die Todesurne an die [illegible] Stufe des Thrones, und sinkt zu Boden, eine [illegible] Leiche. Vollendet ist nun das irdische Tagewerk. Liebe scheut kein Opfer; Liebe kann aber auch jedes Opfer belohnen."

„Versöhnt ist Venus, versöhnt ist Amor."

„Dann emporgetragen, erwacht Psyche in des Olympos seligen Götterhalle. Sie hat gelitten, geduldet, nicht scheuend Qual und Tod. Die Göttinn der himmlischen Schönheit umarmt die Sterbliche, und der Gott der Liebe reicht ihr die Nektarschale der Unsterblichkeit."

„Reine Liebe — so schloß Cylon sein milesisches Märchen — ist die unvergängliche Blüthe der Seelenschönheit!“ — Flavius aber rief: „Psyche ist im Olymp, wir aber sind wenigstens in Sicilien.“ —

Indem er diese Worte sprach, hielt das Schiff, und wir stiegen ans Ufer Siciliens, dem ersten Boden, welchen die Römer außerhalb den Gränzen von Italien betreten hatten. *)

---

*) Strabo l. 3. — Polyb. l. 1.

Zweites Buch.

Reise durch Sicilien.

I.

Die Insel Sicilien, welche Rom seinen Kornboden nennt, erregte sowohl durch ihre Naturseltenheiten, als auch wegen ihrer vielen innern Revolutionen, meine ganze Aufmerksamkeit.

Sie hat eine dreieckige Gestalt, wie bei uns Griechen der Buchstabe Delta, kam einst — wie mehrere Geographen behaupten — mit Italien durch eine Landenge zusammen, wurde aber durch Fluth und Erdbeben davon losgerissen.

Sicilien war lange Zeit der Tummelplatz fremder Völker, welche, bald als eroberungssüchtige Feinde landend, bald als helfende Freunde herbeigerufen, das blühende Land durch Feindseligkeit und Hülfe zum Theil in eine Wüstenei verwandelten. So wurde es wechselweise nach einander eine Beute der Griechen, der Karthager und der Römer.

Die frühere Geschichte dieser Insel ist bereits von Andern schön und ausführlich beschrieben. *) Ich schildere daher ihre Schicksale nur von der Zeit an, als die Römer sie betraten.

*) Reise des jüngern Anacharsis durch Griechenland, 31. 60. 61. und 63. Kapitel.

Sicilien bestand ehmals aus vielen kleinen Staaten, unter denen Syrakus der bedeutendste — aber auch der unruhigste, der mächtigste — aber auch der unglücklichste war. Die übrigen heißen: Leontini, Agrigent, Gela, Messana, Himera, Catana, Aetna, Apollonia, Selinus, Tauromenium, Megaris, Agyrium, Cyngrina, Hercleia, Minoa, Lilibaum, Drepanum, Erix, Segesta, Panormus, Centuripae, Alasa, Agathyrna, Adranum, Cana und Cyprium. *)

Alle die genannten Städte waren frei und von einander unabhängig; jede derselben hatte ihr eigenes Gebieth und ihre eigene Verfassung. Eine traurige Folge dessen war, daß sie nie zu Eintracht und Einheit gelangten, sondern durch ruhelose Begierden und durch widersprechende Sinnesart dem von fremden Händen ausgestreuten Samen der Zwietracht den fruchtbarsten Boden darboten.

Dieses untergrabende, auflösende Gift zernagte — wie einst in unserm Griechenland — den Organismus des Staates stets mehr und mehr, bis endlich die Römer durch die folgende Veranlassung auf dieser Insel festen Fuß faßten. **)

Die Stadt Messana liegt am Meerbusen von Pelorum, der brutischen Stadt Rhegium in Italien, gegenüber.

Nicht ferne von dieser Stadt befinden sich in der sicilischen Meerenge zwei gefahrvolle, den Schiffern verderbliche Stellen: Scylla, ein ungeheurer Fels, woran die Schiffe zerschellen; und Charybdis, eine strudelnde Untiefe, in welche sie hinabgezogen

---

*) Strabo: Pomp. Mela; Plin. hist. nat. —

**) Pomp. Mela l. 1. cap. 7. — Strabo l. 6. — Plin. hist. natur. l. 4. cap. 6. — Virg. Aen. l. 3. v. 414. etc.

und verschlungen werden. Das Brausen und Heulen der kämpfenden Wasser erfüllt mit Entsetzen, und die vielen traurigen Beispiele von Schiffbrüchen stellen hier allein den unaufmerksamen unvermeidlichen Tod vor Augen. Das Grausenhafte dieser vernichtenden Wirbel erhitzte die erhöhte Phantasie zu dem Grade, daß sie Scylla und Charybdis zu Ungeheuern bildete, den Dichtern ein willkommener Stoff zu schauderhaften Beschreibungen. *)

Die wahre, lange verborgen gebliebene Ursache dieser wunderbaren Naturerscheinung ist nunmehr entdeckt, und wird auf die folgende Weise erklärt: Die Nordische Charybdis schluckt das Wasser zur Zeit der Ebbe heftig ein, und speyt es bei eintretender Fluth eben so gewaltig wieder heraus, wo es dann mit ungestümem Anschlag an die verborgenen Felsklippen der gegenüberstehenden Scylla geworfen wird. So droht den Schiffen hier zweifache Gefahr, indem sie von dem zurückströmenden Wasser in den Abgrund gezogen, von dem aufwallenden hingegen aber an den Fels geschleudert und zertrümmert werden.

Die Stadt Messana zeichnete sich vor vielen Städten durch Schönheit und Reichthum aus. Dieß machte die Campaner, welche der Tyrann Agathokles im Sold hatte, nach ihrem Besitze lüstern. Sie bemächtigten sich der Stadt durch plötzlichen Überfall. Die männlichen Einwohner wurden theils vertrieben, theils ermordet, Weiber, Kinder und Schätze aber unter den Räubern vertheilt, welche sich nach Einnahme der Stadt jetzt Mamertiner nannten. **)

Sie behaupteten sich hier längere Zeit, und machten sich

*) S. Anmerkung 10.
**) Polyb. I. 7.

durch kühnen Muth sogar mehrere Städte Siciliens zinsbar. Auch Syrakus wurde von ihnen beunruhigt. Endlich zog König Hiero, von den Syrakusern unlängst erwählt, gegen sie, und schlug sie im ersten Treffen. Die Niederlage der Mamertiner war so groß, daß sie sich erbothen, Messana zu übergeben, wenn den alten Bewohnern dieser Stadt ihre alten Rechte und Freiheiten gelassen wurden. Hiero gewährte. *) Schon zog er dahin, die Stadt in Besitz zu nehmen. Unterwegs kam ihm der karthagische Feldherr entgegen, und wußte ihn durch gehäuchelte Freundschaftsversicherungen und Glückswünsche so lange aufzuhalten, bis er von den nahe gelegenen liparischen Inseln heimlich Truppen in die Stadt gebracht hatte. Durch die gelungene Verstärkung erhielten die Mamertiner neuen Muth, und der früher angeregte Vergleich ward vergessen.

Zu ihrem Unglück entstanden jetzt drei Partheien in der Stadt. Die meineidige Rohe wollte sich in Karthago's Schutz begeben, die worthaltende zweite dem König Hiero die Thore öffnen, die ausgleichende dritte die Römer zu Hülfe rufen. Die letzte erhielt das Übergewicht. Abgeordnete gingen nach Rom. Lange zögerten die Römer, in den angesuchten Beistand zu willigen, weil die Mamertiner sich Messana's auf eine frevelhafte Weise bemächtiget hatten. Nur die Furcht, daß Sicilien von Karthago unterjocht werde, bewog sie, den Mamertinern Hülfe zu leisten. So sandte das römische Volk den Konsul Appius Claudius zur Befreiung Messana's.

Die Römer wurden leicht Herren der Stadt und der Veste, da die Karthager von den Mamertinern selbst durch Verrath und Gewalt aus beiden vertrieben wurden. Aber die Eroberer

---

*) Diodor. Sic. Ecl. 22.

wurden schnell die Belagerten, denn Karthager und Syrakuser, jetzt durch ein gleiches Interesse gegen den gemeinschaftlichen Feind verbunden, schlossen Messana ein. Der Konsul schlug beide, und kehrte als Sieger nach Rom zurück. Kaum aber hatte er die Insel zu früh verlassen, als beide wieder auf Messana hinstürzten. *)

Nun sandte Rom zwei Konsular-Heere nach Sicilien. Sie schlugen den vereinigten Feind und wurden binnen wenigen Monaten Herren der meisten Städte, die sich theils freiwillig ergaben, theils erobert wurden.

Da verließ König Hiero die Karthager, beugte sich vor Roms höherem Glück, blieb von der Stunde an der treueste Bundesgenosse der Römer, und versah ihre Heere während des punischen Krieges mit Lebensmitteln. Sie beschickten ihn dafür gegen die Waffen der Karthager, welche die übrigen Gegenden der Insel noch oft und lange verheerten. So genoß der kluge König und sein Volk beinahe durch ein halbes Jahrhundert das blühende Glück eines ungestörten Friedens, während die übrigen Städte Siciliens durch Feuer und Schwert verheert wurden.

Ich erzähle hier zwei Fälle, um zu zeigen, welche Beweise von seltener Anhänglichkeit und Dankbarkeit Hiero den Römern gab:

Nach dem zwischen den Römern und Karthagern vorgefallenen Seetreffen bei Lilibäum, segelte Hiero mit einer gut ausgerüsteten Flotte dem römischen Konsul Sempronius bei Messana entgegen, erklärte die Flotte und sich selbst zu seinem Be-

*) Polyb. l. 1, — Eutrop. l. 2, — Liv. l. 21 et 22.

stande bereit, und erbot sich, die römischen Truppen mit Kleidung und Getreide unentgeldlich zu versehen. Der Konsul machte von dem großmüthigen Anerbieten keinen Gebrauch.

Als Rom nach der unglücklichen Schlacht bei Cannä in die traurigste Lage gerieth, und sich sogar von einem großen Theile der Bundesgenossen verlassen sah, schickte Hiero, der nun auch seinen eigenen Fall zu befürchten hatte, eine Flotte mit Lebensmitteln in den Hafen von Ostia, dazu tausend Bogenschützen und Schleuderer von besonderer Geschicklichkeit, und — um den Stolz der Römer nicht zu beleidigen — eine goldene Siegesgöttin von dreihundert zwanzig Pfunden an Gewicht, als ein Zeichen guter Vorbedeutung. Da die syrakusischen Gesandten dem Senat vorgestellt wurden, versicherten sie: die Niederlage der Römer habe ihren König so erschüttert, daß das Unglück seines Staates und seiner Person ihn nicht tiefer hätte beugen können. Obschon Hiero wohl wisse, daß Roms Größe im Unglück sich stets noch bewunderungswürdiger zeige, als im Glück, so habe er es dennoch für Pflicht gehalten, sie mit Allem zu versehen, was getreue Bundesgenossen zur Unterstützung beizutragen pflegen. Der König bitte daher den Senat, diese Geschenke nicht zu verschmähen. —

Gerührt durch solchen Edelsinn, ertheilte der Senat dem abreisenden König durch seine Gesandte die Versicherung: er sey ein redlicher Mann und ein treuer Bundesgenosse, der sich seit dem ersten Augenblicke ihres freundschaftlichen Verhältnisses stets gleich geblieben.

Schon mehrere Städte hatten Rom Geld angeboten, und man habe es zurückgewiesen; allein die überschickte Sieges[illegible] [illegible] und [illegible] gute Vorbedeutung nahme der Senat und das Volk an, um sie als eine guten günstige Vorbedeutung in dem Tem-

pel des capitolinischen Jupiter zu ewigem Schutz und Denkmahl aufzustellen."

Mit Hiero's Tode erhielten die Sachen eine ganz andere Gestalt, denn sein Enkel und Nachfolger Hieronymus, weit entfernt von den Grundsätzen seines Vaters, trat auf die Seite der Karthager. Die Römer verloren ihre Stütze auf der Insel, und die fünfzig Jahre hindurch bestandene freundschaftliche Verbindung hörte auf — durch die Gesinnung eines Einzigen.

Hieronymus zeigte sich in Allem als das Gegentheil des verstorbenen Königs: eben so prachtliebend, prahlerisch, hochmüthig und grausam, als jener einfach, mäßig, gütig und menschenfreundlich war. In Wollüste versunken, von Werthlosen oder Nichtswürdigen umgeben und verleitet, wurde er seinen Unterthanen eben so verhaßt als den Römern. Endlich schloß er mit Hannibal Bündniß und Staatsvertrag.

Als der römische Prätor Appius Claudius ihm erinnern ließ: er sey gekommen, um das mit seinem Großvater Hiero geschlossene Bündniß zu erneuern, — behandelte er die Abgeordneten mit der ihm eigenen Geringschätzung und sagte höhnend: Wie es den Römern bei Hanna eigentlich ergangen sey? Hannibals Gesandte hätten ihm von jener Schlacht gar unglaubliche Dinge erzählt! Er wünsche die Wahrheit zu hören, um sich hiernach für eine der beiden Parteien zu erklären. —

Die Abgeordneten Roms erwiederten: „Sie würden wieder kommen, sobald er, statt zu scherzen, ein ernsthaftes Gehör geben wolle." — Zugleich warnten sie ihn, mit Verunehrung seiner Verbündeten nicht leichtsinnig zu schalten. Sie warnten vergebens. Der junge König beschleunigte sein Verderben selbst, wurde von Verschwornen überfallen und getödtet.

Der Bürgerkrieg brach aus, eine nothwendige Folge der Umstände.

Die Römer erklärten nun den bereits eroberten Theil von Sicilien für eine Provinz, und bestimmten den Konsul Marcellus dahin, groß als Mensch und als Feldherr; allein die innern Unruhen währten fort, und Gräuelscenen erfolgten. Denn das Volk, entweder der Tyrannei fröhnend oder selbst Tyrannei ausübend, kannte die Mittelstraße nicht, und ward in seiner Wuth von Nichtswürdigen zu Mord und Blutvergießen dahingerissen. So tobte die einmal empörte Menge selbst gegen die Töchter des geliebten Königs Hiero, und lechzte nach ihrem Blut. Heraklea, eine derselben, erfuhr das ihr drohende Verderben, und flüchtete mit ihren zwei Kindern in Trauerkleidern und mit fliegendem Haar, in das Heiligthum der häuslichen Schutzgötter. Vergebens vereinigte sie mit herzdurchdringenden Klagen die rührendsten Bitten und Betheuerungen ihrer Unschuld. Sie flehte zu tauben Ohren, zu gefühllosen Seelen. Als sie endlich sah, daß man schon das Schwert gegen sie zucke, nicht achtend der Heiligkeit des Ortes, flehte sie, zum Opfer des eigenen Lebens bereit, nur um Schonung der zarten Kleinen. Ohne die flüchtigste Aufwallung von Erbarmen oder Mitleid, wurde die Bittende vom Altare weggerissen und getödtet.

Die Kinder erhoben ein Wehgeheul, und entflohen, als das Blut der Mutter über sie hinspritzte. Todesangst beflügelte ihre Schritte; aber die Mordlust war noch schneller. Vielfach verwundet, und entkräftet vom Verluste des reinen Blutes, sanken sie endlich, nachdem sie sich den nacheilenden Bürgern mit fast übernatürlicher Stärke entrissen hatten, todt zur Erde.

Nach solchen Gräueln wuchsen und mehrten sich die Unruhen und Zwistigkeiten in Syrakus. Endlich schien ein Bünd-

niß mit Rom zur Herstellung der Ruhe im zerrütteten Staate erwünscht. Unterhandlungen wurden gepflogen. Da erhob sich in der Versammlung des berathschlagenden Volkes ein Mann, welcher Weisheit mit Vaterlandsliebe verband. Er zeigte den Syrakusern, daß sie auf einem sehr schmalen Pfade wandelten, zu dessen beiden Seiten ihr Wohl oder ihr Untergang liege. Das erstere würden sie durch Eintracht und Einheit erhalten, indem sie sich ohne Schwanken bestimmt für Rom oder Karthago erklärten; innere Partheiwuth aber reiße den Staat rettungslos in das Verderben. Eine Verbindung mit einer der zwei fremden Mächte müsse eingegangen werden, mit jener nämlich, die mehr Vortheil gewähre. Diese scheine die römische zu seyn, durch deren Freundschaft Syrakus während eines halben Jahrhunderts unter Hiero's Regierung Glück und Ruhe genoß. Auch seyen die Umstände so beschaffen, daß man mit den Römern entweder sogleich Frieden schließen oder sogleich den Krieg erwarten müsse, mit den Karthagern aber ein Bündniß durch lange Unterhandlungen sich in die Länge ziehen lasse. —

Die Rede that Wirkung. Das Bündniß mit Rom wurde beschlossen; allein zum Unglück für die Syrakuser standen damals Hippokrates und Epikydes an ihrer Spitze. Sie waren geborne Karthager, von väterlicher Seite aber syrakusanischer Abkunft, waren mit Hannibals Bewilligung bei dem karthagisch gesinnten jungen König zurückgeblieben, und wußten es bei den immerwährenden Unruhen nach seinem Tode dahin zu bringen, daß sie von dem befreiten Volke zu Prätoren erwählt wurden.

Diese beiden Männer boten jetzt alles Mögliche auf, um zwischen den Römern und Syrakusern Mißverständniß und Zwietracht zu entzünden. Damals begab es sich, daß die Einwohner von Leontium, einer Stadt, welche ehemals den Königen von Syrakus unterworfen war, die Syrakuser um Beistand ge-

gen ihre Nachbarn erfochten, von welchen sie feindlich angegriffen wurden. Die Bitte ward gewährt; allein Hipokrates benutzte die Hülfsvölker, welche er den Leontinern zuführen sollte, heimlich zu Streifereien ins Gebiet der Römer, um diese zu reizen und gegen Syrakus zu erbittern. Seine Absicht gelang. Der Konsul Marcellus erklärte den Syrakusern: „Er müsse jene plötzlichen Einfälle für einen Friedensbruch nehmen; auch würde es nie an Anlaß zum Kriege fehlen, so lange Hipokrates und Epikydes nicht aus Sizilien verbannt würden." — Da die Syrakuser selbst dieser Bemerkung des römischen Konsuls beistimmten, brachen jene Beiden sich nach Leontium, dessen Einwohner von ihnen aufgereizt, durch die Versicherung: „Syrakus wolle sie unterjochen," unter ihrer Anführung zu Felde zogen.

Schnell setzte sich Marcellus gegen sie in Bewegung, und nahm Leontium im ersten Anlauf, ehe noch die Syrakuser sich mit ihm vereinigt hatten. Diese Wankelmüthigen ließen sich durch falsche Briefe und Gerüchte, welche Hipokrates und Epikydes absichtlich verbreiteten, so bethören, daß sie den Römern die Thore verschlossen, jene zwei Männer aber, die sich mit List eingedrängt hatten, zu Prätoren wählten. Plötzlich erschien Marcellus als Feind und Rächer gegen die Bundbrüchigen vor der Stadt, um sie zu belagern.

II.

Syrakus ist mehr ein Städteverein als eine Stadt, denn es besteht aus fünf Städten, welche zusammen ein herrliches ganzes bilden. *)

Akradina, die grösste derselben, liegt gegen Morgen, am Gestade des Meeres. Sie hat einen sehr grossen Platz, herrliche Säulengänge, Tempel und öffentliche Gebäude. Die Privathäuser bilden eine lange und breite, von vielen Wegen durchschnittene Straße. Tyche die zweite Stadt, ist die volkreichste. Sie liegt an der Abendseite von Akradina.

Ein Tempel der Glückgöttinn von seltener Schönheit, und eine Kampfschule von grossem Umfange, sind ihre Zierden.

Die dritte dieser Städte heißt Neapolis. Sie prangt mit einem herrlichen Amphitheater. Die vierte, Epipolä, hat ihren Namen von dem Hügel, auf welchem sie steht. Den Schluß dieses schönen Städtevereins macht die Inselstadt Nasos, von

*) Plin. hist. nat. l. 3. — Strabo l. 6. — Pomp. Mela l. 2. — Cicero in Verrem l. 4 et 5.

zwei Hafen gebildet, welche durch einen schmalen Meerarm einen Theil der ganzen Stadt abschneiden. Mit den übrigen Theilen wird sie durch Brücken verbunden.

Hier steht der ehemalige Pallast der Könige, jetzt die Wohnung der römischen Prätoren, und ein Tempel der Pallas, welcher, nach so mancher Plünderung, noch jetzt Schätze von Gemählden bewahrt. Am Ende der Insel (Ortygia) entspringt der in der Fabelwelt berühmt gewordene Quell Arethusa. Um gegen die Überschwemmungen des nahen Meeres gesichert zu seyn, ist er mit hoher Einfassungsmauer umgeben. Das Zauberlicht der schönen Dichtungen, welches ihn einst erhellte, ist nun erloschen; nur sein süßes Wasser und die Menge der ihn bewohnenden Fische machen ihn noch bemerkenswerth. *)

Nahe an der Stadt, auf dem Hügel Epipolae, befindet sich der berüchtigte Steinbruch, ein schrecklicher Kerker, von dem Tyrannen Dionys als ewiges Denkmahl seiner Grausamkeit erbaut. Hier feuert sich eine Felsenkluft, ohne irgend einen Ausgang, schauderhaft in die nächtlichste Tiefe hinab. Hier wurden die Verbrecher und alle, welche den Zorn des Tyrannen gereizt hatten, lebendig begraben.

Der römische Prätor Verres suchte die Unmenschlichkeit auf den höchsten Grad zu steigern. Unter seiner Verwaltung Siciliens wurde dieser gräßliche Aufenthalt so zu sagen die gemeinschaftliche Wohnung von Römern und Siciliern; denn wer immer ihn durch Offenheit, Muth oder Unschuld nur im geringsten beleidigte, wurde ohne Erbarmen in die Tiefe des Verderbens hinabgesenkt.

---

*) S. Anmerkung ..

Die fünf vereinigten Städte sind mit einer sehr starken, hundert und achtzig Stadien langen Mauer umgeben, von aussen und innen durch mächtige Thürme beschützt. Syrakus wurde zwar durch die vielen Kriege sehr verwüstet, allein unter August erhob es sich wieder im vorigen Glanze. So gewährt es denn nun sowohl vom Meere als auch vom festen Lande her einen herrlichen Anblick, und wird für die größte und schönste aller griechischen Städte gehalten.

Ich kehre zu den geschichtlichen Ereignissen zurück, in die Zeit, da diese schöne Stadt alle Schrecken des Krieges fühlte und von Wehklagen erfüllt. Nach einer vergeblichen Aufforderung des menschenfreundlichen Konsuls Marcellus wurde sie zu Land und zu Wasser zugleich eingeschlossen. Tausende waren auf den ersten Wink zu einem allgemeinen Sturm auf allen Seiten bereit, und die Belagerungsmaschinen rückten an.

Die Mauern von Syrakus ziehen sich über Hügel von ungleicher Höhe, und sind auf den meisten Stellen hoch, und schwer zu ersteigen; nur hier und da klein und nieder. Auf diese unternahm Marcellus den ersten Sturm von der Seeseite, Appius zugleich auf dem festen Lande.

Eine Flotte von sechzig fünfendrigen Schiffen beschoß die auf den Zinnen stehenden Syrakuser mit Pfeilen, Steinen und Wurfspießen so heftig, daß nur wenige davon unverwundet blieben.

Gegen die Mauern selbst begann jene fürchterliche Maschine zu wüthen, welche die Römer Sambuca nennen, weil ihre dreieckige Gestalt mit einem Saiteninstrumente, welches diesen Namen führt, Ähnlichkeit hat. Diese Mauerzertrümmerinn ist zu merkwürdig, als daß ich sie hier nicht ausführlich beschreiben

sollte, um jedem, der nicht Gelegenheit hatte, sie zu sehen, ein deutliches Bild davon zu geben. *)

Die Grundfeste besteht aus acht fünfruderigen Schiffen, deren zwei und zwei, an den innern ruderlosen Seiten aneinander so befestiget sind, daß die Maschine nur durch die an den beiden äußern Seiten befindlichen Ruder bewegt und geleitet wird.

An den zusammengefügten Seiten zweier Schiffe ist eine lange Stärke, über die Schiffsschnabel hinausragende Leiter befestiget. Am vordern Ende dieser Leiter werden, sobald man die Maschine gebrauchen will, Seile angeknüpft, welche an der Seite der Mastbäume durch Gerolle laufen und in den Hintertheil des Schiffes hinabhängen, wo die Leiter dann emporgezogen und an die Festungsmauer angelegt wird. Ist diese Annäherung gelungen, so haben die Belagerer schon einen großen Vortheil für sich; denn oben an der Leiter befindet sich ein durch Sturmdächer bedecktes Verk, worauf vier Soldaten von vorzüglicher Tapferkeit gestellt sind.

Diese auserlesenen Krieger müssen nun den sich entgegen stellenden Feind zurücktreiben, ja selbst auf die Mauern und in die Thürme dringen. Sind sie glücklich eingedrungen, so folgen ihnen die auf den Schiffen befindlichen Soldaten eilig und muthig über die Sambuca nach, und alle übrigen auf dem Schiffswerken befindlichen Thürme und Belagerungsmaschinen werden in Bewegung gesetzt.

Dieses schreckliche Werkzeug der Zerstörung rückte nun kühn

*) Polyb. fragm. l. 8. — Liv. l. 24. — Vitruv. l. 10. — Plut. in Marcello.

und Verderben drohend an die Mauern von Akradina. Der Konsul zweifelte an dem schnell wirksamen Erfolge nicht. Auch hätte Syrakus, so fest es war, gewiß schon dem ersten allgemeinen Sturme erliegen müssen, wäre nicht der große Geist eines einzigen, im Denken ergrauten Mannes der Retter seiner Vaterstadt — für kurze Zeit geworden. Archimed war dieser Geistesheld. Um seine Vaterstadt zu vertheidigen, erschöpfte er das Reich der Erfindungen. Durch ihn wurde die Belagerung von Syrakus einzig in ihrer Art und unsterblich, indem er durch die Macht der Wissenschaft alle Anstrengungen und Versuche eines der größten Feldherrn seiner Zeit vereitelte, und den Beweis gab, wie viel der Geist eines einzigen großen Mannes vermag, wenn er mächtig und unbeschränkt auf ein Ziel hinwirkt. Alle übrigen Syrakuser, Edle und Geringe, schienen nur der Körper dieser Vertheidigungsanstalt zu seyn, Archimed aber die Seele.

Kaum war die fürchterliche Sambuca bis an die Mauern der Stadt gekommen, als zentnerschwere Steine und Bleimassen von den Mauern herabflogen und mit solcher Gewalt niederstürzten, daß die Fugen der verbundenen Schiffe sich lösten und die Flotte zerfiel.

Das Schleudern jener Lasten geschah durch einige inner den Mauern verborgene Maschinen mit weit vorragenden Schnäbeln, welche, durch Seile gedreht, ihre Richtung nach dem Ziele erhielten. Nicht minder furchtbar war Archimed den übrigen Schiffen der Römer, denn seine Maschinen waren auf alle Distanzen berechnet. Gegen die entfernteren Schiffe wurden so wie gegen die nähern, wohl berechnete Massen geschleudert, die unaufhörlich ringsumher Alles zertrümmerten.

Da nun für die Angriffe der Belagerer bei Tage nichts

mehr zu thun war, ließ Marcellus seine Schiffe in der Nacht dicht an die Mauern rudern. Aber auch damit war nichts gewonnen, denn Archimed hatte dagegen wieder eigene Maschinen, welche für diese Nähe gerichtet waren. Überdieß ließ er in die Mauern Öffnungen machen, die von innen eine Mannshöhe hatten, nach außen aber sich so verkleinerten, daß sie da nur handbreit waren.

Aus diesen Öffnungen kamen unaufhörlich dichte Hagelregen von Pfeilen und Wurfspießen. So wurde gegen das unbeschützte Schiffsvolk gewirkt. Noch gräßlicher war das Loos der von der Sambuca gedeckten Soldaten und der Schiffe selbst, gegen welche Archimed an eisernen Ketten zangenartige eiserne Hände herabließ. Diese faßten die Vordertheile der Schiffe, und zogen sie daran so hoch empor, daß sie oft senkrecht auf den Hintertheilen standen. Manchmal wurden sie sogar ganz aus dem Wasser gehoben, so, daß sie in der Luft schwebten, dann aber, mit gleichgewaltigem Umschwung an die Mauern geschleudert, wie an Felsenklippen scheiterten und die Mannschaft aus den zertrümmerten ins Meer stürzte.

Da Marcellus einsah, daß jeder neue Versuch gleich den frühern mißlingen werde, ließ er die noch übrigen Schiffe zurückziehen, und hob nun die Landseite der Stadt mit vereinter Macht. Aber auch hier hatte Archimed die wirksamsten Gegenanstalten getroffen. Zugleich verband sich an diesem Orte die Natur mit der Kunst gegen die Römer, denn die Mauer stand auf einem so steilen Fels, daß die Belagerer nirgend festen Fuß und Zugang gewinnen konnten. Dagegen ließ Archimed von oben unabsehbare Lasten herabrollen, von welchen ganze Schaaren zerquetscht wurden, indeß Pfeile und Wurfspieße die Niederlage vermehrten und allgemeine Verwirrung in den Reihen verursachten.

Noch gräßlicher wurden alle diese Gräuel durch die Verborgenheit der Maschinen, welche ringsumher Zerstörung verbreiteten, ohne daß man die Werkzeuge des Verderbens sah. Der Tod schien aus den Wolken zu kommen, das Ganze ein Kampf der Römer mit den Göttern zu seyn.

Das allgemeine Unheil war so entsetzlich, daß nur die große Seele eines Marcellus Hoffnung und sogar Heiterkeit sich erhalten konnte. Dieser Mann zeigte solchen Gleichmuth im Unglück, daß er scherzend sagen konnte: „Archimed schleudere gleich dem Riesen Briareus das Geschoß mit tausend Armen auf einmal, er bediene sich der römischen Schiffe als Becher, um Meerwasser zu schöpfen. Die Sambyca treibe er wie schlechtes Volk mit schmählichen Schlägen aus der Gesellschaft." —

Da indeß die Römer, nicht von dem Geiste ihres Feldherrn beseelt, muthlos wurden, folglich wenig Wahrscheinlichkeit des Gelingens mehr vorhanden war, gab Marcellus die Anstalten zu gewaltsamer Bezwingung auf, schloß dagegen aber die Stadt von allen Seiten ein, und sperrte die Zufuhr. Zu diesem Ende ließ er den Prätor Appius Claudius mit dem größern Theile des Heeres zurück, er selbst aber brach mit den übrigen Truppen auf, und unterwarf mehrere karthagisch gesinnte Städte Siciliens in kurzer Zeit der römischen Herrschaft.

Nach manchem schönen Siege stellte er sich wieder vor Syrakus, und erhielt endlich durch Zufall und Verrath, was seiner Kunst nicht gelungen war. Man entdeckte einen Theil der Mauer, welcher viel niederer als die übrige war, und daher auch mit Leitern von mäßiger Höhe erstiegen werden konnte. Dieser Platz war aber gerade deshalb von den Syrakusern so stark besetzt, daß ein Sturm viele Menschen dahingerafft hätte, und dennoch wahrscheinlich vergeblich gewesen wäre. Endlich er-

fuhr Marcell durch einen Überläufer, daß man in Syrakus ein Fest der Diana feire, wobei des Weines in reichem Maße genossen wurde. Diese erwünschte Gelegenheit beschloß der Konsul zu benutzen.

Nacht war's; in Schlaf begraben, die Glieder von Weinbetäubung gefesselt, lagen Bürger und Soldaten in sorgenloser Ruhe. Da nahm Marcellus die auserlesensten seiner Krieger, und erstieg mit ihnen in kurzer Zeit die Mauern so geräuschlos, daß kein Ohr etwas vernahm. Plötzlich nun ließen die Römer, des glücklichen Erfolges gewiß, alle Tuben und Schlachthörner ertönen, so fürchterlich, daß das schaudernde Entsetzen aus dem Todesschlafe auffahren mußte. Das schmetternde Schreckensgetöse wobete fort, bis der grauende Morgen sein mattes Licht verbreitete und den bangen Syrakusern aus dem weichenden Dunkel das in Schlachtordnung aufgestellte Heer der Römer mit den siegreich strahlenden Legionsadlern sich zeigte.

Nun entstand Grauen und Verwirrung; der Konsul aber zog, nach einem leichten Gefechte, in voller Schlachtordnung in Tyche ein. Auf einer Anhöhe ließ er Halt machen, betrachtend die Schönheit der Stadt, welche nun bald alle Schrecknisse des Krieges erfahren und nach wenigen Stunden ein trümmervoller ächzender Ort der Verwüstung in eben dem Grade sein wurde, als sie noch jetzt ruhig und herrlich, in dem Lichte der Morgensonne strahlend, vor seinen, in ihre Schönheit versunkenen Blicken da lag.

In diesem erschütternden Augenblick erwog seine edle Seele die großen Begebenheiten, welche sich in und vor dieser Stadt ereignet hatten, die Schicksale ihrer Könige und ihrer Einwohner, die außerhalb der Mauern vernichteten Flotten und Heere. Der Gedanke des schnellen Wechsels aller menschlichen

Dinge erfüllte den großen Mann mit solcher Wehmuth, daß seinen Augen Thränen entglitten, Thränen, die ihm mehr Ruhm und Ehre brachten, als der glänzendste Sieg. Er machte in dieser Stimmung noch einen — doch vergeblichen Versuch, die Belagerten zur gütlichen Übergabe der Stadt zu bewegen.

So wurden denn zuerst Tyche und Neapolis mit Gewalt genommen. Jetzt kamen Abgeordnete, mit Oelzweigen geschmückt, dem Sieger entgegen. Er gewährte den Flehenden, was zu gewähren noch in seiner Macht stand. Die Plünderung der, seit Jahren aufgehäuften Schätze konnte er den, nach Beute lechzenden Soldaten nicht versagen, doch wehrte er zügellosen Wüthen, Brand und Frevelthat, und erklärte jeden Freigebornen für heilig und unverletzlich.

Marcellus zeigte sich rühmlich als Sieger und als Menschenfreund. Er bereicherte Rom mit herrlichen Kunstwerken, doch so, daß sie in dem Tempel der Ehre und der Tugend aufgestellt werden konnten. Für sich behielt er von der Beute nichts, und ließ den Syrakusern noch eben so viel als er ihnen nahm. *)

Die Stadt Akradina verweigerte noch hartnäckig die Übergabe. Marcellus ließ sie einschließen. Vergebens bothen Syrakuser und neu angekommene Karthager alle Kräfte zum Ersatz auf. Marcellus schlug drei Heere, die ihn von drei Seiten angriffen. Schrecklicher als die Feinde, fiel ihn jetzt eine Seuche an. Zuerst ergriff sie die Lager der Römer und der Karthager, nachher die Stadt; jene aber heftiger als diese. Besonders

*) Liv. l. 25. — Plutarch. in Marcello. — Cicero in Verrem. l. 4.

wüthete sie gegen die Karthager, deren ganzes Heer beinahe ihr Opfer wurde. Die Römer, entweder weil ihre Körper des Ungemaches mehr gewohnt waren, oder weil Mangel sie zu besserer Pflege in die Häuser der Stadt verleitete, wurden von dem gräßlichen Uebel mehr verschont oder erwachten zwar doch schneller. Dennoch aber sanken auch sie in Scharen dahin. Leichenhaufen von den Heeren dreier Völker thürmten sich; die Menge der unbeerdigten Todten vermehrte den tödtlichen Krankheitsstoff; die Gesunden wurden durch die Kranken, und diese durch die Todten hingerafft. So entstand wilde Verzweiflung, und der besonnenste Soldat wollte lieber vom Schwerte als von der Qual der Seuche getödtet werden. Dieß verursachte, daß manche einzelne Krieger oft ganze Schaaren auffielen, um den edleren Tod auch später zu finden.

Endlich wurde Marcellus durch zwei günstige Zufälle an das Ziel seiner Bestrebungen gebracht; denn jene Seuche hatte noch mehr für, als wider ihn gewüthet, indem sie das Heer der Karthager vernichtete. Auch wurde ihm nun durch einen Prätor von Syrakus, der ein geborner Spanier war, ein Thor von Agradina eingeräumt. Er besetzte es sogleich und bemächtigte sich ohne Widerstand der Stadt.

Marcellus vergaß auch jetzt der Menschlichkeit nicht, und die mildeste der Tugenden blieb seine Zierde selbst auf dem leichenvollen Schlachtfelde. Um die Wuth der Plünderung zu mäßigen, ließ er gleich zum Rückzuge blasen. Viel Gräßliches wurde dadurch verhindert, aber manchen Unthaten konnte er doch nicht wehren.

Unter diese gehörte vorzüglich der Mord des Archimedes, dessen Schonung der edle Feldherr der Römer vergebens befohlen hatte, indem er sich durch die Erhaltung eines solchen Mannes

den schönsten Ruhm zu erwerben hoffte. *) Allein der graue Denker, welcher, mit der Auflösung einer mathematischen Wahrheit beschäftiget, sich selbst und die Welt um sich her vergaß, wurde von einem rohen Soldaten, der ihn nicht kannte, ermordet; sein Blut floß über die in den Sand gezeichneten Linien. So starb er durch die Wissenschaft, welcher er einzig gelebt hatte, starb vor dem Fall seiner Vaterstadt!

Marcellus zeigte durch Schmerz und That, wie sehr er den Verlust dieses Mannes beklagte und sein Andenken ehrte. Den Soldaten, der ihn, ohnedem aus Unwissenheit, getödtet hatte, verabscheute er als einen, den Göttern und den Menschen verhaßten Bösewicht. Archimeds Reste aber ließ er feierlich zur Erde bestatten und ihm ein Denkmahl errichten. Seine Achtung und Liebe für den großen Mann ging so weit, daß er sogar dessen Verwandte aufsuchen ließ, sie in seinen unmittelbaren Schutz nahm und mit Ehren überhäufte.

Durch diesen großen Sieger lernten unsere Griechen, welche bis dahin nur die römische Tapferkeit kannten, auch die Gerechtigkeit und den Edelmuth der Römer schätzen.

---

*) Plut. in Marcello. — Liv. l. 25. c. 31. — Valer. Max. l. 8. — Plin. hist. nat. l. 7. —

III.

Die Siegesgöttinn blieb diesem Mann bis ans Ende seiner Tage als treue Gefährtinn zur Seite. Nachdem Syrakus, das Haupt und die Seele Siciliens, gefallen war, wagte keine der noch übrigen, von ihm belagerten Städte einen bedeutenden Widerstand. Die Heere der Karthager und Sicilier wurden vernichtet, und er trat die Rückreise nach Rom an. Durch ihn lernte diese Stadt, welche bisher nur der Tempel des Kriegsgottes zu seyn schien, die Meisterwerke griechischer Kunst kennen und bewundern. So wurde durch ihn nicht nur das Gebiet seines Vaterlandes, sondern auch das Reich des Geistes erweitert und mit Schätzen bereichert. Mit ihm zogen die Musen und die Grazien in Rom ein. Ein großer Theil der Römer fühlte sich von den Kunstwerken, worin ihnen gleichsam das Morgenlicht der schönen Gebilde schaffender Phantasie aufging, wunderbar angeregt und begeistert.

Dieß zog ihm aber von vielen raubsinnten Römern Vorwürfe zu. Man tadelte: Er verweichliche den Charakter des Volkes, welches bisher nur für große Thaten gestimmt war. Cornelius Cethegus, sein Nachfolger in Sicilien, ein geschworner Feind von Marcells Tugenden und Verdiensten,

die er nicht erschöpfen konnte, ergriff diese Gelegenheit, ihn zu stürzen.

Schon hatte er durch einen an den Senat erstatteten Bericht, worin er den Zustand Siciliens mit den schwärzesten Farben schilderte, es dahin gebracht, daß dem Marcellus die Ehre des großen Triumphs verweigert wurde. Jetzt erschien sogar — das Werk seiner Machinationen — eine Gesandtschaft von Siciliern, die, in Trauerkleider gehüllt, ihr Elend und Marcells Grausamkeit beklagten, und gegen ihn öffentliche Beschwerde führten. Sie wurden im Senat vernommen. Marcellus verließ freiwillig den kurulischen Stuhl, und begab sich an die für die Beklagten bestimmte Stelle. Schon die Würde, mit welcher er dieses that, machte die Ankläger beschämt. Das ruhige Bewußtseyn aber, das aus jeder Miene des großen Mannes sprach, und der feste durchdringende Blick derselben, der ihnen ehmals in der Waffenrüstung furchtbar erschien, jetzt in Purpurkleide strahlenden noch mehr in Schrecken. Sie vermochten kaum die Anklage vorzubringen. Als hierüber die Stimmen gesammelt wurden, trat Marcell, sich freiwillig seines Ranges begebend, gelassen und bescheiden an den Eingang der Kurie, die Entscheidung des Senats erwartend. Als er nun für schuldlos erklärt, alles, was er in Sicilien gethan, gutgeheißen, und die Anklage verworfen wurde, zeigte er den Syrakusern, die jetzt seinen vollen Zorn erwarteten, die größte Sanftmuth. Da stürzten sie, von Scham und Reue ergriffen, mit Thränen der Rührung zu seinen Füßen. Er verzieh ihnen und versprach den Siciliern seinen immerwährenden Schutz.

Die gegen ihn erhobene Klage war die Sache beleidigter Einzelner, die jetzt entflammte Dankbarkeit aber die allgemeine Stimme des pelischen Volkes. Es wurde ihm sein edles

[illegible], eine eherne Statue errichtet, zur ewigen Gedächtnißfeier seines Namens und seines Geschlechts ein jährliches Fest eingesetzt, und verordnet, den Göttern mit bekränztem Haupte zu opfern, so oft Marcellus oder einer seiner Nachkommen Syrakus besuchen würde.

Marcellus aber gab nun einen neuen Beweis, wie groß seine Enthaltsamkeit sey, und wie wenig die Sucht zu glänzen ihn beherrsche. Als er mit dem Kollegen seiner Würde, dem Konsul Lävinus, am Ende des Jahres um die Verwaltung der Konsular-Provinzen loste, fiel ihm Sicilien zu, allein wegen jener Anklage überließ er diese Insel, um selbst den Schein des Eigennutzes zu vermeiden, seinem Amtsgenossen, und übernahm Italien mit dem gefährlichen Kriege gegen Hannibal, wo die Götter seine erprobte Tugend mit neuen Lorbeeren bekränzten.

Lävinus that das Uebrige, was ihm zur völligen Eroberung Siciliens übrig zu thun blieb, redlich und klug. Er nöthigte die Karthager, die sich noch widersetzten, die Waffen niederzulegen, brachte den vernachlässigten Feldbau wieder in Aufnahme, und reinigte Sicilien von den unruhigen Köpfen, deren viertausend er, um den Keim künftiger Empörungen zu vertilgen, nach Italien überschiffte.

So war denn Sicilien in seinem ganzen Umfange eine römische Provinz, und die Fruchtbarkeit hob ihr freundliches Haupt, mit Ähren schöner als je bekränzt, aus der Verwüstung empor.

Diese Insel, der erste Grundstein zu der römischen Herrschaft außer Italien, erhielt neue Begünstigungen, deren keine der später eroberten Provinzen sich zu erfreuen hatte. Diese

und Bürger erhielten ihre alten Rechte und Gesetze, und wurden von den Römern nach der Weise ihrer ehmaligen Obrigkeiten beherrscht. *)

So wußte die römische Staatsklugheit in dem unterjochten Lande blühendes Gedeihen und selbst Liebe zu der herrschenden Macht hervorzurufen, und Sicilien blieb im Kriege wie im Frieden die zuverlässige Kornmutter Italiens und seiner Legionen, wodurch es viel beitrug zur Vernichtung von Karthago's furchtbarer Macht.

*) Cicero in Verrem. l. 3 et 4.

IV.

Einen eben so edeln Mann und großmüthigen Beschützer, als der Große Marcellus war, fand Sicilien späterhin in Marcus Tullius Cicero.

Diese Insel, deren Besitz den Römern so wichtig war, wurde in zwei Provinzen getheilt: die von Lilibäum, und jene von Syrakus. Beide Länder zwar unter einem Prätor, jede hatte aber ihren eigenen Quästor. Cicero erhielt die Quästur von Syrakus, und erwarb sich durch Klugheit, Uneigennützigkeit und Gerechtigkeit die Liebe der Sicilier in so hohem Grade, daß man ihm außerordentliche Ehrenbezeugungen zuerkannte.

Als Volkstribun geehrt, verließ er seine Provinz mit der, nachher redlich erfüllten, Zusicherung seines fortwährenden Schutzes. Selbst Archimeds vernachlässigtes, von Disteln und Gesträuch verdecktes und in Vergessenheit versunkenes Grab ihm die Nachkommenschaft zurief: nichts werde schneller vergessen, als das Andenken an genossene Wohlthaten.

Ich habe schon erzählt, wie viel der große Geist jenes herrlichen Mannes zur Rettung seiner Vaterstadt ersann, und daß

alle Kunst der Römer sie nicht besiegt haben würde, hätte nicht der Verrath ihnen die Thore geöffnet. Allein dessen ungeachtet wurde Archimed von seinen Mitbürgern und Nachkommen, deren Stolz er seyn sollte, so ganz vergessen, daß sie dem Quästor Cicero nicht einmal Kunde geben konnten, als dieser das Grabmahl zu sehen wünschte, welches Marcellus dem Unsterblichen hatte errichten lassen, man wußte sogar nicht, daß irgend eines vorhanden sey!

Cicero gerieth darüber in Erstaunen, und forschte dem verborgenen Monumente selbst nach, da er aus Beschreibungen wußte, daß eine Himmelskugel und ein Cylinder darauf eingegraben seyen. Auch hatte er die beigesetzten Verse im Gedächtniß.

So begab er sich denn mit einigen der edelsten Syrakuser zum agragianischen Thore, wo sich die meisten Grabmähler befanden; die älteren waren theils schon verfallen, theils mit Gesträuch übermachsen. Cicero ließ sich keine Mühe verdrießen. Die Wildniß wurde mit Denken gereinigt, nun wandelte der edle Römer auf dem gebahnten Platze unter den Gräbern einher, voll heißer Sehnsucht nach der Ruhestätte des großen Denkers. Nach langem Suchen entdeckte er endlich den Grabstein, dessen ihm bekannte Inschrift, größtentheils schon verwittert, aus einem verhüllenden Gebusche hervorblickte.

So mußte denn ein Römer zu Syrakus das Grab des größten Syrakusers der Vergessenheit entreißen!

Nach dieser rühmlichen Entdeckung fand Cicero auch bald die schönste Gelegenheit, den Siciliern durch die That zu beweisen, wie sehr es ihm Ernst sey, mit dem ihnen verheißenen

Schutze. Er bewährte dieß durch die Anklage des Verres, welcher, als Siciliens Prator, ungeheure Erpressungen und Grausamkeiten verübte und nichts für zu heilig hielt, um es nicht seinen Lüsten und Lastern schonungslos zu opfern. Gränzenlose Habsucht, schamlose Wollust, üppige Weichlichkeit und wüthende Mordlust besaßen das leidenschaftliche Gemüth dieses Mannes. Nur Cicero's Beredsamkeit, seine Menschenliebe, seine rastlose Thätigkeit, konnten es wagen, ein so mächtiges Ungeheuer, als Verres war, anzugreifen und zu Boden zu stürzen.

Das Wagestück war aber um so größer, als Cicero, noch jung und unbekannt, sehr wenig, Verres aber um so mehr für sich hoffen durfte, weil unmenschliche Bedrückung der Provinzen [illegible] gewöhnlicher wurde und daher unter den Mächtigen die eifrigsten Vertheidiger fand.

Überdieß hatte Cicero den ersten Redner jener Zeit, den Hortensius, als Verres Vertheidiger, zum Gegner. Er unternahm die Anklage auf dringendes Bitten der sicilischen Städte, welche ihm, als ihrem Wohlthäter und einzigen Retter, ihr Wohl und Weh ans Herz legten, und setzte seinen Stolz und seinen Ruhm darein, das auf ihn gegründete Vertrauen durch ihre Rettung und Beglückung zu belohnen. Es wurden ihm hundert und zehn Tage bewilliget, um die nöthigen Beweise der Klagepunkte aufzubringen.

Er benützte diese Zeit zur Bereisung Siciliens, dessen Städte in Jubel und Ehrenbezeugungen miteinander wetteiferten, und ihm die sichersten und vollgültigsten Beweise aller von Verres verübten Räubereien, Grausamkeiten und Frevelthaten lieferten.

Cicero wußte mit rastloser Thätigkeit alles dieses so schnell

zu bewirken, daß er durch seine höchst unverwischte Erscheinung in Rom das ganze, gegen ihn gerichtete Komplott in Bestürzung setze. Da er nun sah, daß Verres mit jeder Stunde mehr Muth und Hoffnung gewinne, durch List und Macht zu siegen, schlug er einen neuen Weg ein, indem er, statt von der gewöhnlichen Eitelkeit der Redner, nur zwei von seinen in dieser Streitsache ausgearbeiteten Reden oratorischen Meisterwerken öffentlich vortrug, dann aber, als es nicht Worte, sondern Handeln galt, um die Sache mit einem Schlage zu entscheiden, gegen Roms gewöhnliche Gerichtsordnung, sogleich die Zeugen zum Verhör vorstellte, durch deren beschworne Aussage Verres Frevelthaten unläugbar bewiesen wurden.

Dieses unerwartete Mittel, alle Verzögerung und jede listige Wendung vereitelnde Verfahren, that erstaunliche Wirkung. Verres fiel sogleich in gänzliche Verwirrung; Roms beredteste Zunge verstummte, und der bestürzte Beklagte sah keine Rettung als in der Flucht aus Rom, bevor noch das Urtheil über ihn gefällt war.

Cicero selbst erwarb sich durch diese eben so muthig besonnene, als herrlich beredte Streitsache, Ruhm und Achtung beim Volk, aber auch den Haß des Adels und der Mächtigen. *)

Um denjenigen meiner entfernteren Freunde, welche diese Reden nicht selbst gehört oder gelesen haben, eine Idee von der Schönheit und Fülle der Beredsamkeit zu geben, mit welcher Cicero seinen Gegenstand schmückte, hebe ich hier nur einige Züge aus, von dem Gemählde der weichlichen und schwelgerischen Lebensweise jenes unmenschlichen Prätors.

---

*) Cic. in Verr. — Plut. in Cic.

Im Winter pflegte er sich gegen Stürme, Regen und Kälte auf folgende herrliche Art zu schützen. Er wählte für diese Jahreszeit Syrakus zu seinem Aufenthaltsorte, weil Lage und Himmelsstrich dieser Stadt so günstig sind, daß sie selbst in den Tagen der heftigsten Stürme einige Stunden milden Sonnenschein genießt. Da verlebte denn der treffliche Feldherr die Wintermonate in so weiblicher Ruhe, daß ihn kein Auge außer dem Hause, ja nicht einmal außer dem Bette sah. Die kurzen Tage wurden verschmauset, die langen Nächte verschwelgt. Erfuhr er endlich durch ihm überbrachte Rosen, daß der Frühling da sey, so begann er seine beschwerlichen Bereisungen des Landes, wobei er aber so viel Beharrlichkeit zeigte, daß man ihn nie — zu Pferde erblickte. Er ließ sich, nach Gewohnheit der Könige von Bithynien, von acht Sclaven in einer Sänfte tragen, worin er auf einem, mit Rosen gefüllten Ruhebette vom feinsten Melitee *) Leinenzeuge lag, Hals und Stirn mit Rosen bekränzt, und das Gesicht mit einem luftigen, rosendurchflochtenen Schleier verhüllt. So machte er alle seine Reisen. War ein Ort erreicht, so ließ er sich auf diese Art bis in seine Wohnung bringen, und dann die sicilischen Magistrate und selbst die römischen Ritter vor sich kommen. Hier wurde zuerst im Verborgenen geheim entschieden, dann öffentlich vollzogen. Hatte er auf gleiche Art kurze Zeit, die Partheien nicht nach Recht, sondern nach Gelde abgeurtheilt, so glaubte er die übrige Zeit der Venus und dem Bachus widmen zu müssen; denn der wackere Feldherr hielt dieß für eine heilige Pflicht. An jedem Orte, wo er verweilte, wurden eigene Buhlerinnen für ihn in Bereitschaft gehalten. Bei seinen Gastmählern herrschte nichts weniger als jener Ernst und Anstand, welche den Magistraten und Feldherrn des römischen Volkes geziemen, sondern Geschrei und Lärmen erscholl,

---

*) Melite, die heutige Insel Malta.

wobei Hände und Fäuste nicht müßig blieben; denn dieser strenge und pünktliche Prätor, welcher sich zwar Roms Gesetzen nie gefügt hatte, unterwarf sich doch allen, bei frechen Zechgelagen üblichen Gebräuchen auf das genaueste. Jene Schmausereien endigten daher auch gewöhnlich damit, daß die Einen aus dem Saale wie von einem Schlachtfelde flüchteten, andere todt, andere ohne Bewußtseyn und Empfindung auf dem Boden zerstreut umher lagen. Der gräßlichen Auftritte waren so viele, daß der ruhige Zuschauer nicht bei einem Gastmahle, sondern in der Schlacht von Cannä zu seyn glauben mußte."

„Im hohen Sommer pflegten die Prätoren sonst die ganze Insel zu bereisen; denn man hielt diese Zeit zu überzeugenden Untersuchungen besonders geeignet, weil die Früchte noch auf den Feldern standen und die ländlichen Familien versammelt waren. Da sah man denn, wie viel jeder Herr Sclaven hatte, und wie die Arbeit geschah. Verres aber, weit entfernt von diesen Beschäftigungen, verließ nun in Syrakus den Pallast der Prätoren, und schlug außer der Stadt, an der Mündung des Hafens, sein Lustlager auf, ein Gezelt mit weißen Fahnen. Hier blieb dieser Feldherr, der einzige in seiner Art, die ganze Zeit hindurch. Dieß war der Sammelplatz zahlloser Buhlerinnen und Unterhändler, und überhaupt solcher Männer, die würdig waren, seine Freunde zu seyn."

„Jedem Andern war der Zugang verwehrt. Von dieser schändlichen Umgebung wurde sein schon erwachsener Sohn nicht ausgeschloßen, denn er sollte durch Vorbild und Beispiel seinem Vater an Gemüth und Charakter ähnlich werden. Während dieser Zeit wurde kein Gerichtshof betreten, kein Recht gesprochen; aber im Lustlager erscholl Musik und Weibergeschrei. Nach Laune und Willen elender Dirnen entschied der würdige Prätor unter dem allgemeinen Taumel die vorkommenden Rechtsfälle. Die

Menge der Buhldirnen wurde auch durch solche vermehrt, die er mit List und Gewalt entführte und dahin schleppte; denn diesem Hannibal war Alles gleich, da er glaubte: in einem solchen Feldlager müsse man weniger auf die Herkunft als auf die Tapferkeit sehen." — *)

Ich habe einige der stärksten Züge, die man in Cicero's Reden gegen den Verres zerstreut findet, hier zusammen gestellt, um ein deutliches Bild zu geben, wie viel Sicilien von diesem Wüstrich durch Geilheit und Weichlichkeit litt, bis jener Befreier erschien.

Verres Nachfolger in der Verwaltung dieser Provinz wurde, zum Glücke des Landes, der redliche und rechtliche Konsul L. Metellus. Ihm verdankte die von den drei Statthaltern, M. Lepidus, M. Antonius und C. Verres, geplünderte und ausgesaugte Insel ihren erneuerten Flor.

In den spätern Bürgerkriegen wurde Sicilien mehrmalen der unglückliche Schauplatz kämpfender Partheien. So belagerte und verheerte Pompejus mehrere Städte, welche auf Cäsars Seite getreten waren, und legte ihnen manches drückende Joch auf. Als die Einwohner von Messena sich dagegen auf ihre alten Rechte und Gesetze beriefen, gab er ihnen die Antwort: „Vergebens führt ihr eure Gesetze gegen den an, der ein Schwert an der Seite trägt!" — **)

Als sich das Glück von dem Geber dieser hochmüthigen Antwort gewendet hatte, kam Sicilien in Cäsars Gewalt. Sein

---

*) Cicero in Verr. I. 5.
**) Plut. in Pomp.

Legat Curio nahm es in Besitz, ohne dabei einen Mann zu verlieren; denn Cato, der bisherige Prätor dieser Insel, fühlte sich zu kräftigem Widerstande zu schwach, und dachte zu edel, um die Städte vergebens und muthwillig in Noth und Elend zu stürzen. Er verließ Sicilien freiwillig, und begab sich zum Pompejus, dessen Parthei er ergriffen hatte. *)

Nun herrschte ein immerwährender Wechsel auf dieser Insel, wobei sie sich größtentheils nur leidend verhielt, aber dessenungeachtet viel Unglück erfuhr. Nach dem Tode Pompejus des Großen, bemächtigte sich sein jüngerer Sohn, Sextus Pompejus, anfangs vom Senat berufen, dieser Provinz zur Zeit des Triumvirats, und führte von hier aus den Krieg gegen Octavian und Lepidus muthig und hartnäckig. Er besaß zwar keine von den schönen Eigenschaften seines Vaters; aber sein rasches Jugendfeuer ward lange vom Glück begünstigt. Er schlug die Landungsversuche seiner Gegner zurück, drang selbst in Italien ein, und sperrte mehrere Häfen, daß Hungersnoth entstand.

Er mußte zwar Italien wieder verlassen, setzte sich dagegen aber desto fester in Sicilien. Hier vermehrte sich sein Heer täglich durch Schaaren italischer Flüchtlinge, größtentheils Sclaven, deren Aufnahme er nicht verschmähte.

Alle Mißmuthigen, alle von den Triumviren Verbannten, begaben sich jetzt nach Sicilien, welches Freistätte und Sammelplatz der republikanisch Gesinnten wurde. Mit diesen neuerworbenen Streitkräften überfiel Sextus Italien zum zweitenmale,

---

*) Dio Cass. l. 41.

bereicherte sich und seine Krieger durch Plünderungen, und zog sich wieder freiwillig nach Sicilien zurück. *)

Endlich rückte das Triumvirat mit vereinigter Macht gegen ihn. Mörderische Schlachten wurden gefochten zur See und auf dem festen Lande; allein, sie waren theils — der vergossenen Blutströme ungeachtet, — nicht entscheidend, theils hinderte der Wechsel des Glückes Erfolg und Ende. Die Rivalen beider Seiten vereinigten große Schwächen und Gebrechen mit großen Vorzügen. Jeder von ihnen achtete meistens die übrigen zu gering und unbedeutend; deshalb sahen sich dann die Einen wie die Andern beim gewaltigen Zusammentreffen gewöhnlich getäuscht, indem sie bald zahlreichere, bald muthigere und tapferere Gegner fanden, als sie es glaubten. Sehr verschieden durch Bau, Rüstung und Bemannung waren die Schiffe der beiderseitigen Flotten, aber demungeachtet sich gewachsen. Octavians Schiffe, der Kern des Triumvirats, waren groß, fest und schwer, sogar mit Thürmen versehen, um der Mannschaft, nach Umständen, Schutz oder höhere Stellung zu geben; auch sollten sie gegen den Stoß der anstürmenden feindlichen Schiffsschnäbel gesichert seyn, indem ihre Festigkeit und Schwere jedem Gegenstoß verursachte, daß der anspringende Theil desto heftiger zurückprallen mußte. Die Schiffe des Pompejus waren das Gegentheil von jenen, leichte, schnelle Segler zum Flug und zu rascher Wendung. So waren beide Flotten sich gleich überlegen und doch nicht gewachsen, und gerade dadurch wieder einander gleich. Pompejus Schiffe waren unwiderstehlich in der Heftigkeit des Angriffs, und die Schnelligkeit ihres Anlegens zertrümmerte die Seiten der feindlichen Schiffe; allein ihre unbeschützte Mannschaft litt zu sehr von den aus De-

*) Plut. in Anton. — Dio Cass. l. 48.

tavians Schiffstürmen auf sie hinabfliegenden Pfeilen; auch wurden sie durch eiserne, wie Hände gestaltete Haken gefaßt. So stand der Schade den sie zufügten, mit jenem, welchen sie erlitten, in gleichem Verhältniß.

Das erste Seetreffen geschah zwischen Milä und der Insel Lipara. Es währte vom Morgen bis in die Nacht. Nach langem Schwanken blieb Octavian Sieger, erlitt aber in einem bald darauf folgenden Treffen bei Tauromimum eine solche Niederlage, daß er selbst und sein gelandetes Heer, von der Flotte abgeschnitten, in die traurigste Lage gerieth. Endlich kam es bei Artemisium zu einer entscheidenden Schlacht, einzig in ihrer Art.

Am Ufer standen sich beide Kriegsheere in Schlachtordnung gegenüber, nicht weit davon auf dem Meere auch die beiden Flotten, ein furchterlich schöner Anblick! See und Land konnten jetzt nur durch das, was auf ihnen stand, erkannt werden; so dicht waren sie bedeckt von Schiffen oder Kriegern.

Nun zeigte sich die flatternde Schlachtfahne auf dem Befehlshaberschiff, und die Tuba scholl. Da stürmten die Flotten gegen einander; aber unbeweglich blieben die Heere, nur Zeugen des Seekrieges. Auf dem Meere wüthete Getümmel, Zerstörung und Tod; Ruhe und tiefe Stille der gespanntesten Erwartung herrschte auf dem Ufer, nur selten unterbrochen von dem Geschrei, welches den bewaffneten Zuschauern zur Ermunterung oder Belohnung ihrer Partheien im Seekampf entfuhr. Von beiden Seiten wurde mit gleicher Kunst und mit gleichem Muthe gestritten, denn beide Theile erwarteten vom Ausgange dieser Schlacht die Entscheidung und das Ende des ganzen Krieges. Endlich neigte sich der Sieg auf Octavians Seite, und allgemeine Flucht der Pompejaner begann. Sextus ging

nach Asien über; wenige Schiffe folgten ihm. Octavian aber traf in Sicilien die zu seinem Plane nöthigen Einrichtungen. Als Imperator fand er für gut, die eroberten Provinzen zu theilen; so gab er denn einige derselben dem Senat und dem Volke zur Verwaltung, die übrigen behielt er für sich. Sicilien wurde bei dieser Gelegenheit eine senatorische Provinz, Syrakus nebst andern Städten eine römische Kolonie. *)

*) Dio l. 49. 53. 54. — Flor. l. 4. — Vell. Patere. l. 2.

V.

Dieß waren Siciliens Schicksale.

Ich komme nun auf seine Naturmerkwürdigkeiten und Städte.

Die dreieckige Gestalt dieser Insel bildet sich durch drei Vorgebirge, welche ihre drei Winkel einnehmen, so daß das Vorgebirge Pachynum gegen Kreta und den Peloponnes steht, Pelorum Italien gegenüber liegt, und Lilybäum sich nach Afrika hinwendet. *) Den ganzen Umfang dieser berühmtesten unter den Inseln, auf welcher sich achtundsechzig Städte befinden, gibt man auf viertausend vierhundert Stadien an.

So lieblich die Oberfläche ist, eben so gefährlich sind die schrecklichen Naturwerke unter ihr. Das Erdreich ist locker und murbe, voll unterirdischer Hohlen, welche tobenden Winden Eingang gestatten, und angefüllt mit verborgenem Feuer und Gewässer. Auch finden sich ganze Schichten von Schwefel und Erz.

*) Strabo. l. 7. §. 1. — Polyb. l. 1. cap. 42. — Plin. hist. nat. l. 3. §. 14. — Mela. l. 2. cap. 7. —

Dieser, das Eingeweide der Erde, durchwühlende Aufruhr von Flammen, Fluthen und Windstößen bringt häufige Erschütterungen und die ewigen Feuermeere des Ätna hervor, welche die Fesseln des sie einschließenden engen Raumes gewaltsam zersprengen und gegen Himmel emporstürmen. Daher auch alle die warmen Quellen, die Strudel, welche das Wasser emporschleudern und wieder einfangen, und die Flüsse, welche bald unter, bald über der Erde dahinströmen. *) Daher auch so manche versunkene Stadt: So sind Naxos, Morgantium und das honigreiche Hybla nicht mehr. So forschte ich auch vergebens nach den Städten Kamarina, Himera, Gela, Kallipolis, Selimunt, Euboa und Komikos. Sie sind verschwunden vom Antlitz der Erde. Einzelne Schäferhütten stehen jetzt da, wo sie einst herrlich prangten.

Das traurige Loos der Zerstörung traf viele der, in der Mitte des Landes, gelegenen Städte. Die Römer verwenden diese Wüsteneien zu Viehweiden, und haben sie unter mehrere Hirten vertheilt, welche Ruhr- und Pferdezucht treiben. Diese Menschen aber ergaben sich bald der Raublust, und sind durch manches gelungene Wagestück so kühn geworden, daß sie sich zusammenrotten und sogar Städte überfallen. Selurus, der letzte Anführer dieser wilden Horden, die ihn einen Sohn des Ätna nannten, brachte ein ganzes Heer zusammen, mit dem er alle, den Ätna umliegenden Ortschaften plünderte und verheerte. Er wurde aber ergriffen und nach Rom gebracht, wo man ihn für seine grausamen Thaten auf eine beispiellos grausame Art bestrafte.

Es wurde auf dem Forum ein großes Gerüste errichtet, um den Berg Ätna damit vorzustellen. Auf den Gipfel dieses nachgemachten Schauplatzes seiner Gräuel, wurde der Verbrecher zur

*) Strabo lib. 6. §. 9. — Justin. l. 4. cap. 1. —

öffentlichen Schau hinstellte. Nachdem er eine Weile da gestanden war, riß man das Gerüste von unten zusammen, so daß es hinabstürzte und in ein Behältniß wilder Thiere fiel, die ihn zerfleischten.

Sicilien wurde überhaupt durch die vielen einheimischen und fremden Kriege sehr entvölkert und verwüstet. Die gegen Italien liegende Seite vom pelorischen bis zum pachynischen Vorgebirge, hat jetzt noch die meisten blühenden Städte; die zweite Seite, nämlich die vom pelorischen Vorgebirge bis zum lilybäischen, ist zwar die größte, aber doch nur so bewohnt, daß man nicht sagen kann, sie sey entvölkert. Die dritte Seite aber zwischen den Vorgebirgen Pachynum und Lilybäum ist beinahe ganz öde, und zeigt nur durch die noch stehenden Ruinen mehrerer Städte, daß sie einst bewohnt war; *) denn hier fielen die meisten Schlachten vor, weil sich die Karthager in dieser Gegend vorzüglich festgesetzt hatten.

Zum Glücke für die Menschen ist die Natur gegen sie nicht so feindlich, als sie selbst es gegeneinander sind. Ohne Rache und ohne Theilnahme an den auf ihren Flaren und Gebirgen verübten Gräueln, gießt sie den ewigen Reichthum ihres Füllhorns über die blutgedüngten Gefilde aus, und läßt Fruchtbarkeit aus der Zerstörung, Leben aus der Verwesung hervorgehen. So blieb die Natur auch die Freundinn des von so vielen Feinden verwüsteten Siciliens, und diese Insel behielt bei der so vielfach erneuten Gestalt ihrer Verfassung die alte Vortrefflichkeit des Bodens, welcher dem italischen in keinem Stücke weicht, in vielen aber den Vorzug hat. Getreide, Honig, Safran, Feigen, Fisch, Felle, Oele und so manche andere Lebensbedürfnisse

*) Strabo. l. c. §. 5. 6.

werden von Sicilien in Menge, mit leichter Mühe und in kurzer Zeit nach Italien gebracht, weil die Überfahrt sehr kurz ist. *)

Die Meerenge zwischen beiden Ländern verdient aber eine besondere Betrachtung, weil sie von seltener Art ist. Die italische Küste wird durch Klippen gebildet, die sicilische aber besteht aus Sand. Beide Ufer sind sich so nahe, daß man auf jedem die Vögel des andern kann singen hören. An Höhe und Gestalt gleichen sie sich so ganz, daß die Furcht der ersten Beschiffer das Mährchen erfann, wie in einander passenden Buchten und Winkel schlossen sich, sobald ein Schiff dazwischen komme. **) Der Strom des in dieser Enge eingeengten Meeres ist äußerst heftig und ungestüm, und stutzet mit steten Wechsel bald gegen die jonische, bald gegen die tuscische See. Ein ewiger Kampf der Wogen tobt und brauset hier, tausendstimmig aufheulend, indem ein Theil der Fluthen mit furchterlichem Gebrülle rastlos sich aufthurmt, der andere aber, vom Strudel des in die Untiefe stürzenden Meeres hinabgerissen, dumpftosend verschwindet. Dieses schreckliche Schauspiel verursacht, daß die von Ungefähr ergriffene Phantasie der blossen Seefahrer gräßliche Ungeheuer zu sehen und gräßliches Gebelle zu hören glaubte. So entstanden die Fabeln von dem Ungethum Scylla und Charybdis, vor welchen das Kind schon auf den Armen der Amme bebt. ***)

Zu dem bereits Gesagten will ich noch Weniges beifügen. Scylla liegt näher an Italien, Charybdis bei Sicilien; weniger gefährlich ist die erstere, ein hoch emporragender Fels, welcher

*) Strabo l. 6. §. 7.

**) Justin. l. 4. — Sil. Ital. de bello pun. l. 14.

***) Pomp. Mela. l. 2. cap. 7. — Justin. l. 4. cap. 1. — Plin. l. 3. Sect. 14. — Isidor. l. 13. cap. 18. — Seneca Epist. 79.

in der Entfernung eine schöne weibliche Statue zu seyn scheint, an deren Knie sich aber sehr viele trügliche Höhlen befinden, die raubgierigen Seeungeheuern zum Aufenthalte dienen.

Ungefähr funfzehn Meilen davon, in der Gegend der Küste von Messina, befindet sich der allverschlingende Wirbel der Untiefe Charybdis. Hier dreht sich das Meer in reissend schnellen, sich immer verengenden Kreisen um einen Mittelpunkt, wo es dann plötzlich in den Abgrund stürzt. So wie das strudelnde Gewässer leicht verschlungen wird, zieht es auch die Schiffe mit sich hinab. Man hat auch bemerkt, daß hier verschlungene Trümmer nach einer Strecke von sechzig Meilen an der Küste von Tauromenium wieder ans Tageslicht. Das Gewässer dieses Wirbels schäumet an jedem Tage mit tobender Gewalt dreymal gegen den Himmel empor, und sinkt eben so oft wieder zurück, von der Tiefe eingeschlürft. Am heftigsten ist Fluth und Ebbe bey heftigem Südwinde, außerdem aber viel ruhiger. *)

---

*) Isidor. l. 8. fragm. Sallust. — Strabo l. 6. Sect. 2. — Thucyd. l. 4. — Senec. Consol. ad Marciam, cap. 17.

VI.

Als die Erntezeit heranrückte, bereiste der römische Prätor, wie gewöhnlich, die Insel nach allen Seiten, um sich von dem Fleiße und der Industrie der Einwohner, und von der Größe der zu entrichtenden Abgaben für dieses Jahr zu überzeugen.

Ich benutzte diese Gelegenheit, und machte, durch Vermittelung eines alten Gastfreundes meines Vaters, die Reise im Gefolge des Prätors mit. Wir durchzogen beinahe die ganze Insel; ich führe aber hier nur die merkwürdigsten Städte und Ortschaften an, und selbst von diesen nur das Interessantere. Die erste bedeutendere Stadt, welche wir nach Messana betraten, war

Panormus,

einst die wichtigste in dem karthagischen Antheile Siciliens, und zweimal Zeugen des römischen Waffenglücks sowohl zur See als auf dem festen Lande.

Panormus liegt dicht an der Küste, und besteht aus der alten und der neuen Stadt. Da die Karthager unter Asdrubal beide inne hatten, wurden sie von zwei römischen Konsuln mit

einer Flotte von dreihundert Schiffen auf zwei Seiten eingeschlossen, belagert, bestürmt und eingenommen.

Einige Zeit nachher fiel auf der [illegible] von Panormus eine merkwürdige Schlacht vor, welche [illegible] sowohl den Karthagern, sondern ihren Elephanten [illegible] welchen sie bis dahin einen [illegible] Schrecken [illegible], daß sie die Ebenen sorgfältig vermieden, und sich stets nur in [illegible] lichen Gebirgsgegenden aufhielten.

Damals begab es sich auch, daß einer der beiden Konsuln, da man den Krieg von Seite der Römer nur vertheidigungsweise führen wollte, mit der Hälfte des Heeres nach Rom zurückging. Diese Schwächung und die Furcht vor den [illegible] wenig gekannten Elephanten beschloß Kodrubal, der karthagische Feldherr, augenblicklich zu benützen, um die Römer mit einem Schlage zu vernichten, oder sie wenigstens von der Insel zu vertreiben. Er rückte mit seiner ganzen Macht muthig und kampflustig vor die Stadt, von welcher ihn nur ein kleiner Fluß trennte. Gaecilius der römische Konsul, zog sich mit scheinbarer Furcht [illegible] zurück; denn er wünschte den [illegible] Karthager [illegible] zu machen, und ihn über den [illegible] zu locken. Dieses [illegible] auch bald; nun reitzte er die Feinde selbst zur Schlacht, indem er die leichten Truppen, mit einer Menge von Wurfspießen versehen, vor den Mauern der Stadt aufstellte, einige auch den Karthagern entgegenrücken ließ. Die Hochmüthigen [illegible] diese mit den Elephanten allein das Dießen [illegible] und wurden anfangs in ihrem Wahne [illegible], als die mächtigen Thiere [illegible] die Flucht ergriffen. So wie aber die Elephanten [illegible] der Stadt kamen, wurden sie sowohl von den [illegible] leichten Truppen, als auch von [illegible] so dichten Hagelregen von Pfeilen und Wurfspießen empfangen, daß diese Thiere,

von dem Schmerz der vielfachen Wunden noch wüthender gemacht, sich plötzlich umwandten, in das Heer der Karthager zurückstürzten, viele Menschen zerdrückten und zertraten, und die Reihen in Unordnung brachten. Nun führte Cäcilius seine ganze, noch unverletzte Macht heraus, und vollendete den Karthagern die Niederlage, welche ihre eigenen Elephanten ihnen zubereitet hatten.

Nachher wurde diese Stadt eine römische Kolonie. Wir fanden sie in blühendem Zustande, verließen sie aber bald, und begaben uns in die Stadt

Eryx,

welche auf dem im Reiche der Liebe so berühmten Berge gleiches Namens liegt. Dieser, dicht am Meere stehende Berg ist nach dem Ätna der größte auf der Insel, durchaus sehr steil und gäh, gegen die See aber und auf einer der drei Landseiten mit Höhlen und Abgründen umgeben. Die Stadt selbst liegt am Abhange des Berges. Wir erreichten sie aber dessen ungeachtet erst beim Einbruche der Nacht, denn der Weg dahin ist beschwerlich und rauh. *)

Beim ersten Grauen der Morgendämmerung machte ich mich mit zweien meiner Gefährten auf, um den Gipfel zu ersteigen, vorzüglich aber, um den berühmten Tempel der Venus zu sehen, welcher auf einer schönen und fruchtbaren Fläche, nahe am Gipfel steht. Wir fanden unsere Erwartung beinahe übertroffen, und wußten nicht, ob wir mehr über die Pracht und Schönheit

*) Polyb. l. 1. — Virg. l. 5. v. 750. — Pomp. Mela, l. 2. cap. 7. — Diod. Sic. l. 4. —

der Tempel oder über den innern Reichthum der kostbaren Gefäße und Opfergeräthe entnehmen sollten, denn es hingen und hingen im innern Tempelraum ringsumher Weihgeschenke in Menge, Schalen, Becher, Gefäße für das Rauchwerk, alles von Silber, sehr künstlich und zierlich gearbeitet. *)

Unser Reiseführer nannte den Äneas als den Erbauer dieses herrlichen Tempels. In dem heiligen Haine, welcher denselben umgibt, sahen wir eine Menge von Tauben, welche den Lieblingsvögeln ihrer Göttinn auch in dem ihrigen zu machen schienen. Ehmals wurden hier auch jährlich mit vieler Pracht Spiele gefeiert, und sehr viele, eben so schöne als kostbare Priesterinnen unterhalten, da nicht nur das ganze Sicilien, sondern auch fremde Länder es sich zur Pflicht machten, den Dienst dieser mächtigen Göttinn noch Möglichkeit zu befördern. **)

Er ist aber, dieser Sorgfalt ungeachtet, jetzt in Verfall gerathen.

Ein gleiches Loos hat auch die Stadt selbst getroffen, so daß sich die Zahl der Einwohner und der Ehre der Priesterinnen gleich sehr vermindert haben.

Die breite Höhe, auf welcher dieser, jetzt von Tauben mehr als von Menschen bewohnte Tempel steht, hat eine sehr angenehme Lage, ist vor dem Anfall der Seewinde geschützt und frei von allen schädlichen und giftigen Thieren. Sie gibt daher guten Feldbau und treffliche Viehweiden.

---

*) Thucyd. l. 6. cap. 46.
**) Aelian. Var. hist. l. 15. — Athen. IX, Strabo l. 6. §. 6. — Cic. in Verr. l. 2.

Über dieser Fläche erhebt sich der hoch emporragende Gipfel des Berges mit einer gebildeten Klippe, deren die Eryziner sich als eines Wartthurms bedienen, indem man davon die umliegende Gegend in ihrer ganzen Ausdehnung übersehen kann.

Gegen Abend traten wir die Rückreise an. Eh wir aber in die Stadt gingen, besahen wir auch den Hafen am Fuße des Berges. Er hat tiefes Wasser, und ist besonders bequem für diejenigen, die von Drepanum oder Lilybaum nach Italien reisen wollen.

Hier wurde einst zwischen Römern und Karthagern hartnäckig gekämpft. Der Konsul Junius besetzte unvermuthet, sowohl den Gipfel des Berges, als auch jene Seite, von welcher der Weg nach Drepanum führt, und bemächtigte sich der Stadt durch List und Verrath. Aber mit Kühnheit lagerte sich plötzlich Hannibal Barcas, der karthagische Feldherr, ungefähr fünf Stadien von ihm entfernt, so daß er, zwischen Eryx und Panormus, mitten unter den Römern stand.

In dieser Stellung blieben Beide drei Jahre lang, und so viele Schlachten und Treffen hier auch vorfielen, so blieben sie doch für beide Heere ohne Erfolg, da die Truppen sich an Zahl, Stärke, Muth und Tapferkeit gleich waren, die Feldherrn an Talent, Erfahrung, List und Kühnheit, die Lager an Festigkeit. Endlich wurde der Karthager zwischen die Römer, welche den Gipfel und den Fuß des Berges besetzt hielten, und nahm die mitten dazwischen liegende Stadt Eryx.

Dieses hatte aber für beide Theile mehr Nachtheil als Nutzen; denn die Römer wurden dadurch getrennt, und besonders die auf dem Gipfel Gelagerten geriethen in die mißlichste Lage. Dagegen hatten aber die Karthager nun gewissermaßen gegen zwei

Feinde zu kämpfen, und litten schon Mangel an Lebensmitteln, da sie nur von einer einzigen Seite das Meer offen hatten. Plötzlich erschien jetzt eine neue römische Flotte von zweihundert funfundsiebzig Schiffen, welche den Afrikanern auch die letzte Hoffnung abschnitten, und so dem ersten punischen Kriege, glücklich für Rom, ein Ende gemacht wurde. *)

Von Utyl begaben wir uns gerade nach

Drepanum.

Es liegt dicht am Meere, welches voll Inseln und Klippen ist, und die Gestalt einer Sichel hat. Die Stadt ist ziemlich volkreich; ihr guter Hafen macht sie zu einem bedeutenden Handelsplatz. Die Karthager haben sie stark befestiget. Die Römer wollten sie anfänglich mit einer Flotte wegnehmen, einschließen und belagern. Als aber der karthagische Feldherr die Absicht der um den Hafen herum kreuzenden römischen Schiffe merkte, fiel er ihnen unvermuthet mit der ganzen Macht entgegen, schlug und zerstreute sie. —

In wenigen Tagen kamen wir nach

Lilybäum.

Diese zweite Hauptstadt der Insel war damals der Sitz der karthagischen Macht, und ist noch außerordentlich befestiget, sowohl durch seine hohen und dicken Mauern, als auch durch einen sehr tiefen und breiten, vom Meere angefüllten Graben, welcher schwer zu durchschiffen ist.

*) Polyb. l. s.

Auch diese Stadt erfuhr eine heftige Belagerung der Römer. So manche Ruinen zertrümmerter Thürme zeigen noch jetzt die traurigen Spuren davon. Indeß waren Eryx und Lilybäum die letzten Opfer des ersten punischen Krieges, welcher damit endigte, indem das bedrängte Karthago den Frieden anbot, das glückliche Rom aber denselben unter den harten Bedingungen annahm, daß Karthago Sicilien räumen, die zwischen Italien und Sicilien liegenden Inseln an Rom abtreten, die gefangenen Römer ohne Lösegeld zurückgeben und dreitausend zweihundert euboische Talente binnen zwanzig Jahren bezahlen mußte. *)

Agrigent,

zu dessen Befestigung Natur und Kunst sich vereinigt haben, liegt, unweit der Seeküste, auf dem sehr steilen Felsberge Akragas, welcher durch zwei ihn umgebende Flüsse gleichsam von der übrigen Natur getrennt wird.

Die Burg schwebt über der Stadt an steilen Abgründen. Ganz oben auf dem Gipfel erhebt sich ein Tempel des Zeus und der Pallas, durch Schönheit der Anlage und majestätische Größe den herrlichsten in Griechenland vergleichbar. **)

Die Stadt selbst ist mit sehr schönen Gebäuden geschmückt. ***)

Eine Statue des Apoll und ein Herkules sind Meisterstücke der Kunst. Schade, daß das Kinn und die Lippen des letztern schon etwas abgenutzt sind von den vielen Verehrern, welche bei

---

*) Ungefähr fünf Millionen Gulden. Polyb. l. 1.
**) Polyb. l. 1.
***) Cic. Verr. l. 2 et 4. —

ihrer Andacht dieses Bildniß zu berühren und zu küssen pflegen! Ich habe aber, dieser kleinen Beschädigung ungeachtet, noch keine schönere Statue dieses Gottes gesehen. Auch der räuberische Prätor Verres wurde davon ganz beraubert. Er wollte sie in einer Nacht heimlich entwenden, und ließ den Tempel von bewaffneten Sclaven überfallen. Die aufgestellten Wächter wurden bald weggejagt, und die Pforten gesprengt. Aber vergebens boten die Räuber nun alle Kräfte auf, den Gott mit Hebeln zu entfernen. Er war nicht von der Stelle zu bringen. Indeß entstand in der Stadt Lärmen und Tumult. Alle Einwohner stürzten herbei, und vertrieben die Raubhorde mit einem Hagelregen von Steinen.

Die Einwohner bestehen dermal aus zwei Klassen, Eingebornen und Ansiedlern. Die letztern wurden von dem römischen Prätor T. Manlius aus mehreren sicilischen Ortschaften dahin übersetzt. Sie haben daher noch von Scipio ein Gesetz, nach welchem die Zahl der neuen Ansiedler im Senate nie stärker seyn darf, als die der Eingebornen. In der Gegend von Agrigent gibt es mehrere Seen, von welchen man Wunderdinge erzählt, unter andern auch, daß von ihrer Oberfläche nichts untergehe, ja selbst Menschen, die nicht schwimmen können, gleich leichtem Holze auf ihrem Spiegel bleiben. *)

Die Einwohner treiben beträchtlichen Handel mit Pferden, deren Zucht, da sie besonders schön und muthig sind, hier sehr ämsig betrieben wird. **) Agrigent hatte einst seine eigenen Könige, unter deren Regierung es mächtig war.

Im ersten punischen Kriege war Agrigent der Waffenplatz

*) Strabo l. 6. §. 9.
**) Virg. Aen. l. 3.

der Karthager, an welchem Lebensmittel und Truppen gesammelt wurden. Zwei römische Konsularheere umlagerten gleich die Stadt zur Zeit der Ernte. Die reichen Fluren reizten die Soldaten, Getreide zu mähen. Sie zerstreuten sich dabei, wurden in dieser Lage unvermuthet durch einen Ausfall der [illegible] überrascht und geschlagen. Nur die außerordentliche Mannszucht hinderte ihre gänzliche Niederlage; denn wer bei den Römern von seinem Platze weicht, wird mit dem Tode bestraft. So ermannten sich die Legionen, und trieben die Kapuaner in die Stadt zurück. Jetzt trennten die Konsuln ihre Heere, und jeder bezog mit seinem Theil auf einer andern Seite der Stadt ein Lager. Der Raum zwischen beiden Lagern wurde durch zwei Graben befestigt, deren einer, gegen die Stadt gerichtet, die Ausfälle der Belagerten abwehrte, indeß der andre nach außen jede Zufuhr und Verbindung mit der Stadt hinderte. [illegible] vollendeten das Werk. Da diese feste Einschließung der Römer [illegible] die Karthager keinen Angriff; so blieb sie durch fünf Monate ununterbrochen dieselbe. Endlich riß in der eingeschlossenen Stadt Mangel an Lebensmitteln ein. Tausende Menschen litten alle Qualen des schrecklichsten Hungers.

Indeß erschien von Karthago ein neues Heer, und schnitt den römischen Truppen alle Zufuhr eben so ab, wie diese der Stadt. So wurden die Römer zugleich Belagerer und Belagerte. Ein [illegible] entschied [illegible] für sie. Das ganze [illegible] des karthagischen Lagers fiel in ihre Hände; aber die Besatzung der Stadt, von dem listigen Hannibal klug und kühn geleitet, entwischte im Schutze der sie verhüllenden Winternacht, ohne daß die Römer, von Wein und Siegesfreude trunken, von Schlaf und Müdigkeit ermattet, von ihrem Abzuge etwas merkten. Erst als der Tag den Verlust entdeckte, beunruhigten sie den Nachtrab der abgezogenen Besatzung, ohne jedoch dabei zu verweilen, sondern drangen sogleich in die ihrem

Schicksal überlassene, wehrlose Stadt, wo sie plünderten, und sich mit Sklaven und Schätzen bereicherten. *)

Endlich bemächtigten sich die Karthager der Stadt zwar wieder, allein der römische Consul Laevinus erhielt sie neuerdings durch Verrath. Hanno war damals Befehlshaber der sehr starken Besatzung, Mutines Anführer der Numidier. Beide, große Feldherren, beneideten sich wechselseitig um ihren Ruhm und die Liebe der Soldaten. Darum suchte einer des andern Verderben; Mutines besetzte ein Thor mit seinen Numidiern, und ließ die Römer in die Stadt. Diese zogen unter lautem Trompetenschmettern auf den großen Platz. Hanno hielt den Tumult für einen Aufruhr der [illegible] Numidier, eilte herbei, sah den Verrath und entfloh. Der größte Theil der Besatzung wurde aber bei verschlossenen Thoren getödtet. **)

Dieß sind Agrigents Schicksale in den punischen Kriegen, welche auf dieser Seite Siciliens besonders gewüthet und manche blühende Stadt verwüstet hatten. Diese Betrachtung wurde in mir noch [illegible] und erfüllte mich mit Schwermuth, als wir an den düstern Trümmern der einst so [illegible] Stadt Mauern hinzogen. Mein trüber Ernst erheiterte sich erst, als wir jetzt in ein äußerst liebliches, mit dem Reichthum der freundlichsten Natur ausgeschmücktes, und von [illegible] Fruchthügeln eingeschlossenes Thal kamen, in dessen Schooße

Enna

uns entgegen lächelte.

---

*) Polyb. L. 1.

**) Liv. L. 26.

Diese Stadt, wegen ihrer Lage im Mittelpunkt der Insel das Herz von Sicilien genannt, prangt auf der Fläche eines weiten Berges. Die feste Lage und der Schutz einer mächtigen Burgveste geben ihr den Schein der Unüberwindlichkeit. *)

Das Innere von Enna gleicht mehr einem großen Tempel mit vielen Nebengebäuden, als einer Stadt; die Einwohner schwören darauf, die heilige Ceres, für deren Priester sie sich halten, wohne noch gegenwärtig unter ihnen. **)

Ich wohnte in dem Hause des Bürgers Nikasio, welcher mich freundschaftlich aufnahm und sich bestrebte, mir die Merkwürdigkeiten der Stadt und der Umgegend zu zeigen. Vor allem führte er mich in die Tempel des Ceres und der Proserpina, und versicherte mich, Enna sey die Geburtsstadt dieser beiden Schutzgottinnen der Insel. Dieses ist der Glaube, mit dem jeder Sicilier aufwächst. Darum erscheint Ceres hier überall und mannigfaltig abgebildet, bald mit einer brennenden Fackel, bald eine Siegesgottinn in der Hand haltend. Diese Siegesgottinn nahm Verres der Göttinn Ceres. Darüber geriethen die ganze Stadt in Trauer und Bestürzung. Der rauberische Prätor schien den Einwohnern als ein zweiter Höllengott nach Enna gekommen zu seyn. Als in der Folge Cicero, von dem die Sicilier noch jetzt mit Entzücken sprechen, nach Enna kam, um auch hier Beweise gegen den frevelhaften Verres zu sammeln, eilten ihm alle Einwohner und die Priesterinnen der beleidigten Gottheit im feierlichem Zuge, mit Thränen und Wehklagen, entgegen. Ihre Beschwerde traf aber keineswegs die Bedrückungen, Ungerechtigkeiten und Ausschweifungen des Prätors, sondern einzig und

*) Liv. l. 24. c. 37. — Strabo l. 6. — Cicero Verr. l. 4.
**) Cic. Verrina 4. §. 50.

allein die Beraubung der Schutzgöttinn. Alles Übrige verschmerzten sie; aber der Frevel, eine Göttinn einer Göttinn zu rauben, schien ihnen der gräßlichste unter allen, welche Verres jemals begangen hatte. *)

Die Gegend um Enna ist im höchsten Grade fruchtbar und reizend, von Seen umspiegelt, von Hainen umschattet, und durch beides wie abgeschnitten von der Umgebung. Sanfte Hügel schwellen auf lieblicher Fläche, durch welche silberblinkende Quellen und Bäche sich schlängeln. Hier herrscht ein ewiger Frühling; der immergrüne Boden ist zu jeder Jahreszeit mit der vielfarbigsten Menge hellschimmernder Blumen bedeckt. **)

Das schönste Farbenspiel der Natur scheint hier versammelt zu seyn, und ein Meer von Wohlgerüchen erfüllt den Athmenden mit der Begeisterung des Frühlings. Sie durchwürzen den weiten Luftraum so sehr, daß die Jagdhunde, davon betäubt, die Spur des Wildes nicht zu wittern vermögen. Zwischen den Blumenwiesen erblickt man auch Weizenfluren von ungemeiner Schönheit.

Nikasio führte mich umher und ergötzte sich an meinem Entzücken. Jetzt kamen wir an den See Perausa, welcher nördlich von Enna liegt. Ihn umkränzt ein Wald mit kühler Nacht und heiligem Schauder. Glänzende Schwäne bewohnen sein stilles klares Gewässer, und klagen, wie man mir erzählte, in den tausendstimmigen Gesang, welcher aus allen Zweigen der dichtschattenden uralten Bäume hervorschallt.

---

*) Cic. Verrina. 4. §. 50. Diodor. l. 5. cap. 1.

**) Sil. Italicus l. 14. — Strabo l. 6. — Aristot. in mirandis. Solin. Polyhistor. c. 11.

Mein Zobel wurde jetzt immer ernster, und gerieth endlich in eine sehr feierliche Stimmung, als wir nun in eine tiefe Höhle traten, welche in dem nächtlichsten Dunkel des Waldes verborgen lag.

„Hier" — sagte Nikasio — „fuhr einst der gräßliche Höllengott aus der geborstenen Erde empor, und raubte Proserpinen, die himmlische Jungfrau, da sie in sorgloser Unschuld im Kreise froher Gespielinnen Blumen pflückte. Heilig ist uns diese Stelle!" *)

Als Nikasio kaum die letzten Worte gesprochen hatte, schollen uns aus einiger Entfernung leise Gesänge entgegen, und Fackelschein erhellte die düstere Waldnacht. Es war eben einer der vielen [illegible], an denen Männer und Frauen alljährlich den Raub der Proserpina feiern.

Bald näherte sich die Menge. Die Griechinnen hatten ihre Häupter mit Stirnbinden und Kränzen von [illegible] umwunden. **) In den Händen trugen sie brennende Fackeln, nach dem Beispiele der Göttinn Ceres, welche mit einer am Feuer des Ätna angezündeten Fackel ihre Tochter suchend, die weite Erde durchwanderte.

So verehrten sie mit einer Ehrfurcht, wie nur eine gegenwärtige Gottheit sie einflößen kann, ihre frommen [illegible] und [illegible].

---

*) Cic. Verrin. l. 4. c. 48. — Ovid. Metam. l. 5. et Fast. l. 4. — Claudian. de raptu Proserpinae. — Pomp. Mela l. 2. c. 7.

**) [illegible]

Als sich der [illegible] so feierlich [illegible] entfernt hatte, nahm [illegible] das Wort, [illegible] sagte mit [illegible].

„Alle, [illegible] habt, sind von dem unerschütter-lichen [illegible] war; ein [illegible] ist, [illegible] wie viele [illegible] geben; denn, [illegible] hat uns [illegible] im [illegible] der [illegible] Liebe [illegible] ihren [illegible] das wahre [illegible] des Tib. [illegible], fanden sie — nach [illegible] — [illegible] von Rom nach [illegible] den [illegible] unsrer [illegible] That daselbst [illegible] einen eigenen [illegible] hatte. [illegible] der [illegible], von [illegible] ver-übt, ward [illegible]. [illegible] gab unsere Stadt den [illegible] zu [illegible]-keit! Der [illegible], den [illegible] erzählen will, ereignete sich [illegible]. Da Rom und Karthago im [illegible] ihre äußersten [illegible] geneigt, hatten die [illegible] und Verrath [illegible]. Auch unser [illegible] mit Himilco, dem [illegible] der Karthager, heimlich einen [illegible] geschlossen, ihm die [illegible] zu [illegible] auf das Gelingen [illegible] Hoffnung [illegible].

---

*) Im Jahre [illegible] Roms, und [illegible] Geburt.

der römische Befehlshaber, ein Mann, welcher — für uns leider nur zu viel Muth und Vorsicht in sich vereinigte. *) Er hielt alle Plätze der Stadt bei Tag und Nacht besetzt; kein Soldat durfte die Waffen ablegen. Solche Anstalten machten den Ennensern die heimliche Ausführung ihres Vorhabens unmöglich. Man beschloß offenes Beginnen, man forderte dem Römer geradezu die Schlüssel der Stadt ab, mit der Erklärung: Enna's Bürger seyen Roms Bundesgenossen, nicht dessen Sclaven; Stadt und Burg müsse also in ihrer Gewalt seyn, als ihr Eigenthum. Nur zwanglose Freundschaft könne für beide Theile gleichen Werth haben, und Treue sey das festeste Band in jedem Verhältniß". — Der Römer erwiederte: „Marcellus, der Konsul, sey gebiethender Feldherr in Sicilien; von diesem, — nicht von Enna's Bürgern, — habe er die Schlüssel der Stadt erhalten, zugleich mit dem Befehl, Burg und Stadt zu bewachen. Das römische Gesetz bestrafe die willkürliche Übergabe eines anvertrauten Platzes mit dem Tode, ein Gesetz, von römischen Vätern selbst durch Hinrichtung der eigenen Söhne geheiligt!" — Hiernach überließ es Pinarius den Bürgern, dem Konsul durch Abgeordnete ihre Bitte vorzutragen. Sie weigerten sich dessen, wagten sogar Drohung. Nun ergriff Pinarius andere Mittel. Er bat, zuerst eine Volksversammlung zu halten, damit man sich überzeuge, ob jene Forderung nur der Wille Einiger sey, oder ob die Gesammtheit der Bürger darauf dringe. Der Antrag wurde genehmiget. Nun eilte Pinarius in die Burg, versammelte seine Soldaten, unterrichtete, und entflammte sie zur Mordlust. **) Am nächsten Tage wurde das Volk, wie gewöhnlich, im Schauspielhause versammelt. Pinarius ließ die Ausgänge schließen und besetzen, dann wiederholte er die Erklärung.

---

*) Livius l. 24. cap. 37. 38. 39.

**) S. Anmerkung 13.

daß nur der Konsul das Recht und die Macht habe, in der Sache zu gewähren. Man wollte von keiner Beschickung, von keinem Aufschube wissen; die Schlüssel wurden gefordert, zuerst von Einzelnen, dann von Mehreren, endlich von Allen, einstimmig, ungestüm. Der Römer zögerte, weigerte. Das Getümmel der gereizten Menge nahm zu, die Gewaltthätigkeit schien dem Augenblick ihres Ausbruches nahe zu seyn. Jetzt gab Pinarius mit der Toga das bestimmte Zeichen. Wie Raubvögel aus den Lüften stürzten die römischen Soldaten, welche die höchsten Bänke eingenommen hatten, von oben herab auf die Wehrlosen, mit solchem Geschrei und mit solcher Erbitterung, als wären sie in Mitte des heftigsten Kampfes mit dem Feinde. Wie ein Donnerschlag fährt das Entsetzen unter die Menge. Allgemeiner Wehruf bricht aus. Überall Flüchten, nirgend ein Ausweg! Mit der Unmöglichkeit zu entkommen, wächst die Todesangst ins Ungeheure. Das Gedränge nach den Pforten hemmt die Eilenden; Stockung überliefert sie, gleich vielen Häuptern an einem Nacken, desto leichter und schneller dem wüthenden Schwert. Schon thürmen sich die vermischten Haufen von Fliehenden und Fallenden, Verwundeten und Unverletzten, Sterbenden und Todten, und Blutströme fließen über die Schaubühne, wo sonst nur die Phantasie am Bilde des Todes sich ergetzte." —

Nikasio schwieg, und bebte nun an allen Gliedern, da jene Gräuelscene, durch seine eigene Erzählung wie ein Todter aus dem Grabe beschworen, sich ihm als gegenwärtig vor die Augen stellte. Er glaubte die Leichenhügel zu sehen, das letzte Röcheln der Sterbenden zu hören, und schauderte. Plötzlich aber wie neu belebt, rief er aus: „Und was frommte der Gräuel den Römern? Das Gerücht des Schlachtens und der

Entweihung des Heiligthums durchflog mit Blitzesschnelle in einem Tage fast ganz Sicilien; und nun traten auch die — bis jetzt noch unschlüssigen Städte zu den Karthagern über. So rächten Ceres und Proserpina den an den Einwohnern ihrer Geburts- und Lieblingsstadt begangenen Frevel!" —

Da Nikasio durch die aufgeregte Phantasie und durch die den Siciliern eigene Lebhaftigkeit der Erzählung sehr angegriffen war, setzten wir uns auf einen der vielen schönen Blumenhügel. Hier gesellte sich Septimius, Centurio einer in Sicilien stationirten römischen Legion, zu uns; ein Mann von sehr ernstem Wesen, doch nicht zurückstoßend.

Wir kamen bald wieder auf unser voriges Gespräch zurück, insbesondere auf die Verehrung der beiden sicilischen Schutzgöttinnen. Nikasio lederte sogleich wieder auf, und nahm das Wort:

„Wir Sicilier betrachten Ceres und Proserpina als unsere häuslichen Schutzgottinnen; darum schworen wir auch die Eide auf feierliche Weise in ihrem Tempel. Von heiligem Schauder durchdrungen, geht derjenige, welcher einen Eid schwören will, in das Heiligthum, hüllt sich in den Purpurmantel der Gottheit, nimmt eine brennende Fackel in die Hand, und spricht dann die graunerregenden Worte. Weh dem, der einen Meineid wagte! Ihn trifft sogleich die Strafe der rachenden Gottheit. Schon Mancher, der falsch geschworen, ging seines Augenlichts beraubt aus dem Tempel. Nächst diesen beiden Göttinnen verehren wir in Sicilien insbesondere die Brüder Palici, Söhne des Jupiters und der Nymphe Ätna. Auch sie sind Beschützer der Heiligkeit des Eides, und die strengen, augenblickschnellen Rächer und Bestrafer des Meineides. Ihr Tempel steht auf einer Höhe des Berges Cryx. Wer sich durch

einen Eidschwur von einer Beschuldigung reinigen, oder seine Unschuld bekräftigen will, ertheilt den Bescheid, tritt in den Tempel, und schwört den Reinigungseid. Der Meineidige wird auch hier mit plötzlicher Erblindung gestraft. Nicht ferne vom Tempel befindet sich ein See, aus dessen Tiefe zuweilen ein dumpfes Getöse heraufhallt. Was jemand hier eidlich beschworen will, wird auf Täfelchen geschrieben, welche man in die Fluth wirft. Ist der Schwur rein und gerecht, so bleibt das Täfelchen auf der Oberfläche schwimmend; wo nicht, so verschwindet es, wie von einem Schwergewicht in die Tiefe hinabgezogen. Dann wird der meineidige Frevler von den Priestern ergriffen, verflucht, und als Opfer seiner eigenen Schuld verbrannt." *)

Septimius äußerte hierüber großes Wohlgefallen. Seine ruhigen Gesichtszüge belebten sich, und er sagte:

„Ich billige diese Strenge sehr, denn eben so groß die Heiligkeit des Eides ist, eben so schrecklich zeigt sich der Meineid, dessen Strafe daher auch furchtbar seyn muß." —

Wir baten den Centurio, uns die Ansichten seiner Landsleute über den Eid zu entdecken. Obschon er, seiner etwas düstern Gemüthsbeschaffenheit nach, wortkarg, und nicht sehr geneigt war, Andere durch seine Mittheilung zu belehren, oder zu unterhalten, so zögerte er doch nicht, unserer Bitte zu willfahren, weil der Eid, so wie alles Feierliche und das strenge Recht überhaupt, zu seinen wenigen Lieblingsgegenständen gehörte. Er fing sogleich an:

*) Theocrit. Idyll. 15. — Plutarch in Dione. — Diodor. Sic. l. 2. 11 et 14. — Macrob. Saturn. l. 5. c. 19. — Aristot. in historia de admir. auditu.

Der Eid stand bei uns Römern von jeher im größten Ansehen, am meisten aber in den ersten Zeiten des Staates. Man kann sagen, daß im Beginne des Reiches, nächst der Furcht vor Gesetzen und Strafen, Eid und Gewissen das Volk regierte. König Numa erbaute der Treue einen Tempel, und verordnete ihr eine Jahrsfeier. Schon damals war der Eid auch zur Heiligung der Staatsbündnisse bestimmt. *) Wer sich durch einen Schwur zu etwas verpflichtet hatte, konnte unter keinem Vorwande davon entbunden werden. Gottesfurcht hatte fest im Gemüth; darum wagte auch niemand, Eid und Gesetz nach beliebigem Kingeln zu drehen und zu deuten. So war's recht; denn mit Geringschätzung des Eides ist auch Nichtachtung der Götter verbunden! Roms frühere Geschichte liefert eine Menge von Beispielen, wie sehr man besorgt war, die Heiligkeit des Eides aufrecht zu erhalten. Ich will nur ein Paar derselben erzählen. Nach der Schlacht bei Canna ließ Hannibal einige Römer, die in seine Gefangenschaft geriethen, nach Rom ziehen, ihre Loskaufung zu bewirken. Der Karthager verlangte von ihnen kein anderes Pfand der Redlichkeit als einen Eid ihrer Rückkehr, wenn keine Lösung erfolgen würde. Der Senat versagte die Bewilligung mit jener Würde des Stolzes, welche der Größe im Unglück eigen ist. Die Gefangenen ersannen nun einen listigen Vorwand durch Verdrehung des Eides, und erklärten, dem Schwure dadurch Genüge geleistet zu haben, daß sie, schon auf dem Wege nach Rom, noch auf einige Augenblicke in das karthagische Lager zurückgekehrt und erst dann nach Rom gezogen seyen. Ihre Auslieferung, auf welche der Senat antrug, wurde durch die Mehrheit einiger für sich gewonnener Stimmen hintertrieben. Sie blieben nun zwar in Rom, mußten aber, von den Censoren, welche über sein

*) Liv. I. 21. III. 20.

Vergehen sorgfältiger machen, als aber die Verletzung des Eides, solche Entehrung, und so vielerlei empfindliche Schmach erdulden, daß sie sich weder auf dem Forum noch in Gesellschaft zu zeigen wagten. Einige trieb das Gefühl ihrer Schmach zum Selbstmorde. *) So eben erinnere ich mich auch eines höchst merkwürdigen Eides, eines Eides, der wie eine Himmelsflamme mit zündender Gewalt einschlug. Nach jener unseligen Schlacht bei Cannä ergriff manche Römer eine unwürdige Muthlosigkeit. Mehrere Jünglinge aus Roms edelsten Geschlechtern faßten sogar den unwürdigen Entschluß, Italien zu verlassen und zu irgend einem fremden Könige zu fliehen. Das vernahm Cornelius Scipio, er, vom Schicksal bestimmt, der Held des punischen Krieges zu seyn und nach Karthago's Besiegung durch den Beinamen: der Afrikaner, verherrlicht zu werden! Zornglühend eilt er in die Versammlung der Kleinmüthigen, hält das gezuckte Schwert über ihre Häupter, und ruft: „Nun gilt handeln und wagen, nicht berathen, verzagen und fliehen! Ich schwöre, daß ich mich dem bedrängten Staate nicht entziehen, aber auch nicht zugeben will, daß irgend ein Römer entweiche! Schwöre ich wissentlich falsch, so vernichte Jupiter mich und die Meinigen und mein ganzes Geschlecht! Nun aber, ihr Anwesenden alle, bestehe ich darauf, daß ihr denselben Eid schwöret! Wer den Schwur verweigert, wisse, daß dieses Schwert sich gegen ihn wenden soll!" — Zitternd, als sähen sie den Sieger Hannibal vor sich, schworen alle zugleich, und eidliche Verpflichtung fesselte sie aufs Neue an ihr Vaterland. **) Scipio that recht, und selbst der Schein des Zwanges hätte die Nichterfüllung des geleisteten Eides nicht entschuldigen können, denn ein wahrhaft tapferer Mann läßt sich nichts durch Gewalt abnöthigen;

*) Liv. l. 22. c. 61.
**) Liv. l. 22. c. 54

jeder Eid iſt aber eine feierliche Zuſage, eine heilige Betheuerung, wobei man eine Gottheit zum Zeugen anruft, folglich eine bindende Macht. Wer daher gegen den Eid handelt, ſündigt gegen Götter und Menſchen zugleich. So wie aber eine eidliche Zuſage auch gegen Feinde bindend wirkt, eben ſo, behaupte ich, legt ſie ſogar gegen einen treuloſen Menſchen die Verbindlichkeit auf." —

„Alſo," wendete Nikaſio etwas zweifelnd ein, „müßte man ohne Unterſchied jeden Eid in jedem gedenkbaren Falle erfüllen?" —

„Jeden Eid," erwiederte Septimius, „welchen man in der Überzeugung, daß er rechtmäßig ſey, geſchworen, iſt man verbunden, zu erfüllen. *) Ohne dieſe Überzeugung findet kein Meineid Statt, wenn gleich der Eid nicht erfüllt wird." —

Nikaſio verlangte ein Beiſpiel. Septimius ſagte:

„Geſetzt, ihr würdet Seeräubern das für eure Loslaſſung verſprochene Löſegeld nicht entrichten, ſo wäre das kein Betrug, wenn ihr es auch eidlich verſprochen hättet, denn ein Seeräuber iſt kein legitimer Feind von offener oder Art, ſondern ein Feind des geſammten Menſchengeſchlechts. Mit einem ſolchen Menſchen aber verbindet uns weder Zuſage noch Eid, denn nicht ſchwören und es nicht halten, ſondern das nicht halten, was man, nach dem Ausdrucke der bei jedem Volke üblichen Eidesformel, von Herzensgrunde beſchworen hat, das nennt ich meineidig ſeyn." —

---

*) Cicero de offic. l. 3. cap. 29. 30. 31. 32.

Ich stimme dieser Erklärung bei, und wir setzen zugleich die Worte unsers Euripides bei:

— — — — die Zunge schwur;
Mein Herz weiß von dem Eid nichts.

„So ist's," sagte Septimius; „und eben deßhalb durfte auch unser Regulus den Eid nicht brechen, durch welchen er den Karthagern sich verpflichtet hatte, zu ihnen zurückzukehren, wenn unser Senat die Auswechslung der Gefangenen nicht genehmigen würde; denn er hatte es mit einem legitimen Feinde zu thun, welcher einen auf das Völkerrecht gegründeten Krieg führte, folglich das Kriegsrecht und die Staatsverträge gegen uns geltend machen konnte." —

Mir drängte sich hier die Frage auf die Lippen, warum denn Regulus nach Rom und in den Senat zu gehen brauchte, wenn er doch einmal die Auswechslung der Gefangenen mißrathen mußte? — Mit Nachdruck antwortete Septimius: „Gerade das Schwere an seinem Betragen ist es, was du bezweifelst. Regulus wollte nicht nach Willkühr handeln, er übernahm die Sache des Staats, und überließ dem Senat die Entscheidung. Wäre er diesem nicht mit seinem Rathe vorgegangen, so hätte man ohne Zweifel die Gefangenen den Karthagern zurückgegeben, und Regulus wäre ruhig und ungestraft in Rom geblieben. Allein, weil er sich für das Vaterland nicht vortheilhaft fand, so hielt er es für seine Pflicht, so zu handeln, wie er dachte, und zu leiden, was er duldete. Uebrigens finde ich das Bewundernswürdige der That nicht darin, daß Regulus, seinem Eide getreu, nach Karthago zurückkehrte, denn es war ihm, nach seiner im Geiste der damaligen Zeit gegründeten Denkungsweise unmöglich, anders zu handeln. Seine volle Größe zeigte Regulus dadurch, daß er die Auslieferung der Ge-

fangenen widerrieth. Nicht minder schön, als Regulus am Vaterlande, handelte Titus Manlius am Vater, welcher nach abgelegter Dictatur von dem Volkstribun Pomponius angeklagt wurde, daß er sich dieselbe um einige Tage verlängert habe. Zugleich wurde es ihm zum Verbrechen gemacht, daß er seinen Sohn Titus auf das Land verwiesen und aus der menschlichen Gesellschaft entfernt hatte. Kaum erfuhr der Jüngling diese Anklage, als er nach Rom eilte, schon beim Anbruch des Tages mit drohendem Schwerte in das Gemach des Anklägers trat, und diesen augenblicklich zu durchbohren schwor, wenn er ihm nicht eidlich versichere, von der Klage gegen den Vater abzustehen. Von Erstaunen und Schrecken überwältigt, leistete Pomponius den Eid, und stand von der Klage ab. Solches Gewicht hatte damals der Meineid! So groß war seine Heiligkeit! Eben diese erkannte Heiligkeit des Eides veranlaßte bei uns Römern die vielen damit verbundenen Feierlichkeiten. Jeder Richter verpflichtet sich, ehe die Verhandlung einer Rechtssache ihren Anfang nimmt, durch einen Eid, daß er, dem Gesetze gemäß, nach Einsicht und Gewissen entscheiden wolle. *)

Jeder Schwörende berühret einen Altar, oder er hält auch einen Kieselstein in der Rechten und spricht: „Wenn ich wissentlich falsch schwöre, so schleudere mich Jupiters Blitz. Stadt und Burg unbeschädigt, aus all meinem Hab und Gut, wie ich diesen Stein aus meiner Hand schleudere!“ — **) Als die Macht der Konsuln — der Julius Cäsar — noch in ihrer vollen

---

*) Cic. Accad. quaest. I. 2. c. 45. Pro Plancio 3. — In Verr. pro Flacco c. 30. — Epist. famil. V. 2. — Plin. Panegyr. 64. 65.

**) Liv. I. 1. c. 24 et I. 3. c. 20. — Cic. ad Divers. I. 7. ep. 1. — Plaut. Rudens Act. V. Sc. 2. — A. Gellius I. 7. cap. 18.

Herrlichkeit bestand, schwuren diese, beim Antritt ihres Amtes, einen Eidschwur, den Gesetzen treu zu seyn, und bei ihrem Abgang, nichts gegen die Gesetze gethan zu haben. Hier erinnere ich mich eines herrlichen Schwurs. Als Cicero, nachdem er die Verschwörung des Catilina vernichtet hatte, sein Konsulat niederlegte, und in einer, am letzten Tage gehaltenen Rede seine Thaten aufzählen wollte, wagte es der Tribun Metellus, ihm dieß zu wehren. Da erhob sich Cicero und schwur mit lauter Stimme: „Er allein habe den Staat vom Untergange gerettet!" — Alles Volk bekräftigte seinen Schwur gleichsam mit einem Eide, indem es einstimmig und laut rief: „Cicero habe wahr geschworen!" Eine Ehrenbezeigung, nicht für einen Tag, sondern unvertilgbar für alle Zeit! — Leider ist die Heiligkeit der Eide durch ihre Vervielfältigung und durch die jetzt herrschende Geringschätzung der Götter bedeutend vermindert worden. Was einst nie geschah, trägt sich jetzt nicht selten zu: man legt Eid und Gesetze falsch und für sich günstig aus. Diesen bösen Geist der Zeit erkannte schon Cäsar Octavianus Augustus. *) denn als der Senat ihm schwören wollte, jedes seiner künftigen Gesetze genau zu beobachten und sie die augustischen zu nennen, nahm er das Erbieten an, den Eid aber nicht, weil er wohl wußte, daß der Senat, bei ernstem Willen, dem Erbieten auch ohne Eid nachkommen, im entgegengesetzten Falle aber auch tausend Eide nicht erfüllen würde. — Jene alte Eidesformel wurde allmählig verdrängt. Die erste Veranlassung dazu gab Julius Cäsar durch den Glanz seines aufgehenden Glücksternes. Der Senat wetteiferte in Erfindung neuer Ehrenbezeigungen; es wurde beschlossen, bei Cäsars Glücke **) zu schwören. Dieser Schwur blieb auch dem Octavianus, nach

*) Dio Cass. l. 54. §. 10.
**) Dio Cass. l. 44. §. 6. — l. 57. § 9.

dessen Tode selbst man noch bei seinem Glücke schwor. Der Meineid wurde dadurch zugleich ein Majestätsverbrechen, welches Tiberius, nach Gutdünken, manchmal sogar mit dem Tode bestrafte, indem er sagte: „Der Name Octavianus Augustus werde durch einen Meineid entheiligt.“ Wollte er aber Milde walten lassen, dann äußerte er: „Der gebrochene Eid sey ein Verachen gegen Jupiter; Gotterbeleidigungen seyen aber die Sache der Götter.“ — *) In der Folge verbot Tiber den Römern den Schwur bei seinem Glücke. Hatte jemand dennoch so geschworen, und den Eid nicht gehalten, so ließ er ihn nicht bestrafen. Aber man ließ sich nicht wehren und schwor nicht nur bei Tibers Glück, sondern sogar beim Glück seiner einzelnen Sclaven. **) Und doch gibt es kaum ein auffallenderes Beispiel von der Nichtigkeit des Menschenglückes, als das unglückliche Ende dieses Mannes, welcher so mächtig und glücklich war, daß man bei seinem Glücke schwor.

Sejan hatte die höchste Stufe der Macht, in den Gipfel des Glückes erreicht; nun stürzte er um so tiefer, je höher er gestanden war. Er, der sich zu sehr erhoben hatte, der Mann, den am Morgen noch ein Gedränge aus der Curie begleitet hatte, wurde am Abend, gleich dem Niedrigsten vom Pöbel, in den Kerker geschleppt; der Mann, dessen Haupt man sonst mit Kränzen umwand, wird jetzt in Fesseln geschmiedet; ihm, dem verbot mit Purpur sich zu schmücken, schlug man jetzt das Angesicht mit geballter Faust wund; er, dem man vorher das Knie beugte und Opfer brachte wie einem Gott, wurde jetzt zum schmählichsten Tode geführt! Der Pöbel stürzte gegen ihn, der ihm die Namen aller durch ihn unglücklich gewordenen Bürger

*) Tacit. Annal. l. 1, §. 73.
**) Dio Cass. l. 57, c. 8 et l. 58. c. 2.

ins Ohr, und verhöhnte ihn über seine so schön erfüllten Hoffnungen. Er mußte Augenzeuge seyn, wie man seine Bildsäulen zertrümmerte, mit einer Wuth, als trafe die vernichtende Mißhandlung ihn selbst.

Das Todesurtheil, vom Senat über ihn ausgesprochen, wurde noch an demselben Tage vollzogen. Der Leichnam ward auf die gemonischen Stufen *) hingeworfen, zerrißen, zerstückt vom Volke drei Tage nach einander umhergeschleppt, endlich in die Tiber geworfen. Selbst seine Kinder mußten auf eine Senatsverordnung sterben. Apicata, des Unglücklichen Gemahlinn, entleibte sich selbst. Jetzt erkannte man, daß übermäßige Huldigung und Schmeichelei den vergötterten Günstling des Glückes zum Mißbrauche seiner Macht und Größe verlockt habe; es wurde verordnet, künftighin solches Übermaß zu meiden, auch nur bei dem Glücke und dem Genius des kaiserlichen Herrschers selbst zu schwören. **) Caligula befahl, allen Eiden auch die Formel beizusetzen: „Weder mich selbst, noch meine eigenen Kinder liebe ich mehr als den Cajus (Cäsar Caligula) und seine Schwestern!“ — ***) Seine geliebte Schwester Drusilla ließ er nach ihrem Tode als Göttinn verehren, und gab ihr den Namen Panthea. †) Ihr Bildniß von Gold wurde im Venustempel aufgestellt.

Der Senator Livius Geminus beschwor: „Er habe sie gen Himmel schweben und unter den Göttern wandeln gesehen. Er beschwor dieß bei allen Göttinnen und bei ihr selbst, und fügte

---

*) S. Anmerkung 14.

**) Dio Cass. l. 58. c. 11 et 19.

***) Sueton. in Calig. §. 15. — Dio Cass. l. 59. §. 9.

†) Dieser Name sollte ohne Zweifel andeuten, Drusilla vereinige die schönen Eigenschaften aller Göttinnen in sich.

dem Schwur noch bei: „Auch selbe ihn und seine Kinder treffen, wenn's nicht so wäre!“ Die Frauen mußten bei der Vergottetin schwören, und Caligula selbst that in den wichtigsten Angelegenheiten feierlich vor dem Volke als vor den Soldaten keinen andern Schwur, als bei der neuen Gottin. — *)

„Vor den Soldaten?“ — Bei Nikasio dem Septimius hier in die Rede: „Ganz recht! Wie pflegt ihr Römer es mit diesem Eide zu halten? Willkühr unsrer Regier!“ Septimius sagte.

„Der Soldateneid hat sich, so viel mir bekannt ist, im Wesentlichen von jeher ziemlich gleich erhalten. Nach geendigter Werbung nimmt ein Kriegstribun unsern Soldaten den Eid ab. Legionsadler und Götterbilder werden dabei emporgehoben, und die Soldaten halten ihre Schwerter in die Höhe, oder führen sich dieselben auch an die Kehle. Hierauf wird aus jeder der verschiedenen Abtheilungen ein Soldat ausgewählt, welcher im Namen aller übrigen die Eidesformel spricht. Die Andern ziehen einzeln vorüber, und jeder sagt im Vorbeigehen: „Auch mir gilt dasselbe!“ Oder: „So denk' ich selbst!“ — **) Der Hauptinhalt dieses Eides blieb, mit wenigen Veränderungen, stets derselbe, nämlich das Versprechen, dem Feldherrn und den Fahnen Treue zu halten und die Fahnen nicht zu verlassen. — Ein eigener Eid bestand für das Lager, welchen die Soldaten, sobald sie in Pflicht eingetreten sind, schwören müssen. Ein Kriegstribun spricht ihn: „Schwöre,“ sagt er zu den Soldaten, „daß du bei dem Heere unter dem Befehle der Konsuln (deren Namen hier genannt werden,) gehorsamend Scheute weit in der

---

*) Sueton. in Calig. 24. — Dio Cas. l. 59. c. 11.

**) Idem in me. — Ea animi mei sententia.

Runde um das Lager, weder allein, noch in Gesellschaft etwas mit Bedacht und Vorsatz wegnehmen willst, das dem Werthe nach mehr als ein Silberstück beträgt? Schwöre, daß du, so oft du außerhalb dem Lager einen Spieß, oder das Holz eines Wurfspießes, oder Nadeln, Futter, einen Schlauch, einen Blasebalg, oder eine Fackel findest, und eines davon mehr als ein Silberstück werth ist, diese Dinge zu den Konsuln oder zu demjenigen, welchem sie an diesem Tage den Oberbefehl übertragen haben, bringen, oder innerhalb der nächsten drei Tage bekennen wollest, was du gefunden und ohne böse Absicht an dich genommen hast, und daß du es demjenigen, den du für den Eigenthümer hältst, treulich wieder überliefern wollest?" — Vor der Ablegung des Eides ist kein Soldat befugt, mit dem Feinde zu kämpfen. Wer aber einmal geschworen hat und den Eid bricht, der ist mit dem Fluche beladen. Der Eid bezieht sich nur auf den jedesmaligen Feldherrn, dem er geleistet wurde."

„Einem neuen Anführer muß auch ein neuer Eid geleistet werden. Manchmal läßt man auch die Legionen, nach einem Aufruhr, oder wenn man überhaupt in ihre Treue Mißtrauen setzt, nochmal schwören. Erst nach der Ablegung des Haupteides werden die Soldaten in die Legionslisten eingetragen. Dann müssen sie neuerdings den Tribunen schwören, sich an einem bestimmten Tage wieder zu stellen, wo jene die völlige Organisirung der Legion vornehmen. Von der strengen Verpflichtung, an diesem Tage zu erscheinen, können nur wenige Fälle frei machen: die Leichenbestattung eines Verwandten; die fallende Sucht; eine böse Vorbedeutung, die man nicht ohne Sühnung übergehen darf; ein jährliches Opfer, das an keinem andern als an diesem Tage verrichtet werden kann; wenn einer vor Gericht erscheinen muß, oder in feindliche Gewalt geräth. Ist ein Soldat durch einen dieser Umstände gehindert, sich am bestimmten Tage einzufinden, so muß er sich am ersten Tage

da das Hinderniß wegfiele, weglich stellen. Ein schönes Beispiel von der Heiligkeit des Soldateneides kann ich euch aus der Urgeschichte meines Volkes erzählen, da es, verfolgt und bedrückt von den reichen Patriciern, auf den heiligen Berg ausgewandert war. Die Soldaten, welche früher den Fahneneid geschworen hatten, wurden nun von den Konsuln zur Heeresfolge im Kriege gegen die Aequer aufgefordert. Sie erkannten die Verpflichtung. Um ihr nicht fehlen zu müssen, war's nöthig, sie zu lösen. Um sich nun vom Eide zu entbinden, wollten sie die Konsuln ermorden, denen sie den Schwur geleistet hatten, und gaben den Verfall erst dann auf, als sie belehrt wurden, daß keine sittliche Verpflichtung durch eine Frevelthat gelöst werde. Aus dem Verbrechen, welches sie begehen wollten, zeigt sich, welchen hohen Begriff sie von der Heiligkeit und Verbindung des Eides hatten."

„Jetzt wird der Name des Herrschers in den Soldateneid gesetzt, und dieser nicht nur am ersten Tage des Jännermonats, als dem Anfang des Jahres, geleistet, sondern auch am Jahrestage des Regierungs-Antritts des Fürsten, vor den Legionen und von den Einwohnern der Provinzen erneuert." *)

Hier schloß Sextinus seine Erzählung. Zugleich wendete er sich an Kilian mit den Worten: „Halte mich ja nicht für so ganz unbegreiflich! Ich bin es keineswegs; kaum habe ich

---

*) Liv. II., 45. III., 20. XXII., 38. XXV., 5. XXVIII., 29. — Aul. Gellius, XXVI., 4. — Suetan. Galba, 16. — Tacit. histor. IV., 31. Annal. XVI., 22. — Plin. epist. X., 60. Panegyr. 68. — Cicero de off. I., 11. — Polyb. VI., 9.

das Meinige geleistet, so fordere ich schon die Vergeltung. Ich habe von dem Glauben an die Dämonen, dem ihr Sicilier so ergeben seyd, schon so manches Einzelne erzählen gehört, daß ich höchst begierig bin, das Ganze kennen zu lernen. Willst du meiner Bitte willfahren?" —

„Herzlich gerne," erwiederte Mikasso; „du sollst eher des Zuhörens müde werden, als ich des Erzählens." *)

„Die ältesten Sicilier sühnten die Götter durch Menschenblut. Die Syrakuser opferten dem Apollo Kinder; unter dem Dianentempel wurde eine Jungfrau lebendig begraben. Die Tauromenier schlachteten dem Gotte Phaleo jährlich drei erwachsene Knaben. Erst in der Folge kamen mildere Opfer und Gaben. Nach abgelegter Barbarensitte bemühte man sich, auch fremde Völker von der verabscheuten Grausamkeit abzubringen. Gelon, der König von Syrakus, schloß mit den geschlagenen Karthagern nur unter der Bedingung Frieden, daß sie gelobten, dem Saturn keine Kinder mehr zu opfern. Es wäre auch, fürwahr, besser, keine Götter zu glauben, als sie grausam und blutdürstig zu wähnen! — Nebst Ceres und Proserpina wird insbesondere Vulkan auf unsrer Insel hoch verehrt. Auf dem Etna werde ich euch eine ungeheure Feldcapelle zeigen, diesem Gotte geweiht. **) Sie ist von einem dichten Walde umnachtet; Giessbäche rasen durch verbrannte Gegend, und verlieren sich dann in trägen Sümpfen. Hierher bringt man Menschen und Thiere, von Seuche und böser Krankheit befallen, Vulkans Hülfe anzurufen. Man

*) Plutarch in Parall. — Virgil. Aen. I. 9. — Pausan. Statius Theb. I. 12. — Diod. Sic. I. 4. — Theocrit. I. 6 — Athenäus I. 9. — Aelian. var. hist. I. 13. — Cicero Verr. 4 et 6.

**) Gratius in Cynegetico.

erhebet in der Höhle einen Altar von glücklichen Zweigen, und zündet Feuer an. Nun wird der Gott dreimal gerufen, und dreimal Weihrauch in die Gluth geworfen. Da birst der Felsengrund, und aus der Tiefe erscheint er selbst, flammensprühend in brüllendem Wirbelsturm. Nun schwingt der Priester, von Raserei ergriffen, den heiligen Zweig, und verflucht schnelle Flucht Allen, die ein Verbrechen verübten oder ausbrüten. Schrecken fasst die Umstehenden; ihre Glieder beben. Weh dann Jedem, der je das Recht frevelhaft verletzte, der Brüder oder des Freundes Haus gefährdete, oder des Vaterlandes Schutzgötter lästerte! In ihm erwacht der Schuld gräßliches Bewußtseyn, und er erfährt, wie entsetzlich ein Gott des Verbrechens Rächer wird! Wenn aber der Beschwörer ein reines Herz in Händen trägt, dann umspielt des Gottes Flamme sanft den Altar, und vom geretteten Körper entweicht die Krankheit. — Nahe bei der Stadt Aricia liegt ein Hayn dicht an einem See, auf dessen Oberfläche Öl schwimmt. Beide sind dem Vulkan geheiligt. *) Auf dem Hayne erhebet man Altäre von Pfeilerform. Diese wird, zum Verbrennen des Opfers, kein Feuer unterhalten, sondern sie werden, wenn sie auch arm und kraftlos sind, sobald der Gott dem Opfer gnädig ist, von ihm selbst entzündet, daß sie ohne anfachenden Hauch emporlodern. Die Flammen spielen mit ahndungsvoller Neigung über die Anwesenden, ohne die Verehrten zu verletzen." —

„Nicht geringere Wirksamkeit und Verehrung als die Pfeiler selbst, haben bei uns Sicilien die Damonen. Wie denken aber von ihnen?"

„Die Damonen sind Mittelwesen zwischen den Göttern und

*) Solin. Polyhist. c. 11.

den Heroen. Es gibt aber gute und böse Dämonen. Ihren wirksamen Einfluß verlieh ihnen Jupiter selbst. Die guten Dämonen wandeln in menschenähnlicher, doch ätherischer Gestalt auf Erden, und sind des Menschen unzertrennliche Begleiter von der Wiege bis zum Grabe. So beobachten sie die Handlungen ihrer Schützlinge, und bringen ihre Gebete zu den Göttern. Die Zukunft liegt vor ihnen offen da. Darum feiern wir diesen, uns immer gegenwärtigen Wesen Feste und bringen ihnen Opfer."

Hierüber ergab sich nun unter uns das folgende fernere Gespräch:

Artemidor. Deiner Erklärung über das Wesen der Dämonen kann ich nicht beistimmen. Ich bin vielmehr der Meinung des Philosophen Empedokles, dem du, Nikasio, als Landsmann nicht widersprechen sollst. *) Nach seiner Lehre sind die Dämonen Seelen der Menschen, welche der Sünde erlagen, wegen solcher Vergehungen aus den Himmeln zur Erde verbannt und in gröberen Stoff eingekerkert wurden. Sie wandern dann von einem Körper in den andern, oft Jahrtausende hindurch, so lange, bis sie, geläutert und gereiniget, sich ihres frühern seligen Zustandes und der Gottheit wieder wesbig gemacht haben. Auch die Lehren des Pythagoras, Sokrates und Plato bestimmen mich, auf dieser Lehre von der Bestrafung entarteter Seelen fest zu verharren.

In der Bildung der Götter, sagen uns jene Weisen, ist die Schönheit ewig, denn ewig ist die Tugend. Unsere Leidenschaf-

---

*) Diogen. Laert. in Empedocle.

ten sind Kinder unserer unmäßigen Begierden, der Ohnmacht unserer Kräfte. Die Götter haben Leben; allein sie haben keine Leidenschaften. So auch waren unsere Seelen, als sie, frei von den Fesseln des Körpers, bei den unsterblichen Göttern wohnten, und die Wahrheit, die Tugend, die Schönheit in dem einzigen selbständigen Wesen betrachteten, welches nur durch den reinen Verstand kann ergründet werden. Diejenigen von ihnen, welche den unsterblichen Göttern nicht nachfolgen konnten, oder nicht nachfolgen wollten, verloren allmählig ihre natürliche Leichtigkeit, wurden immer schwerer, und sanken zu den untern Sphären herab, bis sie diese Erde erreicht haben, wo die Gottheit der Nothwendigkeit sie zwingt, in den Leibern lebender Wesen eine Wohnung zu suchen. Hier wird nun der Geist der Diener des ihm angewiesenen Körpers. Die himmlische Kraft seiner Natur ermattet und erlischt beinahe. Auch Sokrates behauptete, daß unsere Seelen, bevor sie den menschlichen Körper beleben, bei den Göttern wohnen, da sie auch wirklich nichts anders als Götter sind. Wer weiß, ob unser gegenwärtiger Zustand, den wir Leben nennen, in der That nicht ein Zustand des Todes, eine Art von Schlummer ist, dessen alle Wesen bedürfen? Und so wie wir bei dem gewöhnlichen Schlummer bemerken, daß alle unsere Seelenkräfte weniger thätig sind, die Sinne einschlafen, und die Seele sogar das Bewußtseyn ihrer selbst verliert, indem sie die Erinnerung an das, was sie gewesen ist, einbüßt; so könnte es ja auch seyn, daß die Seele, bei der neuen Belebung eines Körpers, die Erinnerung an das verlore, was sie vorher war, und sie nicht eher wieder erhielte, als bis sie neu erwacht, sich selbst zurückgegeben wurde. So erinnern wir uns auch, wenn der Schlaf verschwunden ist, daß wir sind, was wir zuvor waren. Werft einen Blick auf die Schöpfung! Wie viele Wesen sind derselben Verwandlungen unterworfen! Dasselbe Insekt, welches beim Anfange des Frühlings unsern Feldern so viel Schaden thut, ist es nicht der ekelhafte Wurm, der es eine zeitlang zu seyn scheint,

sondern wird, nachdem es seine Hülle abgelegt hat, ein zierlicher Schmetterling. Ist es wohl wahrscheinlich, daß die höchste Gottheit, welche uns an dem schlechtesten Insekt so viele geheimnißvolle Wunder zeigt, diese an dem Meisterstück ihrer Schöpfungen gespart habe? — *)

Nikasio. Unter den Philosophen, deren Meinungen du für dich anführst, um zu beweisen, daß die Dämonen keine höhern Wesen, sondern nur gefallene und verkörperte Menschenseelen sind, muß ich die deinen Sokrates nicht nur wieder wegnehmen, sondern ihn sogar für mich anführen, indem es bekannt ist, daß er die Götter — selbst den Jupiter und die Juno nicht ausgenommen — nur für Dämonen gelten ließ, das ist, für unsterbliche Wesen, die nächsten dem wahren Gotte, seine Diener, und der Menschen Beschützer. **) Den Dämonen ist die Leitung des Lebens und der Gewitter anvertraut. Sie müssen also erhabene Geister seyn, da sie mit dem höchsten Gotte gleichsam gemeinschaftlich die Welt regieren. Auch Pythagoras nahm höhere Dämonen an, welche, als Theile der überall ausströmenden Weltseele, die ganze Luft erfüllten. Gewisse himmlische Töne, die wir zu hören glauben, sind die Stimmen dieser Geister. Mag seyn! Auch lass' ich's gelten, wenn er die Entstehung des Erdbebens keiner andern Ursache, als der Zusammenkunft der Todten zuschreibt. ***) Dagegen aber scheint mir der Glaube an die Existenz böser Dämonen der Irrthum einer thörichten Phantasie zu seyn.

Septimius. Da wirst du uns Römern zürnen, denn wir glauben auch an böse Geister.

---

*) Platone in Italia.

**) Max. Tyr. Dissert. 26. 27.

***) Aelian. var. hist. l. 4. c. 17.

Nikasius. Und was denkt ihr euch unter diesen Schreckbildern?

Septimius. Die Seelen der Gestorbenen nennen wir Manen. Mania, eine Göttin der Unterwelt, ist ihre Verderberin. Einst wurden der Furchtbaren Knaben geopfert. König Tarquinius, der Hochmüthige, ordnete das grausame Opfer an; nach seiner Vertreibung eilte Junius Brutus, es sogleich wieder abzuschaffen, und die blutdürstige Göttin mußte sich statt der Knabenhäupter mit Mohnköpfen begnügen. *) Die Seelen der Verstorbenen sind aber, nach ihrem Einflusse auf die Lebenden, gut und wohlthuend, oder schädlich und böse; die ersteren nennen wir Manen oder Laren, die letztern Manen, Lemuren, oder Larven. Sie erscheinen manchmal auf der Erde sichtbar, besuchen ihre Gräber, oder irren umher und schrecken die Lebenden; doch sind sie noch bei weitem nicht so gräßlich, als ihr euch die griechischen Lamien und Empusen auch denkt. Ueberhaupt kann es wohl kaum ein lieblicheres Bild geben als die Vorstellung, welche wir Römer uns von dem guten Genius machen, dem wir alle huldigen. Allerdings ist jedem Menschen ein wohlwollender Genius beigegeben. Dieser will uns zur reinen Freude eines schuldlosen Lebensgenusses führen, aber ohne Zwang, nur durch sanfte Warnung. Folgt der Mensch dem guten Geiste aus freier Neigung, so bleibt dieser ihm hold, in glanzendweißer lieblicher Gestalt, welche sich aber zu schwarzem Nebelraum verdüstert, wenn der schuldige Jüngling sich von dem Unglückstamen, welcher sein Ohr der warnenden Stimme verschließt, zürnend und trauernd abwendet. Wir sollen uns des Lebens freuen, — der Genius will's — aber rein und edel! Darum sind alle Feste, die wir ihm feiern

*) Macrob. Saturn. I. 7.

alle Opfer, die wir ihm bringen, fröhlich und anmuthig. Vorzüglich ehren wir ihn an den Geburtstagen. Sein Bildniß, ein schöner Jünglung mit Flügeln, eine Schale oder ein Füllhorn in der Hand, *) wird dann mit Blumen oder Platanenzweigen bekränzt, und mit Salben benetzt. Weihrauch wallet empor, Wein und Honig duften umher. Auch bei jedem frohen Gelage huldigen wir dem Genius, indem wir uns selbst gütlich thun. Die Römer bei unserm Genius, Sclaven und Sclavinnen beim Genius ihrer Gebieter und Gebieterinnen, und das ganze römische Volk schwört beim Genius des Herrschers. Der Landmann verbindet mit der Ernte ein Fest des Genius; ihm weiht er vorzüglich den Dezembermonat, und nennet denselben den Genien hold, weil er nun, der Kürze des nächtigen Lebens eingedenk, und frei von den Arbeiten des Feldbaues, behaglicher Muße genießt. **) So sehr huldigen wir dem Genius, daß unsere besten Dichter ihn zu besingen wetteifern. Der Geburtstag einer Gattinn, einer Geliebten, eines Freundes, oder ihr eigener, ist ihnen heilig; sie feiern den Genius in ihren Gesängen mit Gedichten und Wünschen. Aus der Menge will ich jetzt nur die Dichter Ovid, Tibull und Properz herausheben. ***) Ihre Geburtstagsgedichte haben mich oft entzückt, wenn ich mich im Lager aus dem Waffengetümmel in mein einsames Zelt zurückzog.

---

*) Winkelmann: Geschichte der Kunst.

**) Censorin. de die nat. cap. 3. — Athen. XV. 14. — Horat. Epistolarum l. 1. epist. 1 et 2. — Persius Sat. 4 et 5. — Ovid. Fast. III. — Terent. Phorm. I. 1. 10. — Plaut. Trucul. I. 2. 81.

***) Ovid. Tristium l. 3. Eleg. 13. et l. 5. Eleg. 5. — Tibull. l. 1. Eleg. 7. — l. 2. Eleg. 2. l. 4. Carmen 4 et 5. — Propert. l. 3. Eleg. 10. — S. Anmerkung 18.

VII.

Da unter diesen Gesprächen schon die Abenddämmerung uns zu beschleichen anfing, traten wir die Rückreise nach der Stadt Enna an. Unterwegens erzählte Nikasio, um meine Neugierde nach dem sicilischen Dämonen- und Zauberwesen zu befriedigen, auch von dem weisen Empedocles, welcher von Geburt ein Sicilier war. Dieser besaß, wie er selbst in seinen Schriften vor aller Welt rühmt, außerordentliche Zauberkräfte. *) Er wußte, durch seine Verbindung mit den Dämonen, Mittel zu bereiten, um Alter und Krankheit fern zu halten, Stürme zu erregen und zu besänftigen, Regenausse in plötzliche Trockenheit zu verwandeln, und in lechzender Sonnendürre befruchtende Ströme hervorzulocken; ja sogar die Seelen der Todten vermochte er aus der Unterwelt zurückzurufen und Leichname zu beleben. Auch bereitete er einen Kräutertrank von solcher Kraft, daß jeder, der ihn genoß, dreißig Tage, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, leben konnte. Solche Macht konnte ihm nur durch den Beistand der Dämonen zu Theil werden.

*) Diog. Laert. in Empedocle.

Während unſers Geſpräches hatte der Mond, vorher ſo blaß, daß wir ihn kaum bemerkten, am dunkelnden Himmel ſo viel glänzende Klarheit gewonnen, daß ſein weißes Licht ſich wie ein Silberſchleier über die Hügel und Thäler legte, deren Blumen und Kräuter jetzt noch ſtärker als am Tage duftleten. In einiger Entfernung erblickten wir eine gebückte menſchliche Geſtalt, welche etwas emſig zu ſuchen ſchien. Als wir näher kamen, ſahen wir, daß es ein Mädchen war, von hohem, edelſchlanken Wuchſe. Das ſchöne, aber ganz abgehärmte Geſicht ſchien an Blaſſe mit der bleichen Mondſcheibe zu wetteifern. Nikaſio erkannte ſie. „Die Unglückliche," ſagte er, — „wurde von ihrem Liebhaber verlaſſen. Sie verſuchte nun, verſchiedene Zaubermittel, den Treuloſen zurückzuführen; vergebens that ſie Alles, was thörichte Mädchen und alte Weiber, die ſich für Zauberinnen ausgaben, ihr anriethen. Jetzt bemüht ſie ſich, einen Liebestrunk zu bereiten, und geht deshalb im Vollmonde, Kräuter zu ſuchen. Die Arme befindet ſich gegenwärtig in einem Zuſtande von ſtillem Wahnſinne!" — Nikaſio grüßte ſie im Vorübergehen ſchweigend. Sie erwiederte eben ſo.

Als wir in das Haus des Nikaſio traten, fanden wir ein rundes Gemach hell erleuchtet. Es ging da ſehr lebhaft zu. Mehrere Jünglinge unterhielten ſich mit einem Spiele, welches in Sicilien einheimiſch iſt. Auch Flavius war hier, und äußerte die größte Theilnahme.

Mein gegenwärtiges Werk iſt zwar zunächſt für meine Landsleute und Freunde beſtimmt; damit verbindet es aber auch den Zweck, diejenigen Völker in Europa, Aſien und Afrika, welche Roms Herrſchaft entweder ſchon anerkennen oder bald anerkennen werden, mit ihrer Siegerinn näher bekannt zu machen.

Ich muß daher auch manche Gebräuche und Gewohnheiten erzählen, welche, obschon griechischen Ursprungs, mit den besiegten Völkern und Ländern ein römisches Eigenthum geworden sind; denn ich wünsche selbst den Bewohnern ferner Himmelsstriche, so selbst den Barbaren, Belehrung und Unterhaltung zu verschaffen.

In dieser Beziehung beschreibe ich nun das Cottabusspiel, mit dem sich die Gesellschaft in Nikasio's Hause unterhielt. Es ward in Sicilien erfunden, und wird hier so leidenschaftlich geliebt, daß man in den Häusern eigene runde Gemächer dazu bauen läßt, damit die Spielenden in gleicher Entfernung von dem, in der Mitte befindlichen Cottabus stehen. Dieses sehr einfache Spielwerk besteht aus einem, senkrecht in dem Boden befestigten Stabe, über dem ein anderer horizontal, wie ein Wagebalken läuft. Dieser ist beweglich und hat an jedem der beiden Enden eine Schale. Unter jeder Schale steht ein Wasserbecken mit einer kleinen ehernen Statue. Die Spielenden umstehen den Cottabus in gleicher Entfernung. Jeder derselben hält ein Weingefäß in der Hand, woraus er in die Schalen so lange hineinspritzt, bis diese auf das Wasserbecken hinabsinken und an den Kopf der darin stehenden Statue stoßen. Diese Berührung gibt einen Klang, welcher eminos ist. Die Verliebten wollen daraus erkennen, ob sie in ihrer Liebe Gegenliebe und Glück zu erwarten haben. Die Nichtverliebten nehmen dieses Spiel als bloße Unterhaltungssache.

Wer den stärksten Schall hervorbringt oder den Wein so geschickt in die Schale spritzt, daß nichts davon auf den Boden fällt, erhält einen Preis, gewöhnlich Kuchen. Es gibt auch eine noch einfachere Art dieses Spiels. Man stellt Wassergefäße, worin leere Schüßelchen schwimmen, auf die Erde. In diese wird aus Bechern Wein getröpfelt.

Wer die meisten Schußeichen untersinken macht, gewinnt den Preis. *)

Die ganze Gesellschaft war sehr fröhlich. Einer der Jünglinge aber, vorher der lustigste und lebhafteste von allen, erschien plötzlich wie verwandelt, in dem Augenblicke, da die sinkende Schale auf den Kopf der Statue traf, und einen dumpfen, kaum hörbaren Klang verursachte. Er wurde blaß und entfernte sich schweigend. „Der arme Lykophron," sagte Nikasio, „hält diesen dumpfen Laut für ein unglückliches Zeichen, welches Tod oder Treulosigkeit seiner abwesenden Geliebten bedeutet. Gehen wir morgen, wenn Luna am Nachthimmel glänzt, nach den Blumenhügeln, in der Gegend der Proserpinen-Höhle, so treffen wir ihn gewiß eben so, wie wir heute die blasse Schwärmerinn Kräuter pflücken sahen." — Das Gespräch wendete sich nun ganz auf die Liebeszauber. Die Jünglinge, unerschöpflich in Erzählungen, ließen einander kaum zu Worte kommen. Ich hörte da selbst Vieles, was mir ganz neu war, weil ich meine Jugend größtentheils in den Schulen der Philosophen und Redner verlebte. Der Unsinn, welchen die jungen Leute hier zusammenschwatzten, zwang mich oft zu lautem Lachen; Flavius aber, der sich sehr ernsthaft und gläubig stellte, wußte sie so treuherzig und mittheilend zu machen, daß sie, bei ihrer, den Siciliern angebornen Redesucht, in solchen Eifer des Erzählens geriethen, welcher sie den Spott des Römers zu bemerken hinderte. Einer der jungen Leute gab uns sogar eine Vorschrift zur Bereitung eines sehr wirksamen Liebestrankes. Er empfahl

---

*) Gronov. Thes. T. 7. — Meursii Graecia ludibunda. — Potters Archäologie u. a.

uns dazu mehrere Kräuter und Insekten, insbesondere aber ein Stück Fleisch von der Stirne neugeborner Fullen, Kalbsgehirn, die Zunge vom Vogel Jynx, *) den Fisch Remora, **) Wolfshaare, Eulenaugfeder, Krotenknochen von der rechten Seite, auch andere Knochen, wenn sie hungrigen Hunden im Augenblick der Freßbegierde entrissen werden, Schlangengerippe, Taubenblut, und noch viele andere, Ekel und Abscheu erregende Dinge.

Noch pries er uns zwei andere Mittel, um Gegenliebe zu erwecken. Das eine: Man werfe Krotenknochen in ein Wassergefäß, nehme davon die zu Boden gesunkenen, hülle sie in weißes Linnen und hänge sie um den Hals. Das andere: Man legt ein Nest mit jungen Schwalben in ein Kästchen, und vergräbt dieses in die Erde, wo man es so lange läßt, bis die Vögel erhungert sind. Dann wird das Kästchen geöffnet. Die mit aufgesperrtem, gleichsam nach Futter haschenden Schnabel daliegen, dienen, um Liebe zu erwecken, wogegen die mit geschlossenem Schnabel die Liebe vertilgen. ***)

Als der junge Sicilier geendet hatte, nahm Flavius, welcher Leben und Poesie immer streng von einander gesondert haben wollte, das Wort, und rügte jene Thorheit der Verliebten, mit nachdrücklicher Heftigkeit, indem sie nicht nur den Geist mit Wahnsinn verstricke und zu Tollheit verlocke, sondern auch die Gesundheit und das Leben zerstöre. Leider, sagte er, hat sogar

---

*) Jynx torquilla, Wendehals.

**) S. Anmerkung 16.

***) Solinus Polyhist. cap. 47. — Plinius hist. nat. l. 8. cap. 42. — Columella de re rustica 6. 27. Horatius Epod. V. — Juvenal. Sat. 6. — Propert. l. 3. eleg. 5 — Apuleius in Apologia, sive oratione de Magia. — Ovid. de. remed. am. v. 259. etc.

unſere eigene Geſchichte traurige Beiſpiele der letzteren Art aufzuweiſen. Lucullus, durch ſeine großen Thaten nicht minder berühmt als durch ſeinen unermeßlichen Reichthum, ward gegen das Ende ſeines Lebens von Blödſinn befallen, welcher weder eine Folge des Alters war, noch von einer Krankheit herrührte, ſondern einzig durch einen ihm beigebrachten Liebestrank verurſacht wurde. Sein ruhmvolles Leben endigte in gänzlicher Geiſtesverwirrung. *) Auch unſer trefflicher Dichter Lucrez ward durch die furchterliche Wirkung eines Liebestrankes, den ihm Lucilia beibrachte, um ſich ſeiner leidenſchaftlichen Neigung auf immer zu verſichern, im Gehirn zerrüttet; in einem Anfalle von Raſerei entleibte er ſich, nachdem er ſein ſchönes Lehrgedicht über die Natur der Dinge in den lichten Intervallen vollendet hatte. **) Auch der Imperator Caligula bekam von ſeiner zweiten Gemahlinn Caſonia einen Liebestrank, woraus zuerſt anhaltende Schlafloſigkeit, dann Geiſteszerrüttung entſtand. Eine ſchreckliche Folge davon war vermuthlich jener ungeheure Blutdurſt, welcher ihn den verruchten Wunſch ausſprechen ließ: „O hättet ihr Römer doch alle nur Einen Hals!“ — ***)

Da Flavius ſah, daß der größte Theil der anweſenden Jünglinge betroffen und beſchämt ſchwieg, einige aber ihren geheimen Groll gegen ihn nicht verbergen konnten, nahm er gegen dieſe letztern eine freundliche Miene an, und verſprach ihnen, ſelbſt eine ſehr intereſſante Geſchichte von einem Liebeszauber zu erzählen:

Ein ſchönes Landmädchen — ich will ſie indeß Amaryllis

*) Plutarch. in Lucullo. — Plin hist. nat. L. 25. cap. 3.
**) S. Anmerkung 17.
***) Sueton in Calig. §. 50. — Dio Caſs. l. 59. cap. 30.

nennen, — zweifelte an der wirklichen Neigung des Geliebten, und bediente sich nun des Verstandes einer Zauberinn, um die erlöschende Liebe neu zu entflammen. Sie errichteten Nachts im innern Gemache des Hauses einen Altar, geschmückt mit einer wollenen Binde von rother Farbe. Hier zündeten sie Weihrauch und andere Zauberkräuter an. Nun wurde ein vierspeichiges Zauberrad, an dem der Vogel Iynx befestiget war, umgedreht, und die Beschwörung begann. Immerzu wiederholten sie mit dumpfer Stimme die Worte: „Führet mir heim aus der Stadt, führet heim, ihr Gesänge, den Daphnis!„ — Jetzt führte das Zauberweib eine, dem Geliebten ähnliche Puppe dreimal um den Altar, und warf dann zwei andere Bildnisse von ihm, eines von Thon, eines von Wachs, in die Gluth, mit den Worten: „Wie in derselben Gluth der Thon sich erhartet und das Wachs zerschmilzt, so sey seine Liebe zu dir, in fester Treue und in weicher Zartlichkeit!" — Dem Mädchen gab sie drei Faden, einen weißen, einen schwarzen und einen rosenfarbnen, um daraus einen Knoten zu knupfen, mit den Worten: „So knüpf' ich die Bande der Liebe!" — Nun mußte sie auf die, in der Gluth liegenden Bildnisse Salzbrot, Bockharz und Lorbeerreiser zur Verstärkung der Zauberflamme werfen und zuletzt sprechen: „Daphnis brennt mir das Herz; ich brenn' auf Daphnis den Lorbeer." — Hierauf nahm sie alle Pfander der Liebe, die ihr der Treulose gegeben hatte, und vergrub dieselben unter der Thurschwelle, über welche Er erst zu ihr eingetreten war. Zuletzt legte die Zauberinn auch pontische Giftkräuter der bösesten Art in die Gluth, und goß dann die „zusammengesetzte Asche von allem, was sie verbrannt hatten, dem Mädchen, welches dieselbe seufzend nahm, damit sie bey am Hause vorbeifließenden Bach ging, und sie, ohne sich umzusehen, rückwärts über das Haupt in das Wasser schuttete. Aber wie groß war die Freude, als das Mädchen jetzt in banger Erwartung, bleich und zitternd, zu dem Altar zurückkehrte, und — siehe da! eine helle Flamme

hoch emporschlug. In dem Augenblick erscholl auch das Gebell des Hausbundes, die Ankunft des Geliebten verkündend. Amaryllis rannte, vor Freude wie rasend, zur Thüre. —

Einstimmig riefen alle Jünglinge: „Und er war's doch?“ — „Wenn der Hausbund und die Flamme und die Zauberinn nicht logen,“ — sagte Flavius mit der ihm eigenen Ironie. —. „so war der Liebhaber zuverlässig da.“ — Man drang in ihn, zu erklären, ob er das Erzählte selbst gesehen oder nur erzählen gehört habe? und von wem? und wo? und wann sich die Sache zugetragen habe? — Flavius bat die Ungeduldigen um Geduld, und versprach den Aufschluß zu geben, sobald er vorher noch eine andere wunderbare Geschichte vom Liebeszauber erzählt haben werde. Das war höchst willkommen: man vergaß den Gottabus, und setzte sich horchend in einen Kreis um den Erzähler, welcher begann:

Canidia, das boshafte und gräßlichste Zauberweib, bemächtigte sich einst eines schönen Knaben, um ihn als Zugredienz zu einem Liebestrank zu verwenden. Sie umwand sich das borstige Haupt mit Schlangen, und verbrannte nun wildes Feigengestrüpp, von Gräbern aufgerissen, traurige Cypressenzweige, Eulenfedern und Uterier in Krötenblut eingetunkt, Knochen einer hungrigen Hündinn abgejagt, und vielerlei Giftkräuter. Schäumend gleich dem Eber in der Wuth, und durch kein Gewissen geschreckt, grub sie nun, im Grauen der Nacht, mit schwerem Spaten, bei der unseligen Arbeit keuchend, eine Grube tief in die Erde, stellte den Knaben hinein, und verschüttete ihn so weit, daß nur der Kopf hervorragte. Vor den Mund setzte sie ihm stets veränderte Speisen, weil sie, mit unverwandten Augen darnach blickend, lüstern werden sollte. Die dürre Leber und das ihm vertrocknende Mark war zum Liebestrank bestimmt. Canidia stand vor ihm; voll Grimm, die schwarzgelben Zähne

fletschend, sprach sie die gräuliche Beschwörung. Als sie geendet hatte, brach der leidende Knabe in Verwünschungen aus: „Ich fluche dir, und kein Opfer vermöge es, meines Fluches Kraft dich zu entziehen! Ist mein letzter Hauch entflohen, so verfolge ich dich als nächtlicher Rachegeist, falle dir mit krummen Nägeln ins Gesicht, lagere mich lastend auf dein ruheloses Herz, und raube dir durch Schrecken den Schlaf! Das Volk treibe dich mit Steinwürfen von Haus zu Haus, und todte dich! Kein Grab sollst du finden; Wolf und Adler schleppe die zerrissenen Glieder umher, und meine Eltern (die mich nun, ach, überleben!) seyen deines schmachvollen Todes Augenzeugen!" —

Flavius schwieg. Die Jünglinge, blaß und schaudernd, horchten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, und baten endlich den Schweigenden um die Fortsetzung dieser höchst interessanten, schauderhaften Geschichte. Nun gestand Flavius mit ironischem Lächeln, er wisse nichts weiter. Da fuhren die jungen Leute im höchsten Unwillen empor, tadelten und schmähten, und fragten, wie es denn menschenmöglich sey, solche Geschichten nur halb zu wissen, und woher Er sie denn habe? —

Die erste Geschichte, — sagte Flavius — habe ich von einem gewissen Virgilius Maro; die zweite gab mir ein gewisser Horatius Flaccus zum Besten. *) — „Wo halten die Weiden sich auf? (fragte einer der Neugierigen;) in Rom?" — Nein, erwiederte Flavius ganz ruhig: im Elysium! — Den ersten halten wir Römer für unsern besten bukolischen und epischen Dichter, den letztern für unsern vorzüglichsten Lyriker. Was ihr sogleich für Wahrheit nahmt, weil es eurem Hange zu phanta-

*) Virgil. Eclog. 8. (Eine Nachahmung von Theokrits 2ter Idylle.) Horat. Epod. Ode V.

falschem Trug und Blendwerk zusagte, ist eine nichtige Lüge, aber eine schöne Dichtung. Aber wie unwissend seyd ihr jungen Sicilier doch! Nicht einmal die zwei größten römischen Dichter zu kennen! —

Da fiel Rikasio dem Flavius ins Wort, und bat, ihn von diesem Vorwurfe auszunehmen. Zum Beweise für sich wolle er einen Aufsatz vorzeigen, den er zu seinem Vergnügen niedergeschrieben habe; nämlich: historische Andeutungen über die römische Poesie, und insbesondere über einige der ältesten römischen Dichter, deren Werke er während seines Aufenthalts zu Rom in der Bibliothek des palatinischen Apollo gelesen hatte.

Flavius äußerte hierüber die größte Freude, und drang in Rikasio, uns diesen Aufsatz am folgenden Tage vorzulesen. Die getäuschten Jünglinge wurden dem Spötter Flavius darüber sehr gram. Er wußte sie aber mit der ihm eigenen Gewandtheit bald wieder zu besänftigen, indem er sich von ihnen erzählen ließ und ihnen bis zur Übersättigung wieder erzählte, wobei der Gegenstand des Gespräches immer derselbe blieb.

VIII.

Am nächsten Morgen versammelten wir uns in einer hohen Saulenhalle an Nikasio's Hause. Wir hatten die Aussicht auf eine Reihe von sanft schwellenden Blumenhügeln, deren Düfte die spielenden Morgenwinde uns entgegen trugen. In weiter Entfernung ragte des Ätna Riesengestalt empor, aus dessen Krater von Zeit zu Zeit ein düsterer Qualm aufstieg und den reinen Himmel entfärbte.

Nachdem wir unsre Augen an der zugleich lieblichen und erhabenen Gegend lange erquickt hatten, baten wir den Nikasio um die uns versprochene Vorlesung. Er zog die Rolle hervor und sagte: Lest an das, was ich hier aufgezeichnet habe, nicht den Maßstab des schriftstellerischen Werthes, sondern nehmt es nur als einen Beweis, daß ich nicht vergebens in Rom war und den Geistesprodukten der römischen Muse aufmerksames Studium gewidmet habe. Ein Rechtsstreit führte mich, noch unter Tiberius Regierung, im Jahre 785 nach Rom; die Prätorschaft hielt mich daselbst länger fest, als ich es gewollt hatte. Ich machte Bekanntschaft mit zwei sehr geachteten Dichtern jener Zeit, dem Cornelius Severus und dem Pomponius Secundus. Der erstere war mir als einem Sicilier vorzüglich interessant, weil ich wusste von ihm ein historisches Gedicht über den punischen Krieg zu

schen Augustus Octavianus und Sextus Pompejus, und ein beschreibendes Lehrgedicht: der Zorn, gelesen hatte. *) Eine feurige Phantasie und kriegerischer Wortlaut sind ihm eigen. Vorzüglich gelungen scheint mir das erste Buch des politischen Krieges. Kame das Übrige dem Anfang an Schönheit gleich, so dürfte man ihm vielleicht den zweiten Rang unter den römischen Epikern zuerkennen. **)

Er zeigte mir einen Brief, welchen Ovid aus Tomi, dem Ort seiner Verbannung, an ihn geschrieben hatte, voll Lobeserhebung. Er nannte ihn darin den großen Sänger großer Könige. Noch erinnere ich mich der Stelle, worin Ovid sich bei ihm auf die schmeichelhafteste Weise entschuldigte. „Ich schäme mich, schrieb er, daß ich deinen Namen in meinen Büchern noch nicht genannt habe. Noch sandte ich dir kein Gedicht, als Beweis meiner dankbaren Liebe; aber wozu auch? Du selbst dichtest ja herrlich! Wer wird Honig dem Aristäus, Falernerwein dem Bacchus, Korn dem Triptolemus und Obst dem Alcinous geben? In dir wohnt Sehergeist, und keinem der Bewohner des Helikon reift eine so reiche Ernte, wie die, mein Severus! Dir nun Gedichte senden, hieße dem Walde Laub zutragen." — ***)

Auch der tragische Dichter Pomponius würdigte mich seines näheren Umgangs. Apollo und Mars vereinigten sich, ihn mit zweifachem Lorber zu schmücken. Als Oberfeldherr der römischen Legionen in Deutschland erfocht er einen glänzenden Sieg über die Katten, und bekleidete zweimal die Konsulwürde

*) S. Anmerkung 19.
**) Quintilian. Instit. l. 10. cap. 1.
***) Ovid. Epist. de Ponto l. 4. ep. 9.

Aber auch als Staatsmann und Feldherr versäumte er nicht, den Musen zu opfern. In seinen Werken vereinigt er Geschmack und Gelehrsamkeit; die Schönheit der Sprache ist entzückend; doch bemerkte ich in seinen Trauerspielen einen Mangel an tragischer Kraft. *)

Durch die freundschaftliche Theilnahme dieser Männer wurde ich in den Stand gesetzt, mich mit der römischen Poesie näher bekannt zu machen. Der folgende Aufsatz ist die Frucht meines Umgangs mit ihnen. Ich beginne deshalb den geschichtlichen Überblick der römischen Poesie mit den Worten eines römischen Dichters: Horatius Flaccus, er, welchen die Musen auf Hellas Fluren unterrichteten und einen Kranz von Lebensblüthen sammeln lehrten, er selbst verkünde, als Worte der Weihe, in der ihm eigenen Mischung von Ernst und Scherz, die Macht der Dichtkunst nicht nur über den Dichter selbst, sondern auch über Erde, Himmel und Unterwelt:

Ein Dichter
Hat selten eine andre Leidenschaft
Als seine Lust an Versen. Die allein
Beherrscht ihn ganz, darauf geht all sein Dichten
Und Trachten. Schlimme Zeiten, Geldverlust,
Vermögensabfall, all dieß kränkt ihn wenig.
Laß seine Sclaven ihm auf einen Tag
Entlaufen, laß sein Haus ihm niederbrennen, —
Er lacht dazu. In seinem Leben kommt
Ihm kein Gedanke, seinem Mündel oder
Miterben heimlich einen Streich zu spielen.
Er lebt von Erbsenbrei und schwarzem Brot.
Taugt freilich nicht ins Feld, doch ist er drum
Nicht ohne Nutzen für den Staat.
Denn zugegeben, daß auch kleine Dinge

*) Quintilian. loco citato.

Zu Großem helfen können: ist es nicht
Der Dichter, der des Kindes frühes Lallen
Zur Sprache bildet? Der von pöbelhaften Reden
Sein zartes Ohr entwöhnt, dann allgemach
Durch Lehren, die der [illegible] der Harmonie
Und Dichtung freundlich macht, sein Herz der Tugend
Gewinnt, von Eigennutz und Neid und Zorn
Den Knaben heilt, mit edeln Thaten ihn
Vertraulich macht, der gegenwärt'gen Zeit
Verworrnes Räthsel durch der ältern Welt
Beispiele ihm entwickelt, und in Noth
Und kranken Tagen Trost und Lindrung schaffet
Von wem sonst sollte, mit dem leichten Knaben,
Das unberührte Mädchen beten lernen,
Wofern die Muse nicht den Dichter gab?
Er macht das Volk im Chor zum Himmel flehn,
Er ists, der sie den gegenwärt'gen Gott
Mit Schaudern fühlen macht, der die Gesänge
Sie lehrt, wodurch auf dürres Land der Segen
Aus Wolken strömt, die Krieg und böse Seuchen
Verjagen, stäten Frieden, reiche Ernten
Uns bringen! Denn durch Lieder werden uns
Die Himmelsgeister hold, durch Lieder wird
Der unterird'schen Mächte Zorn gestillt. *)

Fünf Jahrhunderte, Roms eigentliches Heroenzeitalter, waren seit der Gründung der Stadt verflossen, und noch war der künftigen Weltbesiegerinn die geistige Ausbildung überhaupt so fremd, als die Dichtkunst insbesondere. Die Kriegstuba schmetterte zu laut, und die Dürftigkeit drückte einen großen Theil des sich gründenden Reiches zu schwer, als das es den Römern

*) Horat. Epist. l. 2. ep. 1. — (Nach Wieland's Übersetzung.)

möglich gewesen wäre, im Drang und Sturm ihres thatenreichen, unruhvollen Lebens und Strebens auf die Stimme der, Fried- und Freude liebenden Musen zu horchen. Jene Römer, welche zuerst für ihre Existenz, dann für den Ruhm und die Größe des Reiches kämpften, konnten über dem Großen des Schönen nicht gedenken. Vergönnte ihnen auch irgend eine seltene, kurze Waffenruhe heimatliches Still-Leben, dann war daheim zu schlichten und zu ordnen. Früh am Tag erwachen, den Clienten zum Recht verhelfen, durch kluge Wirthschaft seines Hauses Glück erhöhen, das war die Sitte und Lebensweise, worein der alte Römer im Zustand der Muße seinen Stolz und sein Vergnügen setzte. Mit derselben Hand, welche er vom gelenkten Pfluge wegnahm, ergriff er das Heldenschwert. *)

Erst im sechsten Jahrhundert nach Erbauung der Stadt fand die Poesie freien Eintritt, freundliche Aufnahme und ruhigeres Gehör, als die Besieger der Erde Lorbern und Schätze in Fülle gesammelt hatten. Sie wurde aber selbst da nur als eine Kunst des Luxus eingeführt. Aus dem Innern des Gemüths und des National-Charakters, wie bei den Griechen, ging sie bei den Römern nie hervor, fand auch in Rom nie einen heimischen Boden, sondern blieb immer nur ein Wiederschein des griechischen Genius, keine himmlische, sondern eine angefachte irdische Flamme, eine mehr erlernte, als aus dem Innern hervorquellende Kunst. Die geniale Schöpferkraft fehlte; die Römer pflegten, bei der vorherrschenden politischen Stimmung, nur diejenigen Wissenschaften, welche ihren Bestrebungen und ihrer Staatsverfassung zusagten: Gesetzgebung, Kriegskunde, Rechtsgelehrsamkeit und gerichtliche Beredsamkeit; dazu die Geschichte, als Produkt des Nationalstolzes. Daher wurden ge-

*) Horat. Epist. l. II. ep. I.

drungene Kürze, Ernst und Würde die Hauptmerkmale im Charakter der römischen Sprache; der Wohlklang erlag dem Gewichte des Volltaus, der Duft dem Farbenschimmer. Die Poesie der Römer trieb Verstandesblumen. Die Künste wurden in jener Periode, als verweichlichend, folglich dem kühnen kraftigen Staate verderblich, theils gescheut und gefürchtet, theils auch verachtet. Man war daher lange Zeit bemüht, Griechen und griechische Kunst von Rom entfernt zu halten. Noch im siebenten Jahrhundert nach Roms Erbauung wurden Philosophen und Rhetoren durch den folgenden Senatsbeschluß aus Rom verbannt.

„Auf Antrag des Prätors M. Pomponius, betreffend die Philosophen und Rhetoren, ist im Senat beschlossen worden, daß derselbe, wie er es nach seinem Gewissen zum Besten des Staates thunlich erachtet, dafür Sorge tragen möge, daß diese Leute aus Rom weggeschafft werden." — Bald nachher *) ließen die Censoren Cn. Domitius Ahenobarbus und L. Licinius Crassus eine Verordnung folgendes Inhaltes ergehen:

„Es ist uns berichtet worden, daß es in Rom Leute gibt, welche sich lateinische Rhetoren nennen und eine neue Lehrart einführen. Die Jugend besucht ihre Schulen eifrig, und bringt darin ganze Tage in Müßiggang zu, obschon unsere Vorfahren selbst angeordnet haben, was die Jugend lernen, und welche Schulen sie besuchen soll. Da diese Neuerung gegen die Sitte und Gewohnheit unserer Vorfahren ist und uns mißfällt, so erklären wir hiermit, sowohl denen, welche solche Schulen halten, als auch denen, welche sie besuchen, daß wir diese Neuerung mißbilligen und verwerfen." — **)

*) Im Jahre 661 nach Erbauung der Stadt.
**) Aul. Gellius l. 15. c. 11.

Auch Cato, berühmt durch seine Strenge der Sitten und in der Verwaltung des Censoramts, erfüllt vom Geist politischer Größe, und zürnend, daß viele vornehme Römer den Griechen und ihren Künsten hold wurden, erklärte im Senat öffentlich: Er könne es nicht dulden, daß Rom griechisch werde. Die Großen fällungen deshalb einen Mittelweg ein, und ließen nicht mehr ihre Kinder, sondern ihre Sclaven in den schönen Künsten unterrichten. So blieb ihnen der Genuß davon, aber nicht die Schande, welche, ihrer Meinung nach, mit der Ausübung derselben verbunden war. Ein auffallendes Beispiel von dem, im Geist jener Zeit liegenden Mangel an Kunstsinn gab der Konsul Mummius noch im Jahre 607 nach Erbauung der Stadt. Als dieser nach der Zerstörung von Korinth Schiffe miethete, um die schönsten Gemählde und Bildnisse der größten Meister nach Italien bringen zu lassen, erklärte er den Schiffspatronen, daß jedes Kunstwerk, welches Schaden leide oder zu Grunde gehe, auf ihre Kosten neu gemacht werden müßte. Selbst unter August, der glanzendsten Periode der römischen Poesie, wurde Sieg und Herrschaft für das Höchste erkannt. Selbst Virgilius Maro, der trefflichste Heldendichter der Römer, sang: *)

Andere gießen vielleicht gerundeter athmende Erze,
Oder entziehn, ich glaub' es, belebtere Bildung dem Marmor;
Beßer kämpft vor dem Richter ihr Wort, und die Bahnen des Himmels
Zeichnet genauer ihr Stab, und verkündiget Sternen den Aufgang.
Du, o Römer, beherrsche das Erdenrund Völker mit Ohnmacht,
(Dies sey'n Künste für dich!) du gebeut Anordnung des Friedens,
Demuthsvollen gesichert, und Trotzige niedergekämpfet!

Die ersten Spuren der, im Volkscharakter gegründeten, aus dem Gemüth hervorgegangenen altrömischen National-Hel-

*) Aeneis, I. 6. v. 848. (Uebersetzung von Voß.)

dengesänge, welche in der Folge von einer nachbildenden Verstandespoesie verdrängt wurden, zeigten sich in Rom, als noch kein griechisches Vorbild im Dichten dahin gekommen war, zeigten sich bei den Festen, wo man Loblieder auf Helden und ins Idealische gesteigerte Großthaten mit Begleitung einer Flote sang: den kühnen Gründer Romulus und seine Vergötterung, den Kampf der Oeillingebrüder von Rom und Alba, die Heroine Clelia, den Tod der holden Lucretia und die Rache des Frevels, Brutus, seiner eigenen Söhne Hinrichtung anblickend und schauend, Mutius Scävola, der zum Schrecken der Feinde seine Hand verzehrender Glut auflegt, dreihundert Fabier, den glorreichen Tod fürs Vaterland an einem glücklichen Tage sterbend, u. dgl.

Aber auch der frohe Genius des Lebens huldigte der Poesie; auch bei Hochzeiten und Erntefesten wurde gesungen. Diese Lieder, aus dem Stegreif vorgetragene Gedichte eines keken rohen Witzes, ohne Versmaß, hießen fescenninische Verse. Den Namen hatten sie von ihrer ersten Heimath, der etrurischen Stadt Fescennia, erhalten. Ein sehr wahres Gemählde eines solchen ländlichen Lieder- und Freudenfestes fand ich in einem Gedichte des Horatius Flaccus:

Wenn unsre alten biederherzigen
Mit Wenigem vergnügten Ackersleute,
Nachdem sie ihres Schweißes Früchte in die Scheunen
Gebracht, am Herd' mit ihren Kindern,
Dem treuen Weibe, der Gehülfinn ihrer Arbeit,
An Leib und Seele wenn auch diese trag
In Hoffnung dieses Jahrs ihren Antheil
Der Last des kranken Jahrs) sich göttlich thun
Und pflegen und zur künft'gen Arbeit wieder
Erfrischen wollten, — wollten sie vereint
Mit Opferung eines Mutterschweins die Erde,
Mit Milch den Gott der Heerden, und mit Blumen

Und Wein den Genius des Lebens sich gewogen.
Mit bäurischer Ungebundenheit
Erschallte dann in roh'ren Wechselliedern
Der Fescenninen munterer loser Scherz.
Der gute Tag kam alle Jahre doch
Nur Einmal! Sollte nicht dieß einz'ge Mal
Die Freude alle Fesseln von sich werfen?
Man tanzte, sang und brachte gute Schwänke
Hervor, und lautes Lachen weihete
Dem gröbsten Spaß, dem kühnsten Schwank entgegen.
Erst war's nur Fröhlichkeit; allmählig ward
Der Scherz zu grob, begann anstatt zu kitzeln,
Zu beißen, und die ungezogne Frechheit
Verschonte selbst die besten Häuser nicht.
Nun schrien die Gebiss'nen laut, und wer
Auch nicht gebissen war, nahm Theil an dem,
Was jeden treffen konnte. Das Gesetz
Trat nun ins Mittel und verbot bei Strafe
Ein böses Lied von Andern nachzusingen.
Dieß gab dem Spiel bald einen andern Schwung.
Die Furcht des Stockes lehrte nun, behutsam
Im Ausdruck werden, und manierlich scherzen. *)

In diesem Zustande blieb die altrömische Natur- und Nationalpoesie bis zum Anfang des sechsten Jahrhunderts, wo das besiegte Griechenland den rauhen römischen Sieger durch den Reiz der Künste bezauberte. **) Nun verschwanden wohl die bäurischen Zoten der Fescenninen, aber ein Beigeruch blieb noch immer zurück. Erst im Zustand der Ruhe, welcher nach drei blutigen Kriegen auf Karthago's Zerstörung folgte, begann

---

*) Horat. Epist. L. 2. ep. 1. (Übersetzung von Wieland.)
**) S. Anmerkung 19.

der Römer, dessen stolzer Geist das Große liebt, sich in die Werke des griechischen Genius tiefer zu versenken und sich in der Nachbildung freier zu bewegen. *)

Was dem Charakter des römischen Volkes am meisten zusagte, begab sich am Anfang des sechsten Jahrhunderts auch zuerst nach Rom; dies waren die etruskischen Poyenreißer. Die erstern eigentlichen Dichter der Römer waren größern Theils Griechen, geboren in den griechischen Pflanzstädten des südlichen Italiens. Als die ältesten, noch bekannten römischen Dichter werden, Livius Andronicus, Ennius und Naevius genannt. Nach ihnen erwarben sich Plautus, Pacuvius, Tertullus, Attius, Statius Caecilius und Afranius den poetischen Lorber. Vom Jahre 514 an, da Livius Andronicus auftrat, zeigte sich ein frisches Keimen und Sprossen poetischer Kunst, welches durch beiläufig hundert und funfzig Jahre fortwirkte, in der Hälfte des siebenten Jahrhunderts aber zu ermatten begann, und endlich in den Stürmen der letzten Bürgerkriege beinahe ganz aufhörte. Nur zwei Dichter dieser letztern Epoche glänzten durch höhere Talente: Catullus, gemüthlich und launig, als Lyriker und Epigrammatist; Lucretius Caius, als begeisterter Sänger eines philosophischen Lehrgedichts.

Zu einem neuen Leben wurde die entschlummerte Poesie erst dann erweckt, als Rom durch Octavianus Augustus eine neue Gestaltung erhielt. Er pflanzte, nachdem die längstbehrte Ordnung und Ruhe im Innern des zerrütteten Staates wieder hergestellt war, zwei Lorbern vor des Palatiums Pforte: den erhabenen Lorber des kriegerischen Ruhmes, und den holden der Künste des Friedens, indem er die, durch Bürgerkriege ver-

*) S. Anmerkung 20.

wilderten Gemüther weicher und lenksamer zu bilden, zugleich aber auch seine eigentliche Alleinherrschaft mit Glanz zu umgeben wünschte. Beides zu bewirken, schienen die schönen Künste, insbesondere die Dichtkunst, das zweckmäßigste Mittel. Es war also ein politischer Grund, welcher der Poesie neues Leben gab, und ihre schönste Periode herbeiführte. Octavianus Augustus und sein Freund Mäcenas wetteiferten, Dichter zu ermuntern, zu begünstigen, zu belohnen. So erblühten Virgil, Horaz, Ovid, Tibull und Properz, und wurden bald Lieblinge des Fürsten und der Großen des Reiches. Diese Dichter wählten für epische und lyrische Darstellung meistens vaterländische Gegenstände, oder zeigten doch selbst da, wo sie griechischen Mustern nachbildeten, römische Volksthümlichkeit. Virgils Aeneis, ein National-Epos in homerischer Form, bezweckte Verherrlichung des Römerstaates und seines Friedensbaues. Horaz eiferte in feurigen Oden gegen die Frevel und Blutströme der Bürgerkriege. Ovid verspottete die Laster und besang die römischen Feste. Tibull erhob die Leiden und Freuden heimathlicher Liebe als schwermüthiger Jüngling, und Properz feierte in schwungreichen Elegien Roms Gründung und Herrlichkeit, Tarpeja's Tod, und die Triumphe des Vaterlands. Alle aber vereinigten sich zeitgemäß darin, daß sie das Glück der Muße und des stillen Lebensgenusses priesen. Nun aber wurde die Sucht des Versemachens so allgemein, daß Horaz in seinem Unmuth ernstlich dagegen eiferte.

> Ein Schiff zu führen, einem Kranken
> Nur Stabwurz einzugeben, traut sich niemand zu,
> Als wer's versteht; Arzneikunst treibt der Arzt,
> Und Schmiedehandwerk der Schmied, — nur Verse, Verse
> Macht Jedermann, gelehrt und ungelehrt. —

Kaiser Octavianus selbst beschäftigte sich gerne mit poetischen Versuchen. Ich sah von ihm eine poetische Beschreibung

Siciliens in Hexametern, und eine Sammlung von Sinngedichten, die er größtentheils im Bade geschrieben hatte. An einer Tragödie Ajax fing er mit großem Eifer zu arbeiten an, merkte aber bald, er sey zum tragischen Dichter nicht geschaffen, und vertilgte das verunglückte Kind in der Geburt. Als seine Freunde darnach fragten, gab er ihnen zur Antwort, sein Ajax sey durch den Schwamm umgekommen, wie der wirkliche durch das Schwert. *)

Auch in Prosa schrieb Octavianus Augustus Mehreres, und las es im Kreise seiner vertrauten Freunde, wie z. B. die Aufmunterungen zur Philosophie und seine eigene Biographie. Er liebte diese Vorlesungen noch im höhern Alter, als er aus Mangel an Kräften nicht mehr vermochte selbst zu lesen, mußte Tiber seine Stelle vertreten.

Auch Julius Cäsar unterhielt sich, so reich sein Leben an Thaten war, mit poetischen Schöpfungen. Ein Gedicht: die Reise; das Lob des Herkules, und ein Trauerspiel Odip. befanden sich während meiner Anwesenheit in der palatinischen Bibliothek. Ich konnte sie aber nicht zu sehen bekommen; Augustus hatte dem Aufseher ihre Mittheilung streng untersagt. **)

In jener blühenden Zeit erschien Mäcenas an Octavians Hofe wie der Götterbothe Merkur im Olymp. Er führte die Dichter ein, er entzündete ihre Begeisterung für den erhabenen Fürsten; er sicherte ihnen des Fürsten Neigung und Schutz. Dadurch erhob sich damals manches Talent, welches sonst in Rom wahrscheinlich nie erwacht wäre.

---

*) Sueton. in August.

**) Sueton in Jul. Caes. cap. 56.

Augustus Octavianus that, nachdem er die neue Form des Staates und seiner Verwaltung durch kluge Maßregeln geordnet hatte, in jeder Hinsicht sehr vieles zur Aufmunterung aller guten Köpfe seines Zeitalters. Er wohnte selbst den Wettstreiten bei, welche von Dichtern, Rednern und Geschichtschreibern auf den Theatern oder bei den öffentlichen Spielen gehalten wurden, und jeder Vorlesende fand an ihm einen eben so aufmerksamen als nachsichtigen Zuhörer. Schriften, worin ihm Weihrauch gestreut wurde, ließ er nur dann gelten, wenn sie zugleich als Meisterwerke glänzten, außerdem hegte er gegen solche Werke den größten Widerwillen, und trug den Prätoren auf, darüber zu wachen, daß sein Name in jenen Wettstreiten durch kein Lob gehaltloser Schriftsteller entehrt werde. Der Geist dieses großen Mannes strebte schon in früher Jugend nach hoher Bildung. Der Philosoph Athenodor aus Tarsus in Cilicien, und der Redner Apollodor von Pergamus, waren seine Lehrer. Den weisen Sphärus, seinen ehmaligen Lehrer und Freigelassenen, ließ er feierlich begraben. Ausgezeichnete Griechen hatte Augustus stets in seinem Haus und im Gefolge, und liebte besonders die griechische Komödie, welche er auch in den Theatern öffentlich aufführen ließ. Er las viel; fand er in einem Werk Grundsätze oder Beispiele, für das allgemeine Beste oder zu Nutz und Frommen des Einzelnen dienend, so schrieb er solche Stellen wörtlich ab, und schickte sie seinen Feldherren, den Staatsbeamten, ja selbst den Dienern seiner Person und seines Hauswesens, je nachdem Einer von ihnen Lehre oder Ermahnung bedurfte.

Manchmal las er ganze Schriften der Art im Senate vor, oder er verwies das Volk in seinen Edikten auf dieselben. Für den schriftlichen Vortrag hegte er große Sorgfalt, vorzüglich für die Deutlichkeit im Ausdrucke der Gedanken. Sein Styl war nett, rein und fließend. Gesuchten Witz, blinde Vorliebe für das Alte, und erkünstelte Schöngeisterei haßte er. Tiberius wurde

von ihm getadelt, weil er nach alten Worten haschte, Marcus Antonius aber gar für unsinnig erklärt, weil er es in seinen schwülstigen Aufsätzen darauf anlegte, mehr bewundert als verstanden zu werden. Insbesondere mußte sein Günstling Mäcen, dessen weicher, süßlicher und geschraubter Styl ihm verächtlich schien, manchen Scherz, auch manche Verspottung erfahren. Augustus nannte seine gezierten Ausdrücke balsamirtes Haargekräusel, und machte ihn durch Nachahmung lächerlich. So schloß er, z. B. einen Brief an Mäcen mit den Worten: „leb' wohl, du edelsteinener Honig meines Herzens, du Elfenbein aus Etrurien, du weißer Sappan aus Aretium, du überländischer Diamant, du Perle des Tiberstroms, Tuskerjaspis, Karfunkel Italiens," u. s. w. — Eines unrichtig geschriebenen Wortes wegen entsetzte Augustus einst einen consularischen Legaten als dumm und unwissend. — *)

Unerachtet der Liebe zum Versemachen, welche so viele Römer in jenem Zeitraum ergriffen hatte, zeigten sich doch, außer den schon genannten Dichtern, nur wenige, welche ein mehr als mittelmäßiges Talent bewährten. Um desto mehr fiel es mir auf, zu bemerken, daß römische Dichter des ersten Ranges, insbesondere Virgil, Horaz und Ovid so manchen vom zweiten übermäßige Lobeserhebungen mit verschwenderischer Hand streuen.

Diesem scheint jedoch weder Täuschung noch ächte Kunstwürdigung zum Grunde gelegen zu seyn, sondern entweder übel angewendeter Nationalstolz, oder politische Klugheit, oder irgend ein Freundschaftsverhältniß.

---

*) Sueton. in Oct. Aug. cap. 86 — 90. — Dio Cass. l. 48. cap. 33. — Macrob. Saturn. l. 2. c. 4.

Ich fand in der palatinischen Bibliothek die Werke vieler Dichter von der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts bis zu Tibers Regierung. Man hält sie für die besten nach den Griechen. Da sie aber außerhalb Italien wenig bekannt geworden sind, stelle ich nur ein Verzeichniß und einige Bemerkungen über sie zusammen. *)

In der epischen Poesie fand ich mehr Dichter, als ich erwartete, und wurde durch manches Gedicht überrascht in den Gedichten des **Rabirius**, **Varro Atacinus**, **Pedo Albinovanus**, **Valgius**, **Macer** und **Ponticus**. Rabirius, welchen Ovid als Meister im Styl der epischen Gedichte bewundert, wählte sich einen Stoff aus der Zeit des letzten Triumvirats. Als Antonius sieht, daß sein Glück zu einem Andern übergeht und ihm nichts bleibt, als die Freiheit zu sterben, und selbst diese nur, wenn er schleunig davon Gebrauch mache, läßt der Dichter ihn ausrufen: „Mir bleibt nur, was ich Andern gab!“ Er bezeichnet sich mit diesen wenigen Worten durch das ganze Gefühl der Erinnerung an die Vergangenheit, womit er auch die Seele begleitet, in seiner jetzigen Verlassenheit. Das Glück, das

---

*) Quintiliani Institut. L. 10. c. 1. — Macrob. Saturn. I. 6. et 7. — Vell. Paterc. II. 36. — Sueton. de Grammat. illustr. — In Augusto c. 89. — In Caes. c. 56. — Cicero Epist. famil. XV. 21. — Acad. Quaest. I. 1. — Aul. Gell. III. 10. — Plin. hist. nat. I. ... — Corn. Nepos in praefat. — Seneca de Benef. VI. 3. — Seneca ... — Contr. Excerpt. L. 2. declam. ... — Epist. 122. — Ovid de Ponto I. 4. eleg. 16 & 16. — Trist. L. 2. — Art. III. 334 & seq. Amor. L. 15. — III. 9. — de Ponto II. 10. — Trist. IV. 10. — Amor. II. 18. — Horat. Sermon. I. 10. — II. 3. — Od. I. 1. 6. Epist. 3. L. — Od. 6. L. 2. — Propert. I. 4. eleg. 21. — Martial. L. 8. ep. 55. — Virgil. Ecl. 8 & 9. — Propert. L. 1. Eleg. 7 & 9. ...

mir selbst [illegible], [illegible]. Aber [illegible] lebt [illegible] in uns, welches wir [illegible] haben. —

Keinen geringern [illegible] erwarb sich unter dem Namen [illegible] [illegible] [illegible]. Über [illegible] [illegible], welchen [illegible] Freund [illegible] [illegible] nennt. [illegible] dieses Dichters [illegible] in manchen [illegible] [illegible] und [illegible]. Noch erinnere ich mich einer Stelle aus [illegible] über die [illegible] des [illegible] auf dem [illegible], *) sie schildert [illegible] und [illegible] die [illegible] und die [illegible] Lage der [illegible]. **)

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

---

*) Im Jahre [illegible] [illegible].
**) [illegible] [illegible].

[illegible] verden groß und verbarben das Ende der Schöpfung [illegible] zu lösen. Was reden wir weiter [illegible] Blut, [illegible] entzündend, und [illegible] in ihrem [illegible] —

Dieser Pedo war einmal Schiedsrichter bei einem sonderbaren poetischen Streit. Ovid wurde von seinen Freunden angesonnen, drei Verse aus seinen Gedichten wegzulassen. Er erklärte sich dazu bereit, doch mit der Bedingung, daß es ihm gestattet sein müsse, auch drei Verse auszunehmen, welchen niemand etwas anhaben dürfe.

Die Freunde schrieben nun diejenigen drei Verse auf, welche Ovid weglassen sollte, er [illegible] jene drei, die ihm unantastbar bleiben mußten. Das Geschriebene wurde nun gelesen, und — siehe da! man hatte beiderseits die nämlichen drei Verse aufgeschrieben. Ovid hatte dadurch gezeigt, daß er das Fehlerhafte wohl erkannte, aber dafür eingenommen war. Er glaubte [illegible]: Ein schönes Gesicht, auf dem sich irgend ein Muttermal befinde, werde dadurch noch lieblicher. *)

Cajus Asinius Pollio, ein Mann, welcher die höchsten Staatswürden unter Julius Cäsar und Augustus Octavian verwaltete, glänzte zugleich als Dichter, Redner und Geschichtschreiber. Er sang die Thaten des Königs [illegible] Jamben.

---

*) [illegible]

Damit der epische Cirkus vom trojanischen Kriege nicht unvollendet bleibe, wählte sich **Macer** den zürnenden Achill, und begann sein Heldenlied da, wo der unsterbliche Homeros das seinige geschlossen hatte.

Nicht minder kühn wagte **Ponticus** mit Homeros, dem ersten und höchsten aller Dichter, auf den Kampfplatz zu treten, und besang den thebanischen Krieg und den Zweikampf der feindlichen Brüder Eteokles und Polynices.

Den tiefen Strom des Heldengedichtes zu leiten, vermochte **Varius**, kühn und kräftig wie keiner vor ihm. Nicht minder hold als Kalliope war ihm auch die Muse des Trauerspiels. Die Römer stellten ihn dem Sophokles an die Seite, und behaupteten, seine Tragödie: Thyest, könne mit jeder griechischen die Vergleichung aushalten. Ovid zeigte in seinem Trauerspiel Medea, wie viel er zu leisten vermochte, wenn er seine Genialität lieber gezügelt, als sich ihrem ungestümen Drange ganz hingegeben hätte.

Im Lustspiele behauptete **Fundanius** den ersten Rang unter seinen gleichzeitigen Zeitgenossen. In der Charakterzeichnung ist er wirklich vortrefflich, besonders gelangen ihm gewisse Charaktere, wie z. B. feine Buhlerinnen und schlaue Sklaven.

Die epische Poesie wurde von den Römern, welchen Homers einfache Größe und Erhabenheit nicht genügte, wie ein schimmernder Triumphwagen prächtig und herrlich geschmückt. Es entsprach sie dem Nationalcharakter. Um so mehr mußte ich mich aber wundern, auch römische Elegien, und in ihnen Elegien so manche armselige, weichliche und viele Stellen, ja ganze Parthien zu finden, in denen der Glanz der Liebe mit griechischer Leidenschaftlichkeit auflodert. Dem **Valerius Cato** er-

warb die Lieblichkeit seiner elegischen Gedichte, welche er unter dem Titel: Lydia und Diana, bekannt machte, den Beinamen der römischen Sirene. Licinius Calvus, als der Tod ihm seine Quintilia entriß, athmete in seinen Elegien alle Trauer der Liebe aus, nachdem er vorher ihr Glück und ihre Gluth besungen hatte.

Cornelius Gallus dichtete nach griechischen Vorbildern. Ich sah von ihm Bearbeitungen theokritischer Idyllen und hesiodischer Didaskalien, auch Mythen nach dem alexandrinischen Dichter Euphorion. In den vier Büchern Elegien der Liebe an die schöne Lykoris ist er zwar eigenthümlich, aber etwas hart. Die ersten Dichter seiner Zeit wetteiferten in Lobeserhebungen. Virgil läßt ihn in einer Ekloge von einer Muse auf dem Parnasse einführen. Vor dem Eintretenden erhebt sich der sämmtliche Chor Apollons; der alte Sänger Linus, das Haar mit Blumen geschmückt, überreicht ihm, im Namen aller Musen, die Flöte des Hesiodos. — Eben so übermäßig preist ihn auch sein poetischer Freund Ovid:

> Gallus bleibt dem Morgen bekannt, und Gallus dem Abend,
> Und mit Gallus zugleich seine Lykoris bekannt.

Dieser Mann, gefeiert von den ersten Dichtern seiner Zeit und von Augustus Octavianus mit Ehren und Glücksgütern überhäuft, scheint beider nicht würdig gewesen zu seyn, wenigstens nicht in jenem hohen Grade und in so vollem Maße, als er sie wirklich genoß. Die erreichte Höhe machte ihn zum schwindelnden Frevler. Als Statthalter in Ägypten ließ er sich selbst Bildsäulen aufstellen, seine Thaten auf die ewigen Pyramiden eingraben, und wagte eine Verschwörung gegen den Cäsar, dessen Gunst ihn zu jener Höhe emporgehoben hatte. Er ward angeklagt. Augustus bebte zurück vor dem Gedanken, selbst

das Urtheil zu fällen über einen Undankbaren, den er geliebt und mit Wohlthaten überhäuft hatte. Er übertrug die gerichtliche Untersuchung und Entscheidung dem Senat. Dieser verhängte die Strafe der Güterberaubung und der Verbannung. Der Verbrecher kam ihrem Vollzuge durch freiwilligen Tod zuvor. Der Cäsar, indem er den Eifer des rächenden Senats lobte, beklagte zugleich, daß ein eigenes Schicksal ihn zwinge, im Unwillen gegen seine Freunde weiter zu gehen, als er wolle. *)

Den römischen Elegikern jener Periode mag man den Sabinus beizählen, von frühem Tode hingerafft. Er dichtete, nicht unwürdig seines Freundes Ovid, der zugleich sein reiches Vorbild war, Antworten auf die elegischen Briefe, welche dieser liebende Heroinen, größtentheils an Treulose, in Charakter und Situation Verlassener schreiben ließ.

Von Epigrammatikern fand ich nur zwei: Lukatius Catulus, Konsul im Jahr 650; ein Dichter von vielem Witz, doch unrein in der Versification, wie im Stoff.

Pedo Albinovanus ist auch als epigrammatischer Dichter ein Liebling der Römer. Ein gewisser Coscovius, ein Mensch ohne Bildung, aber keck und absprechend im Urtheilen, eiferte einst sehr derb gegen die epigrammatischen Gedichte von etwas größerm Umfang. Bald nachher erschien ein eben so derbes auf ihn selbst, im Wesentlichen des folgenden Inhalts:

„Du, Coscovius, allenfalls zum Schmieren der Magenräder im Circus zu gebrauchen, erklärst unsere Sinngedichte für

*) S. Anmerkung 14.

zu lang. Eben so könntest du auch einen Coloß für zu hoch, und die Statue eines Knaben für zu klein halten. Lerne denn, was du noch nicht weißt: Manches Epigramm des geistreichen Pedo füllt zwei Blätter. Gedichte, welchen man nichts wegnehmen kann, sind nie zu lang; du aber machst sogar lange Gedichte von nicht mehr als zwei Versen." —

In der Satyre haben die Römer zwei Dichter von Bedeutung aus jenem Zeitraum:

Furius Bibaculus, ein Zeitgenosse des Catulus, schrieb jambische Satyren, reich an bitterer Galle, und nicht arm an erhabenem Schwulst. So läßt er z. B. in seinen Versen „des rothen Hundssternes Wuth unmündige Bildsäulen spalten, und den Jupiter die winterlichen Alpen mit grauem Schnee anspeien."

M. Terentius Varro, der gelehrteste aller Römer, Verfasser von beinahe fünfhundert Werken, und als Greis von beinahe neunzig Jahren noch ein rüstiger Schriftsteller, besonders im naturgeschichtlichen und landwirthschaftlichen Fache, gleich gründlich als Sprachforscher und als Historiker, machte die Römer mit einer neuen Art von Satyre bekannt, der menippischen, *) die einen besondern Reiz durch wechselnde Mannigfaltigkeit erhält; sie ist ein Gemische von Philosophie und Gelehrsamkeit, Ernst und Scherz, Versen und Prosa, römischer und griechischer Sprache. Ich bekam einige derselben flüchtig zu sehen. Die eine hatte die Aufschrift: „Der Blitz;" — die andere: „Dieser und jener Herkules." Varro beweist darin, daß Herkules und Mars eine und dieselbe Person seyen. — Eine

*) S. Anmerkung 16.

dritte war überschrieben: „Du weißt nicht, was der Abend bringt.“ —

Ich schätze an Varro seine Kenntnisse viel höher als seine Darstellungskraft.

Auch in der didaktischen Form haben sich die Römer nicht ohne Glück versucht. Der epische Dichter Macer schrieb auch ein Lehrgedicht über Kräuter, Vögel und Schlangen. Stoff und Geist sind zu loben; wäre nur die Sprache edler! Diese ist zwar in des Gratius beschreibendem Gedichte, die Jagd, rein und edel, doch fehlen der Darstellung Kraft und Schwung.

In den meisten römischen Dichtern habe ich einen starken Hang zu Beschreibungen bemerkt. Sie verwenden dabei sehr schimmernde Farben, darin ganz das Gegentheil der Griechen, welche, mit den Beschreibungen eben so mäßig als einfach in der Farbengebung, auch dadurch bewähren, daß der lebendige Geist ihnen mehr gilt als sein geschmückter Leib, der glänzende Ausdruck. Sehr viele römische Dichter, unter ihnen die vom ersten Range: Virgil, Ovid und Pedo Albinovanus, wetteiferten, den Ocean, Stürme und Schiffbrüche zu beschreiben. Eben so verhält sich's mit der Nacht. Virgil hat zwei Verse, worin Varro die Nacht beschreibt, nachgeahmt, Ovid aber dieselben getadelt. *)

Der Dichter Julius Montanus war ein besonderer Freund von Beschreibungen des Sonnen-Auf- und Untergangs, welche er in den meisten seiner Gedichte anbrachte. Dabei hatte er eine Wuth zum Vorlesen seiner eigenen Produkte, und deklamirte oft den ganzen Tag. Einst las er seinen

*) S. Anmerkung 16.

Freunden ein Gedicht, welcher mit einer Beschreibung des Morgens anfing:

Schon bricht des Phöbus Strahlenglanz hervor;
Den Himmel rothet schon der Tag; es eilt
Zum Nest der trauervolle Schwalbe hin,
Und theilt der muntern Brut ihr Futter aus.

Zum Schluß kam auch ein Abendgemählde:

Schon hat der Hirt das Vieh zum Stall geführt;
Die schwarze Nacht verbreitet Stille schon.

Natta Pinarius hatte dem Vorleser geduldig zugehört. Als er endlich aufhörte, sagte Jener zu einem Freunde: „Wär's möglich, die Gefälligkeit gegen einen Dichter weiter zu treiben? Ich folge ihm vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne!“ *)

Dieß sind die römischen Dichter der genannten Periode. Sie werden zwar von den genialen Griechen in jeder Hinsicht übertroffen, zeigen aber doch Geschmack und Talent. Von ihren Landsleuten werden sie in der Schätzung zu hoch gestellt; man erkennt bald, daß hier der Nationalstolz die Wage hält. So z. B. will Rom in seinem Titus Septimius einen glücklichen Nacheiferer Pindars und der griechischen Tragiker finden! —

---

*) Seneca Epist. 122.

Anmerkungen.

1. Die Fabel des Ceyx und der Halcyone erzählt Ovid im eilften Buche der Metamorphosen sehr umständlich. Ceyx leidet auf der Seereise Schiffbruch. Nachdem Halcyone seinen Schatten im Traume gesehen hat, abgebleicht, entblößt, mit triefendem Haupthaar, eilt sie am frühesten Morgen ans Ufer des Meeres zu der Stelle, wo sie von dem Wegschiffenden Abschied nahm. Während sie da verweilt,

— — Sieh, in der Ferne der flüssigen Wellen erblickt sie,
Etwas, wie menschlichen Leib, von Gestalt. Und anfangs, was es wäre,
Zweifelhaft ein wenig. Sobald es die Woge herantrieb,
Und, obgleich noch entfernt, doch ein Leib zu seyn sich erzeigte,
Wurde sie, ohn' ihn zu kennen, bewegt von dem Bilde des Schiffbruchs;
Und, als ob sie den Fremden beweinte: Wehe dir, rief sie,
Wer du auch seyst, und daheim der Verlassenen! — Näher geflutet
Kommt allmählig der Leib; und je mehr ihn jene betrachtet,
Schwinden je mehr und mehr die Gedanken ihr. Schon ihm getrieben
Gegen das nähere Land, und schon erkennbar dem Anblick,
Schaut sie; es war der Gemahl! Er ist's, ruft jene, zerreißend
Antlitz und Haar und Gewande zugleich; und hin zu dem Ceyx
Zitternde Hände gestreckt. So kehrest du, traurigster Gatte,
So zu mir, o du Armer, zurück? —
Dort zwänget die Gewässer,
Künstlich geordnet, ein Damm, der den Zorn des kommenden Meeres
Bricht im Empfang, und die Stürme zuvor abmüdet den Wogen
Hier sprang jene hinauf und — o Kraft der Wunder! sie flog auf,
Schlagend die webende Luft mit eben entsprossenen Flügeln,
Streifte sie über die Fluth, ein bejammernswürdiger Vogel;

Und in dem Fluge zugleich, wie wehmuthvoll und beklagend,
Girret ihr Mund ein heis'res Girren, mit dem Schnäbelchen klappernd.
Doch wie den Leib sie berührte, den stummen entseelt und blutlos,
Jetzt um die theueren Glieder geschmiegt mit junger Beflügelung,
Gab sie umsonst, doch kalt mit hartem Schnabel, ihm Küsse.
Ob dieß Ceyx gefühlt, ob das Haupt in der Wellen Bewegung
Er zu heben geschienen, bezweifelten Alle; doch jener
Hatt' es gefühlt. Und zuletzt, durch Gnade der Himmlischen, nehmen
Beide der Vögel Gestalt. Beherrscht von demselbigen Schicksal,
Dauerte jetzt die Lieb', und nimmer getrennt auch den Vögeln
Blieb der eheliche Bund. Die Vermählten werden Erzeuger,
Und in der winternden Zeit durch sieben geruhige Tage
Brütet Halcyone still im schwebenden Nest auf den Wassern.
Dann ist sicher die Fahrt; dann hemmet die Winde vom Ausgang
Aeolus, schonend die Brut, und schafft Meerstille den Enkeln.

(Übersetzt von Voß.)

---

2. Die Verwandlung des Cycnus in einen Schwan wird im zweiten Buche der Metamorphosen erzählt, und schließt mit den Versen:

Cycnus

— — Durchtönte die grünenden Ufer mit Klagen.
Schnell ward zarter die Stimme dem Mann, und flaumige Federn
Bargen entgegen das Haar; und lang empor von dem Busen
Streckt sich der Hals; auch bindet ihm Haut die erröthenden Finger,
Seitwärts decken die Flüg', und stumpf ist am Antlitz der Schnabel.
Cycnus erneut sich zum Schwan. Noch stets mißtraut er dem Himmel
Jupiter's, eingedenk des gewaltsam gesendeten Feuers.
Sümpf' und verbreitete Seen bewohnt er; hassend die Gluthen,
Hat er zur Wohnung erwählt die der Gluth feindseligen Wasser.

---

3. Pomponius Mela sagt im fünften Kapitel des dritten Buches seines geographischen Werkes: „Die Hyperboräer sind gerechte Leute, und leben nicht nur länger, sondern auch glücklicher, als die übrigen Menschen, ruhig und vergnügt. Den Krieg kennen sie nicht." — Pindar besingt in der dritten olympischen, und in der zehnten pythischen Siegeshymne das „hinter

des Boreas starrendem Schauerhauch gelegene Land voll herrlicher Bäume." — Von den Einwohnern sagt er: „Ihrem Herzen ist die Muse nicht fremd; überall tönen Chöre von Mädchen, rauschen Harfen, hüpfeln der Flöten Töne. Wie, mit goldenem Lorbeer die Stirne bekränzt, sie froh beim Opfermahl ihr Herz ergötzen! Nicht Krankheit, nicht abzehrendes Alter greift dieß heilige Geschlecht an. Ohne Mühen und Schlachtkämpfe wallen sie stets geborgen vor Nemesis strengem Rachearm." — Am Schlusse aber setzt Pindar selbst hinzu: „Weder zu Land noch zu Wasser findest du zum Volke der Hyperboreer den wundervollen Pfad." — Übrigens scheinen diese glücklichen Hyperboreer sehr [illegible] Verehrer ächter Kunst gewesen zu seyn, indem sie die Esel dem Apollo schlachteten.

---

4. Die Strophe aus dem Chor der Vögel, worauf hier angespielt wird, lautet nach Wielands Übersetzung:

> So sangen die Schwäne,
> Tio, tio, tio, tio, tiotinx
> Ihr Gefieder schwingend und dann
> Mit den Flügeln schlagend, dem Apollo,
> Tio, tio, tio, tio, tiotinx,
> Sitzend am [illegible] Ufer des Hebrus,
> Tio tio, tio, tio, tiotinx;
> Ihr Gesang durchdrang das ätherische Gewölk;
> Staunend lauschten der Wälder vielbunte Geschlechter,
> Und sanft Stille glättet die Wogen,
> Totototo, tototo, totototo, tiotinx.
> Der ganze Olymp wird entzückt,
> Erstaunen ergreift die Götterherrscher,
> Und die olympischen Grazien stimmen
> Ein in der Musen Jubelgesang,
> Tiotinx, tiotio, tiotinx.

---

5. Auch einige der alten christlichen Kirchenlehrer gebrauchen den Phönix als ein Sinnbild der Auferstehung und der Unsterblichkeit, indem der Tod, der erhabenen christlichen Vor-

stellungsart gemäß, ein Übergang in das bessere, ewige Leben, folglich eine Wohlthat ist. Belege hierzu finden sich: Paulus I. Korinth. 15. 26. — Clemens Constitut. apostol. l. 5. c. 8. — Ambros. fide de resurrect. — Lactantius de phoenice. — Eusebii vita Constant. u. m. a.

---

6. Der Ibis — wird erzählt — reinigte sich mit Hülfe des langen Schnabels, als sein eigener Arzt, den überladenen Unterleib.

---

7. Aus der Tragödie Medea haben sich nur zwei Bruchstücke von Versen erhalten:

a. Servare potui, perdere an possim, rogas?
b. Feror huc illuc, ut plena Deo.

Die erstern Worte erkläre ich mir so: Jason hat den Treubruch begangen. Schon hat die verlassene Medea den Entschluß zur Rache gefaßt, schon hat sie selbst ihre Zaubermittel aufgeboten, und ist zur That bereit. Die besorgte Amme äußert ihre Zweifel, ob die Ausführung auch gelingen werde, ob Medea dieß aber sich vermögen werde? — Ihr antwortet die Tiefgekränkte, stolz im Bewußtseyn dessen, was sie früher für den Jason that:

Ich konnt' ihn retten, und du fragst mich noch,
Ob ich ihn auch verderben könne? —

Die letztern Worte spricht sie, in dem Momente kurz vor der Rachethat, da ihr Innerstes in Aufruhr tobt:

Umhergetrieben werd' ich, hierhin, dahin,
Wie eines Gottes voll.

---

8. Temi, eine Stadt am Pontus Euxinus in Nieder-Möſien, dem jetzigen Temesvarer Banat.

---

9. Golon trägt diesen Mythos hier nach den allegorisch-bildlichen Ideen des Plato (im Phädrus und im Gastmahle) und nach der Erzählung des Apulejus vor, welche letztere jedoch in der gegenwärtigen Bearbeitung nur als Stoff zu neuer Gestaltung genommen wird, eben so wie der Dichter sich geschichtliche Stoffe wählt. — Der goldene Esel, das Werk, worin Apulejus auch den Mythos von Amor und Psyche vorträgt, ist eigentlich ein milesisches Mährchen, oder vielmehr eine Sammlung milesischer Märchen; dieß deutet der Verfasser selbst im Eingange an.

Sonderbar ist es, daß dieser Mythos von den bildenden Künstlern des Alterthums so häufig, von den Dichtern aber fast gar nicht bearbeitet wurde. Apulejus ist der einzige Schriftsteller, der ihn erzählt.

Vor ihm soll ein Aristophantes Athenäus denselben Stoff ausführlich behandelt haben. Die neuern Dichter — fast aller Nationen, waren einzige Nachbilder dieses uralt erdichteten Stoffes. Ihre Bearbeitungen sind aber bald zu witzig, bald zu frivol, bald zu sentimental, bald zu nackt, bald zu prosaisch-nüchtern u. s. w. Man denke hier an die Behandlungen von Jean Lafontaine, Wieland, Rosegarten, Soden, G. Schulze u. a.

Soll das Gewand dem schönen Körper, oder der schöne Körper der schönen Seele ganz anpassen, so muß dieser Mythos sehr einfach, aber auch sehr zart und lieblich erzählt werden; die ätherische Bildung muß die Rosenfarbe mit dem Rosenduft vereinigen. — Ich habe dieß versucht, weil die vorhandenen Versuche nicht genügen.

---

10. Den Namen Scylla erhielt dieser Fels von dem griechischen Wort Σκύλλα, Hundian, des Flutbengehenles wegen. Homer und Virgil schildern die Scylla als ein graunhaftes ungeheures Meerweib, der erstere im zwölften Gesang der Odyssee mit den folgenden Zügen.

Dorthin sind zween Felsen. Der eine ragt an den Himmel,
Spitz erhebend das Haupt, und Gewölk umwallet ihn rinnsum,
Dunkelblau, das nimmer hinwegzieht, nie auch erhellt ihm
Heiterer Glanz den Gipfel, im Sommer nicht, oder im Herbste.
Auch nicht stiege hinauf ein Sterblicher, oder herunter,
Nicht ob zwanzig Hand' und zwanzig Fuß' er bewegte,
Denn das Gestein ist glatt, dem eingehauenen ähnlich.
Aber mitten im Fels ist eine benachtete Höhle,
Gegen das Dunkel gewandt zum Erebus. — — —
Drinnen im Fels wohnt Scylla, das fürchterlich bellende Scheusal,
Deren Stimme so hell, wie des neugeborenen Hundes,
Hertönt; aber sie selbst ein entsetzliches Graun, daß schwerlich
Einer sich freut sie zu sehn, wenn auch ein Gott ihm begegnet.
Siehe, das Ungeheuer hat zwölf unförmliche Füße,
Auch sechs Hälse zugleich, langschlangelnde; aber auf jedem
Dreht ein gräßliches Haupt, worin drei Reihen der Zähne,
Häufig und dicht, umlaufen, und voll des finsteren Todes.
Halb ist jen' inwendig hinabgesenkt in die Felskluft;
Auswärts streckt sie die Häupter hervor aus dem schrecklichen Abgrund,
Schnappet umher und fischt sich, den Fels mit Begier umforschend,
Meerhund' oft und Delphin' und oft noch größeres Seewild,
Aufgehascht aus den Schaaren der brausenden Amphitrite.
Niemals rühmte sich noch ein Segeler, frei des Verderbens
Dort vorüberzusteuern; sie trägt in jeglichem Rachen
Einen geraubten Mann aus dem schwarzgeschnabelten Meerschiff. —

✿

Doch weit niedriger schaust du den anderen Felsen,
Jenem so nah, daß leicht dir hinüberschnellte der Bogen.
Dort ist ein Feigenbaum, der groß und laubig emporgrünt,
Unter ihm dreht Charybdis, und schlürft das dunkle Gewässer.
Dreimal strudelt sie täglich hervor, und schlürfet auch dreimal
Fürchterlich! — —

Diese Erzählung ist sehr einfach und herzlich, im kindlichen Tone argloser Gläubigkeit vorgetragen; es liegt aber unter jedem Zuge tiefe Wahrheit verborgen. Das Gemählde des volltönigen und doch nachbildenden Römers hat mehr Farbenschimmer und bewirkt wohl Bewunderung, erregt aber bei weitem nicht so.

wie Homers Schilderung, Glauben und Rührung. So beschreibt Virgil im dritten Gesange der Aeneis:

Dort durch Gewalt vormals und erschütternde Tummel zerrüttet,
(So viel mag umwandeln die Zeit in alternder Dauer!)
Barst, wie man sagt, der Grund, da vereinigt beiderlei Erdreich
Feste noch war; eindrang die Fluth, und mit brausender Brandung
Riß sie das Sikelerland von Hesperia's Seite und Städte,
Durch Meerenge getrennt, umspület' ein zwängender Strudel.
Rechts hält Scylla den Strand, und die unersättliche Charybdis
Links; und zum untersten Schlund der Abgrunds schlürfet sie dreimal
Jäh die unendlichen Fluthen hinab, dann wieder zur Luft auf
Schnellt sie die wechselnden hoch, und besprützt die Gestirn' mit Meerschaum.
Aber Scylla verweilt im dunkelen Winkel der Felskluft,
Wo sie das Haupt aufstreckt, und die Schiff' an die Zacken heranzieht.
Vorn ist Menschengestalt, und schön von Busen die Jungfrau,
Bis an den Schooß; doch hinten ein grauenvoll ungeheurer Wallfisch,
Welcher Delphinenschwänz' an den Bauch der Wölfe gefüget.
Besser dem Ziele genaht des trinacrischen Berges Pachynus,
Auch mit Verzug, und umher auf langer Fahrt sich gewendet,
Als in der grausiglichen Kluft einmal nur gesehn das Scheusal
Scylla, und das Gestein, umbellt von schwärzlichen Hunden!

11. Die römischen Dichter wetteifern in Beschreibungen dieses schönen Quells: Ovid im fünften Buche der Verwandlungen. Virgil im dritten Gesange der Aeneis und in der zehnten Ekloge; Lucan im dritten Buche der Pharsalia, und Sil. Italicus im dreizehnten Buche des Gedichts vom punischen Kriege. Auch Seneca im Trostschreiben an die Marcia (Cap. 17) preißt die Arethusa als celebratissimum carminibus fontem, nitidissimi ac perlucidi ad imum stagni, gelidissimas aquas profundentem.

12. **Eisenkraut** (Verbena) wurde zum Götterdienste verwendet. Man umwand mit demselben die Altäre. Auch die Fetialen, (geheiligte Kriegs- und Friedensherolde) waren damit bekränzt. Die römischen Schriftsteller brauchen aber die Wörter Verbenae und Sagmina (d. i. sanctimina, von sancire, heiligen)

auch überhaupt für Opferkräuter, von heiliger Stätte gepflückt, wie z. B. Lorbeer, Myrthen, Rosmarin u. a., (Livius, l. 24. XXX. 43. — Plinius, hist. nat. l. 22. c. 2. — Ovid, Fastor. l. 381. — Metam. VII. 242. Am. I. 1. 29. — 2. 25.) Dem Aberglauben dient das Eisenkraut auch heut zu Tage hier und da als Amulet und Zaubermittel.

---

13. Die Rede des Pinarius führt Livius im 24sten Buch seiner römischen Geschichte an. Sie ist merkwürdig, weil sie eine seltsame Vereinigung von Pflichtgefühl und Härte mit Humanität und Frömmigkeit darstellt. Nach Große's Übersetzung lautete sie also:

„Ich glaube gewiß, Kameraden! ihr werdet gehört haben, wie die römischen Besatzungen in diesen Tagen von den Sicilianern überlistet und ermordet worden sind. Dergleichen Gefahr seyd ihr durch der Götter Gnade und auch durch eigene Bravheit, da ihr Tag und Nacht unter Gewehr auf euern Wachtposten standet, entgangen. Wollte der Himmel, daß man ferner nicht nöthig hätte, Unwürdigkeiten zu erdulden oder selbst auszuüben! Auf solche Art haben wir uns bisher gegen heimliche Anschläge gesichert. Weil diese den Ennensern nicht so recht gelingen wollen, so fordern sie jetzt öffentlich die Schlüssel der Thore zurück. Sobald wir dieselben werden überliefert haben, wird Enna gleich in der Gewalt der Karthaginenser seyn, und schändlicher, als die Besatzung zu Murgantia, wird man uns hier niederhauen. Kaum habe ich die einzige Nacht, in der ich euch von der bevorstehenden Gefahr benachrichtigen wollte, zur Überlegung nehmen können. Mit Anbruch des Tages werden sie eine Versammlung halten, um mich zu verleumden und das Volk wider euch aufzuhetzen. Und also wird diese Stadt am morgenden Tage, entweder mit eurem oder der Ennenser Blut überströmt werden. Laßt ihr euch überfallen, so habt ihr nicht das Geringste zu hoffen; kommt ihr aber zuvor, so ist nicht die mindeste Gefahr zu befürchten. Wer das Schwert zuerst wird gezückt haben, denen wird der Sieg seyn. Erwartet also insgesammt aufmerksam und gerüstet das Zeichen! Ich selbst werde der Versammlung beiwohnen, und so lange, bis alles in Be-

reitschaft ist, die Zeit mit Gesprächen und Wortwechsel hinzubringen suchen. Wenn ich aber mit der Toga ein Zeichen werde gegeben haben, dann erhebt ein allgemeines Geschrei, fallet den Haufen an, streckt mit dem Schwerte Alles zu Boden, und sorgt dafür, daß keiner am Leben bleibe, von dem ihr Gewalt oder List befürchten müsset. Euch aber, Mutter Ceres und Proserpina, euch alle, ihr Götter der Ober- und Unterwelt, die ihr diese Stadt und die geheiligten Seen und Haine bewohnt, euch flehe ich an, uns nur alsdann gnädig beizustehen, wenn wir diesen Entschluß faßten, den Schlingen zu entgehen, nicht selbst welche zu legen. — Ich würde euch, meine Kameraden, mit mehrerem zu ermuntern suchen, wenn ihr mit gerüsteten Soldaten zu fechten hättet. Wehrlose und Sichere werdet ihr mit Gewalt dahinwürgen." —

---

14. Gemoniae scalae oder Gemonii gradus; so hieß in Rom eine, vor dem Staatsgefängnisse befindliche Treppe, über deren Stufen die Leichname der Hingerichteten mit einem Hacken herabgeschleift und in die Tiber geworfen wurden. Man leitete ihren Namen davon ab, quod gemitus locus esset. Sueton im Leben des Kaisers Tiberius (§. [illegible]) und Vitellius (§. 61.) Tacitus im 8ten Buch der Geschichtsbücher, Valer. Maximus im 6ten Buch seiner denkwürdigen Beispiele, Plinius im 8ten Buch der Naturgeschichte, und Juvenal in der 10ten Satyre, sprechen mit Graun von dieser Todestreppe. Die Stelle, worin Tacitus die tragische Scene von Sejans Ende in seinen Annalen schilderte, — gewiß ein Gemählde mit glühenden Farben! ist leider verloren gegangen.

Wie sehr dieser Verlust zu beklagen ist, zeigt sich aus der Schilderung, welche uns dieser Meister in der Charakterzeichnung im 4ten Buche der Annalen von Sejans äußerm und innerm Wesen hinterließ:

„Sein Körper war ausdauernd bei Strapazen, sein Geist unternehmend; er wußte sich zu verbergen, Andere zu verläumden; im gleichen Grade schmeichelnd und stolz; äußerlich sittsam und blöd, innerlich aufstrebend zum Gipfel der Macht. Eben

darum zeigte er sich bald freigebig und prächtig, öfter aber in Geschäften wirksam und unermüdet; gefährliche Eigenschaften, sobald sie Masken der Herrschsucht werden."

Und nun! wie groß, wahrhaft erhaben paßt hierzu die früher geäußerte Bemerkung:

„Er fesselte den Tiber durch mancherlei Kunstgriffe so, daß er diesen, für Andere unergründlichen Mann, nur gegen sich unbehutsam und offenherzig machte, und das nicht sowohl durch seine Behutsamkeit (denn er mußte zuletzt unter der nämlichen Intrigue erliegen,) als vielmehr durch den Zorn des Himmels gegen den römischen Staat, zu dessen Verderben seine Größe und sein Fall gedeihen mußte." —

Diesen Sejan, ein Beispiel von höchster Größe und tiefstem Fall, wählte der feurige Satyrendichter Juvenal zum Gegenstand eines großen lebenvollen Gedichts, der zehnten Satyre, worin er die Idee aufstellt, was des Menschen bester Wunsch seyn soll, und wie verkehrt des Menschen Wünsche sind. Einer wünscht Reichthum, aber ach!

Magst einige Gefäße nur von feinem Silber führen,
So hast du, wenn des Nachts du auf der Straße bist,
Dolch oder Fanatisch zu befürchten; mußt beim Mond
Vor jedes Schilfs bewegtem Schatten beben.
Leer kann der Wanderer
Im Angesicht des Räubers trillern.

Einen Andern stürzt die Macht, der Gegenstand
Des größten Neides:
Da sinkt die prächt'ge Reihe seiner Titel
Zur Tiefe hin; da stürzen Statuen herab, und sofern
Dem Strick, schon knistern Flammen, schon entglüht
Das vorhergehende Haupt bei Blasenzug und Feuer,
Und zischend schmelzt der ungeheure Sejan,
Und aus dem Manne, der der zweit' im ganzen Reiche war,
Verfertigt man nun Krüge, Becken, Pfannen, Schüsseln.
Im Hacken hängt Sejan!
Die Freud ist allgemein
Was für ein Mund! Wie gräßlich sein Gesicht!

Nie hab' ich, glaube mir's, den Menschen lieben können. —
Doch — welche That bewirkte seinen Fall?
Wer war sein Kläger? Wer hat ausgesagt?
Durch welche Zeugen ward er überwiesen? — »Nichts
Von alle dem! Ein wortreich langes Schreiben
Kommt von Capreä *) —
Gut. Ich habe weiter nichts zu fragen.
Allein, wie nimmt sich Remus Volk dabei? —
»Es geht, wie jederzeit, dem Glücke nach, und haßt,
Die die Verdammung trifft. Dasselbe Volk,
(War schnell der alte Fürst in Ruh' dahingestorben,)
Hätt' in derselben Stunde den Sejan zum Kaiser ausgeschrien.
Laßt über Hals und Kopf uns laufen, weil er noch
Am Ufer liegt, und auf des Fürsten Feind uns treten:
Laßt's Sclaven sehn, damit es keiner leugne
Und den erschrocknen Herrn beim Schopf zum Richter schleppe. —
So hieß es damals vom Sejan. So raunte sich das Volk ins Ohr! —

Wie herrlich hebt der Dichter sich am Schlusse von dem Einzelnen in das Ganze, voll ächter Lebensweisheit, aus der Erfahrung und dem Innersten des Menschen geschöpft, bis zu einer beruhigenden Höhe über all dem wilden Weltgetümmel!

So soll demnach der Mensch nichts wünschen? Nichts? —
Soll ich dir rathen, Freund, so überlaß den Göttern es,
Zu wägen, was uns vortheilhaft und unserm Glücke heilsam sey!
Sie werden, statt des Angenehmen das, was nützlich ist, uns geben.
Gott liebt die Menschen mehr als sie sich selbst!
Uns treibt Instinct und blinde Leidenschaft —
Indeß — damit du etwas doch zu bitten habest,
So bitte dieß:
Daß in gesundem Leib gesunde Seele sey!
So bitte um ein Herz voll Muth, das nichts von Furcht
Vorm Tode weiß, und dieses Lebens letzte Tagesstunde für
Die beste Gabe der Natur erkennt; das jede Müh' und Last
Zu tragen weiß, das nie im Zorn entbrennt,
Nichts heftig wünscht, und dem herkulische Beschwerde
Und saure Arbeit lieber sind als Schmausen und
Sardanapalus weiche Federbetten. —

---

*) Eine Insel, wo Tiber sich aufhielt.

15. Ovid überhäuft (in der 13ten Elegie des 3ten Buches der während der Verbannung im Pontus geschriebenen Trauergesänge) seinen Genius am Geburtstage mit den bittersten Schmähungen: „Der unnütze Schutzgott meiner Geburt (denn wozu nützt' es mir, geboren zu werden?) erscheint an meinem Feste. Grausamer! Was besuchst du des Verbannten unglückliche Jahre? Du hättest ihnen ein Ziel setzen sollen. Hegtest du Sorge für mich oder einige Scham, so würdest du nicht außer meinem Vaterlande mir folgen; du hättest getrachtet, an dem Orte, wo ich zu meinem Unglück als Kind von dir gesehen wurde, zum letztenmal mir zu erscheinen, und hättest mir in der Stadt, die ich verlassen mußte, — wie auch meine Freunde es thaten, — traurig das Lebewohl gesagt. Was willst du im Pontus? Hat auch dich Cäsars Zorn in das äußerste Land des Erdkreises gesendet? Du erwartest wohl für dich die Ehre der festlichen Sitte? Daß ein weißes Gewand von meinen Schultern herabhänge? Daß der rauchende Altar mit blühenden Kränzen umwunden werde, und Weihrauchkörner im festlichen Feuer knittern? Und daß ich Kuchen, ein Zeichen meines Geburtsfestes, für mich opfere, und mit frommem Munde frohe Gebete beginne? — So gut ist meine Lage nicht; auch mein Zustand ist nicht so beschaffen, daß ich mich deiner Ankunft freuen könnte. Mir geziemt ein Leichenaltar, mit Todesgepressen umgeben, und eine Flamme, dem erbauten Scheiterhaufen bereitet."

„Ich mag keinen Weihrauch streuen, der die Götter doch nicht erbittet und an fromme Gebete denk' ich in solchem Jammer nicht. Wenn ich aber doch an diesem Tage etwas bitten soll, so flehe ich, daß du in Zukunft nicht wieder an den Ort kommst, so lange der Pontus mich hält!" — (Übersetzung von Eichhof.)

In der 5ten Elegie des 5ten Buches feiert Ovid den Geburtstag seiner Gattinn als Verbannter im Pontus mit rührender Wehmuth. Er schmückt sich festlich mit dem weißen Gewande, dessen Farbe seinem Schicksal so unähnlich ist; er baut einen grünen Altar von Rasen, umwindet den Heerd mit Blumen, streut Weihrauch in die Flamme, strömt Wein, und fleht beim Opfer die Götter an, alles Böses, das ihr drohe, auf sein Haupt fallen zu lassen.

Tibull ist unerschöpflich im Lobe des Genius an den Geburtstagen seiner Theuern. So feiert er in der 7ten Elegie des 1sten Buches den Geburtstag seines Freundes Messala, in der 2ten Elegie des 2ten Buches und im 5ten Gedicht des 4ten Buches das Geburtsfest der Geliebten seines Freundes Cerinthus. Im 6ten Gedichte des 4ten Buches spricht das Mädchen selbst am Geburtstage des Geliebten ihre Wünsche aus. Ich lege dem Leser ein Paar dieser Gedichte vor, theils um ihm die anschaulichste Vorstellung der Römer über den Genius durch sie selbst zu verschaffen, theils um ihn bei jeder Gelegenheit mit dem Geiste der zärtlichen Poesie näher bekannt zu machen. Ich wähle dazu die meisterhafte Uebersetzung von Voß:

Am Geburtstage des Cerinthus.

Glückliche Worte gewählt! Der Geburtsgott naht den Altären,
Alle mit günstiger Zung' ehret ihn, Männer und Frau'n!
Brennt Weihrauch auf den Heerden nach Pflicht, brennt edle Gedüfte,
Welche der [illegible] weicher Sabäer gesandt.
Selbst nun komm', zu schauen der Genius seine Verehrung,
Und sein heiliges Haar prange mit sanftem Gewind'.
Ihm auch triefe die Schläfe von lauterem Geiste der Narde;
Satt von Kuchen [illegible] sey er, und trunken des Weins.
Alles gewähr', o Cornutus, sein Wink dir, was du auch forderst.
Auf denn! Säumest du noch? Fordere! Jener gewährt.
Ahnung sagt, du wünschest unlösbare Bande der Gattinn,
Schon auswendig gelernt haben die Götter den Wunsch.
Lieber verlangtest du nicht selbst alle Gefild' auf dem Erdkreis,
Die mit mächtigem Stiere starkere Bauern umbaun;
Lieber auch nicht, was edlen Gesteins glückseligem Indien
Wächst, wo des östlichen Meers purpurne Wogen erglühn.
Heil! dir erfleht! Sieh dort, wie mit heftigem Schwinge daherfliegt
Amor, und festem Verein bringet ein feuriges Band!
Daure das Band auf immer, bis langsam schleichendes Alter
Beiden die Stirne gefurcht, beiden gebleicht das Haar!

In dem folgenden Gedichte eröffnet Sulpicia selbst die glühenden Empfindungen ihres Herzens am Geburtstage ihres geliebten Cerinthus:

Dieser Tag, o Cerinthus, der dich mir schenkte, geheiligt
Sey er mir stets, und gezählt unter den Festen des Lebens.

XIV

Als dich die Mutter gebar, weissagten die Parzen den Mägdlein
Neuen Frohn, und verliehn dir [illegible] Gewalt.
Doch ich brenne vor Allen, mit Lust auch brenn' ich, Cerinthus,
Wenn der [illegible] gleich innige Glut dich entflammt.
Gleich sey die Lieb'! Ich flehe bei deinen Augen, o Jüngling,
Bei der verstohlenen Wonn' und bei des Genius Macht! —
Herrlicher Gott, nimm freundlich die Gab', und hold das Gelübd' an,
Wenn ja, so oft er an mich denkt, das Herz ihm erglüht.
So er vielleicht schon jetzo nach andrer Liebe sich sehnet,
Dann, o du Heiliger, fleuch, bit' ich, den treulosen Heerd!
Du auch, Venus, halt auf Gerechtigkeit! Gleich in der Fessel
Beugne beide zum Dienst, oder entfessele mich!
Aber vielmehr sey'n fest' in mächtiger Kette vereinigt,
Die zu lösen hinfort keiner der Tage vermag!
Eines wünscht der Jüngling mit mir, doch verschlossener wünscht er;
Denn nicht läßt ihn dies Wort öffentlich sagen die Scheu.
Auf denn, o Gott der Geburt! Da du Himmlischer Alles erkennest,
Segne! Was macht es, er fleh' öffentlich oder geheim?

Nun wollen wir auch noch Properzens Lyra hören. Die folgende Stelle aus der zehnten Elegie des 3ten Buches, worin er den Geburtstag seiner geliebten Cynthia feiert, übertrifft die vorhergehenden, wenn auch nicht an Innigkeit der Empfindung, doch gewiß an Ausdruck und Zierlichkeit der Form:

Heute an meinem Bette, beim ersten Erwachen Aurorens,
Standen die Musen. Ich staunt', verwundert auf ihren Befehl.
Und sie gaben das Zeichen von meines Mädchens Geburtstag:
Dreymal klatschten sie laut glücklichen Beifall mir zu.
Ohne Wolken verstreiche der Tag; es schweigen die Winde!
Sanfter lassen des Meers zürnende Wogen den Strand!
Jedes traurige Volk soll vor mir heute verschwinden:
Niobe's Marmor selbst hemme den thränenden Schmerz!
Es verstumme das Klagen der trauernden Alcyonen;
Itys schmerzlichen Fall weine die Mutter nicht mehr!
Aber, o Theure, du mir zum besten Glücke geboren!
Wache nun auf! Den Dank bringe den Göttern zuerst!
Wasche dann mit reinlichem Quell den Schlummer vom Auge!
Lege das glänzende Haar dir mit dem Finger zurecht!
Alsdann nimm dir das Kleid, worin du zuerst mich entzündet;
Lasse die Blume nicht fehlen dem heiligen Haar!
Flehe die Götter an, die ewigen Reiz zu gewähren:
Ewig stehe mein Haupt unter der Herrschaft von dir! —

(Übers. von Knebel.)

Horaz bezeichnet den Genius (im 1sten Briefe des 2ten Buches) sehr schön mit einem einzigen Zuge, und nennt ihn: Genium memorem brevis aevi, eingedenk der Kürze des menschlichen Lebens. Hier erscheint der Genius ganz so, wie die Römer sich ihn dachten, als der gute Geist des Menschen, welcher, als personifizirter Frohsinn, uns immerzu an den schuldlosen Genuß des flüchtigen Lebens mahnt.

---

16. Das lateinische Wort remora bedeutet Verzug oder Hinderniß, auch überhaupt jedes Ding, welches hemmt und aufhält. Daher auch ein Fisch remora oder echeneis so viel als Schiffhalter genannt wurde, weil man — wie Plinius in seiner Naturgeschichte erzählt — von ihm glaubte, daß er die Schiffe aufhalte, indem er sich unten am Kiel anhänge.

---

17. Auf Lucrez dichtete Angelo Poliziano das folgende Epigramm:

Hic qui philtra bibit, nimioque insanus amore,
Mox ferro occubuit, sic mentem amiserat omnem.

---

18. Das Gedicht Ätna befindet sich im 3ten Bande der Wernsdorfschen Sammlung der kleinern lateinischen Dichter, wird aber dort nicht dem Severus, sondern dem jüngern Lucilius, einem Freunde des Seneca, zugeschrieben. Dieser Behauptung ist auch Meineke in seiner Übersetzung des Ätna gefolgt. Ich folge der Erklärung des Seneca, welcher den Severus Cornelius in seinem 79sten Briefe für den Verfasser des Ätna ausdrücklich erklärt: „Aetnam — hunc solennem in omnibus poetis locum attingas, quem quo minus Ovidius tracta-

ret, nihil obstitit, quod jam Virgilius impleverat. Ne Severum quidem Cornelium uterque deterruit."

---

10. Großgriechenland (Graecia magna); so wurde bis in die Hälfte des siebenten Jahrhunderts nach Roms Erbauung, das untere oder südliche Italien genannt, wo die rastlos thätigen Griechen sehr viele Pflanzstädte angelegt hatten, eh die Römer daselbst Eroberungen machten. Die Einwohner jener Colonien wurden Zwitzungler genannt, weil sie griechisch und italisch sprachen. Aber gerade nur durch diese Vereinigung konnte es möglich werden, daß Griechen die ersten römischen Dichter wurden.

---

20. Die drei punischen Kriege währten, mit Einschluß der dazwischen tretenden Waffenruhe, vom Jahre 490 nach Roms Erbauung bis zum Jahre 608. Der erste derselben dauerte beiläufig 23 Jahre, der zweite 62, der dritte, welcher mit Karthago's Fall endigte, nur drei Jahre.

---

21. Ich bleibe hier, wie in dem ganzen Werke, meinem Vorsatze getreu, mich so viel möglich an die Urquellen zu halten, und habe deshalb den größten Theil der Nachrichten über die im Text genannten Dichter aus den Werken ihrer poetischen Zeitgenossen und anderer römischen Schriftsteller genommen. In späterer Zeit veranstaltete Sammlungen einzelner Gedichte und Fragmente der römischen Dichter vom zweiten Rang und von geringerem Umfang sind:

Burmani Anthologia vetus latina. — Fabricii biblioth. latina. — Poetae lat. minores, cur. Wernsdorf. — etc.

---

22. Die Übersetzung dieser Stelle ist von Meincke, welcher auch eine Ausgabe der Elegien und Fragmente des Pedo Albinovanus veranstaltete. Die hier geschilderte Seefahrt wurde im Jahre Christi 16 unternommen. Die römische Flotte befand sich an der Küste von Friesland; die Römer glaubten aber schon in der Nähe des Nordpols zu seyn. Tacitus versichert in seiner Beschreibung von Germanien (§. 45) daß dort das Ende der Welt sey. — Dieser Geschichtschreiber liefert einen Beweis für die Wahrheit der poetischen Schilderung des Pedo Albinovanus, da er diese unglückliche Expedition im 2ten Buche der Annalen (§. 23 und 24.) beschreibt:

„Anfangs hörte man im ruhigen Meere nur das Rauschen der Ruder und das Flattern der Segel von tausend Schiffen. Bald aber schoß aus einem schwarzen Wolkenklumpen Hagel herab, und heftige Wechselwinde trieben die Wellen empor, daß die Aussicht gehemmt und das Steuern erschwert ward. Und schon begann der Soldat — ängstlich und unbekannt mit den Scenen des Oceans — bald durch Drängen der Schiffer, bald durch unzeitiges Helfen, die Vorkehrungen der Erfahrnen zu vernichten, als auf einmal Wolken und Wellen der Südwind ergriff, und — theils durch Germaniens schwellende Küsten, theils durch reißende Ströme, theils durch den unermeßlichen Wolkenzug verstärkt, und durch die Strenge des eintretenden Nords heftiger, — die Schiffe in die weite See schleuderte oder gegen Inseln führte, die durch Klippen oder verborgene Sandbänke gefährlich waren." — Und bald nachher: „So wie der Ocean an Wildheit der Wellen jedes andere Meer, und Germanien an Rauhigkeit jedes andere Klima übertrifft, so überstieg dieser Unglücksschlag alles an Ungewöhnlichkeit und Größe, da ringsum nichts als feindliche Küsten oder eine so gränzenlose und hohe See war, daß sie endlos und jenseits ohne Land zu seyn schien. Ein Theil der Schiffe ward verschlungen; viele scheiterten an fernen Inseln." — — Diese Schilderung schließt Tacitus mit den Worten: „So wie einer (der Seeleute) aus der Ferne zurückkam, hatte er Wunder zu erzählen von furchtbaren Sturmwinden, seltsamen Vögeln, Meerungeheuern und Halbmenschen." —

In dem folgenden Urtheile, welches Tacitus über diese kühne Unternehmung fällt, mag man zwar den physikalischen

Irthum belächeln: doch bleibt der hohe Sinn, welcher darin seine Ehrfurcht für das Heilige ausspricht, schön und rührend.

„Man sagt, daß hier noch Herkulessäulen zu finden seyen. Drusus Germanicus war kühn genug zur Untersuchung; aber der Oceanus ließ ihn weder sich, noch dem Herkules nachspüren. Nach ihm hat es Keiner wieder gewagt, und man hielt es für gewissenhafter und ehrerbiethiger, die Thaten der Götter zu glauben, als sich erst durch Schauen überzeugen zu wollen." —

---

23. Diese Anekdote erzählt Seneca der Rhetor. (Excerpt. Controv. I. 2. Declam. 2.) Von den drei Versen werden dort nur zwei angeführt. Der erste:

Semibovemque virum, semivirumque bovem. (Art. am. II. v. 24.) bezieht sich auf den Minotaurus.

Der zweite (Amor. II. Eleg. 11. v. 10.) lautet:

Egelidum Boream, egelidumque Notum.

---

24. In einigen Ausgaben des Catull, Tibull und Properz, befindet sich ein Anhang von sechs Elegien und einem erotischen Liede unter dem Namen des Gn. Cornelius Gallus. Diese Gedichte sind aber größtentheils von der Art, daß wenn Gallus der Verfasser wirklich wäre, seine lobpreisenden Freunde: Virgil, Horaz und Properz, als sehr incompetente Richter erscheinen müßten. Man hat daher jene Gedichte, dunkel und spielend im Ausdruck, nachlässig und rauh im Versbau, als unwürdig des gerühmten Dichters, einem spätern Poeten Maximinianus, welcher unter dem Kaiser Anastasius lebte, nicht ohne Wahrscheinlichkeit zuerkannt. Es bleibt aber doch immer ein

auffallender Unterschied zwischen den übermäßigen Lobsprüchen, welche Gallus von seinen poetischen Freunden erhielt, und dem Urtheile Quintilians, welcher denselben zwar unter den vorzüglichen Elegiendichtern anführt, ihn aber hart nennt: „Elegia — sagt der Nationalstolz des römischen Kunstrichters (l. 10. c. 1.) — Graecos quoque provocamus, cujus mihi tersus atque elegans maxime videtur auctor Tibullus. Sunt qui Propertium malint, Ovidius utroque lascivior, sicut durior Gallus."

---

25. Gesinder dieser Art von Satyre war der Cyniker Menippus, zugleich berüchtigter Parodienschreiber und Wucherer. Als ihm sein großes Vermögen entwendet wurde, erhenkte er sich.

(Macrob. Saturnalium l. 1. und Meiners Geschichte der Wissenschaften in Griech. und Röm.)

---

26. Die zwei Verse des Varro aus einer Beschreibung der Nacht hat uns der Rhetor Seneca (Controv. 10.) aufbewahrt. Bei dieser Gelegenheit erwähnt er zugleich des Julius Montanus als eines trefflichen Dichters: „Montanus Julius, qui comis fuit, quique egregius poeta, ajebat illum imitare voluisse Virgilii descriptionem:

Nox erat, et terras animalia fessa per omnes,
Alituum pecudumque genus sopor altus habebat. —

At Virgilii imitationem bene cessisse, qui illos optimos versus Varronis expressisset in melius:

Desierant latrare canes, ulcisque silebant;
Omnia noctis erant placida composta quiete. —

XX

Solebat Ovidius de his versibus dicere, potuisse fieri longe meliores, si secundi versus ultima pars abscinderetur et sic desineret: Omnia noctis erant. — Varro, quem volui sensum, optime explicuit. Ovidius in illius versu suum sensum invenit; aliud enim intercisus versus significaturus est, aliud totus significat. —

Inhalt
der
ersten Abtheilung des ersten Bandes.

Vorwort S.

Erstes Buch. Reise nach Kreta.

I. Weihe der Freundschaft. Glücklicher Zustand der Römer unter Trajans Regierung. Parallele zwischen Rom und Griechenland. Plan und Zweck des Werkes, Ziel und Streben des Reisenden 13

II. Abreise von Rom. Ankunft auf Kreta. Waffenübungen der Kreter. Waffentanz der Jünglinge 18

III. Krieg der Kreter und der Römer. Die Seeräuber. Sieg und Niederlage der Römer. Kretische Gesandtschaft in Rom. Charakter des Proconsuls Metellus. Merkwürdige Erinnerung. Vermittelung des Pompejus. Kreta's gänzliche Unterjochung. Traurige Schicksal der Kretern Gonader, Eumenes, König von Bithynien, und Perseus, König von Macedonien 22

IV. Die Belagerung von Athen durch die Römer. Mithridates und Sylla. Pompejus und Cäsar. Vorliebe der Römer für die Athener 35

V. Abreise von Kreta. Schiffsgespräche. Meeresstille. Ovids Verwandlungen. Ceyx und Halcyone. Die sterbenden Schwäne. Der Mythos vom Phönix. Ovids Verwünschungsgedicht Ibis, über die Verbannung aus dem Vaterland. Der Mythos von Amor und Psyche 41

Zweites Buch. Reise nach Sicilien.

I. Siciliens Gestalt und Städte. Innere Zwietracht. Messana. Scylla und Charybdis, poetisch und naturhistorisch. König Hiero, ein Freund der Römer. Sein Nachfolger Hieronymus, ein Freund der Karthager. Unruhen in Syrakus. Bündniß mit Rom 87

II. [illegible] 49

III. [illegible] 100

IV. [illegible] 112

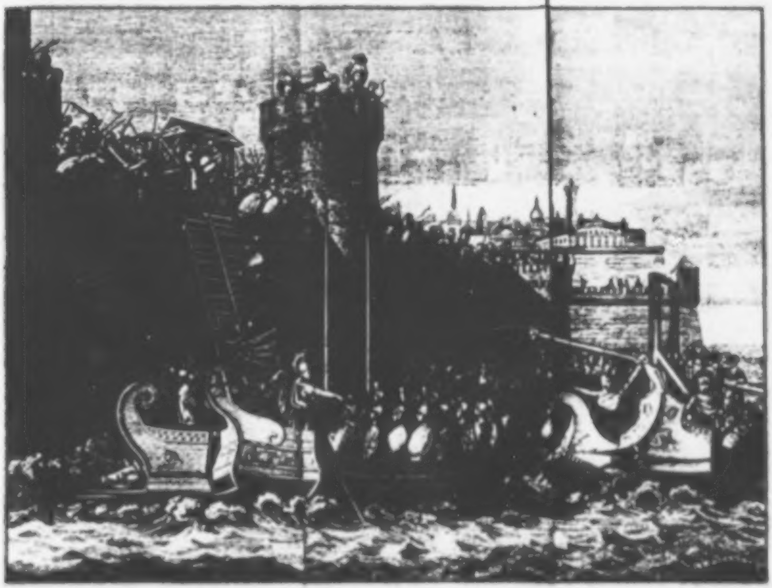
V. [illegible] 115

VI. [illegible] 130

VII. [illegible] 155

VIII. [illegible] 176

Anmerkungen.



DIE RÖMER BELAGERN SYRAKUS

Univ. Bibl.
München

Artemidor

im

Reiche der Römer.

Von

Christian Kuffner.

1. Band.

2. Abtheilung.

Brünn, 1883.
Bei J. G. Trassler.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Artemidor

im

Reiche der Römer.

Erster Band.

Zweite Abtheilung

IX.

Schon während Nikaño's Vorlesung hatten sich in Flavius Gesichtszügen deutliche Spuren von Mißverzügen gezeigt. Als Nikaño nun aufhörte, schien der junge Römer mit sich selbst zerfallen zu seyn; denn sein Verstand mußte Nikaño's Tadel für treffend erkennen, indeß der beleidigte Nationalstolz sich dagegen empörte. Sein innerer Zwiespalt nahm endlich die Form einer ironischen Lobrede an, und äußerte sich so:

„Die geistige Größe der Griechen ward in Rom von jeher verehrt. Schon M. Portius Cato, im Anfange des sechsten Jahrhunderts, lernte vom Dichter Ennius als hochbejahrter Mann die griechische Sprache, und trieb noch als Greis das Studium der griechischen Literatur mit Jünglingseifer. *) Der griechische Philosoph Panätius war Lehrer und Gefährte des größten Feldherrn seiner Zeit, Scipio's, des Besiegers von Karthago. Der wärmste Verehrer griechischer Weisheit war Cicero; aber sonderbar; auch Plutarch, ein Griechenland, welcher Cicero's Verbannung bewirkte, war immer von Griechen umgeben! **) Und gerade Cicero hat durch Schriften und Reden erzeigt, daß unsere Sprache der griechischen an

*) Cicero de Senect. 7. — Acad. Quaest. IV. 2. —
**) Cicero pro Milone, 10.

Reichtum des Ausdrucks nicht nachstehen darf; *) auch ist es noch keinem Griechen gelungen, sich, so wie er, zugleich in der [illegible] voll Feuer und Kraft, und in dem ruhigen Ton [illegible]*) — zwei so verschiedenen [illegible] — hervorzuthun. Zwar haben allerdings viele Römer [illegible]; dagegen aber wollten doch manche [illegible] nicht so hoch ansehen, wie z. B. die Redner [illegible] und Marcus Antonius; der erstere verachtete die [illegible], indeß der zweite nicht einmal den Schein haben wollte, sie zu kennen. **Marius** haßte die Griechen so sehr, daß er sogar auf der Reise nach seiner Villa einen Umweg machte, um nur die griechische Straße zu vermeiden. **)

Bei einem Gastmahl traf ich einst einen jungen Menschen, welcher [illegible] griechische Sitten und Sprichwörter anführte, und sich dabei sehr klüglich dünkte. Wir Römer nennen das Betragen eines solchen albernen Menschen **unschicklich**, weil er, was er thut, sich nicht schickt, indem er entweder zur [illegible] oder zu viel spricht, sich brüstet, und die schuldige Achtung [illegible] und Unterhaltung der Anwesenden vergißt. ***) [illegible] nennt man geradezu: Mit diesem Fehler [illegible] Volk der zu [illegible] herabgesunkenen Griechen sehr stark behaftet. — Ein Anderer bemerkte dabei, die Griechen hätten in ihrer Sprache nicht einmal ein Wort, um diesen **Fehler** auszudrücken. — Jener erwiderte, dieß komme [illegible] daher, [illegible] nicht erkennen, oder weil nur diesen [illegible]

*) Cicero de nat. Deor. I, 4. — De offic. I, 1.
**) Cic. epist. fam. VII, 1.
***) C. [illegible], 1.
†) Cic. de orat. II. 1 et 4. — Orat. post. red. in Sen. §. 6. Pro Rabir. Posthumo. §. 13. — Pro Milone §. 11.

gewaltiger Gegner der Griechen, und anstatt ihre hohen Vorzüge gehörig zu würdigen, machte er sichs zum Geschäfte, Alles, was er an ihnen von irgend Einem tadeln hörte, zu sammeln und mitzutheilen. So ließ er damals, vom Wein in eine etwas heftige Leidenschaft gesetzt, eine förmliche Invective, und behauptete mit vieler Beredtheit: „Die Griechen seyen leichtsinnig, und ungewöhnliche Fremde; sie schwatzten in ihren Schriften so manches nicht zur Sache Gehörige nur, um sich den Schein eines ungeheuern Wissens zu geben und Andern die Erlernung der Kunst zu erschweren. Diese Weichlinge, sagte er, zerquälen sich mit Wortgezänk, und es ist ihnen mehr um das Streiten als um die Wahrheit zu thun." — *) Allein konnte ich ihm nicht beystimmen. Griechenland hat ja in der Beredtsamkeit vor allen andern Völkern stets den Vorzug — verlangt, und Athen ist die Pflanzstätte aller Wissenschaften; dessen ungeachtet aber unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß die vorzüglichen Köpfe Roms — wie schon Cicero oft gesagt hat — an Geist allen Völkern der Erde vorgehen. Die Griechen konnten gewiß keinen eifrigeren Freund und Verehrer haben, als unsern selbst herrlichen M. T. Cicero, welcher unverholen gestand, daß er alles, was er sey, dem Studium der Griechen und ihren unsterblichen Denkmählern in Kunst und Wissenschaften verdanke. Dessen ungeachtet aber warnte er seinen Bruder Quintus, da dieser als Proconsul in seine Provinz Asien abreisete, vor engern Verbindungen mit Griechen gewarnt, daß alles Griechenlands würdige Männer ausgenommen wohl auf seiner Hut zu seyn, weil der größte Theil derselben trüglich, und falsch, und durch lange Dienstbarkeit zu knechtischen Schmeichlern entartet sey.

*) Cicero ad Att. l. 1. ep. 16. — pro Flacco 4. — Cicero ad Quintum, l. 1. — Cicero de orat. I. 2. et 11.

scheelsüchtig nicht nur gegen die herrschenden Römer, sondern auch einer gegen den Andern." — *)

So lief diese Rede des jungen Römers mich verwundete, mußte ich dennoch schweigen, weil ich es wohl fühlte, daß ich die Wahrheit der kränkenden Behauptung nicht siegend zu bekämpfen vermochte. All mein Schmerz ergoß sich nur in wenige Worte; ich sagte, dumpf und leise wie zu mir selbst sprechend: „So waren es vermuthlich diese vielen, unserer Nation zur Last gelegten Fehler, wodurch die Römer, bald nach der berühmten Schlacht bei Cannä, bewogen wurden, einen Gallier und eine Gallierinn, einen Griechen und eine Griechinn auf dem Forum in die Erde zu senken und sie in einem ummauerten Behältniß lebendig zu begraben. **) Wie ists möglich, daß ein Volk glauben konnte, durch eine solche Unmenschlichkeit die Götter zu versöhnen? — Anders dachte Griechenland; es rächte den gräßlichen Tod der Seinigen dadurch, daß es die Humanität der Römer beförderen half." —

Etwas betroffen, die Thatsache nicht läugnen zu können, erwiederte Flavius, wie begütigend: „Jenen Frevel hat Rom den Griechen reich vergolten. Anerkennend, wie so manche Kunst und Wissenschaft zur Veredlung des Geistes und des Körpers wir der gebildetsten aller Nationen verdanken, hatte sich Griechenland kaum seines schönsten Lohnes zu erfreuen, als es, nachdem König Philipps von Macedonien durch ein römisches Heer besiegt war, seine Selbstständigkeit durch die Römer wie-

---

*) Cicero ad Quint. fratrem l. 1. epist. 1.
**) Liv. l. 22. c. 57.

der erhielt. Es muß eine herrliche Scene gewesen seyn; ich sehe sie vor mir. Ganz Griechenland, eine unzählige Menge, ist versammelt, die isthmischen Spiele zu schauen; aber diese Wettkämpfe aller Art vermögen es nicht, Aug' und Seele noch der gewohnten Theilnahme zu beschäftigen. Macedonien erlag Roms siegreichen Legionen; aber welche Verfassung, welches Schicksal darf Griechenland erwarten? — Diese Sorge nagt an jedem Herzen. Da erscheint Quinctius Flamminius, der siegende Proconsul in blühender Jugendkraft, seine Römer mit ihm, und nehmen ihre Plätze ein. Tiefes Schweigen banger Erwartung herrscht rings umher. Die Tuba tönt. Ein römischer Herold tritt in die Mitte des Kampfplatzes. Im Namen des römischen Senats und des Proconsuls verkündet er dem versammelten Griechenland seine Unabhängigkeit nach eigenen Gesetzen! Die Menge staunt, glaubt kaum, was sie hört. Einer fragt den Andern, ob er auch recht vernommen habe. Der Herold muß nochmal vortreten, muß das schon Verkündigte wiederholen. Nun schallt Händeklatschen; Jubel und Freudengeschrei steigt zum Himmel empor; Kränze fliegen; die Menge, wie in Eins zusammenstürzend, gefährdet den Proconsul, der vor des Sturmes Andrang sich kaum retten kann. — Wie sprach Griechenlands allgemeine Stimme damals von uns? — „Noch sey — so sagte man — ein Volk auf Erden, welches aus eigenem Mittel, mit eigener Mühe und Gefahr für die Selbstständigkeit Anderer kämpfe; ein Volk, welches keine unrechtmäßige Herrschaft dulde, Recht und Gerechtigkeit zum allwaltenden Gesetze mache. Einen solchen Gedanken zu fassen, vermöge nur ein kühner Geist, ihn auszuführen nur Heldenmuth und Glück in der Fülle ihrer vereinten Kraft." — *)

---

*) Livius l. 33. cap. 32.

Flavius, von solcher Begeisterung über die historische Größe seiner Römer ergriffen, erschien uns in diesem Augenblicke selbst groß, und versöhnte uns mit seinem Stolz, weil dieser aus einem so herrlichen Boden aufsproßte. Die politische Schönheit der erzählten Großthat, welche ein ganzer Staat, der mächtigste seiner Zeit, an einem andern, entkräfteten ausübte, wirkte selbst in der Erinnerung noch auf alle Gemüther ungemein freundlich. Flavius gerieth durch die Rührung aller Anwesenden selbst in eine milde Stimmung, und fuhr fort:

„Ihr Griechen! lasset uns immerhin die politische Größe, in welcher kein Volk der Erde uns gleicht; wir erkannten ja dagegen von jeher die geistige eurer Vorfahren dankbar in ihrem vollen Werthe. In Kunst und Wissenschaft hat Griechenland uns übertroffen; es war aber nicht schwer, da zu siegen, wo wir keinen Widerstand thaten. Unsere Vorfahren haben die Dichter spät kennen gelernt, noch später sie aufgenommen. Zwar ließen sie bei Gastmahlen die Heldenthaten großer Männer mit Flötenbegleitung singen; die Sänger wurden aber so wenig geachtet, daß man es dem Provinzial M. Nobilior als eine Schande vorwarf, den Dichter Ennius in die Provinz Italien mit sich genommen zu haben. Dieß hatte die nothwendige Folge, daß man sich der Dichtkunst um so weniger widmete, je weniger die Dichter geehrt wurden. Ehre nähret die Künste, und der Ruhm entflammt Jeden; was aber allgemein verachtet wird, liegt darnieder. Sind wir nun schon in den Künsten und in der Erfindungskraft hinter den Griechen zurückgeblieben, so gebührt doch den Römern an Herrlichkeit der Naturanlagen der Vorzug vor allen Völkern der Erde. So haben wir auch das von den Griechen Entlehnte, wenn wir es der Mühe werth hielten, stets zu einer größern Vollkommenheit gebracht. Sehr viel geleistet wurde bei uns in dem Studium der Philosophie, als eigentlicher Wissenschaft des Lebens,

von der Zeit an, da M. T. Cicero ihren Vollglanz uns leuchten ließ. *) Dieser treffliche Mann, schrieb zugleich viel über die Dichtkunst, und machte selbst Verse; doch war er kein Dichter.

Fürwahr! unter allen, die sich freier Kunst und Wissenschaft widmen, scheint die Zahl trefflicher Dichter stets die kleinste zu seyn; und dennoch findet man, bei aufmerksamer Prüfung, bei den Griechen wie bei uns Römern, noch weniger gute Redner, als Dichter. **) Nahe verwandt dem Redner ist der Dichter, zwar strenger an das Sylbenmaß gebunden als jener, dafür aber desto freier im Ausdruck; manche Arten der Ausschmückung sind beiden gemeinschaftlich, vollkommen aber gleichen sie sich darin, daß weder die einen noch die andern ihr angebornes Recht zu freiem Aufschwung der genialen Kraftfülle sich einschränken und begränzen lassen. ***) Eben so nahe verwandt ist die Poesie der Mahlerei; so wie ein Gedicht ein redendes Gemählde ist, so muß auch jedes Gemählde ein schweigendes Gedicht seyn. †) Alle übrigen Wissenschaften und Künste gedeihen durch Unterricht und Regeln; den Dichter bildet die Natur selbst; ihn weckt seine eigene Seelenkraft, und eine beinahe göttliche Begeisterung hebt ihn empor. Einen großen Dichter, und ein treffliches Gedicht kann ich mir ohne dieses himmlische Feuer nicht denken. ††) Daher mag wohl auch der poetische Stolz rühren; ich wenigstens habe noch keinen Dichter gekannt, der nicht sich selbst für den besten hielt. Dichter ohne Kraft und Geist stiften viel Übles. Sie lassen in ihren Gedich-

*) Cicero Tusc. quaest. I. 1. 2.
**) Idem de orat. I. 3.
***) Idem de orat. I. 16.
†) Auctor Rhetoricorum ad Herenn. IV. 15.
††) Cic. Tusc. quaest. I. 26.

ten die tapfersten Männer kläglich thun, und verweichlichen dadurch das Gemüth. Kommt zur Lectüre solcher Dichter noch ein verzärteltes, im Schatten der vier Wände verrinnendes Leben, so erschlaffen die Nerven jeder männlichen Tugend. Mit Recht verbannt Plato solche Leute aus seinem vollkommenen Ideal-Staat. *) Was nun insbesondere unsere römischen Dichter betrifft, so will ich meine Meinung jetzt unverholen erklären: Unter unsern Epikern ist Virgil zwar kein Homer, kommt ihm aber doch nahe. In der Elegie nehmen wir's mit den Griechen auf. Die Satyre ist ganz unser. Unter den Odendichtern verdient Horaz fast allein gelesen zu werden; dagegen haben wir erotische Liederdichter, welche dem Anakreon und euren besten Sängern an Lieblichkeit nicht nachstehen. Unser Calvus, Catullus, Valerius Äditus und Porcius Licinius vereinigen in ihren Liedern die Wärme inniger Empfindung mit der süßesten Anmuth des Ausdrucks. Zur Probe nur einige Verse des Äditus, die mir eben beifallen:

Ach wie drängt michs, Pamphila,
Dir des Herzens Qual zu künden! —
Was soll ich von dir erflehn?
Worte fehlen meinem Mund;
Liebeschmelzend gleitet Schweiß
Von der schmerzerfüllten Brust.
So, — verstummend, Liebeschmelzend, —
Sterbe ich zweifachen Tod.

Und aus einem andern Liede, da er zur Geliebten geht:

Warum trägst du, Sclave, mir
Vor die Fackel, die mir unnütz?

*) Cic. Tusc. quaest. V. 22. — II. 11. — III. 1, 2

Laß uns geben ohne sie!
Lodert doch in dieser Brust
Eine Flamme hell genug.
Sie vermag kein Windeshauch,
Sie kein silberheller Regen,
Der vom Himmel fliegt, zu löschen.
Diese Gluth der Liebe kann
Einzig nur die Liebe dämpfen,
Sonst auf Erden keine Macht.

❁

Derselbe Witz glühender Leidenschaft sprüht in der folgenden Stelle aus einem Gedichte des Porcius Licinius hervor:

Ihr Hüther hier der Schafe und der zarten Lämmer,
Sucht ihr nach Feuer? kommt hieher?
Ihr sucht noch? Wißt: das Feuer ist der Mensch!
Berühret mein Finger, so entzünd' ich schnell
Den ganzen Wald; in Flammen glänzt die Heerde
Und Alles rings umher vor meinem Blick. *)

❁

In der Tragödie können wir den Griechen manches an die Seite stellen. Ennius, Accius, Pacuvius, Varius, Ovid und Pomponius Secundus, sind ehrenwerthe Dichter. In der Komödie erreichen wir kaum einen Schatten vom Glanze der Griechen, denen wir nachhinken. Unserer Sprache fehlt jener liebliche Reiz leichter Anmuth, welcher selbst unter den Griechen nur den attischen Dichtern allein eigen ist. Doch findet Plautus noch jetzt vielen Beifall; seine Verehrer sagen: die Musen würden sich seiner Sprache bedienen, wenn sie römisch reden wollten. Der zierlichste unserer Lustspieldichter ist Terenz; Afra

*) Aul. Gell. L. 19. c. 9. — S. Anmerkung 1.

nius, tüchtig in der römischen Original-Komödie, aber unrein. *) Um die Schatten der unsterblichen Sänger des alten Hellas nun vollkommen mit mir auszusöhnen, schließe ich meine Rede mit dem Zuruf unsers vorzüglichsten Lyrikers:

Den Griechen gab die Muse Scherzergeist,
Den Griechen den vollendet schönen Ausdruck,
Legt ihre Meisterwerke Tag und Nacht
Nicht aus der Hand! **)

Nachdem die kleine Aufwallung der literarischen Eifersucht über die geistigen Vorzüge der Griechen und Römer sich gelegt hatte, theilte uns Nikasio den Schluß seiner Bemerkungen über die römische Poesie mit.

Er hegte insbesondere eine starke Vorliebe für die altrömischen Dichter, deren größerer Theil der Tragödie gehuldigt hatte. Sie sind auch jetzt noch Lieblinge der Römer, welche, als Freunde des Alterthümlichen, ihnen vor den meisten neuern Dichtern den Vorzug geben. Diese eifern und ereifern sich gegen ihren aldallichen Vorgänger, ergießen auch manchmal ihre Galle ganz ungescheut gegen sie. — aber vergebens! Man hört nicht auf, die Werke jener Alten zu lesen und zu rühmen; man drängt sich zur Aufführung ihrer Stücke. ***) Diese Vorliebe bleibt immer dieselbe, und — wie ich mich in der Folge selbst überzeugt habe, — mit vollem Recht. Den Mangel an Kunst, ein Gebrechen der rohen Zeit, ersetzen sie durch Genialität,

---

*) Quintil. inst. orat. l. 10. c. 1.
**) Horat. epist. ad. Pis. vers. 270 et 323.
***) Horat. epist. l. l. 2. —

Ihre Trauerspiele haben tragische Kraft, ihre Lustspiele den Reiz naiver Lieblichkeit, welcher sich manchmal der griechischen Grazie nähert. Auf Einheit des Plans und symetrische Ausführung verwenden sie mehr Fleiß als die meisten Neueren, welche den vorzüglichsten Werth auf die Sentenzen legen. Auch herrscht in den Werken jener alten Sänger eine ganz eigene Heiligkeit und männliche Kraftwürde, indeß die Neueren, so wie in der Verfeinerung ihres luxurirenden Lebens, auch in der Darstellung und Sprache weichlich zerfließen. Die größten unter den römischen Rednern, Cicero an ihrer Spitze, haben es nicht verschmäht, ihre gerichtlichen Reden mit Stellen aus den Werken der alten Dichter: Ennius, Accius, Pacuvius, Caecilius, Terentius, Lucilius und Anderer zu bereichern und zu schmücken.*)

Die scenischen Spiele verdanken ihre erste Einführung in Rom einer eben so barbarischen als hartnäckigen Seuche, im Jahre 364 nach Erbauung der Stadt. Schon waren alle Suhnungsmittel erschöpft; die wüthende Krankheit trotzte allen Versuchen menschlicher Klugheit. Endlich kam den Geängstigten der Gedanke, den Götterzorn durch theatralische Spiele zu besänftigen; eine neue Erscheinung dem kriegerischen Volk, welches bis dahin nur Pferderennen und Faustkämpfe in dem, vom König Tarquinius Marcius angelegten Circus gesehen hatte.**)

Nun wurden Spieler aus Etrurien berufen. Sie tanzten nach der Melodie einer Flote, ohne mimische Darstellung. Die Spiele schienen den Göttern nicht gefallen zu haben, denn die Seuche wüthete fort, die Tiber trat aus, überschwemmte den Circus, und unterbrach die scenische Vorstellung.

*) Quintil. inst. orat. I. 8.
**) Livius I. 35.

Besser als den Göttern behagte die Unterhaltung den jungen Römern. Sie ahmten den Histrionen nach, fügten aber dem stummen Spiel auch Worte bei, rohe Scherze in eben so rohen Versen, begleiteten den Vortrag mit passenden Geberden, und suchten in das planlose Ganze die möglichste Mannigfaltigkeit zu bringen. *)

Ein solches poetisches Gemische von lustigen Einfällen ohne Zusammenhang wurde Satura (Satyra) genannt. In der römischen Sprache bedeutet dieses Wort ein, aus verschiedenartigen Dingen zusammengesetztes Ganzes; so z. B. heißt satura lanx eine Schüssel mit vielerlei Fruchten, satura lex ein Gesetz, welches über verschiedene Gegenstände und Fälle zugleich anordnet.

Als das scenische Spiel in der Folge eine kunstgemäßere Ausbildung erhielt, überließen die jungen Römer die eigentlichen theatralischen Vorstellungen den Histrionen, und belustigten sich ausschließend mit dem alten Chaos der satyrischen Possenspiele, welche atellanische oder oscische Fabeln genannt wurden, weil man sie von den Oskern erlernt hatte, welche die campanische Stadt Atella bewohnten. Diese von den jungen Römern aufgeführten Stücke wurden immer nur als Privatbelustigung und Nebensache behandelt, und erhielten deshalb auch den Namen Exodien, — Nach- oder Zwischenspiele. So entstand damals der Unterschied zwischen den eigentlichen Schauspielern (Histrionen), und den Atellanen, einheimischen Dilettanten. Den erstern wird, selbst jetzt noch, weder der Vortheil römischen Bürgerrechts, noch die Ehre des Waffendienstes gestattet. **)

---

*) S. Anmerkung 1.

**) Livius l. 35. — VII. 3. — Cicero Epist. ad fam. VII. 1. — Val. Maxim. l. 4. — A. Gellius l. 17. c. 21. Juvenal. Sat. III. 175. — VI. 71.

Die ersten dramatischen Vorstellungen wurden im Freien gegeben; eine Laube, von Baumzweigen geflochten, oder ein aufgespanntes Zelt, bildete den Schauplatz; die Zuschauer saßen auf Rasenbänken. *)

Die dramatische Poesie schlug also, als kunstgemäßer Versuch, im römischen Boden früher feste Wurzel, als die übrigen Dichtungsarten, sproßte und entwickelte sich auch schneller, konnte sich aber dessen ungeachtet doch zu keiner Zeit einer ächten und vollkommen schönen Blüthe erfreuen.

Wenn die Römer behaupten wollen, daß der Ton des Trauerspiels ihren Dichtern gelungen sey, so laß' ich es gelten; **) wenn man aber die Ursache des spätern und höhern Mißlingens nur in ihrer Ungeduld zum Feilen und Bessern finden will, so kann ich nicht beistimmen, sondern bleibe der Meinung, daß die Ursache des Nichtgedeihens im Mangel des poetischen Geistes liegt; doch muß man mitwirkende Ursachen zugeben. Ich finde deren vorzüglich drei.

Zuerst: Die dramatische Poesie durfte sich in Rom nie so, wie in Athen, zur wesentlichen Verherrlichung der Volks- und Staatsfeste erheben; auch entglühte dabei kein Wettstreit der Dichter, wie bei den Griechen. Dann: Die Geschichte der Römer, so viel Großes sie auch in sich faßt, ist zu wenig poetisch, und gibt den Dichtern — mit wenigen Ausnahmen — keinen solchen nationellen Stoff, welcher, ohne Hinsicht auf politisches Interesse und staatsbürgerliche Verhältnisse, hinreichend anziehenden Gehalt hat für den Menschen als Menschen.

---

*) Ovid. de arte l. 101 et sequ.
**) Horat. l. 2. ep. 1. v. 163 et sequ.

Außerdem liegt es im kriegerischen Charakter der Römer, daß sie an Fechterspielen, Kämpfen wilder Thiere und prachtvollen Triumphzügen mehr Vergnügen von jeher fanden, als alle Darstellungen der dramatischen Poesie ihnen gewähren konnten; ein sicherer Beweis, daß der höhere Sinn und die feinere Empfänglichkeit für das Schöne und Erhabene der Poesie ihnen fehlt. Selbst in der glänzendsten Periode — jener des Augustus Octavianus — war der herrschende Geschmack die rohe Augenlust an blendendem Schaugepränge den edelsten Geistesgenüssen vor.

Die Griechen sind ein poetisches Volk. Wie könnte man aber einer Nation — sie sey in mancher Hinsicht noch so groß und herrlich — einen poetischen Charakter zuschreiben, einer Nation, deren größerer Theil mitten im Schauspiel nach Fechtern oder Bären schreit! Daran ergetzt sich aber nicht etwa nur der römische Pöbel; auch bei der höhern Klasse hat sich das Vergnügen vom Ohr in die Augen gezogen.

Als ich das erste Mal in Rom das Theater besuchte, verginaen mir die Sinne vor all dem unbändigen Getümmel. Da jagten Reiterschaaren und Fußvolk über die Bühne; eine Schlacht ward geliefert; ihr folgte das Schaugepränge eines Triumphs. Gefesselte Könige, die Hände auf den Rücken gebunden, zogen dußerbindend vorüber; Kriegswagen, Schätze, Beute aller Art, und die Trümmer einer zerstörten Stadt, wurden nachgeschleppt. Kameele, Panther, Elephanten und Nashörner zu Hunderten!

Die Schauspieler sprachen, aber wer konnte ein Wort verstehen vor all dem Getümmel, Geyolter und Gebrüll? Es sauste und brauste wie der Sturm in heulendem Waldesgrund und brüllenden Wogen.

Endlich war all die bunte Menge von Schätzen und Seltenheiten aller Welttheile vorüber. Jetzt trat ein Schauspieler auf; rasendes Beifallklatschen brach von allen Seiten los. Ich fragte meinen Nebenmann, was denn jener gesagt habe, das so entzückend schön sey und so allgemein ergreife? — Ich erhielt zur Antwort: „Noch habe er nichts gesprochen.“ — Wem also gilt der stürmische Beifall? — „Der Purpurfarbe seines Mantels!“ — *) Diese Erscheinung, welche mich als Augenzeugen empörte, däucht mir nun bei kalter Überlegung etwas, das nicht wohl anders seyn konnte. Die Römer hatten nie eine National-Tragödie. Ein Volk von so glühender Vaterlandsliebe konnte für fremden Stoff in fremder Gestaltung nur wenig Theilnahme hegen. Jene Übersetzungen und Nachbildungen der griechischen Tragiker hatten zu wenig Reiz für Phantasie und Ohr, übten zu wenig Macht über Geist und Gemüth. Warum nahm kein römischer Dichter jener Zeit tragischen Stoff aus den an Großthaten reichen altrömischen Heldensagen? — Der Mangel einer heimischen **Tragödie** fachte die Neigung für das heimische **Possenspiel** an, die Atellanen, in der altitalischen (oskischen) Mundart, und die tragische Kunst erlosch endlich mit den Tragödien des philosophisch-redekünstlerischen Seneca, ohne jemals einen bedeutenden Grad erreicht zu haben. Kampfspiele und das Blendwerk pantomimischer Vorstellungen ersetzten bald die kaum vermißte dramatische Muse. Immerzu unterhalten und bestärkt wurde dieser Hang der Nation durch die öffentlichen Spiele, welche die Vornehmen und Reichen entweder während ihrer Verwaltung der höchsten Staatsämter, oder vorher zur Gunstgewinnung, bei verschiedenen Gelegenheiten gaben, besonders in den letztern Zeiten der, von Partheien zerrütteten Republik. So kam es dahin, daß die

*) Horat. Epist. 1, 1, 3. — Cicero epist. fam. VII, 1.

Römer an den Kampfspielen reißender Thiere mit Menschen endlich das größte Wohlgefallen fanden.

Als ich zum ersten Male den Circus maximus besuchte, erwartete ich eine Art von olympischen Spielen. Aber wie schmerzlich wurde ich getäuscht! Der Frühkampf, wo man Menschen wilden Thieren vorgeworfen hatte, war geendigt. Ich kam zum Mittagskampfe, und fand schon bei meinem Eintritte den gräßlichen Schauplatz mit Blut und Leichen bedeckt. Jetzt stritten Menschen mit Menschen, noch grimmiger als die reißenden Thiere. Da wurde kein Arm emporgeschwungen, ohne dem nackten Körper des unbeschützten Gegners eine Wunde zu schlagen. Mörder wurden Mördern Preis gegeben, und die Sieger zu neuem Morde aufbewahrt. Viele zitterten vor Schmerz, viele vor Mordlust; die Zahmeren wurden mit Schlägen zu Tod und Wunden gehetzt. *)

Als ich, mein Innerstes zerrissen, mich aus dem Circus entfernte, gedachte ich in düsterer Wehmuth, wie wenig die veredelnde Kraft der Dichtkunst auf den Charakter der Römer gewirkt habe, obschon sie von ihren eigenen Dichtern so feurig gepriesen wurde.

Göttliche Dichtkunst, rief ich in Wehmuth aus, man preiset dich, daß du die rauhen Sitten milderst und den Menschen menschlich machst. Du entflammest zur Tugend, und erhältst ihr Andenken über das Grab hinaus der späten Nachwelt. Stein und Eisen zerstört die Zeit; was du sprichst, bleibt ewig. Du schufst selbst die Götter, und ihre Herrlichkeit bedarf der Macht des Gesanges. Du Tröstende! Du Allverschönernde! Der Sklave

*) Seneca ep. 7. — Cicero ep. fam. VII. 1.

im Steinbruch grabend, mit Fußeisen gefesselt, versüßt sich die schwere Arbeit durch hervorquellenden Gesang; der Schiffer singt, wenn er, gegen das sumpfige Ufer sich stemmend, den trägen Kahn aufwärts zieht; es singen die Ruderknechte, wenn sie, das Ruder an die Brust führend, die geschlagenen Wellen im Zeitmaße bewegen. Der müde Hirt, auf seinen Stab gelehnt, oder auf einem Steine sitzend, ergetzt seine Heerde durch ein Lied auf der Rohrpfeife, und wenn die Sclavinn des zugemessenen Tagewerks Faden spinnt, verkürzt die Getäuschte singend sich die Arbeit. Dich, Orpheus, läßt die Sage durch der Dichtkunst Götterstimme Wälder und Felsen rühren und grimmige Thiere besänftigen, — und Menschen werden Ungeheuer, indem sie die ihr Herz verschließen! — *)

Wer das Gräßliche liebt, dem fehlt der Sinn für das Große, insbesondere für die ächte tragische Größe; denn beide sind von einander so verschieden, wie Sterben und Verwesen. Einen sichern Beweis der römischen Vorliebe für das Gräßliche statt des Tragischen, findet man schon in der Wahl des Stoffes. So wurde, um nur ein Beispiel anzuführen, die von den Griechen der Gräßlichkeit wegen sehr selten dramatisirte Gräuelthat des Thyestes und Atreus von den römischen Tragikern: Gnäus, Pacuvius, Accius, M. Varro, Pompejus und Seneca, wetteifernd bearbeitet. Wer das Gräßliche dem Ächt-Tragischen vorzieht, wird auch vorzüglicheres Wohlgefallen am Stark-Komischen finden. Die Römer liefern davon den Beweis. Bei ihnen erhielt die Posse immer größern Beifall als die Tragödie;

---

*) Ovid, Trist. IV, Eleg. 1. — De Ponto IV. Eleg. 3.

darum erreichten sie im satyrischen Spiele sogar eine Art von Originalität.

Ein Grieche wurde der eigentliche Vater der römischen Poesie. Andronicus aus Tarent, gieng, als diese seine Vaterstadt, einst die mächtigste und blühendste unter den Städten Großgriechenlands, im Jahre 482 nach Roms Erbauung in die Gewalt der Römer fiel, in die Gefangenschaft, kam als Sclave des Livius Salinator nach Rom, ward freigelassen und erhielt nun auch den Namen Livius. *) Mit ihm begann die Morgenröthe der römischen Poesie zu glimmen. Der Kühne wagte es in der fremden, noch rauhen Sprache zu dichten, und seine Genialität erregte Bewunderung. Sein erstes dramatisches Gedicht erschien ungefähr im Jahre 514 n. R. E. auf der Bühne, **) aber 180 Jahre nach dem Tode des Sophokles und Euripides, und ein Jahr vor der Geburt des Ennius. Es unterschied sich von den bisherigen satyrischen Spielen und Atellanen durch einen bestimmteren Plan. Livius war, nach damaliger Sitte, zugleich Dichter und Darsteller seiner Monodramen. Sie fanden solchen Beifall, daß er sie häufig wiederholen mußte. Durch diese Anstrengung wurde seine Stimme heiser. Man erleichterte ihm die angenehme Erleichterung, und er übertrug nun die Declamation einem jungen Menschen, den er vor den Flötenspieler stellte. Er selbst machte die von Jenem gesprochenen Worte durch Mienen und Geberden anschaulich. Die Mimik wurde nun desto lebendiger, da Livius eine Aufmerksamkeit auf

---

*) Quintil. Instit. orat. X. 2. — Cicero in Cat. maj. c. 14. Fuse, Quaest. I. 2. — A. Gellius I. 24. c. 2.

**) Ungefähr 180 oder 181 Jahre vor Roms Erbauung.

sie allein verwenden konnte. Voll Strebens, seine Kunst zu vervollkommnen, führte er auch Zweigespräche ein, und bildete eine reinere edlere Form, indem er die rohen Zoten vom ernsten Stoff trennte. *)

Livius machte die Römer zuerst mit den Meisterstücken der griechischen Tragiker bekannt, welche er zum Theil in freien Übersetzungen nachbildete. Von dieser Art sind die noch beliebten dramatischen Gedichte: Achill, Adonis, Ägysth, Ajax, Andromeda, Antiope, die Centauren, das trojanische Pferd, Helena, Hermione, Ino, Laodamia, die Jungfrau, Protesilaus, Tereus, Teucer, das Schwert, der Lydier, Serenus. Auch als epischer und lyrischer Dichter leistete Livius für jene Zeit Bedeutendes. Seine Odyssee läßt sich am besten mit den alten Bildsäulen des Dädalus vergleichen. Seine Hymnen wurden von Jungfrauen gesungen, welche bei einem Sühnungsfeste die Stadt in feierlichem Zuge durchwandelten. **)

Ein beträchtlicher Theil der Römer hegte noch zur Zeit des Julius Cäsar, und selbst des Octavianus Augustus für den alten Livius so große Vorliebe, daß bedeutende Männer gegen den Todten eiferten. Cicero erklärte, Livius verdiene nicht mehr gelesen zu werden. ***) Eben so gehässig äußerte sich Horaz:

— — — — Ich sage nicht,
Daß man die Dichterei des alten Livius
(Die aus der Schule des Orbil mir noch
Durch manche Ohrfeig' unvergeßlich ist)

---

*) Livius VII. 2.
**) Livius I. 77. 1. 47.
***) Cicero in Bruto, cap. 18.

Vertilgen sollte. Nun, daß solche Verse
Von Vielen schön, correct sogar, und fast
Den ausgefeil'sten gleich gefunden werden,
Das wundert mich; denn wenn auch hier und da
Ein glänzend Wort hervorsticht, der und jener Vers
Ein wenig runder ist und besser klingt:
Ist billig, daß darum ein ganzes Werk
Verkäuflich werd' und lauten Beifall finde?
Was mir die Galle reizt, ist, wenn ein Werk
Getadelt wird, nicht, weil es schlecht gemacht
Und abgeschmackt ist, sondern weil es neu,
Und daß man für das alte Zeug nicht Nachsicht
(Wie billig) sondern Ruhm und Vorzug fordert. *)

Hier rief Flavius: Vergebens will Horaz seine Scheelsucht bemänteln. So ists nun: Der Mensch kann fremde Vorzüge wohl erkennen und hochachten, dieß aber mit Liebe für den damit Begabten zu thun, vermag selbst der Bessere nur im Moment der ersten Begeisterung oder späterhin in einzelnen schönen Aufwallungen. Außerdem huldigt jeder, — mehr oder weniger — mit heimlichem Widerwillen, und haßt oft den Berühmten, indem er ihn ehren muß. So verfolgt der Neid noch die Manen und schwingt die Schlangenfackel der Erynnien über den Aschentopf. Livius ist unvollkommen, ja roh, aber lebendig und kräftig. Dieß beweisen z. B. die wenigen Verse, die mir so eben beifallen; sie sind aus der Tragödie Ino. An einen Mann ergeht der Antruf, sich zur Jagd zu rüsten:

Umgib den Fuß mit purpurnem Kothurn!
Der Gürtel rafe des Gewandes Flug
Zur Brust zurück; vom pfeilgeschwangern Köcher

*) l. 2. ep. 2.

Gelinge der beladne Rücken dir!
So leite zu des Thieres sicherm Lager
Die Hunde, die spurwitternden! *)

Im Trauerspiel, das trojanische Pferd, ruft der Verfolgende dem Fliehenden zu:

Nicht sollst du heute mir entkommen; sterben
Mußt du von meiner Hand!

Eben so behielt ich im Gedächtniß einen Vers aus dem Trauerspiel Ajax:

Denn wunderbar scheint, was schon langst geschah.

In diesen Stellen ist die Sprache edel und alterthümlich rein; oft aber bediente er sich in seinen Gedichten griechischer Worte und Wendungen. Die römischen Grammatiker, besorgt für die Reinheit ihrer Sprache, nennen ihn sowohl aus dieser Ursache, als auch seines Geburtsortes wegen einen Halbgriechen. **)

Ich kann den wackern Livius deshalb nicht tadeln; die Unvollkommenheit der lateinischen Sprache zwang ihn, bei

---

*) S. Anmerkung 1.
**) Sueton, de illust. Gramm. cap. 1.

einer fremden zu borgen, was der einheimischen fehlte. Klangen doch manche Worte damals noch ganz barbarisch; man muß beinahe lachen, wenn man heut zu Tage dusmosus statt dumosus, soretus statt surrectus, dacrumas statt lacrimas, sumpse statt sumpsisse, topper für citius, magnai für magnae, undai für undae, sient für sunt, gnarigavit statt narravit liest. *)

*) S. Anmerkung 3.

X.

Nach dem ersten punischen Kriege nahm die Poesie, im kampfglühenden Lande einheimisch werdend, einen höheren Schwung. Rahe auf einander folgten, vom Jahre 514 angefangen, da Livius sein erstes Stück darstellte, bis zum Ende des sechsten Jahrhunderts der erbauten Stadt, die Dichter Nävius, Ennius, Plautus, Pacuvius, Terentius und Attius. Sie galten ihren Zeitgenossen als Dichter des ersten Ranges; die mindern, vorzüglich Komiker wie Aeutius, Plautius, Aquilius, Trabea, Turpilius, Attilius und Andere, hörte ich nur hier und da von gelehrten Alterthumsforschern nennen; aber jene erstern, Dichter der Nation geworden, erwarben sich in Rom durch ihre dramatischen Werke dieselbe Unsterblichkeit, welche sich Lucilius durch seine Satyren erwarb, die er auf sie schrieb. *) So bewahrt — ich selbst habe mich davon überzeugt, — jeder Römer, der ein wahrer Liebhaber der schönen Wissenschaften ist, das Bild des Ennius, gleich dem eines Gottes heilig, in der Brust, und Verehrer der Gedichte des Attius haben nicht allein dessen poetische Schönheiten, sondern selbst seine Gestalt stets gegenwärtig. **)

---

*) A. Gellius l. 12, cap. 11.
**) Vitruv. l. 9 Proemio.

Als nächster Nebenbuhler des Livius in der dramatischen Dichtung trat Nävius, ein geborner Campanier, im Jahre 519 mit seinem ersten Stück hervor. Er hatte sich nach griechischen Mustern mit römischer Eigenthümlichkeit gebildet. Seine Dichtungen gefielen so sehr, daß die Römer seiner und der Folgezeit ganze Stellen derselben im Gedächtniß bewahrten. So lebt er noch jetzt durch Überlieferung von Mund zu Mund, ja —

> Nävius, wiewohl aus allen Händen
> Verschwunden, sitzt so frisch, als wär', er erst
> Von gestern her, in allen Köpfen noch. *)

Er kämpfte im ersten punischen Krieg, den er nachher besang. Auf diese historische Erzählung in saturnischen Versen legte Nävius einen vorzüglichen Werth, vermuthlich deshalb, weil sie für ihn als Krieger und Sänger ein zweifaches Interesse hatte. **) So viel ich aus den kleinen Parthien, die mir von diesem Gedichte zu Gehör kamen, urtheilen kann, scheint dasselbe durch Kraft und Wahrheit des Ausdrucks bei mangelnder Zierlichkeit den Statuen des Myron zu gleichen.

Die Verse des Nävius werden zwar durch Härten und Mangel verschiedener Art entstellt; oft gähnt ein Hiatus dem andern entgegen, und manche Stelle lastet schwerfällig. ***) Dafür aber hat die Sprache des alten Sängers das große Verdienst, daß sie, bei allem von aller Nachahmung entfernten Charakter, natürlich und einfach ist. Ihre Gleichförmigkeit und Rundung fand man noch im Zeitalter des Cicero schön und preiswürdig. Wollte man damals Frauen wegen der Reinheit

---

*) Horat. I. 2. epist. 1.

**) Cicero in Cat. maj. c. 14.

***) Cicero in Oratore, cap. 14.

ihrer Sprache rühmen, so verglich man dieselben mit jener des alten Nävius oder Plautus. Es ist auch gewiß, daß sich die Sprache bei den Frauen am längsten in ihrer Reinheit erhält, weil sie ihr, bei weniger ausgebreitetem Umgang, gewöhnlich in der Art treu bleiben, wie sie dieselbe in der Jugend erlernten. Die Männer aber, ja selbst Redner, verkünsteln und verderben Vieles, nicht nur in der Sprache, sondern auch in der Aussprache. So z. B. verschlucken Manche das J, und sprechen das E mit so vollem Munde aus, daß man eher Schnitter als Redner zu hören glaubt. *)

Als dramatischer Dichter war Nävius sehr fruchtbar, vorzüglich an Lustspielen. **) Er erlaubte seinem Witze darin die Freiheit der ältern attischen Komödie, wollte ein römischer Aristophanes seyn, ohne den Unterschied von Zeit und Volk zu bedenken, und wagte satyrische Ausfälle auf die Häupter des Staats: auf das edle Geschlecht der Metellen, ja selbst auf den großen Scipio, den Helden Einer Zeit, den Besieger Karthago's, den er mit folgenden Versen verletzte:

Auch ihn, der mit dem Schwert, so Ruhmliches vollbracht,
Ihn, dessen Thaten noch im hellsten Glanze stehn,
Der vor den Völkern einzig und verherrlicht steht,
Ihn zog sein Vater beim Gewand vom Liebchen weg. ***)

Durch diese und ähnliche Spöttereien machte sich Nävius den Großen verhaßt; er wurde von den Triumvirn in das Gefängniß gesetzt. Hier schrieb er zwei Stücke als Widerruf jener

*) Cicero, de Oratore III. 12.
**) S. Anmerkung 5.
***) Aul. Gellius I. 24. c. 4. — Cicero, [illegible] de Republ. apud Augustinum de civ. Dei II. 9.

Schmähungen. Die Volkstribunen ließen ihn nun frei, doch mußte er — wahrscheinlich wegen ähnlicher Beleidigungen — in der Folge Rom verlassen, und starb als Verbannter zu Utica, im Jahre 549 nach Erbauung der Stadt, demselben Jahre, da Scipio als Afrika's Besieger glänzte. *)

Er machte sich selbst eine Grabschrift, welche — wenn auch nicht die volle Wahrheit, — doch gewiß den campanischen Stolz beweist.

Dürften unsterbliche Götter den sterblichen Menschen beweinen,
Würden die Musen gewiß um den Dichter Nävius weinen.
Als er hinunter ging in des Orcus düstere Halle,
Da verlernte Rom die latinische Sprache zu reden. **)

Einen Beweis, daß Nävius wenigstens an einzelnen Vorzügen und Schönheiten nicht arm war, liefert Virgil, der es nicht verschmähte, den alten Sänger hier und da nachzuahmen. ***)

Auch Plautus und Terenz wußten seine reichen Goldgruben geschickt zu verarbeiten. †) So wurde von ihm selbst erfüllt, was er in einer seiner Tragödien den Hektor sagen läßt:

Erfreulich ists, wenn ein gepriesner Mann mich preist.

Einzelne Verse des Nävius haben noch jetzt so viel Gewicht, daß man sie wie Beweisstellen oder entscheidende Zeu-

---

*) A. Gellius, l. 1. c. 3.
**) A. Gellius, l. 1. c. 24. — S. Anmerkung 7.
***) Macrob. Saturn. l. 6. c. 1.
†) Terentius in Prologo Andriae et Eunuchi. — Cicero Epist. fam. XV. 6.

tenzen im Gespräch und in öffentlichen Vorträgen anführet. Einst war ich bei einem Gespräche über verschiedene Gegenstände der Staatsverwaltung gegenwärtig. Jemand behauptete: Die Geschichte liefere Beispiele, daß die mächtigsten Staaten durch die rasche Unbesonnenheit unbändiger Jünglinge oft zerstöret wurden. Er führte dabei aus einem Stücke des Nävius die Frage an:

> Wie habt ihr euern jüngst so mächt'gen Staat
> So schnell vernichtet?

Darauf folgte die Antwort:

> Es traten neue Redner, alberne
> Unbesonnene Männchen auf. *)

Eben so hörte ich bei verschiedenen Veranlassungen die Verse anführen:

> Die Götter hassen den Meineidigen. —
> Wer's oder hat verdient, so wurde er
> Der Thaten Lohn? —
> Was bös erworben, schwindet bös dahin. —
> Bewahre deinen Zorn vor einem Kamel
> Mit Bacchus Zorn! —
> Der Großbach wird durch seine eigne Wuth
> Gekrümmt. —

War mit Livius und Nävius die Morgenröthe der römischen Poesie eingekommen, so erschien Ennius als ihr Morgenstern. Er wurde im Jahr 514 (demselben, da Livius

*) Cicero in Brut. cap. 6.

sein erstes dramatisches Gedicht darstellte) zu Rudiae, einer griechischen Pflanzstadt in Calabrien, geboren, und leitete seine Abkunft von Messapus, einem alten Könige dieses Landes, her. *) Als Jüngling trug er römische Waffen, kämpfte im zweiten punischen Kriege und im Feldzuge gegen Sardinien, nach dessen Beendigung er noch längere Zeit auf dieser Insel verweilte.

Hier lernte ihn der alte M. Porcius Cato, berühmt durch Gerechtigkeitsliebe und Sittenstrenge, als damaliger Prätor in Sardinien kennen. Ennius wußte den düster-ernsten Greis für die Reize griechischer Dichtung bald so zu begeistern, daß der Siebzigjährige sich von ihm in Hellas Sprache unterrichten ließ und den liebgewonnenen Lehrer mit sich nach Rom nahm. Man rechnete dieß dem Römer nicht geringer als den sardischen Triumph selbst an. **)

Der Fremdling erwarb sich in Rom bald mächtige Gönner, erhielt sogar das Bürgerrecht. Man vertraute ihm den Unterricht junger Patricier, und die Ersten im Staat suchten den Umgang des gebildeten, kenntnißreichen Mannes, welcher nun die Verbreitung griechischer Kunst und Wissenschaft in Latium beförderte.

Obenan unter seinen Gönnern standen die Scipionen und der treffliche Fulvius Nobilior. Als dieser einen glänzenden Sieg über die Ätolier erkämpft hatte, weihte er den Theil der

*) Sil. Italicus l. 12. v. 393. — Servius ad Virg. Aen. l. l. 7. v. 691.

**) Aurel. Victor de vir. illustr. c. 47. — Corn. Nepos in Catone c. 1.

Beute, welcher sonst dem Kriegsgotte dargebracht wurde, den Musen, als den begeisternden Göttinnen seines Lieblings Ennius. *) Scipio der Afrikaner, hatte den wackern Sänger seiner Heldenthaten als steten Gefährten daheim und im Felde bei sich. **)

Ennius lebte seinem Genius, in allem und jedem, und huldigte Keinem. Als Scipio Nasika eines Tages ihn zu besuchen kam, ließ jener sich durch eine Sklavinn verleugnen. Einige Tage nachher ging Ennius zu Nasika; aber dieser rief ihm an der Thüre zu: er sey nicht zu Hause. — Wie? sagte der Dichter: kenne ich deine Stimme nicht? — Nasika dagegen: Als ich dich besuchen wollte, glaubt' ich deiner Sklavinn, daß du nicht zu Hause seyest, und du willst nun mir selbst nicht glauben? ***)

Man sagt, Ennius habe sich zum Dichten immer durch Wein begeistert. †) Dabei erreichte er ein siebenzigjähriges Lebensalter, dessen Beschwerlichkeiten er mit frohsinnigem Gleichmuth ertrug, ferne von der Thorheit so vieler Menschen, welche die Fehler ihrer eigenen Schuld dem Alter zur Last legen. Ennius verglich sein Alter selbst mit dem eines muthigen, siegreichen Kampfrosses; er sey, sagte er:

»Gleich dem muthigen Roß', das, in den olympischen Spielen
Oft obsiegend, am Ziel, vom Alter entkräftet, nun ausruht.« ††)

---

*) Cicero pro Archia, cap. 9. 10, 11. — De clar. orat. cap. 20.

**) Cicero de Oratore II. 37

***) Cicero eodem, II. 65.

†) Horat. l. 2. epist. 1.

††) Cicero de senect. cap. 5.

Er starb im Jahre 584 nach Roms Erbauung, so heiter als er gelebt hatte, mit dem Wunsche: — „Niemand weihe mir Thränen! Mein Leichenbegängniß feiere niemand mit Klageton!“ *) Sein Bildniß wurde vor dem capenischen Thor auf dem Monumente der Scipionen zwischen ihren Bildnissen aufgestellt. So sah man die Helden und den Heldensänger auch nach dem Tode noch so vereint, wie sie es in ihrem herrlichen Leben waren. **) Dieß geschah nach dem ausdrücklichen Verlangen des großen Scipio. Dieser wußte wohl, seine Großthaten würden in Aller Andenken fortleben, so lange das Römerreich blühen und die capitolinische Burg das Haupt des Erdkreises bleiben werde; aber dennoch legte er hohen Werth auf das verklärende Licht der Wissenschaft, und hoffte die Verewigung seiner Thaten durch die Gesänge des Dichters. Fürwahr ein Mann, würdig, den göttlichen Homer selbst zum Herold zu haben! ***)

Ennius, ausgezeichnet durch Gedankenfülle und Kraft des Ausdrucks, aber — wenn schon nicht mehr ungebildet, doch noch dürftig an Kunst, wird von den Römern noch jetzt so verehrt, wie ein durch hohes Alter geheiligter Hain, dessen tausendjährige, himmelhohe Eichen nicht durch Schönheit gefallen, sondern mit dem Schauer heiliger Ehrfurcht erfüllen. †)

Ennius, in seinem Stolz auf sich selbst, nannte die Dichter göttliche Wesen, ein Geschenk der Götter, ††) und dachte

*) Cicero in Cat. maj. c. 10.
**) Livius l. 38. cap. 56.
***) Val. Maxim. l. 8. cap. 14. §. 1. — Plinius hist. nat. l. 7. c. 30. — Ovid de arte am. l. 3.
†) Quintil. Instit. X. 1.
††) Ovid Trist. l. 2. v. 424. — Aul. Gellius l. 17. c.

von sich nicht minder groß als seine Zeitgenossen, die ihn als römischen, als zweiten Homer ausriefen. Ennius that sein Möglichstes, jenen Ruf zu bestärken, und erzählte in seinen poetischen Jahrbüchern der römischen Geschichte: Homer sey ihm im Traume erschienen und habe ihm entdeckt, seine Seele sey nach verschiedenen pythagorischen Wanderungen endlich in einen Pfau und aus diesem in den Leib des Ennius eingezogen. — *) Dieser pflegte von sich zu sagen, daß er drei Herzen habe, weil er drei Sprachen kannte, die griechische, die altitalische oder oscische und die Sprache Latiums.

Zur Bildung und Bereicherung der letztern trug Ennius allerdings viel bei. Von Homers wogendem Wohllaut bezaubert, führte er, statt der klanglosen Rauhheit der saturnischen Verse, den Hexameter ein, vermischte ihn aber oft in demselben Gedichte mit jambischen und trochäischen Versen. Mit ihm begann ein höherer Aufschwung der römischen Poesie. Er galt in Latium als Schöpfer des epischen Gedichts, der Didaskalie und der Satyre. Dichter vom ersten Range — Lucrez, Horaz, Virgil, — wetteiferten, ihn zu preisen. **)

In seinen genialen Gebilden verstoßt Ennius zwar häufig gegen Schonheit und Würde; diese Fehler rühren aber meistens vom Mangel der Kunstbildung seiner Zeit her; auch scheint er

---

170. — Quintil. inst. orat. I. 10. c. 1. — Cicero orat. pro Archia, c. 8.

*) Cicero de somnio Scip. cap. 1. — Acead quaest. II. 16. — Persius Sat. 6. v. 10. — Horat. I. 2. epist. 1. v. 50 et sequ. — Lucret. de rer. nat. I. 1. v. 118. — Martial. I. 5. epigr. 10.

**) Horat. ars poet. v. 56. — Idem I. 2. epist. 1. — Lucret. I. 1. v. 118.

die Feile vorzüglich weniger angewendet zu haben, um desto mehr durch Kraft und Gluth zu ergreifen. *) Manchmal gefällt er sich in spielender Künstelei; man findet Verse, in welchen alle Worte mit dem Buchstaben T anfangen, wie:

O Tite, tute, Tati, tibi tanta, tyranne, tulisti! Auch Verse, von welchen die Anfangsbuchstaben aller Zeilen zusammengenommen einen eigenen Sinn für sich geben, wie in den alten sibyllinischen Gedichten die Anfangsbuchstaben einzelner Verse, bei jedem Spruche zusammen genommen, den Inhalt des Spruches geben. **) Selbst in kindischen Klangnachbildungen gefiel er sich; so wollte er durch den Vers

At tuba terribili sonitu Tarratantara dixit —

das Geschmetter des Tubaschalls ausdrücken.

Ungeachtet solcher Entstellungen enthalten die Gedichte dieses poetischen Heroen manche Goldkörner, welche Virgil zu finden und zu gestalten wußte. ***)

Ennius gehört zu den fruchtbarsten Dichtern aller Zeiten; er ließ keine Dichtungsart unversucht. Man hat von ihm historisch-epische Gedichte, dramatische Werke, Satyren, Didaskalien und Übersetzungen aus der griechischen Sprache. Eine charakteristische Eigenheit des alten Sängers liegt in seinem Reichthum an kräftigen, kühnausgesprochenen Sentenzen, wie z. B.: l)

---

*) Vellej. Paterculus l. 2. c. 9.
**) Cicero de Divinat. II. 54.
***) Macrob. Saturn. l. 6. c. 1. — A. Gellius l. 18. c. 5.
l) Cicero de off. l. 1. c. 8 et 16. — l. 2. c. 7 et 15. — l. 3 c. 15. — Idem de orat. l. 2. c. 54. — Epist. ad Div. l. 7. ep. 6. — Idem de fin. bon. et

Der Herrſchbegier iſt kein geſellſchaftliches Band,
Iſt kein Verſprechen heilig.

Wer Irrenden den Weg gefällig zeigt,
Der hat von ſeinem Licht ein Licht entzündet;
Doch leuchtet es ihm ſelber wie zuvor.

Er, den man fürchtet, wird gehaßt.
Und wen man haßt, dem wünſcht man
Tod und Verderben.

Vergebens iſt der Klugheit Fluß,
Wenn er ſich ſelbſt nicht nutzen kann.

Zu viel des Guten hat der Menſch,
Dem gar kein Uebel ward.

Leichter wird ein Weiſer die Flammen im brennenden Munde
Unterdrücken, als er die guten Worte zurückhält.

So ſehr Ennius die poetiſchen Formen der Griechen nachbildete, eben ſo eigenthümlich zeigte er ſich in der Denkweiſe

---

mal. l. 9. c. 13. — Idem de amicit. c. 6 et 17. — Idem Tusc. Quaest. l. 4. c. 23. —

und in der Wahl des Stoffes, welchen er zu seinen historisch-epischen Dichtungen durchgehends aus der römischen Geschichte nahm. So hat Rom an ihm einen bedeutenden Dichter gewonnen, aber durch ihn an Originalität poetischer Darstellung verloren.

Sein — durch Gehalt und Umfang vorzüglichstes Werk, sind die römischen Jahrbücher. Er vollendete dasselbe erst im sieben und sechzigsten Lebensjahre, trug aber kein Bedenken aus des Nävius Gedicht über den ersten punischen Krieg sich Manches als Beute anzueignen. *) Die kriegerischen Römer fanden auch das poetische Beutemachen nicht tadelhaft, und hegten an jenen poetischen Annalen, welche dem Nationalstolze schmeichelten, großes Wohlgefallen. Dieselben wurden an bestimmten Tagen in zahlreichen Versammlungen öffentlich vorgetragen. Zu Puteoli, einer Stadt in Campanien, hörte ich selbst einen Rhapsoden, welcher im Theater das siebente Buch dieses historischen Gedichtes mit helltönender Stimme zierlich vortrug. Ihm erscholl das Beifallsgeschrei der versammelten Menge. Er nannte sich selbst einen Enniasten. **)

In einem andern epischen Gedichte feierte Ennius den großen Scipio, wie Homer den Achill. Die schönen Verse, worin er die tiefe Stille einer schönen Nacht beschreibt, scheinen mir von keinem der spätern Dichter übertroffen zu seyn:

Im Schooß der Stille liegt der weite Sternenraum;
Neptun, der Brausende, gönnt Ruh' der wilden Fluth,
Die Sonne hält zurück die hufbeschwingten Rosse;

---

*) A. Gellius l. 17. c. 21. — Cicero de clar. orator. c. 19.
**) Aul. Gellius l. 18. c. 5. — Sueton. de illustr. Grammat. c. 2.

Die ewigregen Flüsse stehn,
Kein Lufthauch rühret der Bäume Wipfel. *)

Aus den poetischen Jahrbüchern sind mir einige Stellen im Gedächtniß geblieben.

Von dem Dictator Fabius Maximus, welcher den Hannibal gewissermaßen dadurch schlug, daß er zu schlagen vermied, sagt Ennius:

Zaudernd hat uns ein Mann vom Untergange gerettet;
Denn ihm war sein Ruhm nicht über dem Heile des Volkes.
Darum strahlet fortan noch herrlich die Ehre des Helden. **)

Im ersten Buche erzählt die Vestalin Ilia, die Mutter der Zwillingsbrüder Romulus und Remus, ihrer Amme einen Traum, welcher sie beängstiget hat: ***)

Von ihr geweckt, wankt' die zitternde Alte mit einer
Lampe daher, als, aufgeschreckt vom Schlummer und weinend,
Jene also begann: O Tochter Eurydicens, welche
Unser Vater geliebt, — ach Kraft und Leben gebrechen
Meinem Körper noch jetzt; denn siehe' mich schleppte — so wähnt' ich —
Träumend, ein Mann von edler Gestalt, an fremde Gestade,
Lieblich mit Weiden bekränzt. Bald aber irrt' ich verlassen,

---

*) S. Anmerkung 9.
**) Cicero de Senect. c. 4. — De off. l. 1. c. 24. — Livius l. 30. c. 26.
***) Cicero de Divinat. l. 1. c. 20.

Langsamen Schrittes, und suchte dich, trauteste Schwester, doch nirgends
Fand dich mein Aug', kein Pfad nahm meinen irrenden Fuß auf.
Alsdann sagte zu mir, so traumt' ich weiter, mein Vater
Diese Worte: O Tochter! ein hartes Ungemach wird dich
Treffen, doch nachher hebt aus diesem Flusse dein Heil sich. *)
Sprach's und verschwand, und ihn sah mein suchendes Auge nicht wieder,
Ob ich auch immer empor zu des blauen Himmels Gewölbe
Weinend die Hände erhob und ihn rief mit flehender Stimme.
Endlich entwich der Schlaf von meiner geängstigten Seele.

Ernst und groß gehalten ist die Beschreibung, wie Romulus und Remus vor der Gründung der Stadt den Vögelflug beobachten, um zu entscheiden, welchem von beiden die Herrschaft nach dem Willen der Götter gehören soll: **)

Voll der ängstlichen bangen Erwartung, des Reiches begierig,
Achten beide zugleich auf den Flug der Vögel. Einsam
Spähet hier Remus, und harret des glückweissagenden Zeichens;
Doch er entdeckt nur einen Vogel, indessen der schöne
Romulus auf der Höhe des aventinischen Hügels
Zu dem beschwingten Geschlecht der Hochfliegenden lauernd emporblickt.
Beide stritten, ob Roma die Stadt, ob Romera, heiße.
Welcher der Herrscher sey, deß harren theilnehmend die Männer. ***)
Gleich der neugierigen Schaar, die, wenn die Wagen zum Wettlauf
Jetzo das Zeichen vom Consul erwarten, voll heißen Verlangens
Gegen die Schranken gekehrt, stets lauern, ob bald dem bemahlten
Thore die Rader entstürzen: so harrte die Menge, so zeigte
Sich auf jeglichem Antlitz des Ausgangs banges Erwarten.
Wem von beiden das Glück den Sieg der Herrschaft gewähre.

---

*) S. Anmerkung ..

**) Cicero de Divinat. l. 1. c. 47.

***) S. Anmerkung ..

Jetzo versank die Sonne weißglänzend zur nächtlichen Tiefe,
Und geweckt von den Strahlen des Tags brach wieder das Licht an;
Siehe, da schwebt von der Höhe zur Linken ein mächtiger Vogel
Glücklichen Flugs; zugleich ging auf die goldene Sonne.
Dort aber sinken dreimal vier heilige Vögel vom hohen
Himmel herunter, und lassen auf glücklichen Stellen sich nieder.
Romulus sah sie und fand durch ihres Fluges Verkündung
Sich verbürgt des mächtigen Reichs erhabenen Thrones.

Markig und voll wahrhaft königlicher Würde ist die Rede des Pyrrhus bei der Auslieferung der gefangenen Römer: *)

Weder Gold verlang' ich von euch, noch ein Lösegeld. Laßt uns
Wie es Kriegern geziemt, und nicht als Mäkler zu Felde
Liegen, mit Waffen, und nicht mit Gold um das Leben uns kämpfen!
Ob Fortuna die Königinn euch, ob mir sie die Herrschaft
Gönnet, entscheide der Muth, und jeden Wechsel des Glückes.
Dieß auch sey euch gesagt: wem das Loos des Krieges verschonte,
Dessen Freiheit zu schonen bin ich entschlossen: da nehmt sie
Zum Geschenke mit euch! So wollen's die mächtigen Götter.

Ennius machte den ersten Versuch, die Satyre — den Römern bisher nur in der dramatischen Form, wie in den Saturen und Atellanen, bekannt — als eine neue, selbst den Griechen fremde Dichtungsart zu behandeln. Man nennt ihn daher den Erfinder der römischen Satyre. **)

---

*) Cicero de [illegible]

**) Horat [illegible]

Sie wurde durch ihn von der verkörpernden Bühne getrennt und vergeistigt, indem er satyrische Charakterschilderungen, zum Lesen bestimmt, dichtete, und diesen einen höhern Zweck gab, als die Belustigung, worauf das Satyrspiel hinzielte: er wollte Thoren und Lasterhafte durch seine Gemählde erschüttern und veredeln. So züchtigte er in einer Satyre, Asotus betitelt, einen schwelgerischen Wüstling. Treffende Züge enthält das Gemählde eines verbuhlten Weibes:

Sie spielt sich wie ein Ball aus Hand in Hand
Im Kreis der Jünglinge, und theilt sich unter Alle;
Mit diesem schwatzt sie, jenem winkt sie zu,
Den Dritten nimmt sie bei der Hand, und tritt
Dem Vierten auf den Fuß, gibt ihren Ring
Dem Fünften anzusehen, wirft dem Sechsten
Ein Mautchen zu, singt mit dem Siebenten,
Und unterhält inzwischen mit dem Achten
Sich in der Fingersprache. *)

In manche dieser Satyren webte Ennius auch den Griechen nacherzählte Fabeln ein, wie z. B. die äsopische Fabel von der Lerche, **) welche er mit der Lehre schließt: „Warte nicht auf Freundeshulfe, wo du selbst zu handeln vermagst.“ —

Weniger originell als in der erzählenden und satyrischen Dichtung, aber dennoch für seine Zeit sehr bedeutend, zeigte sich Ennius im dramatischen Fache, vorzüglich im Trauerspiel. Hierin sagte ihm Euripides, der Sentenzenreiche, besonders zu,

---

*) S. Anmerkung 11.
**) A. Gellius l. 2, c. 29.

er bearbeitete mehrere Stücke desselben, wie z. B. die Medea und die Hekuba, für das römische Theater. Die übrigen Tragödien: Alceſtis, Thyeſtes, Melampus, Phönix, Iphigenia, Ajax, Iliona, Alkmäon, Hektor, Scipio, Nemea, Telephus, die Eumeniden, Alexander, Erechteus, Oulorestes, Telamon, Andromache, Kresphontes, Andromeda und Athamas, so wie die Luſtſpiele: Amphitrafo, Ambracia und der Pankratiaſt, *) — kenne ich kaum wenig mehr als dem Namen nach.

In den Tragödien des Ennius iſt Manches zu gräßlich; so die Verwünſchung im Thyeſt:

Daß dich des Meeres Sturm an öde Felſen ſchlage,
Aus deinem Leibe ſich das Eingeweide winde,
Und ſich mit Koth und mit Blut der Boden färbe! **)

Manches iſt frevelhaft kühn gedacht:

Daß Götter in dem Himmel ſind,
Dieß ſag' ich ſtets, dieß werd' ich immer ſagen;
Doch daß ſie um des Menſchen Thun ſich kümmern,
Dieß glaub' ich nimmermehr.

Und dieſer Stelle klatſchte das Volk im Theater lauten Beifall! Mein ächtlicher Plato würde eine ſolche unheilige Verſammlung mit Unwillen und Verachtung verlaſſen haben. ***)

Für die Bildung und Bereicherung der römiſchen Sprache und Literatur wirkte Ennius auch insbeſondere durch ſeine Über-

---

*) Ringer und Fauſtkämpfer.
**) Cicero in orat. pro Pisone, cap. 19
***) Cicero de Divina. l. 2. c. 50.

sezungen griechischer Lehrgedichte: über Gott, Welt und Seele; über die Diät im Genusse der Speisen; in einer andern Didaskalie wird die Göttergeschichte aus dem Gesichtspunkt einer vom Aberglauben ersonnenen Fabeldichtung erzählt.

Ennius lebte — gleichsam in einem Nachhall seines Dichterruhmes — durch seinen Neffen **Pacuvius**, dem Manche den ersten Rang unter den **tragischen** Dichtern einräumen, wie Ennius denselben unter den **epischen** behauptete. *)

Dieser, geboren im Jahre 533 (n. R. Erb.) verließ seine Geburtsstadt Brundusium, und zog nach Rom, wo er sich zweifach auszeichnete: als tragischer Dichter und als Mahler. Ein Gemählde von ihm sah ich zu Rom im Herkulestempel. **)

Seine Talente und sein edler Charakter erwarben ihm die Freundschaft des C. Lälius, welcher sich als Feldherr und als Konsul im Friedensgewande gleich groß zeigte, den Beinamen des Weisen erhielt, und die Künste nicht minder als die Künstler liebte. Pacuvius verließ Rom, nachdem er im 80sten Lebensjahre die Aufführung seiner letzten Tragödie gesehen hatte, und zog nach Tarent, wo er als neunzigjähriger Greis starb; ***) (im Jahre 623.) Die Grabschrift, die er sich selbst machte, spricht, als Gegensatz zu dem campanischen Stolz des alten Nävius, einen bescheidenen, edeln Charakter aus:

---

*) Cicero de opt. Gen. orat. c. 1

**) Plinius hist. nat. l. 35. c. 4.

***) Cicero de amicitia c. 7 et in Brut.

Obschon du, Jüngling, eilst, steht dennoch dieser Stein,
Daß du hinblickest und die Inschrift lesest:
Hier ruhen des Pacuvius Gebeine.
Dieß, wollt' ich, sollst du erfahren. Nun leb' wohl! *)

Die noch bekannten Tragödien des Pacuvius haben die Titel: Antiope, Chryses, Atalanta, Dulorestes, Anchises, Thyestes, Medea, Hermione, Teucer, Ilion, Medum, Niptris, Paulus, Plinis, Peribea, der falsche Tantalus, die Kampfentscheidung, Orestes und Pylades.

Dieses letztere Stück erhielt ausgezeichneten Beifall. Ich war einst bei einer Vorstellung desselben zugegen. Bei der Scene, wo ein Wettstreit der Freundschaft beginnt, und Pylades, um für seinen Freund sterben zu können, sich für den Orestes ausgibt, der wahre Orest aber öffentlich widerspricht und unerschütterlich dabei verharrt, daß er selbst der wahre Orestes sey, da erheben sich alle Zuschauer von ihren Plätzen, und lauter ungetheilter Beifall scholl durch das ganze Theater. **)

Als Julius Cäsars Leichenspiele gefeiert wurden, sang man, theils um die Theilnahme für den Todten aufs Höchste zu steigern, theils um desto mehr Erbitterung gegen seine Mörder zu erregen, aus Pacuvs Tragodie: die Kampfentscheidung, die Stelle:

So hab' ich denn ihr Leben deshalb nur gerettet,
Damit es deren gäb', die mir das Meine raubten? ***)

---

*) Aul. Gell. l. 1. c. 24.
**) Cicero de amicit. c. 7.
***) Sueton. in J. Caesare c. 84.

Pacuvs Stücke sind überhaupt, was die Romer sehr lieben, reich an Sprüchen und Gleichnissen. Von der Art ist die Stelle gegen den blinden Zorn:

Ein Hund, wenn er vom Stein getroffen wird,
Geht nicht auf den los, der damit ihn warf;
Er fährt dem Stein nach, der ihn traf.

Schön spricht Pacuvius im Trauerspiel Chryses von der Natur:

Dieß Wesen, was es immer sey, belebt,
Erhält und schafft, und nährt und bildet Alles,
Verschlingt auch wieder Alles, und begräbt's
In seinen Schooß, ist aller Dinge Vater.
Aus ihm geht neuerdings, was wird, hervor,
Und sinkt hinwieder auch darein zurück. *)

Fest im Gedächtniß haftet mir Pacuvs Beschreibung einer Schildkröte:

Das langsamschleichende, vierfüßige,
Lichtscheue Thier, das kriecht: mit rauher Schale
Und kleinem Haupt, und mit dem Schlangenhals,
Mit wildem Aug', entsetzlich und leblos, und
Mit Schall belebt. **)

---

*) Cicero de Divin. I. 57. (übersetz. von Hottinger.)
**) Idem de Div. II, 64. S. Anmerkung 13.

Eben so fühl' ich mich ergriffen und erschüttert von der Beschreibung eines Sturmes: *)

Die Sonne sinkt; aufschaudernd wogt das Meer;
Die Finsterniß verdoppelt sich,
Und Schwärze hüllt den blinden Nachtsturm ein.
Die Flamme züngelt zwischen Wolken,
Der Himmel bebt vom Donnerschlag.
Hagelschauer, mit dichtströmendem
Regenguß gemischt, stürzt wirbelnd nieder.
Losbrechen alle Winde ringsumher,
Die Wirbel rasen, hochauf braust der Ocean. **)

Einen bedeutenden Nebenbuhler fand Pacuv an Attius, dem Sohne eines Freigelassenen, geboren im Jahre Roms 583. Auch ihm geben die Römer einen der ersten Plätze im Melpomenens Heiligthum. ***)

Seine Sprache wurde zwar an Feinheit von manchem Zeitgenossen übertroffen, er entschädigte aber dafür durch erhabene Gedanken und kräftigen Ausdruck. Er schrieb auch Didaskalien und, — nach dem Vorbilde des Ennius, römische Annalen, worin er vor andern Helden seiner Zeit den Proconsul Junius Brutus erhob. Dieser ward dadurch für den Dichter und das Gedicht so eingenommen, daß er mit den Stellen, worin Attius seine Kriegsthaten erzählte, die ihm errichteten

---

*) Cicero de Orat. III. 39.
**) S. Anmerkung 14.
***) Ovid. Amor. I. 15.

Ehrensäulen und die Vorhallen der Tempel verzieren ließ, welche er von der feindlichen Beute erbaut hatte. *)

Attius — ganz das Gegentheil des bescheidenen Pacuvius — setzte sich, obschon er von sehr kleiner Gestalt war, im Tempel der Camönen eine sehr große Bildsäule. **)

Die Tragödien des Attius sind größtentheils griechischen Mustern nachgebildet, nur wenige, etwas mehr originell, behandeln römische Stoffe. ***) Mit schönen Sentenzen sind alle Stücke des Attius reich ausgestattet.

Sehr Viele sind dem Herrscher treulos
Und feindlich, Wenige nur gut.

Dem, dessen Leben schändlich ist, dem ziemt es nicht,
Schandlichen Tod zu fliehn.

Des Menschen Geist ist weise, und die Seele
Genießet; doch die Seele ohne Geist ist schwach.

---

*) Gellius l. 3. c. 11. — Val. Max. l. 8. c. 14. §. 2. — Cicero in Orat. pro Archia. c. 11.

**) Plin. hist. nat. l. 34. c. 5.

***) S. Anmerkung 18.

In der Tragödie Thyest wird Atreus gefragt: „Du brachst dein Wort?“ — Und er antwortet:

Ich gab mein Wort Treulosen nie,
Noch werd' ich's jemals geben. —

In der Tragödie Brutus erzählt König Tarquinius der Hochmüthige seinen Traum: *)

Schon war die Nacht herauf, mein Körper lag
In Ruh versenkt, und sanfter Schlaf erquickte
Die müden Glieder mir. Da träumte ich,
Es treibe mir vom schönsten Wollenvieh
Ein Hirte eine Heerd' entgegen; draus
Wählt' ich von Widdern mir ein Zwillingspaar,
Und schlachtete den bessern ab. **) Da fiel
Des Todten Bruder mit gestämmten Hörnern
Mich rüstig an, und rannte stoßend mich
Zu Boden. Aber als ich jetzo wund
Auf meinem Rücken lag, da zeigte sich
Am Himmel mir ein seltnes Wunder: Von
Der Linken sank der strahlenreiche Ball
Der Sonne rechts mit unerhörtem Lauf.

Der König läßt einen Zeichendeuter zu sich rufen und verlangt die Auslegung des Traumes. Dieser spricht:

---

*) Cicero l. 1. de Divin. c. 22. (Übersetz. von Hottinger.)
**) S. Anmerkung 16.

Kein Wunder iſt's, o König, wenn den Menſchen
Der Schlaf vor Augen bringt, was ſie ſonſt wachend
Gedacht, geſorgt, geſehn, gethan, begonnen.
Kaum aber iſt von *ungeſehenen* Dingen
Ein feines Traumgeſicht bedeutungslos.
Drum möchte *der*, den du nicht klüger achteſt
Als dummes Vieh, *) wohl weiſen Rath im Herzen
Verſchließen, möchte wohl von deinem Thron
Dich ſtürzen; denn das Zeichen, welches du
Geſehn haſt an der Sonne, das bedeutet
Dem Volke nahen Wechſel. Mögen den
Die Götter ihm zum Glücke lenken! — Daß
Der Sonne mächtiges Roſſen den Lauf
Zur Rechten von der Linken nahm, das iſt
Von herrlicher Bedeutung und verkündet
Dem edlen Staat der Römer hohen Flor. —

In der Tragödie, die Argonauten, erblickt ein Hirt, der nie zuvor ein Schiff ſah, vom Berge herab in der Ferne das Schiff Argo, und geräth in Bewunderung und Beſtürzung: **)

— — Eine ſo große Laſt
Schwimmt brauſend im Meer mit ſchrecklichem Schall,
Und wälzt mit Schnauben vor ſich die Wellen,
Erhebt die Wirbel mit Kraft, und ſtürzt ſich dahin:
Der Pelagus ſtraubt ſich — doch weicht er zurück.
Es iſt als wenn ein Regenguß daher ſich wälzte,
Ein hoher Fels, geraubt von Winden oder Stürmen,
Herab ſich ſtürzte, vom Schlagen ſtraubender Wellen
Im ſchäumenden Meer ſich thürmten kreiſelnde Wirbel.

---

*) S. Anmerkung 17.
**) Cicero de Nat. Deorum l. 2. c. 35. (Übers. von Kindervater.)

Vielleicht, daß Pontus ländliches Unglück erregt,
Daß Tritons Dreizack zerreißt die tiefe Höhle
Im Grund der brausenden Meerenge'
Und bis zu den Wolken die Felsenmasse herauswirft.

(Nun hört er den Schiffsgesang der Argonauten, und fährt fort:

Es ist als wenn ein wildes Geschrei
Mit schnaubendem Mund
Die Delphin' erregten.
Gleich dem Liede Sylvans
Schlägt ihr Gesang mein Ohr.

Von den poetischen Rivalen, dem achtzigjährigen Pacuv und dem dreißigjährigen Attius, hörte ich einen interessanten Charakterzug:

Pacuv hatte sich in den letztern Jahren seines Lebens von Rom nach Tarent gezogen. Attius kam auf seiner Reise nach Asien dahin, besuchte Jenen, ward von ihm freundschaftlich empfangen, und mußte einige Tage in seinem Hause bleiben. Attius hatte seine neueste Tragödie: Atreus, bei sich. Pacuv erbat sich die Vorlesung. Attius willfahrte und verlangte nun des Hörers Meinung über das Stück. Dieser erklärte: das Stück klinge zwar prächtig und sey reich an großen Gedanken nur scheine ihm die Sprache etwas hart und rauh. Weit entfernt, das freimüthige Urtheil dem Nebenbuhler übel zu nehmen, erwiderte Attius: Was du sagst, ist wahr; eben deshalb schmerzt es mich nicht. Ich schöpfe aus deinem Tadel vielmehr die Hoffnung, daß ich künftig etwas Vollkommenes schreiben werde, da es sich mit den Früchten des Geistes eben so verhält wie mit den andern. Eine Frucht, die in ihrem Werden hart und herb ist, wird nach erlangter Reife desto schmackhafter und süßer: eine Frucht aber, welche schon anfangs weich, saftig

und mürbe ist, geräth in Fäulniß, noch eh sie vollkommen gereift ist. Auf solche Weise erhält der Geist des Künstlers seine Reise durch die mildernde Zeit. *)

Die Frage, ob Pacuv, ob Attius im Trauerspiel der größere Meister sey, beschäftigt die Römer noch jetzt. **) Die vorherrschende Meinung geht dahin: Ennius, Pacuvius und Attius seyen zwar in ihrer poetischen Kraft und in ihrer Dichtungsweise einander so unähnlich, als unter den Griechen Äschylus, Sophokles und Euripides es sind; es gebühre ihnen aber in ihrer so ungleichen Manier beinahe ein gleiches Lob. ***) Pacuv und Attius zeichnen sich, als Tragiker, durch Würde der Gedanken, Gewicht der Worte, und durch große Charakterzeichnung aus. Die Feinheit der Form fehlt Beiden, doch lag dieser Fehler mehr in ihrer Zeit als in ihnen selbst. Das allgemeine Urtheil gibt dem Attius mehr Kraft der Rührung; diejenigen aber, die selbst gelehrt scheinen wollen, ertheilen dem Pacuv seiner höhern Bildung wegen den Vorzug. †) „Ich möchte sagen, der wortreiche, oft harte und schwerfällige Pacuv habe zu viel Auswüchse, der weichere Attius zu viel Adern. ††) Der Letztere wurde einst gefragt, warum er nicht als Anwald vor Gericht aufträte, da er in seinen Tragödien eine besondere Stärke in treffenden Antworten zeige. Attius erwiederte: In seinen Tra-

---

*) Aul. Gellius l. 13. c. 2. — Cicero in Bruto c. 64.

**) Horat. l. 2. Epist. 1. — Cicero in Oratore c. 11.

***) Cicero de orat. l. 3. c. 7. — De clar. orat. c. 47. — Vell. Patere. l. 2. c. 9.

†) Quintil. l. 10. c. 1.

††) Persius Sat. 1. — Martial. ep. 90. l. 11. — Aul. Gell. l. 7. c. 14. — S. Anmerkung 18.

gödien werde nichts gesagt, als was er selbst wolle, auf dem Forum sagten aber die Gegner, was er keineswegs wolle. *)

Von diesen Tragikern aufwärts zu den neuern Zeiten nennen und rühmen die Römer noch viele Lieblinge Melpomenens in ihrem weiten Reiche. **) Minder zahlreich sind die Lustspieldichter, unter welchen, nach dem Urtheile der Römer, Cäcilius Statius den ersten Rang behauptet, Plautus den zweiten, Nävius den dritten, den vierten Licinius, den fünften Attilius, den sechsten Terenz, den siebenten Turpilius, den achten Trabea, den neunten Luscius. Dem alten Ennius will man als Komiker erst den letzten Platz einräumen. ***) Mir ist nur Weniges von diesen Lustspielen zu Gesichte gekommen, darunter Einiges von jenem Cäcilius, welcher als Stern der ersten Größe gerühmt wird. Mein Urtheil über diesen und alle übrigen Lustspieldichter der Römer ist folgendes: Ihnen fehlt die Erfindungskraft; sie haben durchgehends griechische Komödien (größtentheils von Menander, Posidius, Apollodor und Alexis) übersetzt oder bearbeitet. Liest man diese römischen Nachbildungen allein, so scheinen sie recht gelungen, angenehm und allerliebst. Vergleicht man sie aber aufmerksam mit ihren griechischen Vorbildern, dann erkennt man erst, wie sehr es jenen an Geist und Anmuth fehlt, wie frostig und schwerfällig sie sind; Der Unterschied im Werthe der goldenen Waffen des Diomedes und der ehernen des Glaukus kann nicht größer seyn. Aristophanes ist allerdings in mancher Scene nicht sehr sittig und be-

---

*) Quintil. l. 3. c. 13.
**) S. Anmerkung 19.
***) Aul. Gellius l. 15. c. 24.

leidigt mitunter das Zartgefühl; die Grazien mögen wohl manchmal erröthen, doch werden sie nicht gewaltsam verscheucht. Aber wie empörend ist es, wenn in einem Lustspiele des Cecilius ein Ehmann seinem Freunde klagt, daß seine alte häßliche Frau ihn, so wie er nach Hause kommt, mit einem Kuß empfange; worauf der Freund bemerkt: das sey ein wohlgemeinter Kuß, denn sie wolle damit erzwecken, daß er den außer dem Hause getrunkenen Wein wieder von sich gebe. *) — Den Römern mißfallen solche Scherze nicht; sie finden den Cecil sogar anmuthig und geistreich. **)

Besser gefallen mir die Verse, die er von einem Greise sagen läßt:

Ja, wahrlich, Alter! brächtest du auch sonst,
Wenn du gekommen, weiter kein Gebrechen, —
Dieß eine ist genug, daß Greise viel,
Was sie ganz anders wünschten, sehen müssen.
Auch hatte ich beim Greisenalter dieß
Für's größte Elend, daß man weiß, man lebe
Der Jugend zum Verdruß. ***)

Zu den ausgezeichneten Komikern wird auch Afranius gezählt. Er schrieb zwar Lustspiele, worin nur römische Personen und Sitten aufgeführt wurden, verstand sich aber sehr gut auf das Beutemachen. Als man ihn einst beschuldigte, daß er Vieles vom Menander entlehne, erwiederte er höchst offenherzig: Ich gestehe, daß ich Manches entlehne, aber nicht nur vom

*) A. Gellius l. 2. c. 23.
**) Vellej. Paterc. l. 1. c. 17. — Quintilian. l. 10. c. 1. — Horat. epist. 1. l. 2.
***) Cicero, de Senect. cap. 7.

Menander, sondern von jedem, (er sey Römer oder Grieche) bei dem ich etwas finde, das mir gefällt und das ich selbst nicht besser machen kann. *)

Die wichtigsten unter den römischen Lustspieldichtern sind Plautus und Terenz, so wie unter allen Tragikern Seneca die erste Stelle einnimmt. Das Studium ihrer Werke verschob ich bis zu meinem Aufenthalt in Rom selbst, theils weil ich in Sicilien keine vollständigen Abschriften fand, theils weil ich mich der lateinischen Sprache damals noch nicht genug mächtig fühlte.

*) Macrob. Saturn. l. 6. c 1. — Horat. Epist. 1. l. 2.

XI.

Am nächsten Morgen traten wir die Reise nach dem Ätna an. *) Schon hatten wir die Stadt Catana erreicht, welche demselben gegenüber liegt. Von hier erblickten wir den eigentlichen Feuerschlund des Berges, zugleich auch die ersten Spuren seiner Verheerungen. Der größte Theil der Felder ringsumher war dicht bedeckt mit Lava und Asche, dessen ungeachtet grunten und glühten ganze Haine von Weinreben frisch und lustig daraus empor. Die Einwohner der Stadt Catana versichern, daß die, von dieser Asche nicht getroffenen Felder weder so viel noch so trefflichen Wein wie jene hervorbringen. So wächst auch von dieser befruchtenden Düngung eine Art Wurzeln, von deren Genuß die Schafe so fett werden, daß sie bersten müßten, wenn man ihnen nicht in jedem zweiten Monat einmal an den Ohren zur Ader ließe. Das, was man die eigentliche Lava nennt, ist nichts als eine schwarze Rothmasse, welche, nachdem der Fels in dem Schlunde des Ätna geschmolzen ist und durch die Gewalt der unterirdischen Winde herausgetrieben wird, von dem Berge herabfließt. Aus dieser Lava entsteht der sogenannte

*) Strabo l. 6. c. 7. — Pomp. Mela l. 2. c. 7. — Plin. hist. nat. l. 2. c. 106. — l. 3. c. 8. — Seneca, Quaest. nat. l. 2. c. 30. — Aristot. l. de Mundo c. 4. — Justinus l. 4. c. 1.

mylische Stein, welcher stets dieselbe Farbe behält, die er damals hatte, als die Masse flüssig war. Er gibt so gute Düngerasche als das verbrannte Holz.

Nahe bei der Stadt sahen wir die Bildnisse der Brüder Amphinomus und Anapus, welche sich als Beispiel kindlicher Liebe unsterblich machten, da sie, als Catana von einem Feuerauswurfe des Ätna entzündet wurde, ihre greisen Eltern auf den Schultern mitten durch die Flammen trugen. Väter und Mütter führen ihre Kinder noch jetzt zu jenem Denkmahl, und erzählen den freudig Horchenden, während sie die Statuen bekränzen: das Feuer habe sich, wie aus Ehrfurcht für die schöne That, vor den frommen Jünglingen getheilt, und, zu beiden Seiten zurückweichend, den Rettenden freie Bahn geöffnet. *) —

Achtzig Stadien von Catana liegt die Stadt Ätna am Fuße des Berges. Sie ist die Herberge Aller, welche dieses Naturwunder beschauen wollen. Nachdem wir ausgeruht und uns durch köstlichen Wein, den wir von Catana mitbrachten, gestärkt hatten, bestiegen wir den Berg, der mit seinem verbrannten Klippengestein wie ein Riese über alle Berge Siciliens emporragt, immerzu Verderben entweder ausströmend oder drohend.

Zuerst war die Reise sehr angenehm, denn die untern Gegenden sind mit Bäumen und Pflanzen mancherlei Art besetzt; je höher wir aber kamen, desto oder und düsterer wurde

*) Strabo l. 6. c. 2. — Val. Maxim. l. 5. c. 4. — Seneca de benef. l. 3. c. 37 et l. 6. c. 36. — S. Anmerkung 40.

Alles. Die letzten Höhen sind ganz kahl, und geben ein Bild des wunderbarsten Vereins von Gluth und Schnee, welche — sonst in der ganzen Natur sich feindlich begegnend und nach wechselseitiger Vernichtung trachtend — hier als treue Verbündete in solcher Eintracht leben, daß bei ewig tobendem Feuer der Gipfel stets von Eis starrt, und der Schnee, obschon die nachbarliche Flamme ihn beleckt, nicht schmilzt. So bestehen hier zwei Extreme, jedes in seiner höchsten Kraft; die Kälte wird weder von der Hitze gemildert, noch diese von jener besiegt, und die funkensprühende Asche erhärtet mit den Eismassen zugleich.

Wir mußten nun, in Staunen versunken, zurückbleiben und uns an dem fürchterlich schönen Anblick in einiger Entfernung begnügen, indem aus beiden Kratern Windstöße mit Rauch und heißem Dampf hervorbrachen, manchmal sogar feurige Klumpen ausgestoßen wurden.

Unser Begleiter und Führer, ein Einwohner der Stadt Ätna, erzählte uns indessen, in welchen schrecklichen Erscheinungen dieses Naturwunder sich von Zeit zu Zeit verkündet. Bald, sagte er, speit der Berg in ihm selbst erzeugte Hagelstürme, und entstellt den verdunkelten Tag mit Pechwolken; bald schleudert er, nach vorhergegangenem gräßlichdumpfen Gebrülle, mit zugleich ausbrechenden Flammen — größtentheils nächtlicher Weile — ungeheure Felslasten den Gestirnen zu, als wolle er sie zertrümmern. Durch seinen Verlust scheint er seine Feuerbrünste zu nähren. *)

---

*) Claudian. de raptu Pros. I. 158. — Solini Polyhist c. 11. — Seneca Epist. 79.

Manchmal bricht die unterirdische Gluth nur aus einem Schlunde, manchmal stürzen mehrere Feuerströme aus verschiedenen Öffnungen zugleich hervor. Es scheint, daß die, mit dem Brennstoff angefüllten unterirdischen Gänge ihre Gestalt und Richtung öfter verändern.

Bei einem Ausbruche des Ätna soll eine so dichte Finsterniß die ganze Umgegend verdunkelt haben, daß zwei Tage lang kein Mensch den andern sah, und am dritten Tage, da die Sonne wieder hervorleuchtete, Alles wie von Neuem aufzuleben schien. *)

Uns gelang es erst nach einigen Stunden, den Gipfel zu ersteigen, auf dem wir eine Ebene, ungefähr hundert Stadien im Umfange, fanden. Sie war aber mit einem Damm von Asche umgeben; diesen mußten wir wie eine hohe Mauer erklettern, und von demselben dann in die innere Fläche hinabspringen.

In der Mitte des Feldes erhob sich ein Hügel, so aschfärbig wie seine Umgebung. Auf diesem lag eine Wolke von schwarzem Qualm, ungefähr zweihundert Fuß hoch und unbeweglich, weil damals gerade eine tiefe Windstille herrschte. Unsere Neugier, die Mündung des eigentlichen Feuerschlundes zu sehen, mußten wir schon aufgeben, als wir kaum einige Schritte gegangen waren, denn brennendheiße Asche gestattete kein Verweilen. Wir eilten zurück, und sprangen mit wunden Sohlen über die vor wenigen Minuten erstürmte Mauer herab.

---

*) Cicero de natura Deorum. l. 2. c 38

Ungeachtet wir uns nun selbst überzeugt hatten, daß es nicht möglich sey, bis an den Krater des Berges vorzudringen, erzählte uns der Führer auf dem Rückwege dennoch als Thatsache, daß der Sicilier Empedokles, als er sich in den Feuerschlund des Ätna stürzte, einen der ehernen Pantoffel, die er zu tragen pflegte, der Welt zum Andenken am Rande des Kraters zurückgelassen habe.

Als wir gegen das, am Fuße des Berges liegende Städtchen herabkamen, dusterte schon die Dämmerung. Jetzt gab uns der Krater neuerdings ein schönes Schauspiel, denn unaufhörlich flogen aus demselben im Dunkel der stillen Nacht hell leuchtende Blitze empor.

Mein Innerstes war erschüttert durch die erhabene, in ihrer Art einzige Erscheinung. Als wir in der Herberge angelangt waren, drängten sich tausend Zweifel, tausend neugierige Fragen in meiner staunenden Seele. „Durch welche Hebel — rief ich — werden jene Felsenlasten emporgewirbelt? Welche ungeheure Kraft höhlt jene Schlünde? Aus welcher Quelle stürzt der vulcanische Strom hervor? Ist es wahr, daß der Berg allmählig verzehrt wird und schon jetzt so beträchtlich niederer geworden ist, daß die Seefahrer ihn nicht mehr, wie ehmals, schon in weiter Entfernung erblicken?“ —

Auf die letztere Frage versicherte Nikasio, daß nicht der Berg an Höhe verloren, sondern nur das Feuer abgenommen habe und jetzt weniger heftig und nicht in solcher Menge ehmals ausgeworfen werde. Eben deshalb sey der Rand [illegible]

Tage schwächer und der Berg in der Ferne nicht mehr so sichtbar wie einst. *)

Sonderbar ists, daß Philosophen, wie z. B. Plato und Empedokles, diesen Berg wohl besucht, aber in ihren Schriften dennoch so wenig befriedigende Aufschlüsse über die Ursachen dieser höchst seltsamen Naturerscheinung gegeben haben, dagegen die Dichter, vorzüglich die römischen, von Wetteifer glühen, das glühende Wunder zu beschreiben. **)

Cornelius Severus wählte sich den Ätna zum Gegenstande eines beschreibenden Lehrgedichts. Er denkt als Philosoph, und mahlt als Dichter. Kräftig und kurz gibt er den Inhalt seines Gedichtes an.

Ätna sey mein Gesang: der Gewölbe feuriger Ausbruch,
Und des gewaltig empor sich wälzenden Brandes Entstehung,
Gründe der brausenden Macht des brüllenden Donnergetoses.

Nach der gewöhnlichen Anrufung Apolls und der Musen und einem Gemählde des fabelhaften Gigantenkrieges, beginnt sogleich der didaktische Theil des Gedichtes, zuerst im Allgemeinen mit einer Untersuchung der Beschaffenheit der Erde, die in ihrem Innern kein dichter Körper, sondern mit Gängen und Höhlen durchschnitten ist, worin Luft, Wasser und Feuer sich befinden. Das letztere, in den unterirdischen Kerker einge-

*) Seneca Epist. 79. — Aelian. variar. histor. l. 8. c. 11.

**) Virgil. Aen. l. 3. — Ovid Metam. l. 15. — Sil. Ital. l. 14. — Lucan. l. 1. — 5 et 6. — Claudian. de raptu Pros. l. 1. — Lucret. de rer. nat. l. 6.

schlossen, sucht einen Ausweg nach oben; daher die Erderschütterungen.

Nun werden die besondern Ursachen des ätnaischen Brandes untersucht; der Dichter findet sie theils in dem Feuer, von welchem das Schmelzen der Steinmassen im Innern bewirkt wird, theils in Luft und Wind, welche nicht nur von außen in die Hohlen des Berges dringen, sondern auch durch den Einsturz von Felsmassen entstehen, dann aber, eben durch das Zusammendringen von außen und innen, das Feuer (so wie bei heftigen Stürmen durch Reibung der Baumzweige ein Waldbrand entsteht) die geschmolzenen Massen mit Gewalt heraustreiben und endlich vom Gewässer selbst wieder ausgespeiet werden.

Nun folgt eine Untersuchung der im Berge befindlichen Brennstoffe; diese sind: Schwefel, Erdpech und ein harter quarzartiger Feuerstein. *) Dieser letztere, von einfacher Natur gleich den Metallen, gibt im Anstoße Feuer, und entzündet seine Umgebung, mit welcher er endlich selbst zusammenschmilzt. Jetzt erfolgt der Auswurf der Steine und der Ausfluß der Lava.

Der Schluß des Gedichtes erzählt jenes Beispiel kindlicher Liebe, welches die Kunst bei Catana verewiget hat.

Moralische Betrachtungen flicht der Dichter nur zweimal in größern Parthien ein; einmal über die Schönheit und Wichtigkeit der Erforschung der Natur; das andere Mal über die

*) Lapis molaris.

Gleichgiltigkeit mancher Menschen gegen die Größe und Erhabenheit in den Werken und Erscheinungen der Natur.

Die Aufmunterung zur Erforschung der Natur, als der würdigsten Beschäftigung für den menschlichen Geist, imponirt durch Kraft und starkes Kolorit:

Nicht die Wundernatur nur anzustaunen, wie Thiere,
Stier auf die Erde gerichtet den Blick, nach Genuß nur zu späh'n;
Gründe wissen der Ding', ausspähn die versteckten Gesetze,
Dringen ins Heiligthum der Natur, in den Himmel sich heben;
Forschen nach Zahl und Art der Urelemente der Dinge;
Ob wohl den Untergang das Weltall lasse befürchten,
Oder ob's ewig sey, unzerstörbar in seiner Verbindung;
Messen können die Sonn', und des Mondes kleineren Umkreis;
Sagen können, warum die Sonne nur einmal, und dieser
Jedesmal den Jahreslauf end', und in welcher gemessnen Ordnung
Hier sich Sterne bewegen, dort andern die eigene Bahn sieht,
Kennen des Wechsels Gesetz im Laufe der himmlischen Zeichen,
Ihre besonderen Rechte' und unterstandenen Kräfte;
Trübe des Mondes warum sie Regen verkünde, wie's komme,
Daß oft Phöbus erblaßt, indem die Schwester erröthet;
Woher Wechsel der Zeiten im Jahr, die Jugend des Lenzes,
Welchen der Sommer verdrängt, wie dieser alternt im Herbste,
Und dann wieder der Winter den Herbst im ew'gen Kreislauf
Zu beschleichen beginnt; des Wagens Bahn um den Nordpol;
Unglücksschwang're Kometen, des funkelnden Morgen- und Abend-
Sternes, Boötens Stand; des Saturnus barsche Gemüthsart,
Zufluchtsort kennen des Mars, der Schifffahrt günstige Sterne,
Und die Segel zu kreuzen gebührendem Sturmeverkünder;
Finden die Weg' auf dem Meer; des Himmels Bahnen berechnen,
Wo der Orion ragt, sein Spürhund Sirius anhalt,
Und was sonst in der Welt des Wunderbaren so viel ist.
Nicht so liegen zu lassen, wie's hingeworfen erscheinet,
Sondern in Fächer zu bringen und nach Merkmalen zu ordnen:
Das ist des göttlichen Geists im Menschen süßeste Wollust.

Aber es sollte der Mensch wohl zuerst die Erde beachten,
Denn er ist ja mit ihr verwandter als mit den Gestirnen.
Kannst du des Jupiters Reich zu durchirren nicht, Sterblicher, hoffen,
Kunde dir das zu erwerben: so ist es mehr noch als Thorheit,
Blind vorüberzugehn vor dem großen herrlichen Schauspiel
Vor dir eröffnet, und träg den schönen Genuß zu verlieren.
Ja, wie quält sich der Mensch mit Kleinigkeiten, zerbläut sich,
Um des Gewinnstes willen! Was Wahrheit aber zum Lohn hat,
Schändlich! Das kümmert ihn nicht; das höhere Wissen ist nichts werth.
Tag und Nacht ist der Bau'r, daß die Hand ihm schwellet, bemühet,
Seine Fluren zu furchen. Erfahrung lehrt ihn des Erdreichs
Kräft', ob es tauglicher sey für Getreide oder den Weinstock.
Hieher pflanzt er Platanen und dorthin Kräuter; das Steinland
Läßt er zur Weide für Vieh; ein anderes nutzt er zur Waldung.
Trockenes Land für den Ölbaum; Moorland weist er der Ulm' an.
Solch' unbedeutende Dinge beschäftigen Körper und Seele,
Daß nur die Speicher gefüllt, und Schlauch und Keller voll Most sey,
Und von geschorenen Wiesen das Heu die Schober erfülle,
Auch wohl spähet der Geiz nach vermeinten höheren Schätzen.
Wir durchmessen die Klüft' und zerwühlen das Inn're der Erde,
Hier des Silbers Gesäm', und dort des Goldes zu finden.
Hier wird gebändigt das Erz durch Feuer und dort durch den Hammer;
Aber es müßt' uns doch auch das höhere Wissen nicht fremd seyn,
Diese Nahrung des Geists, die einzig reinen Gewinn gibt.
Wissen müßte wohl Jeder, was in verborgener Werkstatt
Unsere Erd' erzwingt, keins ihrer Werke verkennen,
Nicht anstarren allein des Ätna heiliges Wüthen,
Und sein Donnergebrüll mit stummem Staunen vernehmen.

Ferne von aller, den Lehrdichtern so gewöhnlichen, sehr ermüdenden Trockenheit, läßt Cornelius Severus in den eigentlichen didaktischen Parthien den mahlenden Dichter so vorherrschen, daß sie lebendig und ergreifend werden, wie die große Natur selbst. Von solcher Art ist die folgende Stelle:

Alſo bekommen die Winde ſowohl von außen als innen
Ihre verheerende Kraft; in Höhlen ſtraubt ſich der eine
Immer wider den andern, den Ausweg ihm zu verſchließen,
Wie ſich gegen einander die Wellen thürmen im Weltmeer,
Wenn es dreimal und viermal den wilden Eurus verſchlucket hat,
Eine die andre verdrängt: ſo kämpft, vom Drucke gezwungen,
Auch die gebundene Luft, und jagt mit wirbelnder Druckkraft
Widerſtrebende Körper durch alle glühenden Gänge,
Überall ſich zu bahnen, durch nichts gehindert, den Ausweg.
Bis zum Ausfluſſe gebracht in wallender Hitze ſich Alles
Feurig und wuthend ergießt aus dem ganzen Schlunde des Berges.
Glaubſt du vielleicht, daß die Luft einſtrom' in den Trichter des Berges,
Und, aus dem Innern verdrängt, hier wieder ſuche den Ausweg,
Zwingt dich der Augenſchein das Gegentheil zu behaupten.
Heiter, trocken und kalt ruht über dem Ätna der Himmel,
Und es entſteiget dem Oſt die Sonn' in goldenem Glanze;
Gleichwohl decket den Berg ein dunkles Nebelgewölke,
Weicher ihn feucht und feucht umhüllt und ſich erhebend.
Staunend ſchaut es hinein in die Hallen der inneren Werkſtatt,
Die vom Ätna verjagt, noch von der Hitze verſchonten,
Wallt's, von Lüftchen bewegt, nur hin und wieder, und kehret
Immer zur Stelle zurück. Selbſt auf den Gipfel des Berges
Bis an des Keſſels, doch nie dem Blick zu erreichenden Abgrund,
Wagen ſich fromme Beter, hier Weihrauch Göttern zu opfern,
Bebt's zuweilen an Kraft, den Keim der großen Erſcheinung,
Flammenſtoff zu entwickeln, wenn Ruh' in der Tiefe des Bergs herrſcht.
Hieraus kannſt du erkennen, wie jener glühende Luftſtrom,
Welcher die Pinie ſchleudert und Felſenmaſſen verſchlinget,
Selbſt mit gemäßigter Kraft die Zügel lenke zum Rückzug.
Und beſonders auch nicht die ſo zum Sturz ſchon geneigten
Innern Wegenzgewölb' in des Abgrunds Tiefe verſenke;
Und ich irre wohl nicht, die Urſach darin zu finden,
Weil die Bewegung des Feuers ſo leicht und ſo ſchnell in dem Berg iſt,
Daß ſie das ſchärfſte Auge wohl kaum zu bemerken vermochte.
Wie, wenn des Prieſters Hand, benetzt vom Waſſer der Weihe,
Schwinget die Reinigungsfackel, Geſicht und Körper der Zug trifft,
Aber die ſchnelle Bewegung des Feuers Wirkung entkräftet.

Nicht die Asche zerstäubt, noch Spreu und trockene Kräuter
Frißt, und den zartesten Pflanzen nicht raubt die natürliche Schönheit;
Und wie friedsam empor des Altars duftende Flamme
Steigt, so unschädlich ist auch der Strom der Reinigungsfackel.

Mag nun der Läst' Aufruhr entstehen im Berge von außen,
Oder im Innern, er ist die einzig wirkende Ursach
Jener Allmachtskraft des Feuers, welche des Berges
Theile verwandelt in Asche, und unter flammenden Blitzen
Und mit Donnergetöse zersprengt die krachenden Felsen.
Also entsteht auch ein Brand, wenn, gepeitscht vom stürmischen Südwind,
Wälder, oder vom Nord, die Arme rauschend verschlingen,
Der dann, wo sie verschlungen sind, andern Zweigen sich mittheilt.
Hierbei trüge dich nicht des abergläubigen Pöbels
Meinung, als ruhe der Berg alsdann nur, wenn er erschöpft ist,
Und erneur' erst wieder den Kampf mit gesammelten Kräften.
Nein, entschlage dich ganz des unwürdigen falschen Gedankens,
Denn im Reiche der Götter herrscht kein so kleinlicher Mangel,
Und es erbettelt der Berg nicht seine Kräfte, noch rafft er
Ärmliche Lüftchen zusammen. Bereit zu seinen Befehlen
Hat er Heere von Stürmen; was deren Wirkungen hindert,
Oder zu zögern sie zwingt, daß Ursach ist uns verborgen.
Oftmals decken die Schlünde sich drüber thürmende Massen
Eingestürzter Gewölb', unbeweglich durch eigene Schwerkraft,
Und verschließen von unten beginnenden Kämpfen den Ausweg,
Gleichsam unter Ruinen begraben des drückenden Obdachs.
Alsdann ruht sich der Berg und ruht bei heiterem Himmel,
Und es ist klar, daß alsdann sich die wirkenden Lüfte zurückziehn.
Aber nach einiger Ruh verstärken mit großer Gewalt sich
Ihre Kräfte, zersprengen die schweren deckenden Massen,
Reißen die hemmenden Band', und Alles was seitwärts den Ausweg
Sperrt, und erschrecklich ist der Schlag des erneuerten Angriffs.
Dann bricht das Feuer hervor, von der reichen Beute genähret,
Und ergießet im Strom sich weit und breit im Gefilde.

Diese Didaskalie hatte meine Erwartung übertroffen. Sie würde mir noch mehr Vergnügen gemacht haben, wäre nicht Pindars herrliches Gedicht vom Ätna mir noch fest im Gedächtniß gehaftet. Ich sprach mehrere Stellen desselben. Die ganze Gesellschaft ward von des Dichters kühnem Fluge und von der Gluth seiner Phantasie entzückt. Ich erbat mir dagegen von Flavius die Mittheilung eines poetischen Gemähldes vom Ätna aus einer römischen Dichtung. Er schien etwas verlegen, und sagte nach einigem Zögern:

Ich kann dir keinen römischen Dichter nennen, welcher in seinem Gemahlde Wahrheit und Schönheit so innig vereinigt, wie dein Pindar. Ich muß dir jene zwei Eigenschaften getrennt zeigen, jede als besondere Gabe eines römischen Dichters. Lucretius Carus, ein eifriger Anhänger von Epikurs philosophischen System, gab uns ein Lehrgedicht, worin er die Grundsätze desselben, so viel es ihm möglich war, mit poetischer Ausschmückung vortrug. Ich habe mir die Verse, worin er vom Ätna spricht, fest in das Gedächtniß eingeprägt, um sie an Ort und Stelle mit dem Original selbst zu vergleichen. Höre denn, wie Lucrez zu seinem Freunde Memmius spricht, da er ihm diese Naturerscheinung mehr erklärt als schildert: *)

Nunmehr will ich dir zeigen, wie aus dem Krater des Ätna
Feuersäulen sich oft in Grausen erregender Masse
Wirbeln zum Himmel empor. Die Götter wenigstens sandten
Über Siciliens Flur das [illegible] Flammengewitter
Nicht, das staunende Blicke der Nachbarvölker auf diese
Flur geheftet hielt, und ihre Herzen mit banger
Ahnung ob der neuen und großen kommenden Dinge
Füllte, die die Natur hier sichtbar bereitet, beim Anblick

*) Lucret. de rer. nat. l. 6. v. 693 etc. (Übers. v. Meinek.)

Des in Flammen und Dampf verhüllten Himmelsgewölbes.
Willst du nun, Memmius, dieß genau untersuchen, so blicke
In die Tiefen zurück der ganzen Weisheit, entwickle
Jeden Satz dir genau, von allen Seiten! besonders
Denke das All der Welt dir unendlich, den Himmel als einen
Nur ganz kleinen Theil der unzähligen Theile des Ganzen,
Und bei weitem noch nicht in dem Verhältniß, in welchem
Jeder einzelne Mensch ein Theil ist der einzelnen Erde.
Hast du das überdacht, und völlig begriffen, so wirst du
Über Manches dich nicht mehr wundern. Wundert sich jemand,
Wenn bei wallendem Blut ein Fieber im Körper entstehet?
Oder ein Krankheitsstoff von anderer Art in den Gliedern
Schmerzen erregt? Wie bald ergreift uns wüthendes Zahnweh,
Oder schwillet ein Fuß, und röthet Entzündung die Augen;
Plötzlich entsteht und vertheilt das heilige Feuer in allen
Gliedern, wohin es fährt, den Schmerz der brennenden Flamme;
Denn es gibt ja des Stoffs zu vielen Dingen die Menge.
Erd' und Himmel ist voll vom Gift, der schrecklichen Seuchen
Alles verheerende Kraft unendlich zu mehren vermögend.
Eben so strömt auch der Erde, dem ganzen Himmel beständig
Aus dem unendlichen Raum sehr große Menge des Stoffs zu,
Der die Erde vermag zu erschüttern, in Wirbelorkanen
Land und Meer zu durchbrausen, des Ätna feurige Gluthen
Über den Krater zu schwellen, und zu entflammen den Himmel.
Wie wenn von ohngefähr die Wasserstoffe sich häufen,
Daß der Regen als Fluth vom Himmel strömet, so ist es
Mit des Himmels Entflammen.
Du machst den Einwurf: der Brand ist
Gar zu ungeheur. Doch scheint nicht jedem, der mehr als
Einen Fluß nur sah, der eine Fluß schon der größte?
Ungeheurer Baum! ein Riese von Menschen! so heißt es
Immer bei jedem Ding; was in Vergleichung mit andern
Groß ist, wird sogleich zum Ungeheuer erhoben.
Aber was ist denn das Meer, was ist die Erde, der Himmel,
Gegen die Summe der Summen des ganzen unendlichen Weltalls!
Do[illegible] muß dich nun auch, Freund, lehren die wirkende Ursach,
Wel[illegible] glühende Nacht im Ätna plötzlich erreget

Und aus dem weiten Kamin des großen Ofens herausblickt.
Höre denn alſo: Der Berg iſt durchaus hohl und bedecket
Feſt auf Felſengewölben, und alle Gewölbe und Hohlen
Sind voll Luft und Wind, denn der Wind iſt heftig bewegte
Luft. Iſt dieſer Wind nun heiß geworden, und hat er,
Wüthend um ſich her die Felſenklüfte, das Erdreich,
Das er traf, erhitzt, und Brennſtoff aus ihnen in Flammen
Ausgepreßt, alsdann erhebt er ſich bis zum geraden
Schlunde des Berges empor, ſpeit Flammen und glühende Aſche
Weit und breit umher, und wirbelt und ſchleudert bald Wolken
Dicken finſteren Rauchs, bald Felſenſtücke, erſtaunlich
Schweren Gewichts; ein Beweis, daß Kraft des Windes hier wirke,
Ferner: den größten Theil des Jahres vom Ätna beſpület
Bald die wogende Fluth, bald trocknet ihn wieder die Ebbe
Von dem Meer an erſtrecken ſich, bis zum Schlunde des Berges,
Höhlen von unten herauf. Durch dieſe Höhlen, die Sache
Scheint mir ausgemacht, dringt bei der Ebbe der Wind ein,
Bläst dann von oben heraus, und hebt die glühenden Maſſen,
Schleudert Steine mit fort und ganze Spitzen von Sande; —

Als Flavius ſeinen Vortrag geendigt hatte und meine Meinung über den Dichter und die Dichtung hören wollte, ſagte ich unverholen: Lucrez ſcheine mir, wenigſtens nach dieſem Pröbchen, eben ſo wenig ein Dichter, als ſeine Didaskalie eine Dichtung ſey. Für einen verſtändigen Mann von Geiſt, Kenntniß und Kunſtbildung müſſe man ihn allerdings gelten laſſen, doch eigne ſich ſeine verſifizirte Proſa mehr für die Sprache eines poetiſchen Philoſophen als eines philoſophiſchen Dichters.

So will ich dir denn, erwiederte Flavius, nun eine wahrhaft poetiſche Beſchreibung des Ätna geben, eine Beſchreibung glühend wie er ſelbſt:

— — — Mit grauſen Verwüſtungen donnert der Ätna,
Oftmal ſtromt er zum Äther die ſchwarzzerbrechende Wolke,

Welche mit Pech aufwirbelt den Dampf mit funkelnden Flocken;
Und er erhebt Gluthklumpen, und leckt mit der Flamme die Sterne:
Oftmals Graus und Gesteine, dem Schooß entrissen des Berges,
Bäumet er prudelnd empor, und geschmolzene Felsen zum Himmel
Drängt er mit dumpfem Gekrach, und kocht aus dem untersten Grund
auf. — *)

Flavius, der schon in jeder Miene Virgils Triumph feierte, wollte, so wie er den letzten Vers gesprochen hatte, in wortreiche Lobpreisung ausbrechen. Ich kam ihm zuvor, und erklärte geradezu: Jenes Gemählde sey eben nicht geeignet, von Virgils poetischem Genius eine besonders vortheilhafte Idee zu geben; es zeige sich als Nachahmung des pindarischen Vorbildes, hinter dem es doch zurückbleibe. Vergebens, sagt' ich, bemüht sich Virgil, das Große durch Klang und rauschenden Wortschwall auszudrücken; das ganze Gemählde scheint mehr angelegt als ausgearbeitet zu seyn. **)

Nach einigen Gegenreden gestand Flavius selbst, mein Urtheil sey streng, beinahe hart, aber — nicht unwahr; doch lasse sich Manches zur Entschuldigung des Dichters sagen, welcher einen beträchtlichen Theil der Aeneide während seines Aufenthalts in Sicilien schrieb: Virgil producierte schwer, arbeitete langsam, schrieb nur sehr wenige Verse an einem Tage, und verwendete dabei viel Mühe und Anstrengung. ***) Er selbst verglich seine poetischen Geburten mit jenen der Bärinn: so wie diese — sagte er scherzend — ungestalte, häßliche Junge zur Welt bringt, welche sie erst durch immerwährendes Belecken

*) Aeneid. l. 3. (Übers. von Voß.)
**) Aulus Gellius Noct. attic. l. 17. c. 10. — Macrob. Saturnal. l. 5. c. 17.
***) Quintil. inst. orat. l. 10. c. 3.

ausbildet und formt: eben so seyen auch seine Geisteskinder anfangs roh und mangelhaft, und er gebe ihnen erst durch vieles Bessern und Feilen ihre Schönheit. — Deshalb sind auch jene Parthien seines Heldengedichts, an welche er, mit Liebe fortbildend, die letzte Hand anlegte, trefflich, wogegen diejenigen, an deren Ausfeilung und Vollendung der Tod ihn hinderte, keineswegs einen Dichter vom ersten Range zeigen. Zu jenen unvollendeten Stellen gehört nun ohne Zweifel auch die Beschreibung des Ätna. *) —

Flavius, gleichsam, als wolle er den beleidigten Manen des vorzüglichsten der römischen Heldendichter ein Sühnopfer bringen, erboth sich nun, uns einiges von Virgils Lebensumständen zu erzählen. **)

---

*) S. Anmerkung 11.
**) Donat. Vita Virgil.

XII.

Geboren unter dem Konsulat des Licinius Crassus und des großen Pompejus, im Dorfe Andes bei Mantua, am 15ten Oktober des Jahres 684 nach Roms Erbauung (dem Sterbetage des Dichters Lucretius) erhielt P. Virgilius Maro, obschon geringer Eltern Kind, eine sorgfältige Erziehung.

Der reine Sinn ländlicher Unschuld, dem Knaben von der Natur als Lebensweihe wie angeboren, haftete selbst in des Mannes Geist und Herzen so unzerstörbar, daß ohne Zweifel dieser Charakterzug ihm, dem keuschesten aller Dichter, in der Folge den Beinamen: der Jungfräuliche, *) erwarb. Diese ideale Reinheit, deren holder Geist uns aus Virgils Gedichten wie der himmlische Blick einer Grazie anschaut und wie Ambrosia-Athem anhaucht, — sie entzückte mich, daß ich im Lesen oft Sophokles Worte sprach:

Heilige Unschuld, Reinheit jedes Worts und
Heiliger That! ach! daß du uns vom Schicksal
Wär'st erkoren, zu leiten
Unsern irdischen Pfad.

*) Parthenius.

Den aus dem Feuerhammel Gottes hohe
Tochter, die Urgesetze, uns geboethen:

Seine schönen Anlagen auszubilden, verließ der Jüngling den Schooß ländlicher Ruhe, zog nach größern Städten, und genoß in Mantua, Meiland, Cremona und Neapel den Unterricht griechischer Lehrer, wobei sein poetisches Talent sich früh entwickelte. Seine Jugend fiel in die stürmische Zeit des großen Triumvirats. Als viele Ländereien zur Belohnung für geleistete Kriegsdienste an Soldaten vertheilt wurden, verlor Virgil sein kleines väterliches Landgut, und eilte nach Rom, die Zurückgabe zu erwirken. Der fremde mittellose Jüngling hatte in der Hauptstadt der Welt nur eine Fürsprecherinn: die Muse der Dichtkunst. Sie gewann ihm bald die Gunst der drei mächtigsten Männer jener Zeit: des Mäcenas, Varus und Pollio, welche das schöne Talent des Jünglings aufzuregen wetteiferten, und ihn dem großen Herrscher Octavianus Augustus näher brachten. Virgil versuchte sich zuerst in kleinen Gemählden einer idealisirten Schäferwelt. Er las sie öffentlich vor und erhielt Beifall. Man nannte ihn sogar Roms zweite Hoffnung. *) Seinem poetischen Genius verdankte er es, daß ihm Augustus das väterliche Erbgütchen, wieder zurückgab.

Im ersten Gefühl der dankbaren Freude besang Maro das Ereigniß in einer Idylle, und Augustus ward dem Glücklichen ein Gott. **)

So lebte der, in die angenehmste Lage versetzte Dichter

---

*) Auctor Dialogi de causis corruptae eloquentiae. Cap. 13.
**) Eclog. 1. v. ;

den Musen und seinem Genius, bald im Glanze Roms, bald im lieblichen Neapel, bald im heitern Friedensbezirk seiner stillen Villa. Er mochte aber auch noch so still und zurückgezogen leben, ihm fehlte doch nie, weder die Gunst des erhabenen Augustus, noch die Aufmerksamkeit und Theilnahme des römischen Volkes, welches ihn so hoch achtete, daß es, wenn Virgils Gedichte im Theater vorgetragen wurden, vor dem eintretenden Dichter sich eben so von den Sitzen erhob, wie vor dem Imperator selbst. *)

Im Wechsel der schönsten Himmelsstriche und der interessantesten Erdgegenden schrieb er sein großes Gedicht über den Landbau, welches allein schon hingereicht hätte, ihm die Unsterblichkeit zu sichern; denn fürwahr! in dieser Dichtungsart sind die Römer durch ihn Sieger geworden. Hesiods größtes Verdienst besteht in seinem klar dahinfließenden, lieblichreinen Vortrage; an schönen Sittensprüchen ist er reich; allein er beschäftigt sich oft mehr mit Namen als Sachen. **) Virgil aber verbindet mit weiser Anlage des Plans die reichste, umfassendste Mannigfaltigkeit des Stoffes, und mit der Schönheit der Darstellung den erhabensten Schwung. Der kräftige Geist der einfach hohen Würde des Landbaues, die Seele des altitalischen Helden, steigt aus dem großen Ganzen wie heiliger Opferduft empor.

Im Alter von zwei und vierzig Jahren schrieb Virgil sein Heldengedicht. Schon die ersten Gesänge wirkten begeisternd. Da er sehr langsam arbeitete, und jeden Vers mühsam feilte, drang Augustus, in den zögernden Dichter, die Vollendung des

*) Auctor de caus. corr. eloqu. cap. 13.

**) Quintil. l. 10. c. 1.

ersehnten Werkes zu beschleunigen. Er schrieb drängende Briefe; allein Virgil war zu keiner Eile zu bewegen, und schrieb dem erhabenen Gönner zurück:

„Ich erhalte von dir Briefe über Briefe. Gerne würde „ich dir meinen Äneas senden, wenn ich ihn deiner Aufmerk„samkeit werth achtete. Was ich aber bis jetzt davon geschrie„ben habe, ist mehr Entwurf und so mangelhaft, daß es mir „vorkommt, als hätte ich ein solches Werk in einer Art von „Wahnsinn unternommen." *)

Als endlich mehrere Gesänge der Äneis zu Stande gebracht waren, las Virgil sie in Gegenwart Augusts und seiner Schwester Octavia, deren Sohn Marcellus, begabt mit den herrlichsten Eigenschaften, als Jüngling gestorben war. Ihn zu preisen, hatte Virgil einige Verse eingeflochten, und dieselben dem Schatten des Anchises in den Mund gelegt, da er dem forschenden Äneas über die Bewohner der Unterwelt Kunde gibt: **)

Zeigen nur wird das Geschick dem Erdkreis jenen, und länger
Läßt es ihn nicht! Zu mächtig erschien wohl, obere Götter,
Euch der romanische Stamm, wenn dauernder dieses Geschenk war!
Ach wie seufzet der Kamp an der mächtigen Feste des Mavors
Einst von Männergeseufz! wie traurigen Zug, Tiberinus,
Schauest du, wann du am Hügel des Frischbegrabenen hinwallst!
Nie ein anderer Knab' aus ilischem Samen erhebet
So zur Hoffnung das Herz latinischen Greisen, und keines
Anderen Zöglinges freut sich so stolz die romulische Herrschaft.
Frömmigkeit, ach! altbiedere Treu, und im Krieg unbezwungne
Stärke des Arms! Nicht wär' ungestraft ihm Einer begegnet,
Ob er, umstrahlt von Waffen, zu Fuß andräng' in die Feinde,

---

*) Macrob. Saturn. l. 1. c. 24. S. Anmerkung 22.
**) Aeneid l. 6. Übers. von Voß.)

Ob er dem ſchäumenden Roſſ' in die Bug' einbohrte die Sporen.
Mitleidswürdiger Knab', o verſchont' dich das rauhe Verhängniß.
Du ein Marcellus hinfort! Werft Lilien voll aus den Händen!
Ich will purpurne Blumen ihm ſtreu'n, und die Seele des Enkels
Wenigſtens ehren mit dieſem Geſchenk, ausübend die eitle
Zartlichkeit! —

Von dieſer Stelle wurde das Herz der Mutter ſo ergeiſſen, daß ſie bewußtlos dahinſank. Aus Dankbarkeit für die Verherrlichung ihres Sohnes gab ſie dem Dichter für jeden der dreißig lobpreiſenden Verſe zehntauſend Seſterzien. *)

Ungeachtet aber Virgil ſich ſo mächtiger Gönner zu erfreuen hatte, ungeachtet ſeine poetiſchen Freunde, Horaz und Properz, **) ihn zu preiſen nicht ermüdeten, wagte es doch mancher gallſüchtige Grammatiker, ihn zu ſchmähen. Ein gewiſſer Carbilius Pictor ſchrieb ein Werk, welches er die Geißel der Äneis nannte; ein Herennius machte Bemerkungen über Virgils Fehler; ein Perilius Fauſtinus zeigte, wie oft Virgil aus Mangel an Originalität ſich mit fremden Federn geſchmückt habe. Andere zerriſſen ſeine ländlichen Gedichte; Andere ſetzten ihn dem Lehrdichter Lucrez nach; Andere bemerkten, gute Proſe mißlinge ihm eben ſo wie dem Cicero die Verſe. ***) Virgil antwortete auf keine dieſer Schmähſchriften, ſondern ſchwieg im Vorgefühl ihrer Vergänglichkeit und ſeiner Unſterblichkeit, welches ihm ſagte, daß nachfolgende Jahrhunderte ſich mit ſeinen Schätzen ſchmücken werden. Leider ſtarb er, ohne zur Vervoll-

*) Nach unſerm Gelde im Ganzen eine Summe von beinahe drei zehntauſend Thalern.

**) Horat. Odar. I. 3 et 24. — Odar. IV. 12. — Satyr. I. 3. 6 et 10. — Propert. II. Elrg. 25.

***) Auctor de causis corr. eloqu. c. 20 et 23. — Seneca Rhetor Excerpta ex controvers. libro 3 in praemio

kommnung seines großen National-Epos die letzte Hand angelegt zu haben, auf seiner Reise nach Athen und Kleinasien, zu Brundusium, an der Gränze Italiens; im Jahre Roms 735. Mit ahnendem Geist hatte Horaz dem absegelnden Freunde eine schöne Ode gesungen, worin er das Schiff beschwor, den Geliebten unverletzt nach Athen zu bringen, mit bangem Vorgefühl die Vermessenheit desjenigen verwünschend, welcher zuerst ein Schiff dem wuthenden Meere vertraute. — Augustus, den Wunsch des Dichters ehrend, ließ Virgils Asche bei Neapel an seinem Lieblingsplätzchen bestatten. Ein Lorbeerbaum beugt sich wie trauernd über das Grab. Virgil selbst wollte kurz vor seinem Tode die Äneis den Flammen Preis geben. Da man ihn daran hinderte, befahl er die Verbrennung in seinem letzten Willen; August, sonst dem geehrten Dichter so willfährig, duldete den Vollzug nicht; ein schöner Beweis sowohl für die Bescheidenheit des Dichters als auch für den Edelmuth des kunstsinnigen Kaisers. *) Augusts Verboth ist fürwahr die schönste Lobrede auf Maro's Äneis; und wenn die Geschichte von Alexander dem Großen rühmt, daß er das köstliche, mit Edelsteinen reichbesetzte Schmuckkästchen des Darius zu keinem bessern Gebrauche verwenden zu können glaubte, als um ein Kleinod — Homers Ilias — darin aufzubewahren; so that Augustus noch mehr, indem er Virgils Äneis nicht nur sich selbst, sondern Allen erhielt und gleichsam die Welt zu dem aufbewahrenden Schmuckkästchen machte, ganz das Gegentheil des Cäsars Caligula, welcher Virgils Büste aus allen Bibliotheken verbannte, sogar Homers Gesänge vernichten wollte, und solchen Frevel zu rechtfertigen meinte durch die sonderbare Erklärung: „Es sey ihm wohl erlaubt zu thun, was schon Plato that, welcher den alten Sänger aus seinem idealischen Staat

*) Plinius hist. nat. l. 7. c. 30.

verbannte." *) Varius und Tucca erhielten den Auftrag, die mangelhaften Verse zu verbessern, doch ohne etwas Wesentliches daran zu ändern. Virgils Gedichte, bisher die Lieblingslektüre aller Gebildeten, wurden bald auch zur Bildung der Jugend benützt. Quintus Cäcilius, der unter Augusts Herrschaft in Rom eine öffentliche Schule hielt, las sie seinen Schülern vor. Der Grammatiker Remmius Palämon wollte sich einen Dichterruhm durch die Behauptung erwerben, daß Virgil — wie im Vorgefühl eines Sehers — den Namen Palämon in einer Ekloge genannt habe. **)

Man erzählt sich von Virgil noch verschiedene Charakterzüge und Eigenthümlichkeiten seiner Lebensweise. Ich werde einige derselben anführen, weil man von ausgezeichneten Geistern selbst unverbürgte Sagen gierig auffängt. ***)

Virgils Mutter soll am Tage vor der Entbindung geträumt haben, sie gebäre einen Lorbeerzweig, welcher, kaum die Erde berührend, sogleich zum Baume emporwuchs, mit Blüthen und Früchten geschmückt. Virgil war groß von Gestalt, ziemlich schwerfällig in seinem Äußern, hatte bäurische, wenig versprechende Gesichtszüge von dunkelbrauner Farbe, und litt, so mäßig er auch lebte, viel durch die Übel einer schwächlichen Gesundheit, häufig gequält von schlechter Verdauung, Kopfschmerz und Blutauswurf. Durch Augusts Freigebigkeit erhielt er ein sehr bedeutendes Vermögen, und ein Haus auf dem esquilinischen Hügel, neben den Gärten des Mäcenas. †)

---

*) Auctor de illustr. Grammat. cap. 16 et 23.

**) Sueton. in Calig. c. 34.

***) Tib. Claudii Donati ad Tib. Claudianum Maximum Donatianum Filium de P. Virgilii Maronis vita. S. Anmerkung 13.

†) S. Anmerkung 14.

Philosophie, Arzneikunde und Mathematik waren Virgils Lieblingswissenschaften. Das Georgikon soll er zu Neapel in sieben Jahren, die Äneis theils in Sicilien, theils in Campanien, in zwölf Jahren gedichtet haben. Zuerst versuchte er sich in kleinern Gedichten. Die Eklogen fanden solchen Beifall, daß man sie im Theater vortrug. Nach Anhörung einer derselben soll Cicero, von ihrer Schönheit ergriffen und das junge Talent erkennend, die berühmten Worte: „Die andere Hoffnung der mächtigen Roma!“ — ausgerufen haben, wodurch er zugleich sich selbst stillschweigend für Roms erste Hoffnung erklärte. Virgil verwebte späterhin jene ruhmverkundenden Worte in seine Äneis. *)

Kaum waren die ersten Gesänge dieses Heldengedichts bekannt geworden, als Virgil sich mit Ruhm und Ehre gekrönt sah. Man räumte ihm den zweiten Platz nach Homer ein; **) und die Äneis schien nach der Ilias das Höchste. Und dennoch leugnet niemand, daß Virgil von Homer so Manches sich zueignete? Allerdings! Aber es ist leichter, dem Herkules die Keule, als dem Homer einen Vers zu entwenden.

Virgils sittlicher Charakter wird noch von der Nachwelt geehrt. Er war, versichert man, eine der reinsten und edelsten Seelen, deren je die Erde trug. ***) Wohlwollend, und ein Freund jedes Guten und Gebildeten, kannte er den Neid so wenig, daß er sich über fremdes Gelingen wie über sein eigenes freute. Er tadelte Keinen, lobte den Verdienstlichen, und zeigte

---

*) Magnae spes altera Romae. (Aeneid. l. 12. v. 168.)

**) Cedite romani scriptores, cedite Graji! nascitur ecce quid maius nascitur Ilias. (Propert. II. Eleg. 25.)

***) S. Anmerkung 55.

sich stets so human, daß nur ein vollendeter Nichtswürdiger ihn Liebe und Achtung versagen konnte. Er schien gar kein Eigenthum zu besitzen, und bewährte den Spruch des Euripides: Freunden sey Alles gemeinschaftlich. So geschah es, daß Virgil von seinen poetischen Zeitgenossen, so scheelsüchtig und uneinig sie auch unter einander seyn mochten, einmüthig geehrt und geliebt wurde. Seine innigsten Freunde waren: Tucca, Varius, Gallus, Properz und Horaz.

Polybius, ein Freigelassener des Cäsars Claudius, hatte Homers Heldenlieder in die Sprache Latiums, und Virgils Äneis in die griechische übersetzt. *) Nikasio gab mir das römische Gedicht und die griechische Übersetzung. So war ich im Stande, das Original ganz zu genießen. Ich durchlas es mit dem größten Eifer, und verzeichnete mir den Gang der Handlung, theils um zur Berichtigung meines eigenen Urtheils die Anlage und Durchführung klar zu überschauen, theils um denjenigen, welche das Gedicht nicht gelesen haben, einen Begriff davon zu verschaffen.

Äneas, ein Sohn der Venus und des Anchises, von den Troern nach Zerstörung der Stadt zu ihrem Führer gewählt, segelt im siebenten Jahre vergeblichen Umherirrens mit der Flotte nach Italien, um daselbst das ihm verkündete Reich zu gründen. Juno, den Troern feindlich gesinnt, eilt zum Gott

---

*) Seneca Consolat. ad Polyb. cap. 16.

der Stürme, ihn zu bewegen, daß er die Flotte vernichte. Äolus willfährt, aber Neptun beſänftiget die Wuth der empörten Elemente, und Äneas landet mit ſieben Schiffen an der Küſte von Afrika, wo Königinn Dido im neuerbauten Karthago herrſcht.

Nun führt uns der Dichter von der Erde in den Olymp. Venus klagt dem König der Götter die Leiden ihres vom Haß der Juno verfolgten Äneas.

Huldvoll lächelt der Vater der Götter und Menſchen mit jenem Blicke ſie an, mit welchem er Himmel und Wetter erheitert.

Er tröſtet ſie, Küſſe nippend, verkündet ihr des jetzt Leidenden künftige Herrlichkeit, und ſendet den Merkur, die neuangeſiedelten Karthager den gelandeten Troern günſtig zu machen.

Während die Gefährten, am Strande gelagert, ſich erquikken, erſcheint Venus dem Äneas, welcher, mit Entwürfen für die Zukunft beſchäftiget, ſich von den übrigen entfernt hat. In der Mitte des Waldes tritt ſie ihm entgegen, ein Mädchen an Tracht und Geſicht;

— Als Jägerinn hing ſie nach Brauch den geſchmeidigen Bogen über die Schulter, und ließ das Haar von Winden zerſtreuen, Nackenden Knie's, und im Knoten geſchürzt die fließenden Falten. —

Sie verkündet, daß hier Dido herrſche, erzählt der Fürſtinn und des neuen Reiches Schikſale, und ermuntert den Äneas, Hülfe zu ſuchen. Da ſie geendet hat, —

— — Da glänzte der roſige Nacken,
Göttlichen Wohlgeruch verbauchten ambroſiſche Locke

Ihr von dem Scheitel; das Kleid floß wallend hinab zu den Gelten,
Und sie erschien ganz Göttinn im Weggang.

Durch ihre Macht wird Äneas, in eine Wolke gehüllt, nach Karthago gebracht. Auch hier sind Troja's Schicksale schon bekannt, in Gemählden abgebildet. Indeß Äneas in Staunen vertieft steht, tritt die an Reiz holdselige Dido, von glänzendem Gefolge umringt, in den Tempel der Juno, in dessen Mitte sie, von Waffen umschirmt, sich auf erhabene Polster des Thrones setzt, dem Volke Arbeit vertheilt, und Recht spricht.

Äneas ist ungesehen zugegen. Die übrigen Troer ziehen in den Tempel, die Königinn um Schutz und Hülfe zu flehen. Sie gewährt ihnen über ihre Erwartung, ladet sie sogar ein im Reiche zu bleiben, und äußert den Wunsch, daß doch Äneas selbst zugegen seyn möchte.

Kaum war solches gesagt, als schnell des umwallenden Nebels
Hülle zerreißt und gelöst in offenem Äther sich läutert.
Siehe da stand Äneas, und strahlt in der Helle des Tages,
Lebe an Schulter und Haupt, wie ein Gott; denn die Zeugerinn selber
Hatt' anmuthige Locken dem Sohn, und blühender Jugend
Purpurlicht, und heitere Würd' in die Augen geathmet.
So wie das Elfenbein durch Kunst sich verschönet, wie Silber
Pranat und parischer Stein in des rothlichen Goldes Umwandung.

✡

Äneas, Allen ein Wunder, redet die Königinn an, die, ob dem Anblick erstaunt, ihm hold erwiedert und die Rede mit den Worten schließt:

Mich auch stieß ein gleiches Geschick in viele Bedrängniß,
Und vergönnte mir erst in diesem Lande die Ruhe,
Selbst mit dem Jammer vertraut, lernt' ich Unglücklichen beistehn.

Dido selbst führt nun den Äneas in die hohe Königsburg. Das Innere derselben —

— — voll königlich strahlenden Prunkes,
Sieht nun geschmückt, und sie rüsten den Schmaus in den mittleren Kammern,
Teppiche, reich an Gewirke der Kunst, und prangendem Purpur,
Ganz von Silber die Tafeln umblinkt, und in Golde gemeißelt,
Tapferer Ahnen Verdienst, und langgereihete Thaten,
So viel Männer herab von des Stammes uraltem Erzeuger. —

Äneas sendet indessen den Achates zu den Schiffen, seinen Sohn Ascanius nebst Geschenken für Dido zu bringen: Den Mantel,

— — der Saum von Bildern und Golde
Schimmerte, sammt dem Schleier, umbraut mit gelbem Akanthus,
Einst der argivischen Helena Schmuck, den sie dort in Mycene,
Als sie zum Pergamos zog zur ehebrech'rischen Hochzeit,
Mit sich nahm, ein Wundergeschenk von Leda der Mutter;
Ferner den Herrscherstab, den des Priamus älteste Tochter
Einst, die Ilione, trug, und ein Halsgeschmeide von Perlen,
Und die Krone, von Gold und Edelgesteinen erglänzend. —

Venus sendet statt des entrückten Ascanius den Cupido, welcher in des Knaben Gestalt der Königinn die Geschenke bringt. Dido, vom Liebesgott entzündet, entbrennt beim Gastmahl für den Äneas.

— Die arme, dem nahenden Fluche geweihte
Ponerin kann ihr Herz nicht sättigen; gierig des Anschauns
Brennt sie, vom Knaben zugleich, und zugleich vom Geschenke bezaubert

Jener, nachdem er Äneas umarmt und am Hals' ihm gehangen,
Und das begierige Herz dem gebeucheiten Vater gesättigt,
Gilt zur Königinn nun. Mit den Augen an ihm, mit der Seele
Hastet sie; oft auch im Schoß erwärmt ihn Dido, und weiß nicht,
Welch ein Gott ihr genaht, der Elenden! —

Mit steigender Theilnahme verlangt Dido vom Äneas die Erzählung des trojanischen Kriegs, auch seiner eigenen Schicksale und Irren nach Zerstörung der Vaterstadt. Äneas willfähret der Verlangenden. Seine Erzählung füllt den zweiten und dritten Gesang, und bildet eine Episode, die, als ein für sich bestehendes Ganzes, wie ein besonderes Gemählde anzuschauen ist, und hier den Zusammenhang der Haupthandlung nicht [illegible] soll. In der Folge mag sie uns, einzeln betrachtet, ergehen.

Der vierte Gesang enthält die leidenschaftliche Liebe und das traurige Ende der unglücklichen Dido. Sie vertraut der Schwester ihre Gluth und den Wunsch nach Vermählung mit Äneas. Juno sieht in dieser Verbindung ein erwünschtes Mittel, den Äneas von Italien abzuhalten; sie thut der Göttinn der Liebe den Vorschlag, mit ihr vereinigt die Vermählung zu bewirken. Äneas und Dido auf der Jagd werden durch ein von der Götterkönigiun erregtes Ungewitter in eine Höhle geschreckt. Fama meldet die neue Verbindung dem Gätulerkönig Jarbas, welcher vor der Ankunft des Äneas um Dido's Hand vergeblich geworben hat. Jarbas, ein Sohn des Jupiter Amon, fleht den Vater an, jene Verbindung nicht zu gestatten. Jupiter, zugleich der Schicksale eingedenk, sendet durch den Merkur dem Äneas Befehl, Karthago zu verlassen und seiner Bestimmung nach Italien zu folgen. Äneas macht sich insgeheim zur Abreise bereit. Dido erfährt die Anstalten dennoch, und will ihn durch Bitten zurückhalten. Der Versuch mißlingt; sie beschließt den Selbstmord. Äneas, vom Merkur im Traume ge-

mahnt, beschleunigt die Abreise. Dido erblickt die absegelnden Schiffe, besteigt in Verzweiflung einen Scheiterhaufen, den sie wie zum Gebrauch als Liebeszauber errichten ließ, verwünscht den Äneas und seine Nachkommen, stößt sich sein Schwert in die Brust und stirbt nach einem qualvollen langen Todeskampfe.

Die Liebe und der Tod der unglücklichen Dido geben, so wie die Zerstörung von Troja im zweiten und dritten Gesang, und die episodische Geschichte der beiden Freunde Nisus und Eurpalus im neunten, für sich bestehende und in sich vollendete Gemälde, welche ihre eigenen Rahmen zu haben verdienen. Ich werde sie deshalb in der Folge betrachten, getrennt von der Haupthandlung, welche so fortschreitet: Äneas, von Karthago segelnd, wird durch einen Sturm nach Sicilien verschlagen, hier feiert er den Todestag seines Vaters Anchises durch Spiele: Wettrennen zu Schiffe, Wettlauf, Faustkampf und Bogenschießen. Den Beschluß macht das bei den Römern noch jetzt übliche Troerspiel, da Knaben zu Pferde ein Gefecht vorstellen.

Während die Spiele gefeiert werden, werfen die trojanischen Frauen, der Beschwerden und Gefahren der Seefahrt müde, Feuer in die Schiffe, um den Äneas zu zwingen, daß er in Sicilien bleibe. Äneas eilt herbei; die Schiffe, bis auf vier, werden gerettet, sind aber nun zur Aufnahme Aller nicht mehr hinreichend. Äneas, um an der Erreichung seines großen Zieles nicht gehindert zu werden, beschließt, die Weiber, die Alten und die Schwachen als eine Kolonie in Sicilien zurückzulassen. Im Traum der Nacht erscheint Anchises, und bestärkt ihn in dem Entschlusse, mit dem Kern seiner Schiffsbemannung nach Italien zu segeln, und dort sich zur Seherinn Sibylla zu begeben, welche ihn zu einer zukunftverkündenden Unterredung mit dem Vater in die Unterwelt führen werde. Äneas, nachdem er die Stadt Acesta, die treue-

nische Colonie, in Sicilien gegründet hat, segelt ab, und findet günstige Seefahrt.

Bei Cumä landend, besucht er die Sibylla, welche in einer Höhle des Berges wohnt. Sie geleitet ihn, nachdem die Tauben der Venus ihm den Talisman — einen goldenen Zweig — gezeigt haben, in die Unterwelt. Das wirklich kunstreiche Gemählde derselben zerfällt in drei Hauptpartien: Der Vorhof des Todtenreiches vor der Überfahrt über den Acheron, wo er mancherlei Graungestalten erblickt, und nach der Überfahrt, wo er die hier verweilenden Kinderseelen, unschuldig Verurtheilte, Selbstmörder, edle Krieger und unglücklich Liebende findet, unter diesen Dido, die vor ihm flieht.

Nun betritt er den Tartarus, wo die Verbrecher ihre Strafen leiden, zunächst den Pallast des Pluto; endlich das Elysium und die Seligen, unter diesen den Vater Anchises, welcher ihm seine Nachkommenschaft und Roms künftige Größe, auch den bevorstehenden Krieg umständlich verkündet, und ihm Rath ertheilt, wie er sich zu verhalten habe.

Äneas kehrt durch die Pforte von Elfenbein zur Oberwelt zurück, und segelt nach Cajeta.

In diesem Gemählde befindet sich ein Reichthum von herrlichen Gruppen und einzelnen Figuren, welche, als episodische Parthie, eine vom Ganzen abgesonderte eigene Beschauung verdienen.

Mit dem siebenten Gesange (also in der Hälfte des Gedichts) enden die Irrfahrten, und Äneas landet am Ziel seiner Bestimmung, im Lande des laurentischen Königs Latinus, dessen Tochter Lavinia dem Rutulerkönig Turnus versprochen war.

Dieſer hatte jedoch die Verbindung, in Folge einer Weiſſagung: »ſeine Nachkommen würden durch Lavinia's Verbindung mit einem Fremdling das mächtigſte Volk der Erde werden;" — verzögert.

Latinus glaubt in Äneas den vom Schickſal beſtimmten Mann zu finden, bewilligt dem Bittenden die Aufnahme in ſein Reich, und bietet ihm zugleich Lavinien zur Gemahlinn.

Juno, noch immer die heftige Feindinn des Äneas, ſucht ſein nahes Glück zu zerſtören. Auf ihr Geheiß eilt Alekto, Zwietracht zu ſtiften. Turnus und Amata, die Gemahlinn des Latinus, werden von der Furie zur Wuth entflammt. Ein Kampf der Troer und der laurentiſchen Hirten beginnt, ein blutiges Vorſpiel des nachfolgenden Krieges.

Das Volk trägt die Leichen der Getödteten in die Stadt, fordert Krieg und Entfernung der Troer aus dem Lande. Vergebens ſträubt ſich Latinus dagegen. Juno ſelbſt öffnet den Tempel des Krieges. Fünf benachbarte Völker ergreifen die Waffen. Italiſche Helden rücken an, unter dieſen die Etruſker Mezentius und ſein Sohn Lauſus, Camilla die Heroine mit ihren Volkern, und Turnus, der erſte der Helden, welcher den Krieg ordnet und lenkt.

Dem Äneas, von ſolchen feindlichen Mächten bedrängt, flößt der Stromgott Tiberinus, eine nächtliche Erſcheinung, neuen Muth ein. Auf ſein Geheiß ſchifft jener, Hülfe ſuchend, zum König Evandrus, welcher aus Arkadien nach Italien gekommen war und in Pallanteum (auf dem nachmaligen palatiniſchen Hügel von Rom) eine Kolonie angelegt hatte. Dieſer gibt dem Äneas ſeinen Sohn Pallas mit vierhundert Reitern. Äneas ſendet einen Theil des Heeres über den Tiberſtrom zu ſeinem

Sohne Ascanius zurück, und eilt mit den übrigen zu den Etruskern, welche ihren König Mezentius vertrieben hatten, und nun, einer Weissagung zufolge, einen Fremden zum Führer haben mußten. Nahe vor dem etruskischen Lager erscheint ihm Venus und bringt die vom Vulkan geschmiedeten Waffen.

Während der Abwesenheit des Äneas hat Juno die Iris an den hochherzigen Turnus gesendet und ihn zum Angriff der Troer entflammt. Diese gehen aber nicht aus der Verschanzung. Turnus will nun ihre Schiffe verbrennen. Jupiter verwandelt dieselben im Augenblick, der ihnen Vernichtung droht, in Meernymphen, welche vor den Augen der staunenden Rutuler sogleich verschwinden. Turnus, über das Mißlingen wüthend, umlagert die Verschanzung an der Tiber. Nisus und Eurjalus, zwei edle troische Jünglinge und innige Freunde, übernehmen es, dem Äneas in der Nacht die Gefahr der Seinigen zu melden. Sie dringen durch das, die troische Verschanzung umgebende feindliche Lager, tödten viele der sorglos schlafenden Rutuler, werden aber endlich von einer Reiterschaar umrungen und nach dem tapfersten Widerstande getödtet. Dieses Gemählde von Seelengröße und Heldentod ist eine der herrlichsten Episoden der Äneis, ein erhabenes Nachtstuck, und verlangt eine eigene Beschauung. —

Am nächsten Morgen stürmt Turnus die Verschanzung. Blutiger Kampf. Rutuler und Troer wetteifern in Heldenmuth und Tapferkeit. Ascanius, des Äneas Sohn, zeichnet sich durch seine erste Kriegsthat aus. Apollo selbst, voll Wohlgefallen an dem trefflichen Jüngling, gesellt sich in der Gestalt eines Greises zu ihm. Turnus, von den Troern überwältigt, muß endlich weichen, und schwimmt über den Tiberstrom zu den Seinigen.

Während des Kampfgetümmels hat sich Jupiter vergebens

bemuht, Venus und Juno im versammelten Gotterrath zu versohnen, und beschließt, von jezt an ohne Theilnahme am Kriege zu bleiben und die Entscheidung dem Schicksale zu überlassen.

Nun kommt Äneas mit den Hülfstruppen aus Etrurien an, mit ihm der schöne Jüngling Pallas, der einzige vielgeliebte Sohn des greisen Konigs Evander. Die kaum Gelandeten werden vom kühnen Turnus angegriffen. Pallas kämpft als Held, und fällt durch das Schwert des Turnus. Den Tod des edlen Jünglings rächend, dringt Äneas mordend in die Feindesschaaren. Ascanius thut zugleich einen Ausfall und vereinigt sich mit den Etruskern. Juno stellt dem Turnus, um ihn der drohenden Gefahr zu entziehen, ein Luftbild des Äneas entgegen. Die Truggestalt flieht in ein Schiff. Turnus glaubt den Feind zu verfolgen. Kaum hat er das Schiff betreten, so zerreißt Juno die Taue und er wird an das Ufer von Ardea gebracht. Den abwesenden Turnus zu ersetzen, stürzt sich Mezentius in die Mitte des Kampfgedränges, wird von Äneas, der ihm entgegen eilt, schwer verwundet, und entfernt sich vom Schlachtfeld, indem sein Sohn Lausus ihn vor dem Todesstreiche schützt, welchen der edle Jüngling bald nachher vom Äneas selbst empfängt. Mezentius, zwar von der Wunde entkräftet, doch von der Todesnachricht zur Wuth entflammt, besteigt sein Streitroß, stürmt dem Äneas zu neuem Kampf entgegen und wird getödtet.

Äneas errichtet das Siegeszeichen, und sendet den Leichnam des betrauerten Pallas mit feierlichem Pomp dem Vater zurück. Waffenruhe und Todtenbestattung auf beiden Seiten. Konig Latinus beginnt Friedensunterhandlungen. Während derselben rukt Äneas gegen die Stadt Laurentum. Turnus trennt sein Heer, übergibt die Führung des einen Theils dem Messapus

und der Haldinn Camilla, und erwartet ſelbſt mit dem andern in einem Hinterhalte den Äneas.

Hier gibt die wunderbare Geſchichte jener heroiſchen Jungfrau wieder eine Epiſode. König Metabus, ihr Vater, entthront und landesflüchtig, hatte das zarte Kind Dianen geweiht. An den aufgeſchwollenen Fluß Amaſenus kommend, ſchleuderte er ſie, an einen Speer befeſtigt, über die Wogen bis zum entgegenſtehenden Ufer, ſuchte mit der unverletzt Gebliebenen in einſamer Öde eine Wohnung unter den Lagern des Raubwilds, und pflegte die mit Pferdemilch Genährte zur Jägerinn ab.

Camilla, ihren Muth nun bewährend, kämpft in der Reiterſchlacht mit höchſter Tapferkeit, wird aber endlich von Arruns getödtet, wie dieſer von der Nymphe Opis, welche Diana als Rächerinn ihrer Heroine ſendet. Die Rutuler, über den Verluſt der Camilla beſtürzt, fliehen nach der Stadt; die Troer eilen nach, die Mauern zu beſtürmen. Turnus verläßt ſeinen Hinterhalt, und eilt nach der Stadt. Ihm folgt Äneas. Beide verſchanzen ſich beim Einbruche der Nacht. Turnus erbiethet ſich zum Zweikampf, welchen Äneas freudig annimmt. Schon wird der Kampfraum geordnet. Juno, für den Turnus beſorgt, ermahnt deſſen Schweſter, die Nymphe Juturna, auf ſeine Rettung bedacht zu ſeyn. Dieß zu bewirken und den Zweikampf zu verhindern, erregt ſie die Rutuler zur Feindſeligkeit. Äneas, dabei verwundet, muß den Kampfplatz verlaſſen. Turnus, deſſen Abweſenheit benutzend, tobt im Gefecht. Äneas durch Venus ſogleich geheilt, eilt ins Treffen zurück und ſucht den Turnus. Juturna, den Zweikampf zu hindern, bedient ſich einer neuen Liſt; ſie

Erſchießt den Metiscus vom Eth, den Wagenlenker des Turnus. Zwiſchen den Armen, und läßt den geſtürzten weit von der Deichſel.

Sie steigt auf und lenkt mit der Hand die wallenden Zügel,
Ganz an Stimm' und Gestalt und an Rüstung gleich dem Metiscus.
Wie den großen Pallast des reichen Besitzers die schwarze
Schwalbe durchfliegt und die Sitze streift an den hohen Gemächern,
Sammelnd ein wenig der Kost, dem geschwätzigen Neste zur Nahrung;
Bald durch geräumige Hallen, und bald um den sumpfigen Weiher
Schwirret sie hin: so zieht durch die Mitte des Feindes Juturna
Schleunig die Rosse' und umfliegt mit reissendem Wagen den Kampfplatz;
Zeigt bald hier den Bruder, und bald den tauchenden dort auch,
Läßt ihn jedoch nicht Kampfs deslehn, und fleugt mit ihm abwärts.

Müde des vergeblichen Aufsuchens, rückt Äneas vor Laurentum, um zu stürmen. Amata glaubt ihren Liebling Turnus ermordet, und —

— das Herz vom gleichem Grame verwildert,
Nennt Ursache sie sich, und Schuld und Quelle des Unheils;
Und da sie viel wahnsinnig in Wuth und Verzweiflung geredet,
Reißt sie, zu sterben gefaßt, ihr Purpurgewand auseinander,
Hoch an Gebalk dann knüpft sie die Schnur des entstellenden Todes.

Dieß erfahrend, stellt Turnus sich endlich zum Zweikampf, welcher schnell die Katastrophe des ganzen Gedichtes herbeiführt. Äneas ist Sieger und das Epos schließt nun mit den Versen:

Wuthvoll dringt Äneas heran, und erschüttert, ein Riese,
Seinen baumigen Speer, und spricht mit wüthender Seele:
Nun, was zögerst du noch? was sträubst du dich länger, o Turnus!
Nicht im Lauf, wir kämpfen genaht mit wüthenden Waffen.
Wandel' in alle Gestalten dich nun, und versammle, was immer
Du an Kunst und Muth vermagst: Zu den hohen Gestirnen

Wünſche den Krieg, und verberg dich in ſchirmende Ordnungsflüchte. —
Jener ſchüttelt das Haupt: Mich ſchrecken die glühenden Worte,
Trotziger! nicht; mich ſchrecken der feindliche Zeus und die Götter. —
Mehr nicht ſprechend, erſchaut er ſich einen gewaltigen Marſtein,
Einen beiahrten, gewaltigen Stein, der oben im Feld lag,
Dort zur Gränze geſetzt, um den Zwiſt der Äcker zu ſchlichten.
Kaum auf den Nacken erhöben ihn zwölf erleſene Männer,
So wie die Erd' anitzo die Leiber der Menſchen hervorbringt.
Jener ergreift ihn mit hurtiger Hand und wirft nach dem Feinde,
Bäumt ſich höher empor und beflügelt die Schritte, der Heros.
Aber im Laufe nicht mehr erkannt' er ſich oder im Gange,
Nicht da den gräulichen Fels er erhub, nicht als er ihn fortſchwang.
Kraftlos ſchlottern die Knie', eiskalt erſtarrte das Blut ihm.
Selbſt auch der Felſen des Manns, durch die leeren Lüfte gewirbelt,
Flog durch die Strecke nicht ganz, und überbrachte den Schlag nicht.
Wie zuweilen im Traum, wenn Erſchlaffung und Ruhe die Augen
Drücket bei Nacht, wir umſonſt den gierigen Lauf zu verlängern
Trachten, und mitten im eitlen Bemühn ohnmächtig erliegen,
Unſere Zung' iſt gelähmt, die bekannten Kräfte des Leibes
Reichen nicht aus, wie zuvor, und Stimm' und Worte verſagen:
So vereitelt die Furie jetzt das Gelingen dem Turnus,
Wo ſich auch Bahn der Tapfere ſucht. Schnellwechſelnd durchdringen
Lange Gefahr' ihm die Bruſt. Die Rutuler ſchaut und die Stadt er,
Saumt in zagender Angſt, und bebt, ſich der Lanze zu ſtellen.
Weder wie er entfliehn, noch mit Macht den Gegner beſtehn kann.
Noch die Wagen erblickt er, noch irgends die leitende Schweſter.
Jetzt auf den Wanderer wiegt Äneas die Lanze des Todes,
Als er das Glück mit den Augen erſah, und aus Kräften des Leibes
Schleudert er weit ſie hinaus. Nie hallt vom Belag'rungsgeſchütze
Schmetternd ſo ſehr der geſchleuderte Fels, noch fahren vom Blitzſtrahl
Solche Donner hervor. Er fliegt wie die nächtliche Windsbraut,
Tod und Verderben verbreitend, der Speer, und öffnet des Panzers
Rand und die äußerſten Ringe des ſiebenfaltigen Schildes,
Und durchbohrt ihm zischend die Hüft', und der mächtige Turnus
Sinkt, getroffen vom Stoß, mit brechendem Knie auf den Boden.
Ächzend fahren die Rutuler auf, und das ganze Gebirge
Ertönet zurück, und die hohen Gehölz' erwiedern den Anruf.

Jener nun lag, demüthig den Blick und die flehende Rechte
Hebend, und sprach: Ich hab' es verdient und verlange nicht Schonung.
Brauche das Glück! Doch wofern des unglückseligen Vaters
Gram dich zu rühren vermag, so erbarme dich Daunus des Greisen,
Denn es war dir ein Solcher ja auch dein Erzeuger Anchises.
Gib den Meinigen mich, gib mindestens den Leib des Erschlagenen,
Willst du das mehr. Du hegtest, besiegt sahn mich die Latiner
Die ausstrecken die Hand. Lavinia sey dir Gemahlinn!
Schreite du jetzt nicht weiter im Groll! —

In drohender Rüstung
Stand Äneas und rollte den Blick und hemmte die Rechte.
Und schon hatte je länger je mehr die Rede den Saumer
Umgestimmt. Da erschien an der obersten Schulter zum Unheil
Jenes Geschenk, und es glänzt' in bekannten Buckeln der Gurtel
Pallas des Jünglings ihn an, den Turnus besiegt und verwundet
Hingestreckt, und nun trug er den feindlichen Schmuck an der Schulter.
Jener, sobald er mit Augen des ungebändigten Schmerzes
Denkmahl sah und die Beut', entbrannte von Wuth und Entrüstung,
Fürchterlichwild: Du hier mit dem Raube der Meinen bekleidet,
Sollst entrinnen mir noch? Es mordet dich Pallas, mit dieser
Wunde dich Pallas, und nimmt nun Rach' an dem sündigen Blute. —
Also spricht er und taucht in den zugewendeten Busen
Hitzig das Schwert. Doch jenem erstarren im Froste die Glieder,
Und die Seele mit Seufzen entflieht ungern zu den Schatten.

XIII.

So wie ich diesen Gang der Handlung nun überschaue, däucht mir, ein großes, vielleicht das größte Verdienst der Äneis, liege in den schönen Episoden. Wollen diese Anspruch auf Vollkommenheit machen, so dürfen sie vor allem weder gewaltsam herbeigezogen, noch zu häufig eingeflochten seyn. Auch ist es ein Haupterforderniß jeder Episode, daß sie in symetrischem Verhältniß mit der Haupthandlung stehe und immer durch einige Faden mit dem Helden des Gedichtes in Verbindung gesetzt sey. Ist sie zu breit ausgesponnen, so wird das symetrische Verhältniß der Theile gestört. Der Hauptheld des Epos, auf welchen sich jede Episode wenigstens zum Theil beziehen muß, darf dabei nie aus dem Auge gelassen werden. Und doch — ich muß es gestehen — verschwinden uns Achill und Ulyß in der Ilias wie in der Odyssee, deren Helden sie sind, durch mehrere Gesänge aus dem Gesicht.

Virgils Episoden sind tadelfrei, sie mögen nun eine der Haupthandlung als gegenwärtig angehörige Nebenhandlung erzählen, oder eine darauf bezugnehmende Vorgeschichte, oder eine Eröffnung der Zukunft geben. In der Äneis hangen sie durchaus mit dem Haupthelden zusammen. Die Zerstörung von Troja, die größte derselben, denn sie füllt zwei Gesänge, — erzählt Äneas selbst; in der Episode von D...

do's Liebe und Tod iſt Äneas ein Mithandelnder. Die epiſodiſchen Gemählde der Unterwelt zeigen den Äneas, um deſſenwegen ſie da ſind, perſönlich gegenwärtig. Die herrliche Epiſode von den befreundeten Heldenjünglingen Nisus und Euryalus wird dadurch veranlaßt, daß ſie dem Äneas Kunde bringen wollen, ihm, welcher indeß in Etrurien Hülfsvölker ſucht und dadurch eine andere Epiſode, mit König Evander und deſſen Sohn Pallas, herbeiführt. Selbſt die epiſodiſch erzählte Geſchichte der Heldenjungfrau Camilla iſt als eine Gruppe des großen Schlachtgemähldes mit dem Ganzen hinlänglich verwebt.

Ich werde nur den drei vorzüglichſten Epiſoden: die Zerſtörung von Troja; Dido's unglückliche Liebe; Nisus und Euryalus, — eine eigene Beſchauung widmen.

Die Zerſtörung von Troja.

Müde der langen vergeblichen Belagerung der trotzenden Troja, beſchließen die Griechen, ſtatt der Waffen nun Liſt zu gebrauchen. Sie bauen ein hölzernes Pferd von ungeheurer Größe, füllen die innere Höhlung mit den tapferſten Kriegern, und laſſen es vor Troja ſtehen; ſie ſelbſt, abſegelnd, verbergen die Flotte hinter der Inſel Tenedos, den Ausgang erwartend. Unter den Trojern entſtehen zwei Partheien; die eine dringt darauf, des Wunderpferdes, deſſen Beſitz ein Heiligthum ſcheint, ſich zu bemächtigen und es in die Stadt zu führen; die Gegenparthei, Liſt und Gefahr ahnend, widerſpricht. An der Spitze der letztern ſteht Laokoon, der Prieſter Neptuns. Während ſolcher Zwiſt getheilter Meinungen obwaltet, bringen die Hirten einen gebundenen Menſchen, den Griechen Simon. Er, von

den Griechen zur Vollführung der Liſt zurückgelaſſen, klagt über erduldete Mißhandlung, gibt ſich für einen Überläufer aus, und überredet die Troer, dieſes Pferd ſey ein Weihgeſchenk der Minerva, auf deſſen Beſitz das Wohl von Troja beruhe. Zu gleicher Zeit kommen zwei große Schlangen vom Meere her, und tödten den Laokoon und ſeine Söhne, mit einem Opfer für Neptun am Ufer beſchäftigt; nun folgt ein ſchauderhaftes Gemählde:

Siehe, von Tenedos her, zwiefach durch ſtille Gewäſſer
Nahn unermeßlich kreiſende Schlangen,
über das Meer ſich dehnend, und ſtreben zugleich an das Ufer,
Deren die Bruſt, in den Wellen emporgebäumt, und die Mähne
Blutroth aus dem Gewog' aufragt; ihr übriger Leib ſtreift
Hinten die Fluth, und ſie rollen unendliche Rücken in Windung.
Rauſchen ertönt aus ſchäumendem Salz; jetzt drohn ſie gelandet,
Und, die entflammeten Augen mit Blut durchſtromet und Feuer,
Ziſchen ſie her, und umlecken mit regerer Zunge die Mäuler.
Alle zerfloh vor der Schau blutlos. Doch ſicheres Zuges
Gehn ſie Laokoon an; und zuerſt zween kindlichen Söhnlein
Dreht um den Leib ringsum ſich das Paar anringelnder Schlangen,
Schnüret ſie ein, und, o Jammer! zernagt mit dem Biſſe die Glieder.
Drauf ihn ſelbſt, der ein Helfer ſich naht, und Geſchoſſe dahertragt,
Haſchen ſie beid' und knüpfen die gräulichen Windungen; und ſchon
Zweimal mitten umher, zweimal um den Hals die beſchuppten
Rücken geſchmiegt, ſtehn hoch ſie mit Haupt und Nacken gerichtet.
Jener ringt mit den Händen, hinweg die Umſnetzungen drängend,
Ganz von Geifer die Bind' und ſchwärzlichem Gifte beſudelt;
Und ein Jammergeſchrei grauenvoll zu den Sternen erhebt er:
So wie Gebrüll entſteht, wenn blutend der Stier vom Altare
Flieht, und die wankende Axt dem verwundeten Nacken entſchüttelt.
Aber ſie beid' entrollen zum oberen Tempel, die Drachen,
Schlüpfrigen Gangs, und erreichen die Burg der erzürnten Tritonis,
Wo ſie unter die Füß' und des Schilds Umkreis ſich verbergen.

Der gräßliche Tod Laokoons und ſeiner Söhne ſcheint den Trojern Strafe der Götter, und das unheilvolle Pferd wird in die Stadt gezogen.

Indeß hat ſich, unter Begünſtigung der Nacht, die griechiſche Flotte genähert, und Sinon öffnet das Pferd, dem die eingeſchloſſenen Krieger entſteigen. Sie bemächtigen ſich der Thore und nehmen das Heer in die Stadt auf. Hektors Schatten erſcheint dem Äneas und räth ihm zur Flucht. Kämpfe beginnen ringsumher; in einzelnen Gruppen wird gemordet im flammenleuchtenden Nachtgraun.

Nächtlicher Kampf im brennenden Troja.

Wie wenn ein Brand beim Toben des Südes einfällt in die Kornflur,
Oder ein reißender Bach im Berg vom Gebirge die Äcker
Verheert, lachende Saat fortrafft und die Werke der Stiere,
Auch umtauchende Wälder verſchleppt; auf erhabenem Felshaupt
Staunt unkundig der Hirt, das ferne Gebrauſe vernehmend.
— — Schon ſtürzt des Deiphobus weiter Palaſt ein,
Durch die Flammen bezwungen; ſchon lodert Ilioneus Wohnung
Nachbarlich mit; fern leuchten vom Brand die ſakiſchen Waſſer.

Jetzt beginnt der Männer Geſchrei und Hall der Poſaunen. Durch die flammende Stadt eilt Äneas umher, ſammelt die zerſtreuten Kämpfer und ruft den Jünglingen zu:

Jünglinge! ach, umſonſt ſo tapfere Herzen, wenn irgend
Feſter Entſchluß euch beſeelt, dem Mann in die Kampfe zu folgen,
Der noch das Letzte verſucht! Ihr ſeht ja die Wendung des Schickſals.
Aus den Tempeln geflohn und von ihren Altären gewichen
Sind die Götter, die Schirmer des Reichs. Ihr eilet zu Hülfe
Einer verlorenden Stadt. Drum laßt uns hinein in die Waffen
Stürzen und ſterben! Verzweifeln am Heil, iſt Heil für Beſiegte.

(Aeneas fährt fort zu erzählen der horchenden Dido:)

Dieß regt Wuth in die Herzen der Jünglinge. Drauf wie die Wölfe
Gehen im dunkelen Nebel auf Raub, wenn des grimmigen Hungers
Rasen aus Höhlen sie treibt, und daheim die verlassenen Jungen
Harren mit trockenem Schlund: so wandeln durch Waffen und Feinde
Wir in den sichren Tod und richten durch Ilions Mitte
Muthig den Weg. Schwarz hüllt in den dahlen Schatten die Nacht uns.
Wer doch könnte das Morden der Nacht und die Leichen beschreiben,
Wer mit Thränen dem schrecklichen Jammer erreichen? —
Trümmernd stürzet die Stadt, die so viele Jahre geherrscht hat;
Haufen werden auf Gassen umher wehrlose Bewohner,
In den Häusern umher, und auf heiligen Schwellen der Götter
Blutergeben'n. Doch büßen nicht nur mit Blute die Teukrer:
Wohl auch kehret noch zuweilen der Muth ins Herz der Besiegten;
Auch der siegende Danaer stürzt. Rings Noth und Entsetzen,
Rings Schreckbilder und Leid, und Tod in tausend Gestalten.

Mehr als sonst irgendwo wüthet der Kampf beim königlichen Pallaste des alten Priamus:

Hier erst war unmäßig der Kampf, als wüthete nirgend
Weiter der Krieg, als stürb' in der ganzen Ilion Niemand,
So unbändige Wuth und zum Haus anstürmende Griechen
Schienen wir dort, und die Schwell' umlagert vom nahenden Schildvolk.
Leitern hangen an Wänden umher; selbst unter den Füßen
Klimmt man die Sprossen empor, wirft schirmende Schilde den Pfeilen
Kühn mit der Linken entgegen, und hascht mit der Rechten die Zinne.
Aber die Dardaner brechen die Thürm' und bedeckende Giebel
Dort an den Wohnungen ein, und trachten mit diesen Geschossen.
Weil ihr Ende sie sahn, sich am Rande des Todes zu wehren.
Weitumgrenztes Gebälk, der erhabene Zierde der Anderen,
Walzt man herab; doch andre mit blinkenden Dolchen besetzen
Unten die Thor', und behaupten sie fest in geschlossener Heerschaar.

Eine Hauptparthie im Vordergrunde dieses graunhaften Nachtstückes der brennenden Troja ist der **Tod des Priamus**:

— — — Den innern Pallast durchwühlen Klag und Getümmel
Jammervoll; tief heult in den Wohnungen einwärts
Weiblicher Wehausruf, und schlägt zu den goldenen Sternen.
Angstvoll irren die Mütter umher in den räumigen Hallen,
Halten die Säulen umfaßt und küssen sie — (Priamus)
Als er das Loos der eroberten Stadt und erbrochen des Hauses
Pforten erblickt, und den Feind schon mitten in seinen Gemächern,
Legt sich der Greis die Rüstung, ihm fremd durchs Alter geworden,
Ach umsonst um die zitternden Schultern, und gürtet das Eisen
Kraftlos um, und rennt ein Sterbender unter die Heerschaar,
Dort im Hofe der Burg, im freien Gewölbe des Äthers,
War ein großer Altar, und daneben hing ein bejahrter
Lorbeer über ihn hin, und umschloß die Penaten mit Schatten.
Dorthin flüchtete Hekuba sich, doch umsonst, mit den Töchtern;
Gleich den Tauben, vom schwarzen Orkan zur Erde gescheuchet,
Saßen sie dicht bei einander, die Bilder der Götter umarmend.
Als sie des Priamus jetzt in den Waffen der Jugend gewahrte,
Sprach sie: O welch ein harter Entschluß, unglücklichster Gatte!
Nöthiget diese Bewaffnung dir an? Wo reißt dich der Muth hin?
Solcher Hülfe bedarf und solcher Beschützer gewiß nicht
Unsere Zeit, und wäre noch selbst mein Hektor zugegen.
Hieher weiche nunmehr! Der Altar wird Alle beschirmen,
Oder wir sterben zugleich. —

Dieß ausgesprochen, empfing sie
Ihn bei sich, und setzte den Greis auf die heilige Stätte.
Aber siehe, Politen, dem Mord des Pyrrhus entschlüpfend,
Einer von Priamus Söhnen, entfloh durch Geschoße, durch Feinde,
Längs in den Säulengängen, und schweift in den räumigen Hallen
Blutend umher. Ihm folgt entbrannt zu der Wunde des Todes
Pyrrhus, und schon, schon faßt ihn die Hand, und die Lanze durchbohrt ihn.
Als er nun so ankam vor der Ältern Augen und Antlitz,
Stürzt' er hin, und verströmte mit vielem Blute das Leben.
Priamus aber, wiewohl ihn der Tod selbst drohend umringte,
Konnte nicht länger sich halten, noch Zorn und Rede beherrschen:

Ha, für solch ein Verbrechen, so rief er, für solche Bewalttat
Mögen, wenn oben im Himmel noch wohnt theilnehmendes Mitleid,
Würdigen Lohn dir die Götter verleihn, der gebührenden Strafe
Zuchtigung, weil du mich zwangst, den Tod des Sohnes zu schauen,
Und mein vaterlich Angesicht mit dem Morde befleckt hast.
So war jener doch nicht, den Sohn du dich lugst, Achilles
Gegen Priamus einst, den Feind, und gab den verbluteten Leichnam
Hektors mir zur Bestattung, und sandte mich heim in die Herrschaft. —
Also sagte der Greis und schleuderte sonder Verletzung
Seinen unkriegrischen Speer, der vom dumpfen Erze zurückprallt
Und am erhabensten Buckel des Schilds vergebens herabhangt.
Pyrrhus darauf: So wirst du dann dieses ihm künden, und hingehn
Zum Peleiden, dem Vater; da magst du die grausamen Thaten
Und die Entartung des Pyrrhus ihm vorzuerzählen gedenk seyn.
Jetzo stirb. —
Sprachs, zog den bebenden, der in des Sohnes
Vielvergossenem Blut oft gleitete, selbst zum Altar hin,
Flocht um die Linke das Haar, erhob mit der Rechten das blanke
Todeswerkzeug, und verbarg's in der Seite ihm bis zu dem Griffe. —
Dieß war das endende Schicksal des Priamus, dieser der Ausgang.
Jenem Manne bestimmt, der Troja gestürzt und in Flammen
Pergamum sah, dem Beherrscher von Asia, stolz auf so viele
Völker und Länder vereinst. Groß liegt am Gestade der Rumpf nun,
Und das entschulterte Haupt, und ohne Namen der Leichnam! —

Venus ermahnt den Aeneas, das Kampfgewühl zu verlassen und die Seinigen zu retten. Vergebens bemüht er sich, seinen Vater Anchises zur Flucht zu bereden. Der Greis will den Untergang seiner Vaterstadt nicht überleben. Ein Wink der Götter bewegt ihn endlich, dem Sohne zu folgen:

Das Wunderzeichen. *)

— — Uns zwischen der Hand und im Anblick trauernder Eltern
Schien ein Flammlein, o siehe, gespitzt von den Scheitel des Julus
Licht zu gießen umher, und schadlos leckte die Lohe
Sanften Zuges das Haar, und weidete rings um die Schläfen.
Wir erschrecken und beben vor Angst, die brennenden Locken
Schütteln wir ab, und löschen mit Wasser das heilige Feuer.
Aber der Vater Anchises erhob zu den Sternen die Augen,
Hocherfreut, und reckte die Hand' und flehte gen Himmel:
Allgewaltiger Zeus! wenn je die Gebete bewegen,
Schau uns an! Nur dieß! Und sind wir durch Frömmigkeit würdig,
Vater, so leist' auch ferner uns Hülf', und bestärke das Zeichen!
Kaum hat solches gesprochen der Greis, und mit plötzlichem Krachen
Donnert zur Linken es schon, und ein Stern, dem Himmel entfallend,
Eilete flammenbeschweift durch die Nacht mit strahlendem Lichte.
Ihn, der über das oberste Dach des Hauses hinweggliet,
Sehen wir, hellumstrahlt im Idaerwald sich verbergend,
Weithin zeichnen die Bahn; ein langwegstreifendes Lichtgleis
Schimmert ihm nach, und es dampft ringsum von Schwefel die Gegend.
Aber besiegt erhebt sich anjetzt mein Vater vom Lager,
Fleht zu den Göttern hinauf, und betet den heiligen Stern an:
Jetzo zaudr' ich nicht mehr. Ich folge, wohin ihr mich führet,
Heimische Götter! Erhaltet das Haus, erhaltet den Enkel!
Dieß ist ein Zeichen von euch, und so weit ihr waltet, ist Troja.

Äneas flüchtet, den Anchises auf den Schultern tragend, seinen Sohn an der Hand führend. Seine Gemahlinn Kreusa folgt und wird im Getümmel verloren. Ihr Schatten erscheint ihm und regt ihn neuerdings zur Flucht auf. Viele Troer sammeln sich um ihn; er zieht mit ihnen auf den Berg Ida.

*) Anchises, Äneas, seine Gattinn Kreusa und ihr Sohn Julus sind versammelt.

Der dritte Geſang, worin Äneas die Erzählung fortſetzt, enthält die Fahrten und Schickſale deſſelben, nachdem er mit zwanzig Schiffen von Troja abgeſegelt iſt; eine ſchon verjüngte Reiſebeſchreibung, aber weder ein organiſches noch ein ächt poetiſches Ganzes; man erkennt hier keinen nothwendigen Zuſammenhang der Theile; alles iſt der Willkühr überlaſſen, und dennoch fehlen nicht nur große Züge, ſondern ſelbſt die ſchimmernde Farbengebung, welche dieſem Dichter ſonſt eigen iſt, wird hier vermißt. — Äneas irrt umher, wie Homers Ulyſſes, kommt nach Thracien, Delos, Kreta, auf die Strophadiſchen Inſeln, nach Buthrotum in Epirus, ſegelt an der Küſte von Italien hin, landet auf Sicilien in der Gegend des Ätna, wo die Erzählung von Polyphem und den Cyclopen eingeflochten wird, fährt ab, wird durch den Sturm (im erſten Geſang) nach Lybien verſchlagen, und kommt endlich nach Karthago.

XIV.

Reicher an ſchönen Zügen iſt (im neunten Geſang) die kühne Unternehmung der beiden Freunde Niſus und Eurhalus und die Beſchreibung des ſchönen Heldentodes dieſer edlen Jünglinge. Ich gebe dieſe Epiſode, da ihr Umfang zu groß iſt, nur in ſtellenweiſem Auszuge:

Niſus ſtand dem Thore zur Huth, der verwegenſte Kämpfer,
Hyrtakus Sohn, in Äneas Geleit von der Jägerinn Ida
Mitgeſandt, ein Beflügler des Speers und der hurtigen Pfeile.
Neben ihm ſtand der Genoß Eurhalus, welchem an Schönheit
Keiner der Äneaden in troiſcher Rüſtung vorangieng;
Knab' annoch, um die Wangen mit ſproſſender Jugend gezeichnet.
Gleich war beiden der Trieb, und ſie ſtürzten vereint in die Kämpfe.
Jetzt auch warteten beide des Thors in gemeinſamer Obhuth.
Niſus zuerſt: Ob Götter die Gluth in die Seele mir hauchen?
Ob, Eurhalus, jedem ein Gott ſein ſtürmiſches Herz wird?
Kampf nun, oder was irgend für herrliches, gleich zu beginnen,
Treibt mich der Geiſt, und kann die behagliche Ruhe nicht ausſtehn!
Schau doch, welches Vertrauen der Macht die Rutuler einnimmt!
Sparſam leuchtet die Gluth; in Schlaf und Weine beſtattet
Liegen ſie; ringsum ſchweigen die Gegenden. Weiter vernimm itzt,
Was ich erwäg', und welcher Gedank' in der Seele mir aufſteigt!
Daß man Äneas beruf', iſt allen, dem Volk und den Vätern,
Eifriger Wunſch; und daß Männer man ſend', um ſichres zu melden.

Wenn man dir, was ich fordre, verheißt; denn mir ist der Handlung
Ehre genug: so hoff' ich, an jenem Hügel entdecken
Läßt sich der Weg zu den Mauern und Festungen Pallanteums.« —
Also der Euryalus staunt, von begeisternder Liebe des Ruhmes
Innig durchbebt; und sofort zu dem brennenden Freunde beginnt er:
»Ich denn werd', als Genoß erhabener That dir zu wandeln.
Nisus verschmäht? Dich laß ich allein in so große Gefahr gehn?
Nicht so hat mein Vater, der kundige Krieger Opheltes,
Unter argolischem Grimm und Troja's harter Bedrängniß,
Mich erzeugt und gelehrt; nicht stuhrt' ich auch solches mit dir aus,
Gern dem erhabenen Äneas zum äußersten Schicksale folgend.
Hier ist, hier auch ein Herz, das den Tod verachtet, und wohlfeil
Glaubt mit dem Leben zu kaufen, wohin du trachtest, die Ehre.« —
Nisus darauf: »Nie sorgt' ich von dir dergleichen! Wie durft' ich? nein!
Nein! so seite zurück mich Jauchzenden dir der erhabne
Jupiter, oder wer sonst mit gewogenen Blicken herabschaut!
Doch wenn nun (wie du häufig erkennst in so großer Entscheidung:)
Wenn zum Widrigen etwa der Zufall, oder ein Gott, führt;
Bleib doch übrig du! Dein Alter ist werther des Lebens!
Möge mir einer den Leib, der entrafft ward, oder gelöset,
Nach dem Gebrauch, der Erde vertraun; und verfagt das Geschick dies,
Weih er doch dem Entfernten Geschenk und Ehrenbegräbniß!
Ach, nie schaff' ich der Mutter so trauriges Wehe, der Armen,
Welche, die einzige, Knab', aus dem Schwarm der Mütter es wagend,
Dir nachfolgt, und den Mauern entsagt des großen Aceftes.« —
Jener darauf: »Du sträubst dich umsonst mit nichtigem Vorwand;
Und noch steht unverrückt mein fester Entschluß in der Seele.
Hurtig eilet!« — So eilt er, und weckt die Hüter. Doch jene
Nehmen den Ort, und warten des Amts; nach verlassener Stellung
Geht er gesellt dem Nisus einher, und sie suchen den König. —

Die zwei edlen Jünglinge gehen nun in den versammelten Kriegsrath der Gebiether des Heers, und eröffnen ihnen ihr Vorhaben, das feindliche Lager nächtlicher Weile zu durchwandeln, und den Äneas von allem zu benachrichtigen. Da ihr Beginnen allgemeine Billigung und große Lobsprüche erhält, machen sie sich auf;

Die ſchattige Nacht durch
Bahn ſie dem Lager des Feinds; erſt ſollten ſie wenigſtens manchem
Bringen den Tod! Ringsum voll Schlafs und Weins durch die Kränter
Sehn ſie die Leiber geſtreckt, und am Strand die gerichteten Wagen,
Räder umher und Geriem, und Männer und Rüſtungen liegend,
Weine zugleich. Da beginnt der Sohn des Hyrtakus alſo:
»Friſch, Euryalus, wage den Arm! Nun rufet die That ſelbſt.
Hier iſt der Weg! Du ſorge, daß uns nicht etwa vom Rücken
Eine Hand ſich erheb', und ſchau in die Ferne mit Vorſicht!
Hier will ich ſelbſt aufraumen, und weitum Bahn dir eröffnen « —
Sprachs, und dämpfte den Laut; und zugleich mit dem Schwerte den Stolzen
Rhamnes wandelt er an, der hoch auf der Teppiche Blähung
Hingeſtreckt aus den Tiefen der Bruſt aufhauchte den Schlummer,
König zugleich, und als Seher geliebt dem Könige Turnus.
Doch nicht konnt' abwenden der ſehende Geiſt das Verderbniß.
Drei der Diener ihm haſcht er, die wild durch Rüſtungen lagen,
Remus den Waffenträger darauf, und den Lenker des Wagens
Unterm Geſpann, und enthaut mit dem Stahl ihm den hangenden Nacken.
Dann dem Könige nimmt er das Haupt; der verlaſſene Rumpf dort
Schlug'get mit ſtrahlendem Blut, daß feucht vom dunkelen Morde
Teppiche triefen und Land. Auch Lamyrus ſchlagt er und Lamus,
Auch den Jüngling Tarranus, der viel in dem nächtlichen Tummel
Hüpfete, auserwählt an Geſtalt, und vom Laſte des Gottes
Lag, die Glieder gelähmt: der Glückliche, hätt' er die Nacht durch
Seinen hüpfenden Tanz in die Morgenhelle gedehnet!
So wie der hungrige Leu die gebürdeten Schafe durchwimmelt,
Denn es empört wuthvolle Begier; nun fchlingt er und ſchleppt er
Schwaches verſtummendes Vieh, und brauſt mit blutigem Rachen.
Auch nicht weniger mordet Euryalus; ſelber entbrannt auch
Wüthet er; viele derweil aus namenloſerem Volke,
Abaris ſtreckt er, und Rhetus dahin, Herbeſus und Rodus,
Alle betäubt; nur Rhetus war wach, und ſchaute Alles;
Aber er ſchützte vor Angſt ſich hinter dem mächtigen Mischkrug.
Grad' in die Bruſt ihm barg der Nahende, als er ſich aufhob,
Ganz bis zum Hefte das Schwert, und voll des Mordes entſeelt ſank,
Purpurroth: ausſpeit er die Seel', und mit Blute vermiſchten

Wein verströmt er im Tod. Heiß tobet der nächtliche Würger.
Schon Messapus Genossen erreicht er jetzo, wo kaum noch
Glomm die erloschene Gluth, und wohl nach der Weise gefesselt
Rupften die Gaule das Gras: als so eilfertiger Nisus:
(Denn er bemerkt' ihn zu weit durch Mord und Begierde geführet)
Abstehn laß uns! begann; denn es naht unfreundliche Helle.
Völlig der Strafen genug! ein Weg ist gebahnt durch die Feinde! —
Vieles Geräth der Männer, aus lauterem Silber gebildet,
Lassen sie, Waffen und Krüge des Weins, und der Teppiche Kunstwerk,
Rhamnes Gehenk nur wählet Euryalus, jenen von Bukeln
Goldenen Gurt, den einst dem Tiburtier Romulus sandte,
Reich an köstlicher Hab', um entfernt zu verbinden das Gastrecht. —
Diesen raubt er, und fügt ihn umsonst um die tapferen Schultern.
Auch den messapischen Helm, ihm gerecht, und von Büschen umwallet,
Setzet er auf. Und dem Lager enteilt, durchgehn sie das Sichre. —

Ihr Unglück führt sie nun aber einer Schaar feindlicher Reiter entgegen, von Volscens geführt, welcher sie anruft:

»Halt! was suchet ihr dort? wer seyd ihr, bewaffnete Männer?
Wohin trachtet der Gang?« — Nichts strebeten jene dagegen,
Sondern beschleunigten Flucht in den Wald, und vertrauten dem Dunkel.
Sprengende Reiter umziehn, als Kundige, jeglichen Abweg,
Hier und dort, und besetzen die Ausgang' alle mit Wache. —
Rauh war der Wald, dichtstarrend von Strauch und dunkeler Steineich'
Überall, und mit Dorn und stachlichten Ranken verwildert;
Sparsam schimmerte Pfad durch überwachsene Steige.
Jetzt den Euryalus hemmt das düstre Gezweig und des Raubes
Hindernde Last, auch täuschet die Furcht aus der Richtung der Wege.
Nisus enteilt. Schon war, wie betäubt, er den Feinden entronnen,
An dem Gefild, das später von Alba's Namen Albaner
Ebene hieß, jetzt hohes Gehöfd des Königs Latinus,
So wie er stand, und umsonst nach dem fehlenden Freunde sich umsah:
Wo, Euryalus, wo mir Unglückseligen bliebst du?
Wo doch folg' ich, zurück in verworrenem Gange mich wendend,
Ganz durch den täuschenden Wald! — Und zugleich nun sammelt er

rückwärts

Jede beachtete Spur, und durchirrt die schweigenden Büsche.
Trabende Roß', und Geräusch und Zeichen Verfolgender hört er;
Und nicht lange noch dauert's, da Geschrei zu den Ohren ertönet,
Und er Euryalus schaut, den schon die sämmtliche Heerschaar,
Irre durch Gegend und Nacht, und bestürzt von dem plötzlichen Aufruhr,
Einschließt, und, wie er vieles umsonst noch trachtete, wegreißt.
Was zu thun? Mit Gewalt und verwegenen Wüsten den Jüngling
Jenen entziehn? wie, oder zum Sterben gefaßt, in die Schwerter
Stürzen, und rühmlichen Tod sich beschleunigen mitten in Wunden? —
Schnell mit gezogenem Arme den Schaft umdrehend des Speeres,
Schauet er hoch zur Luna empor, und betete also:
Du, o Göttinn, ja Du, nah' hilfreich unserer Drangsal!
Zierde der Stern', und der Forst' Aufseherinn, Tochter Latonas!
Wenn je deinen Altären für mich Dankopfer der Vater
Hyrtakus trug, wenn ich selber mit Jagdgeschenken dich ehrte,
Und in die Kuppel sie hängt' und vorn an den heiligen Giebel,
Laß mich verwirren den Schwarm, und lenke die Wehr durch die Lüfte! —
Sprachs, und ganz mit dem Leibe die Kraft anstrengend dem Eisen,
Warf er; es flog das Geschoß, und zerschlug die [illegible] Schatten;
Und in den Rücken gestürmt dem entgegen stehenden [illegible]
Brach es daselbst, und durchdrang mit gespliterter Holze die Brust ihm
Jener krümmt sich, und speit heißströmend Blut aus dem Herzen
Kalt, weil krampfiges Schluchzen entlang an den Seiten ihm klopfet.
Ringsumher schaun alle bestürzt. Noch hitziger jetzo
Sandt' er ein andres Geschoß, hochher von dem Ohre geschwungen,
Weil sie noch zitterten, drang durch beiderlei Schläfe dem Tagus
Knirschend der Speer, und hing im durchbereiten Hirne gewärmet.
Volscens tobet in Wuth; und nirgend erscheint, der den Wurfspieß
Sendete, oder auf welchen entbrannt anrennen er könne.
»Du doch sollst mir indeß mit warmem Blute Vergeltung
Zahlen für beide zugleich!« Er sprachs, und mit zuckendem Schwerte
Ging er Euryalus an. Doch wild vor Schrecken und sinnlos
Schreit nun Nisus daher; und nicht sich bergen im Dunkel
Kann er hinfort, noch länger den Schmerz der Verzweiflung ausstehn:
»Mir, mir! (Thäter bin ich!) zu mir euch gewandt mit dem Eisen,
Rutuler! mein ist der ganze Betrug! Nichts konnte ja Der noch
Wagen, noch thun! Dort Himmel und kundige Sterne bezeug' ich!
Nur bethört ihn die Liebe des unglückseligen Freundes!« —

Alſo redet er noch, da der Stoß des gewaltſamen Schwertes
Jenem die Rippen durchfuhr, und den Lilienbuſen zerſchmettert.
Ach Euryalus krümmt ſich im Tod', um die reizenden Glieder
Ergomet das Blut, ſchwach ſinket der welkende Hals auf die Schultern:
So wie die Purpurblume, gefaßt von der ſchneidenden Pflugſchar,
Los hinſchmachtet und ſtirbt; wie der Mohn mit ermattetem Schafte
Niedergebeuget das Haupt, wann ſchwer ihn Regen beklaget.
Nisus ſtürzt in den Haufen mit Wuth, und allein vor den andern
Nennt er den Voltcens an, und allein verharrt er bei Voltcens.
Dicht umſchwarmender Feinde Gewühl, hier drängend und dorther,
Stürmt ihn hinweg. Eindringt er noch mehr, und wirbelt das Schwert um,
Flammend wie Blitz, bis er endlich dem Rutuler, ſo wie er aufſchrie,
Grad in den Mund es verbarg, und den Feind der Sterbende mitnahm.
Jetzo über den Freund, den Entſeelten, warf er ſich ſelber
Ganz durchbohrt; hier fand er die friedſame Ruhe des Todes. —

Von der Begeiſterung des Schmerzes ergriffen, ruft der Dichter über die Leichen der Freunde hin:

O glückſelig... ...wenn meine Geſang' es vermögen,
Euch rauhe nimmer ... ...andenkendem Preiſe der Nachwelt,
Weil Äneas Geſchlecht Kap... ...gen Aelsberg
Anwohnt, und mit Gewalt überſieht ... romaniſche Vater! —

XV.

Ich hatte nun die Ilias zweimal sehr aufmerksam gelesen. Flavius und Nikasio waren neugierig, meine Meinung über den römischen Dichter zu hören; sie drangen in mich, mein Urtheil mit vergleichendem Hinblick auf Homer zu geben. So entspann sich das folgende Gespräch, welches uns zwei volle Tage beschäftigte; unser Eifer stieg mit jeder Stunde, und der Gegenstand wurde als eine Sache von größter Wichtigkeit behandelt:

Artemidor. Ich weiß keinen epischen Dichter, welcher eurem Virgil den zweiten Rang streitig machen könnte. Und liegt auch zwischen ihm und Homer ein weiter Raum, so ist es doch schon viel, sich dem Homer von ferne zu nähern.

Nikasio. Ja fürwahr! Der unsterbliche Sänger der Ilias und der Odyssee ist ein glänzendes Gestirn, und erhaben über alle Vergleichung. Der Umfang und die Vollkommenheit seiner Gedichte geben ihm beinahe ein ausschließendes Recht auf den Namen des Dichters, ihm, der selbst keinen Dichter vor sich fand, den er sich zum Muster nehmen konnte, so wie auch nach ihm kein Dichter auftrat, der ihn erreichte. Homer und Hesiod sind die einzigen, die ihre Dichtungsart zugleich er-

funden und auf den Gipfel der Vollkommenheit erhoben haben. *)

Flavius. Wie bei euch Griechen Homer, eben so steht bei uns Virgil den Reigen. Unter allen Dichtern ist er dem Homer der nächste auf solche Weise, daß er diesem näher steht als dem dritten. Wird auch Homers Schöpfergeiste der Vorzug zuerkannt, so übertrift ihn doch Virgil durch Kunst, Sorgfalt in der Ausarbeitung und Symetrie im Verhältniß der Theile. **)

Artemidor. Schön ist das Licht des Mondes, aber vor dem Strahlenglanz der Sonne muß es erblassen. So Homer und Virgil. Der poetische Himmel prangt nur mit zwei epischen Sternen erster Größe: Helios-Homeros und Maro-Selene.

Virgil erhielt seinen schweren Standpunkt allein durch sein schönes Talent. Wäre er minder vorzüglich, so würde man ihn nie mit Homer zusammengestellt haben; eben diese Sonnennähe ists, die ihm schadet. Andere, weniger bedeutende Epiker entgingen dem Nachtheil einer Vergleichung mit Homer eben deßhalb, weil sie zu tief standen. So blieb denn Virgil der einzige Heldensänger, der mit Homer verglichen werden konnte, mußte aber gerade dadurch an Höhe und Glanz so viel verlieren, als er durch die unter ihm stehenden Dichter an beiden gewann.

Flavius. Zürne nicht, Schatten des bescheidenen edlen Sängers, dessen größter Fehler nur darin liegt, daß du es

---

*) Vellej. Patercul. hist. rom. I. 5.
**) Quintilian. institut. orator. X. c. 1.

nicht wagtest, die Zeilen abzuwerfen, welche die höchste Verehrung fremder Vortrefflichkeit dir auferlegte? Zürne nicht edler Schatten! Trotz so mancher Entwürdigung bleibst du doch immer der Höchste nach dem Höchsten, der Schönste nach dem Schönsten! — Ich gebe zu: Homers Phantasie hat allerdings den Vorzug der Schöpferkraft; er ist zum Dichter geboren, Virgil zum Dichten gebildet. Homer erscheint als die genialste Naturpoesie, Virgil als die treflich nachbildende Kunst, aber doch stets mehr Dichter als alle seine Mitwerber und Nachfolger, großern Theils Redner in Versen. Ohne Ilias und Odyssee hätten wie Romer — es ist wahr — keine Äneis; so wie aber Virgil den Griechen zum Vorbilde nahm, so hatte ja auch Homer Dichter gefunden, welche die Ereignisse des troischen Krieges vor ihm besangen. *)

Artemidor. Allerdings läßt sich zu Virgils Entschuldigung Vieles sagen, und es ist nicht in Abrede zu stellen, daß Homer sehr bedeutende Vortheile für sich hatte. Er lebte der Heroenzeit näher, und behandelte einen Stoff, dessen Herrlichkeit die Sage, alle Völker damit begeisternd, von Mund zu Munde trug. Die Großthaten seines Gedichtes erscheinen in der Entfernung und im Duft der dämmernden Vorwelt riesenhaft, die Helden selbst als ein den Göttern verwandtes Geschlecht.

Homer athmete in jenem Himmelstrich, wandelte umher durch jene Gegenden und Orte, welche der Schauplatz jener großen, vom Gerücht so schon ausgeschmückten Begebenheiten waren. Er sang in einer Sprache, welche, wie von der Poesie selbst geboren, noch voll heiler Naturkraft war, ohne philosophische Vernüchterung, ohne die Verrenkung dialektischer Spitz-

*) S. Anmerkung 18.

ſtudigkeit, unverdünnt und ungeſchwächt von Grammatikern und Rhetoren; in einer Sprache, die noch, ein lieblich ſchönes munteres Kind, mit allen Sinnen wie mit Schweſtern ſpielte, mit den Wellen ſcherzend dahinrieſelte, und mit den Nachtigallen des Götterhaines wonnig in die Wette ſchlug.

Der Glückliche ſang, im Schooße der Mutter Natur ruhend, ins Leben hinein, da es noch keine Bücherſäle gab, und lebte ſingend, wie der Sonne das Licht entſtrömt, wie der allnährenden Erde die Blumen entſproſſen. Was da lebte mit ihm und um ihn, war Jugendfrühling und Kraftfülle, und die Poeſie, der Sprache liebreizende Erſtlingstochter, goß ihren glühenden Lebensgeiſt in jedes Herz, da Phantaſie noch die Herrſchaft führte über ein kindliches Menſchengeſchlecht im Morgenroth ſeines Daſeyns, ein Menſchengeſchlecht, welches ſelbſt dem Lebloſen Leben gab und die kämpfenden Elemente, aus deren Chaos Erd' und Himmel entſtand, in Götter verwandelte. So war Homer — ein Günſtling der Natur und der Zeit — kenntnißreich, ohne ein Gelehrter zu ſeyn, und der größte Künſtler ohne Kunſtſtudium. — Wie verſchieden iſt Virgils Welt von jener des jonischen Sängers! Dort ſehen wir eine große herrliche Gegend in der freien Natur, hier ihre Nachbildung auf der Bühne. Der römiſche Dichter ſpiegelt uns in allen ſeinen Charakteren, in Handlung und Rede, die geregelte Form ſeines gebildeten, bisweilen auch verbildeten Zeitalters ab, voll Rückſicht auf politiſches Verhältniß und ſittlichen Anſtand. Schon — (jedes Blatt der Aneis verkündet es!) — ſchon hat Ariſtoteles ſeine Kunſtgeſetze dictirt; die Begeiſterung muß gehorchen, die Sprache muß ſich bequemen, und zu allem Überfluſſe kommen noch die Zeitumſtände wie ſtolze Patrizier, die ſchuldige Aufmerkſamkeit für ſich fordernd. Von ſo vielen Seiten bedrängt und eingeengt, bemüht ſich der Dichter, gute Miene zum böſen Spiel zu machen; er mag ſich aber geberden

wie immer, die Saiten klingen zwiſchen vier Wänden doch nicht ſo hell wie im Freien. Er beſchwört nun, von der kaltverſagenden Gegenwart ſich abwendend, die Heldenſchatten, die Göttergeſtalten, die Geiſterklänge der Vorwelt, und wird Nachbildner, wo er nicht Original ſeyn kann. Eine Folge deſſen iſt es, daß in Maro's Heldengeſang die epiſodiſchen Theile glänzender erſcheinen als das Ganze und Homers durchaus gleichmäßig breite und tiefe Strömung vermißt wird. Betrachte ich beide Dichter und ihre Gedichte aus dieſem Geſichtspunkt, ſo ſcheint es mir ſehr wahr und ſehr ſchön zugleich, wenn die Sage erzählt: Phantaſia, eine poetiſche Seherinn aus Memphis, habe ſchon vor Homer den troiſchen Krieg und die Irrfahrten des Ulyſſes beſungen und das Gedicht in Vulcans Tempel aufbewahret; Homer habe es dort von einem Prieſter erhalten und dem Liede der Gottbegeiſterten nachgeſungen. *)

Alkaſie. Betrachten wir nun beide Dichter in ihren Einzelnheiten, ſo iſt vor allem nicht zu leugnen, daß Idee und Haupthandlung der Äneis theils der homeriſchen Ilias, theils der Odyſſee nachgebildet ſind, und zwar, die Irrfahrten des Äneas nach dem Beiſpiele des Ulyſſes, ſeine Thaten in Italien größtentheils nach dem Vorbilde der Ilias, deren Plan mehr gegründet und ſtrenger bedingt iſt. Ein Hauptgebrechen der Äneis ſcheint mir im Plan zu liegen, denn die Veranlaſſung der Begebenheiten iſt nicht hinlänglich begründet, und die Folge derſelben nicht genügend bedingt. Dem Gedichte fehlt alſo die Feſtigkeit des Fundaments, ein wahrhaftes Prinzip, eine die Handlung belebende Urſache, aus welcher die Begebenheiten mit innerer Nothwendigkeit hervorgehen.

---

*) Fabric. Bibl. graeca (edit. Harl.) I. p. 208.

Artemidor. Auch mir drängte sich während dem Lesen der Äneis vielmal die Frage auf: „Ob denn dieß oder jenes wirklich geschehen mußte und warum es eben geschehen mußte?“ — Diese Frage ließ sich dann meistens entweder gar nicht oder nur unbefriedigend beantworten. Warum mußte denn Äneas in das ihm unbekannte ferne Italien reisen? — „Das Schicksal wollte es!“ — Aber kann denn der Wille des Schicksals ohne Willenskraft des Helden das Hauptmotiv einer pragmatischen Dichtung seyn? — Ich fragte weiter: warum blieb Äneas nicht in Karthago, wo er zur Gründung seines neuen Reiches die erwünschte Gelegenheit fand? Abermal: „Das Schicksal wollt' es nicht!“ — Warum mußte Kreusa sterben? — »Damit Äneas sich in der Folge mit Lavinia vermählen konnte.« Aber diese Vermählung ist weder nothwendig noch von Folgen, da Äneas am Ende das Reich doch für seinen Sohn Ascanius gründet, den ihm Kreusa gebar.

Rikasio. Wie fest gegründet ist dagegen die Handlung in der Ilias und in der Odyssee! Durchgehends eine nie stillstehende Bewegung, ein reges Vorwärtsschreiten. Eine Begebenheit erzeugt sich aus der andern. Durchaus fester Zusammenhang und innere Naturnothwendigkeit; nirgends ein Sprung, keine Spur von Willkühr; die höchste Einheit in der Verbindung aller Theile zum Ganzen. Alles, was da geschieht, mußte so, konnte nicht anders geschehen; und dabei wie einfach! In der Ilias zieht sich ein leidenschaftlicher Heldenjüngling (Achill) dem Oberfeldherrn (Agamemnon) trotzend, vom Kampfe zurück, weil dieser ihm eine geliebte schöne Sclavinn, sein Theil der Beute, entriß, und ergreift die Waffen erst wieder, um den Tod seines Freundes Patroklus durch Hektors Tod zu rächen. — In der Odyssee sehen wir einen, nach langem Kriege in die Heimath zurückkehrenden Helden, umhergeschleudert vom bösen Schicksal, Irren und Gefahren muthig bestehend trotz er dem

Unglück nicht minder als den Verlockungen der Wollust, und findet nach zwanzigjähriger Abwesenheit den Lohn so vieler Beschwerden und Unfälle in der süßen Heimath und im Kreise der Seinigen. Welche erhebende Idee, welche reinmenschliche Tendenz! Kräftiges Mitwirken in der Ausführung des Großen, Ausharren im Gefahrvollsten, und dann das reine Glück in stiller Abgeschiedenheit und schöner Selbstbeschränkung! —

Flavius. Ich möchte die Fabel der Ilias richtiger so erzählen: Die Griechen belagern Troja. Achill zieht sich — wegen eines Zwistes mit Agamemnon — vom Griechenheere in sein Zelt zurück, wo er über seinen Groll brütet. Die Troer, benützend die Abwesenheit des Tapfern, erringen nun große Vortheile gegen die Griechen. Achill bleibt unbeweglich, ungerührt vom Verlust der Seinigen. Endlich wird sein Freund Patroklus im Kampfe mit Hektor getödtet. Jetzt endlich ergreift er die Waffen, den Gefallenen zu rächen. Was weder Pflichtgefühl, noch Vernunft, noch Vaterlandsliebe vermochten, dazu treibt ihn die Rachsucht. Hektor wird von dem Wüthenden getödtet und das Gedicht schließt. — Wie groß erscheint dagegen die Fabel unsrer Äneis! Ein Fürst, fliehend aus den Trümmern seines gestürzten Vaterlandes, durchzieht Meere und Länder, um ein neues Reich zu gründen. Seine Angehörigen, seine Götter und seinen Muth mit sich führend, besteht er tausend Gefahren und ruht nicht, bis er, mit Ruhm gekrönt, sein Ziel erreicht! — Sieht man auf den weiten Raum, welchen die Kämpfe und Schlachten in der Ilias einnehmen, so scheint es, daß nicht sowohl der Zwist der beiden Fürsten, sondern vielmehr die Belagerung von Troja der Stoff der Ilias ist. Achills Zorn spaltet sich und wird am Schlusse des Gedichts ein anderer, als er am Anfange war, indem der Held zuerst wegen Zurückstellung der Tochter des Chryses, am Ende aber dem Hektor zürnt, welcher den Patroklus tödtete. Ihr müßt geste-

hen, daß entweder das Ende der Ilias mit dem Anfange in keiner Verbindung innerer Nothwendigkeit steht, oder daß wenigstens die Handlung nicht befriedigend schließt, da die Belagerung Troja's noch ein Jahr nach Hektors Tode fortdauert. Obschon sie aber eigentlich nicht geschlossen ist, geht sie dennoch zugleich zu weit, da — nach Hektors Tode — welcher doch der wahre Schlußmoment ist, im dreiundzwanzigsten Gesange erst dem Patroklus die Leichenspiele gefeiert werden, was nicht mehr zur Handlung gehört, der vierundzwanzigste Gesang aber die Klagen der Troer und die Auslieferung von Hektors Leichnam enthält, eine zwar herrliche, aber doch nur dem Schluß angefügte Episode. Eben deshalb haben spätere Dichter, wie z. B. unser Macer, es gewagt, die Ilias fortzusetzen. *) — Wie viel vollkommener ist in dieser Hinsicht der Schluß der Äneis! Turnus fällt und gleichsam auf seiner Leiche gründet Äneas ein neues Reich. Vielleicht fühlte Homer selbst das Mangelhafte des Schlusses seiner beiden Gedichte; man sagt wenigstens, er habe ihnen in der Folge noch einen Anhang beigefügt. **)

Eben so tadelhaft ist auch die Handlung der Odyssee, eigentlich eine Doppel-Handlung, denn das Gedicht beschäftigt sich in den vier ersten Gesängen ausschließend mit dem Telemach, und in den folgenden eben so mit dem Ulysses. Solche Fehler gaben unserm Horaz, dessen gebildeter Genius eben so schön als wahr spricht, die Veranlassung und das Recht, zu sagen, daß es ihn ärgere, wenn manchmal der wackere Homeros nickt. ***)

---

*) Ovid de Ponto l. II. Eleg. 10.
**) Seneca Epist. 88.
***) Horat. Epist. ad Pis. v. 359. — S. Anmerkung

Rikafio. In der Wahl des Stoffes war Virgil allerdings glücklich; er konnte keinen hiſtoriſchen, der poetiſchen Behandlung fähigern, Gegenſtand finden, welcher euch Römern zugleich ſo bekannt und ſo anziehend war, als die Ankunft des Äneas in Italien. *) Und fürwahr! Noch kein Dichter hat ſeiner Nation ſo viel Ehre erwieſen, als Virgil euch Römern, da er eure göttliche Abſtammung und deren unſterbliche Nachkommenſchaft verherrlichte.

Flavius. Sein Vaterland war ihm ſein Höchſtes, ſein Alles, die Gründung Roms das Größte und Wichtigſte hienieden. Homer aber fügte den Griechen beinahe Schmach zu, da er zu ſeiner Ilias einen Helden wählte, deſſen unbezähmbarer Zorn ſo viele ſeines eigenen Volkes aufopferte, ja beinahe das Mißlingen der ganzen, dem Ziele nahen Unternehmung verurſacht hätte.

Artemidor. Virgil gab ſeinem Gedicht eine politiſche Tendenz; Homer wollte eine reinmenſchliche, die jedes Volk gleich ergreifen muß. Seine Ilias iſt ein erhabenes Gemählde der ſchrecklichen Folgen der verderblichſten Leidenſchaften: des Hochmuths und des Haſſes, zweier Todesgötter, von der Zwietracht geboren!

Flavius. Beide Dichter wählten allerdings einen großen Stoff: Virgil die Gründung, Homer den Untergang eines mächtigen Reichs. Der Vorzug der Schönheit aber gebührt unſerm Sänger in dem Grade als Gründen ſchöner iſt als Zerſtören. Auch iſt ſein Stoff reicher an wichtigen Folgen: eine Begebenheit, welche in Griechenland, Aſien und

*) S. Anmerkung 18.

Italien bedeutende Änderungen bewirkte. Ich wills nicht verhehlen, daß die Äneis mein ganzes Selbstgefühl erhebt, so wie sie für alle Römer, als Herren der Welt, das höchste National-Interesse hat, indem sie nicht nur die Familie der Julier als das Herrschergeschlecht des herrschenden Volkes in seiner Größe höchstem Glanze zeigt, sondern den Römern vors Auge stellt, wie ihr Reich vom Schicksal bestimmt und durch die Götter selbst gegründet ward, und wie sie das, was der Olymp beschlossen, durch eine unübersehbare Reihe von Siegen und Eroberungen vollbracht haben. Selbst Dido und ihr Karthago scheinen nur deshalb so künstlich eingeflochten zu seyn, weil Rom in Karthago's Sturz seinen immerwährenden Triumph sieht. Dichter und Geschichtschreiber vereinigen sich, meine Behauptung zu bestätigen. Schon Homer läßt den Erderschütterer Poseidon den Äneas im Kampfe mit Achilles retten, um ihn für seine große Bestimmung: die Gründung eines neuen Reiches, zu erhalten. *) Die Wahrheit der geschichtlichen Thatsachen in der Äneis verbürgt unser Livius, welcher dieselben am Anfang seiner römischen Geschichte als bekannt voraussetzt, mit dem Beifügen: man habe den Äneas nach seinem Tode Jupiter Indiges genannt. **)

Artemidor. Sey Äneas immerhin eine historisch wichtigere Person, menschlich interessanter, also gewiß auch poetischer sind die Wesen der homerischen Dichtungen. Was daher Virgil für die Römer, das ist Homer für die Welt. An der himmlischen Flamme seines Genius haben Weise, Gesetzgeber, Helden, Dichter und Künstler sich entzündet. Welche Fülle von Gestalten, welche Mannichfaltigkeit in der Charakter-

*) Ilias 20ster Gesang. V. 292. ꝛc.

**) So viel als National- oder Landesgott. Livius l. 1. cap. 1.

zeichnung zeigt sich in der Ilias wie in der Odyssee! Seine Helden stellen fürwahr alle Hauptseiten des menschlichen Charakters — also den ganzen Reichthum der Menschheit dar, in höchster Reinheit der Form. Ich möchte sagen, Homer gab der menschlichen Gestalt göttliche Schönheit und machte die Götter zu Gefährten der Menschen. Seine Figuren treten alle mit der bestimmtesten Individualität, mit den schärfsten Umrissen hervor, und jede derselben spricht ihre Eigenthümlichkeit lebendig aus. anschaulich bis in die feinsten Züge wesentlich charakteristischer Merkmale. Virgil zeichnet seine Figuren viel einförmiger, ohne jene anschauliche Individualität, mit allgemeinen Zügen und unausgefüllten Umrissen.

Flavius. Vergleicht man die Hauptheldeu der Ilias und der Odyssee, so ist wohl an beiden Manches mit Recht zu tadeln. Achill zeigt sich zwar kräftiger und wirft mer als Äneas; ohne fremde Beihülfe bewirkt er durch seine Gegenwart oder Entfernung vom Heere den Vortheil oder die Unfälle der Griechen. Dagegen erscheint Äneas edler und humaner.

Artemider. Homer wollte aber in seinem Helden kein moralisch vollkommenes Wesen geben. Sein Achill ist ein Mensch mit menschlichen Tugenden und Fehlern, ein Mensch aus der Heldenzeit, da Sanftmuth und Gerechtigkeit noch nicht als Tugenden galten, da die Leidenschaft noch helle Funken sprühte, die Kraft entschied, die Liebe vergötterte, der Haß vernichtete. Darum spricht Achill uns an, und wir nehmen — seiner Fehler ungeachtet — warmen Antheil an ihm, indeß Äneas kalt läßt, weil Virgil in ihm mehr ein Ideal menschlicher Vollkommenheit, mehr die personifizirte Idee eines moralisch veredelten Helden, als die interessante Persönlichkeit eines wirklichen Menschen und Helden zeichnete. Äneas zeigt in allen Zügen zu viel ideelle Allgemeinheit. Ich bewundere den

trefflichen Mann als einen lebendigen Tugendverein von Gotterfurcht, Vaterlandsliebe, kindlicher Liebe, Freundestreue, ehlicher Zärtlichkeit, Gerechtigkeit und Billigkeit, Besonnenheit in Gefahren, Standhaftigkeit, Edelsinn, Sanftmuth, Klugheit, Großmuth und so weiter; aber mit dieser frostigen Bewunderung, dem Modell moralischer Größe gezollt, muß er sich begnügen, indeß Achill — der Mann, trotzend in seinem Zorn, kühn in seinem Ehrgeiz, heftig in seinem Haß, aber stark in der Freundschaft wie in der Liebe, uns mit seiner eigenen Gluth erwärmt und hinreißt.

Nikasio. Ungeachtet der Menge von Tugenden fehlt dem Äneas gerade diejenige, die einem Helden am wenigsten fehlen sollte; selbstständige Kraft. Er läßt sich von den ihm günstigen Göttern so handhaben, daß Venus sogar für ihn die Dido zur Liebe entflammen muß. Er folgt, ein willenloses Wesen, blindlings der Willkühr des ihn treibenden Schicksalspruches, ohne eigene Kraft, ohne Selbstthätigkeit. Aus diesem Gebrechen entsteht ein auffallender Mangel an Interesse für ihn, und der Totaleindruk der Äneis läßt in eben dem Grade kalt, als die Ilias den Hörer und Leser entzündet; denn Agamemnon und Achill zeigen eben so ungeheure Willenskraft, als Äneas ohne Energie sich zum Werkzeug einer Schicksalbestimmung duldend hingibt, beinahe froh, daß er auf solche Art ein scheinbares Recht erhält, ein fernes fremdes Reich anzufallen und einem rechtmäßigen edlen Fürsten Thron und Braut zu entreißen.

Flavius. Nennt Artemidor den Äneas ironisch einen lebendigen Tugendverein, so kann man mit noch mehr Recht den Achill ein Aggregat von allen Untugenden einer rauhen und rohen Heroenzeit nennen; denn er, der wegen einer schönen Sclavinn, die er ihrem Vater Chryses für Lösegeld zurük-

geben muß, sich mit Agamemnon entzweit, sich aus Groll vom Griechenheere entfernt, dasselbe ungerühet in Gefahr und Noth sieht und — heftig, hochmüthig und waffenstolz, wie er ist — endlich nur von neuem Zorn entzündet, nur aus rachgierigem Auflodern wieder gegen die Troer kämpft, den edlen Hektor tödtet, ihn um die Mauern von Troja schleift — er ist nur das schauderhafte Bild einer kräftigen und tapfern Barbarenzeit, wo der Geist wenig, das Schwert Alles gilt. Ja, Tapferkeit ist Achills einzige Tugend, sie, die im Charakter des Äneas nur deshalb nicht so feuriglänzend vortritt, weil sie bei ihm von dem Lichte so vieler anderer und edlerer Tugenden umgeben ist. Was Achill thut, ist verderblich seinem Vaterland und den Seinigen; was Äneas unternimmt und vollendet, nützlich und ruhmlich. Achill folgt einer aufregenden Leidenschaft: er will den Tod des Freundes rächen. Äneas strebt, den — aller Güter des Lebens beraubten Seinigen ein neues Vaterland zu verschaffen, und die erlittene Schmach der Auswanderung durch neuen Ruhm zu vertilgen.

Nikasio. Aber alle die gepriesenen Tugenden des milden Äneas sind doch nur etwas Geborgtes und auf einem Punkt Zusammengetragenes. Mir däucht, als plünderte Virgil die Vorzüge aller Heroen der Vorzeit, insbesondere aller Helden der Ilias, um sie auf dem einzigen Äneas hinaufzuhäufen und ihn gleichsam wie ein Götterbild mit dem Erlesensten feindlicher Beute zu schmücken. Auf gleiche Weise sind auch die übrigen Figuren der Äneis gleichsam wie Repräsentanten ganzer Charaktergattungen mit allgemeinen Zügen gezeichnet.

Artemidor. Virgils Helden erscheinen weniger wild und gewaltthätig, und nähern sich mehr den Kriegern eines kultivirten Zeitalters; denn sie sind Hermes Helden ächte Söhne der Heroenzeit, [illegible] Pflanzen

ihres Himmelsstriches. Um Homers Helden gerecht zu würdigen, muß man sich ganz in ihre Zeit hineindenken, was bei Virgil eben nicht nöthig ist; wir finden da Pflanzen, die beinahe allenthalben gedeihen.

Nikasio. Virgils Charakteren fehlt auch Bestimmtheit und Mannichfaltigkeit. Nur wenige derselben sind anziehend und so zur klaren Anschauung gebracht wie die homerischen. Dem Helden darf die Heldenkraft nicht mangeln; Äneas erscheint durchaus zu ruhig, zu weich, gar zu anstandsvoll, fast ohne Spur von Leidenschaft. Und dabei wie thränenreich! Es wäre lustig, zu zählen, wie oft er weint. Dabei verhält er sich durch mehr als die Hälfte des Gedichts entweder ganz unthätig, oder er vollzieht das, was er unternimmt und ausführt, nur auf Befehl oder Antrieb der Götter. Erst am Schlusse des Gedichtes, im zwölften Gesang, wird er ganz activ und greift mächtig in die Handlung ein. Eine sehr unheroische, beinahe komische Klugheit scheint es mir zu seyn, daß Äneas, weit entfernt, sich auf eigenen Muth und auf die Tapferkeit der Seinigen zu verlassen, kein dringenderes Geschäft kennt, als — kaum in Italien gelandet — Latium sogleich wieder zu verlassen und, Hülfe und Hülfsvölker suchend, nach Etrurien zu reisen, indeß seine Troer ohne ihn die heftigsten Kämpfe bestehen müssen.

Artemidor. Der Charakter des Turnus (dem homerischen Hektor nachgebildet) ist kräftiger und höher als der des Hauptheldn, auch interessanter in mehr als einer Hinsicht. Der feurige fürstliche Jüngling kämpft für eine, im strengsten Sinne gerechte Sache — für Thron und Braut, die ein Fremdling ihm entreißen will. Ungestüm, Kuhnheit und Todesverachtung charakterisiren und zieren ihn selbst da, wo sie an Wildheit grenzen, weil er das Schwert gegen Beleidigung und Unrecht schwingt. Und so ist er, ein Held in den Blüthe der Jugend

und der Jugend, von Lieb' und Ehre entflammt, ohne Zweifel mehr als der fromme bedächtige Äneas zum Helden eines Epos geeignet.

Nikasio. Nach ihm interessiren nur wenige männliche Figuren, und auch diese nur episodisch, wie z. B. der Götterleugner **Mezentius** und sein edler Sohn **Lausus**, der greise König **Evander**, sein Sohn **Pallas** und der scharfgezeichnete listige **Simon**. Aber wie sehr verschwinden Virgils **Anchises** und **Achates** gegen Homers **Nestor** und **Patroklus**.

Flavius. Mag Virgil auch in Zeichnung der männlichen Charaktere hinter Homer zurückbleiben, so ist er doch in Schilderung der weiblichen originell und meisterhaft. **Dido**, das Bild unglücklicher Liebe, und **Camilla**, die Heroine sind zwei höchst bedeutende Gestalten, welche durch ihre Neuheit eben so hervorragen, als durch die Richtigkeit und Schönheit ihrer plastischen Darstellung. Beide werden auch Ideale ihrer Art bleiben, Dido als Muster von tiefschmerzendem Gemüth und glühender Leidenschaft, Camilla das Vorbild aller Heldenweiber. Eine kurze Übersicht wird hinreichen, dieß anschaulich zu machen. *) Schon als Kind erfuhr Camilla, das seltene Mädchen, ein seltsames Schicksal. Vertrieben durch Haß und Übermacht, mußte ihr Vater aus seinem Reiche fliehen. Der Gattinn beraubt, nahm er das Theuerste, was ihm noch übrig blieb, sein Töchterchen, auf den Arm. Mit ihr floh der Verfolgte mitten durch die feindlichen Geschosse, bis ein hoch aufgeschwollener brausender Strom ihm den Weg hemmte. Da nimmt er den Köcher, befestiget ihn an seinen Speer, legt das

*) S. Anmerkung 11

Kind hinein, weiht es Dianen, um ihren Schutz flehend, ſchleudert es über den Strom, und ſchwimmt ſelbſt nach. Unverletzt findet er am entgegen ſtehenden Ufer den Speer in der Erde ſteckend, wohlerhalten von der ſchützenden Göttinn das Kind. Ferne von jeder menſchlichen Wohnung, erzieht der Schmerzverwilderte das Mädchen nun in einſamen Gegenden, umgeben von den Lagern reißender Thiere. Eine Stute gibt er ihr zur Amme. Kaum noch aufblühende Jungfrau, übt er ſie ſchon, Pfeile zu ſchießen, Speere zu ſchwingen, Steine zu ſchleudern. Allein obſchon eine Bewohnerinn des Waldes und der Wüſte, dringt dennoch der Ruf ihrer Schönheit bald in Städte und Paläſte umher. Aber vergebens bewerben ſich hohe Freier um die Herrliche. Einmal Dianen geweiht, bleibt ſie dem Dienſte der Göttinn ergeben, bis ſie dem bedrängten Turnus aus ihrer Einſamkeit zu Hülfe eilt.

Im Geleit volskiſcher Krieger kommt ſie an, ſpringt, da ſie den Turnus erblickt, vom Pferde, und verkündet ſogleich mit den erſten Worten ihren Heldenſinn:

Turnus, wenn billig auf ſich der Tapfere heget Vertrauen,
Wag' und verheiß' ich es dir, zu bekämpfen das Volk des Aineas,
Und den troerdeniſchen Reitern allein mich entgegen zu ſtellen.
Laß die Erſte mich ſeyn, die Kriegsgefahr zu verſuchen!
Du verharre zu Fuß in der Stadt, und bewahre die Mauern!

Turnus vertraut der Heldinn ſogleich einen Theil ſeines Heeres zur Anführung und das Geſchäft eines Feldherrn. Eine Schreckensgeſtalt erſcheint ſie nun in der Schlacht:

Mitten im Mord frohlockt die Amazone Camilla,
Eine der Brüſte zum Kampf entblößt, die behende Jungfrau,

Jetzt verschleudert sie dicht auf einander die schwanken Geschoße,
Jetzt ergreift unermüdet ihr Arm die mächtige Streitaxt;
Golden umrauscht ihr die Schultern der Trivia Bogen und Köcher.
Selbst wenn sie weggeschlagen einmal in den Rücken sich wendet,
Schnellt sie, den Bogen gedreht, noch rückwärts fliegende Pfeile.
Der Dichter selbst, von Grauen ergriffen, ruft aus:
Welchen zuerst, wen wirfst du zuletzt, erschreckliche Jungfrau!
Oder wie viele der Sterbenden streckt dein Geschoß auf die Erde?

Und sogleich beginnt die Wuthglühende, gleich einer Todesgöttinn, ihr rastloses Morden; sie tödtet

Klitius Sohn, den Eunäus zuerst, dem, als er dahertrat,
Sie die offene Brust mit langem Speere durchschmettert,
Daß er Ströme des Bluts ausspie, den befeuchteten Boden
Fallend biß, und sterbend auf seiner Wunde sich wälzte.
Drauf den Liris und Pegasus auch; da der eine die Zügel
Sammelt, heruntergebeugt vom durchstochenen Pferde, der andre
Hineilt, und die entwaffnete Hand nach dem Fallenden ausreckt,
Stürzen sie beide zugleich auf das Haupt. Dann wirft sie Amastrus,
Hippotas Sohn, und verfolgt fernher, mit der Lanz' andringend,
Toreus, Harpalykus auch, den Demophoon auch und den Chromis.
So viel Speere sie schwang mit der Hand und entsandte, die Jungfrau,
So viel Phrygier sanken dahin. Fern rennet der [illegible]
Ornytus her auf japygischem Roß in fremdlicher Rüstung;
— — — — — — — —
Diesen erhaschte sie plötzlich und leicht, da die Schaar sich gewendet,
Stieß ihn durch und sagte dann mit erbittertem [illegible]:
»Wähntest du denn, o Tyrrhener! das Wild in [illegible] zu jagen?
Traun, der Tag ist gekommen, der nun durch [illegible] des Weibes
Eure Worte bestraft. Doch bringst du den Manen der Väter
Keinen niedrigen Ruhm; du stellst dem Speer der Camilla.« —
Schnell den Orsilochus auch und den Butes, die stattlichsten Männer
Unter den Troern; den Butes durchstach die Lanz' in dem Rücken
Zwischen dem Harnisch und Helm, dort wo der Nacken des Reiters
Vorglänzt, und ihm der Schild an der linken Schulter herabhängt;
Doch den Orsilochus täuscht sie durch [illegible] [illegible] [illegible]

Aus dem umrittenen Kreise sich zieht und verfolgt den Verfolger.
Und nun haut sie dem Mann durch Gebein und Rüstung die Streitaxt,
Hoher sich schwingend, und Schlag auf Schlag, so viel er auch bittet,
Und die Wunde benetzt mit warmem Gehirne das Antlitz.
Jetzo gerieth auf sie des Apenninenbewohners
Aunus streitbarer Sohn, stand, zagte dem plötzlichen Anblick.
Als er nun sah, daß er weder durch Lauf dem Kampf zu entrinnen,
Noch die drängende Fürstinn von sich zu entfernen vermöge,
Rüstet er sich zum Betrug und spricht mit verschlagener Arglist:
»Was so besonders ist's, wenn ein Weib dem tapferen Rosse
Du dich vertraust? So begib dich der Flucht, und auf ebenem Boden
Wag's in der Nähe mit mir, und gürte dich eilends zum Fußkampf,
Daß du erkennst, wem Ehre das windige Prahlen bereite.« —

Spricht's, doch jene voll Wuth und entbrannt von heftigen Schmerzen,
Gibt der Gefährtinn das Pferd und stellt sich in ähnlicher Rüstung
Furchtlos, nackt das Schwert, und mit leerem Schilde zum Fußkampf.
Aber den Sieg des Betrugs sich verkündigend, eilte der Jüngling
Ohne Verzug, ein Fliehender, weg mit gewendetem Zügel,
Und mit bestachelten Sporn den galoppenden Renner ermüdend.
»Ligurerwicht, der vergebens so trotzig und stolz sich gebrüstet,
Fruchtlos täuschend versuchtest du da die Künste der Heimath;
Siehe, dich bringt nicht rettend die List zum trüglichen Aunus!« —

Also sagte die Heldinn und lief mit geflügelten Sohlen
Feurig dem Rosse voran, und fiel ihm vorn in die Zügel,
Trat zum Kampf und verübte die Straf' im feindlichen Blute:
Leicht wie von Felsenhöhe der heilige Vogel, der Habicht,
Oben die Taub' im Gewölke mit eilenden Fittigen einholt,
Fest die Ergriffene hält und mit Krallenfüßen zerfleischet,
Daß dem Äther das Blut und gerupfte Federn entfallen. —

Muthig und stark zeigt sich die Heldinn bis zum letzten Augenblick. Indeß sie einen der Feinde auf das hitzigste verfolgt, umschleicht Arruns sie mit lauernder Arglist, und bewegt rastlos die zielende Lanze, bis es ihm endlich gelingt, sie zu treffen:

Jetzt, da der Speer, aus der Rechten gesandt, die Lüfte durchrauschte,
Wandten erwartungvoll die Teukrer Augen und Herzen
All' auf die Königinn hin. Doch im mindesten dachte sie selbst nicht
Weder des Windes noch Schalls, noch des luftdurchfliegenden Speeres,
Bis das geschnellte Geschoß ihr unten am offenen Busen
Ankam, und eindohrend mit Macht jungfräuliches Blut trank.
Angstvoll naht der Gefährtinnen Schaar, und sie fassen im Sturze
Ihre Gebieterinn auf. Schnell flieht der geschüchterte Aeneas,
Bebend vor Freuden und Furcht. Er wagt es nicht weiter dem Speere
Sich zu vertrau'n, noch entgegen zu stehn den Lanzen der Jungfrau.
Und wie ein Wolf, noch ehe die Todesgeschoß' ihn verfolgen,
Plötzlich, vom Weg abweichend, in hohe Gebirge sich fortschleicht,
Weil er den Hirten erlangt und einen gewaltigen Farren,
Seiner verwegenen Lust sich bewußt, und unten am Bauche
Sanft anschmiegt den zitternden Schweif und in Wäldern sich flüchtet:
So auch flieht aus den Augen sich weg der betroffene Aeneas,
Und vermengt sich in jubelnder Flucht mit den Reihen der Streiter.
Jene zieht am Speere, die Sterbende; aber des Eisens
Spitze stak im Gebein mit tiefer Wund' an den Rippen.
Todtblaß bricht sie zusammen, es brechen die Augen im Tode
Kalt und starr, von den Wangen entflieht der rothe Purpur.
Kaum noch athmend beginnt sie zu ihrer Gespielinnen einer:
»Schwester Anna! mit mir ist's vorbei; die schmerzliche Wunde
Tödtet mich; alles umher wird schwarz in finsterem Dunkel.
Fliehe und bringe von mir der letzten Befehle dem Turnus.
Er nun leite den Kampf und bewahre die Stadt vor den Teukern!
Jetzo gehabe dich wohl!« — Sie sprach's, ließ fahren die Zügel,
Fiel, nicht willig, zur Erde dahin; dann leitet sie mählig
Sich vom ganzen, erkaltenden Leib, und neigte den schönen
Hals und das todumnachtete Haupt, und sinkt von den Waffen,
Und zu den Schatten entfloh die Seele mit Seufzen und Unmuth.

In der Charakterzeichnung der Dido, das ächt weibliche Gegenstück zur Amazone Camilla, entwickelt Virgil eben so viel Originalität als Kunst.

Artemider. Es fehlt zwar diesem Charakter die an-

ſchauliche Individualität, in welcher Homers Geſtalten vortreten; auch Dido iſt mehr das Ideal eines leidenſchaftlich liebenden Weibes überhaupt, und — —

Flavius. Sie iſt aber doch höchſt intereſſant, ſowohl durch die pſychiſch wahr gezeichnete Leidenſchaft, (welche Funken ſprüht, von denen ein fremdes Herz leicht entzündet wird) als auch durch ihre Situation. Sie erweckt Sympathie durch Liebe und Unglück.

Mikaſio. Und erhält eben dadurch — wenn auch nicht die Naturwahrheit und Lebenswärme einer homeriſchen Helena, Andromache, Penelope oder Briſeis, doch ein ſehr täuſchendes Scheinleben.

Flavius. Scheinleben? So laßt mich doch den herrlichen Stufengang dieſes Scheinlebens entwickeln! —

Wir finden die Königinn, zu Anfang des vierten Geſangs, von den Qualen der Liebe verwundet; ſie —

Nähret in den Adern das Gift und die heimliche Flamme verzehret ſie.
Immer umſchwebt ſie die Tugend des Manns und ſeines Geſchlechtes
Herrlicher Glanz. Tief graben ſein Antlitz und die Worte
Ihr ſich ins Herz, und der Harm vergönnt nicht Ruhe den Gliedern.

In Schwermuth verſunken, vertraut ſie ihre Liebe der theilnehmenden Schweſter Anna, und ihr Geſtändniß wird die feurigſte Lobrede auf den Geliebten:

— — Wer angſtet mich ſo, und raubt mir den Schlummer?
Welch ein fremder Gaſt iſt ſo neu in die Wohnung gekommen?

Welch erhabne Gestalt! wie muthig, wie tapfer in Schlachten!
Traun, ich glaub', und mein Glaub' ist gerecht, er stamme von Göttern.
— — — — — — — —
Wenn es im Herzen nicht fest und unabwendbar mir läge,
Keinem Manne mich mehr durch ehliches Band zu gesellen,
Seit mich betrogen der Tod um die ersten Freuden der Liebe;
Wäre mir Brautbett nicht und Hymens Fackel zuwider,
Dieser einigen Schwäche vielleicht noch könnt' ich erliegen.
Anna, dir will ichs gestehn, nachdem mein Gatte Sichäus
Kläglich fiel, und der Brudermord die Penaten besprützte,
Weckte nur dieser ein andres Gefühl; den wankenden Vorsatz
Stürzte nur Er; ich gewahre die Spuren der vorigen Liebe.
Doch es verschlinge mich eher der Erde aufgährender Abgrund,
Schleudre der Blitz des allmächtigen Zeus mich hinab zu den Schatten,
Hin in die Tiefe der Nacht, zu den blassen Schatten des Orkus,
Eh ich mich selber vergeß', und Zucht und Pflichten verrathe! —

So spricht sie, Thränen vergießend; aber Anna weiß die glühende Seele noch mehr mit Liebe zu entflammen. Dido eilt in den Tempel, bringt Opfer, und befragt die Eingeweide. Der Unglückahnende Dichter ruft aus:

— — Was können Gelübde und Tempel
Frommen dem rasenden Weib? Es frißt die schleichende Flamme
Schon im Mark, und unter der Brust lebt heimlich die Wunde.

Ihre Leidenschaft — die Furcht des heißen Klima — lodert nun sogleich in helle Flammen auf:

Dido, die arme, sie brennt, und durch alle Gassen Karthago's
Schweift sie in Wuth: wie die Hindinn vom abgeschossenen Pfeile,
Die, da sie unvorsichtig in kretischen Wäldern umherlief,
Jenhin traf der verfolgende Hirt, und das fliegende Eisen.

Ohn' es zu wissen, verließ; sie durchrennt auf der Flucht die Gebilde
Und die Hügel von Dokte, das mordende Rohr in der Seite.

Wie wahr und lebendig sind nun die folgenden Züge des liebenden Bewußtseins, vor allem der stürmische Wechsel ihres ruhelosen Wesens! —

Jetzo führt sie den Helden mit sich durch die Mitte der Mauern,
Zeigt den sidonischen Glanz und die zubereitete Stadt ihm.
Unternimmt ein Gespräch, und stockt in der Mitte des Wortes.
Dann, da der Tag sich geneigt, bereitet sie ein ähnliches Gastmahl,
Und verlangt unsinnig die Kunde von Ilions Leiden
Wieder zu hören, und wieder am Mund des Erzählenden hängt sie.
Wenn sie hernach sich getrennt, und die dämmernde Luna das Licht schon
Wieder verbirgt, und zum Schlaf einladen die sinkenden Sterne,
Grämt sie sich einsam im leeren Gemach, und wirft sich aufs Polster,
Das er verließ: sie hört, sie sieht entfernt den Entfernten,
Oder sie hält den Ascan, vom Bilde des Vaters bezaubert,
Freudig im Schooß, um zu täuschen die unaussprechliche Liebe.

Kaum hat indeß Dido ihren Wunsch, Gegenliebe und Vereinigung, erreicht, als Äneas, dem Befehle Jupiters gemäß, geheime Anstalten trifft, Karthago und die Königinn zu verlassen. Aber wer vermag den Scharfblick einer Liebenden zu täuschen? Dido merkt Verrath. Mit den zärtlichsten Klagen voll hingebender Weichheit sucht sie zuerst sein Herz zu rühren, vergebens! Äneas bleibt fest und kalt; nun empört sich ihr Innerstes:

Lange betrachtet sie den Redenden schon in gewendeter Stellung,
Rollt die Augen umher und mißt mit schmerzenden Blicken

Ihn von der Sohle zur Scheitel, und bricht in die Worte der Wuth aus:
Nein, dich gebar die Göttinn nicht! Der Ahn des Geschlechtes,
Frevler, ist Dardanus nicht: Der harte Kaukasus zeugte
Dich aus starrendem Fels, dich säugten hyrkanische Tiger.
Denn was benahm' ich? wie kann ich noch größerem Leid mich verwahren?
Hat er mein Weinen bescheut? hat nur das Aug' er verwendet?
Meine Liebe bedau'rt und Thränen der Rührung vergossen? — — —
Mit immer steigendem Crescendo schließt sie endlich:
— — Ich hatte dich nicht, ich befreite dein Wort nicht;
Geh im Sturm nach Italia! Suche dein Reich durch die Fluthen!
Aber ich hoffe, dich wird, wenn gütige Götter noch wollen,
Mitten in Klippen ereilen die Rach'; oft wirst du dann Dido,
Dido rufen! Ich folg' abwesend mit Flammen des Orcus,
Und wenn der frostige Tod den Leib von der Seele mir löset,
Nicht mein Schatten dir nah, wo du weilst. Du hören, Verräther!
Ja, ich vernehm's, zu den untersten Manen erschallt mir die Nachricht. —
Hier bricht plötzlich die Rede sie ab, und flieht aus den Lüften
Feind hinweg. — — —
Hülfreich nahen die Zofen, und bringen die sinkenden Glieder
In das Marmorgemach, und legen sie dort auf die Polster. —

Aber Äneas betreibt die Abreise mit rastloser, zunehmender Thätigkeit. Der Dichter kann sich nicht enthalten, der Leidenden mit Pathos zuzurufen:

Dido, wie war dir damals zu Muth, als du solches erblicktest?
Ach, wie stöhntest du auf, da du weithin wimmeln das Ufer
Sahst von der obersten Zinne der Burg, und ganz in Bewegung
Vor den Augen erschaurest von solchem Geschrei das Gewässer!
Gräuliche Liebe, wozu vermagst du die Herzen der Menschen! —
Wieder kehrt sie zu Thränen zurück, sucht wieder durch Bitten
Ihn zu gewinnen, und opfert den Zorn demüthig der Liebe.
Sie sendet ihre Schwester zu ihm, und legt ihr ans Herz:
Geh, o Schwester, und sprich demüthig zum trotzigen Fremde:
Nicht mit den Danaern hab' ich, das Troervolk zu vertilgen,
Mich zu Aulis verschworen, noch sandt' ich gen Pergamus Flotten;

Nicht entweiht' ich die Aſch' und die Manen des Vaters Anchiſes,
Wie denn verhärtet dem Flehn er das Ohr? was eilt er zu fliehen?
Dieſes letzte Geſchenk vergönn' er der leidenden Liebe,
Daß er die leichtere Flucht abwart' und günſtige Winde.
Nicht die vorige Ehe, die Er verletzte, begehr' ich,
Nicht, daß des Reiches er miſſ' und das herrliche Latium laſſe:
Kurze Friſt nur wünſch' ich, und Raum und Ruhe dem Wahnſinn,
Bis mein Schickſal zuletzt mich bezwungene trauern gelehrt hat.
Dieſe Gunſt noch erfleh' ich zuletzt, erbarme dich, Schweſter!
Reichlich, gewährſt du ſie mir, vergelt' ich ſie dir noch im Tode. —

Auch jetzt bleibt Äneas taub den Bitten, und unbeugſam: nun faßt die Hoffnungsloſe den Entſchluß, ſich das Leben zu rauben. Ihre Phantaſie iſt mit Schreckbildern angefüllt; aus dem Grabmal ihres verſtorbenen Gatten glaubt ſie oft Stimm' und Worte zu hören; ihr däucht:

Oft auch klagt die einſame Eul' auf der Zinne des Daches
Leichengeſang und verzieht die ſchleppenden Töne im Gewimmer;
— — — — zu Äneas verfolget
Selbſt im Traum die Verlaſſene voll Wuth, und immer verlaſſen
Scheint ſie und einſam zu ſeyn, und den langen Weg zu durchwandern,
Ohne Geleit, und in Wüſten unter die Tyrer zu ſuchen.

Nun täuſcht ſie die Schweſter, ihr vorſpiegelnd, ſie wolle magiſche Künſte anwenden, ein ſicheres Mittel, um entweder den Ungetreuen wieder zu gewinnen, oder ihre Leidenſchaft in ſich zu vertilgen. Ihre Bitte an die Schweſter ſchließt ſie mit den Worten:

Thürme du mir ein Scheitergerüſt' im Hof des Palaſtes
Heimlich empor, und lege darauf die Waffen des Frevlers,
Die in der Kammer er ließ, auch ſeine Gewand' und das Ehebett. —

Sobald der Holzſtoß angezündet iſt, kränzt ihn die Kö[nigin] mit Cypreſſenzweigen und Blumen, dann legt ſie [das]

Bildniß des Äneas, sein Schwert und seine Kleider darauf, sie zu vertilgen. Nun ruft sie, selbst dem Tode geweiht, alle Götter der Unterwelt an:

Nacht war's, und die Leiber, die müden, umher auf der Erde
Pflegten erquicklichen Schlafs; die Wälder und stürmenden Meere
Ruhten; da schon auf der Mitte der Bahn die Sterne sich wälzten;
Rings verstummte die Flur; die Heerden, die farbigen Vögel,
Auch die Bewohner der spiegelnden Teich' und bebuschter Gefilde
Weitumher; in schweigender Nacht, vom Schlummer gelabet,
Lagen sie alle, von Sorgen befreit und vergaßen der Arbeit,
Doch nicht also die leidende Ponerinn; nimmer erquickt sie
Ruhiger Schlaf; der Friede der Nacht sinkt nicht auf die Augen,
Nicht in die Brust; die Qualen verdoppeln sich; wieder erwachend
Wüthet die Lieb' und fluthet im tobenden Strudel der Rachgier.

Als sie endlich am nächsten Morgen den Geliebten mit allen Segeln seiner Flotte aus dem Hafen ziehen sieht, da bricht der ganze Sturm ihres, aufs höchste gesteigerten, Schmerzes in Hohn über sich selbst und in Verwünschung über den Ungetreuen los:

— — — — Ach, Jupiter, fliehen
Soll mich dieser? im eigenen Reich ein Fremdling mich höhnen?
Waffnen die Leute sich nicht aus allen Thoren ihm folgend?
Stoßen nicht andre vom Strand die ruhenden Schiffe? So geht doch!
Fackeln herbei! Die Segel gespannt! die Ruder getrieben!
O was red' ich? wo bin ich? was ändert den Geist für ein Wahnsinn?
Arme Dido! nun erst ergreifen dich grausame Thaten?
Da galt's, als du das Zepter vergabst. Ha, Glauben und Treue!
Das ist der Mann, der mit sich die Penaten der Heimath umherführt!
Der auf der Schulter entrug den altersentkräfteten Vater!
Konnt' ich greifen ihn nicht, und in Stücke zerhaun, und in Wellen
Ausstreun? nicht die Gefährten und selbst den Ascanius morden?
Und auf den Tisch des Vaters den Sohn aufstellen zum Schmause?
Aber zweifelhaft war der Erfolg des Kampfes. Und war ers?

Wem erbebt' ich, zum Tode gefaßt? Gleich hätt' ich ins Lager
Gleich in die Gange der Schiffe gebracht, den Sohn und den Vater
Sammt dem Geschlechte vertilgt, und mich selbst zur Geladenen gegeben!
Sol, der die Werke der Welt mit Flammenaugen betrachtet:
Du, mitkundige Juno, so großer Schmerzen Vertraute!
Du auf den Scheidewegen der Nacht durch Heulen verehrte
Hekate! Rächende Diren! und ihr, der Sterbenden Dido
Götter! vernehmt es, und kraft mit verdientem Gerichte die Frevler,
Und erhört mein Gebet! Bleibt jenem verworfenen Haupte
Gott die Erreichung des Hafens bestimmt, und glückliche Landung,
Heischt es der Wille des Zeus, und ist dieß Ziel ihm beschieden:
Ha, so müß' er im Geiste gedrängt von dem streitbaren Volke,
Aus dem Lande gejagt, den Armen des Julus entrissen,
Betteln um Hülf', und der Freund' unwürdige Leichen erblicken.
Dann auch, wann er sich beugt entehrender Friedensbedingung,
Muß' er nicht lange des Reichs und frohen Lebens genießen,
Sondern er falle zu früh, und gradlos lieg' er im Sande.
Dieses fleh' ich, und ströme mit diesem Seufzer mein Blut hin.
Dann, o ihr Tyrer, verfolget den Stamm, des ganzen Geschlechtes
Künftige Brut mit Haß, und bringt dieß Opfer der Sühnung
Meinem Stand! Nicht Liebe noch Bund sey zwischen den Völkern!
Auferstehn soll irgend aus meinen Gebeinen ein Rächer,
Der mit Feuer und Schwert die dardanischen Pflanzer verfolge,
Jetzt und einst, wenn immer die Zeit mit Kräften sich rüstet.
Ufer sey stets dem Ufer, der Fluth den Fluthen entgegen,
Waffen den Waffen, und ewig sie selbst und die Enkel im Kampfe! —

Kaum hat Dido diese Verwünschungen ausgestoßen, so eilt sie, Alles zu bereiten, um der Lebensqual sich aufs schnellste zu entladen; sie, einst die schönste der Frauen genannt, in der Zeit glücklicher Liebe, aber nun ganz verwandelt, ein Bild der Verzweiflung.

— — — Durchbebt von dem grausenden Vorsatz.
Rollt den blutigen Blick umher, mit Flecken bestreuet,

Über den zitternden Wangen, und blaß von der Nähe des Todes,
Eilernt in die inneren Höfe der Burg, steigt wuthergriffen
Auf das hohe Gerüst, und entblößt das Schwert des Aneas,
Nicht zu solchem Gebrauch als Angedenken erlesen.
Als sie die Troergewand' und das wohl ihr kundige Bette
Hier nun erblickt und ein wenig mit Weinen und Sinnen verweilte,
Warf sie aufs Polster sich hin, und sprach die letzten der Worte:
Süße Geschenk', als Gott und Schicksal es gönnten, o nehmet
Diese Seel', und erlöst mich von solchem Jammer! Ich habe
Ausgelebt und vollendet die Bahn, die das Schicksal mir anwies;
Und nun sinkt mein erhabenes Bild in die Tiefe der Erde.
Prachtvoll baut' ich die Stadt, sah eigene Mauern sich heben, — —
Glücklich, zu glücklich vielleicht, hätt' unsre Gestade nur niemals
Einer der Dardanerflotte berührt! — —
So sprach sie, und drückte
Auf das Polster ihr Angesicht. So stirb' ich denn rachlos?
Aber ich stirb'; auch so zu den Schatten zu wandeln beliebe mir.
Schau er denn doch vom Meere noch dieses Feuer der harte
Troer, und trage mit sich die Ahnungen unseres Todes.
Also sprach sie und schnell zusammensinken vom Schwertstoß
Sahn die Gefährtinnen sie, den Stahl umschäumet vom Blute,
Und die Hände bespritzt. —

Anna eilt herbei, faßt mit sanfter Umarmung die kaum noch athmende Schwester, und entwischt das schwarze Blut mit dem Kleide:

Jene bemüht sich, den schweren Blick zu erheben, und wieder
Bricht er, und unter der Brust giftet tiefgeschlagen die Wunde.
Dreimal bäumt sie empor, mit stemmendem Arme sich hebend,
Dreimal sinkt sie aufs Lager, und sucht mit irrenden Augen
Oben am Himmel das Licht, und seufzt, sobald sie es findet.

Sie stirbt nun, aber in Verherrlichung:

— — Die allmächtige Juno, der Todesnoth sich erbarmend,
Und der dauernden Qual, entsandte Iris vom Himmel,
Um die ringende Seel' und das Band der Glieder zu lösen.
Denn weil nicht durch Geschick, noch schuldigen Todes die Arme,

Sondern zu früh hinstarb, und entrissen von plötzlichem Wahnsinn.
Hatte Proserpina noch von der Scheitel die goldene Locke
Ihr nicht entwandt, und das Haupt dem stygischen Orcus verurtheilt.
Also entflog durch den Himmel auf gelben Flügeln die Iris,
Ziehend gegen die Sonne den tausendfarbigen Bogen,
Kam, und stand ihr über dem Haupt: Ich bringe dem Pluto
Dieses Opfer, und los' auf Befehl die Seele vom Leibe.
Sprach es, und schnitt mit der Rechten das Haar ab. Plötzlich dahin war
Alle Wärme gestohn, und das Leben schwand in die Lüfte. — *)

Ich darf um so mehr offenherzig gestehen (fuhr Flavius fort) daß diese Episode meine Lieblingspartie ist, als ich auch die allgemeine Stimme für mich habe, da kein Theil der Äneis bei uns so viel gelesen wird, als dieses Gemählde der leidenschaftlichsten Liebe. **) Camilla und Dido sind zwei herrliche Gestalten; aber auch die minder bedeutenden und mit wenigen Zügen hingeworfenen weiblichen Charaktere der Äneis zeichnen sich durch Originalität aus. Dido's treue Schwester Anna, die Amme Cajeta, Amata, die Gemahlinn des Latinus, Juturna, die Schwester des Rutulerfürsten Turnus, und Kreusa sind Charaktere, von deren Vorbildern sich im Homer keine Spur findet. Virgil scheint in der Zeichnung weiblicher Charaktere glücklicher gewesen zu seyn, als mit den männlichen.

Artemidor. Eine leidenschaftliche und dazu noch unglückliche Liebe besticht; weiblicher Heroismus blendet. Schon deshalb allein können Dido und Camilla ihre Wirkung nicht verfehlen. Edler und liebenswürdiger erscheint die Weiblichkeit

---

*) S. Anmerkung 30.
**) Ovid. Trist. l. 2. v. 435.

in Homers Gesängen, zart, weich, sittig-liebevoll und freudig in ihrem beschränkten Wirkungskreise. Wie rein steht die ehlichkeusche Andromache gegen Dido mit ihrer wilden Gluth da! Welche holde Vereinigung von Würde und Anmuth entzückt uns in Penelopens lieblichernstem Wesen! Mit welcher zarten Feinheit sind Nausikaa und Eurykleа gezeichnet! herrliche Gestalten! Selbst die schöne Verbrecherinn Helena, auf deren Haupt so ungeheure Schuld lastet: „der Untergang eines Reiches," entlockt uns, indem wir ihr zürnen, zugleich ein leises Mitleid, wenn sie, die Liebreizende, als reuige Selbstanklägerinn erscheint. Eben so sind die beiden Zaubergöttinnen: Kalypso und Circe, gehalten. Sie umschlingen den Ulysses mit den Banden unerlaubter Sinnenliebe, zeigen sich aber wieder groß, da sie ihn frei geben, Kalypso aus Gehorsam gegen Jupiters Befehl, Circe aus Liebe selbst. Dazu leuchtet aus dem Benehmen beider, göttlich und häuslich zugleich, ein eigener Reiz hervor. Jede von ihnen bezeichnet Homer mit den nämlichen Worten, als:

„— — Die schöngelockte, die hehre melodische Stimm'."

Nicht minder mannichfaltigen Reichthum als in den weiblichen Charakteren entwickelt Homer auch in der Liebe, die er in ihren verschiedenartigsten Gestalten und mit den feinsten Zügen darstellt: die mütterliche in der Greisinn Hekuba, die rechtmäßige, ehliche in der hingebenden Andromache und in der standhaften Penelope, eine schmeichelnde bei der Circe, eine bezaubernde bei der Helena und der Kalypso, eine frevelhafte in den Freiern der Penelope u. s. w. *)

Nikasio. Betrachte ich nun die Einwirkung der Götter

*) Maxim. Tyrius. Dissert. 10.

so erscheint diese in der Ilias viel größer und glänzender. Der ganze Olymp ist in Bewegung, für oder gegen die Troer, Götter kämpfen mit Göttern und Menschen. In der Äneis verschwindet diese mächtige Regsamkeit, dieses Eingreifen der hohen Olympier größern Theils. Die Götter erscheinen entweder gar nicht, oder nur passiv und neutral. Nur Juno und Venus sind wirklich thätig. Jupiter thut das, was er thut, immer nur auf das Bitten oder Zudringen der beiden feindlichen Göttinnen, deren eine er jedesmal besänftigen oder trösten will. Neptun und Äolus sind Maschinen, deren Juno sich bedient. Wie mächtig und herrlich erscheinen Mars und Apollo in der Ilias! Warum belebte Virgil sein Gedicht nicht durch sie, die sich beide wie aufzudringen scheinen, da die Römer ihren Romulus und Remus von Mars abstammen lassen und sich selbst das Volk des Kriegsgottes nennen; da ferner Apoll schon in der Ilias die Troer begünstigt und den Äneas aus dem Kampfe mit Diomedes rettet. *)

Flavius. Das Göttergetümmel in der Ilias ist so alt und geht ohne Unterbrechung so heftig fort, daß man zu schwindeln glaubt. Virgil suchte einen Vorzug in der Einfachheit. Zwei Grundprinzipe, Haß und Liebe oder Juno und Venus waren hinreichend, dem Ganzen Stoß und Bewegung zu geben. Er wollte nicht mehr Motive gebrauchen, als nöthig waren. Jene beiden Göttinnen aber, die er gleichsam als die aufregenden Kräfte und Ursachen auftreten läßt, sind mit Wahrheit und treffender Charakter-Individualität hingestellt: die stolze, heftige, unversöhnliche Juno, die besorgte, zärtliche, sich Allen erschmeichelnde Venus, mild und lieblich selbst da, wo sie ihren Sohn im reinsten Lichtglanz, in unendlicher Klarheit erscheint-

*) Iliad. l. 5.

durch die Nacht hinschimmernd, so groß und so herrlich, wie sonst nur Himmelsbewohner sie schauen. *) Erscheinen aber die Götter der Äneis nur einzeln und seltener, so ergreift Virgil doch unser Innerstes, wenn er von der furchtbaren Göttermacht überhaupt spricht. So belehrt Venus selbst den Äneas, da er Helenen zürnt, die er für die Urheberinn des Untergangs von Troja hält: Nicht die Lakänerina, die so verhaßt, des Tyndareus Tochter,

Nicht der beschuldigte Paris, o nein, Ungnade der Götter,
Götter zerbrachen die Macht und schleuderten Troja vom Gipfel.
Schau: denn alles Gewölk, das jetzt dein Auge verdunkelt,
Das die sterblichen Blicke die schwächt, und in duftigen Nebel
Einhüllt, zieh ich hinweg:
Dort, wo zertrümmerte Lasten du siehst, und Steine von Steinen
Losgesprengt, und im wogenden Rauch auffahrenden Schuttstaub,
Schüttelt Neptunus die Mauern, und wiegt mit mächtigem Dreizack
Grundesvesten empor, und wühlt aus den Tiefen die ganze
Ilios auf. Dort stellt sich voran auf dem skäischen Thore
Juno, die schreckenvolle; sie ruft den verbündeten Schaaren
Wüthend herbei von den Schiffen, sie selbst mit dem Schwerte gegürtet.
Sieh, dort sitzt auf der Zinne der Burg Tritonia Pallas,
Schimmernd im Strahlengewölk, und schwingt die grausende Ägis.
Selbst der Vater verleiht den Danaern Muth und des Sieges
Freudige Kraft, selbst weckt' er zum Kampf mit Troja die Götter. —

Nikasio. Schade, daß Virgil die Götter hier nicht gegenwärtig handelnd zeigt, sondern Äneas diese Stelle der Dido nur erzählt! So erscheint Homer gegen Virgil — den Mahler auf flachen Grund — durchgehends als plastischer Künstler, dessen Figuren zu betasten sind.

*) Aeneis I. 2. v. 588

Artemidor. Hierin eben liegt der wesentliche Unterschied in der Darstellungsweise beider Dichter; er steht in demselben Verhältniß, in welchem Naturwahrheit zur Kunstwahrheit steht, in demselben, welcher zwischen dem Geist der beiden Zeitalter und ihrem Einfluß auf die Dichter Statt fand. Homers Ilias ist der reinste Spiegel, das lebendige Bild der Heroenzeit. Homer tritt ganz aus sich heraus, wird jedesmal die Person selbst, die er redend oder handelnd einführt; darum zürnt jeder Leser gleich dem Achill, weil die Schmach erlittener Beleidigung jeden empört, so wie jeder mit dem Ulysses die Sehnsucht nach der lieben Heimath fühlt. Virgil beurkundet den Geist seines spätern Zeitalters schon durch den Anhauch von Verfeinerung und Veredlung der Sitten und Empfindungen, welchen er den Helden der Äneis gibt. Dabei läßt er auch seine Persönlichkeit zu oft durchschimmern. Hört man einmal den Äneas, das andere Mal den Dichter selbst sprechen, so ist im Ton und Ausdruck kaum ein Unterschied zu bemerken.

Rikasio. Und doch bestrebt sich Virgil, auch in Ausdruck und Ausschmückung seinem großen Vorbilde nachzufolgen. Man findet wohl wenige Gleichnisse und Beschreibungen, die keine Spuren homerischer Nachbildung verrathen. Häufig ahmt Virgil auch so nach, daß man deutlich erkennt, er wolle nicht heimlich entwenden, sondern finde es ehrenvoll, ganz offenbar als Homers Nachahmer zu gelten. *) Sein Geist, man sieht es allenthalben, war mit dem ununterbrochenen Studium unserer griechischen Dichter erfüllt und davon so durchdrungen, daß er sie oft nachahmte, ohne selbst es zu wissen und zu wollen.

---

*) Seneca Suasoria III.

Artemidor. Mich deucht, dieß wäre ihm zum Theil sogar als Verdienst anzurechnen, da eine solche Nachahmung der Poesie und Sprache der Römer vortheilhaft war.

Flavius. Zugegeben, daß Virgil manche Gleichnisse und Beschreibungen von Homer borgte, so muß man doch gestehen, daß er sie durch Zusetzung oder Weglassung einzelner Züge zu verschönern oder zu verfeinern, und durch die Ausschmückung in sein Eigenthum zu verwandeln wußte. Ich bin bereit, Virgils Kunst und Eigenthümlichkeit zu vertheidigen.

Artemidor. Ich zum Gegentheil.

Flavius. Ich will Gleichnisse anführen.

Artemidor. Ich ihre Vor- oder Gegenbilder aus Homer.

Flavius. Der junge Helenor —

Als er mitten sich jetzt in des Turnus Tausenden schaute,
Hier von Schaaren und dort von Schaaren umringt der Latiner:
Ähnlich dem Wild, das umschlossen vom dichten Kreise der Jäger
Gegen die Wehr' anrennt, und wohlbewußt in des Todes
Rachen sich wirft, und im Sprung hinwegsetzt über die Spieße:
So auch stürzt der Jüngling, ein Sterbender, mitten in Feinde,
Strebt und dringet hinein, wo die dichtesten Lanzen er siehet. *)

Artemidor. Hektor stritt

— — — mit dem Ungestüm des Orkanes,
Wie wenn im Kreise der Hund' und rüstigen Jäger ein Waldschwein

*) Aeneid. l. 9. v. 549.

Ringsher, oder ein Löwe, sich drehet, muthfunkelnden Blickes,
Jene gesammt, mit einander in Heerschaar wohlgeordnet,
Stehn ihm entgegen gestellt, und es fliegen geschwungene Spieße
Häufig daher aus den Händen; doch sein ruhmathmendes Herz kennt
Weder Furcht noch Entfliehn, und Tapferkeit tödtet ihn endlich;
Vielfach drehet er sich, die Reihe der Männer versuchend,
Und wo er grad' anrennt, da weichen ihm Reihen der Mannner:
So im Gewühl ging Hektor umhergewandt. *)

Flavius.

Wie an Eurotas Gestad' und umher auf den Hügeln des Cynthus
Festliche Tänze Diana betreibt, wenn rings Oreaden
Dichtgedrängt sie umschwärmen, zu Tausenden, jene den Köcher
Trägt auf der Schulter, im Gang den Göttinnen allen entragend:
Innige Freude durchströmt die stille Brust der Latona:
So war Dido zu sehn, so wandelte sie durch die Männer
Freudig einher. **)

Artemidor.

Aber die blühende Fürstinn Nausikaa hub den Gesang an.
So wie Artemis herrlich einhergeht, froh des Geschosses,
Über Taygetos Höhn, und das Waldgebirg Erymanthos,
Und sich ergötzt, Waldeber und flüchtige Hirsche zu jagen;
Sie nun zugleich und Nymphen, des Aigerschüttlers Töchter,
Ländliche, hüpfen im Reihn; und herzlich erfreuet sich Leto:
Denn sie ragt vor allen an Haupt und herrlichem Antlitz,
Leicht auch wird sie im Haufen erkannt; schön aber sind alle:
Also erschien vor den Mädchen an Reiz die erhabene Jungfrau. ***)

Mir deucht Homers Vergleichung viel passender zu seyn, denn Nausikaa erscheint mit ihren Gespielinnen in einsamer Ge-

*) Iliad. l. 12. v. 40.
**) Aeneid. l. 1. v. 498.
***) Odyss. l. 6. v. 102.

gend, ähnlich der Göttinn der Jagd. Virgils Dido mitten im Getümmel der werdenden Stadt, von tyrischen Fürsten umringt, und selbst den neuen Bau betreibend. Überdieß stellt uns Homer — der nähern Beziehung eingedenk — den Zug von Dianens Jagdlust geradezu vor's Auge, da Virgil die Jagdgöttinn nicht in dieser Lieblingsbeschäftigung handelnd, sondern nur mit dem Köcher auf der Schulter wie mit einer Last beschwert unthätig schauen läßt. *)

Flavius. Das Gleichniß von der Schlange findest du dagegen von Virgil viel besser ausgemahlt. Homer:

So wie ein Mann, der die Natter erfah, mit Entsetzen zurückfuhr,
In des Gebirgs Waldthal; ihm erzittern unten die Glieder:
Rasch nun floh er hinweg, und Blässe umzog ihm die Wangen.
Also tauchte er **) zurück in die Meng' hochherziger Troer,
Bebend vor Atreus Sohn. —

Wie schimmert dagegen Virgil!

Staunend stand und verstummend er da, und hemmte die Schritte
Wie, wer die unvermuthete Schlang' im rauhlichen Dornbusch
Drückte, dem Boden vertrauend, und zitternd in Eile zurückfleucht,
Wann sie zur Rache sich bäumt und den bläulichen Nacken emporschwellt. ***)

Eben so herrlich vergleicht Virgil auch den in der Kampfwuth sich brüstenden Pyrrhus mit einer Schlange:

So wie die Schlang' erscheint, von giftigen Kräutern genähret,
Welche geschwollen im Winterfrost von der Erde bedeckt lag,

*) Aul. Gell. l. 9. c. 9.
**) Paris. Iliad. l. 3. v. 33.
***) Aeneid. l. 2. v. 378.

Wenn ſo erneut die Haut abſpielt und in glänzender Jugend
Sich mit ſteigender Bruſt, und den ſchlüpfrigen Rücken verflechtend,
Sonnenan ſich bäumt, und im Mund dreifpaltig die Zunge bewegt. *)

Artemidor. Ich gebe zu: reich iſt Virgils Farbengebung, ſchimmernd wie die geſchilderte Schlange ſelbſt, und das Ausmahlen iſt ſein Element. Homer iſt in ſeinen Gleichniſſen einfach, und wahr bis in die feinſten Züge. Ich will nur wenige Beiſpiele anführen; ſie können für hunderte genügen. Das Steingewimmel der Schlacht wird mit dem fallenden Schnee verglichen:

— Gleichwie Schneeflocken daher in dichtem Geſtöber
Fallen am Wintertage, wenn Zeus der Herrſcher ſich aufmacht,
Über die Menſchen zu ſchnein, der Allmacht Pfeile verſendend;
Ruhn dann heißt er die Wind', und ſchüttet herab, bis er einhüllt
Hochgeſcheitelte Häupter der Berg' und zackige Gipfel,
Auch die Gefilde voll Klee, und des Landmanns fruchtbare Äcker;
Auch des grauenden Meers Vorſtrand' und Buchten umfängt Schnee,
Aber die Wog' anrauſchend verſchlungt ihn; alles umher ſonſt
Wird von oben umhüllt, wenn gedrängt Zeus Schauer herabfällt.
So dort flog von Heere zu Heer der Steine Gewimmel,
Welche die Troer hier, und die Danaer dort auf die Troer
Schleuderten. **)

Eben ſo herrlich vergleicht Homer die Menge der Feuer im Lager der Troer:

Wie wenn hoch am Himmel die Stern' um den leuchtenden Mond her
Scheinen in herrlichem Glanz, wann windſtill ruhet der Äther;
Hell ſind alle die Warten der Berg', und die zackigen Gipfel,
Thäler auch; aber am Himmel eröffnet ſich endlos der Äther;

*) Aeneid. l. 2. v. 471.
**) Iliad. l. 12. v. 278.

Alle auch schaut man die Stern', und herzlich freut sich der Hirte:
So viel, zwischen des Xanthos Gestad' und den Schiffen Achaja's
Feuerten, weitumstrahlend vor Ilias. Jener der Troer. *)

Wie erhaben, wie umfassend als großes Ganzes, und wie treffend bis in die kleinsten Züge ist die Vergleichung des zerstörenden Kampfgetümmels:

Wie wenn stürmischer Regen das dunkele Land ringsum deckt,
Am nachherbstlichen Tage, wann reissende Wasser ergießet
Zeus, heimsuchend im Zorn die Ungerechtthaten der Männer,
Welche gewaltsam richtend im Volk die Gesetze verdrehen,
Und austoßen das Recht, sorgles um die Rache der Götter;
Ihnen sind hoch nun alle die fluthenden Ströme geschwollen,
Viel Abhäng' auch verschwemmen die schreckt ausbrechenden Wasser,
Und in das purpurne Meer mit lautem Gerausch sich ergiessend,
Taumeln sie hoch vom Gebirg; und verheert sind die Werke der Menschen. **)

Was nun Darstellungsweise, Sprache und Versbau betrifft, so glaube ich zwischen beiden Dichtern folgenden Unterschied zu bemerken:

Virgil liebt prächtiges Colorit, und hält viel auf Farbe und Glanz, ist aber dabei etwas einfärbig. Homer sieht mehr auf Zeichnung, Licht und Schattengebung. Sein Ausdruck ist daher nicht so schimmernd, aber kräftig und lebendig in seiner natürlichen Einfachheit. Die wesentlichsten und bezeichnendsten Merkmahle der Gegenstände weiß er so herauszuheben, daß

---

*) Iliad. l. 8. v. 555.
**) Iliad. l. 16. v. 384.

Alles vor unsern Augen zu stehen scheint. Er ist eben so groß in dem, was er sagt, als in dem, was er verschweigt, und ich möchte sagen, daß eine Kunst des Verschweigens, wie Homer sie besitzt, so viel und oft mehr wirkt, als die reichste und feurigste Beredsamkeit. Ihm gilt die Form mehr als das Colorit. Er zeigt uns alles im Werden, und stellt es, sich gestaltend, uns vor die Augen, in lebendigster Anschaulichkeit. Sache und Sprache sind da immer Eins. Nirgendwo ein entbehrlicher Schmuck; Alles klar und rein, ohne Blendwerk von Farbenspiel. Eine Schönheit, die ich in Virgils Sprache vermisse, sind Homers höchst glücklich gewählte, aus dem innersten Wesen sowohl der Menschen, als auch der leblosen Dinge gegriffene Beiwörter, womit er die wahrsten und bleibendsten Eigenschaften der Gegenstände bezeichnet. Ich möchte sie mit den Genien vergleichen, die den Menschen angeboren und ihre unzertrennlichen Lebensgefährten sind. Warum folgte Virgil, da er dem Homer schon so vieles verdankt, nicht auch hierin?

Flavius. Virgils Sprache hat einen ganz eigenthümlichen Charakter. Sie ist mild-majestätisch und volltönig, und da, wo das Gedicht die letzte Feile erhielt, auch kunstvoller und feiner als Homers Sprache; sie gleicht einer sorgfältig gepflegten Gartenblume. Einheit des Tons zeichnet die Äneis vortheilhaft aus. *) Virgil liebt den poetischen Schmuck sehr, aber dennoch überladet er nicht damit, und bleibt immer klar, selbst da, wo er ungewöhnlichere Wortstellungen und kühnere Wendungen gebraucht. Den epischen Vortrag erhob er unter uns zu einer solchen Höhe, daß man sagen kann, er habe ihn neu geschaffen. Er übertrifft darin alle frühern Dichter in dem

*) S. Anmerkung 30.

Grade, als noch keiner der nachfolgenden ihn erreicht hat. Auffallende Vorliebe zeigt er für das Anomahien.

Artemidor. Allerdings; eben deshalb hat er in der Ilias Beschreibungen geliefert, deren einige vortrefflich sind. —

Flavius ließ sich's nicht wehren, uns davon Beweise vorzutragen. Ich theile die folgenden mit, welche ungetheilten Beifall erhielten:

Fama.

Schnell macht Fama sich auf durch Libya's mächtige Städte;
Fama, ein Übel, dem nie ein anderes an Schnelle zuvorkam.
Nur durch Regsamkeit lebt sie, und wächst an Kräften im Fortschritte,
Klein und ängstlich zuerst, erhebt sie sich bald in die Lüfte,
Schreitet am Boden daher, und verbirgt in den Wolken die Scheitel.
Tellus die Mutter gebar, vom Zorn der Götter gereizet,
Jene, so wie man erzählt, als rächende Schwester des Cous
Und des Enceladus einst, rachedurstig und schnell an Gefieder,
Gräßlich und groß an Gestalt. So viel Flaumfedern sie decken,
Eben so viel ruhn wachsame Augen darunter, so viele
Zungen und Mauler ertönen, so viele der Ohren erhebt sie.
Nachts durchfleugt sie den Raum inmitten der Erd' und des Himmels,
Rauscht durch die Schatten, und neigt nie labendem Schlummer die Blicke.
Tags sitzt lauernd sie da, bald oben am Giebel der Hauser,
Bald auf der Höhe der Thürm', und schreckt die gewaltigen Städte,
Dichtung und Lästerung behauptend, so wie das Wahre verkündend.

Alekto,

von welcher Amata, Turnus, Troer und latinische Hirten zur Wuth entflammt werden.

Juno — —
Rief aus dem Haus der Diren des Elends Mutter Alekto,

Tief aus den Nächten des Orkus herauf, die traurige Kriege,
Meuchelmord und Hader und schädliche Schuldigung liebet.
Selber Pluto der Vater, und selbst die tartarischen Schwestern
Hassen das Ungeheu'r, in so viele Schauergestalten
Wandelt sie sich, und der Nattern so viel' umwimmeln sie schwarzvoll.
Ihr nun schärfet noch Juno die Wuth mit folgenden Worten:
Du vermagst einträchtige Brüder zur Schlacht zu bewaffnen,
Und zu empören die Häuser durch Haß; in die Wohnungen bringst du
Geißeln und Fackeln des Todes; denn tausend Kräfte zu schaden,
Tausend Künste sind dein. Reiß auf den furchtbaren Busen,
Stürm' auseinander den Bund; streu' aus die Gräuel des Krieges!
Waffen wünsche sich, heische sich, hasche sich plötzlich die Jugend. —
Aber Alekto nunmehr, von gorgonischen Schlangen umwunden,
Schwebte zuerst gen Latium hin, zu des Königs Laurens
Ragender Burg, und besetzte das stille Gemach der Amata,
Die es der Teukrer Erscheinung erhitzt und der Ehe des Turnus,
Jetzt vom flammenden Zorn und von Muttersorgen durchstürmt war.
Siehe, nun schleudert die Göttinn vom bläulichen Haare der Schlangen
Eine nach ihr, in den Busen und tief im Herzen sie bergend,
Daß sie das Haus verwirre, zur Wuth empört von dem Scheusal.
Wälzend, zwischen der Glätte der Brust und den Kleidern sich windend,
Ohne Berührung entkroch, und unvermerkt der Bethörten
Vipernwuth einhauchte. Sie wird zum goldenen Halsring,
Wechselnd im Haar, die Schlange, sie wird zum Bande des langen
Schleiers, durchflicht die Locken, und schlüpft und umirret die Glieder.
Aber indem die vom Gift entfloss'ne, beginnende Seuche
Ihr die Sinnen berührt und Gluth im Gebeine verbreitet,
Doch die Flamme noch nicht ihr den ganzen Busen erfüllte,
Redete sanfter sie noch, nach üblicher Weise der Mütter. — —
Als —
— Das Natterngift der Schlange nun gänzlich
Drang durch Mark und Gebein, und alle Glieder durchflammt',
Da erst tobt sie, empört von dem gräulichen Scheusal, im Grund
Durch die Gassen der Stadt wahnsinnig umher und gesetzlos.
So wie unter dem wirbelnden Schwung der fliegende Kreisel,
Den im geräumigen Kreis auf dem offenen Hofe die Knaben
Jagen, voll Eifers zum Spiele vereint; geschnellt von der Peitsche
Schwirret er in Kreisen umher; darüber erstaunet die Jugend

Unerfahrene Schaar, des tanzenden Holzes sich wundernd,
Schlägt und trillt es noch stets: so raschgewirbelten Laufes
Treibt sie inmitten der Städte sich um und der trotzigen Völker.

Auch in die Wälder sogar fliegt sie hinaus und entzündet da alle Frauen und Mutter mit der nämlichen Wuth:

Und sie verlassen ihr Haus, das Haar und die Locken im Winde.
Andre jedoch erfüllen die Luft mit bebendem Heulen,
Rebenumwundene Stäb' in der Hand und in Felle gekleidet.
Sie, in der Mitte der Schaar, hätt selbst die lodernde Fackel
Flammend empor.

Aber immer mehr greift die Wuth um sich, immer reißender wird die Bewegung, immer zerstörender Wuth und Gluth:

Als sie genug nun geschärft den ersten Stachel des Wahnsinns,
Schwang auf braunem Gefieder sich schnell die gräßliche Göttinn
Hin zu der Stadt des verwegenen Rutulers. —
— — Hier pflog im erhabenem Gemache
Turnus bereits in der Mitte der Nacht des erquicklichen Schlummers.
Aber Alekto entledigt sich der Furienglieder
Und der Schreckengestalt, in ein altes Weib sich verwandelnd,
Pflügt mit Runzeln die garstige Stirn, fügt gräuliche Haare
Sammt dem Schleier sich an, und umwindet sie dann mit dem Ölzweig.

In dieser Gestalt nun empört sie den Turnus gegen den Latinus, wie auch gegen die Troer. Indem Turnus sie mit Spott zurückweiset, zeigt sie sich ihm plötzlich in ihrer wahren Gestalt: Die Augen

Starren ihm, da mit so vielen der Hydern die Furie zischet,
Und die Gestalt ihm so gräßlich erscheint. Und als er nun angstvoll
Mehr noch zu sagen versucht, da rollt sie die flammenden Blicke,
Stößt ihn zurück, und hebt zwo Schlangen hervor aus den Haaren,
Schwingt die klatschende Geißel und spricht die wüthenden Worte:
Blicke mich an! Ich komme vom Sitz der schrecklichen Schwestern;
Kriege trag' ich und Tod in der Hand. —

Da ſie alſo geſprochen,
Schleuderte ſie die Fackel nach ihm, und heftete dampfend
Unter dem Busen ihm an die dunkelſcheinende Flamme.
Machtvoll ſtürmt aus dem Schlaf ihn der Schreck, und alle Gebeine
Überſtrömt ein Schweiß, der vom ganzen Körper hervorbrach.
Waffen! So brüllt er in Wuth, ſucht Waffen im Bett und im Hauſe! —
Schwertgier raſet in ihm und des Kriegs hochfrevelnder Unſinn;
Zorn wallt auf: gleichwie, wenn mit großem Praſſeln die Flamme
Unter den Bauch des ſprudelnden Keſſels in Reifen gelegt wird,
Und von der Hitz' aufhüpfet die Fluth; es tobt im Gefäße
Dampfend empor das Gewog' und wächst mit ſteigendem Schauer,
Hält ſich nicht mehr, und düſterer Dunſt ſteigt auf in die Lüfte.

Während Turnus die Rutuler entflammt, eilt Alekto zu den Troern, und es gelingt ihr bald, auch dieſe zur Wuth aufzureihen. Sie ſtürzen zum Kampfe. Nachdem der Kampfplatz mit Blut überſtrömt iſt, verläßt ſie auf Juno's Befehl die Erde:

— Die Furie ſchwingt die ſchlangenziſchenden Flügel,
Und eilt zum Cocytus. — *)

Seeſturm.

— — — Da ſtürzen die Winde, wie Heere zur Feldſchlacht,
Aus der geöffneten Pforr', und durchblaſen mit Wirbeln die Lande.
Werfen ſich über das Meer, und ganz von der unterſten Tiefe

---

*) Aeneid. l. 7.

Wühlen der Eurus und Notus es ſchon, und der Stürmeverſammler
Afrikus auf, und wälzen gewaltige Wogen zum Ufer.
Grauſend erfolgt der Männer Geſchrei und das Knarren der Taue;
Plötzliche Wolkenhullen entreiſſen den Tag und den Himmel
Aus der Teukrer Geſicht; ſchwarz lagert ſich Nacht auf dem Meere.
Donner rollen; es leuchtet von kreuzenden Blitzen der Äther;
Ringsum drohet die Natur ſichtbares Verderben den Männern.

V

Äneas flieht zu den Göttern; aber während er noch klagt, — ſtürmt heulend der Nord ihm entgegen.

Reißt das Segel zurück, und hebt zu den Sternen die Fluthen.
Ruder, da brechen die Ruder, da dreht ſich der Schnabel, den Wellen
Bietet er die Seit', und es ſteht ſteilwogend ein Waſſergebirg em.
Jene nun hängen am Gipfel der Fluth, und berſtend eröffnet
Dieſen die Welt' im Gewoge das Land; Sturm wühlet im Meeresſand. —
Schwimmer erſcheinen zerſtreut auf der grauſenden Wüſte des Waſſers,
Männergewehr und Gebälk' im Gewog' und Schätze von Troja. *)

Schlachtgemählde. **)

— Das trojiſche Heer rückt näher indeſſen den Mauern,
Und die etruskiſchen Führer mit all den reiſigen Schaaren,
Je nach der Zahl in Geſchwader getheilt. Das muthige Streitroß
Bäumt ſich im Feld und kämpft mit dem ſtraffanziehenden Zügel
Hier verſtrebend und dort. Schon weitum ſtarret der Spieße
Eiſerne Saat, und es glühn von erhabenen Waffen die Felder. — —
Heftig nah'n die Männer und brauſen die Roſſ' aufeinander,
Als die Heere nunmehr in den Wurf der Speere geſchritten,
Standen ſie ſtill; dann brechen ſie vor mit Geſchrei, und ermuntern
Ihre brauſenden Roſſ', und ergießen umher die Geſchoße,
Häufig, wie ſtockenden Schnee, und der Himmel verhüllt ſich in Schatten.

---

*) Aeneid. I. v. v. 83. et sequ.
**) Aeneid. I. 11. v. 307 et sequ.

Plötzlich stürzen Turnebus voll Kraft und der tapfre Akoetes
Gegeneinander mit feindlichem Speer, und mit lautem Gerassel
Rennen sie beide sich nieder, und schmetternd brechen die Rosse
Brust an Brust sich im Stoß des Galopps. Der entschnellte Akoetes
Stürzet wie ein fallender Blitz, wie die Last, vom Geschütze geschleudert,
Weithinweg auf das Haupt und verhaucht in die Lüfte das Leben.
Alsbald werden die Reihen verwirret, und es fliehn die Latiner,
Auf dem Rücken die Schild', und lenken die Rosse zur Stadt hin.
Muthig folgen die Troier; es führt die Geschwader Asylas.
Nahe den Thoren gerückt, erheben aufs neu die Latiner
Großes Geschrei, und wenden an lenksamen Hälsen die Pferde.
Jene drehen sich um, mit verhangnen Zügeln entfliehend.
Wie das wallende Meer im Wechsellauf des Gewässers
Jetzt sich uferan stürzt und über Felsen die Wellen
Schäumend wirft, und den äußersten Sand in Bogen beströmet,
Jetzt durch wieder umwogtes Gefilipp in brandendem Rückzug
Rauschend entfliehet und mit sinkender Fluth das Ufer zurücklässt.
Zweimal trieben die Tuscer die fliehenden Rutuler stadtwärts.
Zweimal sahn sie geschlagen sich um und bedeckten den Rücken.
Als sie zum drittenmal in den Kampf nun stürmten, und alle
Reihn sich unter einander gemischt, und der Mann sich den Mann wählt:
Jetzo erscholl das Geächz' der Sterbenden, und in dem Blutbad
Wälzen sich Waffen und Leichen, und unter erschlagenen Männern
Halb noch lebende Rosse vermengt; wild bebt sich die Feldschlacht.
Ringsum fließt in Strömen das Blut; man streckt um die Wette
Leichen durch Stahl und sucht auch den schönen Tod durch die Wunden.

Nun ergriff Flavius, von seinem Eifer für Virgils Ehre gedrängt, nochmal das Wort, und sagte: Ihr könnt mich, fürwahr! nicht beschuldigen, ich sey befangen und partheiisch. Ich habe die Äneis eurer strengsten Rüge Preis gegeben; aber ungeachtet aller Mängel, welche ihr daran entweder wirklich entdeckt, oder entdeckt zu haben glaubt, bleiben diesem Gedichte

noch immer der eigenen Schönheiten und Vorzüge genug. Daß Griechen dem Römer Virgil ihr volles Recht nicht widerfahren laſſen, rührt ohne Zweifel hauptſächlich daher, weil ſie gewohnt ſind, das Ihrige übermäßig zu erheben. Legen aber doch ſelbſt manche Römer einen falſchen Maßſtab an! Einige verlangen, die Dichter ſollen philoſophiren; andere finden ihr größtes Wohlgefallen an redneriſcher Kraft und Ausſchmückung. Andere kennen die Äneis nur ſo, wie ſie dieſelbe als Knaben mit dem Lehrer laſen, und ihr ſpäteres Urtheil gründet ſich auf eine Zeit, da ſie weder die hohen Schönheiten noch die Gebrechen anderer, als ihr Lehrer und ihre Jugend es erlaubten, einſehen konnten. Wie verſchieden hört' ich ſchon Virgils Lob verkündigen! Bald traf es die Genauigkeit in ſeinen Schilderungen der heiligen Gebräuche, ſo richtig bis in den kleinſten Zug, als wäre er Pontifex Maximus geweſen; bald ſeinen philoſophiſchen Geiſt, bald ſeine gelehrten Kenntniſſe, bald ſeinen feinen Geſchmack. Aus alle dem geht hervor, daß kein Lob Virgils Ruhm zu erhöhen, kein Tadel denſelben zu vermindern vermag. *) —

Durch dieſes Lob wurde Nikaſio neuerdings gegen Virgil aufgeregt. Er ſprach ihm die vorzüglichſte Eigenſchaft des Dichters ab: Die Originalität. In dieſer Abſicht nannte er unter mehreren griechiſchen Dichtern, deren Werke Virgil benutzte, insbeſondere den Arctinos und den Leſches, welche beide den trojaniſchen Krieg beſangen. **) Auch habe er vieles aus den griechiſchen Tragodien, namentlich aus der Hekuba und den Trojanerinnen des Euripides, entlehnt, insbeſondere aber ſey die Erzählung von Troja's Zerſtörung (der zweite Geſang der

*) Macrob. Saturn. l. 1. c. 24.
**) S. Anmerkung. 11.

Äneis) aus Pisanders cyklischem Gedichte beinahe wörtlich übersetzt. *) Nun ging Nikasio weiter, und zeigte, Gesang für Gesang, welche Stellen Virgil aus Homers Ilias und Odyssee in seine Äneis verpflanzt habe. **) Flavius mußte dieß zugeben, kämpfte aber doch hartnäckig, indem er Stellen anführte, worin der Nachahmer sein Vorbild erreicht, ja selbst übertroffen habe. ***) Dagegen trat Nikasio — als wolle er nun den Hauptstreich führen — mit der Bemerkung auf, daß Virgil sogar seine eigenen Landsleute feindlich behandelt und geplündert habe. Da Nikasio für die altrömischen Dichter eine besondere Vorliebe hegte, fiel es ihm nicht schwer, seine Behauptung mit Stellen aus den Werken des Ennius, Pacuvius, Accius und Lucilius, ja selbst der neuern, des Lucretius, Catullus und Varius, zu belegen. Ich muß jedoch bekennen, daß mir die, an diesen Stellen bemerkte Nachahmung zu sehr ins Kleinliche zu gehen, oft nicht einmal wahr zu seyn schien. Flavius äußerte dagegen, er halte dieß für übertriebenen Pedantismus, und es scheine ihm nicht minder lächerlich, als wenn manche Gelehrte den Virgil, seiner oratorischen Schönheiten wegen, als förmlichen Redner mit dem Cicero vergleichen, und alle vier Hauptgattungen der Beredsamkeit aus der Äneis entwickeln wollten. †) Eben nicht unpassend aber scheine es ihm, wenn man, wie schon geschehen sey, Virgils Äneis mit der Natur selbst vergleiche; denn so wie sein Vortrag bald gedrängt und kurz, bald in reicher Fülle prangend, jetzt trocken, jetzt üppigblühend sey, nun lieblich dahinrieselt, nun gewaltig fortströme: so sey auch die Erde selbst, hier

*) Macrob. Saturn. V. c. 2.
**) Idem V. 3. c. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10.
***) Idem V. c. 11, 12. — S. Anmerkung 83.
†) Idem V. 1. — S. Anmerkung 84.

freudig mit Ährenfeldern und Wiesen, dort starrend mit düstern Wäldern und gähnenden Felsschluchten; hier trockene Sandebene, hier blinkendes Quellenspiel, dort des Meeres unendliche Spiegelfläche. Und fürwahr! schloß er, nimmt man auch zehen Redner, welche in Athen geblüht haben, so hat der einzige Virgil den Reichthum des mannigfaltigen Vortrags von ihnen allen auf die trefflichste Weise zu vereinigen gewußt. *) —

So endete unser Gespräch über die beiden Heroen und Theriphäen des Epos. Schon am nächsten Tage wurde unsere gelehrte Muße unterbrochen, indem die neuesten Zeitereignisse unsere und die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen.

Die nahe Ankunft des neuen Proconsuls wurde gemeldet. Es war Lucilius, der Verfasser des Gedichtes vom Ätna, ein Freund und Schüler des weisen Seneca.

Die vortheilhaftesten Gerüchte flogen dem ausgezeichneten Manne voraus, den wir alle mit der gespanntesten Neugierde erwarteten. **)

---

*) S. Anmerkung 35.

**) Seneca Quaest. nat. l. 4 .in prooemio. — Epist. 19.

Anmerkungen.

1. Quem enim nos ineptum vocamus, is mihi videtur ab hoc nomen habere ductum, quod non sit aptus.
(Cicero de orat. II. 4.)

---

2. Diese lyrische Stellen athmen solche südliche Gluth, ja sogar das leidenschaftliche Spiel der Concetti, daß man beinahe einen neuern italienischen oder spanischen Dichter zu lesen glaubt. Eben diese innere National-Verwandtschaft, bewog mich auch, in meiner Übersetzung, der correspondirenden Ähnlichkeit wegen die äußere Form der vierfüßigen Trochäen zu wählen. Zum Beweise, daß ich das alte Original ohne willkuhrliche Modernisirung treu wiedergab, setze ich den Leser in den Stand, selbst zu vergleichen. Die Worte des altitalischen Sängers lauten so:

Dicere quum conor curam tibi Pamphila cordis:
Quid mi abste quaeram? verba labris abeunt.
Per pectus miserum manat subido mihi sudor;
Sic tacitus, subidus: duplo ideo pereo.

XXII

Quid faculam praefers Phileros, qua nil opus nobis?
Ibimus. Hoc lucet pectore flamma satis.
Istam non potis est vis saeva exstinquere venti:
Aut imber coelo candidus praecipitans.
At contra hunc ignem Veneris, nisi si Venus ipsa,
Nulla'st quae possit vis alia opprimere.

*

Custodes ovium teneraeque propaginis agnum,
Quaeritis ignem? ite huc. Quaeritis? ignis homo'st.
Si digito attigero, incendam silvam simul omnem,
Omne pecus: Flamma'st, omnia quae video.

*

Die häufigen Elisionen sind deutliche Spuren des hohen Alterthums und der metrischen Unvollkommenheit.

---

3. Ein Schauspieler hieß in der tuscischen Sprache Hister, woraus bei den Römern die Benennung Histrionen entstand.

---

4. Im Original lauten die von mir übersetzten Verse:

Et jam purpureo suras include cothurno,
Baltheus et revocet volucres in pectore sinus,
Pressaque jam gravida trepident tibi terga pharetra;
Dirige odorisequos ad certa cubilia canes.

Nunquam hodie effugies, quin manu mea
Moriare.

*

Mirum videtur quod sit factum jam diu.

---

5. Von den Werken des alten Livius Andronicus sind nur einzelne Verse erhalten worden. So z. B. führt A. Gellius drei Verse aus der lateinischen Odyssee an; und zwar den ersten des ganzen Gedichtes:

„Virum mihi Camoena insece versutum;“ —

und bemerkt dabei: „Veteres autem non insequo, sed insece dixerunt, credo quia erat levius leniusque.“
(Noct. attic. l. 18. c. 9.) —

Im dritten Buch, 16. Kap. den Vers:

„Quando dies adveniet, quem profata Morta est?“

Morta steht hier für Mora, Parze.

Und im 7. Kap. des 7. Buches:

„Ibi denique vir summus adprimus Patroclus.“

Adprimus für longe primus.

Macrobius führt im 5. Kap. des 6. Buches der Saturnalien, zum Beweise, daß manche in der Äneis neu scheinende Beiwörter, schon von alten Dichtern gebraucht wurden, aus der Helena des Livius den Vers an:

„Tu qui permensus ponti maria alta velivola.“

---

6. Von Tragödien des Nävius werden die Titel angeführt: Alcestis. Danae. Hesiona. Iphigenia. Leontes. Lycurgus. Protesilaodamia. Sirene. — Von Luſtſpielen: Die Hirtinn (Agitatoria); der Topf (Aulularia); die Kohlerinn (Carbonaria); der Schmeichler (Colax); — die Kranzflechterinn (Corollaria); — Ilias Cypria oder ερωτοπαιγνια, das Spiel der Liebe; der Haarſchmuck (Cosmetria); — die Albernen (Dementes); das trojaniſche Pferd; der Töpfer (Figulus); das Spiel; der Wolf; die Masquirte (Personata); die dreimal Verlorne (Triperdita); die Weinleſer u. m. a.

---

7. Das näviſche Original der von mir überſetzten Grabſchrift lautet:

Mortalis immortalis flere si foret fas,
Flerent divae Camoenae Naevium poëtam.
Itaque postquam est Orcino traditus thesauro,
Oblitei sunt Romae loquier latina lingua.

---

8. Im Original lautet dieſe Stelle:

— Quasi in Choro pila ludens
Dadatim dat sese et communem facit;
Alium tenet, alii nutat, alibi manus
Est occupata, alii pervellit pedem;
Alii dat annulum spectandum, a labris
Alium invocat, cum alio cantat, et tamen
Alii dat digito literas. —

Dieſe und einige andere der angeführten Stellen ſind hinreichend, um zu beweiſen, daß Macrobius nicht Unrecht hat, wenn er dem Ennius ächte Goldkorner zuſchreibt, und daß die

Römer eben so wenig Unrecht hatten, wenn sie, selbst zu Octavians Zeit, die Werke des Ennius noch sehr gerne lasen. Martial bricht deshalb in Klagen über die Unbilligkeit der Zeitgenossen aus, woraus die Dichter zu ihrem Troste ersehen mögen, daß es selbst dem unsterblichen Homer gar übel erging:

Wie doch die Welt so sehr mit dem Lobe der Lebenden karget!
Wie doch dem Leser sein Zeitalter so selten behage!
Ja, dieß bleibt schon die Sitte des tückischen Neides,
Daß er Neues herabwürdigt, Verjährtes erhebt.
Kein las gierig den Ennius, als sein Maro noch lebte,
Und der mäonische Schwan ward von den Seinen verlacht.
Selten erhielt der gekrönte Menander den Zuruf der Bühnen,
Ihres Naso Werth war nur Corinnen bekannt. —

Dem Mißspiele der Wortjagd scheint Ennius sehr hold gewesen zu seyn; eine Stelle aus seinen Satyren, welche Gellius (l. 18. c. 2.) aufbewahrt hat, läßt dieß vermuthen:

— Qui lepide postulat, alterum frustrat:
Quem frustratur, frustra eum dicit frustra esse,
Nam qui sese frustrari quem frustra sentit,
Qui frustratur, is frustra est, si non ille est frustra.

---

9. Ich habe mich bemüht, den Charakter und den Wohllaut des Originals möglichst auszudrücken:

Mundus coeli vastus constitit silentio,
Et Neptunus saevus undis asperis pausam dedit,
Sol equis iter repressit ungulis volantibus;
Constitere amnes perennes, arbores vento carent.

---

10. Der Tiberfluß, auf welchem die Zwillinge Romulus und Remus ausgesetzt wurden.

11. Im Original lautet dieſer Vers:

Omnibus cura viris, uter eſset induperator;

Aus dieſem alten Wort induperator, welches auch Lucrez noch gebraucht, entſtand das ſpätere Wort: Imperator. — Von Hettinger's Überſetzung dieſer Stelle fand ich nur ſehr Weniges brauchbar.

---

12. Dieſe, in den Fragm. Veter. Poetarum, edit. H. Stephani enthaltene, von Wieland treu überſetzte Stelle lautet im Original:

Quasi in Choro pila ludens
Datatim dat sese et communem facit;
Alium tenet, alii nutat, ajibi manus
Est occupata, alii pervellit pedem;
Alii dat annulum spectandum, a labris
Alium invocat, cum alio cantat, et tamen
Alii dat digito litteras. —

---

13. Die Worte: „Mit Schall belebt" beziehen ſich darauf, daß Merkur von einer Schildkrötenſchale die erſte Laute verfertigte, weshalb das lateiniſche Wort testudo zugleich eine Schildkröte und eine Laute bedeutet.

---

14. Ich habe mich bemüht, die charakteriſtiſche Kraft dieſes Nachtſtückes treu wieder zu geben. Da manchem Leſer eine Vergleichung angenehm ſeyn wird, füge ich die Originalſtelle bei:

Interea prope jam occidente sole inhorrescit mare,
Tenebrae conduplicantur, noctisque et nimbum occaecat nigror;
Flamma inter nubes coruscat, coelum sonitu contremit,
Grando mista imbri largifluo subito turbine praecipitans cadit.
Undique omnes venti erumpunt, saevi existunt turbines.
Fervet aestu pelagus.

---

15. Die Titel der, von Schriftstellern erwähnten Stücke des Attius sind: Achill. Ägisth. Äneas oder Decio. Agamemnon. Alcestis. Alkmäon. Alphesibea. Amphitruo. Andromache. Andromeda. Antenor. Antigone. Die Argonauten (Medea). Das Kampfgericht. Astyanax. Athamas. Atreus. Bacchis. Brutus. Chrysipp. Klytemnestra. Deiphobus. Diomedes. Dulorestes. Die Epigonen. Epinausimache. Erigone. Eryphile. Euryface. Hekuba. Die Helenen. Ilion. Jon. Meleager. Menalippa. Minotaurus. Die Myrmidonen. Neoptolemus. Niptris. Nyctegersia. Onomaus. Paris. Pelops. Die Perserinn. Philoktet. Phinis. Die Phönisserinnen. Prometheus. Stasiastis. Telephus. Tereus. Die Trachinerinnen. Thebais. Die Trojerinnen.

---

16. Eine Anspielung auf den Bruder des Brutus, welchen Tarquin ermorden ließ.

---

17. Hier ist Brutus gemeint, welcher sich blöd und halb wahnsinnig stellte, um den König zu täuschen.

---

18. Einen Beweis pacuvischer Härte, durch Zusammensetzung zweier Worte mit einer Präposition, gibt der vom

Quintilian (1. V. 5. Kap.) angeführte Vers: Nerei repandirostrum, incurvicervicum pecus. —

---

19. So nennt Cicero einen C. Titius und einen Cajus Julius; Horaz einen Puppius und den C. Titius; Ovid einen Gracchus, einen Turranius, einen Cassius Severus; Seneca einen Cilcius Mecänas; Tacitus und Dio Cassius einen Mamercus Scaurus, einen Annäus Lucanus; Juvenal den Papinius Statius, einen Paccius, einen Faustus, einen Rubrenus Lappa; Martial einen Canius Rufus, einen Scäva Memer u. m. A.

---

20. Eine Erzählung von der schönen That dieser Brüder finden wir in dem lateinischen Gedichte: der Ätna, einer beschreibenden Didaskalie. Als Verfasser dieses Gedichtes wird von Einigen Cornelius Severus genannt, von Andern der jüngere Lucilius, ein Zeitgenosse des Seneca, dessen philosophische Briefe an ihn geschrieben sind. Auch unter Claudians Gedichten, welche Idyllia (Gemählde) betitelt sind, findet sich eines: de piis fratribus et eorum statuis quae sunt apud Catinam. Sowohl der Ätna als auch das Idyllion sind von Meinecke metrisch übersetzt.

Der Dichter des Ätna schildert zuerst die Furcht und Verwirrung, die sich bei dem drohenden Ausbruch Aller bemächtiget, voll Lebendigkeit in den einzelnen Zügen: „In ängstlicher Eile, sagt er, bestrebt sich jeder nach Muth und Kräften, seine Habe zu retten. Jener seufzt unter der Last seines Geldes, dieser rafft Waffen auf, und wirft sie vor Angst thöricht über den Hals. Einen Andern, von der Bürde seines Raubes entkräftet, hemmen seine Verbrechen. Dort eilt ein Bettler, leicht zu Fuße, mit dem kleinen Bündel unter dem Arme, zur Stadt hinaus. Was jedem am liebsten ist, unter dessen Last flieht er; allein nicht ohne Verderben folgt jeder Raub seinem

Beſitzer. Zaudernde verzehrt das Feuer und Geitzige krümmen ſich überall in der Gluth. Sie holt Manchen ein, der ihr glücklich entronnen zu ſeyn glaubt, und Mancher, der ſich ſchon ſeiner Beute freut, wird Aſche.

Keinen, keinen verſchont die alleverheerende Flamme,
Als nur die Frommen allein. Es ſahn zwei treffliche Kinder,
Amphinomus und der Bruder, gleich kraftvoll, Laſten zu tragen,
Während der Flammen Getnatter ſchon dringt aus den Häuſern der Nachbarn,
Vater und Mutter, betagt, kraftlos erliegen der Schwelle.
Laß, du geitzige Schaar, laß alle Schätze dahinten!
Vater und Mutter allein ſind jenen ihr einziger Reichthum;
Solcher Raub wird gehaſcht, um mitten durch Gluthen zu wandeln,
Die für Geleit ſich verbürgen; das drängt ſie. Höchſtes im Leben,
Fromme Liebe, fürwahr, dem Menſchen geſchänkteſte Tugend!
Scheuten doch ſelbſt ſich die Flammen, das zärtliche Paar zu berühren,
Und wohin ſie nur ſetzen den Fuß, da weichen auch jene.
O du ſeliger Tag, dort iſt ſchuldlos noch die Erde!
Wüthend brauſen ſie rechts und links die lodernden Gluthen:
Aber das Paar gehe mitten hindurch als wie im Triumphzug.
Unter dem frommen Gewicht, und beide geſichert; wie dorthin
Flieht die Gluth, und die gierige ſich um die Jünglinge mäßigt!
Unverſehrt entkommen ſie nun, und die ſchützenden Weſen
Tragen ſie mit unverletzt: ihr Nachruhm tönet in Liedern.
Selbſt im Reiche des Dis, noch aufgezeichnet durch Namen,
Und durch Sitze der Ehr' erfreun ſie ſich herrlichen Looſes,
Und erreichten in Wahrheit der Frommen Gefild' und Behauſung.

Claudian dichtete auf die Statuengrupps bei Catana das folgende Idyllion:

Sieh, hier ſchwingen die Brüder, von heiliger Bürde belaſtet,
Billig der Ehre werth, ihren Altäre in Haun,
Ehrfurchtsvoll mich aus die alleverzehrende Flamme,
Ätna bewundernd ſchwang ſelber die Fackel nicht mehr.
Sieh', wie gebückt ſie die Alten auf ihre Schultern erheben,
Dann, ſich richtend empor, fliehn mit verdoppeltem Schritt.
Sieh' den Vater, wie er dort auf den ſchrecklichen Brand zeigt,
Mutter, mit bebendem Mund, Hülfe der Götter erfleht.
Angſt ſträubt ihnen das Haar, und durch die Adern gejaget,
Stockt und erblaſſet das Blut in dem erbleichten Geſicht.

Schrecken erfüllet mit Kraft der Jünglinge Nerven und Glieder.
Unbesorgt für sich selbst, fürchtens sie nur für die Last.
Dieser hält mit der Rechten den windumflatternden Mantel,
Stark für des Vaters Laß ist ihm die Linke genug.
Jener umfasset die Mutter mit beiden verschlungenen Armen.
Für des schwächern Geschlechts schwächere Kräfte besorgt.
Wanderer, du könntest vielleicht das große Verdienst nicht bemerken,
Welches des Künstlers Hand hier so versteckt sich erwarb.
Beide bildet er zwar in einer Größe, doch also,
Daß dem Vater der, — jener der Mutter mehr gleicht.
Nicht Verschiedenheit nur des Alters drückte der Künstler,
Sondern die Ähnlichkeit beider der Eltern mit aus.
Selbst durch der Zug' Abweichung in beider Gesichtern ist dennoch
Deutlich die Liebe zu sehn, welche sie beide beseelt.
Kinder der guten Natur, der gerechten waltenden Vorsicht,
Zeugen, die Jung und Alt heilig als Genien ehrt!
Nur das silberne Haupt der geliebten Alten zu retten,
Nichts, was sonst euch werth, drangt ihr die Flammen hindurch!
Solche Güte der Seel', es war nicht anders, sie mußte
Etopien, Enceladus, *) deinen verheerenden Schlund.
Mulciber *) dämmte ja selbst des Ätna strömende Fülle,
Daß er entzöge nicht solch ein Exempel der Welt.
All' Elemente gerührt empfanden die Größe der Liebe:
Äther wurde dem Greis, Väa 3) der Mutter ein Schutz.
Hob die lakonischen Brüder 4) die Lieb' empor zu den Sternen;
Ward Äneas ein Gott, weil er den Vater beschützt;
Ist verhallet noch nicht der Ruhm der argolischen Brüder, 5)

---

*) Ein mächtiger Gigant, auf welchen beim Götterkriege Pallas den Ätna schleuderte.

*) Vulkan.

3) Die Erde.

4) Kastor und Pollux.

5) Kleobis und Biton. Sie waren die Söhne einer Priesterinn der Juno zu Argos, Namens Cydippe. Diese fuhr bei feierlichen Tagen in einem Wagen, mit zwei weißen Stieren bespannt, nach dem Tempel der Göttinn. Als das Gespann einmal nicht eintraf, zogen die Jünglinge den Wagen der Mutter selbst. Gerührt über diese kindliche Liebe, flehete sie die Götter an, ihre Söhne mit dem zu belohnen, was für den Menschen das Wünschenswertheste sey. Bald nach diesem Gebet überfiel die Jünglinge noch im Tempel ein sanfter Schlaf, in welchem sie, ohne hienieden mehr zu erwachen, entschlummerten. — Diese Geschichte erzählt Herodot I. 31. — Cicero in den tusculanischen Untersuchungen I. 47. — Pausanias II. 20. — und Barthelemy in der Reise des jungern Anacharsis, 4. Band, 45. Kap.

Welche willig den Hals ſchmiegten der Mutter ins Joch:
Warum gebührte nicht euch, Amphinomus, tapferer Anapus,
Auch ein Tempel des Ruhms auf der ſicilischen Flur?
Edler Thaten reich iſt freilich Trinakria ſonſt wohl,
Niemals brachte ſie doch Edleres, Großres hervor.
Ach ſie befreuzte nicht mehr des Brandſtroms ſchädliche Richtung.
Nicht mehr der Häuſer Verluſt, welche die Flammen verzehrt:
Wurde ſie früher gelobt, ſo ward ja die Liebe nicht kundbar:
Nur mit dem großen Verluſt kauftеſt du ewigen Ruhm.

---

11. Virgils Beſchreibung des Ätna lautet im Original:

— — Sed horrificis juxta tonat Aetna ruinis,
Interdumque atram prorumpit ad aethera nubem,
Turbine fumantem picco et candente favilla,
Attolitque globos flammarum, et sidera lambit:
Interdum scopulos avulsaque viscera montis
Erigit eructans, liquefactaque saxa sub Auras
Cum gemitu glomerat, fundoque exaestuat imo.

*

Die Stelle, welche als Virgils Vorbild der Beſchreibung des Ätna angeführt wird, kommt in Pindars erſter pythiſcher Siegeshymne vor, und lautet im Original:

Τᾶις ἱρεύγονται μὶν ἀπλάτᾳ πυρὸς ἀγνόταται
Ἐκ μυχῶν παγαὶ ποταμοὶ
Δ' ἀμίφαντιν μὶν πιοχίοντι ῥόον καπνῷ
Αἴθων· ἀλλ' ἐν ὄρφναισιν πίτρας
Φοίνισσα κυλινδομένα φλὸξ ἐς ῥαθείαν φέρει
πόντῳ πλάκα σὺν πατάγῳ.
Κεῖνο δ' Ἀφαίστοιο κρυνὸς ἔρπιτον
Δεινοτάτας ἀναπέμπει πίρας μὶν θαυμάσιον
προσιδέσθαι θῶμα δὶ καὶ
παρίοντον ἀκοῦσαι.

Nach der neueſten Überſetzung von Thierſch

XXXII

Ätna —
Welcher ſich auftreibend ſpeit unnahbaren Flammengeroͤlle
Reinſte Bach' aus Kluften. Die Stromfluth ergießt bei Tage des
glühenden Rauchs Aufdrang;
Dann traͤgt bei der Nacht Umdunkelung
Entſchleuderte Felſen die rothe Flamme weit auf der Meerfluth ebnen
hinaus mit Gekrach.

*

Aulus Gellius führt dieſe Stelle im 20. Kapitel des 17. Buches ſeiner attiſchen Nächte an, und ſagt, dieſelbe befinde ſich in einem Gedichte, welches Pindar über den Ätna, und zwar: de natura et flagrantia montis, geſchrieben habe.

Der Philoſoph Favorinus, welchen Gellius redend einführt, geht mit ſeinem Tadel Virgils in das kleinſte Detail: Jam principio Pindarus, veritati magis obsequutus, id dixit quod res est, quodque istic usu veniebat, quodque oculis videbatur, interdiu fumare Aetnam, noctu flammigare. Virgilius autem, dum in strepitu sonitusque verborum conquirendo laborat, utrumque tempus nulla discretione facta confundit, atque ille, graecos quidem fontes imitatus, ignes eructare et fluere amnes fumi et flammarum fulva et tortuosa volumina in plagas maris ferre, quasi quosdam igneos amnes, luculente dixit. At hic noster, atram nubem turbine piceo et favilla fumantem ῥόον κατὰ αἴθαν interpretari volens, crasse et immodice congesit: globos quoque flammarum, quod ille κρύπτας dixerat, duriter et ἀκύρως transtulit. Item quod ait, sidera lambit, vacanter hoc etiam, inquit, accumulavit et inaniter. Neque non id quoque inrevisibile esse ait, et propemodum insensibile, quod nubem atram fumare dixit turbine piceo et favilla candente. Non enim fumare, inquit, solent, neque atra esse, quae sunt candentia: nisi si candente dixit pervolgate et improprie pro ferventi favilla, non pro igneа et relucenti; nam candens scilicet est a candore dictum, non a calore. Quod saxa autem et scopulos eructari et erigi, eosdemque ipsos statim liquefieri et gemere atque glomerari sub auras dixit, hoc, inquit, nec a Pindaro scriptum, neque unquam fando auditum, et omnium, quae monstra dicuntur, monstruosissimum est.

Makrobius hat den größten Theil dieser tadelnden Vergleichung im 17. Kapitel des fünften Buches der Saturnalien dem A. Gellius nachgeschrieben.

---

22. Diese Stelle, welche dem Leser eine Probe von Virgils Prosa liefern kann, führt Makrobius im 24. Kapitel des ersten Buchs der Saturnalien an: Ipsius enim Maronis epistola, qua compellat Augustum, ita incipit: „Ego vero frequentes a te literas accipio.“ — Et infra: „De Aenea quidem meo; si mehercule jam dignum auribus haberem tuis, libenter mitterem. Sed tanta inchoata res est, ut paene vitio mentis tantum opus ingressus mihi videar.“

---

23. Diejenige Biographie, welche dem Grammatiker Tib. Claudius Donatus zugeschrieben wird, enthält eben so viel Interessantes als Mahrchenhaftes. Wahrscheinlich wurde das erste Original in der Folge, insbesondere im Mittelalter, durch Zusätze, Muthmaßungen und Lügen, eben so entstellt, als späterhin scharfsinnige Männer (wie z. B. Daniel, Gronevius u. a.) wieder bemuht waren, das Fremdartige und Falsche davon zu scheiden, und den Urtext in seiner Reinheit herzustellen. Auf jeden Fall haben Virgils Biographen das Werk des Donatus bei ihren Arbeiten zur Grundlage genommen.

---

24. Die genannte Biographie läßt den Virgil centies Sestertium besitzen, ein Betrag, welcher nach unserm Gelde auf 484,374 Thaler berechnet wird.

---

25. Dieß sagt Horaz wörtlich von drei Freunden Plotius, Varius und Virgil:

— animae, quales neque candidiores Terra tulit.
(Sat. I. 5. v. 40.)

Insbesondere wird Virgil noch gerühmt, daß er so ferne war von der gewöhnlichen schriftstellerischen Eitelkeit. Zu den unverbürgten Anekdoten in dieser Hinsicht gehört auch die folgende. Virgil hatte ein lobpreisendes Distichon auf den Augustus gedichtet und dieses an seiner Thür befestigt. Es lautete:

Nocte pluit tota, redeunt spectacula mane:
Divisum imperium cum Jove Caesar habet. —

Augustus forschte nach dem Verfasser. Da niemand sich meldete, erklärte Bathyllus, ein mittelmäßiger Dichter, jene Verse für sein Product, und erhielt dafür ein Geschenk. Virgil ließ jetzt nur die vier Worte: „Sic vos non vobis" an die Thüre heften. Augustus verlangte zu jenem Anfang die Fortsetzung und den Schluß. Da mehrere dieß vergebens versucht hatten, trat Virgil hervor und schrieb:

Hos ego versiculos feci: tulit alter honores.
Sic vos non vobis mellificatis apes.
Sic vos non vobis vellera fertis oves.
Sic vos non vobis mellificatis apes
Sic vos non vobis fertis aratra boves.

Bathyll.s wurde das Mitleiden der Stadt.

---

26. Aristoteles erwähnt in seiner Poetik einer kleinen Ilias. Suidas, welcher einen gewissen Antimachus als Verfasser derselben nennt, spricht auch von einem zweiten und dritten Dichter einer Ilias. Corinnus und Syagrus. Eben so sagt Athenäus den Hegesianax an.

Ælian (Variar. hist. l. 13. c. 14.) erzählt, daß Homers Gedichte, wie sie von den Rhapsoden gesungen wurden, zuerst nur in einzelnen Parthien vorhanden waren (wie z. B. aus der Ilias: der Streit bei den Schiffen, die Tapferkeit Agamemnons, Patroklus ꝛc.; aus der Odyssee: die Grotte der Kalypso, die Reden des Alcinous, die Begebenheiten bei der Circe u. a.); daß Lykurg dieselben aus Jonien nach Griechenland gebracht, Pisistratus sie sodann gesammelt, geordnet, und als Ilias und Odyssee in zwei ganze vollständige Epopeen vereinigt habe. Hiernach veranstalteten Aristoteles und Aristarch zwei Ausgaben derselben; ersterer für Alexander den Großen, letzterer für den König Ptolemäus Evergetes. —

Von nun an genoß Homer in Griechenland göttliche Ehre. Bei den Opfermahlen der Argiver lag sein Bildniß neben dem des Apollo auf einem Kissen, und der Sänger wurde gleich dem Gotte zu dem Opfermahle geladen. (Aelian l. 9. c. 15.) König Ptolemäus Philopater ließ einen Tempel erbauen, in dessen Mitte sich Homers Bildsäule, in sitzender Stellung, befand, rings um dieselbe die Bildnisse der Städte, welche auf die Ehre, seine Geburtsstädte zu seyn, Anspruch machten. Der Mahler Galaton, ein bizarres Kraftgenie, stellte den Homer auf einem Gemählde vor, wie er sich übergab und die andern Dichter seine Entladung auffingen. (Aelian. l. 13. c. 22. — Gellius l. 3. c. 11.)

---

27. Welche Thorheit (sagt Jenisch in den Vorlesungen über die Meisterwerke der griechischen Poesie) es seyn würde, den Plan der Ilias für den möglichstbesten zu erklären, welcher für die darin verhandelten Gegenstände hätte ersonnen werden können (wiewohl es gleichwohl einige Kritiker im Ernste behaupten wollen); dieß wird für den Leser keine Erörterung bedürfen. Auch citirt Aristoteles zwar die Plane der sophokleischen Trauerspiele, z. B. die von der Antigone und dem Ödip, als Muster, aber nicht den Plan der Ilias oder auch der Odyssee. (s. B. S. 20)

---

28. Ausführlicher als alle übrigen Geschichtschreiber erzählt Dionys von Halikarnaß die Irrfahrten des Äneas und seine Ansiedlung in Latium.

---

29. Schon Arioſt und Taſſo fanden an Virgils Camilla ein herrliches Vorbild zu ihren Heldinnen Clorinde, Bradamante ꝛc.

---

30. Ich trete auf die Seite derjenigen, welche dieſe Epiſode für die ſchönſte Parthie der Äneis erklären. Für höchſt rührend erklärt ſie auch der heilige Auguſtin im 14. Kapitel des erſten Buchs der Confeſſionen, wo er ſagt: er habe Dido's Tod beweint, die ſich aus Liebe tödtete.

---

31. Sonderbar iſt, daß Virgil denſelben Vers:

„Obstupui, steterunque comae, et vox faucibus haesit."

dem Äneas bei zwei verſchiedenen Gelegenheiten in den Mund legt; einmal (l. 2. v. 774.) da Kreuſa's Schatten dem Äneas erſcheint, das andere Mal (l. 3. v. 48.) da Polydors Stimme aus ſeinem Grabe dem Äneas heraustönt.

---

32. Sehr umſtändliche Nachrichten über die cykliſchen Dichter der Griechen, welche den trojaniſchen Krieg beſangen, findet man in Heyne's Abhandlung: De Auctoribus rerum troianarum, τῶν Τρωϊκῶν, (im 2. Bande der 3. Auflage von Virgils Werken) worin alles geſammelt iſt, was die Gelehrten hierüber entdeckt und vermuthet haben.

---

33. Macrob ſtellt die griechiſchen und lateiniſchen Stellen vergleichend neben einander, und geht dabei ins feinſte Detail.

---

34. Macrobius ſtellt im 4. Buch der Saturnalien vier Hauptgattungen der Beredſamkeit auf: 1. die reiche; 2. die gedrungene; 3. die trockene; 4. die üppig blühende. Von jeder derſelben führt er aus der Äneis eine Stelle als Beiſpiel an. Von der gedrungenen die folgende: Et campos ubi Troja fuit. (Aen. III. 11.) Ecce,' — ſetzt Makrob hinzu — paucissimis verbis maximam civitatem hausit et absorpsit; non reliquit illi nec ruinam.

Nun führt er eine Stelle an, in welcher derſelbe Hauptgedanke mit reicher Beredſamkeit vorgetragen wird:

Venit summa dies et ineluctabile fatum
Dardanidae: fuimus Troës, fuit Ilium, et ingens
Gloria Teucrorum. Ferus omnia Jupiter Argos
Transtulit, incensa Danai dominantur in urbe. (Aen. II. 324.)
O patriа! o divum domus Ilium, et inclyta bello
Moenia Dardanidum! (II. 241.)
Quis cladem illius noctis, quis funera fando
Explicet? aut possit lacrymis aequare dolorem?
Urbs antiqua ruit multos dominata per annos. (II. 361.)

Quis fons — ruft Makrobius aus' — quis torrens, quod mare tot fluctibus, quot hic verbis inundavit? —

Als Beiſpiel des trockenen Vortrags dient die folgende Stelle:

Turnus, ut antevolans tardum praecesserat agmen,
Viginti lectis equitum comitatus, et urbi
Improvisus adest; maculis quem Thracius albis
Portat equus, cristaque regit galea aurea rubra. (IX. 47.)

Nun das Beiſpiel des blühenden Stils:

XXXVIII

Forte sacer Cybelae Chorebus, olimque sacerdos,
Insignis longe Phrygiis fulgebat in armis,
Spumantemque agitabat equum, quem pellis aënis,
In plumam squamis auro conserta tegebat.
Ipse, peregrina ferrugine clarus et ostro,
Spicula torquebat Lycio Cortynia cornu,
Pictus acu tunicas et barbara tegmina crurum. (XI. 768.)

Zum Schluſſe wird nun eine Stelle aus dem erſten Geſang des Gedichtes vom Landbau (V. 84 ꝛc.) angeführt, worin dieſe vier Gattungen zu einem ſchönen Ganzen vereinigt ſind:

Saepe etiam steriles incendere profuit agros,
Atque levem stipulam crepitantibus urere flammis
Sive inde occultas vires et pabula terrae
Pinguia concipiunt; sive illis omne per ignem
Excoquitur vitium, atque exsudat inutilis humor:
Seu plures calor ille vias et caeca relaxat
Spiramenta, novas veniat qua succus in herbas:
Seu durat magis, et venas adstringit hiantes;
Ne tenues pluviae, rapidive potentia Solis
Acrior, aut Boreae penetrabile frigus adurat.

Quintilian ſagt von Virgil (inst. orat. I, 5. c. 9.) er ſey den alterthümlichen Ausdrücken ſehr hold — amantissimus antiquitatis — geweſen, habe, ſtatt aulae, aulai, ſtatt pictae, pictai vestis geſchrieben ꝛc.

---

35. Virgils Hohe und Vorzüge, durch die Vergleichung mit Homer verkleinert und in den Schatten geſtellt, werden ein helleres Licht erhalten, wenn wir in der Folge den Geiſt und die Werke ſeiner Nachahmer, des Statius, Valerius Flaccus und Silius Italicus charakteriſiren.

Inhalt
der
zweiten Abtheilung des erſten Bandes.

IX. Verſchiedenheit der Poeſie Roms und Griechenlands. Ältere römiſche Poeſie. Entſtehung der ſcenischen Spiele. Erſte Schauſpieler in Rom. Dramatiſche Kunſt. Livius Andronicus, der erſte dramatiſche Dichter in Rom 221

X. Die Dichter Nävius, Ennius, Pacuvius und Attius. Leben, Charakter und Werke derſelben 243

XI. Reiſe nach dem Ätna. Die Städte Catana und Ätna. Die Bildſäule der Brüder. Anſicht des Berges Ätna. Phyſikaliſche Erklärungen und poetiſche Gemählde. Cornelius Severus. Pindar. Lucretius. Virgilius Maro 250

XII. Virgils Leben und Dichten. Plan der Äneis . . . 268

XIII. und XIV. Glanzpunkte der Äneis. Vorzüglichſte Epiſoden 290, 299

XV. Homer und Virgil, eine Parallele. Ankunft des römiſchen Statthalters Cicelius in Syrakus 305

Berichtigungen.

Zur ersten Abtheilung.

Zu den Anmerkungen.

S. V. Anmerkung 8.

„Dem jetzigen Temesvarer Banat“ — muß heißen: „dem jetzigen Temiswar“ (in Bulgarien).

S. XVI. Anmerkung 20.

Der Jahreszahlen wegen ist diese Anmerkung so zu berichtigen:

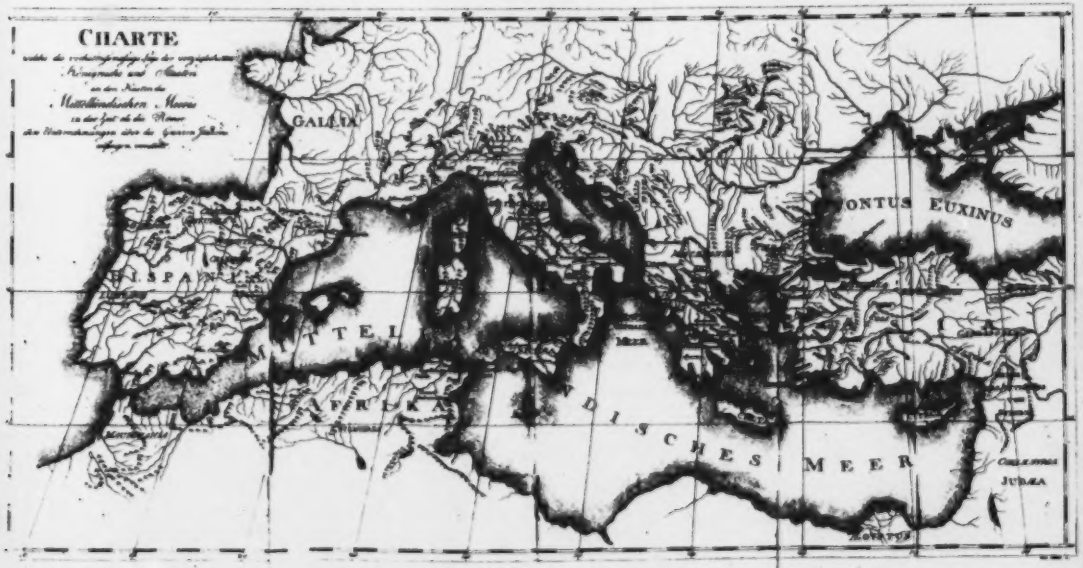
„Die drei punischen Kriege dauerten, mit Einschluß der Waffenruhe zwischen denselben, vom Jahre 488 nach Roms Erbauung bis zum Jahr 606, und zwar der erste von 488 bis 511; der zweite von 533 bis 550; der dritte von 603 bis 606, und endigte mit Karthago's Fall.“ —

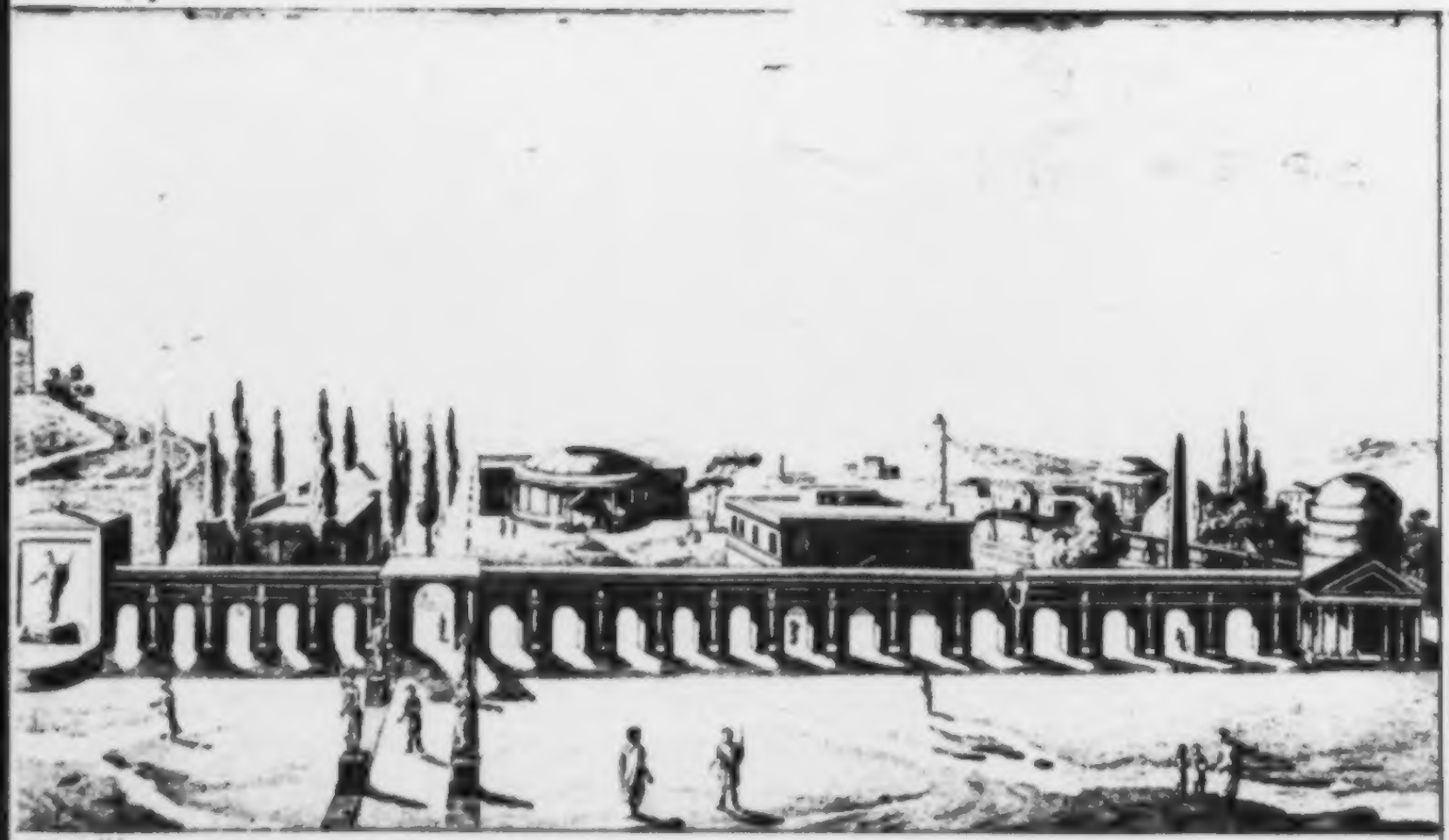
Diese Berechnung, obschon in der Differenz nicht bedeutend, scheint richtiger zu seyn, als jene, welche den Anfang und das Ende der punischen Kriege zwischen die Jahre 490 und 608 stellt.

Zur zweiten Abtheilung.

Zu den Anmerkungen.

S. XXIV. ist die 8te Anmerkung an die Stelle der 9ten aufzunehmen, wogegen diese, als theilweise Wiederholung, wegzubleiben hat.


CHARTE
GALLIA
PONTUS EUXINUS
HISPANIA
MITTEL
MEER
JUDAEA



Die Wasserleitung der Aqua Virgo in Rom.

ARTEMIDOR

IM

REICHE DER RÖMER

VON

CHR. KUFFNER.

II^ter BAND

Populus romanus — — ha late per orbem terrarum arma circumdedit, ut qui res ejus legunt, non unius populi, sed generis humani facta discant. Ann Florus I. I. procem

BRÜNN, BEI I. G. TRASSLER
MDCCCXXIII.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Drittes Buch.

I.

Unser geistiges Still-Leben war nun einmal unterbrochen, die Ruhe des poetischen Asyls gestört. Aufgeregt durch neue Erscheinungen der Aussenwelt, blieb unsere Aufmerksamkeit gespannt, und wurde selbst immerzu gesteigert durch die Tagesneuigkeiten aus Italien. Nero's Feneraeist sprühte Flammen, und die tiefbewegte Roma ward erschüttert, um zu erschüttern.

Nikasio verglich, da wir eines Tages vom Ätna sprachen, diese Weltgebieterinn mit jenem feuerspeienden Berge selbst. Von Rom aus, sagte er, ergoß sich, wie aus dem Schlunde des Ätna, ein Gluthstrom über Etrurien, Großgriechenland und Griechenland, Sicilien und Karthago. Und wie der Ätna über alle Berge unserer Insel emporragt, so beherrscht die hochprangende Roma die, gleichsam an ihrem Fuße liegende, Welt, und lenkt das Schicksal der Völker, welche, gleich den, gegen einen Fels anbrausenden Meereswogen, dem römischen Koloß so zürnend und so vergebens entgegen kämpften.

Der wachsende Drang der Gegenwart erweckte in mir die Sehnsucht nach der Geschichte der Vorzeit, welche das verwundete Gemüth wie ein vielerfahrener weiser Greis tröstet und beruhiget.

Nikasio führte mich in jene Abtheilung seiner Bibliothek welche die historischen Werke enthielt; denn ihm selbst lag nun daran, mich mit Roms Geschichte und Verfassung bekannt zu machen. Vor allen andern zeigte er mir zwei Werke über die Römer, von Griechen geschrieben, das erste führt den Titel: „Römische Alterthümer," und enthält in zwanzig Büchern die sehr ausführlich vorgetragene Geschichte Roms, von Erbauung der Stadt bis zum ersten punischen Krieg. Verfasser ist Dionysios von Halikarnassos. *) Das zweite waren die vierzig Geschichtsbücher des Polybios von Megalopolis in Arkadien, worin derselbe Roms Kriegsbegebenheiten vom zweiten punischen Kriege an, bis zum Untergang des macedonischen Reiches (ein Zeitraum von 53 Jahren) darstellet. **) Eine besondere Vorliebe hegte Nikasio für den Dionysios, welchen er persönlich gekannt hatte, indem dieser seine Vaterstadt Halikarnassos, — (den gewöhnlichen Wohnsitz des römischen Statthalters der Provinz Karien in Kleinasien) im Jahre 722 nach Erbauung der Stadt verließ, und nach Rom kam, als Augustus Octavianus die bürgerlichen Kriege siegreich geendigt hatte, und Alleinherrscher des ungeheuern Römerreiches geworden war. Hier verweilte Dionysios über zwei und zwanzig Jahre, lernte die Sprache Latiums, las die römischen Historiker, trieb eigene Geschichtsforschung mit rastlosem Eifer, und gewann durch Geist und Charakter die Achtung der ersten Männer im Staat, welche dem Strebenden bedeutende Vortheile und Hülfsmittel verschafften.

So ausgerüstet, faßte er den Entschluß, eine römische Geschichte in griechischer Sprache zu schreiben, in welcher bis da-

---

*) S. Anmerkung 6.
**) S. Anmerkung 7.

hin nur kürzere Umrisse von den Hauptbegebenheiten des Römerreiches, doch (mit Ausnahme der von Polybios beschriebenen Geschichtsperiode) keine genaue und ausführliche Darstellung erschienen war.

Dionysios hatte dabei vorzüglich die Absicht, den Griechen jene Vorurtheile gegen das Römervolk zu benehmen, welche von griechischen Historikern — theils aus Irrthum, theils wohl auch aus Scheelsucht — waren verbreitet worden. Er wollte dadurch überdieß nicht nur seinen Landsleuten, sondern auch gewissen Barbarenfürsten, denen die römische Herrschaft verhaßt war, eine höhere Idee vom Römerstaate beibringen; wollte sogar zeigen, daß die Römer (der Angaben ihrer eigenen Schriftsteller — z. B. des Livius — ganz entgegen) keineswegs ein von allen Seiten zusammen gelaufenes Gesindel von Landesflüchtigen, Abentheurern und Verbrechern, sondern ursprünglich Griechen waren. *)

In dieser Behauptung mochte ihn mitunter wohl auch die auffallende Ähnlichkeit der ältesten Sprache Latiums mit der griechischen, (insbesondere mit dem äolischen Dialekt) und selbst der altitalischen Schriftzeichen mit jenen der Griechen veranlaßt haben. Er, der sichs zur Pflicht machte, die Römer schon in ihrem Ursprunge hoch zu stellen, läßt daher auch den Romulus sein Asyl nicht flüchtigen Sclaven und Übelthätern öffnen, sondern rechtlichen Bürgern, welche, durch Partheiungen aus den Städten ihrer italischen Heimath vertrieben, Schutz und bleibende Stätte suchten. **)

---

*) Dionys. Halic. antiquit. roman. l. 1.
**) Idem l. 1. c. 5. 31 et 88. l. 2. c. 15.

Von der Idee seines Werkes und von der Größe seines Gegenstandes begeistert, sagte Dionysios einst zu seinem Freunde Rikasio:

„Ich werde, so viel als möglich, in meiner Geschichte nichts Merkwurdiges unerwähnt lassen, damit man endlich einmal die Wahrheit erkenne, und von den Römern so urtheilen lerne, wie sich's gebührt. Vielleicht wird man dann der römischen Weltherrschaft nicht länger abhold seyn, welche sich auf das Naturgesetz gründet, daß der Vorzüglichere dem minder Würdigen obherrsche. Man wird auch nicht länger dem Schicksal den Vorwurf machen, daß es der hohen Roma solche Macht verlieh, wenn die Geschichte zeigen wird, wie viele, den Griechen unbekannt gebliebene große Männer, Ideale von Gottesfurcht, Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Tapferkeit, diese Stadt — wie keine andere, weder der Griechen noch der Barbaren — hervorbrachte." *)

Das Werk des Dionysios ist schon durch den Reichthum seines Inhalts höchst interessant; denn es erzählt nicht nur alle auswärtigen Kriege, welche von Erbauung der Stadt an, bis zum ersten punischen Kriege geführt wurden, sondern entwickelt auch die Keime der innerlichen Zwiste, nebst den zu ihrer Dämpfung angewendeten Mitteln und Reden. Zugleich beschreibt Dionysios die ganze Verfassung, Sitten, Gesetze und Gebräuche der Römer.

Seine Geschichte unterscheidet sich daher sowohl von denjenigen historischen Werken, welche sich ausschließend entweder mit der Staatsverwaltung oder mit Kriegen beschäftigen, als auch

*) Dionys. Halic. in introd.

von den Jahrbüchern, dergleichen Einige von unserm Athen geschrieben haben, welche durch ihre Einförmigkeit den Leser ermüden. Dionysios hatte die Absicht, ein aus allen Arten zusammengesetztes Werk zu liefern, ein Werk, welches die Erzählung der Begebenheiten mit Bemerkungen über dieselben verbände, um sowohl dem Staatsmann, als auch dem Freunde philosophischer Betrachtung, und dem Liebhaber historischer Darstellung Genüge zu leisten.

Von diesem großen Werke machte Dionysios einen Auszug in fünf Büchern. Sie sind mir nicht zu Gesicht gekommen; man sagt, er habe sich in diesem Auszuge selbst übertroffen.

Dionysios vereinigt als Historiker viele treffliche Eigenschaften. Die Beredtsamkeit seiner Darstellungsweise gleitet ruhig und majestätisch dahin, ein klarer, breiter Strom, auf dessen Grunde man eine reiche Gelehrsamkeit erblickt. In dem Strome spiegelt sich — gleich dem Bild der Sonne — die Wahrheit. Sie ist ihm heilig. Alles, was er berichtet, wird mit den erforderlichen Beweisen belegt; und wo er dieß nicht vermag, gibt er wenigstens gewissenhaft die Quellen an, aus denen er schöpfte. Frommer Sinn, Reinheit des Gemüths, Tugendverehrung, und Liebe für Ruhe und Ordnung, umgeben das ganze Werk wie umwölbende Himmelsbläue, aus welcher moralische und politische Betrachtungen gleich ermahnenden Götterstimmen zu uns herabtönen. Seine Erzählungen großer und edler Thaten sind begeisternd; die Seelenschönheit des Erzählers leuchtet daraus hervor, und entzündet in uns das Feuer der Nacheiferung. Sind seine Schlachtgemählde kräftig, so mahlt er mit Liebe und Anmuth die ruhigen Beschäftigungen des Friedens, das holde Gedeihen des Still-Lebens und das Glück der bürgerlichen Eintracht. Der bemerkten Absicht, uns Griechen mit den Römern bekannt zu machen, verdankt das Werk eine be

sondere, vielumfassende Vollständigkeit. Dionysios ist der einzige mir bekannte Historiker, welcher sowohl über den Götterdienst, die Sitten und Gewohnheiten der Römer, als auch über ihre Staatsverfassung, über die Gesetze der Könige, über die nachherige Vertheilung der höchsten Macht, über das politische Gleichgewicht, über das Verhältniß der Stände untereinander, über das, durch seine Folgen sehr wichtige Schuldenwesen, über Roms Verhältnisse zu den Bundesgenossen, und über das Kriegswesen ein Detail erschöpfender Nachrichten liefert, und damit zugleich eine ausführliche Länder- und Städtebeschreibung verbindet. Ohne ihn würde der Fremde Vieles, was die römischen Geschichtschreiber als etwas Bekanntes voraussetzen, folglich entweder gar nicht erwähnen, oder nur oberflächlich berühren, (wie z. B. den Wirkungskreis und die Unterscheidungszeichen der römischen Magistrate, die Eintheilung des Volkes in Klassen und Tribus, das Wesen der Volksversammlungen, die Augurien u. a.) nie kennen lernen.

So denke ich von meinem Landsmann Dionysios, obschon mir bekannt ist, daß Einzelne Einzelnes an ihm zu tadeln finden. So beschuldigen ihn Einige der Leichtgläubigkeit, vorzüglich da, wo er wunderbare Begebenheiten erzählt, wie z. B. von der redenden Bildsäule der Fortuna, von den zu ihren Quellen zurückkehrenden Flüssen Vulturnus und Glanis, von dem mit einem Scheermesser durchschnittenen Wetzstein u. dgl. *)

Sein Vortrag, sagen Andere, sey zu rednerisch geschmückt, zu überströmend, zu umständlich in Kleinigkeiten und Nebendingen, daher die Bewegung oft stocke, das Feuer erkalte.

---

*) Dionys. Halic. l. 3. 6 et 7.

Noch andere haben bemerkt, seine Geschichte sey zu ausführlich bis in das feinste Detail, zu sehr bis in die dünnsten Fäden zusammenhängend, und zu schön geschrieben, um vollkommen glaubwürdig zu seyn. Dionysios, sagen sie, erzähle die Begebenheiten oft so im Tone eines Augenzeugen, daß es scheint, er habe da, wo Stoff oder Quellen mangelten, das Dunkel nach Willkühr erhellt, und manche Lucke aus eigener Phantasie nach Wahrscheinlichkeit (größtentheils verschönernd) ergänzt.

Manche fällten sogar das zu harte Urtheil; Dionysios habe sich angemaßt, die römische Geschichte besser kennen zu wollen, als die Romer selbst, und habe diesen, von des Reiches Glanz und Größe geblendet, als herrschender Nation geschmeichelt, die Griechen aber zugleich getröstet und betrogen.

Mag Dionysios immerhin die gerügten Fehler — wo nicht ganz, wenigstens zum Theile, haben; er stellt ihnen doch Vorzüge entgegen, die ihm als Schriftsteller von moralisch-politischem Geiste und historischer Darstellungskraft einen bedeutenden Rang sichern.

Sein Werk hatte mich sehr angezogen. Schon wollte ich die Geschichtsbucher des Polybios ungelesen bei Seite legen, denn ich erwartete mir in denselben eben keine vorzügliche Leistung, da mein Liebling Dionysios auf den Verfasser mit einer gewissen vernehmen Miene so geringschätzig herabsah, als habe jener wenig geleistet, und selbst dieses Wenige ohne Sorgfalt und zuverlässige Genauigkeit. *)

Aber wie sehr hatte ich geirrt! Polybios trat — ich hatte

*) Dionys. Halic. Antiquit. roman. in praefat.

noch kaum das erste Buch vollendet — herrlich vor, und sein Verächter Dionysios etwas in den Schatten zurück.

Um den Geist der Geschichtschreibung des Polybios gehörig zu würdigen, muß man die Umstände und Verhältnisse seines Lebens und seiner Zeit erwägen, da er selbst als Mann von Einfluß und als mithandelnde Person in den wichtigsten Begebenheiten seines Vaterlands und des Römerstaats erschien. Er ist daher als Mensch, als Staatsmann und als Historiker zu betrachten.

Polybios — (geboren zwischen den Jahren 550 und 556 nach Erbauung der Stadt) — war schon durch seine Geburt auf eine Höhe gestellt, die ihn zu künftiger Ruhmesherrlichkeit bestimmte. Den zwei ersten Männern seines Vaterlandes dankte der Jüngling die höhere Ausbildung. Lykortas, sein Vater, glänzte durch Ansehen und Einfluß als Strateg des damals noch in Vollkraft blühenden achäischen Bundes. *) Er selbst weihte den Sohn in die Geheimnisse der Staatskunst ein, indeß Philopömen, des Bundes Oberhaupt und selbst großer Feldherr, ihn das Wesen der höhern Kriegführung kennen lehrte.

Als Philopömen starb, ward der zwei und zwanzigjährige Polybios der Ehre gewürdiget, die Urne des unsterblichen Helden bei dessen Leichenfeier zu tragen. Er schrieb auch in der Folge das Leben und die Thaten dieses großen Mannes, nachdem er schon früher die Ehre des Todten gegen die Angriffe eines Römers muthig vertheidigt hatte.

---

*) S. Anmerkung 8.

Frühzeitig begann die politische Laufbahn des Jünglings. An der Seite des Vaters sandte ihn der achäische Bund zuerst an den König von Ägypten, Ptolomäus Epiphanes. Nach seiner Zurückkunft ward er zum Präfekt des Reitervolkes ernannt, welches die Achäer den Römern gegen den mazedonischen König Perseus zuschickten. Rom faßte aber den Verdacht, als begünstige der Bund, dieser Hülfstruppen ungeachtet, den Perseus heimlich, und verlangte deshalb ein sicheres Pfand der Treue. So wurden denn tausend Achäer als Geißel nach Italien gesendet und in mehrere Städte vertheilt. Polybios, Einer vom Tausend, erhielt die auszeichnende Erlaubniß, in Rom zu bleiben.

Hier gewann er die Achtung und Zuneigung der ersten Männer im Staat, und wurde der Lehrer und Freund des achtzehnjährigen Publius Scipio Ämilianus, der von seinen Siegen über Karthago in der Folge den Beinamen: der Afrikaner, erhielt.

In diesen glücklichen Verhältnissen faßte Polybios den Entschluß, die glänzendste Periode der römischen Geschichte jener Zeit zu beschreiben. In der Ausführung dieses Vorhabens wurde er, von dem Roms erste Staatsmänner und Helden so große Erwartung hegten, auf eine Weise unterstützt, wie noch kein Grieche, ja vielleicht kein Geschichtschreiber vor ihm. Man ließ ihn Italien, Gallien und Hispanien bereisen; man rüstete ihm Schiffe, mit denen er das atlantische Meer durchsegelte; er durfte den großen Scipio auf seinen Zügen in Afrika und Hispanien begleiten, stand mit dem Helden auf den Trümmern von Karthago und Numantia, und beschrieb den numantinischen Krieg, dessen Augenzeuge er war. *)

*) S. Anmerkung 4.

Nachdem er Korinth vor dem zerstörenden Consul Mummius in Flammen auflodern gesehen und der verblendete Achaerbund — welchen er vergebens gewarnt hatte, Roms Größe und Macht zu achten und zu fürchten — eine römische Provinz geworden war, kehrte Polybios in sein Vaterland zurück, um für dessen Bestes noch zu sorgen, so viel er es vermochte.

Nun wetteiferten Römer und Achäer in Vertrauen und Ehrenbezeigung gegen den trefflichen Mann.

Die Römer, da sie Achaja verließen, ernannten ihn zum Präfekten über mehrere Städte, um nach römischen Gesetzen zu entscheiden und zu vollziehen.

Polybios wußte, in dem großen Wirkungskreis mächtig waltend, Rechtlichkeit und Klugheit auf eine solche Weise zu verbinden, daß Römer und Achäer sein Verdienst anerkannten, und die letztern ihm Bildsäulen errichteten, deren eine die Inschrift hatte:

Dem Andenken des Polybios, dessen Rath — wäre man ihm gefolgt — Griechenland so gewiß gerettet hätte, als es selbst nach begangenem Fehler, ihm allein die Rettung verdankte." *)

Ein herrliches Denkmahl! Aber noch herrlicher ist dasjenige, welches Polybios, der Unsterbliche, sich selbst errichtete: sein historisches Meisterwerk, worin er den Geist des Philosophen mit dem des praktischen Staatsmannes und des kriegskundigen Helden vereiniget.

---

*) Pausan. l. 8

Auch er war, so wie Dionysios, voll der Bewunderung von Roms Größe; auch er hatte, so wie Dionysios, die Absicht, den Ruhm der Römer, denen er selbst so viel verdankte, durch alle Welt zu verbreiten und denselben für alle Zukunft aufzubewahren, wie die Ägypter die Leichen ihrer Theuren Jahrhunderten erhalten. Er selbst spricht schon im ersten seiner Geschichtsbücher diese Absicht bestimmt und nachdrücklich aus. Es könne, meint er, niemand wohl so niedrig denkend, niemand so schlaffen Geistes seyn, daß er kein Verlangen fühle, zu erfahren, wie und durch welche Ursachen und Mittel fast die ganze bewohnte Welt in nicht vollen drei und fünfzig Jahren — eine bis dahin unerhörte Erscheinung! — unter die Herrschaft der Römer gekommen sey.

Und doch — wie — beinahe gering scheint das, was damals geschah, gegen das Ungeheure, welches folgte. Das Wichtige ja Außerordentliche der römischen Geschichte zeigt sich insbesondere dann, wenn man die berühmtesten ältern Reiche mit der Ländermasse der Römer zusammenstellt und vergleicht.

Von dieser Idee wurde Polybios so wie Dionysios ergriffen. Sie gaben uns daher eine auffallende Erscheinung: den Wetteifer zweier Griechen in der Lobpreisung von Roms Herrlichkeit. Hieraus entstand eine seltsame Ähnlichkeit der Stellen, worin beide Historiker ihre bewundernden Parallelen ziehen. So spricht Polybios: *) Groß und mächtig war einst das Reich der Perser; allein so oft sie es wagten, Asiens Gränzen zu überschreiten, kämpften sie nicht mehr für die Oberherrschaft, sondern nur für ihre Sicherheit. Lange stritt Lacedämon um die Obergewalt in Griechenland; sie ward ihnen

*) Im Anfang des ersten Buches.

endlich, doch wurde die schwer errungene kaum zwölf Jahre behauptet. Die Macedonier, deren Reich sich vom adriatischen Meerbusen bis an den Ister erstreckte, zerstörten das Perserreich und beherrschten Asien. Allein so ausgebreitet auch dieses Reich, so groß auch ihre Macht zu seyn schien, sie betraten doch viele Theile der übrigen Welt nicht, und wurden manchen Völkern vielleicht nicht einmal dem Namen nach bekannt. Die Römer hingegen unterwarfen sich nicht nur einzelne Länder, sondern beinahe die Erde, ein so gewaltiges Reich bildend, daß es, den Zeitgenossen ein Gegenstand der Bewunderung, von keinem Volk der Nachkommenschaft übertroffen wird." —

Auf ähnliche Weise spricht Dionysios *) sich aus. Nachdem er erklärt hat, es sey des Geschichtsschreibers Pflicht, sich einen großen, schönen und belehrenden Gegenstand für historische Darstellung zu wählen, fährt er fort: Man überblicke nun alle bekannten Reiche und Völker der Vorzeit; man betrachte jedes einzeln; man vergleiche sie dann unter einander, um zu sehen, welches derselben die größte Macht besaß, welches am reichsten war an herrlichen Thaten, im Krieg wie im Frieden, und man wird erkennen, daß die Römer alle andern weit übertreffen, nicht nur durch den Umfang des Reiches und den Glanz ihrer Großthaten, noch von keiner Geschichtschreibung würdig genug erhoben, sondern auch durch die Dauer ihrer Herrschaft; denn das assyrische Reich, eines der Ältesten begriff nur einen Theil von Asien.

Die Meder, jenem ein Ende machend, vermochten ihre eigene Herrschaft nicht über vier Menschenalter hinauszudehnen. Die Perser bezwangen zwar, nach dem Sturz der Meder,

*) In der Einleitung zu den römischen Alterthümern.

beinahe ganz Asien, aber nur wenige Völker Europa's, und ihre Macht währte nicht länger als zwei Jahrhunderte. Das Reich der Macedonier, nachdem sie das persische besiegt hatten, übertraf an Größe alle vorhergehenden; aber der Verfall begann schon mit dem Tode Alexanders, unter dessen Nachfolgern das getheilte und geschwächte Reich so lange dahin siechte, bis es endlich den römischen Waffen erliegen mußte.

So schnell endeten selbst die größten und berühmtesten Reiche; wie nichtig erscheinen nun gegen diese die griechischen Staaten, nichtig an Macht und Dauer! Nicht länger als zwei und sechzig Jahre beherrschten die Athener einen Theil der Küstenländer, jene zwischen dem Pontus Euxinus und dem pamphylischen Meere. Die Lacedämonier unterwarfen sich zwar den Peloponnes und verbreiteten sich über Macedonien; aber ihre Herrlichkeit erlag — vor dem Verlauf von dreißig Jahren — den Thebanern. Die Römer aber beherrschen die Erde, so weit sie von Menschen bewohnt wird, den Ocean, so weit er schiffbar ist; sie zuerst und allein unter allen Völkern haben den Aufgang und Untergang zu Gränzen ihres Reichs gemacht. Kaum war die Stadt gegründet, und schon traten sie den kriegerischen Nachbarn entgegen und besiegten kampfmächtige Völker. Durch sie bezwungen erhielt das bis dahin an Völkern, Verfassungen und Sitten so buntscheckige Italien jene Einheit der Gestalt und des Geistes, ohne welche es nie die Weltbesiegerinn werden konnte. Karthago fiel, die stärkste Seemacht; Macedonien erlag, die größte Landmacht. So dauerte — bis Augustus Octavianus alle Gewalten in sich vereinigte — durch sieben Menschenalter die römische Herrschaft, welcher nun der Erdkreis gehorcht. — So Dionysios. Den Polybios aber bewog die Unbekanntschaft vieler Griechen seiner Zeit mit den Thaten der Römer und Karthager im ersten und zweiten Buch seiner Geschichte zu untersuchen, nach welchem Plan und mit

welchen Hülfsmitteln die Römer Unternehmungen wagten, wornach sie den Gedanken an eine Weltherrschaft faßen und ausführen konnten. Mit Recht nennt er Roms Gründung und Verherrlichung das Meisterstück des Schicksals, welches seinen Einfluß auf die menschlichen Angelegenheiten hier mächtiger als je zeigte. Gleich wie aber das Schicksal, wenn etwas Großes in der Welt geschehen soll, fast alle Kräfte nach einer Seite und zu einem Zwecke hinlenkt, eben so bestrebt sich auch Polybios, alles, was das Schicksal zu des Meisterstückes Vollendung that, in seiner historischen Darstellung unter einem Gesichtspunkte zusammen zu faßen.

Des freundlichen Herodotos poetisches, kindlich gläubiges Gemüth, die schöne Ruhe seiner sanften Seele, sein reiner frommer Sinn und seine einfache lichte Anmuth — gleichsam Geschenke der unsterblichen Götter — sind bis jetzt unerreichte Vorzüge. Des ernsten, tiefsinnigen, dustern, selbst in seinen Jehlern großen Thukydides Geschichte des peloponnesischen Krieges — mit ihrer allversinnlichenden lebenvollen Darstellung, ihrem gewichtigen Pathos, ihrem kraftgespannten Styl, mit ihren großen Zügen, glühenden Umrissen und geistreichen Andeutungen, wird — mag immerhin Polyb's strenger Richter Dionysios *) auch hier Manches rügen — ewig das herrlichste Denkmal von Staatsweisheit und Wahrheitsliebe bleiben, so wie die liebliche Harmonie der Kräfte in Xenophons historischen Werken, seine klare Besonnenheit und das zarte Weben der unsterblichen sittlichen Grazie noch jetzt der Gegenstand allgemeiner Bewunderung sind.

Aber auch Polybios leuchtet von Vorzügen eigener Art.

*) In einer besondern Abhandlung über den Thukydides.

Er ſpürt den Urſachen der hiſtoriſchen Erſcheinungen eifrig nach, zeigt, wie ſie entſtanden, motivirt ihr allmähliges Fortſchreiten, und begnügt ſich nie, die Thatſachen ſchlicht erzählt zu haben, ſondern ſpricht nachher über Perſonen und Handlungen ſein, nach eigener Anſicht gefälltes Urtheil mit männlicher Freimüthigkeit feſt und beſtimmt aus. In allen dieſen Äußerungen zeigt ſich der reife Geiſt des erfahrenen Staatsmannes und Feldherrn.

Polybs Styl iſt zwar weder zierlich, noch blühend und reich, manchmal ſogar etwas hart und herb, dafür aber — mag immerhin Dionyſios dieſen ſeinen ehrwürdigen Vorgänger der Nachläſſigkeit in der Wahl der Worte und eines ungeregelten Periodenbaues beſchuldigen *) — einfach, kräftig und edel. Polybios liebt es zwar, manchmal mitten im Fluß der Erzählung abzuſchweifen, und ſeine Excurſe ſind dann bisweilen auch lang; er entſchädigt aber für die Störung reichlich durch geiſtreiche Bemerkungen.

Seine Schilderungen ſind lebendig und anſchaulich; die Charakteriſtik einzelner Menſchen ſo wie ganzer Nationen iſt richtig und ſcharf in ihren Umriſſen. Seine ſtrenge Wahrheitsliebe läßt ſich durch nichts beſtechen. Ohne einſeitige Vorliebe für irgend eine der Staatsverfaſſungen ſeiner Zeit, und eben ſo fern von aller Bewunderung des Siegerglückes, tadelt er da, wo er die Veranlaſſung des zweiten puniſchen Krieges entwickelt, im Gegenſatz zu den Karthagern, die Fehler der Römer und ihrer Feldherrn, und zeigt im Fall von Karthago die Urſachen, welche dem ſiegenden Eroberer ein gleiches Schickſal im Schoße der Zukunft bereiten können.

---

*) Dionys. Hal. περι συνθεσεως ονοματων. cap. 3.

So vereinigt er durchgehends den philosophischen Geschichtschreiber mit dem politischen. Seine vorherrschende Kraft ist der Verstand, sein höchster Zweck die Belehrung, aus der Wahrheit emporsprossend. Polybios würde als Mensch und als Geschichtschreiber die Liebe und Verehrung der fernsten Nachwelt im höchsten Grade genießen, wäre auch von allen seinen Werken nichts mehr übrig, als das herrliche Bekenntniß seiner Verehrung der Wahrheit.

„Ich bin überzeugt, spricht er, daß die Wahrheit des Menschen größte Gottinn ist, und die höchste Gewalt ausübt. Vergebens wird sie von allen Seiten bekämpft, vergebens begünstigen alle Wahrscheinlichkeiten die Lüge! Die Wahrheit dringt — man weiß nicht wie — in die Herzen, und zeigt sich im Vollglanz ihrer Macht. Noch so lange verdunkelt bricht sie durch eigene Kraft hervor und besiegt den Trug.“

„Ein rechtschaffener Mann muß seine Freunde und sein Vaterland lieben, muß die Feinde seiner Freunde hassen und ihre Freunde wieder lieben; aber der Geschichtschreiber muß sich dessen entäußern, denn er ist verpflichtet, die Thaten der Feinde zu preisen, wenn sie preiswürdig sind, seine Freunde zu tadeln, wenn ihre Fehler Tadel verdienen, den Handelnden zu vergessen und über die Handlung selbst sein Urtheil zu fällen. Die Geschichte ohne Wahrheit ist eben so unnütz, als der Mensch, des Augenlichts beraubt, unbrauchbar wird.“ — *)

So spricht der Mann, welcher seinem Lehrling, dem jungen Scipio, den Rath gab, nie das Forum zu verlassen, bis

*) Polyb. l. 1. et l. 13.

er ſich nicht einen Menſchen daſelbſt zum Freunde gemacht habe. *)

Mikaſio war über meine Vorliebe für den Polybios ſehr erfreut, und erklärte mir unverhelen, er ſey für dieſen Hiſtoriker ſo eingenommen, daß er ſich nach deſſen im Werke ſelbſt hie und da zerſtreuten Bemerkungen ein Ideal der hiſtoriſchen Kunſt und des Geſchichtſchreibers gebildet habe. Mit gemeinſchaftlichem Bienenfleiße ſammelten wir nun auf dem hiſtoriſchen Felde des Polybios, und vereinigten den geſammelten Blüthengeiſt, deſſen Genuß ich dem Leſer in dem folgenden Aufſatz darbiete.

Ideal der hiſtoriſchen Kunſt.

Nach Polybios. **)

Die Univerſalgeſchichte realiſirt das eigentliche Ideal der hiſtoriſchen Kunſt. Nur ſie zeigt den ganzen Zuſammenhang der Begebenheiten, das Wann und Wo ihres Urſprungs und die Beſchaffenheit ihres Ausgangs. Diejenigen, die ſich einbilden, aus einer Specialgeſchichte ein Ganzes überſehen zu können, gleichen einem Manne, welcher die zerſtückten Glieder eines lebendigen und ſchönen Körpers betrachtet, und daraus eine klare Vorſtellung von der Kraft und Schönheit des Menſchen zu erhalten meint. Könnte man die Glieder wieder zuſammenſetzen, dem Menſchen ſeine Geſtalt und den Reiz, den das Leben über den ganzen Körper ausgießt, wiedergeben, und ſtellte

*) Plutarchi Romanorum Apophthegmata. —

**) Die durch das ganze Werk zerſtreuten Gedanken über dieſen Gegenſtand ſind hier concentrirt und geordnet, großen Theils nach Seibold's Überſetzung.

das Bild gleich darauf wieder vor den Mann hin, so würde er wohl bekennen müssen, daß seiner frühern Vorstellung vieles von der Wahrheit dieses Bildes gefehlt habe. Zwar einigermaßen kann man sich das Ganze aus den Theilen vorstellen; allein die wahre Kenntniß einer Sache daraus zu schöpfen, ist unmöglich. Nur dann, wenn die Weltbegebenheiten in einander geflochten und neben einander hingestellt werden, wenn man zeigt, wie sie mit einander übereinkommen und von einander verschieden sind, — nur durch eine solche Geschichte, welche uns die Ursache, die Wirkung und die Folgen jeder Handlung zeigt, kann man in das Innere blicken; nur eine solche Geschichte gewahrt Nutzen und Vergnügen zugleich.

Das erste und höchste Erforderniß einer Geschichte ist also die Wahrheit. Ihr muß alles übrige untergeordnet seyn. Ein Richtscheid, sey es auch noch so kurz oder schmal, wird diesen Namen behalten, wenn es nur die wesentlichste Eigenschaft besitzt: die Geradheit. Fehlt aber diese, dann wird es eh' jeden andern Namen als den eines Richtscheides erhalten. So verhält sich's mit der Geschichte. Mangelt ihr die Schönheit des Ausdruks oder der Composition, oder sonst irgend eine Eigenschaft — nur nicht die Wahrheit — so muß man ihr diesen Namen zugestehen, welchen sie nicht verdient, sobald sie von der Wahrheit abweicht, es geschehe dieß nun aus Unwissenheit oder aus Bosheit. Jene mag Verzeihung finden; aber den vorsätzlichen Verfälscher der Wahrheit treffe unversöhnlicher Haß!

Leider gerathen die Geschichtschreiber noch außerdem in andere Fehler. Manche verwenden zu viel Fleiß auf die Verzierung und bemühen sich, den Leser in Erstaunen zu setzen. Ihre Angaben nehmen mehr Raum ein, als die eigentliche Erzählung der Begebenheiten. Einige schieben Alles auf die Schuld des unvermeidlichen Schicksals, Andere — mehr Tragödiendichter

als Geschichtschreiber — stellen das Außerordentliche und Wunderbare ausmahlend in den lichtesten Vordergrund, ohne zu bedenken, daß die seltsamen und sonderbaren Begebenheiten nur einmal kräftig wirken, nämlich in dem ersten Augenblick, da man sie vernimmt. Einmal gesehen oder gehört, erregen sie allerdings Bewunderung, indem man als möglich erkennt, was unmöglich schien. Mit dem ersten Reiz aber verschwindet das Interesse, und man verweilt lieber bei dem, was uns näher liegt, sich öfter ereignen kann, und zugleich als ein nachahmungswürdiges und auch erreichbares Ziel vor Augen steht.

Die Geschichte muß den Menschen Lehrerinn seyn. Diese können ihre Lage auf zweierlei Art verbessern, entweder durch eigene oder durch fremde Erfahrung; durch eigene Unglücksfälle werden sie zwar kräftiger, durch fremde hingegen mit geringerem Schaden belehrt. Jedermann wird daher lieber den zweiten Weg wählen als den ersten, folglich einsehen, daß die Erfahrung, die man aus einer pragmatischen Geschichte sammeln kann, der beste Unterricht des Lebens ist, indem sie uns von dem, was unter allen Umständen und zu allen Zeiten gut ist, ein richtiges Urtheil fällen, und zugleich erkennen lehrt, wie wenig dem Glück zu trauen ist, vorzüglich dann, wenn es uns seine vollste Gunst gewährt, und sein ganzes Füllhorn über uns ausgießt. —

Diese Ansicht gibt den Maßstab zu dem Werke des Polybios, welcher, als Augenzeuge und bedeutender Theilnehmer, bei seiner Geschichtschreibung den Hauptzweck hatte, zu zeigen, wie und wodurch die Römer alle damals bekannten Theile des Erdbodens unter ihre Bothmäßigkeit brachten. Hiernach erst läßt sich der Hauptinhalt seines Werkes angeben. Er beginnt, nach-

dem die zwei ersten Bücher, als Einleitung, die Vorgeschichte beschrieben haben, das folgende Buch mit Entwicklung der Ursachen des zweiten punischen Kriegs, und erzählt die folgenden universalhistorischen Ereignisse, von welchen ich hier nur die Hauptumrisse geben kann:

Die Karthager überfallen Italien, zerstören in dessen obern und untern Theilen die Herrschaft der Römer, machen sie fur ihr eigenes Vaterland zittern, und nähren sogar schon die Hoffnung, Rom selbst zu erobern. Zu eben dieser Zeit bekriegt Konig Philipp in Macedonien die Ätolier, und verbindet sich, nach wieder hergestellter Ruhe in Griechenland, mit den Karthagern gegen Rom. Gleichzeitig bekriegen sich die Könige Antiochos und Ptolomäos Philopator wegen Cölesyrien. Prusias aber und die Rhodier unternehmen einen Feldzug gegen die Einwohner von Byzanz. Hier steht der Geschichtschreiber (im sechsten Buche) stille, beleuchtet die romische Staatsform, und zeigt, wie eben diese Verfassung nicht nur zur Eroberung Italiens, Siciliens, Iberiens und Galliens, sondern zuletzt auch zu Karthago's Fall das Meiste beitrug. Nach dieser Betrachtung schreitet der Gang der Begebenheiten weiter: zuerst die Zerstörung der Herrschaft des Hiero in Sicilien, hierauf die Unruhen in Ägypten, da Antiochos und Philippos — nach dem Tode des Ptolomäos — einig werden, sich in das Gebreich des unmündigen Königliches zu theilen, dieser dann Ägypten und Carien an sich reiße, jener Cölesyrien und Phönizien. Die Thaten der Romer und Karthager in Iberien, Lybien und Sicilien, der Seekrieg des Attalos und der Rhodier gegen den Philippos, auch der Krieg der Römer gegen denselben, treten nun vor. Die Ätolier rufen den Antiochos aus Asien und entzünden Krieg zwischen den Romern und Achäern. Niederlage des Antiochos. Er flieht aus Griechenland, und muß alles Land bis an das Gebirge Taurus abtreten. Die Römer erringen die Herrschaft über Asien. Nun

berichtet Polybios die Unfälle der Ätolier und Kephalonier, die Kriege des Eumenes mit Prusias, König von Bithynien, den Galatern, und dem Pharnazes. Dem folgt die Darstellung von der Einigkeit und Verfassung der Peloponnesier, der anwachsenden Macht der Rhodier, der Feldzug des Antiochos Epiphanes nach Ägypten, der persische Krieg, und die Zerstörung des macedonischen Reiches.

Aus der ganzen Geschichte geht deutlich hervor, wie die Römer eine Unternehmung nach der andern wagten, und so die bewohnte Welt jener Zeit sich unterwarfen.

Könnte man aus glücklichen oder unglücklichen Kriegen sowohl über die Menschen selbst als auch über die Staatsverfassungen ein sicheres Urtheil fällen, so würde Polybios, wie er selbst erklärt, *) nach dem frühern Plane mit den zuletzt genannten Ereignissen geschlossen haben, da mit denselben die Zeit von drei und funfzig Jahren geendet war, und zugleich die römische Macht den höchsten Gipfel erreicht hatte. Da sich aber aus dem Erfolg eines Krieges weder über die Sieger noch über die Besiegten mit Gewißheit urtheilen läßt, weil viele bei dem glücklichsten Erfolge, dessen sie sich nicht gehörig zu bedienen wußten, den größten Umsturz des Glückes erfuhren, andere dagegen aus den erstaunlichsten Unglücksfällen, welche sie standhaft ertrugen, oft die wichtigsten Vortheile zogen, so wollte Polybios noch darstellen, welche Gesinnungen und Grundsätze die obherrschenden Römer und ihre Machthaber nach jener Reihe von Siegen annahmen, in Vergleichung mit der Denk- und Handlungsweise, welche die gleichzeitigen Völker sowohl im Privatleben als in der öffentlichen Staatsverwaltung zeigten. Alles

*) Am Anfang des dritten Buches.

dieß gibt endlich das Resultat: ob es für jene Völker gut war, oder nicht, unter Roms Herrschaft zu kommen, und ob diese das Lob oder den Tadel der Nachwelt verdiene.

Besonderer Dank gebührt dem Polybios wegen seiner Sorgfalt für geographische Genauigkeit. Er bereiste in dieser Absicht die entferntesten Länder; durchwanderte Gallien, Iberien und Afrika, drang bis an die Küsten vor, scheute weder Mühe noch Gefahr, um mit eigenen Augen zu sehen, was er beschreiben wollte, und die Fehler seiner Vorgänger zu berichtigen. Um den Übergang des Hannibal über die Alpen mit Wahrheit zu beschreiben und die Beschreibung ganz anschaulich machen zu können, bestieg und untersuchte er selbst dieses Gebirge. *) So erscheint er uns denn im Glanze der vollen Glaubwürdigkeit, und er gewinnt unser ganzes Vertrauen, indem er geradezu erklärt, daß er den Inhalt seiner Geschichte entweder als Augenzeuge selbst erlebt oder von Augenzeugen erfahren habe. **)

Ohne Zweifel trug dieß viel bei zu der ihm eigenen Meisterschaft in den Schilderungen von dem Charakter der verschiedensten Völker, ihren Fähigkeiten und Tugenden, ihren Schwächen und Fehlern.

Die römischen Geschichten des Polybios und Dionysios erweckten in mir den Entschluß, nicht nur die römischen Historiker selbst zu lesen, sondern vorher noch die Ansichten römi-

---

*) Polyb. l. 3.
**) Idem l. 4.

scher Schriftsteller über die Geschichtschreibung zu erforschen, und zu diesem Ende auch die Geschichte der römischen Geschichtschreibung kennen zu lernen.

Rikasio beeiferte sich, mir hierin behülflich zu seyn, und erleichterte mir die Mühe durch seine eigenen Auszüge, die er mir zu benützen gestattete.

Ich versuchte hiernach die folgende Zusammenstellung, welche von den Ansichten römischer Schriftsteller über die Geschichte einen Begriff geben mag:

Die Geschichte ist die Zeugin der Zeiten, das Licht der Wahrheit, das lebende Gedächtniß, die Lehrerinn der Menschen, die Verkünderinn des Alterthums; sie wird aber durch die Kunst des Redners der Unsterblichkeit empfohlen. *) Und dennoch ist es für den Redner schwer, eine Geschichte zu schreiben; ja es gibt vielleicht für ihn kein schwierigeres Geschäft, denn die Regeln der Geschichtschreibung sind in keiner Rhetorik verzeichnet. Desto bestimmter und strenger sind die Pflichten des Geschichtschreibers. Wer weiß, zum Beispiel, nicht, daß es zu dessen ersten Pflichten gehört, keine Unwahrheit zu sagen, keine Wahrheit aus Furcht zu verschweigen, sich bei seiner Darstellung weder durch Gunst noch durch Feindschaft leiten zu lassen? Daß die Geschichte auf solche Grundlagen gebaut seyn muß, ist allgemein bekannt. Um aber das Gebäude selbst aufzuführen, bedarf es der Sach- und Worte. Bei der Anordnung der Sachen muß er sich nach der Zeitfolge und der Lage der Länder richten, und weil man bei großen und denkwürdigen Handlungen zuvor die Anschläge,

*) Cicero de orat. l. 2. c. 9.

dann die Thaten, und endlich die Erfolge kennen zu lernen wünscht: so muß der Geschichtschreiber zuerst über die Anschläge sein Urtheil äußern, dann bei den Handlungen anzeigen, nicht allein was gesagt und geschehen, sondern auch wie es geschehen ist; und wenn er von dem Erfolge redet, so muß er alle Ursachen und Zufälle entwickeln, sie mögen in der Weisheit oder in der Unbesonnenheit der handelnden Personen ihren Grund haben. Auch von den Menschen selbst muß er nicht blos ihre Thaten erzählen, sondern wenn sie sich durch Ruhm und Namen auszeichneten, auch ihr Leben und ihren Charakter schildern. Was aber die Anordnung der Worte und die Art des Vortrags betrifft, so muß die Schreibart leicht und ruhig seyn, in einem sanften und gleichförmigen Flusse dahingleiten und sich von der rauhen Sprache und dem stachlichen Witze der gerichtlichen Rede frei erhalten. Ihr Vortrag verlangt eine gewisse Rundung und eine solche Verbindung der Glieder, daß sie mit leichtem Schritte daherschlüpft, gleich Menschen, die im Gehen einer des andern Hand fassen, dadurch ihre Schritte sichern und in leicht gehobenem Aufschwung haltend gehalten werden. *) Ich gebe zu, daß die Geschichte auch der Poesie verwandt ist; doch kann ich den römischen Rhetorikern nicht beistimmen, wenn sie behaupten, die Geschichte sey gleichsam ein Gedicht in Prosa, zum Erzählen geschrieben, nicht zum Beweisen, und sie gebrauche eben deshalb, um dem Überdruße der Einförmigkeit auszuweichen, mehr Schmuck und Freiheit des Ausdrucks. **)

Freudig überraschte mich das Urtheil des geschmackvollen, kenntnißreichen und bescheidenen Cicero über unsern Herodotus

*) Cicero loco cit. c. 14. — Orator. 39.
**) Quintil. Inst. orat. l. 10. c. 1.

und Thukidides. „Herodotes — sagt der Römer — hat die Geschichte zuerst nach Würde behandelt. Sein Vortrag ist so beredt, daß ich ihn (wenn anders mein Urtheil über griechische Schriften von Bedeutung ist) mit großem Vergnügen lese. Der spätere Thukidides hat nach meinem Urtheile seines Gleichen nicht; er ist so reich an Sachen, daß er beinahe so viele Gedanken als Worte niederschreibt; sein Ausdruck ist so gewählt, so gedrängt, daß man kaum entscheiden kann, ob die Sachen mehr durch die Rede, oder die Worte mehr durch den Gedanken gehoben werden.“ *)

Leider ist das Vortreffliche in der historischen Kunst noch seltener als in irgend einer andern. Wenig Sterne der ersten Größe hat Griechenland, noch weniger Rom. Aber wie ungeheuer ist das Heer der Historiker, welche bald durch den Stoff, bald durch die Darstellung nichtswürdig erscheinen, bald durch beides zugleich. Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit an eine sehr drollige Begebenheit, welche man den Einwohnern der thracischen Stadt Abdera aufbürdet. Diese soll einst eine Epidemie höchst sonderbarer Art befallen haben. Die ganze Stadt wurde auf einmal von einem heftigen, anhaltenden Entzündungsfieber ergriffen, welches zwar nach sieben Tagen abnahm, aber im Gehirn der Genesenden einen gewaltigen Spur zurückließ, indem diese in einer Art von Verrücktheit Tragödie spielten und aus vollem Halse ganze Tiraden deklamirten, besonders aus der Andromeda des Euripides. Alle Straßen wimmelten von bleichen ausgemergelten Tragödienspielern, welche aus Leibeskräften schrieen:

O du, der Götter und der Menschen Herrscher, Amor!

*) De orat. l. 1.

Heftiger Winterfrost machte endlich der Tollheit ein Ende. Die Veranlassung zu der ganzen Geschichte soll Archelaus, ein damals sehr beliebter und berühmter Tragodienspieler gegeben haben, der an einem glühendheißen Sommertage in jenem Stucke bei ihnen gespielt hatte. Die Gluth der Jahreszeit und das Feuer des Tragikers wirkten auf die armen Abderiten so mächtig, daß sie schon im Theater vom Fieber angefallen wurden. Als sie dann herausgingen, hatten sie den Kopf so voll von der holden Andromeda, und der schöne Perseus mit seinem Medusenhaupte in der Hand flatterte so lebendig um ihre innern Sinne herum, daß sie diese Bilder nicht wieder los werden konnten, sondern in ihrem fieberischen Wahnsinn nun selbst Tragödie zu spielen anfingen. *)

Diesem tragischen Abderitenfieber gleicht das Historische. Wie Viele wollten Geschichtschreiber seyn! Wie so Mancher dunkte sich ein Herodot, Thukidides oder Xenophon zu seyn! Und ach, wie so Mancher bildet sich ein, es gebe nichts Leichteres als das Geschichtschreiben, und man brauche dazu weiter nichts, als das, was uns vorkommt, zu Papier zu bringen. Daher alle die Fehler, welche den schlechten Geschichtschreibern aller Zeit anklieben. Ich will hier nicht der Fehler gegen das richtige Denken und gegen die Sprache gedenken; denn diese sind ja in allen Arten von Schriften gleich tadelhaft: ich werde nur diejenigen erwähnen, womit man sich unmittelbar an der Muse der Geschichte zu versundigen pflegt. **)

Einige machen keinen Unterschied zwischen der Geschichte

---

*) Lucian: »Wie man die Geschichte schreiben müsse.« — (Uebers. von Wieland).

**) Nach Lucians eben angeführter Abhandlung.

und der Lobrede. Statt zu erzählen, was geſchehen iſt, ergießen ſie ſich unaufhörlich in übermäßigen Lobpreiſungen, ohne zu bedenken, daß die Geſchichte nicht die kleinſte Lüge ertragen kann, ſo wenig als die Luftröhre das Geringſte leidet, was im Schlucken in ſie hineinkommt. Andere kennen keinen Unterſchied zwiſchen der Geſchichte und der Dichtkunſt, und behandeln jene, gerade als wollte man einen baumſtarken Kämpfer in einen Purpurrock ſtecken, und ihn ſchmücken und ſchminken wie ein Weib. Sie vergeſſen, daß die Geſchichte den höchſten Zweck hat, durch Wahrheit nützlich zu ſeyn, folglich die Schönheit nur eine Nebenrolle ſpielen darf, und zwar nur eine ſolche, die ſich mit der Wahrheit verträgt. Sie behelfen ſich mit ihrer Imagination, und geben das, was ihnen einfällt, mit Dreiſtigkeit für Wahrheit aus. Manche Geſchichtſchreiber machen viel verſprechende und unmäßig lange Einleitungen, indeß Andere ohne allen Eingang in die Mitte hineinſtürzen. Die Erſtern ſetzen den Kopf des Koloſſes von Rhodos auf ein Zwergenkörperchen, indeß die Letztern mit Körpern ohne Kopf daher kommen.

Es gibt auch deren, die gerade das Größte und Denkwürdigſte vorbeigehen oder doch ſchnell darüber weglaufen, bei Kleinigkeiten aber verweilen, und dieſe mit der ausführlichſten und mühſamſten Genauigkeit auseinander ſetzen. Sie gleichen jenen Reiſenden, welche den Jupiter zu Olympia geſehen haben, und dann in ihren Erzählungen — ohne ein Wort von der Schönheit des Ganzen zu ſagen — mit Bewunderung von der Politur des Fußſchemels und von der zierlichen Form der Schuhe ſprechen.

Wer Geſchichte gut ſchreiben will, muß zwei Haupterforderniſſe beſitzen: Scharfſinn ſowohl im Auffaſſen, als auch im Beurtheilen, und das Talent des Vortrags. Dieſes läßt ſich

durch anhaltenden Fleiß, Übung und Studium der beſten Muſter erwerben; jenes aber iſt ein Geſchenk der Natur, deſſen Mangel kein Unterricht erſetzen kann. So wie keine Kunſt Blei in Gold umwandeln kann, ſo vermag auch keine Theorie Eigenſchaften zu erſchaffen, ſondern zeigt nur die rechte Anwendung der ſchon vorhandenen. Soll die Geſchichtſchreibung wahren Nutzen gewähren, ſo muß der Geſchichtſchreiber viel ſeyn und viel leiſten. Er muß politiſche Kenntniſſe mit militäriſchen verbinden, muß einen ſcharfen Blick für Geſchäfte haben und ſelbſt dazu zu gebrauchen ſeyn. Ein Stubenſitzer, der alles, was man ihm erzählt, aufs Wort glauben muß, taugt zum Geſchichtſchreiber durchaus nicht. Dieſer ſey ein Mann von Muth und partheiloſer Unbefangenheit, der nichts fürchtet und nichts hofft; ſonſt gleicht er den ungerechten Richtern, die für baare Bezahlung nach Gunſt oder Ungunſt entſcheiden. Opfert er aber der Wahrheit, ſo wird er ſich's auch zur Regel machen, auf ſeine Zeitgenoſſen keine Rückſicht zu nehmen, ſondern für diejenigen zu ſchreiben, welche ihn künftig leſen werden. Darum konnte Thukydides von ſich rühmen: „Den Ohren wird meine Geſchichte, da ſie nicht mit Fabeln ausgeſchmückt iſt, weniger ſchmeicheln. Wer aber die Thatſachen ſelbſt erforſchen will, und die Erzählung derſelben darum für nützlich hält, weil ähnliche Begebenheiten nach menſchlicher Weiſe einmal wiederkehren werden, der wird Grund genug finden, ſie für nützlich zu halten. Sie ſoll mehr ein Beſitz für ewige Zeiten als ein für den augenblicklichen Genuß ausgearbeitetes Werk ſeyn.“ — *)

Als Alexander die Geſchichte ſeiner Thaten, von dem Schmeichler Oneſikritos geſchrieben, las, ſagte er zu dieſem

*) Thukyd. 1. Buch. 22. Kap. (überſ. von Jacobi).

„Ich möchte wohl nach meinem Tod auf kurze Zeit wiederkommen können, um zu hören, was die Leute dann sagen werden, wenn sie das alles lesen; denn wer es jetzt lobt, glaubt wohl dadurch meine Gunst zu fischen.“ —

Auch diese Rede des großen Königs erklärt deutlich, daß der Geschichtschreiber ein unbestechlicher Freund der Wahrheit seyn und gegen alle Menschen gleich billig denken muß; daß er keinem mehr geben soll, als ihm gebührt, folglich nichts aus Haß oder Freundschaft sagen, auch nichts aus Mitleid verschweigen darf. *) In Allem wisse er das rechte Maß zu halten, auch in Lob und Tadel, damit jenes nicht in Schmeicheley, dieser nicht in Tadelsucht ausarte. Fällt er irgendwo selbst ein Urtheil, so sey es stets mit Thatsachen belegt. Wenn er erzählt, so gehe er mit Leichtigkeit von einem Gegenstande zum andern über, und sey, so viel möglich, überall gleichzeitig zugegen, ohne irgendwo ohne Noth zu verweilen und anderswo auf sich warten zu lassen. Seine Seele sey stets einem reinen, hell polirten und getreuen Spiegel ähnlich, der die Bilder der Gegenstände so zurückgibt, wie er sie aufgefaßt hat, ohne das Geringste an ihrer Gestalt und Farbe zu verändern. Es verhält sich mit dem Geschichtschreiber wie mit einem Phidias, Praxiteles, Alkamenes und jedem andern ihres Gleichen. Sie alle machten weder Gold und Silber, noch Elfenbein oder Marmor; diese Materialien waren schon da, und wurden ihnen geliefert. Ihre Kunst bestand darin, der Materie die Form zu geben, die sie haben sollte. **) Eben so ist es das Geschäft des Geschicht-

*) Lucian in der genannten Abhandlung. — Strabo im fünfzehnten Buch seines geographischen Werkes.

**) Diese Bemerkung Lucians dürfte vielleicht auch auf das gegenwärtige Werk anzuwenden seyn.

ſchreibers, die geſchehenen Dinge in einer ſchönen Ordnung lebendig darzuſtellen; nur dann, wann der Leſer von dem Erzählten eine ſo deutliche und lebhafte Vorſtellung hat, als ſtunde ihm Alles vor den Augen, nur dann darf der Meiſter gewiß ſeyn, daß er ein echtes Kunſtwerk geliefert hat und den Namen eines hiſtoriſchen Phidias verdient. — Was nun den Vortrag und die Sprache betrifft, ſo enthalte ſich der Geſchichtſchreiber alles erkünſtelten Strebens, die Leſer durch Feuer und oratoriſche Täuſchungskünſte zu blenden. Je gedrungener und gehäufter die Gedanken ſind, deſto beſſer; der Vortrag aber habe einen ſanften ruhigen Ton, die Diction ſey ungekünſtelt, der Geſchäftsſprache ähnlich und geſchickt, dem Leſer von der vorliegenden Sache die deutlichſten Begriffe zu geben. Denn ſo wie Freimüthigkeit und Wahrheit in Anſehung der Sachen, ſo muß bei der Darſtellung die möglichſte Klarheit des Styls das Hauptaugenmerk des Geſchichtſchreibers ſeyn. Er darf ſich daher weder ungewöhnlicher und weit hergeholter, noch unedler und gemeiner Wörter und Redensarten bedienen, ſondern nur ſolche wählen, die Jedermann verſteht und der Gelehrte gut heißt. Immerhin mag er ſeine Diction auch durch Figuren heben und lebhafter machen, nur müſſen dieſe weder zu häufig ſeyn, noch gezwungen und unnatürlich erſcheinen, ſonſt thun ſie die Wirkung einer zu ſtark gewürzten Brühe. Es gibt ſogar Fälle, wo ihm poetiſcher Schwung und eine gewiſſe Pracht im Ausdruck geſtattet ſind, insbeſondere bei Beſchreibungen. Gewöhnlich aber muß ſeine Diction auf der Erde einhergehen, ſich nur mit zunehmender Schönheit und Größe der Gegenſtände erheben, und mit dieſen ſtets in gleicher Höhe bleiben. Er hüthe ſich, weder ſcheu zu werden, noch in einen unzeitigen Enthuſiasmus zu gerathen, ſonſt kommt er in die Gefahr, von einer poetiſchen Korybantenwuth über Stock und Stein fortgeriſſen zu werden.

Die eigentliche Erzählung der hiſtoriſchen Begebenheiten

laufe, gleich dem Stamm eines schönen Baumes, saukt und gerade aus, immer sich selbst ähnlich, ohne Auswüchse und Krümmungen; überall blühe die Klarheit hervor, die eine Wirkung der richtigen Verbindung und Entwicklung des Stoffes ist. Alles sey durchaus mit gleichem Fleiße ausgearbeitet und so vollendet daß, wenn er mit einem Stücke fertig ist, das Andere haarscharf in dasselbe passe, und alle Theile, wie eine Kette, in einander greifen, ohne daß die Erzählung jemals abbreche, oder auch Einzelnheiten sichtbar zusammengeflickt erscheinen, sondern das Vorhergehende immer mit dem Folgenden so genau und unmerklich verbunden werde, daß Alles aus einem Stücke gearbeitet zu seyn scheint.

Zu einem reichhaltigen Stoffe gehört ein rascher Gang der Erzählung; doch muß dieser nicht durch Wortkargheit und Kürze, sondern dadurch bewirkt werden, daß der Erzähler bei wichtigen Dingen nicht länger, als nöthig ist, verweile, bei unbedeutenden vorübereile, ja, manches ganz übergehe, und stets an Herodotos denke; welcher sagt: „Er habe seine Geschichte geschrieben, um zu verhindern, daß die erzählten Begebenheiten nicht durch die Zeit nach und nach erlöschen, sondern ihrer Größe und Schönheit wegen in immer frischem Angedenken erhalten werden." — *)

*) Lucian am angeführten Ort.

II.

Die Römer sind auf ihre Geschichtschreiber stolz; selbst über die Unvollkommenheit der frühesten halten sie — gleich einer Ägide — die Bemerkung, daß die ältesten griechischen Historiker nicht besser geschrieben haben, als ihr Fabius Pictor, ihr Piso Frugi, und ihr Cato der Censor. *)

Diese Behauptung hat allerdings guten Grund, kann aber weder unsern griechischen Geschichtschreibern nachtheilig seyn, noch den römischen zum Vortheile dienen.

Über die ersten römischen Geschichtschreiber läßt sich nur wenig sagen, und selbst dieses Wenige ist nur Vermuthung, indem bei der Einäscherung Roms durch die Gallier — (im Jahre 365 nach Erbauung der Stadt) — die meisten Schriften, zugleich mit so vielen andern Denkmählern, zerstört wurden. Daher die Staats- und Kriegsgeschichte Roms erst von der Zeit an deutlicher und zuverläßiger erzählt werden kann, da die neugeborne Stadt gleichsam aus dem alten Stamm herrlicher und fruchtbarer wieder emporwuchs. **)

*) Cicero de orat. l. 2. c. 12.
**) Livius l. 6. c. 1.

Nach dem Abzuge der Gallier ließen die neuerwählten, mit consularischer Macht bekleideten Kriegstribunen die noch vorhandenen Denkmähler sogleich aufsuchen, insbesondere die Gesetze der zwölf Tafeln, die Friedensverträge, und einige königliche Verordnungen, welche von den spätern Geschichtschreibern benutzt wurden. *)

Bei den Römern jener alten Zeit hieß aber: eine Geschichte schreiben, nichts weiter, als Jahrbücher verfertigen; denn um das Andenken der Staatsbegebenheiten zu erhalten, war es seit der Gründung des römischen Staats bis auf den Pontifex Maximus: Publius Scävola, **) gebräuchlich, daß der jedesmalige Pontifex Maximus die Vorfälle in jedem einzelnen Jahre auf eine Tafel schrieb, welche er in seinem Hause aufstellte, damit jeder ihren Inhalt lesen konnte. Diese Art zu schreiben, fand unter den Römern viele Nachahmer, welche, ohne auf Schönheit des Vortrags zu achten, die Kürze für dessen einzige Zierde hielten, trockene Nachrichten hinterließen, und schon damit zufrieden waren, wenn das, was sie berichteten, verstanden wurde. ***)

Zu den frühesten historischen Denkmählern der Römer gehören auch die schriftlichen Nachrichten über einzelne große Männer und die bei den Begräbnissen gehaltenen Lobreden. Sie wurden von den Verwandten als Familien-Denkmähler und als Familien-Kleinode aufbewahret. Der Reden bediente man sich aber nicht nur, wenn irgend einer aus der Familie starb,

---

*) Livius an der angeführten Stelle.

**) Im Anfange des siebenten Jahrhunderts nach Roms Erbauung ungefähr um das Jahr 600.

***) Cicero de orat. I. c. 16.

sondern auch, um das Andenken ruhmlicher Thaten des G. schlechtes zu erhalten, theils auch den Glanz des Adels zu ver breiten. Durch jene Lobpreisungen erlitt die Geschichte manche Verfälschung, indem Ungeschehenes als Thatsache niedergeschrieben wurde, erlogene Triumphe, mehrere dem Verstorbenen ange dichtete Consulate, ja selbst falsche Einschiebungen von Plebejischen gemeiner Abkunft in fremde und edlere Geschlechter daß Statt fanden. *) Dieses trügerische Aneignen von Thatenruhm und Ehrenname verursachte eine solche Lügenhaftheit, daß man sogar falsche Inschriften auf Bildnisse setzte. Die entstehende Verworrenheit von Thatsachen und Urkunden erreichte einen solchen Grad, daß die spätern Historiker sich auf keinen Schriftsteller jener Zeit ganz verlassen konnten. **) Zwar spärliche, aber doch reinere, Quellen blieben die Verzeichnisse der Censoren der Consuln, der merkwürdigsten Ereignisse unter jedem Consulate und die öffentlichen Urkunden der Magistrate. Ich sah bei meinem Aufenthalt in Rom noch einige derselben; sie waren auf hölzerne, mit feiner weißer Leinwand überzogene, Tafeln geschrieben. ***) Auch zeigte man mir einige noch wohlerhaltene Bundesverträge aus früher Zeit; so sah ich im Tempel des Jupiter Fidius auf einem hölzernen Schilde das Bündniß des Tarquinius mit den Sabiniern, im Tempel des capitolinischen Jupiter auf ehernen Tafeln die mit den Karthagern geschlossenen Verträge und im Dianentempel eine Säule, worauf das Bündniß mit den Latinern eingegraben war; die Buchstaben hatten die Gestalt der ältesten griechischen. †)

---

*) Cicero in Bruto cap. 16.
**) Livius l. 3. c. 40.
***) Idem l. 4. c. 7 et 23. — Dionys. Halic. l. 4.
†) Dionys. Halic. l. 4. — Polybius l. 3.

Noch wesentlichere Verfälschungen mußte die römische Geschichte durch manche Griechen erfahren, welche dieselbe zu schreiben unternahmen, und nicht immer gute Quellen hatten, häufig auch die Verfassung des Römerstaates zu wenig kannten, manchmal wohl auch aus Scheelsucht die römische Größe zu verkleinern suchten. Hierher gehören: Theophrastos, der erste unter den Ausländern, welcher über die Römer schrieb; nach ihm: Klitarchos, Antiochos von Syrakus, Diokles von Peparethos, Promathion, Athenodoros, Herodotos von Trözene, Posidonios, Philinus u. a. Manche der ältern Römer haben die Geschichte ihrer Stadt in griechischer Sprache geschrieben.

Der erste Römer, welcher die Geschichte seines Vaterlandes in der Sprache Latiums vortrug, war Fabius Pictor, Priester des unter dem Namen Quirinus vergötterten Königs Romulus. Er lebte zur Zeit des zweiten punischen Krieges, welcher im Jahre 535 nach Roms Erbauung begann, und wurde während desselben nach Delphi gesendet, um das Orakel zu befragen, durch welche Gebete und Feste man die Götter versöhnen könne, und welches Ende die vielen Niederlagen nehmen würden. *) Man rühmt zwar des Mannes Gelehrsamkeit, seine historische Treue wird aber bezweifelt. Man beschuldigt ihn, er habe die Thaten und Tugenden der Römer übermäßig vergrößert, jene der Karthager zu sehr verkleinert: So z. B. machte er Asdrubals unermeßliche Habgier und seine Herrschaft nebst dem, den Saguntinern zugefügten Unrecht, zur Hauptursache des zweiten punischen Krieges, und behauptete, Hannibal habe, gegen den Willen der Karthager, die Römer bekriegt. **)

---

*) Livius [illegible]

**) Polyb. [illegible] — Plutarch. Maior. [illegible]

Nach ihm schrieben Cincius Alimentus und C. Acilius römische Annalen in griechischer Sprache. Ihnen folgten Fannius, Libo, Posthumius Albinus, Cn. Gellius, Lutatius, Valerius aus Antium, und andere, von welchen ich nur den Piso Frugi erwähne, welcher zu Anfang des siebenten Jahrhunderts nach Roms Erbauung lebte, und nach einander die Würden eines Volkstribuns, Consuls und Censors bekleidete. Von den meisten dieser frühern Historiker kennt man jetzt nur ihre Namen noch, oder einzelne Stellen welche von spätern Schriftstellern angeführt werden.

Als Mann und als Geschichtschreiber merkwürdig blieb den Nachkommen der alte M. Cato der Censor, geboren im Jahre 519 nach Roms Erbauung. Das Gewicht seiner Wahrheitsliebe, seiner Gerechtigkeit und Mäßigkeit, verbunden mit dem Ernst seines strengen Charakters, haben ihm im Consulat, im Censoramt, in der Verwaltung Sardiniens, und als Besieger der Celtiberer in Hispanien, die Ehrfurcht seiner Zeitgenossen und die Bewunderung der Nachwelt erhalten. Man gab ihm den Beinamen des Weisen, man wagte sogar, ihn über den Sokrates zu erheben. *)

Seine Rechtskenntniß und Staatsklugheit — noch mehr aber seine an Starrsinn gränzende Charakterstärke, verschafften ihm in allen öffentlichen Angelegenheiten einen entscheidenden Einfluß. Von einer einmal gefaßten Ansicht konnte nichts ihn abbringen. Ein Beispiel mag genügen. Gab er im Senat seine Stimme, so schloß er jedesmal mit den Worten: „Karthago werde vernichtet!“ — Er schrieb ein historisches Werk, dem er den Titel Origines gab, weil es nur Nachrichten von

*) Cicero de claris oratoribus. Plutarch im Leben des Cato.

Ursprung der italischen Völkerschaften und von der Gründung ihrer Städte enthielt. Eine zusammenhängende Geschichte würde man darin vergebens suchen.

Cato, Piso und Fab. Pictor sind ungefähr von der Art, wie bei uns Griechen die ältesten Geschichtschreiber, Akusilaus, Pherecydes und Hellanikos aus Mitylene, das heißt: schwach und dürftig. *)

Der erste römische Historiker, welcher sich etwas über das Alltägliche erhob, war Cölius Antipater, in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts. Er nahm dem Vortrag das Schroffe und Rauhe, gab der Darstellung mehr Glätte und einen edleren Ton; doch vermißen einsichtsvolle Männer bei ihm Gelehrsamkeit, rednerische Fülle, paßende Wortstellung, den sanften Fluß der Rede, und die verschönernde Zierde kunstreich eingewebter Betrachtung. **)

So hatten die Römer bis zu Cicero's Zeit noch kein historisches Werk von Bedeutung. Sie konnten aber auch nichts Vorzügliches erhalten, da man bei ihnen die Beredsamkeit in keiner andern Absicht ausbildete, als um sich durch die Vertheidigung gerichtlicher Streitsachen Ruhm zu erwerben. Wie ganz anders war dieß in unserm Griechenland, als dessen schöne Zeit blühte, wo Redner, Philosophen und Staatsmänner, unbekümmert um Gerichtshändel, in der Geschichtschreibung, als einer selbstständig darstellenden Kunst, wetteiferten!

Meine Vorliebe für diese Männer loderte in voller Begei-

*) Cicero de legibus. I. 1. c. 6. — S. Anmerkung 5.
**) Cicero de orat. I. 2. c. 12. — Val. Maxim. I. 8. c. 7.

sterung auf, da Rikasio mir ihre Werke in einem besondern Fach seiner Bibliothek zeigte. Wie freute ich mich, hier die Darstellung der sicilischen Geschichte von zwei eingebornen Sicilieru zu finden, dem Tauromenier Timäos und dem Syrakuser Philistos, einem Nachahmer der düstern Großartigkeit des Thukydides. Hier gewährten mir auch Theopompus von Chios und Ephorus aus Cuma in Äolien, zwei Schüler des Isokrates, erneutes Entzücken, jener durch die Geschichte des großen Philippos, dieser durch seine griechische Geschichte; nicht minder Kallisthenes, der Schüler des Aristoteles, sowohl durch seine historische Darstellung der Thaten Alexanders, dessen Gefährte er war, als auch durch seine Geschichte der Griechen vom antalcidischen Frieden bis auf die Plünderung des Tempels zu Delphi. *)

Nach dem Cölius Antipater bis zu Cicero's Zeit nennt Rom eine Menge von Geschichtschreibern, deren größerer Theil jedoch — matt und roh — an Werth hinter jenem zurückblieb. So ist z. B. die Geschwätzigkeit des Licinius Macer eben nicht ohne Geist, doch hätte er denselben lieber aus griechischen als aus den dürftigen römischen Werken jener Zeit schöpfen, und die eingeflochtenen, eben so langen als unschmackhaften, Reden ganz weglassen sollen.

Cornelius Sisenna hascht wohl nach Schönheit, aber ungefähr so, wie die Kinder nach Glanz und Farbenspiel. Ich glaube nicht, daß er einen einzigen unsrer griechischen Geschichtschreiber gelesen hat. **)

*) S. Anmerkung 6.

**) Cicero de legibus l. 1. c. 7. — Acead. Quaest. l. 1 c. 3. — Valer. Maxim. l. 8. c. 7. — Sueton. de illust. Grammat. c. 23.

Außer den genannten versuchten sich in der Entwickelungsperiode der historischen Kunst: Der Rechtsgelehrte und stoische Philosoph Q. Älius Tubero, der Consul P. Rutilius Rufus, der Kriegstribun P. Sempronius Asellio, ferner Cassius Hemina, Claudius Quadrigarius, C. Aufidius, Q. Hortensius Ortalus, Cicero's Nebenbuhler in der gerichtlichen Beredsamkeit, Pomponius Atticus, Mutianus, Valerius Soranus und M. Terentius Varro, jener unermüdliche Polygraph, der auf demselben Sterbelager seinen Geist aufgab, worauf er seine Werke endigte, von Vielen bewundert, von Frechen ein Schwein genannt. *)

*) Sueton. loco cit. — Die genannten Historiker werden von Dionysius von Halikarnaß, Livius, Cicero, Vellej, Paterculus, dem ältern Plinius, Aul. Gellius, Pontico, Macrobius, Polyb u. a. angeführt.

III.

Die eigentliche historische Kunst der Römer begann mit Cajus Julius Cäsar. Durch seine Thaten nicht minder herrlich als durch deren Erzählung, steht er gleich groß da — als Held der Geschichte und als Geschichtschreiber.

Er ward geboren im Jahre 655 nach Roms Erbauung. *) und endete sein thatenreiches Leben im Jahre 710. Seine Abstammung aus dem edlen Geschlechte der Julier stellte schon den Knaben auf einen hohen Standpunkt.

Er, der in fünfzehn Schlachten kämpfte; er, dessen Siege — außer jenen der bürgerlichen Kriege — mit dem Tode von eilfhundert zwei und neunzig tausend Feinde errungen worden; er, der schrecklich in seinem Zorn und dennoch human, ja unübertroffen großmüthig gegen seine Feinde und edel im Verzeihen war; er, der für Schauspiele, öffentliche Feste und Gebäude, erbeutete Schätze verwendete; er, der sich früher von Üppigkeit, Ehrgeiz und andern Leidenschaften so oft hinreißen ließ, und dennoch die Selbstbeherrschung besaß, die nach der

*) Im Jahre 101 vor Chr. Geb.

Schlacht bei Pharsalis erhaltenen Briefe seines großen Feindes Pompejus angelesen zu vernichten; — er entwickelte die schöne Mannichfaltigkeit seiner Seelenkräfte als Knabe überraschend, als Jüngling herrlich. Das ihm wie angeborne Talent der Beredsamkeit bildete der Grieche Apollonius Molon aus, der auch Cicero's Bildner war.

Das schnell gereifte Vermögen dieses Feuergeistes gewann so umfassende Kraft, daß er zugleich hören, lesen und schreiben, ja zugleich sieben verschiedene Briefe dem Schreiber angeben konnte. *)

Cäsars leidenschaftlicher Charakter duldete nicht lange das stille Blumendaseyn der Jugend und der Schule. Das früherwachende Gefühl der Thatkraft drängte ihn, in das Leben einzugreifen. Dazu fand er in den stürmischen Zeitumständen sehr bald die erwünschte Gelegenheit.

Rom brannte und blutete in den Bürgerkriegen des Marius und Sylla. Der Jüngling Cäsar, eigenmächtig und kühn, sammelt selbst Krieger und zieht gegen den mächtigen König Mithridates. Zu Gades in Spanien entflammt das erblickte Bildniß des großen Alexanders seinen Ehrgeiz noch mehr. Siegreich kehrt er nach Rom zurück, stürzt sich in ungeheuere Schulden, gewinnt aber die Volksgunst durch Prachtaufwand in Spielen und Festen, durch ein wohlthätiges Ackergesetz und durch bewirkte Erlassung der Pachtgelder. Nun häuft er Siege

*) Plinius hist. nat. l. 7. c. 25. — Plutarch in Ciceronе et Caes. — Valer. Maxim. l. 4. c. 3. — Cicero de Oratore l. 3. c. 17. — Seneca de ira l. 2. c. 23 — Idem de benef. l. 5. c. 16.

auf Siege in Spanien, Gallien, Germanien, Helvetien und Brittanien. Mit unermeßlichen Schätzen kehrt er wieder nach Rom zurück. Groß durch Ruhm, Macht und Reichthum, stellt er sich dem ersten Mann seiner Zeit entgegen, dem bewunderten gewaltigen Pompejus. Ein neuer Bürgerkrieg entbrennt, Rom, selbst die Provinzen werden von der Flamme ergriffen. Sieg oder Vernichtung ist die Loosung der beiden ergrimmten Werber um die Alleinherrschaft, deren keiner einen höheren über sich dulden will. Ein römischer Dichter — Lucanus — hat den Kampf dieser beiden Nebenbuhler der Größe zum Gegenstand eines Epos gewählt, worin er den Kontrast der Charaktere mit scharfen Umrissen und glühenden Farben zeichnet:

— — Sie beide spornt wetteifernde Thatkraft.
Du, Pompejus, besorgst Verdunkelung alter Triumphe
Durch den neuern Glanz und des krieg'rischen Lorbers Verwandlung;
Dich, o Cäsar, rächet empor gelungener Mühen
Recht' und ein Glück, das nimmer der zweiten Stelle sich füget.
Keinen vor sich duldet Cäsar, und keinen Pompejus
Neben sich. Nicht ists zu entscheiden, welcher mit mehr Recht
Waffen ergreift. Nur jeden spricht ein gewaltiger Richter:
Göttern gefiel des Siegers Sach', des Besiegten dem Cato. *)
Ungleich an Kraft begannen den Kampf sie, der Eine in Jahren
Greisend und milder durch langen Gebrauch der friedlichen Tage,
Hat in der Ruhe den Feldherrn verlernt; dem Ruhme nachstrebend,
Spendet er Gaben der Menge, getrieben vom Hauche der Volksgunst.
Ihn erfreute das Beifallgerauscht' in seinen Theatern;
Er denkt nicht an Erneuung der Kraft. Auf fahrem Glück ruht
Sein Vertrau'n; des großen Mannes Schatten nur steht noch.
So prangt hocherhaben im Fruchtgefilde die Eiche,
Alte Trophäen des Volks und Weihgeschenke der Feldherrn
Tragend. Nicht mehr haftet sie fest an festigen Wurzeln,

*) S. Anmerkung 7.

Stirbt nur durch eigene Last. Die nackten Äste verbreitend
Durch die Lüfte hin, schattet nicht mehr das Gezweige, der Stamm nur.
Zwar neigt sie sich zum Sturz beim ersten Hauche des Ostwinds,
Und ringsum erbeben sich Wälder in sprossender Fülle:
Doch sie allein wird verehrt. — Aber nicht nur die Größe des Namens,
Ward dem Cäsar und Feldherrnruhm, auch ein ruhelos vorwärts
Drängender Geist und die einzige Scham, nicht zu siegen im Kriegskampf,
Heftig und unbezähmbar, dahin, wo Hoffnung und Zorn ruft,
Auszustrecken die Hand, nie schonend des blutigen Schwertes,
Treibt er aufs äußerste was ihm gelingt, folgt hastig der Glückshuld,
Schleudert hinweg, was, dem Höchsten nachstrebend, sich ihm in den
Weg stellt.
Und erkennet sich, Bahn zu brechen durch Tod und Verheerung.
Also zückt, den Wolken entrafft von den Winden, ein Blitzstrahl
Unter dem Donnergeroll der erschütterten Luft und des Weltalls
Krachen, erhellt zum Tode die Nacht, schreckt bebende Völker,
Trifft die geblendeten Augen mit schräg hinfahrenden Flammen,
Tobt erst gegen sich selbst im eigenen Raume, verläßt ihn
Ungehindert, zerstört im Fallen und wenn er zurückkehrt,
Weit umher, und sammelt die Glut der verschwendeten Funken. *)

So Cäsar, der in der Schlacht bei Pharsalis in Thessalien den Pompejus vernichtet, bei Munda in Spanien dessen Söhne und Anhänger. Triumphirend zieht er in Rom ein, das ihn, der eine Fülle großer Eigenschaften in sich vereiniget, als Vater des Vaterlands begrüßt. Zum beständigen Dictator und einzigen Imperator ernannt, trifft er nun heilsame Einrichtungen zum Wohle des wunden Staats und ist — noch ohne den Titel — Alleinherrscher, ja halbgott, in eigenen Tempeln von eigenen Priestern gefeiert. Aber schon erwacht

---

*) Übersetzt vom Herausgeber.

gegen des überglücklichen Macht und Glanz der dunkelbrütende Groll der Verschwörung und der Tag, der sein Haupt mit dem Diadem schmücken soll, stürzt den Beneideten, von meinem Namensgenossen Artemidoros gegen den drohenden Frevel vergebens gewarnt — in der Curie des Pompejus — in die Todesnacht, durchbohrt mit drei und zwanzig Dolchstichen, weniger von seinen Feinden als von solchen Freunden, deren unersättliche oder unrechte Hoffnungen und Wünsche er nicht befriedigt hatte, weil er sie nicht befriedigen konnte, er, der sich seiner Siege edler als irgend Einer bediente, da er sich nichts als das Vertheilungsrecht vorbehielt. *) Die Mörder flohen, von panischem Entsetzen ergriffen, und verfolgt von der Rache, welche keinen derselben natürlichen Todes sterben ließ, manchen sogar zum Selbstmord trieb — mit dem Dolche, den sie in Cäsars Blut getaucht hatten; aber der Vergötterte lebte fort in der Liebe des Volkes und sein Name wurde der Schmuck seiner Nachfolger. **)

Oft wird des Menschen Inneres durch das, was er sagt, noch mehr beleuchtet, als durch das, was er thut, weil die Handlungen gewöhnlich mit Vorbedacht unternommen werden, die Worte aber den kaum entstandenen Gedanken seinem Eigenthümer entreißen; beinahe dem schnellen Blitz gleich, welcher, kaum geboren, auch schon seiner Wolke entfährt. Dieß bewegt mich, hier nebst einzelnen Charakterzügen auch einige von Cäsars Äußerungen anzuführen, welche die Denkungsart, die Handlungsweise, und die Menschenkenntniß dieses — nach

---

*) Seneca de ira l. 3. c. 30.

**) Sueton: und Plutarch in Cäsars Leben.

dem Romulus — größten und wichtigſten Mann Roms, zeigen werden.

Von dem Brutus ſagte Cäſar: „Es kommt viel darauf an, was er will; denn was er will, das will es mit aller Kraft.“ — Und dieſem Brutus rief, der ſterbende Cäſar, ihn unter ſeinen Mördern erblickend, in griechiſcher Sprache zu: „Auch du biſt einer von dieſen, auch du, mein Sohn!“ — *)

Als Cäſar erfuhr, Cicero ſitze ſchon längere Zeit in ſeinem Vorgemach, auf Gehör wartend, ſagte er zu einem vertrauten Freunde: „Darf ich jetzt noch zweifeln, daß ich ſehr verhaßt bin, da Cicero hier ſitzt und, auf eine ihm ſehr läſtige Weiſe, meiner harrt? Nimmt Einer dergleichen Dinge leicht, ſo iſt es dieſer und dennoch zweifle ich nicht, daß auch er mich haßt.“ — **)

Als Cäſar nach der pharſaliſchen Schlacht die Menge der Todten und Fliehenden erblickte, rief er aus: „Das haben ſie gewollt. Nach ſo vielen großen Thaten würden ſie den Cäſar zum Tode verurtheilt haben, hätte er ſein Heer entlaſſen. ***)

---

*) Sueton. in J. Caesare. c. 82. — Cicero epist. ad Atticum XIV. 1.
**) Idem ad Att. XIV. 2.
***) Sueton. in Caes. c. 30. — Plutarch in Caes.

Als Cäsar aus seiner Provinz Gallien kommend, bei den ihn erwartenden Cohorten am Flusse Rubicon, der Gränzscheide Italiens, eintraf, stand er stille, überdachte die Größe seines Unternehmens und wendete sich dann an die zunächst Stehenden mit den Worten: „Auch jetzt noch können wir zurückkehren. Sind wir aber einmal über dieses Brückchen gegangen, dann muß Alles mit den Waffen entschieden werden.“ — Und dennoch blieb Cäsar seinem oft ausgesprochenen Grundsatze: „Er tödte nur die Bewaffneten“ stets getreu. Hätte ihm nicht sein Geist die Unsterblichkeit erworben, so würde seine Güte sie errungen haben. *)

Als Cäsar dem sehr starken, von drei Legaten befehligten Heere des Pompejus in Spanien entgegenrückte, sagte er: „Ich ziehe nun gegen ein Heer ohne Heerführer, ist es geschlagen, dann werde ich einen Heerführer ohne Heer aufsuchen. **)

Als er, an der afrikanischen Küste landend, beim Aussteigen aus dem Schiffe, glitt und fiel, rief er: „Afrika, ich halte dich fest!“ ***)

---

*) Sueton. c. 31. — Seneca de benef. V. 16.
**) Id. c 34.
***) Id. c 59.

Einen fliehenden Legions-Adlerträger faßte Cäsar einst beim Halse, wendete ihn um und rief dabei: „Dort sind die Feinde!“ *)

Sah Cäsar seine Krieger durch ein Gerücht von der Stärke des feindlichen Heeres in Schrecken gesetzt, dann pflegte er weder zu läugnen noch zu verringern, vielmehr zu vergrößern und die Menge der feindlichen Streitkräfte den Zagenden gleichsam vorzumessen. Als Solchen einst das anrückende Heer des mauritanischen Königs Juba in Afrika furchtbar schien, ließ Cäsar sie zusammen rufen und sprach: „Wisset, in wenig Tagen wird der König hier seyn mit zehn Legionen, dreißigtausend Reitern, hunderttausend Leichtbewaffneten und dreihundert Elephanten. Höret denn auf, zu forschen und zu vermuthen, und glaubet mir, der ich Gewißheit habe, oder ich werde die Verzagten dem ältesten Schiff aufladen lassen und sie Preis geben den Winden und Wellen.“ —

Auf ähnliche Weise begegnete Cäsar den Verzagten seines Heeres vor einem Treffen gegen die Germanier und ihren König Arioviſt. Er versammelte die Krieger um sich, hielt eine Rede, rieth den Feigen, sich der Gefahr zu entziehen und heim zu gehen. „Ich,“ schloß er, »der ich kein schlechterer Feldherr zu seyn glaube als Marius, werde im Nothfall mit der tapfern zehnten Legion allein dem Feinde entgegen gehen.« — Die ausgezeichnete Legion dankte für das ehrende Vertrauen, und die Furchsamen fühlten sich muthbegeistert. Cäsar griff an — und die Leichen von achtzigtausend Feinden bedeckten das Schlachtfeld. **)

*) Plutarch.

**) Sueton. c. 66. — Plutarch. in Caes. — Caesar. de

Als man ihm die Nachricht brachte, daß Cato, sein heftiger Gegner, sich selbst das Leben genommen habe, sagte er »Ich beneide dich, Cato, um deinen Ruhm, wie du mich um den meinigen beneidet hast. Deinen Tod mißgönne ich dir, denn du hast mir deine Erhaltung nicht gegönnt.« — Cato's Kindern ließ er ihr väterliches Erbe unverletzt zukommen. *)

Als er nach Alexandria kam und man ihm das Haupt des ermordeten Pompejus brachte, wendete er sich mit Schaudern von dem Anblick, und mit Abscheu von dem Überbringer, vergoß Thränen, ließ den Kopf feierlich verbrennen und über dem Aschentopf einen Tempel der Nemesis bauen.

So zeigte sich Cäsar gegen zwei Männer, die im Leben seine heftigsten Feinde waren. Als er in der Folge auch die niedergeworfenen Bildsäulen des Pompejus wieder aufrichten ließ, bemerkte Cicero darüber, Cäsar habe dadurch seine eigenen befestiget. **)

Ein falsches Gerücht beschuldigte den frechen Clodius eines geheimen Einverständnisses mit Pompeja, Cäsars Gemahlinn. Cäsar selbst maß der Lüge keinen Glauben bei — und dennoch trennte er sich von Pompeja. Auf die Frage nach der Ursache

---

bello gall. l. 1. c. 40. — Jul. Frontinus Strategem. l. 4. c. 5.

*) Val. Maxim. l. 5. c. 1. — Plutarch in Caesare.

**) Plutarch eod. et in tractatu de capienda ex hostibus utilitate. — Appian. hist. rom. l. 2. c. 90.

der Trennung antwortete er: »Cäsars Gemahlinn darf nicht einmal ein Verdacht treffen.« *)

Als er auf einer Reise über die Alpen bei einem kleinen ärmlichen Städtchen vorüberkam, warf Einer von seinen Begleitern scherzend die Frage auf: »Ob wohl auch hier Ehrgeiz, Rangsucht und Neid ihr Wesen treiben?« — Aber Cäsar betheuerte in vollem Ernste: »Er möchte dennoch lieber in diesem dürftigen Städtchen der Erste, als in Rom der Zweite seyn.« **)

Nach dem großen, über Pharnakes, den Sohn und Thronfolger des Mithridates, errungenen Siege, welcher das Werk einer einzigen Stunde soll gewesen seyn, schrieb Cäsar, um des Sieges Schnelligkeit nach Rom zu melden, an seinen Freund Amintius die unsterblich gebliebenen Worte: „Veni, Vidi, Vici.“ — ***)

Cäsar war hager und von schwächlicher Leibesbeschaffenheit; er litt sogar an der fallenden Sucht, machte aber die kriegerische Lebensweise zum abhärtenden Heilmittel, genoß gemeine Kost, schlief unter freiem Himmel, und verwendete selbst die Zeit der

---

*) Plutarch in Caesare.
**) Idem.
***) Idem. — Auctor de bello Alexandr. c. 72.

Ruhe zur Thätigkeit. Von frühester Jugend an ein leidenschaftlicher Reiter, ließ er, die Hände auf den Rücken gelegt, das Pferd im vollem Trabe laufen. Als man ihm einst vor dem Treffen gegen die Helvetier sein Pferd vorführte, wies er es zurück, mit den Worten: »Dieß soll mir nach errungenem Siege zum Verfolgen der Feinde dienen.« — Er that den Angriff zu Fuß, hielt sich selbst Wort, und legte den Besiegten die Verbindlichkeit auf, das verödete Land und die zerstörten Städte wieder zu bauen. *)

Die Arverner, ein gallisches Volk, zeigten in einem ihrer Tempel ein Schwert, vorgebend, es sey eine dem Cäsar abgenommene Beute. Cäsar selbst sah dasselbe in der Folge dort hängen. Seine Freunde, erzürnt über die vermessene Lüge, wollten es wegnehmen; Cäsar gestattete es nicht, weil jene dieses Schwert als ein Kleinod betrachteten. **)

Die erstern Ausbrüche seiner Feindschaft gegen Cäsar begann Pompejus damit, daß er von jenem die zwei Legionen forderte, die er ihm zum gallischen Kriege geliehen hatte. Cäsar schickte sie ohne Weigerung zurück, beschenkte aber jeden Mann mit zweihundert und fünfzig Drachmen. ***)

---

*) Plutarch l. cit. — Caesar de bello gall. l. 1. c. 2. etc.
**) Plutarch.
***) Etwas über 53 Thaler. — Plutarch. — Caesar de bello civ. l. 1.

Als Cäsar im Kriege mit Pompejus zu Apollonia — einer Stadt in Illyrien am adriatischen Meer — in große Bedrängniß gerieth, faßte er den kühnen Entschluß, ganz allein nach Italien überzuschiffen, und bestieg, in ein Sclavenkleid gehüllt, zur Nachtzeit ein Boot, obgleich feindliche Schiffe das Meer durchkreuzten. Kaum waren sie vom Ufer, als der Wind stürmte, die See emporschwoll. Schon wollte der Steuermann umkehren, taub gegen Drohung und Bitte. Da faßte Cäsar die Hand des Verzagten und gab sich zu erkennen mit den Worten: „Du fuhrst den Cäsar und sein Glück!“ — Steuermann und Ruderer vergaßen des Sturms. *)

Einer von den alten Soldaten hatte sich, wegen widerrechtlicher Eingriffe in die Ländereien seiner Nachbarn, vor Cäsars Richterstuhl zu vertheidigen. Der Mann fing seine Schutzrede so an:

Soldat. Erinnerst du dich, Feldherr, daß du die in Spanien bei Sucro den Fuß verdrehtest? Und als du dich in der steinigen Gegend, bei der brennendsten Sonnenhitze, unter einen Baum setzen wolltest — er gab wenig Schatten und war der einzige, welcher aus dem nackten Fels hervorwuchs — erinnerst du dich — daß einer deiner Soldaten die seinen Mantel unterbreitete?

Cäsar. Ich schmachtete vor Durst, aber mein beschädigter Fuß gestattete mir nicht, zur nächsten Quelle zu gehen. Ich

---

*) Plutarch. — Dio Cass. l. 41. c. 40. — Florus, l. 4. c. 2.

mußte auf den Händen hinkriechen, hätte nicht einer von meinen Soldaten, ein wackerer Mann, mir in seinem Helme Wasser gebracht.

Soldat. Würdest du wohl, Feldherr, jenen Mann und jenen Helm wieder erkennen?

Cäsar. Den Helm nicht, wohl aber den Mann; doch bist du dieser Mann nicht.

Soldat. Es ist wohl sehr natürlich, daß du mich nicht kennest; denn ich war damals noch unverletzt. Nachher wurde mir in der Schlacht bei Munda ein Auge ausgestochen und man nahm mir Knochen aus dem Kopf. Eben so wenig würdest du auch den Helm erkennen, denn ein spanisches Schwert hat ihn gespalten.« —

Cäsar hob das Gericht auf und schenkte dem Soldaten die Grundstücke, welche der Gegenstand des Streites waren. *)

Als Pompejus in einem Treffen gesiegt hatte, aber, ohne die Fliehenden zu verfolgen, sich in sein Lager zurückzog, sagte Cäsar: »Heute hat sich der Sieg auf die Seite der Feinde geneigt; sie haben aber keinen Führer, der zu siegen weiß.« —

Als Pompejus seinem, bei Pharsalus in Schlachtordnung gestellten, Heere den feindlichen Angriff zu erwarten befahl, erklärte Cäsar dieß für einen großen Fehler, weil es den Krie-

---

*) Seneca de benef. l. 3. c. 24.

gern jenen feurigen Muth benahm, welcher durch das Aufstürmen gegen den Feind erweckt wird. *)

An Klugheit im Benehmen und in der Wahl der Mittel kam wohl kein Römer dem Cäsar gleich. Hier nur einige Züge seines Klugheitsystems: Er hatte die Maxime, das was er für sich suchte, nie selbst, sondern stets durch Andere zu betreiben; in dem Erreichten aber griff er um sich. Als gleichzeitiger Consul mit dem Bibulus wußte er diesen so zu beseitigen und dann so eigenmächtig zu verfügen, daß man, wenn von den Consuln die Rede war, den Bibulus gar nicht erwähnte, sondern scherzend schrieb und sprach: „Unter dem Consulat des Cajus Cäsar und des Julius Cäsar." — **)

Eine andere von Cäsars Klugheits-Maximen war diese: Er wollte sich, so viel wie möglich, Keinen zum Feinde machen. Da er nun wußte, daß Scheelsüchtige gegen ausgezeichnete Männer gehässige Beschuldigungen und ungegründete Verleumdungen oft bloß in der Absicht häufen, um sie zur Heftigkeit und durch diese zu entwürdigenden Gegenschmähungen zu reizen; so benahm er sich gegen solche Menschen — ohne sie jedoch für unbedeutend zu halten — mit nicht beachtender Gleichgültigkeit. Er war von sanfter Natur und pflegte auch nie in der ersten Aufwallung zu strafen. Übte aber auch der Jähzorn über ihn keine Gewalt, so wußte er doch immer eine gelegene Zeit zu treffen und sich dann zu rächen, da man es am wenigsten ver-

---

*) Plutarch. in Apophthegm.
**) Dio. Cass. l. 38. c. 3. — Sueton in Caes.

muthete, doch nie, um eine Rachsucht zu befriedigen, sondern theils um der beleidigten Ehre ein Genüge zu thun, theils um die Feinde, seiner Sicherheit wegen, von fernern Angriffen abzuschrecken und Alles zu seinem Besten hinzuleiten. Glaubte er diesen Zweck durch Großmuth und Verzeihung erreichen zu können, so gab er sich dem angebornen Hang der Güte desto freudiger hin. Was einmal geschehen war, das achtete er — so viel möglich — nicht weiter und suchte nur die nachtheilige Wirkung zu hindern.

Dabei hüthete er sich vor einem Fehler des Cicero, welcher sich durch Hang zum Spott und durch die Eitelkeit auf seine Größe viele Feinde zuzog, deren Haß stärker war als das thätige Wohlwollen seiner Freunde. *)

Als Ädil gewann er sich durch prächtige Schauspiele die Gunst des Volkes.

Für den Pompejus brachte er Ehrenbezeugungen in Vorschlag. Bei der catilinarischen Verschwörung stimmte er für gelinde Bestrafung. Durch sein Zuthun wurde die Wahl der Priester dem Volk übertragen — und dieses wählte ihn, eh er noch Prätor war, zum Pontifex. Die Rivalen Pompejus und Crassus, die mächtigsten Männer ihrer Zeit, versöhnte er mit einander — und trat als der dritte in ihren Bund. Als Consul bewirkte er eine neue Vertheilung von Grundstücken an die Dürftigen im Volk. Dem Ritterstande ward durch seine Verwendung ein Drittheil der Pachtgelder erlassen. Dem Pompejus gab er seine Tochter zur Gemahlinn. An dem Volkstribun

*) Dio Cas. l. 38. c. 11. et 12.

Curio, deſſen Schulden er bezahlte, fand er den thätigſten Beförderer ſeiner Abſichten. Das feindliche Verhältniß gegen Pompejus ſuchte er ſo lange als möglich auf gütliche Weiſe auszugleichen. Da der Bruch endlich nicht mehr zu vermeiden war, ſtellte er dem Heere die Unbilligkeit ſeiner Gegner vor nun zeigte ſich in Schlachten und Belagerungen, gegen Einzelne und gegen Maſſen, als glücklicher Sieger mild und gütig. Legionen, Städte und Länder wetteiferten, ihm zu huldigen. Zum Dictator ernannt, traf er gute Einrichtungen und legte dann die Würde wieder ab. Nach der pharſaliſchen Schlacht ließ er nur die ſchon einmal begnadigten Senatoren und Ritter tödten, erlaubte aber jedem ſeiner Anhänger, einem derſelben das Leben zu erbitten. Gelder, die er zur Belohnung ſeiner Legionen und zur Beſtreitung der Triumphkoſten bedurfte, ließ er unter dem Titel eines Darlehens einheben. Zur ſchnelleren Beförderung ſeiner vielen Anhänger vermehrte er die Zahl der Prieſter, Prätoren und Anderer.

Das Reſultat des Ganzen führet uns dahin, daß Cäſar nicht bloß ein Liebling der Fortuna war, ſondern, daß die Grundzüge ſeines Weſens zugleich die Grundfeſte ſeiner glücklichen Größe legten, denn er war ſanft und edel als Menſchling, raſtlos und beflügelt als Feldherr und Staatsmann, und die allgemeine Liebe, welche er durch ſeine Humanität gewann und durch Kriegsruhm erhöhte, wußte er endlich durch ſeine Geſetze und Verbeſſerung im Innern des Staates auf den höchſten Grad — bis zur Verehrung, zu ſteigern. Einen ſchöneren Verein von Geiſtesgröße und Herzensgüte als in Julius Cäſar und Ulpius Nerva Trajanus hat Roms Geſchichte nicht aufzuweiſen. Sie gibt Jedem von beiden den Beinamen des Göttlichen.

Es iſt intereſſant und angenehm, die Bildniſſe großer

Männer von verschiedenen Meistern gemahlt oder gemeißelt zu sehen, deren jeder seine geistreiche Eigenthümlichkeit in der Darstellung besitzt; eben so verhält sichs mit den Gemählden, welche die historische Kunst uns von den Charakteren und Thaten großer Männer liefert. Ich gebe hier zwei solche von römischen Geschichtschreibern, von welchen ich in der Folge mehr sprechen werde.

Cäsars Geist, Charakter und Leben.

Erstes historisches Gemählde. *)

Dieser große Mann, welcher auch den eilfertigsten Schriftsteller aufhält und bei sich zu verweilen zwingt, stammte aus der edlen und uralten Familie der Julier her, welche ihr Geschlechtsregister bis auf den Anchises und die Venus hinaufführt. Unter allen seinen Mitbürgern durch seine Gestalt, seine Talente, seine außerordentliche Freigebigkeit, seinen beinahe über die Gränzen menschlicher Kräfte und über allen Glauben erhabenen Geist ausgezeichnet, glich er an Größe der Seele, Raschheit im Krieg und Ausdauer in Gefahren niemanden mehr als Alexander dem Großen, ohne ihm an Unmäßigkeit und Jähzorn zu gleichen; denn er genoß Nahrung und Schlaf nur zur Erhaltung, nicht zum Genusse des Lebens.

Er war um die Zeit, da Sulla sich der höchsten Gewalt bemächtigte, etwa achtzehn Jahre alt, kam als ein naher Blutsverwandter des Marius und Schwiegersohn des Cinna (dessen

*) Vellej. Patercul. l. 2. c. 41. et sequ. — (Auszugsweise mitgetheilt, großentheils nach Jakobs Uebersetzung.)

Tochter er durch keine Drohungen zu verstoßen bewogen werden konnte) auf die Liste der Geächteten, entging den vom Sulla ausgesandten Meuchelmördern durch Veränderung seiner Kleider und einen schlechten Anzug und entwich des Nachts aus der Stadt. Einige Zeit darauf, folglich als ein ganz junger Mann, fiel er Seeräubern in die Hände und betrug sich während seiner Gefangenschaft so gegen sie, daß er ihnen Furcht und Ehrfurcht einflößte. *)

Während dieser Zeit zog er nie seine Schuhe aus und legte seine Kleider niemals ab, um sich den Räubern, die ihn nur mit den Augen bewachten, nicht verdächtig zu machen, wenn er vielleicht etwas gegen seine alltägliche Gewohnheit veränderte. —

Eine Erzählung aller seiner Thaten und wie der Statthalter Asiens aus Kleinmuth allen seinen Unternehmungen die Unterstützung versagte, würde sehr ins Weite führen. Nur eines, was schon den künftigen großen Mann verräth, mag hier seine Stelle finden. In der Nacht des nämlichen Tages, wo er von einigen Städten losgekauft war, — wobei er die Piraten gezwungen hatte, den Städten vorher Geißel zu stellen zog er in aller Eile aus eigener Macht eine Flotte zusammen, rückte gegen den Ort an, wo die Seeräuber lagen, schlug einen Theil ihrer Flotte in die Flucht, versenkte einige Schiffe, eroberte einige und kehrte mit einer Menge von Gefangenen, triumphirend über dieses nächtliche Abenteuer, zu den Seinigen zurück. Hierauf stellte er den Gefangenen eine Wache, reiste zum Proconsul Junius nach Bithynien und begehrte von ihm

*) S. Anmerkung 4.

einen Befehl, sie zu bestrafen. So wie ihm aber der Proconsul seine Bitte abschlug und die Gefangenen zu verkaufen verlangte, — denn beim Junius paarte sich, wie fast immer, Mangel an eigenem und Neid gegen fremdes Verdienst — reiste er mit größter Geschwindigkeit an die Küste zurück und ließ, eh Briefe an den Statthalter ankommen konnten, die Gefangenen sämmtlich ans Kreuz schlagen.

Kurz darauf eilte er nach Italien, um das Priesteramt anzutreten, wozu er in seiner Abwesenheit ernannt worden war. Schon vorher, fast noch als Knabe, ward er von Marius und Cinna zum Flamen Dialis ernannt, aber nach dem Siege des Sulla, der alle ihre Einrichtungen umstieß, dieser Würde verlustig geworden. Zu seiner Reise nahm er eine Galeere von vier Bänken, um den Seeräubern, welche damals alle Meere unsicher machten und auf ihn ganz vorzüglich erbittert waren, unbemerkt zu bleiben, und setzte so mit zwei Freunden und zehn Sclaven über das weite adriatische Meer. Als man unterwegs Raubschiffe wahrzunehmen glaubte, zog er sein Kleid aus, umgürtete sich mit einem Dolche und machte sich auf alles gefaßt; aber man wurde bald den Irrthum gewahr, daß man einige Bäume für eine Reihe von Masten und Segelstangen angesehen hatte. Was er außerdem in Rom selbst unternahm, seine berühmte Anklage des Dolabella und der ungewöhnliche Antheil, den das Volk an dem Beklagten nahm; *) seine Zwistigkeiten mit dem Q. Catulus und andern großen Staatsmännern; den Sieg, welchen er noch vor Verwaltung der Prätur, in der Bewerbung um die Würde des Pontifex Maximus, über den

*) Cornelius Dolabella wurde von Cäsar wegen Erpressungen in Macedonien angeklagt.

Catulus errang, dem doch jedermann die erste Stelle unter den Senatoren zugestand; die Wiederherstellung der Denkmähler des C. Marius, während seiner Adilität, gegen den Willen der Patricier; die Wiedereinsetzung der Kinder der Geächteten in die Rechte ihres Standes; seine bewunderungswürdige Tapferkeit und Thätigkeit in der Verwaltung der Quästur in Hispanien; — alles dieses ist zu bekannt, als daß es einer weitern Ausführung bedürfte.

Während seines Consulats that Cäsar den Vorschlag, das campanische Land unter das Volk zu vertheilen, und er wurde vom Pompejus unterstützt. Gegen zwanzigtausend Bürger wurden dahin geführt, und Campanien erhielt nun, nach hundert zwei und fünfzig Jahren, das Bürgerrecht wieder.

Der zweite Consul Bibulus, welcher mehr den Willen als die Kraft hatte, den Unternehmungen seines Amtsgenossen Widerstand zu thun, ergriff die Parthei, sich den übrigen Theil des Jahres zu Hause zu halten.

Dieses Mittel, statt Unwillen gegen Cäsar zu erregen, diente nur zur Vermehrung seiner Macht. Nach Ablauf des Jahres wurde Gallien dem Cäsar auf fünf Jahre zugetheilt.

Während Cäsar nun die ungeheuersten Unternehmungen ausführte, deren Beschreibung mehrere Bände kaum fassen würden und mit so vielen und glücklichen Siegen, so zahllosen Tausenden getödteter und gefangener Feinde noch nicht zufrieden, mit seinem Heere nach Brittanien überging, um sich und der römischen Macht einen neuen Weltkreis zu suchen, traten Cn. Pompejus und M. Crassus ihr zweites Consulat an, das sie aber eben so wenig durch gelehrende Mittel erhalten hatten, als sie es zum Beifall der Patricier verwalteten. —

Während Cäsar nun schon gegen das siebente Jahr in Gallien war und bewunderungswürdige Thaten verrichtete. Thaten, welche kaum ein Sterblicher wagen, kaum ein Gott ausführen zu können schien, starb Julia, jetzt noch das einzige Band der Eintracht zwischen ihrem Vater Cäsar und ihrem Gemahl Pompejus und gleichsam als wenn das Schicksal alle Bande zerreißen wollte, die zwischen diesen beiden zum Kampf schon erfahrnen Männern Statt fanden, starb auch der kleine Sohn des Pompejus und der Julia, bald nach seiner Mutter. —

Kurz darauf brach die Flamme des bürgerlichen Krieges aus, *) an welchem beide Partheien fast gleiche Schuld hatten. denn jeder Billigdenkende mußte wünschen, daß Pompejus sowohl als Cäsar ihre Heere entlassen möchten. Pompejus hatte sich in seinem zweiten Consulat Hispanien zutheilen lassen und verwaltete diese Provinz drei Jahre hindurch, ohne sich von Rom zu entfernen, durch dem Consular Afranius und den gewesenen Prätor Petrejus, die er zu Legaten genommen hatte. Wer vom Cäsar Entlassung der Truppen begehrte, dem stimmte Pompejus bei; wer aber von ihm dasselbe verlangte, den sah er als Feind an.

Wäre Pompejus zwei Jahre vor dem Ausgange des Krieges, damals als er das Theater und andere Gebäude, welche das Theater umgaben, vollendet hatte, an der Krankheit gestorben, die ihn in Campanien mit Heftigkeit anfiel, wo ganz Italien und der edelste Theil der Nation für seine Rettung Gelübde that, so hätte das Schicksal keine Zeit gehabt, ihn zu stürzen und er hätte das Ansehen, dessen er unter den Menschen genoß, unvermindert und unverletzt zu den Schatten gebracht.

---

*) Im Jahr 703 nach Roms Erbauung. Vell. Paterc. l. 2. c. 49.

Als die Flamme des bürgerlichen Krieges auflohderte, war auf der Seite des Einen mehr Recht, auf der Seite des Andern mehr Macht; dort größerer Glanz, hier größere Kraft. Den Pompejus bewaffnete der Wille des Senats, den Cäsar das Vertrauen des Heeres. Die Consuln und der Senat übertrugen dem Pompejus die höchste Gewalt, aber nicht zur Vertheidigung seiner Person, sondern der Sache. Cäsar ließ kein Mittel, den Frieden zu erhalten, unversucht; aber die Pompejaner nahmen keine seiner Bedingungen an; der erste Consul aus Übermuth; Lentulus, weil sein Wohlstand mit der Wohlfahrt des Staats nicht bestehen konnte; M. Cato, weil er es für besser hielt, umzukommen, als daß sich der Staat von seinen Mitbürgern Gesetze vorschreiben ließe. Die Angesehensten im Staat und die Anhänger der alten Verfassung fielen dem Pompejus zu; die Klügeren schlugen sich zu Cäsars Partei und jedermann achtete jene für rühmlicher, diese für sicherer. Nicht eher, als bis die Pompejaner alle Forderungen Cäsars, sogar die, mit Einer Legion und dem Titel seiner Provinz zurückkehren zu dürfen, verworfen und verlangt hatten, er solle als Privatmann nach Rom kommen und sich bei der Bewerbung um das Consulat der Wahl des römischen Staats unterwerfen, beschloß Cäsar den Krieg und ging mit seinem Heere über den Rubikon. *) Cn. Pompejus verließ hierauf, nebst den Consuln und dem größten Theil des Senats die Stadt, bald darauf auch Italien und segelte nach Dyrrachium.

Cäsar bekam zu Corfinium den Domitius mit seinen Legionen gefangen, entließ aber, sammt dem Feldherrn, jeden, der Lust hatte, zum Pompejus zu gehen, ohne Verzug. Hierauf rückte er bis Brundusium vor, doch so, daß man sah, es

*) S. Anmerkung 9.

sey ihm mehr daran gelegen, den Krieg zu endigen, während noch alles in den besten Umständen war, als den Feind auf der Flucht zu überraschen. Als er fand, die Consuln hätten Italien schon geräumt, kehrte er nach Rom zurück, gab dem Senat und dem Volk Rechenschaft von seinem Unternehmen und der traurigen Nothwendigkeit, in die er gesetzt wäre, Gewalt mit Gewalt zurückzutreiben. Er beschloß hierauf nach Hispanien zu gehen. Massilien hemmte die Eilfertigkeit seines Vordringens. Mit einer lobenswürdigeren Treue als Klugheit, bemühte sich diese Stadt, auf eine höchst unzeitige Weise, den Mittler zwischen den feindlichen Parteien zu machen, wozu sich niemand aufwerfen muß, der den Gehorsam nicht erzwingen kann. Das Heer, welches unter dem Consular Afranius stand, durch seine schnelle und furchtbare Ankunft überrascht, ergab sich ihm. Die beiden Legaten und wer ihnen folgen wollte, aus welchem Stande er auch war, wurde zum Pompejus geschickt.

Dieser hielt Dyrrachium und die umliegenden Gegenden besetzt. Er hatte aus allen Provinzen jenseit des Meeres Legionen zusammengezogen, bei Königen, Tetrarchen und Dynasten Hülfstruppen geworben und ein ungeheures Heer versammelt. Auch das Meer hielt er mit seinen Schiffen, wie er meinte, so gesperrt, daß den Feinden der Übergang schwer sey. Cäsar aber, den sein Glück und seine gewohnte Schnelligkeit auch hier nicht verließ, ließ sich durch nichts aufhalten, sobald er konnte und wollte, mit seinem Heere überzusetzen, schlug sein Lager nahe an dem Lager des Feindes auf, schloß es mit Festungswerken ein und eröffnete die Belagerung; doch litten die Belagerer grossern Mangel als die Belagerten.

Mehrere Schlachten wurden hierauf mit abwechselndem Glücke geliefert, aber eine besonders, welche für die Pompejaner vorzüglich glücklich ausfiel und dem Heere Cäsars grossen

Schaden that. Dieser zog jetzt nach Thessalien, wo ihm der Sieg bereitet war. Pompejus verfolgte ihn, auf den bloßen Antrieb seiner Hitze, ganz gegen den Rath seiner Freunde, von denen die meisten ihn baten, nach Italien zurückzukehren. —

Die pharsalische Schlacht, dieser den Römern so fürchterliche Tag, das Blutvergießen unter beiden Heeren, der Kampf der Häupter des Staats, der Umsturz der einen Stütze desselben, der Tod so vieler trefflicher Männer der pompejanischen Parthei, sind zu große Gegenstände, als daß ihnen diese Gattung des Vortrags angemessen seyn könnte. Nur dieß mag hier bemerkt werden: Sobald Cäsar das Heer des Pompejus weichen sah, war seine erste Sorge, nach allen Seiten hin Herolde abzusenden, welche den Siegern Schonung ihrer Mitbürger empfehlen mußten. — Aber ach! ihr Götter! welchen traurigen Lohn empfing dieser milde Sieger für die Güte, welche er dem Brutus bewies! Nichts war bewundernswürdiger, glänzender, ruhmvoller als dieser Sieg, bei welchem das Vaterland keinen Bürger verlohr, als diejenigen, welche die Schlacht hinwegraffte. Aber die Frucht dieser Milde wurde zum Theil durch die Hartnäckigkeit der Pompejaner vernichtet, welche das Geschenk ihres Lebens aus den Händen des Siegers unlieber nahmen, als der Sieger es gab.

Pompejus ergriff die Flucht und beschloß, nach Ägypten zu gehen, wo er in Rücksicht auf die Dienste, die er dem Vater des Königs Ptolemäus erwiesen hatte, den besten Schutz zu genießen hoffte. Aber wer erinnert sich eines Wohlthäters, den das Unglück verfolgt? Wer glaubt sich einem Unglücklichen verbindlich? Und wo hängen die Gesinnungen nicht von dem Wechsel des Schicksals ab? Der König schickte, auf den Rath des Theodotus und Achillas, dem Pompejus, der seine Gemahlinn Cornelia von Mytilene aus mit sich genommen hatte, ein

Schiff entgegen und ließ ihn bitten, einen Platz auf demselben anzunehmen. Pompejus fand kein Bedenken dabei, und der erste und edelste der Römer wurde auf Befehl eines ägyptischen Sclaven ermordet. Dieß war also das Ende eines der unbescholtensten edelsten Männer, welcher dreimal das Consulat verwaltet, eben so viel Triumphe gefeiert, seine Siege über den ganzen Erdkreis verbreitet und die höchste Stufe menschlichen Glücks und Ansehens erreicht hatte. Er starb in seinem acht und funfzigsten Jahre, den Tag vor seinem Geburtstag. Aber so wankelmuthig zeigte sich das Glück bei diesem großen Mann, daß es ihm jetzt an einem Begräbnißplatz fehlte, da es ihm vormals an Raum zu seinen Siegen auf der Erde gefehlt hatte.

Der König und seine Rathgeber bewiesen sich gegen den Cäsar gerade eben so treulos als gegen den Pompejus. Denn als er nach Alexandria kam, stellten sie ihm Anfangs heimlich nach; bald wagten sie es, ihn im offenen Felde anzugreifen. Aber beide Feldherren, der Ermordete und der Übriggebliebene, erhielten für dieses treulose Betragen die gerechteste Rache. Pompejus war nun zwar dem Leibe nach von der Erde verschwunden, aber sein Geist war noch immer unter Juba's Namen in Thätigkeit und das hohe Ansehen seiner Partei erregte in Afrika einen Krieg, welchen Juba und der Consular [illegible], dessen Tochter Pompejus zwei Jahre vor seinem Tode geheirathet hatte, zu entflammen suchten.

Cäsar folgte der Leitung seines Glücks und segelte nach Afrika, wo die pompejanische Partei herrschend war. Anfangs schwankte das Kriegsglück, bald ward es ihm wie bisher günstig und die Feinde fingen zu weichen an. Auch hier blieb sich Cäsars Milde gegen die Besiegten gleich. Auf das Ende des afrikanischen Krieges folgte der hispanische, in welchem sich größere

Schwierigkeiten zu überwinden zeigten; denn Cn. Pompejus, der Sohn des Großen, ein Jüngling von höchst unternehmendem Geist, hatte hier die Flamme eines großen und gefährlichen Krieges angefacht, indem aus allen Theilen der Welt Menschen zu ihm hinströmten, denen der große Name seines Vaters noch Ehrfurcht gebot. Auch nach Hispanien begleitete den Cäsar sein Glück, wo ihn die furchterlichste und gefährlichste Schlacht erwartete, die er jemals geliefert hatte. Denn schon schien sich der Sieg für den Feind zu entscheiden, als er vom Pferde sieg, an die Spitze seines weichenden Heeres trat, auf das Schicksal schalt, daß es ihm dieses Ende seiner kriegerischen Laufbahn aufgespart hätte und seinen Soldaten zurief: „Er werde keinen Schritt zurückweichen; sie möchten wohl sehen, welchen Feldherrn und in welchen Händen sie ihn verließen.“ —

Das Treffen ward mehr durch die Scham als durch die Tapferkeit, mehr durch den Muth des Feldherrn als der Soldaten wieder hergestellt. Cn. Pompejus, welcher eine gefährliche Bande bekommen hatte, wurde in einer unwegsamen Einöde gefunden und ermordet.

Cäsar kehrte, nach diesem Siege über alle seine Feinde, nach Rom zurück, verzieh, was beinahe allen menschlichen Glauben übersteigt, jedem Gegner seiner Macht, und erfreute die Stadt durch prächtige Fechterspiele, Naumachien, Gefechte zu Fuß, mit Reitern und Elephanten, und durch ein Gastmahl, welches mehrere Tage dauerte. Er feierte fünf Triumphe. Der Apparat des gallischen Triumphes bestand aus Citronenholzes, des pontischen aus Akanth, des alexandrinischen aus Schildkröten, des afrikanischen aus Elfenbein, des hispanischen aus polirtem Silber.

Aber nicht länger als fünf Monate genoß dieser große, in

allen seinen Siegen so außerordentlich milde, Mann der Ruhe zu welcher er berechtigt schien. Im Monat Oktober war er [illegible] rückgekommen, und am 15ten März ward er ermordet. Brutus und Cassius spannen die Verschwörung an, deren einen Cäsar durch das Versprechen des Consulats nicht gewonnen, den andern durch den Aufschub desselben sogar beleidiget hatte, und mit ihnen verbanden sich seine vertrautesten Freunde, die durch ihn und sein Glück emporgestiegen waren, D. Brutus, C. Trebonius und andere Männer von Namen und Ansehen. Die Handlung war eine Folge des Unwillens, welchen M. Antonius gegen ihn erregt hatte, ein Mann, der zu allem fähig war und ihm an den Lupercalien, da er auf dem Forum saß, ein Diadem aufsetzte, welches Cäsar zwar nicht annahm, aber doch ohne sichtbaren Unwillen ablehnte.

Der Erfolg lehrte also, daß der Rath des Hirtius und Pansa Beifall verdiente, welche beide dem Cäsar immer zugeredet hatten, sein durch die Waffen errungenes Ansehen durch die Waffen zu schützen. Er aber pflegte dann zu antworten: Er wolle lieber sterben, als in beständiger Todesfurcht [illegible] und in Erwartung der Milde, die er immer erwiesen [illegible] ward er ein Opfer der Undankbaren, die seine Unvorsichtigkeit benutzten. Die Götter hatten ihn durch mehrere Weissagungen und Anzeigen vor der Gefahr gewarnt. Die Zeichendeuter hatten ihm gesagt, er möge sich vor dem 15ten März hüten; seine Gemahlinn Calpurnia, durch ein Traumgesicht geängstigt, bat ihn, sich diesen Tag über daheim zu halten, und es war ihm sogar eine schriftliche Anzeige der Verschwörung zugekommen, die er aber nicht gelesen hatte. So bethört die unbegreifliche Gewalt des Schicksals den Verstand der Menschen, die es dem Verderben zuführen will. —

Mit glühenden Farben und mit kühneren Umrissen, aber auch mit veränderten Zügen und manchmal in minder günstigem Lichte, zeigt uns ein

Zweites historisches Gemählde

Cäsars Geist und Kriegsthaten. *)

I.

Cäsar vor dem Bürgerkriege.

Asien war durch die Macht des Pompejus bezwungen. Was noch in Europa übrig blieb, übertrug das Glück dem Cäsar. Es waren die ungeheuersten aller Völker, die Gallier und die Deutschen; und obschon vom ganzen Erdreich abgeschnitten, fand auch Britanien seinen Sieger. Galliens erste Erschütterung fängt bei den Helvetiern an, welche zwischen dem Rhodanus und dem Rhein gelegen, nachdem sie ihre Bollwerke angezündet, nach neuen Wohnsitzen ausziehen, da ihre Länder zu klein für sie werden. Dieß war der Eidschwur, nicht zurückzukehren. Nachdem man sich aber Bedenkzeit ausbedungen, und Cäsar während der Zögerung durch Abbrechung der Brücke des Rhodanus ihnen den Zugang abgeschnitten, führt er sofort — wie der Hirt die Heerden nach den Ställen — das kriegerischeste der Völker nach seinen Wohnsitzen hinab. Das folgende, weit blutigere Treffen, ist mit den Belgiern; denn diese stritten für Freiheit. Wie es viele Thaten römischer Krieger auszeichnen — so vorzüglich jene des Feldherrn; indem er, als das

*) Florus I. 3. 6. 12. — (Nach Beteams Uebersetzung, mit Weglassung des nicht unmittelbar zur Sache Gehörigen.

Herr Miene zur Flucht macht, aus der Hand eines Fliehenden den Schild reißt, an die Spitze des Treffens stiegt und die Schlacht wieder herstellt. Auf jenes folgt sodann auch ein Treffen mit den Venetern; aber mehr als mit den Völkern hat man mit dem Ocean zu kämpfen. Zwar waren jene Flotten unförmlich und scheiterten sofort beim Anlauf unserer Schiffe, allein die Streitenden saßen auf Untiefen fest, mit dem Wasser sich zugleich durch die gewöhnliche Ebb' und Fluth der Ocean und schien sich in den Streit zu legen. Hierzu kamen noch jene Vereinzelungen, wie Völker und Oerter sie nothwendig machten. Die Aquitaner, eine schlaue Art Menschen, verstecken sich in Höhlen; er läßt sie einschließen. Die Morinen flüchten nach den Wäldern; diese läßt er anzünden. Man kann die Gallier keineswegs bloß wild nennen; sie sind auch kriegerisch. Indutiomar wiegelt die Treverer, Ambiorix die Eburonen auf. *) Beide treffen, nachdem sie in Cäsars Abwesenheit eine Verschwörung errichtet, auf die Legaten. Trotz die Tapferkeit des Dolabella aber wird jener erlegt, und sein Königs Haupt überbracht. Dieser, welcher einen Hinterhalt in Thal gelegt, übermannt uns durch List. Es wird daher das Lager geplündert, das Geld weggeführt. Alle Rache an dem König ist uns anfänglich versagt; denn unaufhörlich sah man über den Rhein fliehen. Aus dieser Ursache blieb auch nicht unverschont. Unbillig wäre es gewesen, ihn, den Urheber und Beschützer der Feinde, unbekriegt zu lassen. Deshalb sein erstes Gefecht mit den Germanen durch die besten Gründe gerechtfertiget. Die Häduer beklagen sich über ihre Räuber. Welch ein Stolz des Ariovist! Als die Gesandten ihm sagen: »Komm zum Cäsar!« — gibt er die Antwort: »Wer ist denn Cäsar? Wenn er Lust hat, mag er zu mir kommen! — Es

*) S. Anmerkung 10.

was kümmert ihn denn unser Germanien? Misch' ich mich denn unter die Römer? — Nun verbreitet dieß fremde Volk ein solches Schrecken im Lager, daß sogar Testamente geschrieben werden. Allein je größer jene Riesenkörper, desto mehr Oberfläche für Schwerter und Waffen. Nichts schildert die Streithitze der Soldaten starker, als daß, indem die Barbaren durch ihre, über den Kopf gehobenen Schilde ein Schirmdach formen, der Römer hinaufspringt, und von oben herunter mit dem Schwerte sie würgt. Abermals führen die Teucterer *) über den Deutschen Beschwerde. Jetzt aber geht Cäsar, schon aus eigener Bewegung, mittelst einer Schiffbrücke über die Mosel — selbst über den Rhein, und sucht den Feind in den herzynischen Wäldern auf; aber das ganze Volk hatte sich in Waldungen und Moräste geflüchtet. Solch Schrecken verbreitete plötzlich innerhalb des Gestades die römische Macht. Aber nicht einmal nur; auch zum zweitenmal dringt er — dießmal jedoch mittelst Erbauung einer Brücke, über den Rhein. Sobald sie ihren Strom in diese wie in ein Joch hineingezwungen sehen, fliehen sie abermals in die Wälder und Sümpfe, und — was das Bitterste für Cäsar war — es ist Niemand da, den er besiegen kann. Nachdem er alles Land und Meer erobert, blickt er nach dem Ocean zurück, und denkt — als genügt' ihm dieser römische Erdkreis nicht — an einen zweiten. Nachdem er also eine Flotte zusammengebracht, geht er nach Britannien. Seine Überfahrt geschah unglaublich schnell, denn um die dritte Nachtwache **) sticht er vom morinischen Hafen ab, und betritt noch vor dem Mittag die Insel. Feindliche Tumulte erfüllen die Gestade, und durch den Anblick des ungewohnten Schauspiels in Schrecken gesetzt, fliegen die Rollwagen davon. So galt

*) S. Anmerkung [illegible].

**) Die [illegible] nach Mitternacht.

hier Zittern für Sieg. Die Erschrockenen überliefern ihm Waffen und Geißeln, und er wäre weiter gegangen, hätte nicht der Ocean die verwegene Flotte gezüchtiget. Nach seiner Rückkehr nach Gallien geht er daher mit einer größern Flotte, einem verstärkten Heere auf denselben Ocean, gegen eben die Britten, verfolgt sie bis in die Wälder Kaledoniens und wirft sogar einen der Könige in Fesseln. Mit diesem Glück zufrieden — denn er rang nicht nach einer Eroberung, sondern nach Ruhm — segelt er mit größerer Beute als vormals zurück, und der Ocean — gleichsam als erkennt' er ihn für mächtiger — ist ruhig und sanft. Aber die größte und letzte aller Verschwörungen ist die in Gallien, indem jener durch Körper, Waffen und Kühnheit Schreckliche, dessen Namen selbst gleichsam Entsetzen tönt, Vercingetorix, zugleich die Arverner, Bituriger, Carnuter und Sequaner *) aufwiegelt, und sie an Fest- und Versammlungstagen — die mehrsten feiert er in Hainen — für die Vorrechte ehmaliger Freiheit entflammt. Cäsar war damals abwesend, zu Ravenna, Soldaten auszuzeichnen; der Winter hatte die Alpen erhöht; sie wähnten daher, der Weg sey ihm verschlossen. Er aber bricht bei der Nachricht jenes so glücklichen und verwegenen Streiches über die bisher unwegsamen Höhen der Gebirge, über unbetretene Bahnen und Schneemassen mit einem rüstigen Heere hervor, besetzt Gallien, zieht aus den entlegenen Winterquartieren ein Lager zusammen, und steht früher in der Mitte von Gallien, als man ihn von der äußersten Gränze herkommen zu sehen fürchtet. Nun geht er auf die Hauptstädte des Krieges los, nimmt Avaricum mit seinen 40000 Vertheidigern weg, und macht das durch [illegible] junge Krieger unterstützte Alesia durch Einäscherung dem [illegible]

*) S. Anmerkung [illegible].

gleich. Bei Gergovia, *) einer Stadt der Arverner, vereinigt ſich die ganze Macht des Krieges. Denn indem 60000 Mann die Schutzwehr einer Mauer, einer Burg und ſteiler Abhänge unterſtützen, kann er die wichtigſte, mit Wall, Pfählen, Graben, einem in den Graben geleiteten Fluß, überdieß noch mit achtzehn Caſtellen umgebene Stadt nur durch Hunger zwingen, empfängt ſie kurz hierauf, da ſie Ausfälle wagt, mit Schwert und Pfählen, und nöthigt ſie zuletzt zur Übergabe. Nachdem der König ſelbſt mit ſtehender Miene ins Lager gekommen, wirft er den Pferdeſchmuck nebſt ſeinen Waffen mit folgenden Worten zu Cäſars Füßen: »Hier, größter der Helden! — Der, den du überwandeſt, war ein tapferer Mann.« —

II.

Cäſar und Pompejus. **)

Gleich einer Wogenfluth, gleich einer Entzündung ergreift die Wuth des Cäſar und Pompejus Rom, Italien, Völker, Nationen, endlich den ganzen Umfang des Reiches, dergeſtalt, daß der Name eines Bürgerkrieges zu wenig ſagt; zu wenig der eines mit Ausländern geführten; ein aus allen gemiſchter, und mehr als Alles was Krieg heißt! —

Sieht man auf die Führer deſſelben — der ganze Senat macht Parthei: auf die Heere — hier ſtehen eilf, dort achtzehn Legionen, die ganze Blüthe, der Kern des italieniſchen Blutes: auf die Hülfsvölker der Verbündeten — auf dieſer Seite ausgehobene Gallier und Germanen, auf der andern Dejotarus,

*) S. Anmerkung 17.
**) Florus l. 4. c. 2.

Ariobarzanes, Tarcondrimotus, Koiys, die ganze Macht Thraziens, Kappadoziens, Ziliciens, Mazedoniens, Griechenlands, Ätoliens und des weiten Orients: auf die Dauer des Krieges — eine Zeit von vier Jahren, kurz genug in Rücksicht solcher Verwüstungen; auf den Schauplatz, die Ausdehnung desselben zuerst in den Gränzen Italiens eingeschlossen, lenkt er von hier nach Gallien und Hispanien, setzt sich, vom Westen zurückkehrend, mit seiner ganzen Stärke im Epirus und in Thessalien, schifft plötzlich von da nach Ägypten über, wendet von hier nach Asien um, fällt sodann über Afrika, kehrt zuletzt im Zirkel nach Hispanien zurück, und erstirbt endlich hier. Aber keineswegs endet mit ihm die Erbitterung der Partheien; denn man ruht nicht, bis sich die Wuth des Siegers in der Stadt, in der Mitte des Senats mit Blut der Besiegten gesättiget hat. Auch hier, wie überall, dieselbe wirkende Ursache jener schrecklichen Bedrängnisse — übermäßiges Glück. Denn, indem unter den Consuln Quinctus Metellus und Lucius Afranius die remote Macht von einer ganzen Welt geehrt wird, indem Rom die jüngsten Siege, die pontischen und armenischen Triumphe in den Theatern des Pompejus singt — macht die übergroße Macht des Letztern den Neid müßiger Bürger rege. Metellus, dem man den kretischen Triumph geschmälert, und der immer den Mächtigen in den Weg tretende Cato, verkleinern Pompejus, verschreien seine Thaten. Der Verdruß hierüber stimmt ihn wohl, nöthigt ihn für die Befestigung seiner Würde zu arbeiten. Eben damals lebt der durch Geburt, Reichthümer und Würde emporgehobene Crassus; allein er wünscht eine ausgedehntere Macht. Den Cajus Cäsar begünstigen Beredtsamkeit, unternehmender Geist und das bereits erhaltene Consulat. Doch ist Pompejus größer denn beide. Cäsar strebt also nach Besitz, Crassus nach Vergrößerung, Pompejus nach Befestigung des politischen Gewichts, und da sie alle von gleicher Herrschaft belebt werden, wird der Anzeig auf die Republik ohne Schwierigkeiten so

ſchloſſen. Indem nun jeder zu ſeiner Erhebung die wechſelſeitigen Kräfte ſpannt, bemächtiget ſich Cäſar Galliens, Craſſus Aſiens, Pompejus Hiſpaniens — drei der größten Heere: und ſo wird die Weltherrſchaft das Eigenthum der drei verbundeten Fürſten. Zehn Jahre vergehen unter dieſer Herrſchaft. Da ſie durch gegenſeitige Furcht beherrſcht werden, Craſſus gegen die Parther bleibt, und die an Pompejus vermählte Tochter Cäſars, Julia, ſtirbt, welche durch das Band ihrer Vermählung Eintracht zwiſchen Eidam und Schwiegervater erhalten, bricht unverzüglich die Eiferſucht aus. Schon iſt Cäſars Macht dem Pompejus bedenklich, unerträglich dem Cäſar die hohe Ehre des Pompejus. Keinen Gleichen verträgt dieſer, eben ſo wenig jener einen Höhern. Sie kämpfen dergeſtalt um die Herrſchaft, als könne das Glück eines ſo wichtigen Reiches nicht Zweien Genüge thun. Nachdem daher unter den Conſuln Lentulus und Marcellus die erſte Treue der Verſchwörung gebrochen worden, arbeitet der Senat, das heißt: Pompejus, den Nachfolger Cäſars zu beſtimmen; auch iſt dieſer nicht entgegen, vorausgeſetzt, daß auf den nächſten Comitien Rückſicht auf ihn genommen werde. Man verſagt dem Anweſenden das Conſulat, welches zehn Tribunen, unter Begünſtigung des Pompejus, ihm beſtimmt hatten, und wovon dieſer jetzt nichts wiſſen will. — „Kommen ſoll er, und anhalten, nach der Sitte der Vorfahren.“ — Er hingegen fordert, worauf man geſtimmt hat, und erklärt ſich: „keineswegs das Heer abzugeben, wofern ſie nicht Wort halten würden.“ — Man erklärt ihn nunmehr für einen Staatsfeind. Cäſar, hierdurch aufgebracht, beſchließt die Errungenſchaft ſeiner Waffen durch Waffen zu vertheidigen. Der erſte Kampfplatz des Bürgerkrieges iſt Italien, deſſen Veſten Pompejus mit ſchwacher Mannſchaft beſetzt hatte; aber alles beugt ſich Cäſars plötzlichem Angriff. Bei Ariminum tönt die erſte Kampftrompete. Hierauf wird Libo aus Hetrurien, Thermus aus Umbrien, Domitius aus Corfinium vertrieben. Ohne

Blutvergießen war der Krieg beendiget, hätt' er Pompejus zu Brundusium niederwerfen können. In der That war der Anfang gemacht. Er aber entkommt aus den Winkeln des gesperrten Hafens durch eine nächtliche Flucht. O Schande! Er — noch diesen Augenblick Fürst der Volksväter; sein Wink, Krieg und Frieden bestimmend — flieht auf einem schadhaften, fast gänzlich ungerüsteten Fahrzeuge durch jenes Meer, über welches er Triumph hielt. Eben so schleunig, als Pompejus aus Italien wird der Senat aus der Stadt gejagt, und nachdem Cäsar in die durch Furcht fast Verödete seinen Einzug gehalten, ernennt er sich selbst zum Consul. Nicht weniger gibt er Befehl, den heiligen Schatz zu erbrechen; weil die Tribunen mit der Eröffnung zögern; und früher noch, als der Herrschaft, bemächtigt er sich des Staatsvermögens des römischen Volkes. Nach Vertreibung des Pompejus beschließt er, erst die Provinzen einzurichten, bevor er ihm nachsetzt. Sicilien und Sardinien, jene Unterpfänder für die Lebensmittel, besetzt er durch Legaten. In Gallien sah man keinen Feind; er selbst hatte Frieden bewirkt. Aber, indem er durch Massilien hin zu den Heeren des Pompejus in Hispanien hinübergehen will, erkühnt sich dieses, dem Feldherrn die Thore zu verschließen. Indem die unglückliche Stadt Frieden wünscht, wird sie aus Furcht vor dem Krieg in Krieg verwickelt; und da feste Mauern sie umgeben, befiehlt er, sie ihm in seiner Abwesenheit zu erobern. Sie, eine leichte Beschinn — nicht das, was der empfindelnde Ram' ausdrückt — wagt es, den Wall zu durchbrechen, die Maschinen in Brand zu stecken, ein Seetreffen zu liefern; aber Brutus, welchem der Krieg aufgetragen worden, besiegt, demüthigt, so Land und Meer. Sie ergeben sich in Kurzem, und Alles wird ihnen genommen, außer der von ihnen überall geschätzten Freiheit. Zweifelnd, abwechselnd und blutig wird gegen die Legaten des Pompejus der Krieg in Hispanien geführt; diese, deren Lager bei Ilerda [illegible] sucht er am Sikoris einzuschließen und von der Stadt abzuschneiden

So ging das diesseitige Spanien über, und in kurzem folgte das jenseitige. Überall folgt Alles dem Glücke Cäsars. Doch wagt das Schicksal bei Illyrien und Afrika eine Unternehmung gegen den abwesenden Feldherrn, gleichsam als sollten absichtlich seine glücklichen Thaten durch unglückliche neuen Glanz erhalten. —

Indeß hat Pompejus den Epirus zum Hauptschauplatz des Krieges gewählt. Auch Cäsar säumt nicht. Nachdem er überall hinter sich Ordnung geschaffen, schifft er, obschon durch vollen Winter gehindert, unter Stürmen zum Kampf hin. Er, von Natur hitzig, voller Ungeduld sich bald am Ziele zu sehen, bietet Schlachten, fordert heraus, reizt den Feind. Pompejus im Gegentheil sucht Verzögerung, weicht aus, um sowohl den von allen Seiten abgeschnittenen Feind durch Mangel an Zufuhr aufzureiben, als den Ungestüm des heftigen der Feldherrn zu ermatten. Doch kann dieser Heerführer den vortheilhaften Entschluß nicht länger benutzen. Der Soldat murrt über die Trägheit, der Bundesgenosse über das Zaudern, der Befehlshaber über die Unschlüssigkeit desselben. Da solchergestalt das Schicksal drängt, wählt man Thessalien zum Kampf und die philippischen *) Felder sollen das Glück und Unglück Roms, des Reiches, des Menschengeschlechtes entscheiden. Nie sah das Schicksal solch einen Inbegriff römischer Volkskräfte, solch einen Inbegriff von Hoheit auf einen Punkt vereinigt. Mehr als 500000 auf dieser wie auf jener Seite, ohne den Beistand der Könige und des Senats. Nie verkündeten redendere Wunder den bevorstehenden Fall — Flucht der Opferthiere, Bienenschwärme auf den Panieren, Finsternisse während des Tages. Er selbst,

*) Der pharsalischen.

der Feldherr *) hört im nächtlichen Traumgesicht den Jubelruf seines Theaters als Klaggeton widerhallen; und morgens — schaudernd! — sieht man ihn auf dem Hauptplatze im Trauerkleide. Niemals war Cäsars Heer kampfdürstender noch muthiger. Daher von hier aus die erste Schlachttrompete, das erste Geschoß. — Aber nicht weniger bewundernswerth war der Ausgang dieses Krieges. Denn, indem sich Pompejus mit einer so außerordentlich starken Reiterei versehen hat, daß es ihm ein Spiel dunkt, den Cäsar zu übermannen, ist eben dieses sein eigenes Schicksal. Nachdem man nun lange mit gleichem Kriegsglück gefochten, und auf Pompejus Befehl die vom Flügel hervorbrechende Reiterei herangestürzt, thun plötzlich die Cohorten der Deutschen solch einen wüthenden Angriff auf die umher verbreiteten Reiter, daß man gewähnt hätte, jene kämen zu Fuß, diese zu Pferde. Diese Niederlage der fliehenden Reiterei hat den Ruin der Leichtbewaffneten zur Folge. Nun verbreitet sich das Schrecken weiter, die Truppen selbst stürzen einander ins Gewühl, und gleichsam auf einen Streich ist der Schlag vollendet. Auch beförderte nichts den Untergang so sehr, als die Größe des Heeres selbst. Ganz war er Cäsar in diesem Blutkampf; — immer zwischen dem Feldherrn und Soldaten schwebend. Man hörte den Ruf des Umherreitenden; blutfordernd und siegwirkend der eine: »Soldaten! das Gesicht getroffen!« — der andere für den Selbstruhm gemacht: »Schont die Burger!« — denn eben verfolgt er sie selbst. O des, trotz aller Widerwärtigkeiten, noch glücklichen Pompejus — hätt' ihn ein gleiches Schicksal mit seinem Heere dahingerissen! Er überlebt seine Größe, um mit desto größerer Schmach durch das thessalische Tempe zu flüchten, mit einem Schiffchen auf Lesbos zu

*) Pompejus.

landen, auf einer wüsten Klippe Cilicieus die Rettung zu den Parthern, nach Afrika oder Ägypten zu überdenken, endlich auf Befehl des nichtswürdigsten Königs, auf Anrathen der Verschnittenen und — um das Maaß voll zu machen — durch das Schwert des Septimius, eines Ausreißers von ihm, am Gestade Pelusiums *) gemordet, unter den Augen seiner Gemahlinn und Kinder zu sterben. —

III.

Cäsar und die Pompejaner. **)

Wer hätte nicht glauben sollen, aller Krieg habe zugleich mit Pompejus geendet? Nichts weniger; weit grausamer, heftiger entzündet sich aufs neue die Asche der thessalischen Gluth. Ein Krieg wird in Ägypten wider Cäsar — ohne Partheien erfochten. Nachdem Ptolomäus, König von Alexandrien, durch Pompejus Haupt den Bund der mit Cäsar geschlossenen Freundschaft versiegelt hat, entsteht dem spähenden Verhängniß die Gelegenheit nicht, die Manen eines Mannes von solcher Größe zu rächen. Kleopatra, Schwester des Königs, erflecht, zu Cäsars Füßen hingeworfen, einen Theil des Reiches zurück; ein schönes Mädchen; schöner noch, weil sie die Leidende schien. Er der König, wird gehaßt; denn das Schicksal der Partheien, nicht Cäsars Vortheile, bestimmten ihn, den Pompejus zu rächen — ohne Zweifel ein gleicher Verbrecher gegen diesen; aber dieses in seinen Plan gehört. Cäsar hat nicht sobald Befehl gegeben, jene wieder in's Reich einzusetzen, als er von dem-

*) Unter Gestalt in Ägypten.
**) Flor. loc. cit.

selben Meuchelmördern des Pompejus in der Königsburg belagert wird; und, obschon äußerst schwach an Truppen, hält er durch bewundernswürdige Tapferkeit den Strom eines beträchtlichen Heeres ab. Zuerst vereitelt er durch Verbrennung der nächsten Gebäude und Schiffswerfte das Geschoß eines erbitterten Feindes; thut alsbald von hier einen plötzlichen Ausfall auf die Halbinsel Pharos; gibt, von hier ins Meer zurückgeworfen — sey es aus Noth oder mit Vorsatz, um es den daherstürzenden Pfeilen und Felsstücken des Feindes zum Ziel auszustellen — sein Kriegskleid den Wogen Preis, und entkommt auf seltne Art glücklich durch's Schwimmen zu den nächsten Schiffen. Aufgenommen endlich von seiner Marine, zugleich den Feind von allen Seiten bestürmend, bringt er den Manen eines Gidams an dem schwachen, treulosen Volke ein gerechtes Opfer. Denn sowohl Theodot, Rädelsführer und Urheber des ganzen Kriegs, als jene — nicht einmal männliche — Bederthiere, Pothin und Ganymed, enden auf verschiedene Weise zu Wasser und zu Lande, durch Flucht und Tod ihre Laufbahn. Den Körper des Königs selbst findet man im Schlamm stecken mit einem goldnen Panzer geziert. Auch in Asien sind von Pontus her neue Unruhen entstanden, gleichsam als habe das Verhängniß dem mithridatischen Reiche mit Fleiß diese Gefahr vorgezeichnet, daß der Vater von Pompejus, von Gnaeus Sohn überwunden werden soll. König Pharnazes, mehr als unsre Fehden als seine Tapferkeit gestützt, bricht mit einem ansehnlichen Heere auf Kappadozien los. Nachdem ihn aber [illegible] angegriffen, zermalmt er ihn — gleich dem Wetterstrahl, [illegible] in ein und demselben Moment kommt, trifft, und [illegible] det — durch ein einziges — fast möchte ich sagen, [illegible] halbes Treffen. Es war keinesweges Prahlerei, wenn [illegible] von sich selbst sagte: »Er habe früher den Feind besiegt [illegible] gesehen.« — Dieß mit Auswärtigen. — Weit grausamer [illegible] Afrika mit Bürgern, als in der pharsalischen Schlacht [illegible]

war es, wo ein kochender Blutdurst die Überreste der gescheiterten Partheien ausgeworfen hatte: — nicht Überreste, sage man; es war ein förmlicher Krieg. Man hatte die Kräfte mehr zerstreut, als unterdrückt. Selbst die Niederlage des Imperators macht das heilige Band noch unverletzlicher, und die Folge der Feldherrn ist seiner nicht unwerth. Ein Kato, ein Scipio: — hehrtönende Namen an der Stelle des pompejanischen! Zu den Kriegerschaaren gesellt sich noch Juba, König von Mauritanien; denn Cäsars Sieg soll sich noch weiter verbreiten. Kein Unterschied also zwischen Pharsalien und Thapsos, als der, daß jetzt der Angriff der Cäsarianer ausgedehnter, wüthender ist, indem es sie erbittert, nach Pompejus einen noch heftigern Krieg zu sehen. Endlich — sonst nie der Fall, bevor der Feldherr befahl — bläst man unaufgefordert zur Schlacht. Vom Juba beginnt die Niederlage. Seine Elephanten, noch roh für den Krieg, und erst seit gestern aus dem Walde, werden durch den Hall plötzlich scheu gemacht. Alsbald flüchtet die Armee; auch die Heerführer können nichts tapferes unternehmen; aber allen folgt ein glänzender Tod. Schon flüchtet Scipio zu Schiffe; nachdem ihn aber der Feind erreicht, stößt er das Schwert in die Eingeweide; und indem jemand nach ihm forscht, gibt er die Antwort: »dem Imperator ist wohl!« Juba begibt sich nach der Königsburg, hält des folgenden Tages mit Petrejus, dem Gefährten seiner Flucht, ein köstliches Mahl, und über Tafel und Bechern stellt er sich ihm zum Durchbohren dar. Dieser genügt dem Könige und sich selbst; und Königs- und Römerblut triefen unter dieser Scene von den halbverzehrten Speisen, von den Gerichten des Todes herab. Kato hat dem Kriege nicht beigewohnt. Am Bagrada gelagert, deckt er Utika, als Afrika's zweiten Schlüssel. Sobald er aber die Niederlage seiner Partheien vernommen, zögert er nicht länger — so geziemt' es dem Weisen — und ruft mit [illegible] Seele den Tod herbei. Nachdem er den Sohn und die Gefährten aus seiner Umarmung

gelassen, und Nachts bei Licht Plato's Buch, welches die Unsterblichkeit der Seele lehrt, gelesen, schlummert er ein wenig; zuckt hierauf um die erste Vigil sein Schwert, und seine Hand durchbohrt die entblößte Brust wiederholentlich. Nach der That wagen es die Ärzte, den großen Mann durch Verbände herabzuwürdigen. Er leidet's, bis sie hinweg sind; zerschneidet hierauf die Binden, und ein nachstürzender Strom Bluts macht die sterbenden Hände in der Wund' erstarren.

IV.

Cäsar und die Söhne des Pompejus.

Abermals jetzt Waffen und Partheien — als hätte man nirgends Krieg geführt. Wie Afrika über Thessalien, so kam Hispanien über Afrika. Das meiste Gewicht gab den Verbundenen die Brüderschaft der Feldherrn, und die Stellvertretung jenes Einen durch zween Pompejer. Nirgends gerieth man darüber wüthender, nirgends mit zweifelhafterm Glück an einander. Zuerst schlagen sich die Legaten Varus und Didius, unmittelbar an der Mündung des Oceans; aber heftiger war der Kampf der Schiffe mit den Wogen als unter sich selbst; denn — gleichsam als wollt' er die Raserei der Bürger gegen Bürger zügen — ruinirt er beide Flotten durch einen Schiffbruch. Welch Schrecken, als zu gleicher Zeit Wogen, Stürme, Menge Schiffe, Rüstungen mit einander kämpfen! — Hierzu das Furchtbare der Lage selbst; — von dieser Seite die Küsten Hispaniens, von jener die von Mauritanien gegen einander stoßend! Ein Meer von innen und außerhalb! Die drohenden Klippen des Herkules! Alles überall Schlacht und Sturmgewühl! Im Kurzen zieht man sich von beiden Theilen auseinander, die Städte zu belagern, und bald unter diesen, bald unter jenen Heerführern büßen die Unglücklichen für ihren Bund mit Ro-

Der letzte Schauplatz aller Blutkämpfe ist Munda. — Nicht das Glück wie ehmals! lang ist der Kampf schwankend und traurig; und der Rathschluß des Schicksals scheint in Dunkel gehüllt. Er selbst, Cäsar, ist vor der Schlacht gegen seine Gewohnheit niedergeschlagner; — sey es aus Rückblick auf menschliche Vergänglichkeit, oder aus Mißtrauen in die zu große Schmeichelei eines unausgesetzten Glücks, oder aus eben der Besorgniß, die einst Pompejus quälte, mit dem er in gleicher Lage zu seyn beginnt. Nachdem nun die Schlachtschaaren eine geraume Zeit hindurch unter gleichem Kriegermuth nichts als Morden beschäftigt, entsteht — niemand erinnert sich desgleichen je! — während des Treffens selbst unter der hitzigsten Blutarbeit — gleichsam als hätten sie's verabredet — unter beiden Theilen ein plötzliches tiefes Ruhen. Alle hatten jetzt nur einen Sinn. Zuletzt — schändlich, und ein für Cäsars Augen ungewohntes Schauspiel! — fängt die vierzehn Jahr hindurch geprüfte Mannschaft der Veteranen zu weichen an. Zwar hat sie noch nicht die Flucht genommen; doch scheint sie mehr die Scham als Tapferkeit zurückzuhalten. Er gibt daher sein Pferd ab, und läuft gleich einem Rasenden an die Spitze der Schlacht vor. Hier ereifert er die Fliehenden, belebt ihren Muth; und Augen, Händ' und Stimme fliegen durch's weite Schlachtheer hin. Man sagt, in diesem Drange hab' er einen Ausweg aus dem Leben gesucht; seine Miene habe laut gesprochen: „Ich will mich mit Gewalt in den Arm des Todes werfen!" Aber jetzt geben sich fünf feindliche Kohorten, von Labien dem im Gefahr schwebenden Lager zur Unterstützung geschickt, und mitten durch's Treffen gejagt, das Ansehn der Fliehenden; dies glaubt er entweder selbst, oder weiß es als ein verschlagner Feldherr zu benutzen; indem er sich dem Scheine nach auf die Fliehenden stürzt, macht er zugleich den Seinen neuen Muth, und wirft den Feind über den Haufen. Jene, die zu siegen wähnen, sind um so hitziger im Nachsetzen; die Pompe-

jener, welche die Ihrigen auf der Flucht glauben, beginnen jetzt wirklich zu fliehen. Von der Größe des Blutbades unter dem Feinde; von der Erbitterung, der Raserei der Sieger, wird man aus folgendem urtheilen können. Nachdem sich die, aus dieser Schlacht Geflüchteten, nach Munda gerettet, und Cäsar sogleich die Überwundenen zu verbrennen befohlen, thürmt man einen Wall aus den zusammengetragenen Körpern auf, und befestigt sie durch hineingetriebene schwere und leichte Wurfspieße an einander; — scheußliche That selbst unter Barbaren! Aber nun verzweifeln des Pompejus Söhne völlig am Siege; der aus dem Treffen flüchtende, am Fuß' verwundete, Einöden und unwegsame Gegenden suchende, Knäus, wird vom Cesen bei der Stadt Lauro ereilt, und stirbt — so groß war noch sein Muth! — fechtend unter seinen Händen. Den Sextus verbirgt das Verhängniß unterdeß in Celtiberien, spart ihn für andere Kriege nach Cäsar auf. Als Sieger zieht Cäsar in's Vaterland ein. Den ersten Triumph, über Gallien, schickt uns der Rhein, der Rhodanus und der im Golde gefangene Ocean *) herüber. Der zweite Lorbeer ist der ägyptische; — hier sieht man unter dem Schaugepränge den Nil, die Arsinoe und den gleichsam in Flammen brennenden Pharus. Der dritte Wagen gilt dem Pharnazes und Pontus. Der vierte trägt Juba, die Manen und das zweimal überwältigte Hispanien zur Schau. Hierauf erblickt man Pharsalien, Thapsos und Munda; — und wie weit wichtiger das, wovon der Triumph schwieg! — Hier ruhten endlich die Waffen. Ohne Blutvergießen sind die folgenden Tage des Friedens, und Menschengüte macht den Krieg vergessen. Niemand wird durch den Herrscher aufgeopfert, außer Afran — mehr als eine Verzeihung verdient' er nicht. Faustus Sulla — Cäsar hatte erfahren, daß man Schätze

*) Der im Golde als gefesselt Vorgestellte.

söhne fürchten müsse; — und der Tochter Pompejus, nebst den Vettern von Sulla — hierdurch sorgte er für die Nachwelt. —

V.

Cäsar, der alleinherrschende Sieger.

Jetzt werden von denen nicht undankbaren Bürgern alle Ehrenbezeigungen auf ein einziges Oberhaupt gehäuft: Bildnisse in den Tempeln; eine Strahlenkrone in den Theatern; ein erhöhter Platz im Rathssaale; eine Tempelzinne auf seinem Pallaste; ein Monat unter den Gestirnen; nächst diesen allen Vater des Vaterlandes selbst, und immerwährender Dictator. Zuletzt werden ihm — ob auf sein eignes Verlangen, ist ungewiß — vor der Rednerbühne vom Konsul Anton die Reichsinsignien dargebracht. All dies waren so zu reden Insuln, gehäuft auf das Haupt eines, dem Tode bestimmten Schlachtopfers. Der Neid siegt über die Gnade des Volkshauptes; und selbst die Macht, welche Wohlthaten spendet, ist den Freien unerträglich. Nun gibt man ihm keine längere Frist; sondern Brutus und Kassius, nebst andern Patriziern willigen in den Mord des Regenten. — Allgewaltiges Schicksal! Weit hat sich schon die Meuterei verbreitet; auch wird Cäsarn am bestimmten Tage das Verzeichniß überreicht. Aber auch hundert Opferthiere gewinnen ihm die Gottheit nicht. Dennoch erscheint er in der Curie, und macht den Plan zum parthischen Feldzuge. Hier wird er auf dem kuruliſchen Stuhl sitzend vom Senat angefallen, und mit drei und zwanzig Wunden zu Boden gestreckt.

Die Betrachtungen, welche Cäsars Todesart und Todesfeier, nach Erzählung der römischen Geschichtschreiber, in mir erweckten, veranlaßen mich zu einer Bemerkung über die auffallende Ähnlichkeit in den Ausdrücken, deren sich Griechen und Römer bedienen, wenn sie vom Sterben und vom Tode sprechen. Das erste Vorbild zu mildern Vorstellungen und Benennungen gab Homer, welcher den Schlaf und den Tod Zwillingsbrüder nannte. *) Dichter und Künstler sind diesem lieblichen Bilde gefolgt. Dadurch entstand eine sanftere Ansicht des Schrecklichen und eine weichere Trauer, deren Spuren sich eben in jenen mildern Ausdrücken zeigen. So sagen wir Griechen:

ἀπογηνεσθαι (nicht gegenwärtig oder von etwas ferne seyn, weggehen:) ἀϊχεσθαι (dahin seyn, sich entfernen, verlieren:); ἐξ ἀνθρώπων απελεύσομαι (ich werde von den Menschen weggehen:); βεβίωκε (er hat gelebt:); αβίωσις (das Ableben:); τελευταειν (enden:); τελευτη (das Ende:); τελειν (vollbringen:); κοιμᾶσθαι (zur Ruhe, zu Bette gehen:); ευδειν (schlafen, ruhen:); οιχόμενοι (die Entfernten, die Weggegangenen:); καμόντες (die Erschlafften, die Schlummernden). — Wir nennen ja sogar die Verstorbenen Gute und todten gut machen. **)

Auf ähnliche Weise haben die Römer die Ausdrücke: Abiit; vixit; fuit; cursum peregit; extinqui; animam efflare, vitam finire, relinquere, reddere; labi in Cineres; ponere vitam. — Suprema hora, summa dies; satis ereptus, defunctus vita; extinctus; delere, verlöschen, daher der Tod sowohl Mors als letum genannt wird, sonst auch exitus, abitio. Cic.

*) Ilias Ges. 16. v. 681.

**) Plutarch in den Fragen über römische Gebräuche § 49.

ganz eigene Ansicht finde ich bei den Römern darin, daß sie die Göttinn der Liebe auch zur Todesgöttinn machen, als Venus Libitina, folglich die Geburt und den Tod des Menschen einer und eben derselben Gottheit zuerkennen. *) Sie gebrauchen deshalb auch den Ausdruck: Libitinam vitare; so viel als: dem Tod entgehen, unsterblich werden. Soll jene Vereinigung etwa daran erinnern, daß Alles, was geboren wird, sterblich ist? Auf diese Idee scheint auch die Bildsäule der Venus Epitymbia in Delphi hinzudeuten. **)

Kommt der Beiname Libitina, wie Einige behaupten, wirklich von dem römischen Worte libitum (etwas das beliebig ist, nämlich gern oder willig gethan wird), so dürfte Venus als Todesgöttinn bei Cäsars Tode ihr Amt wohl sehr passend und vorzugsweise verwaltet haben. Man hört über den Tod dieses großen Mannes, dessen Geschlecht seine Abstammung von einem Sohne der Venus herleitete, noch jetzt verschiedene Meinungen. Einige glauben, er habe, weil er zuletzt schwächlich geworden, nicht länger leben wollen und deshalb alle Warnungen und Vorzeichen des Todes nicht geachtet. Andere behaupten, er sey es müde geworden, dem Andrang häufiger Nachstellungen rastlos entgegen zu kämpfen; auch habe er geäußert: „dem Staat müsse mehr als ihm selbst an seinem Leben gelegen seyn. Er habe der Macht und des Ruhmes genug erworben, Rom aber werde nach seinem Tod nicht der Ruhe genießen, sondern von blutigeren Bürgerkriegen zerrüttet werden.“ — So viel weiß man mit Gewißheit, daß Cäsar bei manchen Gelegenheiten; ja selbst noch am Tage vor seiner Ermordung bei einem Gastmahle offen

*) Plutarch. in Numa.

**) Horat. l. 3. ode 30. — Venus Epitymbia, d. i. die auf dem Grab Sitzende. — Plutarch in den römischen Fragen, §. 10.

erklärte, er ziehe einen schnellen, ja plötzlichen Tod dem langsamen Dahinsterben vor. *)

Cäsars Leichenfeier findet durch Pracht und allgemeine Theilnahme in der römischen Geschichte kaum ihres Gleichen. Auf dem Forum wurde ein vergoldetes Gerüst, in der Form eines Venustempels, erbaut; in demselben stand ein Leichen-Prachtbett von Elfenbein mit golddurchwirkten Purpurdecken, und eine reiche Siegestrophäe mit dem Gewande, in welchem er ermordet ward. **) Durch alle Straßen der Stadt drängte sich der Zug derjenigen, welche Leichengeschenke brachten und sie nach dem Marsfelde trugen, wo der Scheiterhaufen sich erhob. Hier wurden die Leichenspiele gefeiert; Trauerchöre tönten dazwischen. Männer vom höchsten Rang in den Staatswürden trugen die Leiche dahin. Plötzlich erschienen zwei Bewaffnete, in der einen Hand einen Wurfspieß, in der andern eine Fackel, mit welcher sie den Rogus entzündeten. Er loderte hoch auf, mit ihm zugleich der Ausbruch der allgemeinen Liebe und des allgemeinen Schmerzes. Das Volk trug zur Nahrung des Feuers zusammen, was sich ringsumher fand; die Tänzer und Schauspieler warfen ihre Feierkleider in die Flammen, die Veteranen der Legion ihre Waffen, die Matronen ihren Schmuck und ihrer Kinder Schmuck. Auch die Fremden, jede Nation nach ihrer Art, stimmten in die allgemeine Trauer, in ausländischen Zügen um den Todten klagend, vor allen die Juden, welche ganze Nächte nach einander die Leichenstätte besuchten. Unmittelbar von der Todtenfeier lief das Volk mit brennenden Fackeln nach den Wohnungen der Mörder. Der Eingang in die Curie, worin Cäsar fiel, ward zugemauert. Auf dem [illegible]

*) Suetonius in J. Caesare cap. 86 et 87.
** S. Anmerkung 11.

erhob sich eine Marmorsäule mit der Inschrift: „Dem Vater des Vaterlandes!“ Der fünfzehnte März hieß der Tag des Vatermords; da wurde kein Senat gehalten. An sieben auf einander folgenden Tagen, kurz vor Sonnenuntergang, erschien ein Komet; *) man glaubte, es sey Cäsars in den Himmel aufgenommener Geist. Man brachte dem Vergötterten Opfer, man that ihm Gelübde, man schlichtete Streitigkeiten durch Eidschwüre bei Cäsars Namen. **)

Merkwürdig ist die Rede, welche Antonius bei Cäsars Leiche, in ihrem blutigen Gewande und mit ihren drei und zwanzig Wunden zur Schau gestellt, vor dem Volke hielt. Ich theile sie mit, als ein Muster glänzender Beredtsamkeit: ***)

»Wäre der vor uns liegende Todte als Privatmann gestorben, bekleidete ich selbst nicht ein öffentliches Amt, so konnte ich mich, Männer von Rom! in meiner Rede sehr kurz fassen, brauchte nicht alle seine Thaten aufzuzählen, durfte nur etwas weniges von seiner Abkunft, von seiner Erziehung, von seinen Sitten anführen, höchstens nur etwa das, was er als Bürger fürs Vaterland that, erwähnen, um denen, die nicht in näherer Verbindung mit ihm standen, nicht lästig zu werden. Aber, wenn in ihm der erste Mann im Staate starb, ich die zweite Stelle nach ihm einnahm, so fühle ich die doppelte Verbindlichkeit, einmal als Erbe von ihm, dann als Magistratsperson sein Leichenredner zu werden, und als solcher nichts Wichtiges zu übergehen, vielmehr alles das zu seinem Lobe zu sagen, worüber das ganze Volk, wenn es ihm möglich wäre, aus Einem

*) Stella crinita.
**) Sueton. c. 84. 85. et 88. — [illegible]
***) Dio Cass. [illegible] (übers. von Wagner.)

Munde zu reden, nur Eine Stimme haben würde. Mehr als zu wohl weiß ich es, wie viel dazu gehört, euren Geschmack zu befriedigen. Und wenn diese Schwierigkeit durch einen so viel umfassenden Gegenstand meiner Rede noch erhöhet wird; (denn die erhabensten Worte bleiben doch immer weit hinter erhabenen Thaten zurück), wenn euer eignes Bewußtseyn (seiner Größe) eurer Verehrung gegen ihn keine Gränzen setzt, dann dürfte ich an Euch vielleicht sehr strenge Richter finden. Spräche ich vor einer Versammlung, die den Mann nicht kannte, so würde mir es leicht werden, durch die Größe seiner Thaten, ihr Herz zu erschüttern, und so auf ihre Überzeugung zu wirken; aber ihr kanntet ihn zu nahe, als daß nicht alles, was ich von ihm zu sagen vermag, doch bei weitem tief unter dem, was er that, bleiben sollte. Fremde, die vielleicht ein kleiner Neid gegen das, was sie hören, mißtrauisch macht, sind eben deshalb auch geneigter, sich mit Wenigem abfinden zu lassen; aber eure Herzen hat die Zuneigung zu ihm einmal unersättlich gemacht. Cäsars Verdienste haben den größten Vortheil euch selbst verschafft, um so weniger könnt ihr sein Lob mit neidischem Ohr, als wär' es ein fremdes, wollt es vielmehr mit Theilnehmung als euer eigenes gepriesen hören. Demnach will ich meine ganze Kraft aufbiethen, diese eure Neigung in vollem Maße zu befriedigen, in der Hoffnung, daß ihr die Empfindungen meines Herzens nicht nach meinem Rednertalent abmessen, vielmehr durch geneigtes Gehör die Mängel des Redners ersetzen werdet.«

»Mit seiner Abkunft mache ich den Anfang; nicht als ob dies beim Verdienst eben das Glänzendste wäre — ob es gleich der Natur der Sache nach nicht wenig zu demselben beiträgt, wenn man nicht durch's Ohngefähr ein großer Mann wird, sondern eine angeborne Anlage dazu in sich vorfindet. Wer nicht von edlen Ältern stammt, kann zwar auch zum würdigen Mann sich bilden; aber angeborne Schwachheiten können auch eben so

leicht seine niedrige Geburt verrathen. Wer hingegen von ächten Ahnen her den Samen des Verdienstes in sich trägt, bei dem wächst es nothwendig auf eigenem Boden, und wurzelt tiefer. Doch, es ist jetzt nicht meine Absicht, Cäsars Lob vorzüglich darauf zu gründen, daß er in der neuern Zeit eine ganze Reihe edler Männer als Ahnen aufzählen, und im grauen Alterthum auf Könige und Götter sein Geschlecht zurückleiten konnte; nur auf zweierlei wünscht' ich euch aufmerksam zu machen: einmal, daß er unseres ganzen Staates Verwalter war, (denn seine Stammväter und unserer Stadt Erbauer sind dieselben) und dann, daß er, wenn man seine Vorfahren ihrer Verdienste wegen für Göttersöhne hielt, diesen Ruhm ihnen nicht nur sicherte, sondern sogar erhöhete. Gesetzt, es hätte der eine oder der andere bisher noch bezweifeln können, ob Äneas so ganz gewiß der Venus Sohn gewesen sey; so wird er es doch nun glauben müssen. Göttersöhne waren zwar nicht immer eines so rühmlichen Namens würdig; aber Cäsarn muß ein jeder würdig finden, Götter zu Stiftern seines Geschlechts gehabt zu haben. Äneas und einige seiner Nachkommen waren sogar schon Könige: aber wie weit erhebt sich über sie Cäsar, wenn jene nur Könige in Lavinium und Alba waren, er den Titel eines Königs von Rom nicht einmal haben mochte — jene den ersten Grund zu unserer Stadt legten, er sie zu einer solchen Größe erhob, daß schon, um nur eines zu erwähnen, die von ihm gestifteten Kolonien von größerem Umfange waren, als die Städte, die jene als Könige beherrschten."

„Sehet, von so hoher Abkunft war er. Und daß seine Erziehung und Unterweisung seiner erhabenen Geburt angemessen gewesen sey, davon kann uns sein ganzes Leben zum zuverlässigsten Beweise dienen. Wer den dauerhaftesten Körper, und eine Seele besitzt, die so ganz offenbar für jedes Geschäft des Krieges und Friedens gemacht ist, wie? der sollte nicht die

vortrefflichste Erziehung gehabt haben? Schwer ist es gewiß, Schönheit und Festigkeit des Körpers in gleich hohem Grade zu besitzen: schwer, Leibesstärke mit Klugheit zu paaren: noch schwerer, in Reden und Handlungen sich gleich vortrefflich zu zeigen. Und dennoch traf alles dies in ihm zusammen. Ich spreche vor Männern, die ihn kannten, die jeder Unwahrheit, die ich etwa vorbrächte, mich sogleich überführen könnten; vor denen ich nichts übertreiben darf, ohne meine Absicht ganz zu verfehlen. Wegen mich selbst würde ich auf diesem Wege den gerechtesten Verdacht des Großsprechers erwecken — würde die hohe Meinung, die ihr von seinen Verdiensten selbst habt, herabstimmen zu wollen scheinen. Jede Rede, auf so einen Mann gehalten, wenn sie auch nur den leichtesten Anstrich des Erdichteten annimmt, ist für ihn nicht Lob, ist wahrer Tadel. Die Zuhörer wissen die Erdichtung des Redners mit ihrer Kenntniß von jenem Manne nicht zu vereinigen, halten sich an die Wahrheit, und nur allein an sie, und so entdecken sie nur gar zu bald, wie er hätte seyn sollen, und finden durch Vergleichung (des Wahren und des Falschen) wie viel ihm immer noch fehlte. So bleibt dann meine Behauptung wahr, daß unser Cäsar die vortrefflichsten Gaben des Körpers, die höchste Geschmeidigkeit des Geistes besaß. Die Natur gab ihm bewundernswürdige Anlagen, und er erhöhete sie sorgfältig durch alle Arten von Wissenschaft. Daher kam es, daß er, ohne zu irren, mit schnellem Blicke, was er in jedem Falle zu thun habe, übersah, mit eindringender Beredtsamkeit sich auszudrücken wußte, und einen Plan eben so weise auszuführen als anzulegen im Stande war. Nie konnte ein unerwarteter Vorfall ihn unbereitet überraschen, nie zögerndes Hinderniß dem Forscherauge verborgen bleiben. Alles sah er, noch ehe es kam, voraus, gegen alles war er bereitet, was nur dem Menschen begegnen mag. Mit sicherem Blick drang er in jedes Geheimniß ein, und bei dem, was Jedermann wußte, konnte er sich bis zur Täuschung fremd stellen.

Oft wußte er etwas wirklich nicht, und gab sich doch die Miene, es sehr genau zu wissen; oft that er, als ob ihm das, was er sehr wohl wußte, ganz unbekannt wäre. Allem wußte er die treffendste Zeit anzupassen, von allem Grund anzugeben — und was das wichtigste ist, jeden seiner Entwürfe auch auszuführen und zu vollenden."

„Ein neuer Beweis für seine Größe sey der, daß er in seinem häuslichen Leben ein vortrefflicher Ökonom, und dennoch der edelmüthigste Mann war. Sorgfältig, sein Vermögen gehörig zu sparen, war er doch nichts weniger als geizig, vielmehr zur Pracht geneigt. Seine Verwandten, sie mußten denn in hohem Grad lasterhaft gewesen seyn, liebte er zärtlich. Nicht sah er stolz auf den Unglücklichen unter ihnen herab, nicht beneidete er den Glücklichen; vielmehr machte er es sich zum Vergnügen, diesen noch in glücklichere Umstände zu setzen, jenen bei seinem Mangel zu unterstützen, beiden Geld und liegende Güter und Würden und Priesterämter zu geben. Und wie vortrefflich betrug er sich gegen Freunde, oder wer sonst mit ihm umzugehen, das Glück genoß! Weit entfernt, sie sein Übergewicht fühlen zu lassen oder ihnen verächtlich zu begegnen, kam er jedem mit Höflichkeit entgegen; wer ihm einen Dienst erwies, dem vergalt er ihn vielfach, und die andern suchte er durch Wohlthaten näher an sich zu knüpfen. Nie beneidete er den Mann, der durch eine glänzende That sich auszeichnete, nie unterbrach er einen in der Laufbahn seines Glücks; vielmehr, als ob ihrer aller Größe die seinige wäre, als ob seine Macht und sein Ruhm selbst dadurch zunähme, freute er sich, recht viele sich gleich setzen zu können. Bei solchen Gesinnungen gegen Freunde und Bekannte war er dennoch nicht unerbittlich gegen Feinde. Vielen, die ihn im Frieden beleidigten, verzieh er, viele, die wider ihn fochten, entließ er ungestraft, gab einigen sogar noch Ämter und Würden. So ganz zum großen Mann

hatte ihn die Natur gebildet, daß er nicht nur nirgend ein böses Herz verrieth, sondern es auch keinem andern zutrauen mochte."

»Von seinem häuslichen Leben geh ich zu dem über, was er als Bürger that. Hätte er in stiller Unterthänigkeit hingelebt, so würde sein Verdienst zwar auch allemal unbescholten geblieben seyn; aber da er sich so erhob, daß er nicht nur alle seine Zeitgenossen, sondern auch jeden, der jemals Macht besaß, an Größe übertraf, so mußte sich sein Verdienst weit herrlicher annehmen. Fast bei allen Mächtigen vor ihm machte eben ihre Macht ihre Fehler sichtbarer, ihn zeigte sie in nur noch größerem Lichte. Da er einmal Thaten, seinem großen Geiste entsprechend, unternahm, so bewies er sich auch ihnen gewachsen; und er war der einzige Sterbliche, der sein so großes, durch Verdienst erworbenes Glück nicht der Verläumdung, nicht dem Spotte aussetzte. Seine Thaten überhaupt als Kriegsheld, oder was er in den gewöhnlichen Ämtern Edles that, das übergehe ich, obgleich auch dies schon so wichtig ist, daß es jedem andern zu großem Lobe gereichen würde: denn wenigstens in Vergleichung mit seinen folgenden Thaten würde ich nach Kleinigkeiten zu haschen scheinen, wenn ich auch jene weitläuftig erzählen wollte. Nur das also, was er in höhern Ämtern that, will ich anführen, ohne mich doch auch hier auf jedes Einzelne einzulassen. Ein Unternehmen, das ich nie ausführen könnte, und das euch, die ihr dies alles schon wisset, beschwerlich fallen müßte.«

»Seine Thaten begann der Mann zuerst als Proprätor in Spanien. Er fand die Treue dieser Provinz verdächtig, war also aufmerksam genug, sie nicht unter dem Schein des Friedens zu gefährlichen Feinden anwachsen zu lassen; er konnte die Zeit seiner Statthalterschaft in Ruhe verleben, aber der Vor-

theil des Staats war ihm wichtiger; jene wollten in Güte auf bessere Gedanken sich nicht leiten lassen, und so zwang er sie, zur Vernunft zurückzukehren, und erwarb sich über alle, die vor ihm rühmlich gegen diese Nation gefochten hatten, ein um so größeres Lob, je schwerer es ist, sich in einem Besitze zu erhalten, als sich ihn zu verschaffen, je nützlicher es ist, ein Volk an neuer Empörung zu hindern, als gleich anfangs, wenn es noch ungeschwächte Kraft besitzt, zu unterjochen. Mit Recht erkanntet ihr ihm deshalb die Ehre des Triumphes zu, und wähltet ihn sogleich zum Consul. Aber, welch ein überzeugender Beweis, daß er nicht aus Ehrbegierde, nicht aus Ruhmsucht jenen Krieg führte, und auf neue sich rüstete! Dringender Geschäfte wegen, ließ er den Triumph schwinden, erkannte es mit Dank, daß ihr ihn so ehren wolltet, fand sich schon durch euren guten Willen belohnt und ward — Consul."

„Schon über die Einrichtungen, die er in der Stadt als Consul machte, ließe sich unendlich viel sagen: aber sobald er dies Amt niederlegte, und ihr den Krieg in Gallien ihm übertruget — da darf ich mich nur auf eure Überzeugung berufen, wie viele wichtige Thaten er dort ausführte. Nicht drückte er da die mit uns verbündeten Völker, er gewährte ihnen vielmehr Schutz, weil er in ihre Treue kein Mißtrauen zu setzen, Ursache fand, und dennoch sie von andern anwohnenden gallischen Völkerschaften leiden sah. Diese letztern, unsere Feinde, und nicht nur sie, sondern Galliens sämmtliche Nationen bezwang er, und setzte uns dadurch in den Besitz eines unermeßlichen Landes, in den Besitz unzähliger Städte, deren Namen wir vorher nicht einmal kannten. Und alles dieses führte er, ohne von uns mit beträchtlicher Armee, mit hinlänglichen Geldern versehen zu seyn, dennoch mit solcher Geschwindigkeit aus, daß er, noch ehe jemand von uns den Anfang seines Krieges wußte, schon Sieger war; und gab seinen Eroberungen eine so feste Consistenz, daß er nun

zu neuen im Celtenland (Deutschland) und Britanien sich Bahn machte. Und so trägt noch jetzt Gallien unser Joch, das kurz Ambronen und Cimbrer gegen uns verhetzte, das jetzt überall so herrlich angebauet ist, als Italien selbst. Jetzt befahren wir mit unsern Schiffen nicht mehr den Rhodanus und Araxis allein, auch die Maas, den Ligeris, den Rhein selbst, den Ocean selbst. Gegenden, deren Namen wir nie gehört, deren Daseyn wir nie gewußt hatten, eroberte er uns, uns eröffnete sein erhabener Muth, sein großer Geist neue bekannte Länder, machte uns vorher unzugängliche Gewässer schiffbar.«

»Und hätten nicht einige seiner, oder vielmehr unserer Neider, Unruhen gestiftet, und ihn vor der gehörigen Zeit nach Rom zurückzukehren genöthiget; gewiß er würde noch ganz Britanien mit den umher liegenden Inseln, würde das ganze Celtenland bis an den nordlichen Ocean erobert, würde gemacht haben, daß nicht mehr Länder und Völker, nur weiter Strom und offene See unseres Reiches Umfang begränzten. Ohnehalb, und weil ihr seinen hohen Geist, seine Thaten, seine Siege sahet, wolltet ihr eure Armeen nicht lange unter seinen Fahnen lassen — ein Vorzug, der nie einem, so lange unsere Monarchie bestehe, zu Theil ward: denn acht volle Jahre nach einander blieb er Statthalter. So seid waret ihr damals von ihm überzeugt, daß er alle seine Eroberungen nur für euch mache, und der Verdacht kam euch nie zu Sinn, daß er sich selbst zu Haupte wachsen könnte. Euer Wunsch, ihn recht lange in jenen Gegenden zu wissen, war aufrichtig; aber ihr hattet ihn durch Männer vereitelt, die unsre republikanische Regierungsform in Monarchie für sich umwandeln, die dem Cäsar nicht zur Fortsetzung seiner Siege, euch nicht den Genuß derselben gönnen wollten, die in der Meinung, er könne von seinen angefangenen Geschäften nicht abkommen, sich jeden Frevel erlaubten, um

euch in die Nothwendigkeit setzten, ihn zu eurer eigenen Rettung zurückzuberufen.«

»So ließ er dann seine Unternehmungen in jener Gegend halb vollendet, eilte schnell zu eurer Hülfe herbei, befreite Italien von den ihm schon zubereiteten Gefahren und eroberte dann das untreu gewordene Spanien. Daß Pompejus das Vaterland verlassen habe, ein eigenes Königreich in Macedonien stiften, dorthin eure ganze Macht verlegen, eure Unterthanen gegen euch selbst verhetzen, eure Gelder gegen euch selbst brauchen wolle, dies alles sah er, wünschte Anfangs durch Unterhändler, in seinem, oder auch des ganzen Staates Namen geschickt, jenen in Güte zu Frieden und Sinnesänderung zu bewegen, unter der Versicherung, ihn wieder in gleiche Rechte mit sich selbst zu setzen. Aber, da er seinen Endzweck auf keine Weise erhalten konnte, jener vielmehr sich über alles, selbst über die Verschwägerung mit Cäsar hinwegsetzte, und dem allen einen Krieg gegen euch vorzog; so sah sich Cäsar zu einem Bürgerkriege gedrungen. Brauch ich es wohl anzuführen, mit welcher edlen Kühnheit er in tiefem Winter gegen jenen zu Schiffe ging? Wie er mit zuversichtlichem Muth ihn, der ganzen Gegend Besitzer, anzriff? Wie er mit männlicher Tapferkeit, mit einem weit schwächeren Heere ihn schlug? Dies alles weitläufiger aus einander zu setzen, wäre nichts anders, als jenen, so angestaunten Pompejus als Knabe figuriren zu lassen; so sehr fand er in allem am Cäsar seinen Meister.«

»Doch ich übergehe dies um so mehr, da Cäsar selbst nie darauf stolz war, vielmehr immer diese Fügung des Schicksals bedauerte. Aber, da die Götter selbst den Sieg so gerecht entschieden, ließ er wohl einen in der Schlacht selbst Gefangenen umbringen? Ehrte er nicht vielmehr in einem Jeden, ich will nicht sagen den Senator oder Ritter oder Römer — ehrte er

nicht ſelbſt den Bundesverwandten und Unterthan? Keiner von ihnen ſtarb eines gewaltſamen Todes, keiner ward vor Gericht geſtellt, kein Privatmann, kein König, kein Volk, keine Stadt, die einen traten vielmehr ſelbſt zu ihm über, die andern genoſſen ihre Begnadigung, ohne an ihrer Ehre zu verlieren, und jeder bedauerte nur die Gebliebenen. So unbegränzt edelmüthig war er, daß er des Pompejus treue Anhänger lobte, ihnen alles, was ſie von ihm erhalten hatten, ließ; hingegen den Pharnakes und Orodes, die, ſeine Freunde, dennoch ihm nicht halfen, von ganzem Herzen haßte, und eben deshalb vorzüglich den einen, nicht lange nachher, bekriegte, gegen den andern in der Folge zu Felde zu ziehen ſich vornahm. Selbſt einen Pompejus würde er begnadiget haben, wenn er ihn noch lebendig gefunden hätte. Dies ſah man daraus, weil er ihm nicht ſogleich nachſetzte, ihm vielmehr Zeit zur Flucht ließ, ſeinen Tod ſehr ungern vernahm; — daraus, weil er ſeine Mörder — etwa lobte? Nein, ſie in Kurzem darauf umbringen ließ, und am Ptolemäus ſelbſt, ohne Rückſicht auf ſeine Jugend zu nehmen, den ſeinem Wohlthäter verſagten Schutz mit dem Tode beſtrafte.«

»Seine, dann in Ägypten getroffene Einrichtungen und die beträchtlichen daher gebrachten Schätze zu erwähnen, wäre Überfluß. Aber ſein Feldzug gegen Pharnakes, der ſchon mächtige Fortſchritte als Eroberer von Pontus und Armenien that — Nachricht von ſeiner Ankunft, Erſcheinung auf dem Kampfplatze, Schlacht, Sieg — alles war Werk eines Tages, alles ein überzeugender Beweis, daß er in Alexandrien nichts von ſeinem Werthe verlohren, nicht aus Schwelgſucht da ſo lange geweilt habe. Hätte er wohl mit der Leichtigkeit dieſe Unternehmung ausführen können, wenn er ſie nicht lange vorher überdacht, nicht noch ſeine ganze Kraft beſeſſen hätte? Pharnakes war geſchlagen, und ſchon ſann Cäſar auf einen neuen

Feldzug gegen den Partherkönig: aber einige unruhige Köpfe nöthigten ihn in unsere Stadt zurück, und er legte von neuem den Streit mit solcher Weisheit bei, als ob gar keiner vorhergegangen wäre. Keiner ward mit Tod, keiner mit Verbannung, oder auch nur mit Entehrung deshalb bestraft; nicht als ob viele mit dem besten Rechte nicht Strafe verdient gehabt hätten, sondern weil er glaubte, nur Feinde müsse man ohne Schonung tödten, Bürger, wären sie auch Nichtswürdige, erhalten. Aus diesem Grundsatze focht er als Held gegen Feinde des Auslandes, und betrug sich als Menschenfreund gegen unruhige Bürger, wenn sie auch durch ihre Handlungen sich dieses Namens unwürdig machten. Eben so verfuhr er auch hernach in Afrika und Spanien, und entließ alle seine Gegner ungestraft, wenn sie nicht vorher schon von ihm einmal waren gefangen und begnadiget worden. Männer, die immer in ihrer Tücke beharrten, nur immer gelind behandeln, sey Thorheit, glaubte er, nicht Sanftmuth; aber Feinden den ersten Fehltritt verzeihen, nicht unwandelbaren Zorn halten, selbst Ämter und Würden ihnen geben, und dann erst, wenn sie auf ihrem Starrsinn blieben, sich ihrer entledigen, das sey Pflicht des Mannes. Doch, was sag ich? ließ er nicht selbst viele von diesen am Leben? Erlaubte er nicht jedem seiner Freunde und Theilnehmer seiner Siege, einen der Gefangenen loszubitten?«

»Und daß er dieß alles aus natürlichem Hange that, nicht aus Verstellung, oder um sich den Weg zu künftiger Macht zu bahnen, (welches unstreitig bei vielen andern der Grund zu sanfterem Betragen war,) davon ist auch dieß das unverwerflichste Zeugniß, daß er überall und zu allen Zeiten sich gleich blieb. Nie ist Zorn bei ihm in Grausamkeit ausgeartet, nie hat sein Glück ihn verderbt, nie seine Macht ihn umgewandelt, nie Allgewalt ihn zum andern Manne gemacht, so schwer es auch ist, bei so vielen, so wichtigen, und nie unterbrochenen

Geschäften, die man entweder schon glücklich beendiget, oder jetzt unter den Händen hat, oder künftig vor sich sieht, immer einerlei Güte des Herzens zu behalten, nie Härte und Strenge zu beweisen, wäre es auch nicht, verdiente Verbrechen zu strafen, doch vor ihnen sich auf die Zukunft zu sichern. Schon dieß also konnte seine sanfte Denkart außer allen Zweifel setzen; und wahrhaftig, Götterfohn mußte der Mann seyn, der keine Kunst verstehen mochte, als die, jeden zu retten, der nur zu retten war. Aber noch mehr bewährt es sich, wenn man bedenkt, daß er an keinem seiner Gegenstreiter durch andere sich rächte, und die in der Vorzeit unglücklich gewordenen uns wieder gab. Jedem ehemaligen Anhanger des Lepidus und Sertorius wirkte er nämlich Verzeihung aus, jedem, der von Sylla's Verbannung her noch lebte, verschaffte er Sicherheit, und dann Erlaubniß, zurückzukommen; aller Getödteten Söhne beehrte er mit Würden und Ehrenämtern. Und, was alles dieß überwiegt, alle geheime Briefschaften ohne Unterschied, wie er sie beim Pompejus oder Scipio fand, ließ er verbrennen, ohne ein Blatt davon zu lesen oder aufzubewahren, um nicht wenigstens einem andern Gelegenheit zu geben, sie zum Schaden anderer zu mißbrauchen. Daß dieß nicht Verstellung, sein wahrer Ernst war, hat der Erfolg bewiesen. Nie hat einer über diese Briefe, — will nicht sagen, etwas zu dulden, sondern auch nur einmal etwas zu fürchten gehabt; ja niemand kannte die von aller Furcht aus zu befürchtenden Gefahr befreiten Verfasser, als sie sich selbst. Wie so ganz über alle Erwartung sonderbar und ohne Beispiel! — Entlassen wurden die Schuldigen, ehe man sie anklagte, sahen sich gerettet, ehe sie noch Gefahr sahen, und selbst ihr Retter kannte die nicht, die er so glücklich machte."

„Um dieß alles, und um seine übrigen Gesetze und Einrichtungen im Staat, die, so schätzbar sie auch an sich seyn mochten, doch in Vergleichung mit jenen verlieren, und vor

mich zu weit führen würden, wenn ich sie aufzählen wollte — um dieß alles also liebtet ihr ihn als Vater, schättet ihr ihn als Wohlthäter, überhäuftet ihn mit Ehre, wie sie noch keiner vor ihm genossen hatte. Ihn wünschtet ihr auf immer zum Vorsteher der Stadt und des ganzen Reiches zu haben, ohne daß euch die Titel etwas verschlugen, die ihr ihm zwar alle gabet, so viel derselben sich nur denken lassen, und doch für ihn noch immer nicht würdig genug fandet — Namen, die, wenn sie einzeln, dem Herkommen nach, ihm nicht die höchste Ehre und unbegränzte Gewalt verliehen, doch alle zusammen genommen, diese Absicht erfüllen sollten. Daher kam es, daß ihr ihn in Rücksicht auf Götter zum Erzpriester, in Beziehung auf euch zum Consul, für die Soldaten zum Imperator, gegen die Feinde zum Dictator wähltet. Doch, was bedarf es der Aufzählung dieser Ehrennamen, da ihr ihm, um die andern Beinamen nicht zu erwähnen, auch den eines Vaters des Vaterlandes gabt — eine Ehre, die nur Wenigen zu Theil ward."

„Aber, dieser Vater, dieser Erzpriester — der Unverletzliche, der Götterlohn, der Gott — ist nicht mehr. Todt ist er — ach! nicht von Krankheit überwältiget, nicht von Alter entkräftet, nicht in fernen Landen als Krieger verwundet, nicht durch Zufall, von Göttern gefügt, aus unsrer Mitte gerissen — nein, hier, innerhalb unserer Mauern ist er durch Tücke gefallen, er, der ohne Furcht für Tod bis nach Britannien zog — in unserer Stadt durch Meuchelhand ermordet, er, der selbst die Ringmauer der Stadt erweiterte — in einer Curie hingemürgt, er, einer neuen Curie Erbauer — unbewaffnet der Held — wehrlos, der Friedesstifter — am Richterstuhl der Richter — im Angesicht der Obrigkeiten, er, Obrigkeit selbst — von Bürgern, er, den, in Fluthen schwimmend, selbst Feinde nicht tödten konnten — von Freunden, die er so oft begnadiget hatte. Was helfen dir nun, Cäsar, deine Sanftmuth, deine

Unverletzlichkeit, deine Gesetze? Mehr als eines gabst du, uns gegen Mord von Feindes Hand zu sichern, und dich morden selbst Freunde so kläglich hin! Liegst ein Schlachtopfer auf dem Markte da, über den du oft im Triumph einherzogst — hier hingeworfen an der Rednerbühne, von der du so oft zum Volke sprachst. — Ach! dies graue Haar, und so blutig! — Ach! dies Priestergewand, wie durchbohrt, und, wie es scheint, nur angelegt, um deine Ermordung desto mehr auffallend zu machen.«

Vielgestaltig und vielumfassend erschien Cäsars Größe. Groß war er als Feldherr. Die römische Kriegskunst erreichte durch ihn den Gipfel ihrer Höhe. Groß war er als Staatsmann, in Rom so wie in der Provinzial-Verwaltung. Nicht minder glänzend zeigte er sich als Mann von Reichthum des Wissens, und als Redner ausgezeichnet durch die schöne Vereinigung von Scharfsinn und Kraft, Reinheit und Anmuth. Man behauptet, er allein unter den römischen Rednern würde den bewunderten Cicero erreicht haben, hätte er sich die gerichtliche Beredtsamkeit zum Ziel seines Strebens erkoren. *)

Kaum erklärbar ist es, wie Cäsar im Drange seines thatenreichen Lebens die Muße fand, so Vieles und so Verschiedenartiges zu schreiben. Man hat von ihm noch mehrere Reden, deren zwei den Titel Anticato führen, und den Cicero widerlegen, welcher den Selbstmord des Cato vertheidigt und ge-

---

*) Quintil. Inst. orat. X. 1 et 11. — Cicero de clar. orat. c. 72. — Plinius liber 1. epist. 20. — Tacit. Annal. XIII. 3.

rühmt hatte. Unter seinen übrigen Schriften sehr manchfaltigen Inhalts — nicht zu erwähnen der Gedichte, der Briefe und der kleinern Aufsätze — befinden sich auch Bücher über die Analogie, über die Deutung des Vogelflugs, über die Vorzeichen durch Naturerscheinungen, über die Bewegungen der Gestirne u. a. *)

Ich habe früher die Hauptzüge aus Cäsars Leben angedeutet, um dadurch auch die Hauptumrisse seines moralischen und politischen Charakters zu erhalten und darnach auch seinen schriftstellerischen zu entwerfen, indem der praktische Mensch von dem reingeistigen eben so wenig getrennt werden darf, als man Inhalt und Darstellung eines Produkts harmonischer Seelenkräfte von einander trennen und abgesondert betrachten soll.

Als Geschichtschreiber erwarb Cäsar sich unvergänglichen Ruhm durch die sieben Bücher der Denkwürdigkeiten seines Feldzuges gegen die Gallier und durch die drei Bücher des mit dem Pompejus um die Obmacht in Rom geführten Bürgerkrieges. Zu jenen sieben Büchern schrieb Cäsars Legat Aulus Hirtius noch ein achtes, worin er den gallischen Krieg, mit Cäsars Rückkehr nach Italien, zu Ende führt. Irrig halten Manche auch die Geschichtbücher vom alexandrinischen, afrikanischen und spanischen Kriege für Cäsars Werke. Man weiß den Verfasser nicht mehr mit Gewißheit anzugeben. Einige halten den genannten Hirtius dafür, Andere einen gewissen Oppius. **)

Cäsars historische Denkwürdigkeiten — in den Stunden seltener Muße, größern Theils unter dem Getümmel der Waf-

*) Sueton. in Caes. c. 56. — S. Anmerkung 16.
**) Sueton. loco. cit.

sen, in Eile hingehaucht, — sind nicht als Werke einer objektivpragmatischen Geschichterzählung zu betrachten, sondern als Tagebücher eines Feldherrn, welcher in der Darstellung seiner Thaten denselben leichten, raschen, gewandten Geist zeigt, der ihn bei der Ausführung bewegte. Überall leuchtet die Persönlichkeit des Erzählers hervor, überall seine Absicht und sein Streben nach dem Ziel. Er spricht daher wohl mit Mäßigung, aber selten ganz unpartheiisch.

Was Cäsar noch so einfach erzählt, glauben wir wie gegenwärtig zu sehen. Schlachten, die er liefert, Maschinen, die er zu Belagerungen baut, Brücken, die er über Flüsse schlägt, stehen versinnlicht vor unsern Augen, und lohnen das Studium des Kriegers. Städte und Länder, die er beschreibt, sind ein Gewinn für den Geographen; die Mittel und Maßregeln, deren er sich bei zweckmäßiger Behandlung der verschiedenen Völker bedient, für den Staatsmann. Aber auch Jeder, der im Lesen nur das Vergnügen an der Darstellung sucht, wird Vollgenuß finden, wenn anders spiegelreine Klarheit, ungekünstelte Anmuth, und schmucklose Zierlichkeit ihn zu gewinnen vermögen.

Zu bewundern ist es, wie der im Leben so leidenschaftliche Mann seinen Werken jenen, über alle Leidenschaften erhabenen Ton der Ruhe zu geben vermochte, und eine Mäßigung, welche — allen Prunk so wie alles Überflüssige vermeidend — immer nur das zur Sache Gehörige, und das jedesmal Nothwendige, kurz und doch nicht trocken, sagt. Seine Worte sind so wohl geordnet und so leicht beweglich, wie seine Legionen es waren, und er selbst zeigt über beide desselben Überblicks treffende Sicherheit, woraus denn die erfreulichste Harmonie hervorströmt.

Eben diese anspruchlose Kürze des ungeschminkten Vortrags

verlockte schreiblüsterne Thoren bald Cäsars Styl nachzukünsteln, bald seine historischen Nachrichten nur als Stoff zu ergreifen, welchen sie manierirt auszuzieren und auszuschmücken suchten, da doch Kenner durch das schwer zu erreichende Vorbild von historischen Versuchen zurückgeschreckt wurden.

Ungeachtet der gerechten Anerkennung, welche Cäsars Commentarien fanden, erlaubten sich doch Manche, seine Glaubwürdigkeit da, wo er die Thaten Anderer erzählt, zu bezweifeln, und beschuldigten ihn zugleich, er habe in der Erzählung dessen, was er selbst geleistet, das Rühmliche zu glänzend geschildert Schwächen und Fehler aber verschönert oder verborgen. Auf mich machen Cäsars historische Darstellungen immer den Eindruck, als sähe ich schöne Gemählde ohne blendendes Farbenspiel, aber sehr richtig in den Verhältnissen der Theile zu einander, wahr in den großartigen Umrissen, ausdrucksvoll in den einfachen Zügen, und dabei in der günstigsten Beleuchtung aufgestellt. *)

Einen Überblick von Cäsars Kriegsthaten und zugleich einen Umriß seiner Zeitgeschichte während derselben, kann die folgende kurze Inhaltsanzeige der Denkwürdigkeiten des gallischen und des Bürger-Krieges geben.

Die Darstellung des letztern beginnt Cäsar mit Entwickelung der veranlassenden Ursachen. Er zieht, nach Galliens Un-

---

*) Cicero de clar. orat. cap. 72 et 75. — Idem ad Atticum l. 12. epist. 34. — Tacitus Annal. l. 4. c. 34 et l. 13. c. 3. — Idem de morib. Germ. cap. 28. — Auctor dialogi de oratoribus cap. 17. 21 et 25.

terjochung, mit seinen Legionen nach Italien und belagert den Pompejus zu Brundusium. Dieser schifft sein Heer ein und segelt in der Nacht heimlich ab. Cäsar vertreibt dessen Anhänger aus Sardinien und Sicilien, rückt gegen Rom, thut vergebliche Friedensvorschläge, und geht wieder nach Gallien. Seine Legaten belagern Massilia, er selbst eilt nach Spanien, wo er die Legaten des Pompejus besiegt.

Pompejus sendet den Massiliern eine Flotte zu Hülfe, vereinigt sich mit dieser, wird aber geschlagen. Die Belagerungswerke werden nun bis an die Mauer der Stadt geführt, und ein Theil derselben wird untergraben. Die Römer bewilligen den Belagerten einen Waffenstillstand, welchen diese treulos brechen. In einem Ausfalle verbrennen sie die Belagerungs-Maschinen, gerathen aber bald wieder in solche Noth, daß sie sich ergeben müssen.

Die aus Sicilien vertriebenen Pompejaner segeln nach Afrika, schlagen Cäsars Legaten bei Attica, belagern die Stadt, erleiden aber eine Niederlage, indem König Juba heranrückt. Während dieß vorgeht, ist Cäsar in Rom gewesen, hat daselbst mit der ihm eigenen Schnellkraft neue Einrichtungen getroffen, fliegt nach Griechenland, und erobert den ganzen Epirus.

Pompejus weicht nach Dyrrachium. Die Unterredungen zu einem Vergleiche zerschlagen sich. Antonius vereinigt sich und seine Legionen mit Cäsars Macht, welcher den Pompejus bei Dyrrachium belagert. Cäsar wird geschlagen — zweimal in einem Tage, geht nach Thessalien und erringt hier bei Pharsalus über den Pompejus jenen glänzenden, entscheidenden Sieg. Pompejus flieht und kommt nach Ägypten, wo er verrätherischer Weise ermordet wird. Cäsar, ihm verfolgend, kommt nach Alexandria, findet zwar des Gegners Leiche, wird aber so

einen neuen Krieg verwickelt, welchen einer von Cäsars Legaten unter der Benennung des alexandrinischen beschrieb.

Die Denkwürdigkeiten vom gallischen Kriege beginnt Cäsar mit einer Beschreibung des Landes. Die Helvetier, von Orgetorix aufgereizt, streben nach der Herrschaft über Gallien. Cäsar schlägt sie, den Rest derselben heißt er in ihre Heimath zurückkehren. Die Gallier beklagen sich über Ariovist, den König der Germanier. Cäsar sucht — vergeblich — die Streitigkeiten in Güte beizulegen, liefert dem trotzigstolzen Ariovist ein blutiges Treffen und treibt die Germanier aus Gallien. Auch die Belgen, die tapfern Nervier, die Moriner und die Menapier werden geschlagen, dagegen er andere gallische Völkerstämme: die Suessioner, Bellovaker und Ambiarer, in Schutz nimmt. Während Cäsars siegreicher Kämpfe sind auch seine Legaten: P. Crassus, Serv. Galba, Brutus und Titurius Sabinus, wie vom Geiste des Feldherrn belebt, nicht minder thätig, nicht minder glücklich. Sie erobern, zu gleicher Zeit, als Cäsar das Innere des Landes unterwirft, die Küstenländer und besiegen zur See die Veneter, welche selbst Cäsar auf dem festen Lande vergeblich bekriegt hat.

Nun wagen germanische Völker über den Rhein zu gehen, um sich in Gallien festzusetzen. Auch sie erliegen Cäsars Waffen. Nun hält Cäsar für nöthig, über den Rhein zu gehen, um den Germaniern, die so schnell waren, in Gallien einzufallen, den Krieg in ihr eigenes Land zu tragen. Er baut — ein Meisterwerk — über den breiten, tiefen und reißenden Strom die bewundernswerthe Brücke, schlägt und siegt in Germanien, kehrt nach Gallien zurück, segelt aber eilig nach Britannien.

bezwingt mehrere Völker daselbst, erhält von ihnen Geiseln, kommt wieder nach Gallien zurück und berichtet seine Thaten dem Senat in Rom, welcher den Göttern ein Dankfest von zwanzig Tagen verordnet.

Er läßt in Gallien eine neue Flotte bauen und geht nach Illyrien, weil der benachbarte Theil dieser Provinz von den Piraten verwüstet wird. Nach seiner Ankunft fordert er von jeder Stadt eine gewisse Anzahl Soldaten; die Piraten unterwerfen sich, schon von Cäsars Namen und Anstalten in Schrecken gesetzt. Er schifft nach Britannien, führt drei neue Kriege, kehrt siegreich nach Gallien zurück, wo er den Ausbruch einer allgemeinen Empörung dämpft und die Ruhe wieder herstellt. Neuen Unruhen vorzubeugen, versammelt er den Heer, bestraft die Urheber auf einem Landtage, gibt ein warnendes Beispiel an künftige Aufruhrversuche, indem er die Eburonen — die benachbarten Völker selbst zu deren Plünderung auffordernd — vertilgen läßt, und geht nach Italien. Während seiner Abwesenheit wagen die Gallier, dem römischen Joch abhold, und belebt durch die Hoffnung: Cäsar werde durch die Zwistigkeit in Rom an der Rückkehr nach Gallien gehindert, gegen die zurückgebliebenen Legionen einen neuen Aufstand; dem Vercingetorix übertragen sie, um einen gemeinschaftlichen Vereinigungspunkt zu haben, einstimmig den Oberbefehl im Kriege. Cäsar vernimmt es, und eilt über die Alpen nach Gallien; er, der Feldherr, muß viele Schwierigkeiten überwinden, um zu seinem Heere zu kommen. Er schlägt und siegt. Vercingetorix selbst geräth in Cäsars Hände. Drei Gemählde werden dem Leser erwünscht seyn, um Cäsars Geist und Darstellungsweise selbst kennen zu lernen.

I.

Die Entſcheidungsſchlacht zwiſchen Cäſar und Pompejus. *)

Nachdem für Lebensmittel geſorgt war, die Soldaten ſich wieder ermannt hatten, und ſchon eine ziemlich lange Zeit ſeit den Schlachten bei Dyrrachium verfloſſen war: wollte Cäſar einmal verſuchen, wie viel Luſt und Vorſatz Pompejus zu ſchlagen, habe. Er führte alſo ſeine Armee aus dem Lager hervor, und ſtellte ſie in Schlachtordnung. Anfangs nicht weit von ſeinem Platze, und etwas weiter von dem Lager des Pompejus: Tag vor Tag aber rückte er nach und nach etwas weiter hervor, und ſtellte ſeine Schlachtordnung den Hügeln des Pompejus näher gegen über. Dadurch gewann ſein Heer täglich an Muth. Doch behielt er ſeine vorige Gewohnheit in Anſehung der Reiter bei, und ſteckte, da er bei weitem nicht ſo ſtark als Pompejus war, junge gewandte Leute von den Antesignanern zwiſchen die Reiter, die durch die tägliche Übung auch dieſe Art zu fechten gewohnten. Hierdurch gewann er ſo viel, daß 1000 Mann Reiter auch an ziemlich offenen und freien Plätzen mit 7000 Pompejanern, wenn es nöthig war, es aufnahmen, und ſich nicht ſehr vor ihrer Menge fürchteten.

Pompejus, der auf dem Berge ſein Lager hatte, ſtellte ſich an dem Fuß deſſelben in Schlachtordnung, und wartete, wie es ſchien, ob Cäſar in dem tiefern Grunde ſich nicht an nachtheilige Plätze verginge. Cäſar, der wohl ſah, daß Pompejus auf keine Art zum Schlagen heraus zu locken war, hielt es für vortheilhafter, das Lager von da aufzuheben, und beſtän-

*) Caesar de bello civ. l. 3. c. 84 et seque.

dig auf dem Marſche zu ſeyn: dabei hoffte er durch die beſtändige Veränderung des Lagers, und das Hin- und Hermarſchieren eher Lebensmittel anzutreffen, oder auf dem Zuge irgend eine Gelegenheit zum Schlagen zu finden, und die arbeitſcheue und ungewohnte Armee des Pompejus durch unaufhörliches Marſchieren zu ermüden. Die Anſtalten dazu waren ſchon gemacht, das Zeichen zum Abzuge gegeben, die Gezelte abgeſchlagen: als bemerkt ward, daß wider die tägliche Gewohnheit etwas weiter vom Walde die Schlachtordnung des Pompejus hervor getreten war, ſo daß der Plaz zum Schlagen nicht allzu ungünſtig ſchien. Da rief Cäſar mitten unter den Seinigen, indem ſchon der Heerzug unter den Thoren des Lagers war: „Halt! Für jezt müſſen wir den Abzug verſchieben, und ans Schlagen denken, wie es allezeit unſer Wunſch war. Auf denn, und ſeyd bereit dazu: nicht leicht werden wir wieder die Gelegenheit finden.“ Zugleich führte er ſchnell die Legionen heraus.

Auch Pompejus, wie nachher ſich zeigte, auf Zureden der Seinigen, war entſchloſſen, zu ſchlagen: denn auch in dem Kriegsrathe der vorigen Tage hatte er öffentlich geſagt, „noch ehe die Schlachtordnungen anliefen, würde Cäſar geſchlagen ſeyn.“ Da ſich Viele darüber wunderten, ſprach er: »Ich weiß, daß ich eine faſt unglaubliche Sache verſpreche. So aber vernehmt denn die Urſache meines Anſchlages, auf daß ihr deſto muthiger ins Treffen geht. Ich habe es unſern Reitern eingeprägt, und ſie haben mirs zugeſchworen, im Herannahen Cäſars rechten Flügel an der offnen Seite anzugreifen, damit auf dieſe Weiſe die Feinde, im Rücken angegriffen, eher in Unordnung gejagt würden, als noch ein Pfeil von uns auf ſie abgeſchoſſen würde. So werden wir ohne Gefahr der Legionen, und faſt ohne Wunde den Krieg endigen. Das iſt aber nicht allzu ſchwer, da wir ſo ſtark an Reitern ſind.“ Zugleich forderte er ſie auf, bereit für den künftigen Tag zu ſeyn, und da jezt zu ſchlagen

Gelegenheit ſey, wie ſie es oft gewünſcht hätten, durch die That ſelbſt die allgemeine Erwartung zu erfüllen.

Darauf fiel Labienus ein und je tiefer er Cäſars Heer verachtete, um ſo viel höher pries er den Anſchlag des Pompejus. „Glaube nicht, Pompejus, ſprach er, daß das noch jene Armee iſt, welche die Gallier und Germanen überwunden hat: ich habe allen Schlachten beigewohnt und ſpreche von keiner unbekannten Sache. Nur ein ſehr kleiner Theil jenes Heeres iſt noch übrig: der größte Theil ging zu Grunde, wie es bei ſo vielen Schlachten nothwendig war. Viele hat der verpeſtende Herbſt in Italien weggerafft; viele kehrten zurück nach ihrer Heimath; viele ſind auf dem feſten Lande geblieben. Wie? ſo habt ihr nicht gehört, daß von den Kranken, die zu Brundus geblieben ſind, ganze Cohorten ſind errichtet worden? Die Truppen, die ihr ſehet, ſind in den letzten Jahren in dem dießſeitigen Gallien zuſammen geſtoppelt worden und die meiſten von den Colonien über dem Po; und die ſind, was noch Gutes an ihnen war, in den Schlachten bei Dyrrachium untergegangen.“ Als er das ausgeſprochen hatte, ſchwor er, nicht anders als Sieger in das Lager wiederzukehren und forderte alle zu dem nämlichen Schwur auf. Das lobte Pompejus und ſchwor auch: niemand war da, der nicht auf der Stelle ſchwor. Das geſchah im Kriegsrathe und alle traten, mit Hoffnung und Freude erfüllet, aus einander. Und ſchon verſicherten ſie ſich voraus des Sieges, da über eine ſo große Sache und von einem ſo erfahrnen Imperator, nichts umſonſt behauptet zu ſeyn ſchien.

Cäſar, als er dem Lager des Pompejus ſich näherte, fand ſeine Schlachtordnung ſo geſtellt: auf dem linken Flügel ſtanden die zwei Legionen, welche im Anfange ihrer Mißhälligkeit Cäſar ihm nach dem Dekrete des Senats übergeben hatte. Die eine

hieß die erste, die andere die dritte Legion. An dem Platze war Pompejus selbst. In der Mitte stand Scipio mit der syrischen Legion. Die Legion aus Cilicien mit den spanischen Cohorten, die Afranius zu ihm geführt hatte, stand auf dem rechten Flügel. Auf diese verließ sich Pompejus am meisten. Die übrigen hatte er um die Mitte und zwischen die Flügel gestellt und hatte in allen hundert zehn Cohorten, welche funf und vierzig tausend Mann ausmachten: zwei Cohorten ausgedienter freiwilliger Veteranen, die schon bei dem vorigen Kriegsheere waren befördert und vom Kriegsdienste frei gesprochen worden, waren in der ganzen Schlachtordnung hin und her zerstreut; die übrigen Cohorten hatte er zu Besatzung des Lagers und der nahen Schanzen zurück gewiesen. Den rechten Flügel schützte ein Fluß mit hohen Ufern. Deßwegen hatte er die ganze Reiterei mit allen Schleuderern und Bogenschützen auf den linken Flügel gestellt.

Cäsar, nach seiner alten Gewohnheit, stellte die zehnte Legion auf den rechten, die neunte auf den linken Flügel, ob diese schon durch die Gefechte bei Dyrrachium sehr herab gekommen war. An diese schloß er die achte so genau an, daß er aus den zwei Legionen fast nur eine machte und eine die andere unterstützte. Seine ganze Schlachtordnung bestand aus achtzig Cohorten, in allen zwei und dreißig tausend Mann. Zwei Cohorten hatte er zu Besetzung des Lagers zurückgelassen. Den linken Flügel führte Antonius an, den rechten P. Sulla, das mittlere Treffen Cn. Domitius. Er selbst stellte sich dem Pompejus gegen über. Zugleich, da er nach seiner vorigen Bemerkung am rechten Flügel von der zahlreichen Reiterei umgangen zu werden fürchtete, zog er aus dem dritten Treffen von jeder Legion eine Cohorte heraus, stellte sie in der Geschwindigkeit in einem vierten Treffen der Reiterei entgegen, theilte ihnen Befehle aus und erinnerte sie, daß der Sieg dieses Tages von

der Tapferkeit dieser Cohorten abhange. Zugleich befahl er dem dritten Treffen und dem ganzen Heere, nicht ohne seinen Befehl anzugreifen; wenn's Zeit wäre, würde er selbst mit der Purpurfahne das Zeichen dazu geben lassen.

Als er die Armee nach Kriegsmanier in einer Anrede zur Schlacht aufmunterte und seine Zuneigung und Liebe von jeher gegen sie heraus strich, forderte er vorzüglich die Soldaten selbst zu Zeugen auf, mit welchem Eifer er den Frieden gesucht, was er durch den Vatinius dem Labienus, was durch den A. Clodius dem Scipio habe antragen lassen, wie er bei Oricum dem Libo wegen Absendung der Bevollmächtigten angelegen, noch daß er jemals das Blut der Soldaten gemißbraucht, oder die Republik des einen, oder des andern Kriegsheeres habe berauben wollen. Nachdem er diese Rede gehalten hatte, und die Soldaten vor Begierde zu fechten glühten, und selbst die Schlacht forderten, gab die Trompete das Zeichen zum Angriffe.

In Cäsars Heere war einer von den ausgedienten Veteranen, der vorm Jahre den ersten Manipel der Pilanen der zehnten Legion angeführt, und jetzt freiwillig seinem alten Feldherrn gefolgt war, Crastinus, ein Mann von sonderbarer Tapferkeit. Dieser, sobald das Zeichen gegeben war: „Mir nach," rief er aus, „meine alten Kameraden! Erweist eurem Imperator die Treue, die ihr ihm versprochen habet! Nur die Schlacht noch: und er wird seine Ehre, wir unsere Freiheit wieder erhalten." Zugleich auf Cäsar zurückblickend; „Zwingen," sprach er, „will ich dich heute, Imperator, daß du mir Dank sagest, im Leben, oder im Tode." Das gesagt, sprang er, der Erste, aus dem rechten Flügel hervor, und ihm ungefähr hundert zwanzig ausgesuchte Freiwillige aus der nämlichen Centurie nach.

Zwischen beiden Schlachtordnungen war zum Anlaufe beider Heere hinlänglich Raum gelassen. Aber Pompejus hatte den Seinigen vorher befohlen, sich nicht von der Stelle zu bewegen, Cäsars Anlauf aufzufangen, und seine Fronte sich verdünnen zu lassen. Das, sagte man, habe er auf Anrathen des C. Trarius gethan, auf daß, wenn der erste heftige Anlauf und die Gewalt der anstürmenden Soldaten zurück gestürzt, und die Schlachtordnung ausgedehnt würde, die noch unverrückten Glieder der Feinde auf die zerstreuten Unsrigen herausfielen; auch hoffte er, die abgeschäuderten Wurfspieße dadurch unschädlicher zu machen, wenn er seine Soldaten an dem Platze behielte, als wenn sie selbst den Pfeilen entgegen liefen; und dann die müden und durch den Anlauf athemlosen Soldaten Cäsars zu überwältigen. Darin aber scheint uns Pompejus ganz und gar nicht klug gehandelt zu haben, aus der Ursache, weil allen Menschen von Natur ein gewisses Streben, eine gewisse Hitze von Muthigkeit angeboren ist, die durch den Eifer der Schlacht entflammet wird. Diese muß der Feldherr, weit gefehlt, sie zu unterdrücken, vielmehr noch vermehren. Und nicht umsonst haben es die Alten eingeführt, das Schmettern der Trompeten, das Kriegsgeschrei der Angreifenden, wodurch sie den Feind zu erschrecken, und den Muth der Ihrigen zu erheben glaubten.

Aber unsere Soldaten, auf das Zeichen zum Angriffe, als sie mit empor gehobenen Wurfspießen hervor stürmten, und sahen, daß die Pompejaner nicht auch anliefen, hemmten, durch den Gebrauch der vorigen Schlachten gelehrt, von freien Stücken den Anlauf, und stellten sich ungefähr mitten auf dem Zwischenraume, um nicht entkräftet auf den Feind zu treffen, und nach einer Weile setzten sie wieder an, schossen die Wurfspieße ab, und ergriffen, wie es Cäsar befohlen hatte, sogleich die Schwerter. Aber auch die Pompejaner waren bei dem Dinge nicht müßig. Denn sie fingen die abgeschossenen Pfeile auf, hiel

ten den Anfall der Unsrigen aus, bewahrten ihre Glieder, schossen die Wurfspieße ab, und zogen die Schwerter. In gleicher Zeit stürzte von dem linken Flügel des Pompejus die Reiterei hervor, und die ganze Menge der Pfeilschützen goß sich aus: deren Anfall hielt unsere Reiterei nicht aus, und wich etwas zurück; um so viel hitziger drangen die Reiter des Pompejus ein, dehnten sich thurmenweise aus, und fingen an, unsere Schlachtordnung an der offenen Seite zu umgehen. Als das Cäsar gewahrte, gab er dem vierten Treffen, das er von Anfang aus den Legionen des dritten Treffens in sechs Cohorten aufgestellt hatte, das Zeichen zum Angriffe: plötzlich brachen sie hervor, und drangen mit solcher Wuth und Gewalt in die Reiter des Pompejus, daß nicht ein Mann stehen blieb, und alle nicht nur das Schlachtfeld verließen, sondern in schnellstem Galoppe auf die höchsten Berge entflohen. So wie die Reiterei weg geschlagen war, wurden die verlassenen Pfeilschützen und Schleuderer ohne alle Gnade niedergestoßen. In dem nämlichen Angriffe überflügelten die Cohorten, da die Schlacht in der Mitte noch im vollen Feuer war, den linken Flügel der Pompejaner, und griffen sie im Rücken an.

Zugleich ließ Cäsar das dritte Treffen, das bis jetzt noch ruhig auf seiner Stelle geblieben war, anlaufen. Auf diese Weise, da die Ermatteten immer von Frischen und Ausgeruheten abgelöset wurden, andere von hinten angriffen, hielten es die Pompejaner länger nicht aus, und ergaben sich alle der Flucht. Cäsar hatte sich nicht geirret, daß die Cohorte, welche er gegen die Reiterei in das vierte Treffen gestellt hatte, den Anfang zum Siege machen würde, wie er in der Anrede an die Soldaten vorher gesagt hatte. Durch sie ward die Reiterei zurückgeschlagen, die Niederlage der Bogenschützen und Schleuderer bewirkt, die Schlachtordnung des Pompejus an der linken Seite umgangen, und der Antrag zur Flucht gemacht. Aber

als Pompejus seine Reiterei geschlagen, und den Theil des Heeres, auf den er am meisten vertraute, bestürzt und erschrocken sah: verließ er, mißtrauend den übrigen, das Schlachtfeld, ritt dem Lager zu, und rief den Centurionen, die er zur Wache an das vordere Thor des Lagers gestellt hatte, laut, daß es die Soldaten hörten, zu: »Bewahret das Lager, und vertheidigt es tapfer, wenn euch etwas zustößt, indeß ich die übrigen Thore besuche, und die Besatzung aufmuntere.« Als er das gesagt hatte, begab er sich ins Prätorium, mißtrauend dem Ausgange der Sache, und doch harrend auf den Ausgang derselben.

Cäsar, der die Pompejaner bis innen den Wall gejagt hatte, ließ ihnen in der Verwirrung keine Zeit, und ermunterte die Soldaten, das Glück zu benutzen, und das Lager zu stürmen, und obschon von großer Hitze ermüdet (denn die Sache hatte sich bis gegen Mittag verzogen) dennoch zu jeder Arbeit muthig und bereit, folgten sie dem Befehle. Das Lager vertheidigten die Geborten der Besatzung sehr tapfer, und noch hitziger und tapferer die Thracier und barbarischen Hülfsvölker, denn die aus der Schlacht entlehnten, erschrockenen und ermatteten Soldaten, die theils die Waffen und Feldzeichen weggeworfen hatten, dachten mehr an die Fortsetzung der Flucht, als an die Vertheidigung des Lagers. Endlich konnten nicht länger mehr die Vertheidiger des Walles der Menge der Pfeile widerstehen; ermattet von Wunden und Anstrengung, verließen sie den Platz, und flohen alle unter der Anführung ihrer Centurionen und Tribunen auf die hohen Berge, die ans Lager stießen.

In dem Lager des Pompejus waren kostbar gedeckte Tafelbetten, viel Silber zur Pracht aufgestellt, die Zelte mit frischem Rasen belegt, ja sogar des L. Lentulus und einiger anderen Zelte mit Epheu bedeckt, und viele andere Dinge, die eine

allzu große Ueppigkeit und Sicherheit des Sieges verkündigten, daß man wohl sah, daß sie an dem Erfolge dieses Tages ganz und gar nicht zweifelten, sie, die so viel unnütze Erwartungen zusammen gehäuft hatten. Und diese Leute warfen Cäsars armem und geduldigem Kriegsheere, dem meistens auch die nothwendigsten Dinge fehlten, Ueppigkeit vor. Pompejus, schon da die Unsrigen unter dem Walle waren, legte den Feldherrnschmuck ab, und jagte zu Pferde zu dem hintern großen Thore des Lagers heraus nach Larissa. Aber auch hier blieb er nicht, sondern kam mit eben der Eile, ohne Nachtruhe zu halten, in Begleitung von dreißig Reitern, die er auf der Flucht antraf, an das Meer, und bestieg ein Frachtschiff, oft, wie man sagt, klagend, daß er sich in seiner Meinung so sehr betrogen habe, daß eben diejenigen, von denen er den Sieg hoffte, den Anfang zur Flucht gemacht, und ihn gleichfalls verrathen hätten.

Als Cäsar das Lager erobert hatte, ermahnte er die Soldaten, nicht aus Begierde nach Beute die Gelegenheit, den Sieg vollends zu vollenden, aus den Händen zu lassen; und da er sie dazu bereit fand, machte er Anstalten, dem Berge zu blokiren. Die Pompejaner, mißtrauend dem Berg, der kein Wasser hatte, fingen an, gegen Larissa zu ziehen. Als das Cäsar bemerkte, theilte er seine Truppen, ließ einen Theil der Legionen in dem Lager des Pompejus, den andern schickte er in das alte Lager zurück, nahm vier Legionen mit sich, und fing an, auf einem bequemen Wege den Pompejanern entgegen zu gehen, und nachdem er eine Strecke von sechstausend Schritten voran gegangen war, stellte er sich in Schlachtordnung. Als das die Pompejaner sahen, machten sie auf einem Berge Halt. Unten am Berge war ein Fluß. Cäsar spornte die Soldaten an, und obschon sie von der Arbeit des ganzen Tages ermattet, und die Nacht schon nahe war; so trennte er durch Verschanzungen dennoch den Fluß von dem Berge, damit nicht die Pompejaner

in der Nacht Wasser hohlen könnten. Das Werk war schon fertig, als sie Abgesandte der Übergabe wegen herab schickten. Einige Senatoren, die bei ihnen waren, retteten sich in der Nacht mit der Flucht.

Cäsar ließ mit Anbruch des Tages alle, die auf dem Berge waren, in die Ebene herab steigen, und das Gewehr strecken. Das thaten sie ohne Widerrede, warfen sich zur Erde, hoben die Hände empor, und flehten mit Thränen um Gnade: er tröstete sie, hieß sie aufstehen, meldete Weniges von seiner Sanftmuth, um ihre Furcht zu mildern, pardonirte alle, und befahl seinen Soldaten, Keinem Leid anzuthun, oder etwas zu entwenden. Nach der getroffenen Vorsicht ließ er andere Legionen zu sich aus dem Lager kommen, schickte die, welche er mitgeführt hatte, ins Lager zurück, um auszuruhen, und kam noch den Tag nach Lariſſa.

In dieser Schlacht vermißte er nicht mehr, als zweihundert Mann: aber ungefähr dreißig Centurionen, sehr tapfere Leute, waren geblieben. Auch blieb ungemein tapfer fechtend Crastinus, dessen wir oben Meldung gethan haben, dem mit einem Querhiebe ins Angesicht das Haupt zerspalten wurde. Und nicht unerfüllt blieb seine Vorhersagung vor der Schlacht. Denn Cäsar urtheilte so von ihm, daß seine Tapferkeit in dieser Schlacht jede Tapferkeit übertroffen habe, und er ihm für diese Aufopferung den höchsten Dank schuldig sey. Von dem Kriegsheere des Pompejus mochten wohl fünfzehn tausend Mann geblieben seyn: mehr als vierundzwanzig tausend ergaben sich, und auch die Cohorten, die zur Besatzung des Lagers geblieben waren, ergaben sich dem Sulla. Viele flüchteten in die benachbarten Städte. Hundert achtzig Fahnen, neun Adler, wurden in der Schlacht erobert.

II.

Die Brücke über den Rhein. *)

Cäsar beschloß über den Rhein zu gehen; aber mit Schiffen überzusetzen, war seiner Meinung nach weder sicher, noch seiner und der Würde des römischen Volkes anständig. Dennoch, ungeachtet der großen Beschwerlichkeit, eine Brücke über den breiten, reissenden und tiefen Rhein zu schlagen, beharrte er auf seinem Vorsatze, die Armee über eine Brücke, oder lieber gar nicht hinüber zu führen; zu dem Ende ließ er zwei, anderthalb Schuh dicke Pfähle, unten zugespitzt, und nach der Flußtiefe abgemessen, in einem Abstande von zwei Fuß mit Querbalken verbinden. Diese wurden mit Maschinen in den Fluß hinabgelassen, und mit Schlegeln eingeschlagen, nicht nach der Art eines Pfeilers gerade und senkrecht, sondern schief nach dem Laufe des Flußes gebeugt. Vierzig Fuß davon wurden unten gegenüber zwei ähnliche Pfähle gegen den Schwall des Stromes gestellt, und auf die beiden Reihen, so weit das Band der Pfähle von einander abstand, zwei Fuß dicke Balken eingefügt, und an den Enden mit Hacken oben und unten eingeklammert; wodurch das Werk eine solche Festigkeit erhielt, daß, je heftiger der Fluß in Strom kam, desto fester das Gebälk zusammenhielt. Dieses wurde mit gerade gelegtem Holze mit langen Stangen und Faschinen bedeckt; im untern Flusse wurden Pfeiler schief an das ganze Werk als Stützen angebracht, um der Gewalt des Flusses Widerstand zu thun, andere oben an die Brucke fest gemacht, damit, wenn große Klötze oder Schiffe von den Feinden den Fluß herabgetrieben kämen, sie der Brücke keinen Schaden zufügen könnten.

*) Caesar de bello gallico l. 4. c. 17.

In zehn Tagen war das ganze Werk fertig, und die Armee herüber geführt.

III.

Sitten der Gallier und der Germanen. *)

In Gallien, nicht nur in Städten und Dörfern, sondern faſt in jedem Hauſe, herrſchen Factionen: die Häupter dieſer Factionen haben bei ihnen das größte Anſehen, und nach ihrer Willkühr oder Urtheil werden alle Dinge entſchieden. Dieſe Gewohnheit ſcheint in den alten Zeiten deßwegen eingeführt worden zu ſeyn, daß der Geringere nicht von dem Mächtigen gedruckt werde. Kein Haupt läßt die Seinigen beeinträchtigen oder unterdrucken, oder er verliert bei ihnen Anſehen und Macht. So wird es überhaupt im ganzen Gallien gehalten. Jede Stadt iſt in zwei Partheien getheilt.

In Gallien gibt es nur zwei Gattungen Menſchen von einiger Bedeutung und Macht. Denn der Pobel wird den Sclaven gleich geachtet, iſt für ſich nichts, und hat zu öffentlichen Berathſchlagungen keinen Zutritt. Die Meiſten, entweder durch Schulden, oder übertriebene Steuern, oder von Mächtigern unterdrückt, treten in Dienſt des Adels, der über ſie die Rechte eines Herrn gegen Sclaven ausübt. Zur erſten Gattung gehören die Druiden, zur andern die Ritter. Die Druiden ſind ihre Prieſter; ſie verrichten die öffentlichen und Privatopfer, er-

---

*) Caesar de bello gallico. l. 6. c. 11 etc.

klären die Religionslehre, erziehen und unterrichten junge Leute, und stehen in großer Achtung. Die meisten öffentlichen und Privat-Uneinigkeiten schlichten sie; wird irgend eine Mißethat, ein Mord verübt; entsteht ein Zweifel über eine Erbschaft, oder Gränzen, so sind sie Richter; sie erkennen Belohnung und Strafe zu. Wer ihrem Ausspruche nicht gehorcht, Volk oder Unterthan, den thun sie in Bann. Das ist bei ihnen die größte Strafe. Einen Bannbelegten halten sie für gottlos und lasterhaft; alle weichen ihm aus, und fliehen seinen Umgang, auf daß sie nicht durch Ansteckung in irgend ein Unglück fallen; er hat weder Theil an der öffentlichen Rechtspflege, noch an irgend einem Amte. Alle diese Druiden stehen unter einem Oberhaupte, welches das größte Ansehen hat. Diesem folgt nach seinem Tode derjenige, welcher in der meisten Achtung unter den Übrigen steht; wenn mehrere gleichen Anspruch haben, so hängt die Nachfolge von der Wahl der Druiden ab; manchmal wird der Rang auch durch die Waffen entschieden. Zu einer gewissen Zeit des Jahrs versammeln sie sich im Carnutischen, welches für die Mitte von Gallien gehalten wird, an einem geheiligten Orte. Dahin kommen von allen Gegenden die streitenden Partheien, und unterwerfen sich ihrem Urtheile. Das System ihrer Lehre, sagt man, sey in Britanien erfunden, und nach Gallien herüber gebracht worden. Und noch jetzt reisen diejenigen, die die ganze Sache genauer kennen wollen, nach Britanien.

Die Druiden sind von Kriegsdiensten und allen Abgaben frei. Diese Vortheile machen, daß viele freiwillig diese Lebensart ergreifen, viele von Verwandten und Ältern ihnen zugeschickt werden. Diese müssen eine große Menge Verse auswendig lernen; daher einige wohl zwanzig Jahre in ihrer Schule zubringen; denn sie halten es auch nicht für erlaubt, sie schriftlich abzufassen, ob sie gleich in anderen Angelegenheiten, sie mögen das gemeine Wesen oder einzelne Familien und Personen betreffen,

der griechischen Buchstaben sich bedienen. Dieß scheint mir aus zwei Ursachen eingeführt zu seyn, damit ihre Lehren nicht unter das Volk kommen, und die Lernenden, wie es meistens denen geschieht, die sich auf Bücher verlassen, durch die Bequemlichkeit des Lesens die Schärfe und Stärke des Gedächtnisses nicht vernachlässigen. Eine ihrer Hauptlehren ist: „daß die Seelen nicht vergehen, sondern nach dem Tode in andere Leiber fortwandern;“ wodurch sie Tapferkeit, und Verachtung des Todes zu erwecken glauben. Sie wissen vieles von den Gestirnen und ihrem Laufe, von der Größe der Welt und der Erde, von der Natur der Dinge, von der Macht und Gewalt der unsterblichen Götter, und überliefern es der Jugend.

Die andere Gattung sind Ritter. Diese, wenn's Noth ist und ein Krieg einfällt, welches vor Cäsars Ankunft fast alle Jahre geschah, da sie entweder selbst Angreifer oder Angegriffene waren, gehen alle ins Feld. Je adelicher und reicher einer ist, desto mehr Ambachten und Pflichtverwandte hat er um sich. Diese einzige Art von Gunst und Macht kennen sie. Die ganze Nation ist überaus abergläubisch, und die schwer krank, in Schlachten und Gefahren sind, opfern deßwegen entweder Menschen, oder gelobten Menschenopfer, zu welchen Opfern sie die Druiden brauchen; denn für das Leben eines Menschen, wenn nicht ein Menschenleben hingebracht wird, hoffen sie nicht den Zorn der unsterblichen Götter zu versöhnen; und dergleichen Opfer sind öffentlich bei ihnen eingeführt. Andere machen mit ihnen große Götzenbilder, deren von Weiden geflochtene Glieder sie mit lebendigen Menschen anfüllen, und Bild und Menschen zugleich verbrennen. Hinrichtungen von Dieben, Straßenräubern und anderen Verbrechern, die auf der That ertappt wurden, sind ihrer Meinung nach, den Göttern am angenehmsten. Wenn dergleichen nicht vorhanden sind, werden auch Unschuldige geopfert.

Sie verehren vorzüglich den Gott Mercur. Ihm errichten sie die meisten Bildnisse; ihn halten sie für den Erfinder aller Künste, für den Beschützer der Wege und Straßen, und glauben, daß er den größten Einfluß in Gewinn und Handel habe. Nach ihm verehren sie den Apoll, Mars, Jupiter und Minerva, von welchen sie mit andern Völkern gleichen Glauben haben; Apoll vertreibe die Krankheiten; Minerva sey die Erfinderinn der Handwerke und Künste; Jupiter herrsche über die Götter; Mars regiere den Krieg. Diesem geloben sie die Beute, wenn sie ins Feld ziehen, und was sie an Vieh gefangen nehmen, und lebendig zurück bringen, opfern sie ihm; das übrige bringen sie an einen Ort zusammen. Man sieht bei vielen Völkerschaften an geheiligten Plätzen Hügel, die von dergleichen Sachen errichtet sind. Selten trägt es sich zu, daß einer sein Gelübde brechen, und das Erbeutete verstecken, oder von dem Zusammengelegten etwas entwenden sollte; hierauf ist die schwerste Strafe und Marter gesetzt.

Die Gallier geben alle den Dis (Pluto) für ihren Stammvater aus; eine Meinung, die ihnen die Druiden beigebracht haben. Sie sehen daher in ihrer Zeitrechnung nicht auf die Anzahl der Tage, sondern der Nächte, und ihre Geburtsfeste sowohl, als Monate und Jahre, fangen sie mit der Nacht an. In andern Gewohnheiten des menschlichen Lebens unterscheiden sie sich darin von den übrigen Völkern, daß sie ihre Kinder nicht eher vor sich lassen, bis sie das Alter haben, ins Feld zu ziehen; und sie halten es für eine Schande, wenn der Sohn in seinen Kinderjahren öffentlich vor dem Vater sich sehen läßt.

So viel Geld der Mann von seiner Frau zum Heirathgute bekommt, so viel legt er von dem Seinen dazu. Diese Summe ist zum gemeinschaftlichen Gebrauche bestimmt; die Zinse davon werden beigelegt. Wer von Beiden den Andern überlebt, der

erbet sowohl das Zusammengebrachte, als das Gewonnene. Der Mann ist Herr über Leben und Tod seiner Kinder und seines Weibes; und wenn ein Vornehmer stirbt, kommen dessen nächste Verwandte zusammen, und wo sich je ein Verdacht wegen seines Todes findet; so wird die Frau nicht anders, als der gemeine Knecht, aufs strengste untersucht, und wenn sie schuldig gefunden wird, auf das grausamste gemartert, und auf den Scheiterhaufen gebracht. Die Leichenbegängnisse sind nach ihrer Art prächtig und kostbar. Was dem Verstorbenen in seinem Leben lieb war, wird mit ins Feuer geworfen, sogar die Thiere, und vor nicht gar langer Zeit wurden auch die Knechte und Clienten, die dem Verstorbenen am theuersten waren, zugleich mit der Leiche verbrannt.

Die Städte, die nach ihrer Meinung ein wenig besser eingerichtet sind, haben ein Gesetz, daß, wer etwas, das gemeine Wesen betreffend, von den Benachbarten durch Gerücht oder Reden erfahrt, solches seiner Obrigkeit, und sonst niemand melde; weil verwegene und unerfahrne Menschen, durch falsche Gerüchte getäuscht, zu schlimmen Thaten und unbesonnenen Entschließungen über die wichtigsten Dinge oft hingerissen werden. Die Obrigkeit verschweigt, was sie für gut befindet; was sie für dienlich hält, macht sie dem Volke bekannt. Von Sachen des gemeinen Wesens darf niemand, außer in der Versammlung des ganzen Volkes, reden.

Die Sitten der Germanen sind von den gallischen sehr verschieden. Denn sie haben weder Druiden noch Opfer, halten nur die für Götter, die sie sehen, und deren Wohlthat sie in der That empfinden, die Sonne, den Vulkan (das Feuer) und den Mond, die übrigen kennen sie nicht einmal vom Hörensagen. Ihr ganzes Leben ist Jagd und Krieg; von Kindheit an härten sie sich zur Arbeit und Dauer ab. Jeder lan-

ledig bleiben, gilt bei ihnen für großes Lob. Das, glauben sie, befördert die Natur, nährt die Kräfte, und macht die Nerven fest. Unter zwanzig Jahren aber Kenntniß von einem Weibe haben, ist bei ihnen die schändlichste Sache.

Den Landbau treiben sie nicht; ihre meiste Nahrung ist Milch, Käse und Fleisch; keiner hat einen gewissen Acker oder eigene Marksteine, sondern ihre Obern und Befehlshaber weisen den einzelnen Völkern oder Stämmen, die sich zusammen gethan haben, Jahr für Jahr Land an, so viel, und wo es ihnen gut dunkt; nach Verlauf des Jahres ziehen sie anders wo hin. Davon führen sie verschiedene Ursachen an: auf daß sie nicht, durch Einwohnen an den Boden gefesselt, die Lust zum Kriege mit dem Landbau vertauschen, nicht ihre Gränzen erweitern, nicht Mächtige der Schwächern Eigenthum an sich reißen; damit sie nicht bequemer gegen Hitze und Kälte bauen; damit nicht die Begierde nach Gelde aufwachse, woraus Verschwörungen und Zwietracht entstehen; damit Gleichmüthigkeit und Genügsamkeit das Volk zusammen halte, wenn jeder sein Vermögen mit dem Vermögen der Mächtigsten gleichgestellt sieht.

Der größte Ruhm einer Völkerschaft ist, rund um ihre Gränzen große und tiefe Wüsten anzurichten. Das halten sie für das eigentliche Kennzeichen der Tapferkeit, wenn sie ihre Nachbarn aus ihren Ländern verjagen, und es keiner wagt, neben ihnen zu wohnen. Dadurch halten sie sich zugleich für sicherer gegen plötzliche Überfälle. Wenn sie entweder angreifen oder sich vertheidigen, so wählen sie Befehlshaber zum Kriege mit der Macht über Leben und Tod. Im Frieden haben sie kein gemeinschaftliches Oberhaupt, sondern die Vornehmsten in den Städten sprechen das Recht, und schlichten die Streitigkeiten. Straßenraub außer den Gränzen macht nicht ehrlos; vielmehr werfen sie ihn als eine Übung für die Jugend, und als ein

Mittel gegen den Müßiggang an. Wenn einer der Vornehmern in der Versammlung sich zum Anführer erklärt, und Mitheilnehmer auffordert: so stehen die auf, denen der Mann und die Unternehmung gefällt; diejenigen, die sich anbiethen, werden mit Lobsprüchen überhäuft; die von ihnen nicht mit gehen, werden für Feige und Verräther gehalten, und verlieren Treue und Glauben. Fremde verletzen, ist bei ihnen Laster, sie mögen auch was immer für einer Ursache zu ihnen kommen, so sind sie ihnen unverletzlich und heilig: Aller Häuser sind ihnen offen, Aller Tische gedeckt.

Einmal war eine Zeit, da die Gallier an Tapferkeit die Germanen übertrafen, sie freiwillig mit Kriege angriffen, und wegen Menge des Volkes und Mangel an Feldern Colonien über den Rhein schickten. So hat den fruchtbarsten Theil von Germanien um den Herzinerwald (Harz); den sie Orcinia nennen, das Volk der Tectosagen eingenommen und angebaut. Noch jetzt wohnt diese Nation in den Gegenden, und ist ihrer Gerechtigkeit und Tapferkeit wegen sehr berühmt. Jetzt leben sie, gleich den Germanen, arm, durftig, hart, und kleiden und nähren sich wie jene. Den Galliern aber reicht die Nachbarschaft der Provinz und der Meerhandel Vieles zum Überfluß und zum Vergnügen dar. Allmählich gewohnt besiegt zu werden, achten sie sich selbst ihnen nicht mehr an Tapferkeit gleich.

Der Herzinerwald, von welchem wir gesprochen, ist so breit, daß einer, der schnell reist, in neun Tagen durchkommen kann. Denn anders läßt es sich nicht bestimmen, und die Germanen haben keine Meilenrechnung. Er entsteht an den Gränzen der Helvetier, Nemeter und Rauraker, und geht an der Donau herunter bis ins Dacische und Arartische. Dann kehrt er sich links abwärts vom Flusse, und durchstreicht in einer ungeheuren Strecke die Gränzen von vielen Völkern. Kein Ein-

in diesem Theile von Germanien, und wenn er auch sechzig Tage nach einander fortgegangen ist, kann sich rühmen, an den Eingang dieses Waldes gekommen zu seyn, oder nur gehört zu haben, wo er seinen Anfang nehme. Es ist bekannt, daß in diesem Walde verschiedenes Wild aufwächst, das sich anderswärts nicht findet. Die seltensten und merkwürdigsten Arten sind folgende:

Es gibt Ochsen, die den Hirschen gleichen; mitten auf der Stirne zwischen den Ohren wächst ihnen ein hohes Horn hervor, viel gerader, als die bei uns bekannten Hörner; oben fließt es wie eine Palme in breite Äste aus. Das Weibchen gleicht vollkommen dem Männchen; die nämliche Gestalt, und Größe der Hörner.

Es gibt auch eine Art Wild, das sie Elend nennen. Diese haben die Gestalt eines Rehes, und gleich denselben eine bunte Haut; aber sie sind etwas größer, und ohne Hörner; ihren Füßen fehlen Knorpel und Gelenke. Wenn sie schlafen wollen, legen sie sich nicht nieder, und wenn sie von ungefähr fallen, können sie sich nicht wieder aufrichten. Ihre Lagerstatte ist ein Baum, an den sie sich anlehnen; und wenn ihnen die Jäger durch die Zeichen an der Rinde auf die Spur kommen, graben sie entweder die Bäume an der Wurzel los, oder sägen sie nur an, daß sie noch zu stehen scheinen. Wenn sie sich nun nach ihrer Gewohnheit daran lehnen, so drücken sie die losen Bäume durch ihre Last nieder, und fallen selbst mit zur Erde.

Die dritte Art sind die wilden Ochsen, die sie Uren (Auerstiere) nennen. An Größe sind sie unter den Elephanten, an Bau, Farbe und Gestalt den Stieren gleich. Sie haben eine besondere Stärke, und sind überaus schnell, und was sie erblicken, Mensch oder Vieh, reißen sie nieder. Auf diese machen sie

besonders Jagd, fangen sie in Gruben, und tödten sie; damit beschäftigt sich die Jugend, übt und härtet sich ab, und wer die meisten erlegt hat, und die Hörner aufweist, hat großes Lob davon. Es ist aber nicht möglich, dieß Wild an den Menschen zu gewöhnen und zahm zu machen, selbst wenn sie jung gefangen werden. Ihre Hörner sind in Ansehung der Größe, Gestalt und Art von den Hornern unserer Ochsen sehr verschieden. Sie werden sehr gesucht, vorn mit Silber eingefaßt, und bei großen Gastereien für Becher gebraucht.

Viertes Buch.

I.

Rom herrscht durch Waffenmacht, und imponirt seinen Provinzen durch Gewicht und Glanz. Darum ist die Ausstattung der Statthalter eben so prächtig, als ihr Gefolge zahlreich ist. Die Römer nennen dieß die Ausschmückung der Provinzen, die Einrichtung und Verfassung derselben ihre Form. *) Schon diese Benennung spricht deutlich aus, wie kräftig Rom seinen Provinzen sein Gepräge aufzudrücken weiß, da es sie für sich und nach sich formt und schmückt.

Schon war Lucilius, der neue römische Statthalter, in Syrakus angekommen. **) Ihm folgten zwei Legionen, ausgerüstet mit Belagerungsmaschinen und Lagergeräthe. Die Flotte bestand aus Kriegs- und Transportschiffen. Das Gestade wimmelte von Waffenschmieden und Werkleuten aller Art, von Maulthieren und Pferden. Nicht minder zahlreich zeigte sich

*) Cicero in Rull. II. 13. — Livius l. 33. c. 38.
**) Seneca Quaest. nat. l. 4. in praefat.

die nächste Umgebung des Statthalters: *) Drei Legaten, ein Quäſtor, Schreiber, Lictoren, Herolde, Dollmetſcher, Wahrſager und Zeichendeuter, Ärzte, Gerichtsdiener, Briefbothen und Sclaven für den häuslichen Dienſt.

Zunächſt umgibt eine Schaar von jungen Patriciern die Perſon des Statthalters. Dieſe Erwählten weichen faſt nie von ſeiner Seite. Sie ſind bei ihm, wenn er Gericht hält; ſie folgen ihm zu den Legionen und in die Schlacht; ſie ſpeiſen an ſeiner Tafel. Dieſe treuen Begleiter des jeweiligen Statthalters haben die Abſicht, ſich unter ſeiner Anleitung praktiſche Kenntniſſe der Provinzialverwaltung und des Kriegsweſens zu ſammeln.

Sicilien genießt als Provinz vorzugsweiſe eine herrliche Ausſchmückung. Auch hat Rom viele Urſache, dieß zu thun. Die Sicilier waren unter allen fremden Völkern die erſten, welche mit den Römern einen Freundſchaftsbund errichteten, ſo wie Sicilien das erſte Land war, welches die Form einer römiſchen Provinz erhielt, den Römern den erſten Genuß ihrer Herrſchaft über fremde Nationen verſchaffte, und von der Zeit an, da es ſich unter römiſchen Schutz begeben hatte, die treueſte der Provinzen blieb. Von Sicilien aus fanden die Römer den Weg nach Afrika, und würden Karthago's Macht nie ſo leicht zerſtört haben, hätte ihnen Sicilien nicht zu einem Fruchtmagazin und zum Aufenthalt ihrer Flotte gedient. Politiſche Dankbarkeit bewog deshalb den afrikaniſchen Scipio, die ſiciliſchen Städte nach Karthago's Zerſtörung mit den erleſenſten Statuen und Denkmählern der Beute zu ſchmücken. Die Sicilier zeigten ſich gegen Rom nicht nur ſtets treugeſinnt, ſondern auch

*) Comitatus, cohors.

gewiſſenhaft genau. Jede Getreidelieferung ſandten ſie auf den beſtimmten Tag, ſträubten ſich nie gegen das, was Rom auferlegte, und erbothen ſich zu mancher Leiſtung aus freiem Antriebe. Im Bundesgenoſſen-Kriege *) machte ſichs Sicilien zur Pflicht, die römiſchen Heere zu kleiden, zu rüſten, zu nähren. Darum genießt dieſe Inſel manche bedeutende Vorrechte, vorzüglich in der Gerichtsverfaſſung und in den Abgaben. Führen zwei Sicilier einen Rechtsſtreit, ſo entſcheiden einheimiſche Richter nach ihren Ortsſtatuten. Belangt ein römiſcher Bürger einen Sicilier, ſo muß ein Sicilier die richterliche Entſcheidung geben. **)

Als Sicilien römiſche Provinz ward, ließ man demſelben ſeine uralten Gerechtſame, und die Sicilier wurden den Römern mit denſelben Bedingniſſen, wie vormals ihren Obrigkeiten, unterworfen. So beſteht auch zwiſchen Sicilien und den übrigen römiſchen Provinzen rückſichtlich der Abgaben von den öffentlichen Grundſtücken ein beträchtlicher Unterſchied; denn einige, wie Spanien und der größte Theil von Afrika, haben zur Strafe wegen der gegen Rom geführten Kriege, einen beſtimmten Tribut zu entrichten; in andern Provinzen, wie z. B. in Aſien, werden die ſämmtlichen Staatsgüter von den Cenſoren verpachtet, in Sicilien aber nur die Ländereien derjenigen Städte, welche von den Römern erobert wurden; von den übrigen wird nur ein Zehend entrichtet, und ſieben Städte (Mamertum, Tauromínium, Centuripae, Halena, Segeſtum, Halicia und Panormus;) jede ſammt ihrem Gebieth, blieben von allen Abgaben frei. ***)

---

*) S. Anmerkung 10.
**) Cicero in Verr. II. 1 et 13.
***) Idem in Verr. III. 6.

Wer diese Verhältnisse und Umstände kennt, wird sich gewiß nicht wundern, wenn er sieht oder hört, daß diese, Italien so nahe liegende und von Rom so begünstigte Provinz in der Gastfreiheit gegen die römischen Bürger alle übrigen Theile dieses unermeßlichen Reiches übertrifft. *) Diese schöne Tugend erhält durch den Charakter der Sicilier und durch den geselligen Umgang mit ihnen einen ganz eigenen Reiz, indem sie, wenn gleich ein bißchen streitsüchtig, doch größtentheils starkmüthig, mäßig und nüchtern, dabei munter, redselig und scharfsinnig sind. In launigen und ironischen Einfällen besitzen sie eine vorzügliche Stärke, und selbst im größten Unglück fehlt es ihnen nicht an Witz und Scherz. **)

Lucils Vorgänger hatte nunmehr die Rechnung über die, während seiner Verwaltung Siciliens erhobenen und verwendeten Gelder, dem Gebrauche gemäß, in zwei Städte niedergelegt, die Provinz übergeben und reiste ab, weil das cornelische Gesetz den abgehenden Statthaltern ihre Provinzen innerhalb dreißig Tagen nach der Ankunft des Nachfolgers zu verlassen befiehlt. ***)

Als jetzt der erste Drang der Geschäfte vorüber war, eilten wir zu dem neuen Statthalter, welcher den Pallast der ehmaligen Könige in der syrakusischen Inselstadt Ortygia bewohnte.

---

*) Cicero in Verr. V. 60.
**) Idem in Verr. III. 27. — IV. 43. — De Oratore II. 54.
***) Idem Epist. ad Fam. III. 6 et V. 20.

Ich war sehr begierig, einen Mann kennen zu lernen, der mir als Schüler und Freund des weisen Seneca, ja selbst als Schriftsteller angekündiget wurde. Römer und Sicilier sprachen von ihm mit Hochachtung.

Lucilius empfing mich mit freundlichem Ernst. Seine Stirne war umwölkt; die Augen verkündeten ein von Wehmuth bekommenes Gemüth. Die Ursache dieses Düstersinnes lag, wie ich bald erfuhr, in der Besorgniß für seinen Lehrer und Freund Seneca, welchen Nero jetzt haßte und verfolgte.

Bei diesem ungünstigen Verhältnisse mehrten sich die Feinde des mit geistigen und irdischen Schätzen reichbegabten Mannes jeden Tag. Obschon Seneca, des öffentlichen Lebens und seines Glanzes überdrüßig, allem Einfluß entsagte und sich in die Einsamkeit zurückzog, konnte er dennoch den Verleumdungen der Mißgünstigen, die immer kühner und frecher wurden, nicht entgehen. Seine Lage wurde mit jedem Augenblick gefährlicher. Lucilius fing an, sogar für das Leben des, von so vielen Seiten, Bedrohten zu fürchten; dunkle Ahnungen, er werde den Edlen nicht wieder sehen, stiegen in ihm auf, wie die schwarzen Wolken aus dem glühenden Ätna.

In dieser Stimmung schien der Gedanke an Seneca, in jeder, von den Staatsgeschäften freien Stunde ihm gegenwärtig zu seyn. Er sprach von ihm gerne, und, als er meine steigende Theilnahme bemerkte, mit zunehmendem Eifer. Mit Innigkeit gedachte er des Gespräches, welches er noch am Tage seiner Abreise von Rom mit Seneca führte. Lucilius hatte gegen Jenen die Hoffnung geäußert, auch in Sicilien seiner Neigung gemäß, nämlich so viel sein Amt es gestatten würde, im Verborgenen leben zu können, und er sey eben nicht ge-

sonnen, die Fama viel in Bewegung zu sehen. Da nahm Seneca das Wort, und sprach wie ein Begeisterter: *)

»Du darfst dich nicht mit Rücksicht auf Rom messen, wo so mancher Höhere dich überstrahlt; du mußt Syrakus bedenken, wo du als des Kaisers Statthalter selbst in hohem Ansehen glänzen wirst. Alles, was über benachbarte Gegenstände hervorragt, ist da groß, wo es hervorragt; denn die Größe hat kein bestimmtes Maß. Vergleichung hebt sie, oder drückt sie nieder. Ein Schiff, das auf einem Flusse groß ist, ist auf dem Meere sehr klein; ein Steuerruder, welches groß ist für ein Schiff, ist klein für das andere. Du bist nun, obgleich du dich selbst gering achtest, in der Provinz groß. Was du machst, wie du speisest, wie du schläfst, darnach fragt, das weiß man. Um so behutsamer mußt du leben. Dann aber halte dich für glücklich, wenn du wirst vor Aller Augen leben können, wenn deine Wände dich schützen, aber nicht verbergen werden, sie, womit wir uns oft umgeben glauben, nicht um sicherer zu leben, sondern um heimlicher zu sündigen. Wie schwer ist jemand zu finden, der bei offenen Thüren leben könnte! Unser Gewissen, nicht unser Stolz hat die Thürhüter angestellt; denn wir leben so, daß unvermuthet gesehen werden, so viel ist, als ertappt werden. Was aber kann sich verbergen und den Augen und Ohren der Menschen entgehen? Ein gutes Gewissen ruft Zeugen in Menge herbei; ein böses ist auch in der Einsamkeit voll Angst und Sorge. Ist das, was du thust, recht, so mag es jedermann wissen; ist's unrecht — was hilft's, daß niemand es weiß, da du es weißt? — Wie unglücklich ist, wer diesen Zeugen verachtet!« —

---

*) Seneca Epist. 43. — (Übersetzt von Stockhausen.)

Mit gleicher Freigebigkeit erzählte mir Lucilius bei einem Gastmahle, welche Vorsicht Seneca ihm bei der Wahl der Tischgenossen und in der Vertheilung der Wohlthaten empfohlen habe: *)

»Man muß sich eher darnach umsehen, mit wem, als was man ißt und trinkt; denn ohne Freund essen, heißt wie Löwe und Wolf leben. — Der irrt aber, welcher den Freund im Vorsaale sucht, beim Gastmahl erprobt. Das größte Unglück für einen, von Staatsgeschäften und Gütern umringten Mann ist, daß er glaubt, die seyen seine Freunde, deren Freund er nicht ist, indem er seine Wohlthaten für wirksam genug hält, sich Freunde zu gewinnen, da doch manche diejenigen am meisten hassen, denen sie am meisten verdanken. Die kleine Schuld macht einen Schuldner, die große einen Feind. Wie aber macht man sich Freunde durch Wohlthaten? Das thut man, wenn man diese Empfänger wählen darf; wenn man sie austheilt, nicht ausstreut. Glaube mir, es kommt mehr darauf an, wem, als was du gibst.« —

Lucilius hatte dem Seneca, bald nach seiner Ankunft in Syrakus, geschrieben, daß er sich hier gefalle. In der kürzesten Zeit kam die Antwort von Rom. Sie enthielt treffende Bemerkungen über Gesellschaft, Einsamkeit und Schmeicheiei. Lucilius gestattete mir auf mein dringendes Bitten, von diesem lehrreichen Briefe eine Abschrift zu nehmen. Ich theile denselben mit, wie man edle Früchte und nützliche Waaren weit umher verbreitet. **)

---

*) Seneca Epist. 19.

**) Seneca Quaest. nat. l. 4. in praefat. (Uebers. von Rubkopf, mit einigen nöthig scheinenden Abänderungen.)

Du gefällst dir, mein Lucilius, wie du schreibst, in Sicilien und in der Verwaltung der Statthalterschaft. Du wirst dir da immer gefallen, wenn du darin Maß halten und nicht zur Herrschergewalt machen willst, was Oberaufsicht ist. Ich zweifle nicht, daß du dieß thun werdest. Ich weiß, wie abgeneigt du dem Herrscherstolze, wie hold du der Muße und den Wissenschaften bist. Nur die mögen sich nach dem Getümmel und Gewirre der Geschäfte und Menschen sehnen, die sich selbst nicht zu leben wissen. Du stehst mit dir in dem besten Einverständnisse. Es ist kein Wunder, daß dieß so Wenigen zu Theil wird! Wir sind gegen uns selbst herrschsüchtig und beschwerlich: bald plagt uns Selbstsucht, bald Überdruß; bald bläht den unglücklichen Geist der Stolz auf, bald spannen ihn Begierden; bisweilen erschlafft uns die Wollust, bisweilen verzehrt uns der Kummer. Was das Unglücklichste ist: nie sind wir allein. —

Unaufhörlich muß also der Kampf seyn, in einer so großen Gesellschaft von Lastern! Folge denn deiner Lebensweise auch künftig mein Lucilius! Trenne dich, so viel du kannst, vom Haufen! biethe den Schmeichlern ja keine Blöße dar! sie sind schlau genug, die Höhern zu fangen. Auch auf deiner Hut bist du ihnen nicht gewachsen. Glaube mir, läßest du dich einnehmen, so wirst du dich der Verrätherei übergeben. Die Schmeichelei hat den natürlichen Reiz: sie gefällt sogar, wenn man sie zurückweiset; oft abgewiesen findet sie zuletzt Aufnahme, denn gerade das bringen sie in Anschlag, daß sie abgewiesen werden und keine Schande kann sie niederdrücken. Es ist unglaublich, was ich sagen will, aber doch wahr. Meist ist das gerade die schwache Seite, wo man angegriffen wird, weil man vielleicht diese schwache Seite ausspähet. Es sey also dein Grundsatz, daß du nie dahin gelangen könnest, undurchdringlich zu werden. Wärest du auch noch so vorsichtig, sie werden mitten durch

deine Rüstung dich zu treffen wissen. Dieser wird heimlich, sparsam, Schmeicheleien anwenden: jener geradezu, offenbar, mit einer verstellten Plumpheit, als sey es Ehrlichkeit, nicht Kunst. Ein Meister in dieser Kunst behauptete: Man müsse nicht heimlich, nicht verstellt schmeicheln. Die Absicht, sagte er, bleibt unerreicht, wenn die Schmeichelei nicht bemerkt wird. Der Schmeichler gewinnt am meisten, wenn er ertappt wird, noch mehr sogar, wenn man ihm Vorwürfe macht, wenn er erröthet. — So ist es; je offenbarer, je übertriebener die Schmeichelei ist, je schamloser sie ist und andere macht, um desto schneller ist ihre Eroberung; denn wir haben schon den Grad von Unverstand erreicht, daß der sparsame Schmeichler für einen Abgünstigen gehalten wird."

Tief rührte mich der Schluß des Briefes: »Trennt uns gleich ein Meer, so wird doch der beste Theil von uns zusammen seyn. Weit werde ich dich von deiner Provinz wegführen, damit du nicht stolz werdest, so oft du denkest: Unter meiner Gewalt habe ich diese Provinz, welche die Heere der großen Staaten erhielt und aufrieb, da sie als der Preis des großen Krieges zwischen Karthago und Rom lag, da sie die Streitkräfte von vier Feldherren, das ist, des ganzen Reiches, auf *einem* Punkt vereinigt sah, da sie das Glück des Pompejus erhob. Octavians Glück ermüdete, dem Lepidus es nahm und das Glück aller in sich zusammen faßte. Sie nahm Theil an jenem ungeheuren Schauspiele, welches den Menschen zeigen konnte, wie schnell der Sturz von der Höhe in die Tiefe ist und auf welchen verschiedenen Wegen das Glück eine große Macht vernichtet: denn zu gleicher Zeit sah sie den Pompejus und den Lepidus vom höchsten Gipfel auf verschiedene Weise in den Abgrund geschleudert, da Pompejus vor einem fremdem Heere floh, Lepidus vor seinem eigenen." —

Fürwahr! Dieser Brief allein war hinreichend, mich mit Bewunderung für den edlen Seneca zu erfüllen, für ihn, der die Stimme der Weisheit erschallen ließ, um den Freund, indem er ihm das unbedingt höchste Ziel des fesselosen Geistes vor Augen stellte, bei so hohem Aufschwunge doch zugleich an die Wichtigkeit seiner Staatswürde und der ihm anvertrauten Provinz zu erinnern. Ich bat den Statthalter, mich mit Seneca's Lebensumständen und dem Geist seiner Philosophie näher bekannt zu machen. Er versprach mir beides, und fügte hinzu: »Erwarte nur kein neues System! Seneca hat keine neue Schule gegründet, sondern pflichtet im Wesentlichen den Grundsätzen der Stoa bei.« —

Am nächsten Tage gab mir Lucilius eine Rolle. „Hier findest du," sagte er, »Seneca's Ansichten der wichtigsten Momente des Lebens. Ich habe sie aus seinen verschiedenen Schriften gesammelt und das Zerstreute unter einzelne Haupt-Gesichtspunkte vereinigt. Du wirst dich bald überzeugen, daß seine Philosophie ganz praktisch ist, (wie wir Römer überhaupt, in Beziehung auf euch hellenische Theoristen, ganz praktisch sind) und Alles auf das Leben bezieht. Ich schmücke mein Werk mit den Schätzen dieses römischen Philosophen, damit sie ein Eigenthum der Welt werden. Er, der dem mächtigsten Thron der Erde so nahe steht, muß auch auf die Menschheit einen veredelnden und beglückenden Einfluß haben.

II.

Seneca's Ansichten.

Leben und Tod.

Ein großer Theil des Lebens geht verloren mit Übelethun, der größte mit Nichtsthun, das Ganze mit Nebendingen. *)

Es gibt Menschen, welche stets unruhig sind, wogegen Andere immer ruhen wollen. Beide sind zu tadeln; denn, Müssig lieben, heißt nicht thätig seyn, sondern in leidenschaftlichem Treiben umherirren; es heißt aber auch nicht ruhig seyn, wenn man jede Bewegung für Beschwerde achtet und in Unthätigkeit hinschmachtet. Man muß beides mit einander verbinden: der Ruhende muß handeln, der Handelnde muß ruhen. Frage die Natur! Sie wird dir sagen, sie habe den Tag gemacht und die Nacht. **)

*) Seneca Epist. 1.
**) Epist. 2.

Was man im Leben gewöhnlich thun soll, läßt sich wohl im Allgemeinen angeben, nicht aber wann oder wie etwas zu thun sey. Darüber muß man jedesmal mit der Sache selbst zu Rathe gehen, wachsam seyn, sich nach der Gelegenheit umsehen und diese ergreifen, sobald man sie erblickt.

Es gibt aber leider Menschen, die in einer gänzlichen Lebensverkehrtheit hintaumeln. Ich möchte sie die Lichtscheuen nennen. Sie liegen noch im Schlafe, wenn die Sonne schon hoch am Himmel steht, erwachen mitten am Tage, und verwandeln den Tag in Nacht. Diese wissen weder, wie man leben soll, noch wann. Sie fürchten den Tod, in den sie sich doch lebendig begraben, da sie bei ihren verkehrten Nachtwachen ihr Todtenfest feiern.

Aber wahrlich, dem Thätigen ist kein Tag zu lang. Lasset uns das Leben verlängern! Thätigkeit ist Pflicht und Gewerb des Lebens. Lasset uns die Nacht enger begränzen und etwas von ihr auf den Tag übertragen! Vögel, welche für Gastmahle bestimmt sind, werden, damit sie ohne Bewegung desto leichter fett werden, im Finstern gehalten; so bemächtiget sich des trägen Körpers der, ohne alle Arbeit Daliegenden, die Aufgedunsenheit, und die Glieder bewachsen mit unnützem Fett. Daher haben die Körper derjenigen, welche sich der Finsterniß geweiht, ein widerliches Ansehen. Ihre Farbe ist verdächtiger als die Blässe des Kranken; sie sehen matt, schwindsüchtig, bleich und lebend wie Leichen aus. Dieß ist aber noch das kleinste Übel an ihnen; denn noch mehr Finsterniß ist in ihrer abgestumpften, verhüllten Seele. Man wird fragen, wie die Seele zu dieser Verkehrtheit komme, den Tag zu hassen und

das ganze Leben in die Nacht zu verſetzen? — Alle Laſter ſtreiten wider die Natur; alle weichen von der gehörigen Ordnung ab. Die Üppigkeit will ſich nur an dem Verkehrten freuen und nicht blos vom rechten Weg abirren, ſondern ſich ſo weit als möglich davon entfernen und am Ende den entgegen geſetzten gehen.

Leben diejenigen nicht naturwidrig, welche nüchtern trinken und trunken zu Bette gehen? Leben diejenigen nicht naturwidrig, welche mit den Weibern die Kleider tauſchen? Leben diejenigen nicht naturwidrig, welche die Jugend in einer ihr fremden Zeit hervorſcheinen laſſen? Leben diejenigen nicht naturwidrig, welche im Winter Roſen begehren und vom Herbſte Frühlingsblumen erpreſſen? — Haben viele Menſchen einmal angefangen, nur zu wollen, was dem gewöhnlichen Laufe der Natur entgegen iſt, ſo fallen ſie zuletzt gänzlich von ihr ab. »Es iſt Tag: ſo iſts Schlafenszeit! — Alles ruht: jetzt müſſen wir unſere Übungen vornehmen, jetzt uns tragen laſſen, jetzt zu Mittag ſpeiſen. — Der Tag rückt ſchon näher: ſo müſſen wir zum Abendeſſen. Man muß es nicht machen wie der große Haufe; man erniedrigt ſich, wenn man auf gebahntem und gewöhnlichem Wege geht. Weg mit dem Allerweltstage! Für uns breche ein eigener, beſonderer Morgen an!« —

Solche Menſchen ſind wie Todte zu achten: denn wenig unterſcheidet ſich ein Leben, bei Fackeln und Kerzen hingebracht, von einem Leichenbegängniſſe derer, die vor dem männlichen Alter ſterben. Einige leben aber nicht deswegen ſo, weil ſie die Nacht angenehmer finden, ſondern weil ihnen nichts gefällt, was natürlich, und weil das Tageslicht dem böſen Gewiſſen läſtig iſt, vielleicht auch, weil dem, der Alles begehrt oder verachtet, je nachdem es theuer oder wohlfeil gekauft iſt, das Licht, welches er umſonſt hat, zu ſchlecht iſt. Übrigens wollen die Schwel-

ger, daß man von ihrer Lebensart, so lange sie leben, sprechen soll: denn sie glauben, ihre Mühe zu verlieren, wenn man davon schweigt. Wer in einer schlechten Nachrede den Lohn seiner Sunden findet, will keine Alltagssünden begehen. Solche Nachreden suchen aber Alle, welche verkehrt leben. *)

Die Laster sind vielartig und haben unzählige Gestalten, man kann die Menge ihrer Gattungen nicht fassen. Das Gerade ist einfach, das Krumme ist vielfach und läßt immer neue Abweichungen zu. So geht es auch mit dem Betragen. Es ist leicht, zwanglos, wenig verschieden bei denen, welche der Natur folgen; diejenigen aber, die sich von ihr entfernen, stimmen weder mit sich selbst noch mit andern überein.

Man bleibe also auf dem Wege, welchen die Natur vorgeschrieben hat! Wer ihr folgt, dem ist Alles leicht und unverwickelt: wer ihr entgegen strebt, lebt wie einer, der gegen den Strom rudert. Wir wissen, von wo die Alles regierende Natur ausgeht, wie sie die Welt ordnet, unter welchen Abwechslungen sie das Jahr wiederkehren heißt, wie sie Alles, was irgendwo da ist, in bestimmte Schranken schloß und sich selbst zu ihrer eigenen Gränze machte. Darin müssen wir ihr nachahmen.

Es kommt aber vorzüglich darauf an, nicht wie lange, sondern wie gut wir leben. Denn um lange zu leben, bedürfen wir des Verhängnisses, um gut — des Willens. Das Leben ist lang, wenn es voll ist: es wird aber voll, wenn die Seele sich ihr Gut wieder gegeben und die Herrschaft über sich selbst sich übertragen hat. Was liegt daran, wie

*) Epist. 122.

bald wir von da weggehen, von wo wir auf jeden Fall weggehen müssen? Was helfen Jenen achtzig Jahre in Unthätigkeit hingebracht? Er hat nicht gelebt, sondern im Leben verweilt und er ist nicht spät gestorben, sondern lange. — Allein dieser starb in seiner Blüthe! Aber er hat die Pflichten eines guten Bürgers, eines guten Sohnes, eines guten Freundes erfüllt. Er hat nichts versäumt; er hat gelebt und in Kraft gestanden. Mag seine Lebenszeit unvollendet seyn, sein Leben ist vollendet. Wie ein Mensch auch bei kleiner Statur vollständig seyn kann; so kann auch in einem kürzern Zeitmaße das Leben vollständig seyn. Die Lebenszeit gehört zum Äußern. Unser Leben muß, gleich Kleinodien, nicht viel Raum einnehmen, aber viel wiegen. Nicht nach der Zeit lasset es uns messen, sondern nach unserer Wirksamkeit!

Häufig führen die Menschen Beschwerde über die kurze Dauer des Lebens und doch verkürzen sie selbst es, indem sie die Zeit verschwenden und in unnützer Thätigkeit mit nichtigen Dingen verlieren. Vornehme Müßiggänger und Menschen von fruchtloser Geschäftigkeit sind gleichsam lebendig todt. Sie haben nicht zu wenig Zeit, aber sie verschleudern zu viel; das Leben wird ihnen nicht kurz zugemessen, aber sie machen es kurz, wie der Schwelger auch den größten Reichthum schnell vergeudet. Dagegen wird das Leben dem, der es recht gebraucht, stets lange währen. Viele leben so, als müßten sie ewig leben; Andere wollen zu leben anfangen, da sie aufhören sollen. Die Kunst zu leben muß man das ganze Leben hindurch erlernen; eben so auch die Kunst zu sterben. Aber man übereilt, man überstürzt sich im Leben und so ist, was wir thun, nichts, was wir thun werden, höchst zweifelhaft, was wir gethan haben, — dieß allein ist leider gewiß.

Darin täuschen wir uns, daß wir den Tod in der Ferne vor uns sehen; ein großer Theil desselben ist schon vorüber. Was von Lebenszeit dahinter ist, das hat der Tod. *)

Unser ganzes Leben hindurch müssen wir leben lernen und — was noch mehr: Unser ganzes Leben hindurch müssen wir sterben lernen. Viele gehen aus dem Leben und haben es nie kennen gelernt. **)

Man kann eines Lebens nicht satt werden, worin man so mancherlei, große, göttliche Gegenstände behandelt; nur durch träge Unthätigkeit wird es verhaßt. ***)

Wir haben nicht zu wenig Zeit, aber wir verlieren zu viel. Das Leben ist lange genug und hinreichend zur Ausführung der herrlichsten Dinge, wenn wir es im Ganzen wohl ordnen. Wenn es aber in Uppigkeit und Nachlässigkeit verrinnt und auf nichts Gutes verwendet wird, dann fühlen wir zu spät — nicht daß es vergehe, sondern daß es dahin sey. Des Lebens Kürze ward uns nicht gegeben, sondern wir verursachen sie und wir sind nicht arm an Leben, sondern dessen Verschwender. So wird großer Reichthum, der einem schlechten Herrn zufällt, schnell vergeudet, aber ein mäßiges Vermögen wächst dem, der es gut verwaltet. ****)

Das kürzeste und kümmerlichste Leben führen diejenigen, welche das Vergangene vergessen, das Gegenwärtige vernach-

---

*) Epist. 1.
**) De brev. vitae c. 7.
***) Epist. 78.
****) De brev. vit. c. 1.

lässigen, daß Zukünftige fürchten. Geht es zu Ende, dann erkennen sie zu spät, daß sie sich mit Nichtsthun beschäftigt haben. *)

Wahre Glückseligkeit besteht nicht im Äußern, sondern beruht auf der Übereinstimmung des Lebens mit der Natur. Diese macht aber vor allem die Gesundheit der Seele zur Bedingung aller Ruhe und Zufriedenheit. Man sagt also mit Recht: das höchste Gut der Menschen sey von geistiger Art und es bestehe in dem Bewußtseyn der Freiheit, oder in der Kraft eines Geistes, der sich von aller fremden Willkühr unabhängig fühlt. Zu diesem Bewußtseyn der Freiheit wird aber vernünftige Erkenntniß erfordert, und also beruht die wahre Glückseligkeit zuletzt auf vernünftigen Vorstellungen. **)

Ein gefahrloses, von allen Anläufen des Schicksals freies Leben ist ein todtes Meer. Nichts haben, was anregt, was anspornt und die Festigkeit der Seele erproben läßt, sondern in ungestörter Ruhe daliegen — das ist nicht Ruhe, das ist Windstille. ***)

Niemanden kann ein sicheres Leben zu Theil werden, der zu sehr darauf denkt, es zu verlängern. Darauf sinnt

---

*) De brev. vit. c. 15.
**) De vita beata c. 14.
***) Epist. 67.

täglich, daß du mit Gleichmuth das Leben verlassen könnest, welches viele umklammern und festhalten, wie solche, die der Strom dahinreißt, Gesträuch und Klippen. So manche wollen kläglich zwischen Todesfurcht und Lebensmartern; sterben wollen sie nicht und zu leben verstehen sie nicht. Mache dir also das Leben angenehm, indem du dich alles Kummers um dasselbe entschlägst. Kein Gut ergötzt den Besitzer, auf dessen Verlust das Gemüth nicht gefaßt ist. — Keinen hob das Schicksal so hoch, daß es ihm nicht eben so viel drohte als erlaubte. Traue ja nicht dieser Windstille! Im Nu wird das Meer aufgewühlt; derselbe Tag sieht die Schiffe spielen und — sinken. *)

Wir schiffen am Leben hin, und gleichwie auf dem Meere Ufren und Städte zurückfliehen, so verschwindet, bei dem pfeilschnellen Laufe der Zeit, zuerst die Kindheit aus dem Gesichte, dann das Jünglingsalter, dann, was zwischen Jugend und Alter in der Mitte liegt, mit beiden zusammengränzend, hierauf die besten Jahre des Alters; endlich zeigt sich allmählig das gemeinschaftliche Ziel aller Menschen. Wollen wir dieß höchst thörichter Weise für eine Klippe halten? Es ist ein Hafen, den wir zuweilen aufsuchen, nie vermeiden müssen. Wer in den ersten Jahren dahingeführet wird, darf sich so wenig beschweren, als wer eine schnelle Seereise machte. Den einen nämlich necken und verspäten schwache Winde und ermüden ihn durch die langweiligste Ruhe; den andern bringt eine anhaltende Kühlung sehr geschwind über. So geht es auch uns. Einige führt das Leben mit der größten Schnelligkeit dahin, wohin sie auch

*) Epist. 4.

zaudernd kommen mußten; andere macht es erst mürb und gar. —

Ob man früher oder später stirbt, daran liegt nichts; ob man gut oder schlecht stirbt, daran liegt etwas. Gut sterben heißt der Gefahren entrinnen, schlecht zu leben. — Es ist aber Thorheit zu sterben aus Furcht vor dem Sterben. *)

Du fürchtest zu sterben: was ist denn dein Leben? Hast nicht der Tod selbst? — Als Cäsar Caligula über die lateinische Straße ging und von einer aus dem Haufen der Gefangenen, dem der alte Bart bis auf die Brust herabhing, um den Tod bat, sagte er: lebst du denn noch? — So muß man denen antworten, für die der Tod eine wahre Wohlthat seyn würde: Du fürchtest zu sterben; lebst du denn noch? —

Es ist mit dem Leben wie mit einem Schauspiel: nicht wie lange, sondern wie gut gespielt wird — darauf kommt's an. **)

In jeder Lebensart wirst du Ergötzungen, Erheiterungen und Vergnügungen finden, wenn du lieber das Leben für gut halten als es dir verhaßt machen willst. In keiner Rücksicht hat sich die Natur besser um uns verdient gemacht, als daß sie, da sie wußte, mit welchen Bekümmernissen wir in die Welt traten, die Gewohnheit als Linderung des Unglücks auffand, indem sie die drückendsten Dinge schnell zu unsern Vertrauten machte. Niemand konnte ausdauern, wenn das Fortwähren der Unglücksfälle eben die Kraft hätte, als der erste Schlag. —

---

*) Epist. 70.
**) Epist. 77.

Das ganze Leben ist Sclaverei. Man muß sich daher an seine Lage gewöhnen, und so wenig als möglich sich darüber beklagen; vielmehr Alles ergreifen, was nur von Vortheilen dieselbe umgibt. Nichts ist so bitter, worin ein zufriedenes Gemüth nicht Trost finden sollte. Kleine Bezirke boten oft vielen Menschen durch die Kunst des Eintheilenden, und die Anordnung machte den freilich engen Platz bewohnbar. Gebrauche deine Vernunft in mißlichen Umständen! Das Harte kann erweicht, das Pressende erweitert werden, und das Schwere drückt diejenigen weniger, die es gefaßt tragen. *)

Oft ist die Ursache des Todes die Furcht vor dem Tode. Wer den Tod fürchtet, wird niemals für einen lebenden Menschen etwas unternehmen. Wer es aber weiß, daß ihm dieses mit seiner Geburt zugleich zuerkannt ward, wird nach dieser Regel leben und zugleich jenen Punkt mit Standhaftigkeit der Seele erdulden, damit nun von den Begegnissen nichts überraschend sey. Denn was nur geschehen kann, die Anfälle aller Übel wird er gleichsam durch den Blick in die Zukunft mildern, welche für den Vorbereiteten und Erwartenden nichts Neues mit sich führen, dem Sichern und nach Glück Trachtenden aber drückend werden. **)

Weil wir nie an unsern eigenen, nur an Anderer Tod gedenken, so werden uns von Zeit zu Zeit Beispiele der Sterblichkeit vorgeführt, die — auch nicht länger haften, als wir uns darüber wundern, daß an irgend einem Tage geschieht, was an jedem geschehen kann? Zwar hat uns die unerbittliche Nothwendigkeit des Verhängnisses ein Ziel gesteckt; aber keiner von

*) De tranquill. anim. c. 10.
**) Ibid. c. 11.

uns weiß, wie nahe er demselben ist. Laß uns daher unser Gemüth in eine solche Spannung setzen, als wenn wir das Ende erreicht hätten; laß uns nichts aufschieben, laß uns täglich mit dem Leben abrechnen! Der größte Fehler unsers Lebens ist, daß es immer unvollendet ist, daß wir immer etwas davon aufschieben. Wer täglich die letzte Hand an sein Leben legt, der darf der Zeit nicht. Aus diesem Bedürfniß aber entsteht Furcht, und Begierde nach der Zukunft, die den Geist verzehrt. Nichts ist trauriger, als die Ungewißheit, was die Zukunft bringen werde. Wie viel noch übrig und welcher Art es sey, das ist es, was das nicht gesammelte Gemüth durch unauflösliche Bangigkeit beunruhigt. Wie werden wir diesen Wogen entfliehen? Einzig, wenn unser Leben sich nicht vorwärts streckt, wenn es sich in sich selber rundet. Denn der hängt von der Zukunft ab, dem die Gegenwart verloren geht. Wenn aber alles bezahlt ist, was ich nur schuldig bin, wenn das befestigte Gemüth weiß, es sey kein Unterschied zwischen einem Tage und einem Jahrhunderte, dann schaut es auf Alles, was forthin noch von Tagen und Dingen kommen wird, wie von einer Höhe hinaus, und denkt mit herzlichem Lachen die Fülle der Zeiten. Denn wie kann die Mannigfaltigkeit und Unbeständigkeit des Zufalls den beunruhigen, der gewiß ist gegen das Ungewisse? Daher eile zu leben, und achte einzelne Tage für einzelne Leben! Wer sich so einrichtet, wessen Leben täglich ganz ist, der ist sicher. Denen, die in Hoffnung leben, entschlüpft jede nächste Zeit, und bei ihnen schleicht sich Lebensgier und das Kläglichste und Alles höchst kläglich Machende — die Todesfurcht ein. *)

Viele gehen durch das Leben, während sie Werkzeuge zum Leben zusammen suchen. Sie leben nicht, sondern wollen leben.

*) Epist. 101

ſchieben alles auf. Auch wenn wir nicht Acht gäben, würde uns das Leben voreilen; nun aber läuft es uns Zauderuden, als ging' es uns nicht an, vorbei, und wird geendigt am letzten Tage, verloren an jedem. *)

Geſchäftiger Müßiggang muß abgeſchnitten werden, ſo wie er ſich bei einem großen Theil der Menſchen findet, welche die Häuſer, die Schauſpiele und Volksverſammlungen durchſtreifen. Sie bieten ſich zu fremden Geſchäften an, indem ſie immer den Beſchäftigten gleichen. Ohne Vorſatz ſchweifen ſie umher, indem ſie Geſchäfte ſuchen, und nicht thun, wozu ſie ſich beſtimmt haben, ſondern, worauf ſie zukommen. Sie laufen unüberlegt und ohne Zweck umher, ſo wie die Ameiſen, die an den Bäumen herumkriechen, und unbeladen bald auf dem höchſten Gipfel, bald wieder auf dem Boden ſich befinden. Die meiſten führen ein Leben, das dieſen Thieren gleicht, welches man nicht mit Unrecht eine raſtloſe Trägheit nennen möchte. **)

Für kurze Dauer des Lebens beſtimmt, baldiger Abrufung von unſerm Poſten gewärtig, ſind wir nur hier, um einem Andern nach uns, der auf ähnliche Bedingungen eintritt, das Quartier zu machen. Jedermann weiß, mit welcher unglaublichen Schnelle unſere Dauer abläuft. Laß uns die Jahrhunderte, das Alter der Städte berechnen! Du wirſt finden, wie auch diejenigen, die ſich brüſten ob der Länge der Zeiten, die ſie ſchon dauerten, doch nur kurze Zeit waren.

Alle menſchliche Dinge verblühen — wie bald! Gegen die Unendlichkeit iſt die Dauer ihrer Zeit ein Nichts. Ein Punkt

---

*) Epist. 93.
**) De Provid. c. 11.

iſt dieſe Erde mit ihren Nationen, Städten und Strömen und dem ſie umgebenden Weltmeer, gegen das große Ganze gehalten. Unſere Lebenszeit nimmt noch weniger ein denn ein Punkt, wenn wir ſie mit dem Umfange aller Zeit vergleichen. — Eine Art gibt's allein, wie wir viel leben können, wenn wir zweckmäßig leben. — Wir alle aber ſchweben in dem Irrthume, daß wir glauben, nicht eher als wenn wir Greiſe ſind, wenn unſer Nacken ſich zuſammenbeugt, neigen wir uns dem Tode zu: und doch führt uns ſchon die Kindheit, das Jünglingsalter, jede Zeit des Lebens ihm zu. Das Verhängniß wirkt fort, wie es angefangen hat. Die Wahrnehmung des Todes wird uns von ihm wie geſtohlen; und damit uns der Tod weniger unſanft überſchleiche, nimmt er die Larve des Lebens an.

O der Unkundigen ihres eigenen Jammers, die den Tod nicht als die wohlthätigſte Einrichtung der Natur preiſen! *) —

So ſchrieb der Mann, der ſeinen Worten bald durch die That das Siegel der Vollendung aufdrücken ſollte. Lucilius machte, in den vielumfaſſenden Wirkungskreis ſeiner Geſchäfte vertieft, die Pflichterfüllung zur Zelde gegen den Schmerz, den er mit ſtarker Seele, wie ein Held die lebensgefährliche Wunde, ertrug, in Seneca's Tod den Sieg der Weisheit ahnend. Da ich zu Lucilius jetzt weniger Zutritt hatte, verwendete ich meine Zeit, mir zu meiner eigenen Belehrung einen kurzen Umriß Italiens und der römiſchen Geſchichte zu entwerfen, den ich hier mittheile.

---

*) Consolatio ad Marciam. cap. 20.

Anmerkungen.

1. Von den zwanzig Büchern der römischen Alterthümer des Dionysios von Halikarnaß sind nicht mehr als die eilf ersten, worin die romische Geschichte bis zum Jahr 312 nach Erbauung der Stadt erzählt wird, auf uns gekommen. Scharfsinn und strenge Beurtheilungskraft zeigen die rhetorischen Abhandlungen dieses Schriftstellers, welche treffende Charakteristiken griechischer Redner, Geschichtschreiber, Philosophen und Dichter enthalten.

---

2. Von den vierzig Geschichtbüchern des Polybios haben wir die fünf erstern ganz, von den übrigen nur einzelne Partheien und Auszüge unter dem Titel: »Polybs Gesandtschaften und dessen Beispiele von Tugenden und Lastern.« Einen großen Theil von den Fragmenten des Polybios und des Dionysios hat man (wie Lipsius Epist. Quaest. l. 4. epist. 3. erzählt) in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts auf der Insel Sicilien gefunden.

II

3. Über das Entstehen, Blühen und Vergehen des achäischen Bundes gibt die folgende Stelle aus Polybs Leben von Seybold die klarste Idee und eine Übersicht von gedrängter Kürze: »Diesen berühmten Bund hatten schon in ältern Zeiten zwölf Städte Achaja's geschlossen und in der Folge erneuert. Aber unter den Nachfolgern Alexanders vereinigten sich auf's neue vier derselben, nach und nach traten die andern wieder bei, und durch die Bemühungen des großen Staatsmannes Aratos kam er innerhalb fünf und zwanzig Jahren wieder zu Stande. Die Weisheit und der Ruhm ihrer Verfassung breiteten sich so weit aus, daß die ägyptischen Könige den Achäern schmeichelten, und ihre Hülfe gegen die syrischen verlangten. Doch schloß dieser Bund sich hauptsächlich an die macedonischen Könige an, deren Hülfe die Nachbarschaft der Lacedämonier, ihrer Feinde, von der einen, und der unruhigen Ätolier von der andern Seite ihm nothwendig machte. Noch waren die Achäer die eifrigsten Freunde der Macedonier, als König Philipp von den Römern angegriffen und sehr in die Enge getrieben wurde. Aber sie waren nun in großer Verlegenheit; ihre alten Bundesgenossen wollten sie nicht verlassen, und doch verlangten die Römer ihre Freundschaft. Dieses staatskluge Volk wollte erstlich den Perseus seiner Bundesgenossen berauben, um alsdann nach seiner desto gewissern Niederlage die Achäer, deren Macht es damals noch fürchtete, unter seine Vormäßigkeit zu bringen; denn eben so begegnete es den Ätoliern und Lacedämoniern. Anfangs bediente es sich ihrer, um Gelegenheit zu haben, sich in Griechenlands Angelegenheiten zu mengen, und besiegte mit ihrer Hülfe den Syrer Antiochos, den Perseus und die Achäer; nachgehends suchte es Uneinigkeit mit ihnen selbst und unterwarf sie sich so gut wie die übrigen. —

---

4. Polybs Werke: der numantinische Krieg und Philopoemens Biographie, sind verloren gegangen.

---

5. Akuſilaus lebte kurz vor den Kriegen der Griechen gegen die Perſer. Er ſoll, nach dem Zeugniſſe des Suidas, der älteſte griechiſche Hiſtoriker ſeyn. Pherecydes lebte in Athen noch vor dem Herodot, ungefähr 300 Jahre nach Erbauung Roms. Hellanikus aus Mitylene, einige Jahre älter als Herodot, ſoll um das Jahr 260 nach Erbauung Roms geboren ſeyn.

---

6. In Betreff der Lebenszeit der genannten griechiſchen Hiſtoriker wird Folgendes angegeben:

Herodot wurde um das Jahr 242 nach Erbauung Roms, beiläufig acht Jahre nach der Schlacht bei Marathon, geboren, er hatte mit dem Geſchichtſchreiber Dionyſios den gemeinſchaftlichen Geburtsort Halikarnaſſos.

Thukidides blühte zur Zeit des peloponneſiſchen Kriegs, an dem er als Feldherr ſelbſt Theil nahm; um das Jahr 325 nach Roms Erbauung.

Philiſtos lebte um das Jahr 350 nach Roms Erbauung.

Timäus um das Jahr 480.

Theopompus zur Zeit Alexanders des Großen.

Ephorus gleichzeitig mit jenem. Ihr Lehrer Iſokrates ſoll ſich über beide geäußert haben: Theopompus bedurfe des Zügels, Ephorus des Sporns.

Xenophon blühte um das Jahr 348 nach Roms Erbauung. — Er war ein Schüler des Sokrates, und erwarb ſich zweifachen Ruhm: als Geſchichtſchreiber, und als Feldherr, insbeſondere durch die Leitung des berühmten Rückzuges der zehntauſend Griechen, welche er von den Gränzen Perſiens mit eben ſo viel Muth als Klugheit unter Gefahren und Kämpfen

glücklich in ihr Vaterland führte. Von dieser herrlichen That lieferte er eine eben so herrliche Beschreibung.

Nachrichten von den meisten dieser griechischen Historiker geben: Cicero, Seneca, Polyb, Dionys von Halikarnaß, Diodor von Sicilien, Strabo, Lucian, Plutarch, Suidas u. a.

---

7. Die Götter — sagt dieser Vers — erklärten sich für den Cäsar, da er siegte, Cato blieb auf der Seite des besiegten Pompejus, dessen Sache er dadurch für die gerechtere erklärte. So erhält denn Cato hier ein ungeheures Lob, indem sein Urtheil an Wichtigkeit dem der Götter gleichgestellt wird.

---

8. Die Seeräuber behandelte Cäsar so verächtlich (erzählt Plutarch in dessen Leben) daß er, so oft er sich schlafen legte, ihnen befehlen ließ, stille zu seyn. Acht und dreißig Tage lebte er unter ihnen auf eine solche Art, daß sie eher seine Leibwache, als er ihr Gefangener, zu seyn schienen, und trieb mit ihnen Scherz und Spiel ohne die geringste Furcht. Er setzte zuweilen Gedichte und Reden auf, und las sie ihnen vor; diejenigen nun, die sie nicht bewunderten, nannte er geradezu Tölpel und Barbaren, drohte ihnen auch oft mit Lachen, daß er sie wolle aufhängen lassen. Die Räuber hatten darüber eine große Freude, und betrachteten diese freimüthigen Reden blos als unschuldige, lustige Schwänke. —

---

9. Die Hauptursache, warum Cäsar am Flusse Rubikon plötzlich von Schwermuth ergriffen, stille stand, und endlich [illegible] gewaltsam den Entschluß zum Uebergang über die kleine [illegible]

faßte, entwickelt Montesquieu, in seinen Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer, sehr treffend: Die Politik der Römer hatte keine Kriegsheere in der Nähe von Rom geduldet; doch eben so wenig durfte Italien ganz ohne Besatzung bleiben. Dieß machte, daß man eine beträchtliche Menge von Truppen im dießseitigen Gallien hielt, nämlich in dem Lande, das sich vom Rubikon, einem kleinen Flusse in Romagna, bis an die Alpen erstreckt. Um nun Rom wider diese Truppen in Sicherheit zu setzen, hatte man den berühmten Senatsschluß gemacht, den man auf dem Wege von Rimini nach Cesena eingehauen findet, worin derjenige für einen Verräther und Feind seines Vaterlands erklärt wird, der es wagen würde, mit bewaffneter Macht über den Rubikon zu gehen.

Die Inschrift lautet:

Jussu mandatuve Pop. Rom. Cos. Imp. Trib. Miles, Tyro, Comilito, armate quisquis es, manipulariaeve centurio, turmaeve legionariae, hic sistito, vexillum knito, arma deponito, nec citra hunc amnem Rubiconem signa, ductum exercitum, commeatumque traducito. Si quis ergo hujusve jussionis adversus praecepta ierit, feceritque, adjudicatus esto, S. P. Q. R. ac si contra patriam arma tulerit, Penatesque e sacris penetralibus asportaverit. —

Der imaginäre Ruhm des Rubikon besteht noch heut zu Tage in Italien. Keyhalides, in seiner Reise durch Italien und Sicilien, erzählt davon: »Man passirt von Cesena bis Savigniano eine Menge kleiner Bäche, davon die Einwohner den einen wirklich Rubikone nennen, ohne daß man deshalb glauben dürfte, es sey der cäsarische; denn es scheint, daß die Italiener, eben so wenig wie unsere alten Geographen, apodiktische Gewißheit angeben konnen. Auch pflegen die Gemeinden der einzelnen Dörfer, mit dem Knuppel in der Faust, archäologische Disputazionen darüber zu halten, indem jeder dem Bächlein, das durch seine Feldmark fließt, die Ehre zuschanzen will, den größten Kopf seines Jahrtausends einen Augenblick in Verlegenheit gesetzt zu haben.«

10. Die Belgier wohnten in demjenigen Haupttheil Galliens, welcher vom Ocean, dem Rhein, dem vogesischen Gebirg, der Marne und der Seine umgränzt war; die Veneter in Bretagne; die Aquitanier zwischen der Garonne (Garumna) und den Pyrenäen, in heutigen Gascogne; die Moriner in der Meerenge des Kanals; die Trierer zwischen der Maas und dem Rheine, und die Eburonen an der Maas, im jetzigen Lüttich.

---

11. Die Tructenrer hatten ihren Wohnsitz wahrscheinlich in dem Gebiethe des heutigen Herzogthums Berg.

---

12. Die Arverner wohnten im heutigen Auvergne, die Bituriger am Liger der jetzigen Loire, als östliche Gränznachbarn der Äduer; die Carnuter zwischen der Seine und der Loire um Chartres und Orleans; die Sequaner, von den Helvetiern durch das Juragebirg geschieden, in der Gegend des heutigen Besançon.

---

13. Avaricum, das jetzige Bourges; Alesia, jetzt Alise; Gergovia, wahrscheinlich in der Gegend von Clermont

---

14. Die Einrichtung der Trophäen geschah gewöhnlich auf die folgende Weise: Man befestigte auf einem erhabenen Ort den Stamm irgend eines heiligen Baumes (Eiche, Ölbaum u. s.) oder es wurden Pfeiler von Erz oder Marmor errichtet, mit

allen Arten der erbeuteten Rüstung bekleidet, mit dem Namen eines Gottes, der Sieger und der Besiegten, mit einem Verzeichniß der Beute und mit Siegesnachrichten geschmückt. Pompejus errichtete nach seinen Siegen in Spanien eine solche Trophäe auf der Spitze der Pyrenäen. Virgil schildert eine Trophäe im eilften Gesang der Äneis:

Eine gewaltige Eiche, nach einigs entlaubenen Ästen,
Stellt er den Hügel empor, und umhüllt sie mit strahlender Rüstung,
Welche der Fürst Mezentius trug: die, Großer, ein Siegsmahl,
Herrscher des Streits! Dort fügt er des Helms blutthauende Büsche,
Dort die gestümmelten Speere des Manns, und den Harnisch, den zweimal
Traf und durchbohrte der Stahl; an die Linke ihm hängt er den Erzschild
Und an den Hals sein Schwert in elfenbeinerner Scheide.

(V. 4. 2c. Übers. von Voß.)

---

15. Das altpatricische julische Geschlecht leitete von mütterlicher Seite seinen Ursprung von Julus ab, doch ist es zweifelhaft, ob dieser ein Sohn oder ein Enkel des Äneas war. König Tullus Hostilius versetzte das julische Geschlecht (wie Dionys. v. Halik. im zweiten Buche erzählt) nach Zerstörung der Stadt Alba longa nach Rom und nahm es in die Klasse der Senatoren auf. Es theilte sich in zwei Hauptzweige: die Julier und die Cäsaren. Sie bekleideten, schon von den frühesten Zeiten an, die höchsten Staatswürden. Durch den großen C. Julius Cäsar wurde dieser Familienname ein Titel der Kaiser und ihrer Thronfolger; doch führten ihn die vier ersten Kaiser: Tiberius, Caligula, Claudius und Nero, noch als Familiennamen, da sie mit der cäsarischen Familie entweder durch Geburt oder durch Annahme an Kindesstatt verwandt waren. In einer Leichenrede, welche Cäsar seiner Muhme Julia hielt, rühmte er sein und ihr Geschlecht mit folgenden, vom Selbstgefühl eingehauchten Worten, welche Sueton im sechsten Kapitel der Biographie anführt: »Von mütterlicher Seite stammte Julia von königlichem Geblüt; von der väterlichen war sie aber mit den unsterblichen Göttern selbst verwandt. Denn vom Ancus Marcius sind die Marcier Könige (die Mutter der Julia führte den Namen Marcia); und von der Venus stammen die Julier, unsere Ahnherren. In ihrem Geschlechte vereinigte sich also die Heiligkeit der Könige, dieser Beherrscher der Menschen, mit der Majestät der Götter, unter deren Schutzmacht die Könige selbst stehen.« —

16. Der Verfaſſer einer kurzen (von Einigen dem Sueton zugeſchriebenen) Biographie des Luſtſpieldichters Publius Terentius, führt Verſe des Julius Cäſar an, worin er jenen römiſchen Dramatiker charakteriſirt:

Tu quoque, tu in summis, o dimidiate Menander,
Poneris, et merito, puri sermonis amator.
Lenibus atque utinam scriptis adjuncta foret vis
Comica, ut aequato virtus polleret honore
Cum Graecis, neque in hac despectus parte jaceres:
Unum hoc maceror, et doleo tibi deesse, Terenti.

Dieſe Verſe, welche zwar ein richtiges Urtheil enthalten, aber ziemlich proſaiſch ſind, lauten in deutſcher Proſa:

„Auch du, Terenz! halber Menander! auch du wirſt unter die Dichter vom erſten Range geſetzt, und mit Recht. Wäre als Freund der Sprachreinheit nur deinen zarten Werken komiſche Kraft beigeſellt, damit ihr Werth auch darin dem Ruhm der Griechen gleich käme, und du in dieſer Hinſicht nicht verſchmäht da lägeſt! Daß dieſes Einzige dir fehlt, Terenz, das quält und ſchmerzt mich.“ —

Auch iſt noch ein Epigramm erhalten, welches Einige dem Julius Cäſar, andere dem Germanicus zuſchreiben:

Thrax puer adstricto glacie dum ludit in Hebro,
Pondere concretas frigore rupit aquas.
Dumque imae partes rapido traherentur ab amne,
Abscidit, tenerum lubrica testa caput.
Orba quod inventum mater dum conderet urna,
Hoc pepcri flammis, caetera dixit aquis.

Da ein thrakiſcher Knab' auf des Hebrus geglättetem Eis ſpielt,
Bricht von des Spielenden Laſt die frohgeharrete Fluth ein.
Während der reiſſende Strom den Leib in die Tiefe hinabzieht,
Schneidet die tückiſche Scholle das niedliche Köpfchen vom Rumpf ab.
Als die verwaiſete Mutter der Urne vertraut das gefundene:
Jenes, ſprecht ſie, gebar ich der Flamme, das andere dem Waſſer.

---

17. Der Bundesgenoſſen- oder marſiſche Krieg entſtand, als die italiſchen Völker das ihnen verweigerte Bürgerrecht gewaltſam erzwingen wollten.

Inhaltsanzeige
der erſten Abtheilung des zweiten Bandes.

I.

Der Äna, Roms Sinnbild. Römiſche Geſchichte, von Griechen geſchrieben. Romiſche Alterthümer des Dionyſius von Halikarnaß. Deſſen Leben und Geiſt. Inhalt und Gehalt ſeiner Werke. Polybius. Seine Geſchichtſchreibung der puniſchen Kriege. Deſſen Leben in Rom. Zweck der Werke des Dionyſius und des Polybius. Vergleichung derſelben. Roms Größe und Dauer. Parallele der römiſchen und der griechiſchen Geſchichtſchreiber. Herodot. Thucydides. Xenophon, Hiſtoriſche Wahrheit. Ideal der hiſtoriſchen Kunſt. Römiſche Anſicht der Geſchichtſchreibung. Pflichten des Geſchichtſchreibers.

II.

Älteſte Geſchichtſchreiber der Griechen und der Römer. Älteſte hiſtoriſche Denkmäler in Rom. Jahrbücher des Pontifex Maximus. Leichenreden. Hiſtoriſche Verfälſchung. Verzeichniſſe der Cenſoren. Öffentliche Urkunden der Magiſtrate. Bundesverträge. Fabius Pictor. — Piſo Frugi. — M. Cato. — Cölius Antipater. — Erſte Spuren hiſtoriſcher Kunſt. Sicilifche Geſchichten. Spätere Hiſtori-

ker in Rom. Beginn der eigentlichen historischen Kunst. Julius Cäsar. Dessen Leben und Streben, Charakter, Geist, Thaten und Werke. Cäsars Klugheitssystem. Historische Gemälde aus Cäsars Leben, nach Florus und Velleius Paterculus. Cäsars Tod und Todesfeier. Bilder des Todes bei Griechen und Römern. Venus Libitina. Leichenrede des Antonius auf Julius Cäsar. Cäsar als Staatsmann, als Feldherr, als Redner, als Geschichtschreiber. Dessen Tagebücher vom bürgerlichen und vom gallischen Kriege. Gemälde aus denselben.

III.

Form und Ausschmückung der römischen Provinzen. Ankunft des Statthalters in Syrakus; dessen Gefolge. Sicilien, die erste römische Provinz. Ihre Vorrechte und Wichtigkeit. Charakter der Sicilier. Nero und Seneca; Lucilius, dessen Freund und Schüler. Briefwechsel. Öffentliches Leben. Seneca's Ansichten über Schmeichelei; über Leben und Tod. Seneca's gefahrdetes Leben.

ITALIEN
nach den Staaten
um das Jahr Roms
HADRIATISCHES JONISCES oder OBERES MEER
TYRRHENISCHES oder UNTERES MEER
AFRICA

Arminidor

im

Reiche der Römer.

---

von

Christian Ruffner.

---

2. Band.

2. Abtheilung.

Brünn, 1824.
Bey Joseph Georg Traßler.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt
der
zweiten Abtheilung des zweiten Bandes.

II. Glück und Verdienst der Römer. Allegorische Gestalten der römischen Fortuna. Ihre Lieblinge: Romulus, Servius Tullius, Sulla, Pompejus und Julius Cäsar . . . . [illegible]

III. Roms schnelles Emporkommen. Staats- und Kriegs-Maximen. Politisches Assimilirungssystem. Consequenz öffentlicher Grundsätze. . . . . [illegible]

IV. Italiens Namen und geographische Lage. Schönheit und Vortheile derselben. Natürliche Abtheilung. Ueberblick der italischen Länder und Völker. Augusts politische Eintheilung Italiens in eilf Regionen. Hauptperioden der veränderten Bewohnung 186

V. Ur-Italien, als römische Vorwelt. Abkömmlinge und Haupt-Einwanderungen. Ureinwohner Italiens. Aboriginer. Janus, Saturnus und Faunus. Könige der Aboriginer. Goldenes Zeitalter. Sikuler. Tyrrhener. Pelasger. Arkader. Oenotrier. Rasenen. Etrusker. Ausoner. Osker. Aurunker. Volsker. Aequer. Rutuler. [illegible]. Umbrer. Sabeller. Sabiner. Samniter. Picener. Peligner. Vestiner. Marsen. Marruciner. Frentaner. Picentiner. Hirpiner. Lucaner. Ligurer. Veneter. [illegible]. [illegible]. . . . 200

VI. Italiens Gebirge. Sprachen. Vier Haupt-Dialekte: Der etruskische, oskische, sabinische und lateinische. Römische Sprache; drei [illegible] derselben. [illegible] Griechen . . . [illegible]

VII. Etrurien. Verein der zwölf souveränen Hauptstädte. Verfassung und Charakter der Etrusker. Colonien und Inseln. Architectur. Plastische Kunst. Musik. Schauspiele. Götterdienst . . . . [illegible]
VIII. Zeichendeutung und Weissagung. Die Lehre von den Blitzen [illegible]
IX. Deutung des Vogelfluges; Augurium und Auspicium. Auguren. Wunderzeichen Cäsars und Octavians . . . [illegible]
X. Weissagung aus den Eingeweiden: Haruspicium. Collegium der Haruspices. Opferthiere. Seltsame Naturerscheinungen. Begeisterung. Träume. Meinungen mehrerer Philosophen über die Divination. Sonderbare Träume und ihre Folgen. Ahnungen . . . . [illegible]
XI. Römische Tragödien. Seneca als tragischer Dichter. Zergliederung der Tragödien: Hippolyt, Medea. Die Trojanerinnen, Thyest, Herkules auf dem Oeta. Vergleichung mit der Dejanira des Sophokles. Nero's erste Regierungsjahre; Roms unglücklicher Zustand. Literarisches Verderben. Seneca's Brief an Nero . . . . [illegible]

Artemidor

im

Reiche der Römer.

Zweiter Band.

Zweite Abtheilung.

II.

Die ungeheure Größe, welche der Riesenkörper der römischen Weltherrschaft nach Verhältniß zu seinem Umfang in sehr kurzer Zeit erreichte, hat Völker und Geschichtschreiber mit Erstaunen erfüllt. Spart man indeß den Ursachen dieser, in der Geschichte einzigen, und auf den ersten Blick sogar unbegreiflichen Erscheinung aufmerksam und vergleichend nach, so zeigt sich, daß unter den gegebenen Umständen — alles so kommen mußte, wie es wirklich kam. Eigentliche Bewunderung erregt dabei nur dieß, daß Rom so schnell emporstieg, und sich auf seiner Höhe so lange — länger als irgend ein Volk — erhielt. Nicht befremdend ist das nachmalige Sinken vom erreichten Gipfel der Größe, weil dieß in der Natur des einzelnen Menschen und ganzer Völker bedingt, ja die nothwendige Folge der eisernen Gesetze des Schicksals ist; denn das strenge Fatum herrscht über das Weltall, und über die unsterblichen Götter selbst, aber Fortuna, die menschenfreundliche Göttinn, wohnt nicht im Himmel sondern auf der Erde, und waltet nur über die Sterblichen.

Viele und wichtige Ursachen der Größe Roms liegen allerdings in dem Geiste der Nation und in der Zweckmäßigkeit ihrer weisen Staatsverfassung; aber dennoch wird jede partheilose Betrachtung erkennen, daß das Glück in Rom eine so be-

bedeutende Rolle spielte, daß selbst einzelne Unfälle nur den dunklen Grund nachfolgender Verherrlichung bildeten.

Wie, nach Plato's Lehre, die Welt von der Gottheit aus Feuer und Erde geschaffen wurde, und vom erstern Farbe, Gestalt und Bewegung erhielt, von der letzteren Schwere und Festigkeit, eben so scheint das feurige Glück mit der kraftigen Tugend zu Roms Gründung und Erhebung einen Bund geschlossen zu haben.

Plutarchos, ein junger Grieche aus Chäronea in Bootien, den ich noch in Athen kennen lernte, war damals für die Römer sehr eingenommen, und glühte von Sehnsucht, Rom zu sehen. Ich glaube, daß er an dem Glück der Römer, über welches er eine eigene Abhandlung geschrieben hat, selbst Theil zu nehmen wünschte. Begeistert von der Große des Römerstaates gab er einst den Wettstreit der Glücksgöttinn und der Tugend um die herrschende Roma als Gegenstand zu einem Gemählde an.

Zuerst erscheint die Tugend ruhig schreitend, ernsten Blickes, das Antlitz gerothet von dem Wetteifer zu siegen. Sie wandelt weit zurück hinter der, vor ihr vorübereilenden Glücksgöttinn, begleitet von einem zahlreichen Schattengefolge von Kampf gefallener Helden, die, auf der Brust mit Wunden bedeckt, von Blut und Schweiß triefen, und sich auf die halbzerbrochenen Waffen der Feinde stützen. Es sind edle römische Heldengeschlechter: die Fabricier, die Camiller, die Lucier, die Claudier, die Fabier, die Marceller, die Scipionen.

Die Glücksgöttinn, in ihrem Innern heftig bewegt, eilt mit kühnem Muth und voll stolzer Hoffnung an der Tugend vorüber. Sie hat die Perser und Asiaten verlassen,

schwebte über Macedonien eilig dahin, ward dem großen Alexander untreu, begunstigte durch kurze Zeit Ägypten und Syrien, und schmeichelte, öfter zurückkehrend, den Karthagern. Endlich aber, der Tiber sich nähernd, legt sie ihre Flügel ab, entsteigt der rollenden Kugel, ergreift das segenströmende Füllhorn, zieht in Rom ein, als wolle sie ewig da bleiben, und zeigt sich nun als Tochter der Prometheia, und als Schwester der Eunomia, und der Pitho.*) Auch ihr huldiget ein zahlreiches Gefolge von großen ruhmwürdigen Männern.

Man kann die Römer selbst als Zeugen anführen, wie viel sie der Gunst des Glückes verdanken, welches in den Tempeln zu Antium und zu Präneste, zwei Städten Latiums, noch jetzt befragt wird, und Orakelsprüche ertheilt.

Erst im sechsten Jahrhundert der Stadt fing man an, der Tugend, der Ehre, und dem Verstande in Rom Tempel zu erbauen; das Glück aber, Fortuna Primogenia — hat prächtige Tempel, die beinahe mit der ersten Erweiterung der Stadt gleichen Ursprungs sind.

Und so erscheint Fortuna, von jener frühen Zeit an, beinahe als Schutzgottinn fort und fort durch Jahrhunderte so vielgestaltig und so hochverehrt wie keine andere Gottheit. Man findet in den verschiedenen Abbildungen der Fortuna, die Idee des Glückes durch alle Modificationen, und in allen Kontrasten so durchgeführt, daß ein formlicher Cyclus daraus entstand.

---

*) Prometheia, Eunomia und Pitho die Stimmen der Vorsicht, der Gerechtigkeit und der Ueberredung.

Deßhalb geben die Römer auch dem Glücke die vielen, sehr bezeichnenden Beinamen: Ich erwähne hier die folgenden Gestalten der Fortuna. Fors Fortuna: das Glück, welches dem Menschen ganz unerwartet, und zufällig begegnet, das glückliche Ungefähr.

Fortuna publica: das Glück, wodurch das allgemeine Wohl des ganzen Staates befördert wird; Fortuna privata oder domestica welches dem Einzelnen in seinen Privatverhältnissen zu Theile wird.

Fortuna bona spei das Glück, welches dem Hoffenden in der Zukunft lächelt.

Fortuna obsequens, das Glück welches dem Menschen nach seinem Wunsch und mit seiner Neigung übereinstimmend entgegen kommt. Es erhält dann auch die Beinamen: bona, secunda laeta, prospera.

Im Gegentheil wird das Glück als Fortuna mala verehrt, damit es, wie die Römer sagen, wenigstens nicht schade.

Fortuna caeca, welche, selbst blind, ihre Gaben blindlings vertheilt, den Bösen begünstigt und zugleich verblendet; Fortuna videns aber belohnt die Guten und bestrahlt mit dem von ihr ausströmenden Lichtglanz selbst die Götter.

Fortuna calva muß, gleich der Gelegenheit mit kahlem Hinterhaupt, am vorhin fliegenden Haare rasch ergriffen und festgehalten werden: ihm, der den Augenblick nicht zu benutzen weiß, entflieht sie.

Fortuna barbata, in männlicher Gestalt und mit einem

Bart abgebildet, scheint anzudeuten: ein Mann werden, sey des Jünglings Glück. Die alten Römer hielten den Bart für eine Zierde des Mannes, die Abnahme des ersten Bartes wird von den römischen Jünglingen festlich begangen, als ihr Eintritt in die Würde der Mannheit.

Fortuna masculа ist die Glücksgöttin der Männer überhaupt; der Fortuna virilis erbaute Ancus Marcius, der vierte König in Rom, einen Tempel, weil das Glück an den Kriegen der Tapferkeit großen Antheil hat. In dieser Gottinn flehen aber auch die römischen Frauen um die Gabe, sich ihren Männern angenehm zu machen, und im Besitz ihrer Liebe zu bleiben.

Fortuna muliebris erhielt eigene Verehrung, als das, was die Waffen der Männer nicht vermocht hatten, den Bitten und Thränen der Frauen gelang. Coriolan, aus Rom verbannt, ging zu den Volskern, Roms erbittertsten Feinden, und zog mit einem siegenden Heere gegen seine Vaterstadt. Dem Verderben drohenden traten Mutter und Gattinn, im Geleite römischer Matronen entgegen. Von ihren Bitten entwaffnet, entließ der Sohn und Gatte das feindliche Heer. Den Retterinnen der gefährdeten Roma ließ der Senat auf der Stelle, wo sie ihren schönen Sieg errungen hatten, als ehrendes Denkmahl einen Tempel der weiblichen Glücksgöttinn erbauen.

Fortuna brevis und Fortuna hujus diei: beide bedeuten des Glückes kurze Dauer. Das Glück — sagen sie — ist das Wesen eines Tages, an dem es geboren wird und stirbt, oft purpurroth auf — und blutroth untergeht. Und der

Mensch, der rastlose Lebensflüchtling, gleicht dem Glücke selbst, was ist nun des vergänglichen Glückes vergänglicher Sohn? —

Diese beiden Fortunen lehren zugleich, wie viel auch auf die kleinen Umstände im Leben ankommt, da manche Menschen wegen etwas Geringfügigen, das sie thaten oder unterließen, oft etwas Wichtiges erlangten oder verloren; man müsse daher auf alle Umstände aufmerksam seyn und nichts, was uns begegnet, als geringfügig verachten.

Abermal warnend erscheint hier die Fortuna dubia, um uns an die Ungewißheit aller menschlichen Dinge zu erinnern.

Sey aber das Glück auch noch so wankel, unsicher und flüchtig: dennoch verzage der Mensch nicht, indem auch die entflohene Göttin auf ihn wieder zurückblickt, und zu dem Verlassenen zurückkehrt. Fortuna respiciens und Fortuna redux, sie lehren uns die Blicke auf die Vergangenheit richten, um aus unsern Fehlern klüger zu werden, und das wiederkehrende Glück dann mehr festzuhalten und besser zu benützen.

Der Fortuna redux huldigen auch die aus der Schlacht zurückkehrenden Sieger, wo die Göttin dann wohl auch den Beinamen conservatrix erhält, und Equestris genannt wird, wenn der Feldherr den Sieg dem Reitervolk verdankt; doch gilt dieser Beiname auch der schnellkommenden Glücksgöttinn.

Eine heitere Erscheinung ist die Fortuna parva, die den Menschen aus Niedrigkeit und Dunkelheit zu Glanz und Höhe erhebt.

Servius Tullius, der Sohn einer Gefangenen, dann König der Römer, erbaute ihr einen Tempel. Eine Flamme, welche das Haupt des schlafenden Kindes umloderte, schien den Glücksstern seiner künftigen Größe vorzustellen.

Durch ihren Anblick schon zu den kühnsten Hoffnungen aufregend, erscheint die Fortuna fortis, die starke, deren siegreiche Macht sich über Alles erstrekt. Ihr haben die Römer in den Gärten, welche Julius Cäsar dem Volk hinterließ, einen Tempel errichtet, anzudeuten, daß auch dieser große Mann, wie er selbst bezeugte, vom Glück auf die höchste Stufe erhoben wurde.

Erhaben ist auch die Fortuna aurea oder regia. Das Bildniß dieser goldenen Glücksgöttinn befindet sich im Schlafgemach des Imperators; es begleitet ihn auf der Reise, und wenn er zum Heere geht; sterbend übergibt er es seinem Nachfolger.

Aber nicht immer gleicht Fortuna dem gediegenen Gold; auch das zähe, klebrige Wesen des Vogelleims dient dazu, sie sinnbildlich darzustellen: Fortuna viscata, viscosa, hält die Menschen festhaftend in Verhältnissen und Umständen, von welchen sie eben so wenig loskommen als der gefangene Vogel von der ihn festhaltenden Leimruthe.

Fortuna virgo, die jungfräuliche Glücksgöttinn. Ihr [illegible]igen die Mädchen, indem sie ihr vor der Vermählung die Kleidung und Schmuck zum Opfer bringen.

Zur Fortuna mammosa, der säugenden Glücksgöttinn, flehen die Mütter. Sie gilt auch als das Sinnbild einer Säugamme, und Nährmutter der ewigen Roma.

Selbſt die Erde, die fruchtbare große Mutter die Allhervorbringende, Allnährende — auch ſie bedarf, gleich dem Menſchen, des Glückes. Fortuna Seja iſts, von welcher Feldfrüchte, und Saaten die Fülle des Gedeihens erhalten.

Fortuna Primogenia welche den Kindern, bei ihrem Eintritt in das Leben zur Seite ſteht, begünſtigte eben ſo die Gründung Roms und bezeichnet das den Römern angeborne Glück, ſie ſelbſt zugleich des Reiches Erſtgeborne!

Sind die wunderbaren Ereigniſſe in deren Glanz Romulus erſcheint, ſeine Geburt, ſeine Rettung, ſeine Gründung der Stadt, ſeine Großthaten und Siege nicht das Werk der dichtenden, vom Nationalſtolz begeiſterten Sage, ſo kann nur die ſeltenſte Glücksgunſt durch das Zuſammentreffen außerordentlicher Umſtände ſie noch wahrſcheinlich machen.

Dem Numa ſcheint das Glück in der Geſtalt der Nymphe Egeria (die ihn, der Sage nach, ihres vertrauten Umgangs würdigte) gleichſam Hausgenoſſinn und Mitherrſcherinn geworden zu ſeyn, indem es, wie das Meer, den Winter hindurch, die jungen Eisvögel in ſeinem Schooße erhalten und ernährt ſoll, unter den ringsumher wohnenden Völkern eine ſo tiefe Stille bewirkte, daß die neue, noch ſchwankende Anſiedlung ſich im Innern geſtalten, und in ruhiger Pflege feſte Wurzeln faſſen konnte.

Servius Tullius, Roms ſechſter König, er, der die Staatsverfaſſung und das Kriegsweſen veredelte, er, der erſte Cenſor über die Sitten und den Lebenswandel ſeiner Bürger, zugleich der klugſte, und tapferſte Mann ſeiner Zeit, — er eignete ſich ſelbſt, und ſeine Thaten der Glücksgöttinn zu, er hielte ſogar ſeine Herrſchaft für ihr Geſchenk. Eine alte Sage

läßt die Fortuna durch eine Fenstereröffnung zu ihm kommen, woher noch jetzt die Porta Fenestella in Rom ihren Namen führen soll.

So zeigen schon die ersten Zeiten in der mit der Schnelligkeit eines reißenden Stromes vergrößerten Macht solche außerordentliche Erscheinungen, die nur in einem eben so außerordentlichen Einfluß des Glückes ihre Möglichkeit begründen können. Trophäen erheben sich über Trophäen, Triumphe begegnen Triumphen. Durch ein einziges Treffen verlor Philippus Macedonien,*) auf einen**) Schlag mußte Antiochus aus Asien weichen, und eine unglückliche Schlacht vertilgte Karthago, indeß Rom aus erlittenen Niederlagen siegreich, nach der gallischen Zerstörung sogar aus seiner Asche neuverjüngt hervorging, und selbst die Gänse Retterinnen des Staates werden mußten.

Das Staatsglück — die Fortuna Publica — Sie, die große Schutzgottinn Roms, waltete hier nicht eine kurze Zeit, wie in Macedonien, war nicht bloß zu Lande mächtig, wie einst in Sparta, noch bloß zur See, wie von Athen aus. Sie war rastlos thätig, eilig wirksam, und fast beharrlich und wuchs mit dem wachsenden Staat von dessen erstem Ursprunge an.

Sie war es, die dem großen Hannibal, seiner Mitbürger Neid und Zwietracht daheim gegen ihn aufregend, den Zufluß der Kriegsmittel aus der Heimat so entzog, daß seine

*) Philipp III., bei Pydna in Thessalien.
**) Der Sieg der Magnesia in Lydien.

Macht in Italien wie ein Gießbach austrocknen, und versiegen mußte. Sie fügte es, daß die gleichzeitigen ächtkriegerischen Völker, reich an Kraft, zu schwach an Macht, dagegen die großen und mächtigen Nationen arm an Kraft oder Geist, feig oder unklug waren; sie fügte es, daß zwei ausgezeichnete Könige wie Philipp und Mithridates, der erstere während Rom von Hannibal bedrängt, letzterer indem es im marsischen Kriege von den eigenen Bundesgenossen gefährdet wurde — unthätige Zuschauer blieben. Sie war es, die das Heer der gigantischen Cimbrer und Teutonen von einander so trennte, daß Marius die getrennten nach einander vernichten konnte. Sie war's, die den Antiochus vollauf beschäftigte, indeß Philippus von den Römern besiegt wurde. Sie bewirkte, daß Neid und Eifersucht den Tigranes vom Mithridates entfernte, und jener sich erst mit dem Ueberwundenen zu seinem eigenen Verderben verband.

Cornelius Sulla pflegte von sich den Vers des Sophokles zu sagen: Ich selbst erkenne mich für einen Sohn des Glücks. Seine Zeitgenossen gaben ihm den Beinamen Felix, und er selbst, wenn er an Griechen schrieb, nannte sich Lucius Cornelius Sulla Epaphroditus. Das Wort Επαφροδιτος aber bezeichnet einen Menschen, der nicht nur in der Liebe, sondern in allem glücklich ist; es stimmt mit dem römischen Worte Venustus überein, welches, auf ähnliche Weise von dem Namen der Venus abgeleitet, zugleich die Göttinn der Liebe und das Glück im Spiele (den glücklichsten Wurf im Würfelspiele) bedeutet.

Die Fortuna publica schien auch in der Person des Pompejus für die Römer zu kämpfen, da jener in einem Feldzuge Armenien, Pontus, Syrien, Arabien, die Albanier

die Iberier, ja alle Länder bis zum Caucasus und den Hyrkaniern bezwang, die Numidier in Lybien bis an die mittäglichen Ufer zurücktrieb, das emporte Hispanien bis zum atlantischen Meer unterjochte, am kaspischen aber die flüchtigen Könige der Albanier sich ihm zu ergeben nöthigte.

Erst nachdem er dieß mit Hülfe des Staatsglückes ausgeführt hatte, wurde er von seinem eigenen Geschicke gestürzt.

Julius Cäsar, er, der dem verzagtem Schiffer im tobenden Meeressturm zurufen konnte: »Du führst den Cäsar und sein Glück!« er führte auch den Wahlspruch: „Virtute duce, comite Fortuna.“ —

In den vom Cäsar dem Volk vermachten Gärten wurde ein Tempel der Fortuna Fortis errichtet. Auch Octavianus Augustus erklärte die Göttinn des Glückes für die Schöpferinn seiner Macht und Herrlichkeit, Sie, welche diejenigen, durch deren Thaten, Heere und Siege er so hoch gestiegen war, starzte, und ihn als den Ersten im Staate übrig ließ.

Selbst Cleopatra gehört zum Glücke des Augustus, sie, an welcher Antonius, der mächtigste seiner Mitwerber um den Thron, wie an einer Klippe scheitern und unterliegen mußte. Da beide noch als Jünglinge sich gemeinschaftlich ergehten, Ball oder Würfel spielten, und Wettkämpfe mit Wachteln und Hühnern hielten, — schon damals stand Antonius immer im Nachtheil, und ein Wahrsager rief ihm warnend zu: „Meide diesen Jüngling! Du übertreffst ihn in Allem, aber dein Schutzgeist fürchtet sich vor dem seinigen; dein Glück, so groß es auch ist, schmeichelt seinem Glück, und wird — wenn du ihn nicht meidest — zu ihm übergehen.“ —

Niemand fürwahr darf die Glückbegünstigten Römer über ihre allgemeine Verehrung der vielgestaltigen Fortuna tadeln: sie haben ja mehr Ursache, als irgend ein Volk der Erde, dieser Gottheit zu huldigen, die in der ganzen Welt, an allen Orten, zu allen Stunden, von allen Stimmen, angerufen und angeklagt, hochgepriesen und gelästert, unbeständig, treulos, blind, ungerecht und Gönnerinn der Unwürdigen genannt, aber unter unzähligen Schmähungen — verehrt wird. Und so wie Roms Imperatoren, wenn sie in den Krieg ziehen, Fortunens Gunst mit Opfern und Gelübden anflehen, gleichsam als Gefährtinn der Siegesgottinn: eben so huldiget das römische Volk dem Glück seines Imperators wie dem Schutzgeiste Roms, und Fortuna, im Circus Maximus neben der Victoria auf einer Kugel stehend, verkündet ihre Herrschaft auf Erden, zugleich bedeutend, daß kein Sieg ohne Glück errungen werde. *)

---

*) Als Quellen sind hier benützt:
Plutarch. de Roman. Fortuna. — Idem in quaestion. roman. — Idem in Mario. — Plinius hist. nat. l. 2. c. 7. — et l. 3. c. 5. et 22. — Varro de lingua lat. — Cicero in Verrem. l. 4. c. 3. — Philip. XIII. 5. — de Amicitia. c. 15. — de legib. l. 2. c. 11. — de divinat. l. 2. c. 41. — de nat. deorum l. 3. c. 25. — Ovid. Fastor. l. 4. et 6. — Horat. Od. l. 35. — Suetom. in Caligula. c. 57. — in Domitian. c. 15. — Macrob. Saturnal. l. 1. c. 30. — Martial. l. 8. epigr. 65. — Plautus in Asinar. III. 3. — in captiv. IV. 2. — Apulejus Metam. l. 11. — Livius l. 2. c. 42. l. 10. c. 46. l. 34. c. 53. — l. 40. c. 40. — l. [illegible] Tacitus Annal. l. 3. c. 73. — Dionys. antiq. roman. l. 4. et 8. — Dio Cass. l. 54. c. 10. — Virgil. l. 3. v. 2. — Val. Maxim. l. 1. c. 8. — Capitolin. in Antonin. Pio. c. 12. — Spartian. in Severo. c. 23. — Augustin. civit Dei. l. 6. c. 1.

III.

Kein Mensch vermag das Glück in seine Gewalt zu bekommen, doch wird sich derjenige desselben am meisten versichern, der unablässig auf den Gang seines Lebens achtet, und genau bemerkt, worin und wann er das meiste Glück hatte; denn Mancher erhascht es, wenn er an seine Fortuna glaubt und im Vertrauen auf sie wagt, wogegen Andere der spröden Göttin nur dann etwas ablauern, wenn sie ihr stets mißtrauen und nichts wagen.

Dieß gilt, so wie dem einzelnen Menschen, auch ganzen Völkern. Die Römer gehören, von ihrem ersten Ursprung an zu den Glaubenden und Wagenden, achteten aber dabei von jeher mit der strengsten Genauigkeit auf das, worin sie immerzu Fortunens vorzügliche Gunst genossen, und verstanden es trefflich, ihr Glück zu benutzen.

Als Hauptursachen welche Roms frühes Gedeihen und dessen schnell aufsprossende Größe bewirkten, erscheinen dem Beobachter: das glückliche Zusammentreffen von vielen günstigen Umständen und Verhältnissen, beim Beginne des sich gründenden Staates; die hohe Verdienstlichkeit ausgezeichneter Könige; der Wetteifer der Consuln; der Wetteifer der Partheien; der starke Charakter der Römer; der allherrschende

Kriegsgeist; der Einfluß der Staatsreligion; die Erhabenheit und Konsequenz der Staatsmaximen. Ich will ersuchen, diese Haupttriebfedern der Römermacht näher zu beleuchten.

Das Zusammentreffen glücklicher Umstände, und Verhältnisse begann, so zu sagen, schon an der Wiege Roms. Der Gründer selbst ist ein Sohn der Fortuna Primogenia. Er, ein genialer Jüngling von hoher Abkunft, flammend von Heldengeist, führte eine Schaar von kühnen Abentheurern, die Alles wagten, weil sie nichts zu verlieren hatten.

Unter den umwohnenden Völkern war nur Etrurien ein eigentlich mächtiger, und zugleich geistig gebildeter Staat, aber gerade dieser, der einzige, welcher die neue Ansiedlung hindern, wohl gar in ihrem ersten Aufkeimen zerstören konnte, dachte im Wohlgefühl seiner schönen Existenz zu friedlich, vielleicht auch zu geringschätzig von dem politischen Wagestück.

Die Völkerschaften, welche das kleine Römergebieth, zunächst umgaben, scheinen von den neuen Ansiedlern eine eben so geringe Meinung gehabt zu haben. Geblendet vom Stolz auf das Alter ihrer consolidirten Existenz, verbanden sie sich nie zu einem gemeinschaftlichen Angriff, sondern traten einzeln zu Roms Befehdung auf und wurden einzeln besiegt und vernichtet, wo sie in Verbindung hätten siegen und vernichten müssen.

Einen bedeutenden Theil seines wunderbar schnellen Gedeihens verdankt Rom der Fortuna darin, daß es eine Reihe von Königen — wenigstens die sieben noch bekannten Unterblichen — erhielt, welche nicht nur große Männer, sondern zugleich mit einer so zweckmäßigen Verschiedenheit [illegible]

Gemüths- und Geistesgaben ausgestattet waren, wie das fortschreitende Bedürfniß des jungen Staates es jedesmal erheischte um stufenweise im Innern befestigt und nach Außen vergrößert zu werden.

So ließ ein günstiges Schicksal den kühnen, unternehmenden, wagenden Jüngling Romulus Rom durch ein Wagestück gründen und durch seinen kriegerischen Geist sich in Mitte feindlicher Umgebung behaupten. Schon drohte Verwilderung und Barbarei, da erschien zu rechter Zeit der sanfte Götterfreund Numa, ein weiser, friedlich gestimmter Herrscher welcher den Charakter der Römer zu mildern wußte. Die weicher gewordenen vor Zahmheit zu bewahren, folgte dem ruheliebenden Frommen ein stolzer Eroberer, der tapfere Tullus Hostilius, der sich dem Gränznachbarn furchtbar machte. Ancus Marcius, zugleich tapfer und mild, vergrößerte und verschönerte die Stadt, indem er auch den vernachlässigten Landbau beförderte. Tarquinius der Erste, ein Etrusker, im Kriege nicht minder thätig als im Frieden, veredelte Roms rauhe Kraft durch die Kunst und Wissenschaft Griechenlands und Etruriens; Servius Tullius verwendete seine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf den innern Organismus, und verbesserte die Gebrechen der Staatsverfassung, insbesondere durch neue Schätzung und Ordnung der Staatsbürger und Staatslasten, wie die Vermehrung und Verwirrung beider es erheischte. Sein Sohn und Nachfolger, Tarquinius der Zweite, mit dem Beinamen der Hochmüthige, erweiterte des Reiches Umfang, indem er zugleich dessen Glanz und Pracht im Innern erhöhte.

Als das Königthum in eine Magistratual-Verwaltung verwandelt wurde, half der rühmliche Wetteifer der Konsuln, deren jeder sich und sein Amtsjahr zu verherrlichen strebte, zu

schneller Beförderung der römischen Macht; und selbst die Reibungen der Patricier und Plebejer — so wollte es die fortuna publica — mußten zum Wohle des Staates dienen, indem sie in demselben theils eine fortwährende Schwungkraft rege hielten, theils manche Verbesserung veranlaßten, und die streitenden Partheien in dem Augenblick, da ein Feind von außen erschien, ihre heftigste Erbitterung aus Abscheu gegen jede fremde Einmischung plötzlich unterdrückten, und sich auf das innigste verbanden.

So viel daher das gute Glück für die Römer gethan hat, und so sehr auch Italiens vortheilhafte Lage (welcher ich bald eine eigene Betrachtung widmen werde,) das Streben eines erobernden Volkes in vielfacher Hinsicht begünstigte: so muß man doch gestehen, daß viele und wichtige Ursachen von Roms Macht und Größe einzig in der weisen Zweckmäßigkeit seiner Verfassung, und in der mit unerschütterlicher Beharrlichkeit fortschreitenden Consequenz seiner Staatsmaximen liegen, wodurch ein eigentlicher politischer Phalanx gebildet wird. Das Gesetz ist die Beherrscherinn der Herren der Welt, ist jene Macht vor welcher die Stolzen in Gehorsam und Ehrfurcht sich beugen.

Deßhalb geschah selbst die zweckmäßigste Abänderung eines bestehenden Gesetzes von jeher nur mit der äußersten Behutsamkeit.

Auffallend ist die weise Sorgfalt, welche Rom, von den ersten Zeiten an, auf die Vermehrung seiner Volksmenge verwendete. Die erbittertsten Feinde wurden zu Freunden gemacht, und dem römischen Stamm gleichsam eingeimpft. Städte wurden zerstört und ihre Einwohner nach Rom versetzt. Als endlich die Menschen-Masse hier zahlreich genug war, nahm Rom die mi-

gegengesetzte Maßregel, sandte Schaaren aus seiner Mitte und gründete Colonien. Bald nachher wendete es das eigene System auf die Bundesgenossen an, welche einen Theil von den Ländereien der besiegten Völker erhielten, dafür aber den Römern fortwährend als Werkzeuge zur Besiegung Anderer dienen mußten.

Der Ueberwundene hilft ihnen überwinden, und Rom ertheilt den Titel: Bundesgenosse — obschon die Selbstständigkeit des Betheilten dadurch vernichtet wird — wie einen Schutzbrief gegen eigene und fremde Verletzung, daher derselbe flehentlich angesucht und theuer erkauft wird, aber jedesmal die Macht der Mächtigen verstärkt. So z. B. hat Rom die einzelnen latinischen Völkerschaften, eine mit Hülfe der andern, und mit sämtlichen endlich Etrurien besiegt. So auch ward Rom in den Stand gesetzt, in den Kriegen mit entfernten Völkern in dreifacher Rüstung dazustehen, indem es nebst dem auf dem Kriegsschauplatze selbst kämpfenden Heere ein zweites in der zunächst gelegenen Provinz und ein drittes in Rom aufzustellen vermag.

Der römische Senat beobachtete, von der Zeit seiner Errichtung bis zu den Perioden der Gewalthaber und der bürgerlichen Kriege, in den Staatsverwaltungs-Grundsätzen eine — ich möchte sagen — fürchterliche Consequenz, von welcher keine andere Nation ein gleiches Beispiel darbiethet.

Die Römer waren — mit sehr wenigen Ausnahmen — in ihren Kriegen fast immer der angreifende Theil, dadurch genoßen sie den Vortheil, stets in Bereitschaft zu seyn, ja selbst Zeit und Schauplatz bestimmen zu können. Schließen sie mit einem Volke vor dessen gänzlicher Besiegung Frieden, so geschieht es gewöhnlich, entweder um die eben vorhandene

Gelegenheit zu Unterjochung eines andern Volkes zu benützen, oder sich neue Kräfte zu sammeln, dann aber die Forderungen so zu steigern, und die Bedingungen so drukend zu machen, daß der Feind lieber neuerdings das Glück der Waffen, so sein äußerstes versuchen, als solche erfüllen will.

Jeder eigentliche Friedensschluß aber enthält meistens einen Bundes- das ist Unterwerfungsvertrag, in Folge dessen der Besiegte den freien Gebrauch desjenigen aufgeben muß, worin seine Stärke besteht, wie z. B. der reiche Staat den eventuellen Krieg, Seemächte ihre Flotten, waffenmächtige Staaten das Recht, Andere ohne Roms Beistimmung zu bekriegen u. d. gl. — Auch darf, wer einmal in Roms Bundesgenossenschaft aufgenommen ist, der Bundesgenosse keiner andern Macht werden, weil Roma aller Welt — um so mehr dann seiner Bundesgenossen Gebietherinn und Schiedsrichterinn ist, und diese nur ihr Sieg siegen, und erobern dürfen. Auf solche Art hätte derjenige Staat, der es nun wagen wollte, gegen die Römer aufzutreten, mit diesen zugleich wenigstens zwei Drittheile der Erde gegen sich.

Eine eigene Kunst übte Rom schon in frühern Zeiten (so beim achaischen Bund) im Trennen und Auflösen auswärtiger Bündnisse, welche gefährlich werden konnten durch Uebermacht. Dazu bediente es sich — gegen republikanische Staaten der Partheiungen, die, in denselben schon vorhanden, gegen einander aufgereizt, oder, noch nicht existirend, nach Umständen gebildet wurden, und zerstörend wirken mußten. Nicht minder fürchterlich im Trennen zeigte sich Rom oft auch mächtigen Fürsten, indem es sich der Spaltungen durch innere Unruhen oder durch erregte Uneinigkeit in den herrschenden Familien selbst bediente.

Was Rom nicht durch Waffengewalt errang, wußte es sich wohl auch durch einen scheinbaren Rechtstitel zuzueignen, wie Vormundschaft, Erbtheil, Freundschafts- und Schutzvertrag, schiedsrichterliches Urtheil, ja selbst durch willkührliche Auslegung einer gegebenen Zusage: So ward die, der tröstlichen Verheißung ungeachtet, vollzogene Zerstörung der Stadt Karthago durch die Zweideutigkeit eines Ausdrucks gerechtfertiget, indem Rom erklärte: es habe bei dem Versprechen, Karthago noch ferner bestehen zu lassen, nur die Erhaltung der Bürgerschaft (civitatis), nicht jene der Stadt (Urbis) zugesagt. —

Roma hat den Tempel ihrer Weltherrschaft auf den Grund einer militärischen Verfassung gebaut, war von seiner Entstehung an im Kriegszustande, und wurde Jahrhunderte hindurch von demselben Geiste nach demselben Ziele getrieben. Dieser Bestimmung führt schon die Erziehung den römischen Knaben und Jüngling durch Abhärtung und früh eingeflößten Nationalstolz, durch vaterländige Gesetzkunde, und energischen Beredsamkeit beim Vortrage der Staatsangelegenheiten entgegen. Die edelsten Geschlechter gehen hierin der Menge mit dem glänzendsten Beispielen voran. Kriegsdienste sind die erste Stufe der Auszeichnung, sie erheben zu den Staatsämtern, selbst zur höchsten Würde des Pontifex maximus; denn so wie in Rom alles vereinigt auf den höchsten Staatszweck hinwirken muß, so wird auch der Götterdienst als Beförderungsmittel bürgerlicher, und kriegerischer Größe betrachtet. Jeder Krieg wird mit Augurien und Opfern begonnen, und jeder ausgezeichnete Römer durchwandelt den Kreis aller bürgerlichen, militärischen und priesterlichen Staatswürden nach einander. Hat er als Consul in der Friedenstoga den Senat geleitet, als Proconsul die ihm zukommende Provinz verwaltet, als Heerführer an der Spitze seiner Legionen gekämpft, und mit dem siegreichen Heere den Triumphzug durch die Straßen der

Hauptstadt gefeiert, so leitet er endlich als Pontifex maximus den Gotterdienst und die Staatsreligion.

Da Rom ein erobernder Staat ist, muß die Kriegskunst hier das Höchste seyn. So wie die Römer sich mit den Schätzen der Völker bereichern, eben so nehmen sie auch von jedem Volke dessen vorzügliche Einrichtungen im Kriegswesen an, um ihr eigenes zu vervollkommnen.

Die Bewaffnung ist dadurch trefflich geworden; in den Schlachtordnungen sind sie Meister, ihre Lager gleichen an Festigkeit und Schönheit den Städten; allerdings große Vorzüge, welche ihnen wichtige Vortheile gewähren! Aber noch mehr als diese wirkt der Heldengeist und die ausharrende Kraft der Heerführer und Krieger, die Größe des heroischen Nationalsinnes, ja ich mochte sagen: die Seelenstärke des Staates, diese offenbaren sich insbesondere herrlich in der bewunderungswurdigen Einrichtung der Legion, welche als ein durch den belebenden Geistes gemeinsame Kraft und durch Ausrüstung aller Art verbundenes organisches Ganze erscheint. Und furwahr! Jede romische Legion ist ein vollständiges kleines Heer für sich und im Kleinen zugleich ein Bild des Staates, manche Legion strahlt im Glanz der Unüberwindlichkeit. Nur durch so eingerichtete Legionen konnte Roma die erste der erobernden Mächte aller Völker und Zeiten werden, und man kann sagen, sie habe so viele Legionen so viele Heere. Aus solcher Beschaffenheit entwickelten und konsolidirte sich jene große Staats- und Kriegsmaxime, welche Rom allen Nationen furchtbar macht, die Maxime: Vom einmal begonnenen Kampfe nicht abzulassen, bis der Feind zermalmt ist, dagegen aber im Unglück nie, sondern immer nur nach erkämpftem Siege Frieden zu schließen, auch in der schrecklichsten Lage sich selbst nicht aufzugeben und, Alles für Alles wagend, durch Standhaftigkeit

und nie verzagenden Muth mit unerschütterlich festem Willen sich eben so zu erzwingen, wie die ersten Römer die von allen Nachbarvölkern verweigerten Gattinnen sich gewaltsam erraften.

Mancher kriegerische Staat kann nur einer wohlgeordneten Kriegsmaschine verglichen werden. Dieß gilt selbst von unserm vielgepriesenen alten Lacedämon, dessen einseitige Zwangsverfassung in Manchem an das Naturwidrige stieß und mit der Selbstständigkeit der Bürger auch ihr Lebensglück zerstörte. Rom dagegen als Kriegs- und Staatsmacht, ist ein organischer Körper, dessen Theile als selbstständige Wesen zu einem Ganzen verbunden sind, welches durch seine innere Kraft wächst, und, von einem Geiste belebt, all sein Streben nach einem Ziele richtet.

Es ist eine Folge dieses politischen Organismus, daß die Stärke Roms, als eines Eroberungsstaates, nach dem Naturgesetz von Anfang her eben so zunehmen mußte, als die Reife der menschlichen Lebensalter sich mit der steigenden Körperkraft entwickelt.

Diesem Organismus zufolge war Rom auch von jeher darauf bedacht, sich die besiegten Völker so einzuverleiben und zu assimiliren, wie ein organischer Körper die zu sich genommene Nahrung in Blut und Saft verwandelt.

Auf solche Weise bedient sich Rom schon seit Jahrhunderten eines Hauptmittels, um die eroberten Länder als Provinzen des Reichs nicht etwa sich anzusetzen, wie Steine und Berge von außenher sich vergrößern, — sondern um dieselben sich anzueignen, sie mit sich zu verschmelzen, und sie für sein, und ihr eigenes Interesse zugleich zu gewinnen: es läßt nemlich den

Ueberwundenen ihre Götter und Gewohnheiten, und gestattet ihnen sogar nach eigenen Statuten zu leben, jedoch unter der Bedingung, daß sie dabei die römischen Staats-Grundgesetze genau beobachten.

So waltet denn bei aller Verschiedenheit der Formen, die Einheit des herrschenden Geistes. Jede Verletzung der römischen Staats-Grundgesetze zieht den Verlust aller Vorrechte nach sich, wogegen Rom die Treue und Ergebenheit der Provinzen durch stufenweise steigende Belohnung ermuntert, indem es denselben zuerst das italienische Bürgerrecht (jus italicum) dann das latinische (jus Latii) verleiht, endlich als höchste Gunst das römische (jus Quiritium), welches auch jus civitatis optimum maximum genannt wird, weil es alle Rechte und Vorzüge in sich faßt, welche in der Regel nur den in Rom gebornen, und wohnhaften Bürgern — den eigentlichen Quiriten — zukommen.

So werden die Einwohner der Provinzen allmählig zu Römer, dagegen traf sichs wohl auch schon, das Rom eroberte Länder verschenkte, und sich dabei nur Eines vorbehielt: frei zu schalten sowohl mit dem Geschenk als mit dem Beschenkten selbst, der durch die Gabe in die Bundesgenossenschaft trat.

Eine wichtige Ursache der Nationalgröße, oder ihres Gegentheils ist der Volkscharakter. Die Römer erscheinen durch ihren Heldengeist ruhmstrahlend, durch ihre Eroberungssucht, und Unterjochungsgier oft hart, aber groß in Einem: in der Einfachheit der Sitten und in der freiwilligen Armuth der frühern Jahrhunderte, einem nicht geringen Motiv ihres reißend schnellen, siegreichen Fortschreitens, während der größere Theil gleichzeitiger Völker durch das Gegentheil der Besiegung entgegen welkte. Die bewunderungswürdige Frugalität jener alten

Römer, und ihre freudige Armuth, obschon anfangs das Werk der Nothwendigkeit, erhob sich allmählig durch freiwillige Beharrlichkeit zur Größe einer politischen Tugend. Diese, in Verbindung mit der allen Römern eigenen Ehrfurcht gegen die bestehenden Gesetze in jenen heroischen Jahrhunderten, begründeten ihre Selbstständigkeit und gewann ihnen, der Zeitgenossen Achtung erzwingend in der öffentlichen Meinung des Auslandes manchen Sieg, wo der Staatsmacht innere Quellen zu dessen Erringung nicht zugereicht hätten.

Dem alten Römer, ernst und gleichstolz auf die Festlichkeit des öffentlichen wie auf die Dürftigkeit des häuslichen Lebens, erschien der Pflug nicht minder groß und edel als das Schwert. Beide — von Heldenarmen geführet und von Lorbern bekränzt — waren zugleich Werkzeug und Zierde jener kraftvollen und rastlosen Generation.

So blieben die Romer bis zu Karthago's Sturz, im Jahre 606 nach Roms Erbauung, da selbst Gesetze gegen jeden höhern Aufwand einen Damm aufführten, und die glückliche große Armuth festzuhalten suchten. Und dennoch würden auch die sittlichen Tugenden und Vorzuge der Römer ohne die Begünstigung des Glückes sehr oft das erreicht haben, was sie wirklich erreichten.

Als endlich mit den Schätzen asiatischer Provinzen die — jenen Tugenden entgegen gesetzten Laster: unmäßige Herschgier und politischer Egoismus, mißhandelnde Verachtung fremder Völkerrechte, Habsucht, Härte und Fühllosigkeit, Schwelgerei, und Verschwendung, — in Rom eindrangen, war der Grund zur politischen Große schon zu fest gelegt, um durch die Erschütterung des Sittenverderbnisses wieder einstürzen zu konnen. Selbst die entarteten Heere des Marius und Sylla blieben noch

immer siegreich. Rom wirkte von jener Zeit an durch den Schrecken seines Namens noch mehr als durch seine Legionen, und alle Welt war schon so daran gewöhnt, in den Römern die Herren der Erde zu sehen, und ihrer Macht zu fröhnen; daß viele der verweichlichten, oder entmutheten Völker sich freiwillig plünderten, und erschöpften, um durch Geschenke Roms Gunst sich zu erschmeicheln.

So ward denn Rom zu einem Weltmeere, in welches sich so viele Völker wie Ströme ergossen und verloren. Deutlicher als irgend ein Römer sprach der große Julius Cäsar Roms große Maximen in einer Rede aus, die er im Kriege gegen die Helvetier an die Unterbefehlshaber seiner Legion hielt. Ich führe aus jener langen Rede nur einige Stellen an, welche um so merkwürdiger erscheinen, weil der beredte Mund des größten Feldherrn und Staatsmannes darin gleichsam die allgemeine Stimme des Römer-Volkes ertönen läßt, und der Nation selbsteigene Ansicht von Roms Größe und Vergrößerungssucht enthält. So spricht der Unsterbliche in einem Theil der Rede. *) „Wenn auch der einzelne Mann, weil er am wenigsten unternehmend ist, eben deßhalb auch am wenigsten zu fürchten zu haben scheint, so würde doch ein Staat zumal der mächtige, ohne Unternehmungsgeist sehr bald zu Grunde gehen. Dies ist nicht etwa eine Einrichtung, von Menschen gemacht, sondern Gesetz der Natur, das immer galt, und gilt und gelten wird, so lange das Menschengeschlecht dauert. Und wenn dem so ist, so darf sich keiner von euch einfallen lassen, mehr auf seine gegenwärtige Wohlfahrt und Sicherheit, als des gesammten römischen Volkes Ehre und Vortheil sehen zu wollen."

*) Dio Cass. l. 38. c. 36. et sequ.
(Uebersetzt von Wagner.)

Bald nachher: „Keiner, er sey, wer er wolle, kann für seine Person so glücklich seyn, daß nicht der Ruin des Staates auch der seinige werde, keiner so unglücklich, der nicht im Glück des Ganzen für sich Erleichterung finde.“ — In der Folge:

Liebe Feldherren und Freunde! Stellet den Soldaten vor, daß unsere Vorfahren, nicht zu Hause brütend, nicht durch Verdrossenheit zu Feldzügen, nicht durch Furcht vor Krieg, nicht aus Wunsch guter Tage unsere Stadt zu der machten, die sie ist. Nein, immer mit dem Geiste zu den schicklichsten und kühnsten Unternehmungen thätig, immer mit dem Körper jeden Entschluß auszuführen geschäftig, setzten sie eigene Besitzungen, als wäre es fremdes Gut, auf's Spiel und strebten nach der Nachbarn Land, als wär' es ihr Eigenthum, kannten kein Glück als die Erfüllung ihrer Pflicht, kannten selbst im vollen Genusse des Glücks kein Unglück, als feige Trägheit. Dieß waren ihre Staatsmaximen, und durch sie waren sie im Stande, aus einer Handvoll Leute, aus den kleinsten Stadt-Bewohnern die zu werden, welche Latiner bezwangen, Sabiner besiegten, Tyrrhener, Volsker, Opiker, Lukaner, Samniter überwältigten; Alles, was diesseits der Alpen liegt, in kurzer Zeit eroberten, und alle fremde, sie angreifende Völker zurücktrieben. Ihnen eiferten die nachher lebenden Römer, unsere Väter nach, und begnügten sich nicht mit dem, was sie besaßen. Immer noch fanden sie den Nachlaß ihrer Vorfahren zu geringe, und setzten ihr augenscheinliches Verderben in guten Tagen, ihr ganzes Glück in schwerer Arbeit. Eben sowohl aus Besorgniß, ihre Macht, wenn sie dieselbe blos zu erhalten suchten, durch sich selbst geschwächt, und entkräftet zu sehen, als aus Scham, so viel erhalten, und nichts dazu erworben zu haben, erweiterten sie ihre Gränzen mit weit mehreren, und größeren Provinzen. Brauch' ich wohl Sardinien, Sicilien, Macedonien, Illyrikum, Griechenland,

das an Jonien gränzende Aſien, Bithynien, Spanien, Afrika, einzeln aufzuzählen? Wie vieles Geld gaben nicht die Karthager, um römiſche Schiffe nicht in ihren Gegenden zu ſehen? Wie viel Philipp und Perſeus, um einem Kriege mit den Römern auszuweichen? Wie viel Antiochus, und ſeine Söhne und Enkel, um die Römer in Europens Gränzen zu erhalten? Umſonſt! Ruhm und ausgebreitete Herrſchaft, war nicht nur unſern Vätern mehr als unrühmliche Trägheit, und ruhiger Genuß des Reichthums, ſondern auch den noch jetzt unter uns lebenden Alten. Ueberzeugt, daß Gütererwerb und Gütererhaltung durch einerlei Künſte bewirkt werden, ſicherten ſie ſich viele vorher gehabte Länder, machten mehr als eine neue Forderung. Brauch' ich von dieſen Kreta, Pontus, Cypern, Iberien, Aſien, das aſiatiſche Albanien, beyde Syrien, beide Armenien, Arabien, Paläſtina zu nennen? Konnten wir vorher nicht einmal dieſer Länder Namen richtig ausſprechen, ſo beherrſchen wir ſie entweder ſelbſt oder haben ſie an Andere verſchenkt, und durch ſie ſind unſere Staatseinkünfte, unſere Macht, unſer Ruhm und unſere Bundesgenoſſen vermehrt.« Und noch deutlicher ſpricht der Einzelne als Organ des Ganzen:

„Wir müſſen ganz andere Maßregeln nehmen als die, welche ſo viel nicht beſitzen. Dieſe können bloß durch Ruhm glücklich ſeyn, und leben ſicher unter dem Schutz ihrer Beherrſcher. Wir aber müſſen nothwendig arbeiten, und Kriege führen, und ſelbſt mit Gefahr uns bei unſerm gegenwärtigen Glück zu behaupten ſuchen.“

»Und dieſes Glück wollen Andere uns heimlich entreißen. Jeder Vorzug vor Andern iſt der Nacheiferung und dem Neide ausgeſetzt; und daher kommt der ewige Krieg der wenigen Glücklichen gegen Alle, von denen ſie ſich übertroffen ſehen.«

»Entweder durften wir also gleich Anfangs nicht nach einer Universalmonarchie streben, oder, da wir nun einmal so mächtig, so vieler Länder Besitzer sind, da es einmal unsere Bestimmung ist, entweder mit Nachdruck über Andere zu herrschen, oder selbst völlig zu Grunde zu gehen (so wie einzelne Personen, wenn sie einmal zu Macht und großen Ansehen sich empor gearbeitet haben, unmöglich zu einem Privatleben zurückkehren können) so lasset uns doch lieber der Leitung der Glücksgöttinn folgen, als die Undankbarkeit begehen, sie, die mit so freiwilliger Zuneigung unsere Väter begünstigte, eben dieselbe gegen uns fortsetzte, mit Gewalt von uns zu stoßen.«

»Und sollten, wir, ihre Gunst uns zu erhalten, etwa die Waffen aus der Hand legen, unsere Schlachtordnungen verlassen, müßig unsere Zeit zu Hause verträumen, müßig bei den Bundesgenossen umherziehen? Nein, keinen Augenblick dürfen wir die Waffen von uns legen; (denn nur dadurch können wir uns den Frieden sichern;) immer müssen wir durch wirkliche Gefahren uns in Ubung der Künste des Krieges zu erhalten suchen, (das einzige Mittel, nicht stets Kriege führen zu dürfen,) in jedem Fall unsern Bundesgenossen ohne Rückhalt helfen (denn so werden wir uns derselben immer mehrere verschaffen,) und denen, die jede Gelegenheit zu einem Krieg ergreifen, nicht einen Fuß breit weichen; denn so wird Allen die Lust vergehen, uns zu beleidigen.« —

»Wäre selbst ein Gott uns Bürge, daß wir auch bei Unthätigkeit keine Feinde zu fürchten, und einen ungestörten Besitz aller unsrer Länder zu hoffen hätten: so würde die Behauptung, daß wir unsere Tage in Trägheit zubringen müßten, zwar noch immer entehrend genug seyn, indeß konnten doch die Trägen unter uns einen wenigstens scheinbaren Vorwand daher nehmen. Wenn es aber einmal sichere Erfahrung ist; daß jeden, auch

kleinen Besitz mehrere Neider uns zu entreissen wünschen: so müssen wir ihren gefährlichen Absichten zuvorzukommen trachten. Ruhe beim eigenen Besitz setzt oft in Gefahr auch diesen zu verlieren; vieler Provinzen Beherrscher aber erhalten sich denselben durch Kriege, auch gegen fremde Völker. So lange jemand für sich selbst fürchtet, ist der Nachbar gewiß vor ihm sicher; denn die Besorgniß um das Seinige ist ihm kräftiges Verwahrungsmittel gegen Einmischung in fremde Händel. Vielleicht könnte jemand fragen: Müssen wir denn aber immer nach neuen Eroberungen geizen? — Und ihr entsinnt euch nicht, theils gehört, theils selbst erlebt zu haben, daß keine einzige, selbst der italischen Nationen, eher aufhörte, gegen unser Vaterland feindselig zu handeln, als bis sie in ihren eigenen Ländern von unsern Vorfahren angegriffen wurden? Nicht ruhten die Epiroter, bis wir nach Griechenland selbst übersetzten; nicht Philipp, der selbst nach Italien seine Waffen ausbreiten wollte, bis wir ihm zuvorkamen, und sein eigenes Land verwüsteten; nicht Perseus, nicht Antiochus, nicht Nicetheidat, bis wir auf eben die Art mit ihnen verfuhren. Doch ich übergehe diese Beispiele, um bei dem weit mehr auffallenden der Karthager zu verweilen. Eine Zeitlang hatten wir sie in Africa nicht beunruhigt, und sie kamen mit ihren Flotten nach Italien, und fielen in unser Land, und verwüsteten die Städte, und viel fehlte nicht an Roms Eroberung selbst. Aber, sobald man gegen ihr Land anzog, verließen sie das unsere, so schnell sie konnten. Eben dies kann man auch von den Gallieren und Celten behaupten."

„Auch sie kamen, so lange wir uns diesseits der Alpen hielten, über dieß Gebirg herüber, und verwüsteten mehrere Gegenden Italiens; seitdem wir es aber endlich wagten, auf unsern Gränzen zu fechten, und sie durch Krieg zu ängstigen, ihnen sogar einen Theil ihres Landes abnahmen, trieben

wissen wir nur noch von einem einzigen in Italien von ihnen geführten Kriege. Dies Alles sind Thatsachen. Und wenn nun dennoch jemand behaupten wollte, wir brauchten keine Kriege mehr zu führen, der würde eben so viel sagen, als wir sollten nicht reich seyn, nicht über Andere herrschen, nicht frei, nicht Romer seyn."

IV.

Eh' ich unternehme, die Umriſſe der römiſchen Geſchichte zu zeichnen, will ich zuerſt das Land, auf deſſen lorbeerreichen Boden Roma als die Wiege der gewaltigſten Erdenmacht ſteht, will ich die ſchöne Italia überſchauen, die meerumfloſſene, von hohen Gebirgswallen durchzogene Halbinſel, die ſo lange ein Tummelplatz der verſchiedenſten von einander unabhängigen Völker war bis Roms zahlloſe Siege dieſelben zu einem großen Ganzen in einer neuen Form und zu geographiſch-politiſcher Einheit verſchmolzen.

Wir finden dieſes Land von früheſter Zeit an mit mehreren Namen bezeichnet, als Saturnia, Oenotria, Japygia, Auſonia, und Heſperia. Einſt war es dem Gott Saturnus geheiligt, und wurde nach ihm von den Einwohnern, welche ſich als ſeine Schützlinge betrachteten, Saturnia genannt. Dieſen Namen führt es auch in den ſibylliniſchen Büchern und in alten Orakelſprüchen.

Daher die vielen Tempel des Saturnus; daher auch, daß viele Städte und Tempel in Italien ſaturniſche genannt wurden, und zum Theil noch jetzt dieſen Beinamen führen.

So heißt der Hügel, auf welchem nun das Capitol steht, noch jetzt auch Mons Saturnius. *)

Die Ursache, warum Italien schon in der frühsten Zeit, diesem Gotte geheiligt wurde, scheint insbesondere darin zu liegen, daß derselbe, man nenne ihn nun mit den Griechen Κρονος oder mit den Romern Saturnus, die Natur selbst bedeutet, und für den Geber und Vollender menschlicher Glückseligkeit gilt, folglich als der natürliche Schutzgott des mit so manchfaltigen Reitzen und mit allem Überflusse der Lebensgüter gesegneten Landes erschien. Auf solche Art mochte die alte Sage, daß Saturnus selbst einst in Italien geherrscht habe, mit Wahrscheinlichkeit zu deuten seyn.

Hesperia, das ist: Abendland, wurde Italien, eben so wie Hispania, von den Griechen genannt, wegen seiner Lage gegen Griechenland. Die Namen Onotria und Ausonia erhielt es von den ältesten Bewohnern: den Onotriern und Ausoniern obschon beide nur einen Theil von Unteritalien inne hatten. Eben so verhält sich's mit dem Namen Jappygia und den Jappygern.

Den Namen Italia soll die Halbinsel — gleichfalls schon in früher Zeit — von dem König Italus erhalten haben, welcher bei den als Nomaden lebenden Onotriern den Ackerbau einführte. Andere wollen den Namen Italia etymologisch ableiten von dem Worte ιταλος (Stier), wegen der vorzüglichen Rindviehzucht.

---

*) Dionys. Hal. initio l. 1. antiqu. rom. Justini historiae philip. l. 43. c. 1.

Einſt ſoll Italien auch den Namen Argeſſa geführt haben. *)

Italia **) erſtrekt ſich von der mitternächtlichen Hinneigung gegen Morgen — nach dem Mittag: Ihre Geſtalt, mehr lang als breit, wird am treffendſten mit einem Eichenblatt verglichen. Gegen Süden endet ſie in zwey ſpitzigen Krummungen, welche, den tarrentiniſchen Meerbuſen umfaſſend, einen mondförmigen Amazonenſchild bilden.

Dem Innern der Halbinſel hat die Natur ſehr feſtbeſtimmte Gränzen gegeben. Es iſt vielleicht mehr als irgend ein Land der Erde von Gebirgen, Flüſſen und Seen durchſchnitten. Dies verurſacht eine Menge von natürlichen Gränzen, welche zwar in frühern Zeiten jener alten Völkermenge den Nachtheil der Iſolirung und der Zwiſtigkeiten brachten, zugleich aber die vielen kleinen Stadtbezirke, die von allen Seiten an einander ſtießen, und ſich allenthalben umgaben, zu wechſelſeitiger Nacheiferung vortheilhaft anregten. — Oben im nördlichen Theile hangt Italien mit dem großen Continent zuſammen, und wird daſelbſt durch die mondförmigen Alpen — eine lange, vielzweigige, und vielgeſtaltige Bergkette — vom transalpiniſchen Gallien und von Rhätien getrennt. Mitten durch das italiſche Land dehnt der Apennin, als Hauptgebirge, ſeinen hohen Rüken und ſcheidet es in drey Theile, indem er durch ſeinen Lauf von Weſten nach Oſten das obere, und das mittere Italien bildet, dann, von Oſten nach Weſten zurückkehrend das untere.

---

*) Dio Cass. Fragment. cura Valesii.

**) Anmerkung 1.

Außer jener nördlichen Angränzung kommt Italien in keine Berührung mit dem Continent, sondern iſt ringsumher von Meeren umfloſſen: nordöſtlich vom adriatiſchen Meer (Mare superum) ſüdöſtlich vom joniſchen, ganz ſüdlich vom ſiciliſchen, ſüdweſtlich vom tyrrheniſchen oder tusciſchen (Mare inferum,) und weſtnördlich vom ligurischen.

Über alle dieſe Fluthenſpiegel ſchaut Italien ringsumher auf Dalmatien und Griechenland, auf die Inſeln Sicilien, Sardinia und Corſica, ſelbſt auf das ferne Africa.

Im Innern des waſſerreichen Landes ruhen herrliche Seen, brüten wohl auch bösartige Sumpfe, wogegen wieder mächtige Flüſſe lebendig dahinſtrömen. Unter dieſen behaupten den erſten Rang: der Eridanus, und die Atheſis; beide ergießen ſich vom nördlichen Italien in das adriatiſche Meer.

Etruria hat den Arnus. Der röthlichgelbe Tiberis (früher Albula geheißen) ſtrömt, durch die Aufnahme vieler Flüſſe vergrößert, von Etruria nach Latium, zieht wie im Triumphe durch die ſiegreiche Roma ſelbſt, bildet hier in Mitte ſeines Laufes eine Inſel, gleichſam ſein eigenes Denkmal, fällt in das tyrrheniſche Meer, und rühmt ſich eines beſondern Schutzgottes, des Tiberinus. Der langſam dahingleitende Liris bildet die Gränzſcheide zwiſchen Latium und Campania, dieſe aber wird vom Volturnus durchſtrömt und durch den Silarus vom picenischen Gebiethe geſchieden. Picenum ſelbſt hat den Aternus, Apulia den wildbrauſenden Aufidus, Umbria den Metaurus.*)

*) Die jetzigen Namen dieſer Flüſſe ſind: Po, Etſch, Arno, Garigliano, Volturno, Sele, Pescara, Ofanto, Metauro.

Fruchtbarkeit und Schönheit begünstigen Italien wetteifernd. Das Apenninen-Gebirge durchschneidet das Land der Länge nach von Norden gegen Süden auf eine solche Weise, daß zu beiden Seiten Raum für Flachfelder und fruchtbare Hügel bleibt. Dadurch erfreut sich Italien zugleich sanfter Abstufungen verwandter Himmelsstriche, eines anmuthigen Wechsels von Wärmegraden, einer großen Verschiedenheit von Thierarten und Gewächsen, und einer Mannichfaltigkeit von Höhen und Ebenen, über welche das Füllhorn des Überflusses ausgegossen ist.

Auf meine Frage, warum denn die römischen Schriftsteller so wenige und so ungenügende Beschreibungen von Italien geliefert haben, gab mir ein Römer zur Antwort: Italien sey aller Welt in jeder Beziehung so bekannt, daß jede Beschreibung davon eine überflüssige Sache wäre.*)

Spricht der römische Nationalstolz darüber wenig, so findet man dagegen unter den Fremden desto feurigere Lobredner über Italiens Schönheit und Fruchtbarkeit. Vorzüglich gilt dieß von den Griechen, deren manche von ihrem Entzücken sich zu Übertreibungen hinreißen ließen. Und dennoch sagen die Römer, die Griechen im Urtheil jener Griechen sey nichts als billiges Anerkennen, und, fügen sie hinzu — die so sprachen und schrieben, waren Griechen, das heißt, Menschen, welche in ihrem eigenen Lobe so gewaltig ausschweifen, daß sie sogar dem südlichen Theil von Italien den Namen Groß-Griechenland gaben, weil Griechen sich daselbst angesiedelt hatten.**)

---

*) P. Mela. l. 2. c. 4.

**) Plin. hist. nat. l. 3. c. 5.

Man würde vergebens die stolzschweigenden Schriftsteller der Römer durchsuchen, um eine so begeisterte Lobrede auf Italien zu finden, wie die folgende des Dionysos von Halikarnaß *), von dessen Beschreibung ich hier einen Auszug mittheile.

Will man darauf sehen, welches Land das geeignetste war, um schon den erstgeschaffenen Menschen Alles darzubiethen, was zur Freude und Anmuth des Lebens dient, so wird man wohl keines finden, dem der Vorzug vor Italia gebührte, welches das vortrefflichste nicht nur in Europa, sondern auch des ganzen Erdbodens ist.

Unter allen Ländern ist Italia dasjenige, welches sich selbst am meisten genügt, und der Einfuhrung fremder Güter am wenigsten bedarf. Mannichfaltigkeit und Überfluß an allen Arten von Gütern ist demselben mehr als irgend einem Land eigen.

Welchem Kornlande weichen die campanischen Felder, die nicht von Flüssen, sondern durch Thau und Regen bewässert werden, und dreimal im Jahre reiche Ernten geben? Welches Land ist fruchtbarer an Oliven, als die messapischen, daunischen und sabinischen Felder? Welches trägt bessern Wein als Etruria, das albanische und falernische Gebieth?

Viele Wiesen, und den Göttern gewidmete Plätze, welche ungebaut liegen, und so wohl gewässert sind, daß sie auch im heißesten Sommer nie dürre werden, ja selbst manche sumpfige Gegenden, bringen einen solchen Überfluß von Gras, daß eine

*) Antiqu. rom. l. 1.

unzählige Menge des schönsten Viehes, insbesondere Schaafe und Ziegen, Pferde und Ochsen, auf den fettesten Weiden ernähret werden kann. Bewunderungswürdig sind die herrlichen Wälder, womit die bergigen und steinigen, folglich zum Ackerbau nicht tauglichen Gegenden bewachsen sind; sie liefern das trefflichste Holz, vorzüglich zum Schiffbau. Die Menge der Flüsse, welche das Land durchströmen, erleichtert die Verführung aller dieser Naturerzeugnisse und begünstigt den Handel im Innern.

Die Fülle des Guten zu vollenden hegen andere Gegenden warme Heilquellen und Metalle aller Art. Und diesen fruchtbaren Boden überwölbt der freundlichste Himmel, durchweht von einer in allen Jahrszeiten gemäßigten Luft, gleich ferne von versengender Hitze und erstarrendem Frost. —

So der Grieche Dionisios. Dem feurigen Lobredner Italiens kann Rom nur einen einheimischen Dichter an die Seite setzen; es ist der Oberpriester der italischen Epiker, welcher mit hohem Enthusiasmus Italiens Lob verkündet:*)

Aber nicht der Meder gebietreich wallendes Kornland,
Ganges der herrliche nicht, noch der goldgeerndete Hermus
Buhlen Preis um Italia's Ruhm, — —
— Schwerbehangende Reben' und mostischer Trank des Landes,
Füllen das Land; es umblüh'n Ölbaum' und fruchtliche Rinder.
Hier erhebt sich das streitbare Roß hochwiehernd in's Schlachtfeld.
Heerden von hier, schneeweiß, und der Rasse, o Clitumnus, der Vorzug
Großhaupt, oft in deinem geheiligten Strome gebadet,
Führeten Roms Triumphe hinauf zu der himmlischen Tempeln.
Hier ist ewiger Lenz, und in fremden Monden der Sommer;

*) Virg. Georg. l. 2. v. 136. etc. (Uebersetzt von Voß.)

Zweimal tragendes Vieh, zweimal auch ergiebig der Obstbaum.
Aber zerreissende Tiger sind fern, und grausamer Löwen
Zeugungen; kein Akoniten betrog unglückliche Sammler;
Nicht unermeßliche Kreise bewegt durch den Staub, noch versammelt
Sich so mächtiges Zuges die schuppige Schlang' in Geringel.
Nimm dann prangender Städte so viel, und Werke der Arbeit,
Vestungen kühn mit der Hand auf Felsabhängen gegründet,
Und hinwallende Ströme durch alterthümliche Mauern.
Was gedenk' ich des oberen Meers, und das unten beranspühlt?
Was so gewaltiger Seen? Dein, großer Larius! dein auch,
Der Du mit Wogen des Meers und Gebraus' aufsteigst, o Benacus!
Was gedenk' ich der Port', und des eingezwängten Lucrinus,
Und wie der Damm unbändig die zürnende Brandung umdonnert,
Dort wo die julische Fluth von des Meeres einstürzenden Wassern
Hallt, und tyrrhenische Wogen den Sund des Avernus erfüllen?
Silberne Bäch' auch zeugte das Land und des Erzes Metalle
Hier in der Schachte Gräber, und floß mit goldenem Reichthum.
Dieses erzog zu Helden der Marser Geschlecht und Sabeller,
Ligurer, trotzend der Noth, und Dardenschwingende Volcker;
Dreier dieß, und der Marier Stamm, und große Camille,
Streitbare Scipiaden, und dich, erhabener Cäsar! — —
Heil dir, Mutter der Früchte, saturnisches Land, und der Mann
Pflegerinn! —

Italia scheint durch seine Lage zum Herrschen bestimmt, denn es liegt eben so in der Mitte zwischen Völkern und Erdtheilen, als Roma wieder beinahe im Mittelpunkte Italiens — gleichsam dessen Herz bildend — liegt, und der Halbinsel eben so gebiethet, wie diese der Welt.

Die auf drei Seiten von Meeren umwogte Italia ist zu Ausflügen — sowohl für den Handel als zu Eroberungen — vorzugsweise geeignet, dagegen die Beschaffenheit der Küste und und die wenigen Häfen das Landen feindlicher Flotten erschweren und die hohen Gebirge der Halbinsel als Schutzwehre dienen.

Italien war in seinem Urzustande von einer Menge getrennter, und selbstständiger Volkerschaften bewohnt, welche, gleich verschieden an Sitten und Verfassungen, größtentheils ohne gemeinsamen Verkehr lebten. Jede der vielen Städte mit dem dazu gehörigen Gebiete bildete ein für sich bestehendes Reich.

In größeren Massen erscheint das Land erst von der Zeit an, als in dem nordwestlichen Theile die Gallier, und in dem südöstlichen die Griechen sich festsetzten. Dadurch zerfiel es in jene drei Hauptheile, in welche die Natur selbst es gestaltet zu haben scheint: das cisalpinische Gallien (Ober-Italien); das eigentliche oder Mittel Italien und Großgriechenland.

Überstiegen wir Italien — in dieser vom zweiten punischen Kriege an, bis zur Alleinherrschaft des Augustus Octavianus demselben eigenen Gestalt — mit einem Blicke, so zeigt sich uns am großen Continent die nordwestliche Gallia cisalpina und Liguria; von den Alpen bis zu den Flüssen Rubico und Macra. Durch jenes Gebirge wird sie von der Gallia transalpina*) geschieden. Weiter herabgleitend, sehen wir Mittel-Italien (Italia propria), zwischen dem adriatischen und dem tuscischen Meere ruhend. Hier finden wir sechs Hauptlandschaften, drei an der Abendseite, also an der Küste des tuscischen Meeres: Die frühgebildete Etruria (Tuscia, Toscana), das gewaltige Latium mit der herrschenden Roma, welches dem uralten Volk der Latiner auch die Aquer, Volsker, Herniker und Aufoner einverleibte; zuletzt die reizende Campania.

An der Morgenseite (die Küste des adriatischen Meeres)

*) Dem jetzigen Frankreich.

zunächst an Ober-Italien die städterreiche Umbria, das volkreiche Handelsgebieth Picenum, und das gebirgige Land der tapfern Samniter; nebst diesen die kleinern Völker der Sabiner, Vestiner, Marrucciner, Peligner, Marser, Frentaner, und Hirpiner.

Blicken wir nun auf Unter-Italiens südliche Doppelspitze, wegen ihrer vielen griechischen Pflanzstädte Großgriechenland geheißen, so erscheinen uns als Hauptlandschaften: nordöstlich Apulia mit seinem kräftigen Landvolk; südöstlich Calabria mit ihren drei Abtheilungen: Daunia, Peucetia und Messapia; westsüdlich Lucania zwischen der tuskischen Seeküste und dem tarrentinischen Meerbusen. Die südlichste Spitze zwischen dem tuskischen, und dem sicilischen Meere, nimmt das Land der Bruttier ein, an der Meerenge von Sicilien mit dem Vorgebirge Lenkopetra endend.

Unter den Inseln, welche man zu Italien zählt, behaupten Sicilien, Sardinien, und Corsica den ersten Rang. Ihr großer Umfang verschaffte ihnen in der Folge die Ehre, für römische Provinzen erklärt zu werden.

Weniger bedeutend blieben die übrigen zu Italien gerechneten Inseln: Ilva*) in der Nähe von Etrurien, im tyrrhenischen Meere, Campanien gegenüber: Capreä und die Pithekusen; nordlich von Sicilien die äolischen Inseln, welche auch die liparischen, vulcanischen, hephästischen heißen werden; nordwestlich von Sicilien die Ägaden; auf dem adriatischen Meer, im Horizont von Apulien, die Diome-

*) Die jetzige Elba.

dischen Inseln; zwischen Sicilien und Afrika die Insel Melita. *)

So erscheint Italien, wenn man bei seiner innern und äußern Gestaltung vorzüglich auf dessen natürliche Gränzen und auf die Verschiedenheit der bewohnenden Volksstämme sieht. Augustus Octavianus aber gab dem Lande, ohne geographische Rücksicht, eine politische Eintheilung in eilf Regionen.

Hiernach begriff

Die erste Region: das alte und das neue Latium, nebst Campania.

Die zweite: Calabria, Apulia. Das Gebieth der Hirpiner und der Salentiner.

Die dritte: Lucania, und das Land der Bruttier.

Die vierte: Die Gebiethe der Frentaner, Marruciner, Marser, Vestiner, Samniter, und Sabiner.

Die fünfte: Das Gebieth von Picenum.

Die sechste: Umbria.

Die siebente: Etruria.

Die achte: Den Bezirk von Ariminum, die Ufer des Padus, und die Apenninen, zusammen Gallia cisalpina genannt.

*) Malta.

Die neunte: Liguria.

Die zehnte: Das Gebieth der Veneter und Istria.

Die eilfte: Gallia transpadana. *)

Die Völker der jetzt genannten Theile Italiens blieben nicht stets Bewohner derselben Gegenden, in denen sie sich ehmals festgesetzt hatten. Ein immerwährendes Wogen und Fluthen trieb sie umher, und Italien erhielt durch das rastlose Streben, der einander unaufhörlich drängenden, und verdrängenden eine vielfach wechselnde und oft veränderte Gestalt, welche sich, der Zeitfolge nach, insbesondere in vier Hauptperioden ausspricht: Italiens Bewohnung in der Zeit vor Roms Gründung; in der Periode nach Gewinnung der Stadt; zur Zeit des zweiten samnitischen Krieges, und vom zweiten punischen Kriege an, bis zu Ende des letzten Triumvirats.

In der dunklen Zeit vor Roms Gründung läßt sich mit der meisten Wahrscheinlichkeit die folgende Bewohnung annehmen, zu welcher ich, der bessern Anschaulichkeit wegen, die natürliche Eintheilung in Ober-, Mittel- und Unter-Italien beibehalte.

---

*) Die Hauptquellen dienen hier:
Dionys. Hal. antiqu. rom. l. 1. — Pausanias in Arcadicis. — Strabo. l. 5. et 6. — Pomp. Mela. l. 2. — Solinus Polyhist. c. 8. — Aristot. Polit. l. 7. c. 10. — Timaeus et Varro apud Gellium. l. 11. c. 1. — Justinus. l. 43. — Plin. hist. nat. l. 3. — Dio Cass. Fragm. — Aelian. var. hist. l. 9. c. 16.

Hiernach wohnten damals:

In Oberitalien, westlich: Ligurer, Rhäter (Rasenen oder Resenen) die nördlichen Etrusker, nordöstlich die Veneter.

In Mittel-Italien, an der Westküste: die südlichen Etrusker, Latiner, Volsker, Herniker; Äquer, Aurunker, Ausoner, und Opiker. An der Ostseite: Umbrer, Picentiner, Sabeller.

In Unter-Italien, an der östlichen Seite: Daunier, Peuketier, Messapier, welche drei Völker zusammen im Lande Japygia wohnten. In der westsüdlichen Spitze: Choner, Onotrier, und Italer.

Zur Zeit der Gründung Roms wohnten in Ober-Italien, wie ehmals Ligurer, Etrusker und Veneter. In Mittel-Italien: nebst den Etruskern, Umbrern, Latinern, Volskern, Hernikern, Äquern, Ausonern und Opikern noch die Romer; dann nebst den Umbrern, Picentern, Sabinern, und Samniter, auch die Vestiner, Marrucinner, Frentaner, Peligner, und Marser. Unter-Italien erhielt zu seinen ehmaligen Bewohnern noch viele griechische Pflanzstädte und deshalb den Namen Großgriechenland.

Zur Zeit des zweiten samnitischen Krieges befanden sich in Ober-Italien östlich von den Ligurern die eingewanderten gallischen Stämme der Salasser, Insubrer, und Senonen. Nördlich nebst den Venetern, Rhäter, Taurisker und Euganeer.

In Mittel-Italien sind zwar die ehmaligen Völker aber ohne Selbstständigkeit, ganz oder größtentheils den Römern als herrschender Macht unterworfen.

In Unter-Italien: Apulia, Lucania, und das Land der Bruttier.

Nach dem zweiten punischen Kriege erscheint Italiens Gestalt als:

Gallia cisalpina, welches aus den zwei Haupttheilen: Liguria und Gallia Togata besteht; und dieses letztere enthält wieder: Gallia transpadana und cispadana, das Land der Veneter und der Carni, dann Istria.

Die Italia propria oder Major mit den sechs Hauptlandschaften: Etruria, Latium, Campania, Umbria, Picenum und Samnium.

Italia inferior oder Großgriechenland (Graecia magna) mit zwei westlichen und zwei östlichen Hauptländern, und zwar westlich: Lucania und Bruttium; östlich Calabria und Apulia, welches letztere wieder zwei Haupttheile umfaßt: Daunia und Peuretia.

Diese geographische Gestalt Italiens erhielt eine eigentliche Veränderung erst durch jene schon angeführte neue politische Eintheilung welche Augustus Octavianus dem Lande gab.

V.

Ueber den Urvölkern Italiens ruht hiſtoriſche Nacht, und alle die verſchiedenen, ſich widerſprechenden Angaben über die erſten Bewohner und Einwanderer ſind nur — mehr oder weniger wahrſcheinliche, aber auf keinen feſten Grund gebaute Vermuthungen, welche den Blitzen gleichen, die, indem ſie das Dunkel augenblicklich erleuchten, dann eine deſto unangenehmere Finſterniß zurücklaſſen.

Unter ſolchem Dämmern und Schwanken tritt nur Eines als feſte klare Gewißheit hervor, dieß Eine: daß die alte Italia ſchon Jahrhunderte lang vor Roms Gründung ein vielgeſtaltiges reiches Leben genoß und ein blühendes Land war, herrlich durch weiſe Staatsverfaſſungen, herrlich durch Kunſt und Wiſſenſchaft, herrlich ſelbſt durch die Macht langdauernder Kriegsführung. Wäre kein anderer Beweis für dieſe verklungene Herrlichkeit da, ſo würde ſchon die alte Etruria allein als ſolcher genügen können.

Als Rom in kräftiger Jugendfülle aufſproßte, ſcheint der größte Theil der altitaliſchen Staaten und Städte ſchon in der Periode des Verfalls geweſen zu ſeyn; und man kann ſagen, daß mit dem gewaltigen Erſcheinen der Römer ein Menſchengeſchlecht von Urvölkern in Italien unterging, und eine

neue Generation begann, ja, daß Roms Gründung das Todeszeichen für eine verſinkende Vorwelt war. —

Der Nationalſtolz der obherrſchenden Römer hüthete ſich wohl, das Andenken an jene große Vorwelt feſtzuhalten, deren Thaten und Sprachen ſie lieber in Vergeſſenheit ſinken ließen, um ihre eigene Größe durch keine andere zu verdunkeln. So ließen denn die Römer das, was jene alten Italer, insbeſondere die Etrusker, an ſchriftlichen Nachrichten beſaßen *), verloren gehen, und die römiſchen Geſchichtſchreiber ſelbſt beachteten in ihren Werken die Geſchichte der italiſchen Urvölker entweder gar nicht oder nur in allgemeinen Andeutungen.

Was nun die fremden Ankömmlinge in Italien betrifft, ſo kennt man drei Haupteinwanderungen derſelben:

Jene aus den nördlichen Gebirgsländern, wodurch Italien mit dem großen Continent zuſammenhängt. Das einwandernde Volk waren insbeſondere die Gallier oder — noch beſtimmter zu reden — die Celten, einer von den vier Hauptſtämmen, welche das transalpiniſche Gallien bewohnten und über die Alpen nach Italien zogen.

Auf gleiche Weiſe hat auch Griechenland ſeine erſte Bevölkerung aus ſeinem gebirgigſten und nördlichſten Theile: Theſſalien, Thracien, und Arcadien, erhalten.

Als zweite Haupteinwanderung gilt die Landung griechi-

*) Z. B. Die etruskiſchen Annalen und die Libri Praenestini, deren Solinus im 8. Kapitel erwähnt.

ſcher Völkerſtämme in Latium und im ſüdlichen Italien; als dritte die Ankunft der Veneter in Ober-Italien.

So wie die Wahrſcheinlichkeit dafür ſpricht, daß die erſten Niederlaſſungen, und Anſiedlungen, in den mittleren, und ſüdlichen Gegenden Italiens Statt fanden, eben ſo wahrſcheinlich iſt es auch, daß das alte Latium der am früheſten bewohnte Theil Italiens war, und zwar lange vor dem trojaniſchen Kriege und vor der Ankunft des Saturnus.

Man nennt jene eingebornen Urbewohner Aboriginer oder Aberriginer. Nach etymologiſcher Erklärung laſſen ſich dieſe beide Namen wohl vereinigen, indem der Name Aborigines (ab Origine) Italiens urſprüngliche Einwohner andeutet, das Wort Aberrigenes aber (aberrare) ein unſtät umherziehendes Volk bezeichnet. Ein ſolches Nomaden-Leben iſt aber der natürliche Zuſtand nicht nur des italiſchen Urvolkes; ſondern auch der erſten Bewohner aller Länder.

Nach andern Angaben ſoll der Name Aborigines Berabewohner (ἀπό των ὀρῶν oder ὀρῶν γενῶσ) bedeuten.

Auch dies wäre nur eine allgemeine Bezeichnung, da die Ureinwohner der Länder größtentheils Berghöhen bewohnen, um vor Ueberſchwemmungen ſicher zu ſeyn. Es wird daher wahrſcheinlich, daß die Namen Aborigines und Aberrigines nicht irgend ein einzelnes Volk insbeſondere beſtimmen, ſondern, daß ſie zur Bezeichnung der Urbewohner Italiens überhaupt dienen, folglich das ſind, was wir Griechen Autochtonen (ursprünglich Eingeborne des Landes) nennen. Erkennt man aber unter Aboriginern die Uritalier überhaupt, ſo muß man auch annehmen, daß ſie ſich nicht in einer Gegend allein, ſondern in vielen Theilen Italiens befanden, da ſehr wahrſcheinlich [illegible]

nur Pelasger, Etrusker, und Sikuler, sondern auch die Volsker, Umbrer, Osker, und Ligurer, Aboriginer, das ist: Uritalier, waren.

Insbesondere herrlich und mächtig erscheinen die Aboriginer in Latium, zwischen den Flussen Tiberis und Liris, wo sie viele große Städte erbauten.*) Unter diesen Städten uralter Herrlichkeit, jetzt größtentheils zerstört und verödet, gelten nebst der Hauptstadt Lissa, als die vorzüglichsten: Pallantium, Trebula, auf einer Anhöhe, Vesbola, Sana, mit einem sehr alten Tempel des Mars; Tiora, auch Matiena genannt, wo auf einer hölzernen Säule ein Specht im Namen des Mars Orakelsprüche ertheilte; Kutilia in der Nähe eines Sees, welcher der Siegesgöttinn heilig, und deßhalb ringsum eingeschlossen war, damit kein Sterblicher ihm nahe kam. Dieser See, damals für den Mittelpunkt Italiens gehalten, wurde nur jedes zweite Jahr einmal befahren, um auf einer kleinen Insel in des Gewässers Mitte ein feyerliches Opfer zu bringen.

Die Insel soll aber, der Sage nach, nicht fest gelegen, sondern, wie der Wind sie trieb, auf dem See herumgeschwommen seyn.

Corsula, eine andere Stadt der Aboriginer in Latium, soll kurze Zeit vor Octavianus Alleinherrschaft zerstört worden seyn. Auch von der Stadt Mefula sind nur Ruinen und Mauertrümmer noch übrig.

Selbst von der berühmten großen Stadt Orvinium sieht man nichts mehr als die Grundfesten ihrer Mauern und sehr große Begräbnißplätze mit hochaufgeworfenen Gräbern.

*) Dionys. Hal. ant. rom. l. 1, in initio.

Einige dieser Städte lagen nur eine Tagreise weit entfernt von der Stelle, auf welcher nachher Rom emporstieg. *)

Nachdem die Aboriginer, von diesen Städten aus, mit den Sikulern einen langen blutigen Krieg, wie Italien bis dahin noch keinen sah, geführt hatten, verbanden sie sich mit einem Stamme der Pelasger, um durch sie ihre Streitkräfte zu verstärken.

In jener dunklen Urzeit haben sich Janus, Saturnus, und Faunus, als Könige der Aboriginer unsterblichen Ruhm erworben, da sie Gesetzgebung, Cultur des Bodens, und gesellige Verbindung auf eine sehr einfache naturgemäße Weise beförderten und so das Reich wie Eine große Familie beglückten. Saturnus Herrschaft insbesondere lebt noch in Sagen und Dichtungen als das goldne Zeitalter der Aboriginer. Dankbarkeit verwandelte jene königlichen Wohlthäter in Götter. Ich lese, der holden Täuschung mich gerne hingebend, mit gläubigem Frohsinn die von den römischen Dichtern **) so schön ausgeschmückte Sage jenes goldenen Zeitalters. Mögen diese Gemählde, der alles verschönernden Phantasie holdeste Kinder, noch so fabelhaft seyn, sie beweisen doch Eines so streng, wie weder Geschichtschreiber noch Philosoph besser beweisen konnten, und dieses Eine ist: das Glück jenes Urvolks unter der Herrschaft weiser und menschenfreundlicher Könige.

Darum feyert Rom noch jetzt die Saturnalien als ein großes Nationalfest. Ich werde es, um den Lauf der Geschichte jetzt nicht zu hemmen, erst in der Folge ausführlich be-

---

*) Dionys. loco cit.

**) Ovid. Metam. l. 1. v. 89. etc. — Tibull. l. 1. Eleg. 3.

ſchreiben, und fahre fort, ſo viel die Dürftigkeit der Quellen es zuläßt, noch einige Nachrichten über politiſche und religiöſe Einrichtungen jener Aboriginer mitzutheilen.

Zweckmäßige Gleichheit der Bevölkerung ſchien ihnen zum Gedeihen des Staates insbeſondere vortheilhaft. Dieſe zu erhalten, bedienten ſie ſich des folgenden Mittels.

Ward es nöthig erachtet, wegen zu großer Vermehrung der Volksmenge, oder wegen Mißwachſes und Nahrungsmangels, die Zahl der Einwohner irgend einer Stadt zu vermindern, ſo wurden die im Laufe eines Jahr gebornen Jünglinge irgend einem Gotte geweiht, mit Waffen ausgerüſtet, und nach feyerlichem Opfer aus dem Lande geſchickt.

Man zweifelte nicht, daß der Gott, dem ſie geweiht waren, ihnen Glück verleihen werde, da ſie die Verbannung für das Wohl des Vaterlandes ertrugen. Voll dieſes Vertrauens, bemächtigten ſich die jungen Abentheurer eines fremden Landes, welches ſie zu ihrem neuen Vaterland machten. Auf ſolche Weiſe gelang es den Aboriginern, ſich nicht nur der von den Sikulern bewohnten Ländereien zu bemächtigen, ſondern ſie gründeten auch Colonien, durch welche neue politiſche und Handelsverbindungen entſtanden.

Der Götterdienſt hatte bei den Aboriginern im alten Latium einen grauſamen Charakter, und wurde, wie dieß bei den Karthagern und Celten Sitte war, durch Menſchenopfer entwürdiget. Um den Zorn der Götter zu beſänftigen, warf man Menſchen, an Händen und Füßen gebunden, in die Tiber. Herkules ſoll, der Sage nach, zuerſt die gräßliche Sitte abgeſtellt, auf dem ſaturniſchen Hügel einen Altar erbaut und die

reinen Opfer eingeführt haben, welche mit heiligem Feuer verbrannt wurden.

Um jedoch das Gewiſſen der Menſchen von jener abergläubigen Furcht zu befreyen, welche aus der Anhänglichkeit an das verlaſſene Alte entſteht, behielt er jene frühern Gebräuche, dem Scheine nach bei, und ließ mit Menſchenbildern eben ſo verfahren, wie es früher mit den Menſchen ſelbſt geſchah.

Dieſe Gewohnheit hat ſich bei den Römern fortwährend erhalten. Im Maymonat, an dem Tage, welchen ſie Idus*) nennen, verrichten die Pontifexe, das höchſte der römiſchen Prieſter-Collegien, in Gegenwart der Veſtalen-Jungfrauen, welche das heilige Feuer bewachen, — und im Beyſeyn der Feldherren und erſten Staatswürden, ein feyerliches Opfer, nach deſſen Vollendung ſie dreyßig Menſchenbilder von der heiligen Brücke in die Tiber werfen.

Die Aboriginer waren, als Nomaden und Gebirgsvolk, abgehärtet, tapfer und unternehmend. Ihre vielen Kriege, und das Verlöſchen gleichzeitiger Völker, beweiſen dieß hinreichend. Eine weitere Beſtätigung deſſen gewährt die fabelhafte Sage, daß ein gewiſſer Mares, halb Menſch, halb Pferd, der älteſte unter den Uritaliern war. Dieß deutet auf kühne Kraft und Roßbändigung, gleich der griechiſchen Fabel vom Bellepheren und den Centauren.**) Dabei aber iſt ein Grad von Cultur der geſelligen Verbindung bei den Aboriginern nicht zu verkennen. Die Zahl von tauſend einhundert ſieben und neunzig Städten***), deren Uritalien ſich rühmt, reicht hin, die

*) Der 15. May.

**) Anmerkung 5.

***) Aelian, variar. hist. I. 9. c. 16.

Bildungsstufe jener Vorwelt noch den späten Nachkommen zu verkünden.

Ich will nun auch im Einzelnen von den ältesten Bewohnern Italiens sprechen, obschon ich von ihnen wenig Gewisses erfahren konnte, weil Rom die Kunde von ihnen, wie ich schon früher angedeutet, untergehen ließ, — wahrscheinlich nicht ohne Absicht! Was ich daher von jenen Völkern der Vorwelt in Kürze sagen werde, gründet sich größern Theils auf Vermuthungen und — oft widersprechende Meinungen. *)

Die Siculer gelten, wenn auch nicht mit Zuverlässigkeit für ein Urvolk Italiens, doch gewiß für eines der ältesten Völker desselben.

---

*) Zur ältesten Völkerkunde Italiens dienen insbesondere:

Unter den griechischen Schriftstellern: Dionys von Halikarnaß, Dio Cassius, Strabo, Plutarch, Suidas, Festus, Aristoteles, Herodot, Athenäus, Pausanias, Diodor v. Sicilien, Thucydides, und die Geographiae veteris scriptores graeci gesammelt und herausgegeben von Dodwell, Hudson und Grenov. Unter den römischen Schriftstellern: Livius, Plinius, M. Varro, M. Cato, Pomp. Mela, Solinus, Aethicus Ister, Tacitus, Justinus, Vellejus Paterculus, Florus, die Sammlung der römischen Geographen, und jene der Itinerarien.

Ferner die gelehrten großen Werke neuerer Forscher vorzüglich der Italiener: Cluverius, Riccius, Fabbroni, Bardetti, Bianchini, la Martiniere, Maffei, Carli, Freret, Denina, Ferrari, Sigonius, Montelle, Micali, Lanzi, Cuoco, Marini Guarnacci, Mazzocchi, Bossi, die Memoires de l' Academie de Paris; und unter den Deutschen: Nitsch, Mannert, Eichhorn, Sprengel, Voß, Heeren, Niebuhr u. a.

Sie kamen wahrscheinlich aus Iberien*) oder Illyrien, ließen sich zuerst in Latium nieder, verbreiteten sich dann nach Picenum, und Etrurien, wo sie die Städte Fescennia und Falerii gründeten, und führten hartnäckige Kriege mit den Umbrern. Endlich erlagen sie dem mächtigen Bunde, welchen Aboriginer (Uritalier) mit den Pelasgern gegen sie geschlossen hatten.

Sie verließen Italien und schifften nach Sicilien. Hier thaten sie Andern, was ihnen selbst in Italien geschehen war: sie vertrieben die Sicaner und bemächtigten sich der Insel.

Dieß mag sich beiläufig hundert Jahre vor Troja's Zerstörung ereignet haben.**)

Die gebildeten und mächtigen Pelasger waren nicht nur eines der ältesten Völker Italiens, sondern wahrscheinlich selbst Urbewohner. Sie verbreiteten sich von den Ufern des Po bis nach Campanien, und zogen, nachdem sie längere Zeit in Verbindung mit andern Aboriginern gelebt hatten, einige Jahrhunderte vor dem trojanischen Kriege nach Griechenland, wo sie in Attika aufgenommen wurden, und ihre Bildung daselbst heimisch machten. Die Ursache der Uebersiedlung ist nicht bekannt; doch geht aus der übereinstimmenden Aussage mehrerer Schriftsteller hervor, daß der Name Pelasger bald nach Troja's Zerstörung in Vergessenheit sank, folglich dieses italische Volk sich endlich unter den Griechen auflöste, und in ein griechisches umgewandelt wurde.

Arkadier werden unter den frühesten Ankömmlingen in

*) Spanien.

**) Ungefähr dreizehn Jahrhundert vor Christi Geburt.

Italien genannt. Man spricht von zwei Colonien derselben, die erste von Evander geführt, die zweite von Herkules. Beide, aus dem Peloponnes kommend, landeten in Latium.

Die Oenotrier, griechische Einwanderer gleich den Arkadiern, von welchen sie abstammten, bemächtigten sich in früher Zeit Lucaniens, und Bruttiums, zweier Landschaften im südlichsten Italien, welche daher den in der Folge — doch nur für einige Zeit — auf ganz Italien ausgedehnten Namen Önotria erhielten. Die nördlichen Önotrier heissen Choner. In der südlichen Spitze der italischen Halbinsel, nemlich in dem kleinen Bezirk des ursprünglich sogenannten Italiens, Sicilien gegenüber, wohnten die Italer. Zur Zeit, als die erobernden Römer nach dem südlichen Italien verdrangen, fanden sie daselbst keine Önotrier mehr, sondern schon Lucaner und Bruttier.

Einige Angaben erklären die Rasenen oder Resenen, die eins mit den Rhätiern seyn sollen,*) bald für Vorfahren, bald für Zeitgenossen der Etrusker. Weder das Eine noch das Andere ist hinreichend verbürgt; keinem Zweifel unterliegt es aber, daß das unter den Namen Etrusker, Tusker, und Tyrrhenier bekannte Volk, wenn nicht eigentliches Urvolk, doch gewiß zu den ältesten Bewohnern gehört, folglich schon in frühester Zeit eingewandert ist. Getheilt sind die Meinungen über die Abstammung der Etrusker, indem Einige dieselben aus Lydien kommen lassen, Andere sie für Pelasger, noch Andere für ein italisches Urvolk halten.

Der Volksstamm Etrusker vertrieb zuerst die Umbrer aus ihren Wohnsitzen zwischen dem adriatischen Kustenlande und dem

*) Anmerkung 3.

Apenninengebirg, nahm ihnen dreyhunderte Städte und siedelte sich an. Von hier verbreitete sich derselbe dann jenseits der Apeninnen bis zur entgegen gesetzten Küste des Meeres, welches daher den Namen des tyrrhenischen erhielt, ward in der Folge von den adriatischen Küstenländern durch die Gallier und aus dem Besitze Campaniens von den Latinern verdrängt, worauf es endlich in jene Gegend zog, welche noch den Namen Etruria führt. Hier erschien dieses Volk, groß an Macht und Cultur schon zur Zeit, als die Griechen das tyrrhenische Meer zu befischen anfingen.

Die Aufoner bewohnten in den ältesten Zeiten einen Theil vom tyrrhenischen Küstenlande, zu dem Latium gehörte; weiter landeinwärts auch Samnium. Sie wurden auch Opiker genannt, so wie ihr Land Ausonia oder Opica hieß. Man hält sie für ein Urvolk Italiens, wenigstens ruht ihre Größe auf dem dunkeln Hintergrund uralter Zeit.

Sie selbst leiteten ihren Ursprung von keinem Geringern als vom höchsten Gott Jupiter ab; auch zeugt dieß für ihre Herrlichkeit, daß ihr Name sich über ganz Italien ausbreitete, und selbst römische Dichter den Namen Ausonia für Italia setzten.

Ausonia Opica hatte auch etrurische Colonien, welche jedoch in der Folge den Samnitern erlagen. Die Aurunker, Volsker, und Äquer stammten sehr wahrscheinlich von den Ausonen, und sind, gleich den Rutulern und Oskern, welche das neue Latium und einen Theil vom Campanien bewohnten, für Aboriginer anzusehen.

Eben so sind auch die Umbrer, auch Osobriker zu heißen, sehr wahrscheinlich Aboriginer, jedenfalls wenigstens ein

so altes italisches Volk, daß keine Spuren zur Erklärung ihres ungewissen Ursprungs zu finden sind. Man hält sie sogar für Italiens ältestes Volk.*) Sie selbst hielten sich für älter als die Etrusker.

Als großes Volk hatten sie einst weite Ländereien im obern und mittlern Italien inne, verloren aber einen Theil von jenen an die gallische Völkerschaft der Senonen, dann einen Bezirk von diesen mit dreihundert Ortschaften an die Etrusker und blieben fortan mit den letzten in einem gemischten Verhältniß von freundschaftlicher Verbindung, und Abhängigkeit, wobei sie sich allmählig auf einen kleinen Landstrich zwischen dem adriatischen Meere und den Apeninnen beschränkten, bis endlich eine Schlacht sie den Römern unterwarf.**)

Die Sabeller werden für ein großes italisches Urvolk gehalten, welches zuerst die Gegend von Amiternum auf den Apeninnen wohnte, von da abwärts nach dem mittlern und südlichen Italien zog und den größten Theil des alten Ausoniens (Campanien und einen Theil von Latium, daher die Römer selbst die Sabiner zu ihren Ahnen zählten) und Oenotriens einnahmen.

Von den Sabellern stammten die Sabiner und die Samniter.

Völker sabinischen Stammes waren: die Picener, die Peligner, die Vestiner, die Marser, und die Marrucener.

---

*) Plin. hist. nat. l. 3. c. 19. — Florus l. 1. c. 17.
**) Im Jahre 463 nach Erb. Rome.

Samnitischer Abkunft: die Frentaner, die Picentiner, die Hirpiner, und die Lucaner, welche nach Großgriechenland zogen, diejenige Landschaft eroberten, welche nach ihnen den Namen Lucania erhielt, sich vom Bunde mit dem Mutterstaate trennten und ein selbstständiges Volk bildeten.

Die Ligurer wohnten, Jahrhunderte vor Ankunft der Gallier, nordwestlich in Oberitalien innerhalb dem Po, den Alpen und dem ligustischen Meerbusen, und hatten auch einen Theil der Insel Corsica inne. Alle Vermuthungen über ihre Ankunft sind so schwankend und unverbürgt, daß man sie entweder für Aboriginer oder wenigstens für eines der ältesten Völker Italiens halten muß. Die Taurinier, ein kräftiges Alpenvolk, waren ein Stamm der Ligurer.

Den Ursprung der Veneter, in Oberitalien am adriatischen Meere seßhaft, leitet man bald von Trojanern bald von Etruskern, bald von Galliern oder Illyriern ab. Bei so zweifelhafter Abkunft ist nur dieses gewiß, daß auch sie ein sehr altes Volk Italiens sind.

Noch mehr in Dunkel gehüllt, sind zwei andere Völker des nördlichen Oberitaliens: die Orobier, und die Euganer, welche in der Gegend zwischen den rhätischen Alpen und dem adriatischen Meere gewohnt haben sollen. Ihr Ursprung ist nicht mehr zu entdecken.

Selbst der gelehrte Alterthumsforscher Cato Censorinus vermochte dieß schon zu seiner Zeit nicht mehr. Nur so viel weiß man, daß die Euganer in der Folge den Venetern erlagen. *)

*) Lucanus de bello civili l. 7. v. 192. — Sil. Italicus de bello punico l. 8. c. 60. 3.

Von den Latinern werde ich bei einer andern Gelegenheit berichten.

Überblicken wir nun dasjenige, was ich bisher angeführt habe, so erscheinen unter den Völkerschaften des vorrömischen Italiens mit der meisten Wahrscheinlichkeit als Urbewohner: Die Sicaler, die Pelasger, die Etrusker, die Aufonen mit ihren Abstämmlingen: den Aurunkern, Volskern, und Äquern, die Rutuler, und Osker, die Umbrer, die Sabeller und die Ligurer. *)

*) Anmerkung 4.

VI.

Bevor ich die Gemählde der einzelnen Länder Italiens beginne, halte ich für nöthig, noch etwas über die Naturbeschaffenheit des ganzen Landes und über einige Merkwürdigkeiten desselben zu sagen.

Zuerst von der Eigenheit der Gebirge. Sie, die Italien beinahe in zwei Hälften theilen, nehmen an Höhe zu, je mehr sie sich in ihrem Zuge dem großen nördlichen Continent nähern; die höchsten sind in Ligurien. Zur Fruchtbarkeit des Landes tragen diese Gebirge dadurch bei, daß die lange Reihe derselben sich zu beiden Seiten in sanftere Hügel stufenweise abwärts senkt, und diese sich wieder eben so in eine Fläche verlieren, welche sich dann bis an die Meeresküsten hinzieht, und ihre größte Ausdehnung zwischen den äußersten Grenzen des adriatischen Meeres und den höchsten Bergen an der gallischen Grenze erhält.

Vergleicht man diese Naturbeschaffenheit mit jener von Griechenland, so zeigt sich der Vortheil unmittelbar auf Italiens Seite, da Griechenland weder so hohe Gebirge mit so regelmäßiger Richtung, noch so viele und so große dem Meere zuströmende Flüsse, noch so weite Ebenen wie Italien hat.

Bei so vielfachen Vorzügen hat Italien den Nachtheil, daß an mehreren Orten sehr böse Dünste aus der Erde hervordampfen, Menschen und Thieren gleich verderblich. Sogar Vögel, deren Flug einem solchen Giftqualm zu nahe kommt, fallen mit bläulichem Körper und aufgeschwollener Kehle todt zur Erde. *)

Ich komme nun auf die Sprachen der altitalischen Völker, welche wahrscheinlich nur Dialekte einer Hauptsprache waren, deren Abweichungen jedoch oft sehr bedeutend wurden, ja im Einzelnen bis zu grellem Unterschiede abarteten. **) Und so wie unsere griechische Sprache vier Hauptdialekte hat: den attischen, den jonischen, den dorischen, und den äolischen: eben so unterscheiden sich auch in der altitalischen deren vier: der etruskische, der oskische, der sabellische, und der latinische. Sie näherten sich einander immer mehr, die Eigenthümlichkeiten verloren sich allmählig, und die Verähnlichung wuchs zugleich mit den Fortschritten der erobernden Römer, bis endlich alle Haupt- und Neben-Dialekte in eine Sprache: die römische, so verschmolzen, daß man jene schon zu Cato's Zeiten wenig, in Cicero's und Varro's Periode gar nicht mehr verstand.

Die Sprache der Etrusker wich von der eigentlichen latinisch-römischen, ungeachtet der Verwandtschaft und Gleichheit vieler Worte, beträchtlich ab. ***) Die vielen Mitlauter gaben ihr einen härtern Charakter. Die alten Etrusker pflegten in ihrer Schrift die kurzen Selbstlauter wegzulassen und — gleich Morgenländern — von der Rechten zu Linken zu schrei-

*) Seneca Quest. nat. l. 6. c. 28.
**) Anmerkung 5.
***) Dionys. Hal. l. 1.

ten.*) Sie ſcheinen ſich nebſtbei auch einer ſymboliſchen Zeichenſchrift bedient zu haben.

Die Zahlen der Etrusker erhielten ſich, weil die Römer ſie annahmen; ihre Sprache aber ging unter, zu einer Zeit, da ſie ſelbſt den Römern erlagen; nur die heiligen Bücher blieben noch länger für den Gebrauch beim Götterdienſt. Unter Auguſts Regierung waren auch dieſe ſchon unverſtändlich und wurden nur noch in Überſetzungen in die römiſche Sprache geleſen.

Die Umbrer ſcheinen mit den Etruskern eine gleiche oder wenigſtens ſehr ähnliche Sprache geredet zu haben, ſo wie ſich auch Spuren finden, daß dieſe beiden Völker in freundſchaftlichen Verhältniſſen lebten und den Götterdienſt auf gleiche Weiſe verrichteten. Für die Identität der Sprache zeugt auch die hiſtoriſche Thatſache, daß die Römer beim Einrücken in das Gebieth der Umbrer, im fünften Jahrhundert, ſich eines Kundſchafters bedienten, welcher die etruskiſche Sprache verſtand.**)

Die Veneter hatten Schriftzüge, ähnlich den etruskiſchen, doch mehr gekünſtelt als dieſe.

Die Sabeller, deren Hauptzweige die Sabiner, Samniter, und Lucaner waren, ſprachen den nämlichen Hauptdialekt. Der Oberfeldherr, welchen die Samniter im Kriege wählten, hieß Embratur. Das ſabiniſch-ſamnitiſche Wort Mutta (Strafe) nahmen die Römer nachher in ihre Sprache auf.***)

---

*) Anmerkung 6.
**) Livius l. 9. c. 36.
***) A. Gellius. l. 11. c. 1.

Der oskische Dialekt erhielt sich in seiner Eigenthümlichkeit am längsten; die Römer lernten ihn insbesondere kennen, vermuthlich, weil ihnen die schlüpfrigen dramatischen Possenspiele, welche in der von Oskern bewohnten Stadt Atella in Campanien gegeben wurden, so behagten, daß sie dieselben auch nach Rom verpflanzten, wo sie in oskischer Sprache aufgeführt wurden. Dieser Dialekt scheint sich — wenigstens in einem gewissen Zeitraum — ziemlich verbreitet zu haben; auch die Samniter und einige Völker in Großgriechenland, z. B. in Apulien, sollen sich desselben bedient haben. Die Bruttier wurden deshalb zweizüngig genannt.*)

Außer diesen Hauptdialekten fanden sich im alten Italien noch mehrere, welche von denselben — mehr oder weniger — abwichen; so hatten die Volsker ihr besonderes Idiom.

In Großgriechenland war die griechische Sprache zwar — in der Literatur und im bürgerlichen Leben — die vorherrschende, doch bestand neben ihr auch die altitalische Landessprache, und es gingen sogar viele Worte von den Mundarten der einheimischen Italier in die Sprache der in Großgriechenland eingewanderten Ansiedler über, wodurch in manchen Gegenden eine Art von gemischter Sprache entstand.

Noch muß ich insbesondere der altlatinischen und der römischen Sprache gedenken. Die erstere deutet durch Ähnlichkeit in Worten und Biegungen auf jene politische Verschmelzung eines griechischen Stammes mit einem latinischen in grauer Vorzeit, und näherte sich am meisten dem äolischen Dialekt der griechischen Sprache. Wie bedeutend sie von der spätern

*) Bilingues Brutates, sagt Festus.

Sprache Latiums und vorzüglich von der römischen abwich, läßt sich noch zum Theil aus den Gesetzen der zwölf Tafeln erkennen. So wie die römische Sprache in ihrer höhern Ausbildung durch die griechische Sprache fortschritt, veraltete und erstarb die altlatinische und ward endlich so zur todten Sprache, daß Vieles in derselben Verzeichnete selbst gelehrten Römern unverständlich wurde.

In der römischen unterscheidet sich aber die bäurische Mundart (Sermo rusticus) und der Provinzial-Dialekt (Sermo peregrinus) von dem feineren städtischen (Sermo urbanus) beträchtlich. Die eingebornen Bewohner der Stadt Rom haben eine eigene Sprache, worin nichts Mißfälliges und Fehlerhaftes vorkommt, nichts was fremdartig klänge oder von einem schlechten Geschmack zeugte. Sie kann wirklich als Muster gelten. *) Man hält auch streng auf ihre Reinheit. Kaiser Tiber, so gern und so fertig er griechisch sprach, bediente sich im Senat doch immer nur der römischen Sprache. Als in einem Senatsbeschlusse das Wort εμβλημα **) vorkam, war er der Meinung, daß man statt desselben ein römisches setzen, oder es umschreiben sollte; und als er einst das griechische Wort μονοπωλιον brauchen wollte, erbat er sich erst die Erlaubniß, dieß thun zu dürfen. ***)

So wie die griechische Sprache sich vor allen Andern durch die ihr eigene Anmuth (Gratia) auszeichnet, so ist die Kraft

---

*) Cicero de orat. l. 3. c. 12.

**) εμβληματα hießen bei den Alten eigentlich die Bilder oder Zierrathen, welche an die silbernen Gefäße von außen angelöthet und wieder abgenommen wurden.

***) Sueton. in Tiberio. c. 71.

(potentia) der vorherrschende Charakter der römischen; doch steht diese der griechischen an Reichthum der Worte nach. Sie würde reicher seyn, wenn nicht spätere Schriftsteller Roms, bloß weil sie zu ekel und zu wählig waren, so manche Kern- und Kraftworte der ältern hätten verloren gehn lassen.*) Im Ganzen genommen, vermag die römische Sprache so viel als die griechische, aber sie hat weniger Freiheit.

Die Römer sind auf die Ehre ihrer Sprache eifersüchtig, und ergreifen jedes Mittel, sie zu befördern. Die Provinzen dürfen sich derselben in ihren öffentlichen Verhandlungen ohne besondere Erlaubniß nicht bedienen;**) die römischen Magistrate aber müssen sich ihrer in den Provinzen bedienen, und selbst uns Griechen, so sehr Rom unsere Sprache und unsere Geistes-werke liebt und ehrt, wird nur in römischer Sprache geant-wortet; ja man nöthigt sogar die Griechen, sowohl in Rom als auch in Asien und selbst in Griechenland sich durch Dol-metscher zu erklären.***) Auch Zeugnisse dürfen vor Gericht nur in römischer Sprache abgelegt werden. Kaiser Claudius strich einen angesehenen Mann, der in der Provinz Griechen-land eine hohe Staatswürde bekleidete, ohne die römische Sprache zu verstehen, aus dem Verzeichnisse der Richter, und nahm ihm sogar das Bürgerrecht. †)

---

*) Seneca de Consol. ad Polyb. c. 21. — Idem epist. 58. — Cicero orat. pro Cuciana c. 28.

**) Livius l. 40. c. 42.

***) Valer. Maximus l. 2. c. 2.

†) Sueton. in Tiberio c. 71. et in Claudio c. 16.

So viel von der römischen Sprache in nationeller und politischer Beziehung. Zu Bemerkungen über die grammatischen Eigenheiten und ihr Detail wird sich die schicklichste Gelegenheit finden, wenn ich von der Geistesbildung und der wissenschaftlichen Beziehung der Römer sprechen werde.

VII.

Die Beſchauung der einzelnen Länder beginnen wir im mittleren Italien mit Etrurien.

Etrurien war für die noch rohen Römer, das, was Egypten für Griechenlands erſte Bewohner war: das Land der Weisheit. Mächtig und blühend trat es ſchon vor dem trojaniſchen Kriege aus der chaotiſch-gährenden Maſſe der altitaliſchen Staaten hervor und ſtand in milder Bildung da, als Roms erſte wilde Kraft wie ein getuliſcher Löwe aus ſeiner Höhle hervorſprang.

Von den Etruskern erhielt das noch ungebildete Rom Götter und Künſte. Ich möchte ſagen: Troja war Roms Mutter, Etrurien ſeine Säugamme, Griechenland ſeine Lehrerinn.

Etrurien hatte einſt den größten und fruchtbarſten Theil Italiens inne; ich nenne es das alte Etrurien, zum Unterſchied von der nachmaligen Landſchaft oder dem neuern Etrurien, welches gegen Mitternacht an die Apenninen, gegen Abend an das tuscíſche Meer, gegen Mittag an Latium, und gegen Morgen an Umbria gränzte.

Etruriens Boden iſt durchgehends ſehr fruchtbar. Der Reichthum goldenwogender Getreidefluren, erfreulich wechſelnd mit

mildabstufendem Laubgrün und traubenschimmernden Weinbergen, fruchtathmende Wälder, und vor allem die freundlichen Gruppen der Pflanzen, lachen dem entzückten Auge in schöner Mannichfaltigkeit entgegen. Ein heiterer Himmel spiegelt sich in Flüssen und Seen, und Inseln kränzen die belebten Küsten. Manche dieser Inseln ward in spätern Zeiten von den Imperatoren zum Verbannungsorte, bald für Verbrecher, bald auch für schuldlose Unglückliche bestimmt.

Agrippina, die Gemahlinn des edlen Germanicus, ward von Tiber auf die Insel Pandataria verwiesen. Sie hatte ihren Gemahl im Feldzuge nach Syrien begleitet. Als dieser, von Piso vergiftet, dort starb, kehrte sie mit der Urne, welche seine Asche enthielt, nach Rom zurück und erregte die allgemeine Trauer um den geliebten Todten. Sejan, Tibers Günstling, wußte die edle Frau, deren Einfluß er scheute, dem Tiber so verhaßt zu machen, daß dieser ihr durch einen Centurio ein Auge ausstoßen ließ und sie in diesem Zustand auf jene Insel verbannte. Als Agrippina nun den Entschluß faßte, sich durch Hunger zu tödten, ließ Tiber ihr den Mund mit Gewalt öffnen und Speise hineinstopfen; aber die Stärke des Willens und des Lebenshasses widerstand der äußern Macht. Agrippina verharrte fest auf ihrem Entschlusse und der ersehnte Tod befreite sie von ihren Leiden.*)

Auf eben diese Insel ward früher auch Julia, die Tochter Octavians, belastet von der Schuld eines unsittlichen Lebenswandels, verbannt. Des Vaters Schmerz über der Tochter Verirrungen war so groß, daß er lange Zeit alle Gesellschaft floh. Als die Freigelassene Phöbe, Juliens Vertraute, sich

*) Sueton. in Tiberio c. 53.

erhenkt hatte, rief Octavian: „O wär' ich doch Phöbe's Vater gewesen!“ — Und als Viele in ihn drangen, die Verbrecherinn zu begnadigen, wünſchte der Zürnende den Fürſprechern Julien zu Töchtern und Gattinnen. Erſt nach fünf Jahren ließ er ſie — doch ohne Verzeihung und eigentliche Begnadigung, wieder nach Italien kommen.*)

Etrurien war einſt in zwölf ſouveräne Hauptſtädte eingetheilt. Sie hießen: Volſinium, Clusium, Crotona, Perusia, Arretium, Falerii, Tarquinii, Volaterrä, Auſellä, Vetulonium, Cäre, und Veji. Die übrigen Städte, deren Etrurien noch viele zählte, waren einer oder der andern von dieſen zwölf Städten unterthan und pflichtig, oder wenigſtens in einer Art von Abhängigkeit.

Die zwölf ſouveränen Hauptſtädte hatten jede ihr eigenes Gebieth, eigene Geſetze, und einen eigenen Fürſten, welcher Lucumo hieß. Nur für die Dauer eines Krieges übertrug der Städteverein einem der zwölf Lucumonen den Oberbefehl; jener erhielt dann für den einzelnen Fall volle Macht; und glich dem römiſchen Dictator, vor deſſen Gewalt jede andere obrigkeitliche Macht im Staate erloſch. Man erkennt ſogleich ein auffallendes, wichtiges Gebrechen in dieſer Bundesverfaſſung: den Mangel an einem Centralpunkt und an Einheit in den Zeiten der Ruhe. Der Verein war ein Staatenkörper ohne gleichmäßig vertheilte Kraft; es fehlte das gemeinſame Streben mit demſelben Intereſſe nach demſelben Ziel, indem jedes der zwölf Hauptglieder, außer der Kriegführung, ſich iſolirt dachte

---

*) Sueton. in Aug. Octav. c. 65.

und bedachte. Die gemeinschaftlichen Zusammenkünfte der Häupter der Lucumonien waren nicht wirksam genug, ein hinlänglich starkes Band zur Gründung einer Reichs-Einheit zu machen. In den frühern Zeiten durfte keine Lucumonie ohne Beistimmung der übrigen Krieg beginnen oder Frieden schließen; in der Folge wurde dieses Statut nicht mehr beachtet.

Die allmählig zunehmende Erschlaffung und die Lösung jenes früher festern Bandes ward auch die vorzüglichste Ursache des Untergangs der etruskischen Selbstständigkeit. Die noch schwachen Romer erkannten die Übermacht eines politischen Phalanx in ihrer Nähe, wußten unter den etruskischen Völkern verderbliche Eifersucht anzufachen, sie unter sich selbst uneinig zu machen und dann zu trennen. Sie kämpften dadurch mit einzelnen Städten, besiegten sie einzeln mit geringerem Kraftaufwand und in kurzerer Zeit, und besetzten die eroberten Plätze, sich derselben besser zu versichern, mit von Rom dahingesendeten Colonien.

Die Etrusker liebten, nachdem die Zeiten des Heroismus und des Waffenruhmes vorüber waren, das stillere Glück des Friedens, ein gemächliches Ausbilden und Genüsse im Schooß der Ruhe. Künste und Handel wurden das heitere Ziel ihrer Bemühung. Vorherrschend zeigte sich bei ihnen der Hang zur Pracht und zum Wohlleben, daheim wie im Felde. Blumendurchwirkte Teppiche schmückten ihre Gemächer; goldene Armketten und Halsbänder schimmerten auf ihren Gewändern. Eine Menge wohlgekleideter Sclaven umgab den Gebiether.

Ihre Feldlager, ausgeschmückt mit kostbarem Geräthe und mit Allem, was für Bequemlichkeit und Vergnügen diente, gab den siegenden Romern mehr als einmal die reichste

Beute.*) In den frühern Zeiten führten sie mit den Phöniciern und Karthagern viele Seekriege;**) aber mit dem Zunehmen des Wohlstandes und des Wohllebens erlosch die alte Tapferkeit immer mehr, und entartete endlich in Weichlichkeit und Luxus. Dennoch bedienten sie sich eines besondern Mittels, um ihren Muth im Drange des gefährdeten Staates aufs Höchste zu entflammen, indem ein Mann den andern als seinen Nebenmann in den Schlachtreihen wählen mußte und jeder Gewählte auf solche Weise in den Kampf ziehen mußte. Des Weigernden Haupt ward den Göttern der Unterwelt geweiht.***)

Noch zur Zeit des dritten Römerkönigs, Tullus Hostilius, war Etruriens Macht so gefürchtet, daß der albanische Dictator Mettus Fuffetius vor dem Anfang der Schlacht zwischen den Römern und Albanern, zu jenem warnend sprechen konnte: „Nur Folgendes will ich dir, o Tullus, zu bedenken geben. Wie groß die Etruskermacht um uns und besonders um dich herum ist, das weißt du um so besser, je näher du ihnen bist. Vielvermögend sind sie zu Land, am meisten zur See. Bedenke, daß, wenn du nun das Zeichen zum Angriffe geben wirst, diese beiden Schlachtheere ihnen zum Schauspiel dienen werden, so, daß sie die Ermatteten und die Geschlagenen zugleich, den Sieger und den Besiegten angreifen werden.“ †)

Die Colonien der Etrusker blühten durch ganz Italien umher; reiche und glückliche Pflanzstädte stiegen durch sie allenthal-

*) Dionys. Halic. l. 9.
**) Nach wahrscheinlicher Berechnung in den ersten Jahren der Erbauung Roms.
***) Livius l. 9. c. 39.
†) Livius l. 1. c. 23.

den empor. Die Inseln Ilva*) und Corsica gehörten ihnen, und auf der Insel Sardinien hatten sie Besitzungen. Ihr Handel war bedeutend, sowohl auf dem festen Lande als zur See. Sie besaßen auch ergiebige Bergwerke, und lernten frühe die Behandlung der Metalle kennen; allein die Politik der Römer fand für nöthig, die fernere Cultur des Bergbaues, sobald sie das Land erobert hatten, zu untersagen.

In den frühesten Zeiten waren die Etrusker als Seeräuber gefürchtet und blieben auch nachher als rechtmäßige Seemacht länger wichtig als auf dem festen Lande, wo sie zuerst den Angriffen der Gallier im obern Italien**) nicht widerstehen konnten, und in der Folge in Mittel-Italien den Römern erlagen.***)

In jeder der zwölf souveränen Städte stand dem Lucumo ein Senat der Edlen des Landes zur Seite. Aus der Staatsverwaltung der Etrusker leuchtet ein humaner Geist der Weisheit hervor. Sie ließen unter allen italischen Völkern zuerst die heilige Stimme des Völkerrechtes ertönen, gründeten die Unverletzbarkeit der Herolde und das schöne Verhältniß zwischen Patronen und Clienten. Eigene Ritualbücher†) enthielten Vorschriften für die Grundlegung und Erbauung der Städte, über die Einrichtung der Volksklassen u. s. w. Aus den etruskischen Rechtsgesetzen ergänzten die Römer ihre Zwölftafel-Gesetze. Der Verspottung bediente man sich in Etrurien als einer Strafe. So wurden Schuldner, welche ein erhaltenes Darlehen nicht

---

*) Elba.

**) Ungefähr um das Jahr 360 der Stadt Rom.

***) Gegen das Ende des vierten Jahrhunderts.

†) Festus in verbo, rituales libri.

zurückstellten, auf den Straßen von Knaben mit leeren Beuteln verfolgt.

Die Etrusker trieben manche Kunst zu einem bedeutenden Grad der Höhe; vorzugsweise die **Baukunst**, an deren Werken man einen großartigen Charakter und Symetrie der Verhältnisse bemerkt; *) manche derselben erscheinen kolossal gleich den egyptischen. So sind auch die noch vorhandenen Mauern einiger verfallnen Städte. Die Etrusker waren die Erfinder der Vorhallen**) und einer eigenen Säulengattung, ***) welche durch Einfachheit und Festigkeit gefällt. An den Gebäuden selbst waren sie der Ausschmückung hold. Die Vordergiebel ihrer Tempel prangten mit Statuen aus Thon oder von vergoldetem Erz.

König Tarquin der Hochmüthige berief etruskische Künstler nach Rom, um dem tarpejischen Jupiter einen Tempel zu bauen. †) Auch der Tempel des Jupiter Latialis, die große Kloake, und andere architektonische Werke in Rom, sind Denkmahler **etruskischer Kunst**, welche das Reich selbst überlebt hat.

Ihre Kenntnisse in der Wasserbaukunst werden noch bewundert, vorzüglich die vielen schönen Kanäle, durch welche sie die reißende Gewalt des Po und anderer Ströme in Sumpfe abzuleiten und zu schwächen wußten. ††)

---

*) Anmerkung 7.
**) Atria.
***) Der toskanischen.
†) Livius l. 1. c. 56.
††) Plinius hist. nat. l. 3. c. 16.

Unter den Künsten, welche sich in Etrurien einer schönen Blüthe erfreuten, gebührt auch der Sculptur ein vorzüglicher Rang. Die etruskischen Bildner wagten ihre ersten Versuche schon zu einer Zeit, da sie weder Regel noch Muster kannten. Die Werke jener Periode waren daher nichts als Ungestalten ohne Wahrheit und Schönheit.

Beim Fortschreiten der Kunst fingen die Künstler an, zwei verschiedene Wege einzuschlagen. Einige blieben originell, Andere bildeten sich nach egyptischen Mustern; man erkennt dieß an dem Mangel der Schönheit in den Formen. Charakteristische Eigenheiten der Figuren jener Zeit sind: die geradlinigen Hauptumrisse, die steifen Stellungen, das Gezwungene in der Haltung, die zusammengedrückten Augen, die — entweder gar nicht getrennten oder doch zu fest an einander gedrückten Füße, und das Herabhängen der zu beiden Seiten des Körpers sich legenden Hände, ja selbst die Bekleidung. Der grösere Theil der Bildner hielt sich jedoch an die edlere Darstellungsweise und an den zarteren Typus der Griechen.

Dieß war der Zustand der etruskischen Bildnerei ungefähr um die Zeit der Erbauung Roms. Ihre Gestaltungen blieben zwar noch weit hinter jenem Ausdruck von Ruhe und Anmuth zurück, welche die Welt an den Meisterwerken der griechischen Bildner bewundert, allein sie begannen sich der Schönheit zu nähern. Indeß beleidiget auch ihr Anblick noch den feineren Sinn durch Härte der Umrisse, Derbheit der Formen und zu scharfe Andeutung der Theile, wobei die Knochen zu prall hervortreten und die Muskeln in zu heftiger Bewegung erscheinen.

Den höchsten Grad der ihr möglichen Vollkommenheit erreichte die Sculptur in Etrurien erst zur Zeit, da Griechenlands Ruhm nach den Siegen über die Perser im Vollglanze

ſtrahlte, und Etruriens Selbſtſtändigkeit allmählig den Römern zu erliegen begann.*) Aber auch da blieb ſie noch tief unter dem griechiſchen Vorbilde, und man kann behaupten, daß die Etrusker wohl die Bahn des Schönen betreten, doch nie das Ziel erreicht haben.

An der höhern Bildung der Etrusker hatten griechiſche Flüchtlinge großen Antheil. Die helleniſchen Staaten wurden immerzu von innern Unruhen erſchüttert, welche der unaufhörliche Kampf der Parteien erregte. Die unterliegende Partei, von der obſiegenden verbannt, ſah ſich dann gezwungen, in andern griechiſchen oder fremden Staaten Schutz zu ſuchen.

Durch einen ſolchen Parteizwiſt von Korinth vertrieben, kam auch Demarat mit Freunden und Künſtlern in die etruskiſche Stadt Tarquinii, vermählte ſich mit einer Eingebornen aus edlem Geſchlechte, und ward, ſo wie Tarquinius Priscus, ſein Sohn und nachmaliger König Roms, Beförderer der Kunſt und der Pracht.

Rom beſitzt noch jetzt mancherlei Werke etruskiſcher Kunſt: Schaumünzen, geſchnittene Steine, Lampen und Vaſen von vergoldetem Erz, Schalen, Statuen von Göttern, Heroen, Menſchen und Thieren, aus Thon, Erz, Alabaſter, Tufa**) und andern Steinarten des Landes gebildet. Manche Marmorbrüche wurden in Etrurien erſt kurze Zeit vor Octavianus Auguſtus entdeckt.

---

*) Zu Ende des dritten und am Anfange des vierten Jahrhunderts nach Roms Erbauung.

**) Anmerkung 8.

Die geschnittenen Steine zeigen auf der erhobenen Seite einen Käfer als Religionssymbol, manchmal auch irgend einen griechischen Mythos. Sie sind größtentheils durchbohrt, wurden also wahrscheinlich als Halszierden getragen. Die kleinsten Theile derselben sind mit ungemeinem Fleiße ausgearbeitet. Auf den Opferschalen und Vasen findet man gewöhnlich griechische Götter und Heroen abgebildet. Manche Vasen haben Basreliefs, welche sich auf die Bacchanalien beziehen. Man sieht da schwärmende Frauen und tanzende Mänaden mit wilden Geberden und fliegenden Haaren, ausgerüstet mit Trommeln und Cymbeln, brennenden Fakeln und geschwungenen Thyrsusstäben; manchmal auch den Bacchus selbst, auf seinem Wagen, oder irgend eine andere Gottheit; manchmal die Bekleidung der Jünglinge mit der männlichen Toga, weil diese Feierlichkeit bei den Etruskern, wie bei den Römern, an den Saturnalien geschah. Die Etrusker bedienten sich dieser Vasen bei Leichenbestattungen und Todtenopfern der in den Mysterien des Bacchus Eingeweihten, und ließen sie oft in den Gräbern zurück, damit kein Profaner sie durch Gebrauch entweihte. Manche Vasen erfreuen durch die leichte Zierlichkeit der Formen; einige derselben sind rund, mit halberhobener Arbeit. Auf manchen der, mit Figuren reich ausgestatteten Opferschalen sind die Umrisse und Verzierungen nur durch eingegrabene einfache Striche ohne Licht und Schatten angedeutet.*)

An Statuen besaß Etrurien einen solchen Reichthum, daß ganz Italien damit versehen wurde. Die Stadt Volsinii allein hatte deren zweitausend. Auch die Inseln Ilva und Cardinen

*) Abbildungen von noch existirenden etruskischen Alterthümern zu Florenz, Velletri, Volterra u. a. findet man in Micali's italischer Geschichte.

erhielten Metall-Figuren aus Etrurien. Dessen ungeachtet aber hat sich von den Denkmälern etruskischer Macht und Kunst verhältnißmäßig nur wenig erhalten. Der größte Theil derselben wurde durch die Einfälle der senonischen Gallier, durch die Kriege mit den Samniten und Römern, und durch den zweiten punischen Krieg, welcher seinen Schauplatz meistens in dieser Gegend Italiens hatte, so wie durch den Bundesgenossen-Krieg und durch die Wuth der Bürgerkriege zerstört, und bedeckte mit seinen Trümmern die Leiche seines unglücklichen Vaterlandes.

Die kleinen etruskischen Statuen werden in Rom noch jetzt hochgehalten.

Von der Mahlerkunst der Etrusker kann ich wenig berichten. Nur in den Grabmälern zu Tarquinii und in einem Grabe bei Clusium sah ich einige etruskische Gemälde: Kampfspiele, Triumphzüge, geflügelte Genien, gute und böse, welche die Seele geleiten, darstellend. Ohne eben vorzüglich zu seyn, gefallen sie doch durch Leichtigkeit und kräftige Sicherheit in den Umrissen, wie auch durch Farbengebung und schöne Gruppirung der Figuren.

Die Musik war den Etruskern eine göttliche Kunst. Der Etrusker Pisus erfand die eherne Tuba. Bei den Opfern hatten sie Flöten von Buchsbaum.*) Aber wie kam diese göttliche Kunst zu der Entweihung, daß man in Etrurien die Sclaven unter Flötenspiel-Begleitung geißelte? —**)

---

*) Plin. hist. nat. l. 7. c. 56. et l. 16. c. 37.

**) Aristoteles, apud Plutarchum in dialogo de cohibenda ira.

Die feierlichen Hymnen erhielten die Römer aus Etrurien, wie so viele andere Ausschmückungen und Aufzüge: die Insignien der königlichen Würde, die Pracht der Triumphzüge, Wagenrennen, Faustkämpfe und Fechterspiele bei den Leichenbegängnissen. Auch die Schiffsschnäbel und Anker, Wurfspieße und andere Waffen kannten die Römer den Etruskern.

Die ersten Schauspiele, und die ersten Schauspieler, so wie das eine solchen bezeichnende Wort Histrio, kamen aus Etrurien nach Rom. Übrigens blühte die Dichtkunst in diesem Lande nicht. Man kennt nur noch die etwas freien fescenninischen Verse, so genannt von der etruscischen Stadt Fescennia. Eben so wird auch nur ein tragischer Dichter der Etrusker erwähnt: er hieß Volumnius.*)

Die etruskische Geisteskultur ward von den Römern noch im fünften Jahrhundert so hoch geachtet, daß sie ihre Söhne in der etruskischen Kunst und Wissenschaft unterrichten ließen, wie hierin in der griechischen.**) Man behauptet sogar, der weise Pythagoras sey in Etrurien geboren, erzogen und unterrichtet worden. Den Beweis will man darin finden, daß die Etrusker viele pythagorische Symbole im Leben beobachteten, wie z. B. die Gewohnheit, gleich beim Aufstehen die Betten aufzuschütteln, in der Asche die Spuren des weggenommenen Topfes zu vertilgen, nicht aber ein Kehricht hinwegzuschreiten,

---

*) Varro führt dies an.

**) Livius l. 9. c. 36. — Cicero de legibus l. 2. c. 9.

keine Schwalben und kein Thier mit krummen Klauen in den Häusern zu bauen u. s. w. *)

Der Götterdienst der Etrusker hatte einen schwermüthig düstern Charakter, ähnlich dem egyptischen, und sehr contrastirend mit dem sonnenhellen Lebensmuthe der Griechen. Die ceremoniellen Bücher der Etrusker, voll furchtbaren Inhalts mit gräßlichen Ausdrücken, erfüllten mit Entsetzen. Ruhe und stiller Ernst herrscht bei den bekränzten Todtenmahlen und Leichenspielen der Griechen. Milch, Honig, Blumen, eine Todte — sie sind die Gaben, welche wir Griechen unsern Geliebten weihen. Die Leichenspiele der Etrusker werden mit tödtlichen Kämpfen gefeiert. Altäre und Gräber mit Menschenblut besprengt, um die unterirdischen Götter zu versöhnen.

Das Schicksal — lehrten die Etrusker — beherrscht die Welt; selbst die Götter haben nicht Macht, das Schicksal zu ändern. Sie besorgen das Wohl der Menschen, wandeln in menschlicher Gestalt unter ihnen, verkünden ihren Willen durch Zeichen, und fordern die Menschen durch Vorbedeutungen zur Abwendung angedeuteten Unglücks auf.

Nach der Lehre der Etrusker gibt es in Allem acht Menschengeschlechter, an Sitten und Lebensweise von einander verschieden. Jedem dieser Geschlechter ist eine gewisse Zahl von Jahren zugemessen, die von der Gottheit nach der Periode eines großen Jahres bestimmt wird.

Wenn diese Periode endet und eine neue eintritt, erscheinen Wunderzeichen, entweder am Himmel oder auf der Erde, und

*) Plutarch im 9. Buche der Tischreden.

diejenigen, welche sie bemerken und verstehen, erkennen daraus, daß nun Menschen von anderer Sitte und Lebensweise geboren werden, für welche die Götter mehr oder weniger als für die vorhergehenden sorgen. Bei einem solchen Wechsel der Generationen leiden dann alle Dinge große Veränderungen. *)

Hierin liegt der Grund jener wichtigen Lehre der Anzeichen und der Weissagungskunst, welche von den Etruskern zu den Römern überging und solchen Einfluß in die Staats-Angelegenheiten gewann, daß ich von derselben ausführlicher sprechen muß.

Der gebildete Theil der etruskischen Völker glaubte ein höchstes Wesen als Schöpfer, Beherrscher und Lenker der Welt und alles Lebens, glaubte auch Unsterblichkeit der Seele und Belohnung oder Strafe nach dem Tod.

Die Etrusker hatten viele Feierlichkeiten, und manche Mysterien, welche sie sehr verborgen hielten, vorzüglich die Geheimnisse der Cabiren und des Mithras. Die Zahl der Cabiren weiß man nicht mit Bestimmtheit; sie war verschieden in den verschiedenen Ländern, — Samothracien, Egypten, Phönicien, Griechenland, Italien u. a. — in welchen diese geheimnißvollen sowohl männlichen als weiblichen Gottheiten verehrt wurden; nur so viel ist gewiß, daß die Etrusker, deren Gottesdienst durchaus symbolisch war, unter dem Bilde der Cabiren sich Himmel und Erde, oder die Welt, vorstellten. Durch die Einweihung in die Mysterien der Cabiren, welche nächtlicher Weile geschah, hofften sie unverletzbar und in gefährlichen Unternehmungen, vorzüglich zur See, glücklich zu werden; schon die Argonauten ließen sich in dieselben einweihen. **)

---

*) Plutarch. in Sylla.

**) Strabo l. 10. — Herodot. l. 3. c. 37.

Auch die Myſterien des Mithras, der als Bild der Sonne und des Feuers verehrt wurde, waren pomphaft und ſchauerlich. Die Reinigung geſchah in denſelben durch Feuer und Waſſer. Schon Zoroaſter, Perſiens weiſer Magier, der fünftauſend Jahre vor dem troiſchen Kriege gelebt haben ſoll, lehrte: Mithras ſtehe in der Mitte zwiſchen Ahriman, dem Schöpfer des Böſen, und Horomazes, dem Schöpfer des Guten; daher auch Mithras bei den Perſern der Mittler heißt.

Die Etruſker hatten bei ihrer großen Anzahl der Götter auch verhältnißmäßig viele Prieſter, über welche ein Oberprieſter geſetzt war, den alle zwölf Lucumonien gemeinſchaftlich wählten. Die etruſkiſchen Prieſter hatten aber nicht nur den friedlichen Dienſt der Götter zu beſorgen, ſondern ſie wurden auch im Kriege gebraucht, wo ſie an der Spitze des Heeres mit Schlangen und brennenden Fakeln einherzogen.

Als etruſkiſche Nationalgötter, deren Verehrung nachmals auch in Rom eingeführt wurde, werden genannt:

Vertumnus, welcher ſich, gleich dem griechiſchen Proteus, in alle Geſtalten verwandelt, ein Bild des unaufhörlichen Wechſels in der Natur und im Leben. Schon der Name (vertere, werden, kehren, drehen) deutet auf raſtloſes Verändern; daher Vertumnus der Vielgeſtaltige auch als Gottheit des Handelsverkehrs erſcheint. Portumnus war Schutzgott der Häfen, Vedius Beherrſcher der Unterwelt.

Picumnus und Pilumnus, die brüderlichen Schutzgötter ländlicher Gatten, beförderten das Gedeihen der Kinder. Zugleich galt Picumnus als Erfinder der Düngung und hieß deßhalb auch Sterquilinus, ſo wie Pilumnus ſeinen Namen davon hatte, weil er die Getreidegermahlung mit der Keule (pilum, eine altetruſkiſche Waffe) gelehrt hatte.

Auch die Göttinn Mantuna ward von den Ehelenten verehrt; Volumnus und Volumna, ein hochzeitliches Paar. Vitumnus, der Schutzgott des beginnenden Lebens und seiner Erhaltung; Valentia, die Göttinn der Genesung.

Vacuna, die Göttinn der Muße, labte den Landmann, wenn er nach der Ernte von langer Müh' und Arbeit ausruhte. Im Tempel der Göttinn Nortia zu Volsinium wurden Nägel eingeschlagen, welche zur Bezeichnung der Jahrzahlen dienten. Beim Tempel der Göttinn Voltumna hielten die etruskischen Lucumonien Nacional-Versammlungen in Staatsangelegenheiten. *)

Bei den Opfern und heiligen Gebräuchen bedienten sich die Etrusker bemahlter Thongefäße mit Salben und Weihrauch, bei Verehrung weiblicher Gottheiten auch der Spiegel, Fächer, Sonnenschirme und Blumen, vorzüglich der Mohnblumen, des Rosmarins, der Knoblauchkopfe und der Artischoken.

Jedem Gotte war ein männlicher Genius, jeder Göttinn ein weiblicher beigegeben. Sie unterschieden aber gute und böse Genien; die erstern waren mit Flügeln geschmückte Lichtgestalten. In den Abbildungen hatten die Götter gewöhnlich eine Schale, einen Opferkuchen, oder einen Blumenkranz in den Händen, die Göttinnen meistens Sonnenschirme, Kistchen, Fächer, Schleier, oder gleichfalls Kränze.

---

*) Livius l. 4. c. 23. — l. 7. c. 3. — Varro de ling. lat. l. 4. — Dempsteri Etruria regalis. — Gori Mus. Etrusc. — Micali, italische Geschichte.

VIII.

Das höchst religiöse Volk der Etrusker behauptete in der Kunst der Zeichendeutung und Weissagung, welche in Rom unter dem Namen der etruskischen Kunst geachtet und erlernt wurde, vor allen gleichzeitigen Völkern den Vorzug.

Schon in früher Zeit ließ Rom, zufolge eines eigenen Senatsbeschlusses, über alle Wunderzeichen und bedenklichen Ereignisse die etruskischen Zeichendeuter befragen und sandte sogar mehrere (wahrscheinlich zwölf) Söhne aus den edelsten Geschlechtern zu den zwölf etruskischen Hauptstämmen, um sie in der Weissagungslehre unterrichten zu lassen;*) denn diese war in Etrurien das eigentliche Geschäft der Großen des Reiches, welche, gleich den Häuptern der zwölf souveränen Städte Lucumonen genannt wurden.

Die Lehre von den Vorbedeutungen, wie die Römer sie

*) Cicero de divinat. l. 1. c. 41. — Val. Maxim l. 1. c. 1.

anbanden, gründet sich auf jene der Etrusker, und ist im Wesentlichen folgende:*)

Die ganze Schöpfung gibt Vorzeichen der Zukunft. Einige derselben sind uns bekannt; viele aber kennen wir nicht, weil die Kunst Manches noch nicht bestimmt hat und Manches gar nicht bestimmen kann. So gibt es z. B. gar kein Thier, dessen Erscheinung und Bewegung nicht etwas vorhersage; allein es lassen nicht alle Thiere sich beobachten, sondern nur einige. Weissagung findet also nur bei dem Geordneten Statt. Zufällige, regellose und ungewisse Begebenheiten sind dazu nicht geeignet.

Es gibt vorzüglich sechs Hauptklassen der Gegenstände, folglich auch sechs Hauptarten der Vorbedeutung. Jene sind: die Himmelserscheinungen; Gesang, Flug und Fraß der Vögel; das Erscheinen anderer Thiere; die Eingeweide der Opferthiere, die Träume, und die Losung.

In dem Glauben, daß es eine Vorerkenntniß der Zukunft gebe, stimmen die Römer mit allen übrigen Völkern der Erde, den rohesten wie den gebildetsten, überein, und nennen die Vorhersehungskunst divinatio, gleichsam als wohne dem Sterblichen durch diese Wissenschaft etwas Göttliches inne. Männer

---

*) Als Hauptquellen gelten hier:
Seneca Quaest. nat. — Val. Maximus. — Cicero de divinatione. Festus de verborum signif. — Livius. — Plin. hist. nat. — Julius Obsequens de Prodigiis — Suetonius, im Leben der Kaiser. — Plutarch in den Biographien und in den moralischen Schriften. — Dionys v. Hal. — Dio Cass. u. a.

von Geist haben in Rom die Divination vertheidigt. Sie gründe sich, sagten sie, auf Erfahrungen seit beinahe undenklichen Zeiträumen, während welcher fast unzählige Male von den nämlichen Zeichen die nämlichen Erfolge angedeutet wurden. Aus denselben, oft wiederholten und aufgezeichneten Beobachtungen sey endlich jene Kunst entstanden. Dabei klagten sie über ihre eigenen Augurен, durch deren Ungeschicklichkeit und Nachlässigkeit manche Arten der Augurien und Auspizien außer Übung kamen und ganz verloren gingen.

Im Ganzen, dünkt mir, mag es sich wohl mit der Divination überhaupt so verhalten, wie mit unserm einst hochverehrten Orakel zu Delphi, welches gewiß nie so viel Ruhm und Ansehen, nie so viel Geschenke von Königen und Völkern erlangt hätte, wenn nicht die Wahrheit seiner Aussprüche — wie immer sie auch erreicht wurde — sich wenigstens größtentheils bewährt hätte.*)

Zuerst von der Bedeutung der eigentlichen Himmelserscheinungen. Diese, insbesondere die Blitze, galten ehmals unter allen Arten der Weissagung für die vorzüglichsten und entscheidendsten. Um die nöthigen Beobachtungen anstellen zu können, wird der Himmel in vier Haupträume eingetheilt: Von Mitternacht bis zum Morgen; von Morgen zum Mittag; vom Mittag zum Abend, und von diesem wieder zur Mitternacht. Jeder dieser vier Haupträume hat wieder vier Unterabtheilungen, wodurch im Ganzen sechzehn Theile entstehen, deren acht gegen Morgen zur Linken, und acht gegen Abend zur Rechten liegen.

Die Lehre von den Blitzen, als der ergreifendsten Himmels-

*) Cicero de divin. l. 2. c. 14. 15. et 17.

erscheinung, haben die Etrusker vorzüglich bestimmt und ausführlich behandelt. Die Blitze, lehrten sie, zeigen den Willen der Götter an, und verkünden die Zukunft, nicht nur einzelne Begebenheiten, sondern ganze Reihen folgender Schicksale.

Man kann Blitze erflehen und vorhersagen, denn sie entstehen nicht, weil Wolken zusammenstoßen, sondern die Wolken stoßen zusammen, um Blitze hervorzubringen.

Die Lehre von den Blitzen zerfällt, nach ihrer Lehre, in drei Theile: Erforschung des Blitzes, Weissagung aus demselben, und Versöhnung der Götter. Man muß daher beobachten: wo der Blitz entsteht, wann, für wen, und in welcher Sache; endlich von welcher Art und Größe er sey.

Die Einflüsse der Blitze sind außerordentlich; alle übrigen Vorbedeutungen werden durch sie aufgehoben, indem die übrigen so fest und gewiß sind, daß kein anderes Vorzeichen sie zu ändern vermag. Wenn die Eingeweide der Opferthiere oder Klang und Gesang der Vögel etwas Böses verkünden, so vermag ein glücklicher Blitz es wieder zu vernichten. Was aber ein Blitz verkündet, kann weder durch die Anzeichen der Eingeweide, noch durch die Deutung des Vogelfluges rückgängig gemacht werden.

Es gibt vier Hauptarten der Blitze, je nachdem man sie entweder nach ihrer physischen Wirkung, oder nach ihrem Einfluß auf den Menschen, oder nach dem Orte ihrer Entstehung, oder nach der Dauer ihrer Vorbedeutung betrachtet.

Die Blitze der ersten Art sind: durchbohrende, zerschmetternde, oder entfarbende. Jene der zweiten: rathende, befehlende, und Blitze des ruhigen Zustandes.

Der rathende Blitz geht vor der Sache her, indem wir etwas überdenken und ein Blitz uns zur Ausführung bestimmt oder davon abhält. Der befehlende zeigt sich nach geschehener Sache, die vermöge dieser Anzeige gute oder schlechte Folgen haben wird. Der Blitz des ruhigen Zustandes ist jener, welcher uns überrascht, da wir ganz ruhig sind und nicht einmal an irgend einen besondern Gegenstand denken. Von dem rathenden unterscheidet er sich dadurch, daß dieser ab — oder zuräth, jener aber allein die Vermeidung der bevorstehenden Gefahr in sich faßt.

Nach dem Orte ihrer Entstehung sind die Blitze entweder obere, welche vom Himmel herabkommen, oder unterirdische, welche aus der Erde hervorbrechen. Die erstern haben immer eine schiefe Richtung, die letztern eine gerade.

In Hinsicht auf die Zeit sind die Blitze entweder immerwährende, deren Bedeutung sich auf das ganze Leben erstreckt, die also nicht einzelne Begebenheiten, sondern eine ganze Reihe künftiger Schicksale verkünden; bestimmte, welche auf einen gewissen Tag zutreffen, oder verschiebliche, deren drohende Wirkung zwar verschoben, aber nicht ganz abgewendet werden kann.

Die Zeit des Aufschubes hat jedoch gewisse Gränzen, denn Blitze für einzelne Menschen und in Privat-Angelegenheiten können nicht über zehn Jahre, für ganze Städte und Länder und in öffentlichen Angelegenheiten nicht über dreyßig Jahre aufgeschoben werden. Endlich gibt es auch noch Familienblitze, welche nur die Schicksale einzelner Geschlechter verkünden.

Da die Blitze von den Wettern als Vorzeichen der Zukunft

gesendet werden, so können sie auch durch Gebete, Gelübde und Opfer — die verschiedlichen angenommen, sowohl abgewendet als auch herbeigerufen werden; ja, die Götter haben Manches zweifelhaft gelaßen, damit sie es zum Guten wenden können, wenn man ihnen Gelübde und Opfer weiht.

Blitze, welche von selbst entstehen, werden vom Donner begleitet, die von den Göttern gesendeten aber nicht.

Die Blitze von Abend und Mitternacht sind unglücklich, die von Morgen her glücklich; die glücklichsten von allen sind diejenigen, welche von Morgen kommen und wieder dahin zurückkehren. Von einigen Blitzen soll man weder sprechen noch sprechen hören.

Lorbeerbäume und Adler werden nie vom Blitze getroffen; darum wählte Jupiter diesen Vogel zu seinem Blitzträger. *)

Vom Blitz getödtete Menschen soll man nicht begraben.

Dieß ist die Lehre der Etrusker. Sie glaubten von neun Göttern, daß sie Blitze schleuderten. Die Römer glauben es nur von zweien: von Jupiter und Summanus; ersterer schleudert die Tagesblitze, letzterer die nächtlichen.

In Rom erzählt man noch von manchen seltsamen Wirkungen der Blitze. So stürzten unter Tibers Regierung viele Blitze vom Himmel, welche den Bein aus den Fäßern schlugen, ohne daß sich an diesen eine Spur der Verletzung zeigte

*) *Plin. hist. nat. l. II. c. 3.*

und von Nero's vollgedeckter Tafel verzehrte ein Blitz alle Gerichte. *)

Unter den Römern haben sich vorzüglich Cäcinna und der Philosoph Attalus mit dieser Kunst beschäftiget. Letzterer verband die Wissenschaft der Etrusker mit dem griechischen Scharfsinn. Cäcinna behauptete, es gäbe vier Arten der Blitze: einfordernde, wodurch die Götter die Entrichtung unterlassener oder nicht vorschriftmäßig dargebrachter Opfer verlangen; warnende, welche lehren, was zu vermeiden; todbringende, welche Tod und Verbannung andeuten; täuschende, welche unter dem Scheine irgend eines Gutes Schaden bringen, wie z. B. durch Reichthümer oder Ehrenstellen, die ihren Besitzer ins Elend stürzen. Ihnen entgegen gesetzt wirken die verwünschenden Blitze, welche nur den Schein einer Gefahr geben, und die aufhebenden, welche die Drohung vorhergehender Blitze vernichten.

Es gibt ferner — nach Cäcinna's Lehre — bezeugende Blitze, welche die Andeutungen der vorherlaufenden bestätigen; verborgene, welche in verborgenen Orten entstehen; einstürzende, welche die schon getroffenen, aber noch nicht gesühnten Gegenstände nochmal treffen; königliche, welche in ein öffentliches Gebäude oder auf vorzügliche Plätze einer Stadt einschlagen und politische Umwälzungen verkünden; gastfreundliche, welche Jupiter zum Opfer laden; helfende, die, herbeigerufen, zum Glücke derjenigen erscheinen, welche sie herbeigerufen haben.

Viel einfacher ist die Lehre des Attalus. Unter den Blitzen,

*) Dio Cass. l. 57. et 62.

sagt er, gibt es einige, die etwas vorbedeuten, Andere, die nichts verkünden, oder etwas, wovon wir keine Kenntniß haben, oder was uns nicht betrifft.

Die Blitze der Vorbedeutung sind glückliche oder unglückliche, gemischte oder gleichgültige. Die glücklichen bedeuten entweder ein fortwährendes oder ein flüchtig vergängliches Gut; die unglücklichen ein Übel, das sich entweder ganz, oder nur zum Theil, oder gar nicht vermeiden läßt. Die gemischten verkünden theils Gutes, theils Böses, oder verändern das Gute in Böses und das Böse in Gutes. Gleichgültige Blitze verkünden etwas, worüber man weder zu erschrecken, noch sich zu erfreuen hat; z. B. eine Reise, die weder Vortheil noch Schaden bringt.

Über diese Lehre von den Blitzen theilte mir Lucilius eine weise, würdige und erhabene Ansicht seines edlen Lehrers und Freundes Seneca mit, die zugleich den Beweis liefert, wie originell und tief ein kluger und wahrhaft großer Geist auch über solche Gegenstände denkt, welche ein Anderer, als geringfügig, keiner Betrachtung würdigt und als nichtigen Wahn verwirft. Eine solche Ansicht zeigt, welche schöne Deutung auch die Mythen gestatten, selbst wenn man sie nur für Gebilde der Phantasie wollte gelten lassen.

Es war, nach der Erklärung des Seneca, bei einer so großen Verwegenheit im Sündigen höchst nützlich und nothwendig, dem kühnen Menschen etwas aufzustellen, wogegen alle seine Kraft schwach und unzulänglich erliegen, all sein [illegible] scheitern müsse. Zum Schrecken derjenigen, welche nur [illegible] Furcht zur Reinheit der Sitten bewegt, setzte die Gottheit über das Haupt des Frevlers einen bewaffneten Rächer [illegible] ter (fast der Mythos) sendet nur die glücklichen Blitze nach

eigenem Willen und Belieben herab; will er aber einen verderblichen Blitz zur Erde schleudern, so hält er zuvor mit allen Göttern Rath, denn er ist das Ideal und Sinnbild eines Herrschers, welcher, auch allein, beglücken will, strafen und verderben aber nur dann, wenn Mehrheit der Gründe und der Stimmen ihn dazu bewegt. Eine große Lehre für diejenigen, denen hienieden große Gewalt zu Theil wurde! O möchten doch auch sie Viele zu Rathe ziehen, die Verdammungsurtheile wohl überlegen, die harten Schlüsse mildern, und erwägen, daß Jupiter sich nicht einmal mit seinem Rathe begnügt, wenn es darauf ankommt, etwas zu zerstören! —

IX.

Nicht minder wichtig war den Etruskern die Deutung des Vogelfluges. Die Vögel (lehrten sie) werden von den Göttern bewegt; und ihr Flug gibt Vorzeichen; man müsse daher bei jeder wichtigen Unternehmung, im Krieg und im Frieden sie beobachten.

Die Römer nennen die eigentliche Vorherkündung der Zukunft aus der Beobachtung der Vögel Auspicium; in frühern Zeiten hieß auch der Augur Auspex. Das Wort Augurium,*) manchmal mit jenem gleichbedeutend, wird gewöhnlich in einem weitern Sinne gebraucht, um die Weissagung künftiger Ereignisse aus allen Arten außerordentlicher Erscheinungen, welche bei den Römern Omina, Ostenta, Portenta, Monstra, Prodigia,**) heißen, zu bezeichnen. Die Römer unterscheiden mehrere Auguricn und Auspicien. Die

*) Augurium so viel als Avigerium. Festus, im Wort Augur: sagt: „Augur ab avium gestu dicitur, quia ea ille avium gestu futura explorabat.“ —

**) Cicero — de divin. l. 1. c. 42. — erklärt diese Wörter. „quia ostendunt, portendunt, monstrant, praedicunt.“

Anzeichen durch Blitz und Donner, und durch die Vögel, sind ein Augurium publicum; dagegen machen andere Erscheinungen nur ein Augurium privatum. Unglückliche Vorbedeutungen der letztern Art, welche Diræ oder diræ signa genannt werden, sind z. B. das Straucheln; das Jucken der Füße; triefende Augen; das Zähnklappern; das Ohrenklingen; verkehrtes Anziehen der Schuhe; das Prasseln des Feuers; das Krachen der Bretter oder Balken; irgend ein plötzlicher Schein in der Nacht; das Erscheinen eines Gespenstes. Dann insbesondere bei den Gastmahlen: das Verschütten des Salzes; wenn ein Gast trinkt oder vom Tische aufsteht, während dieser abgedeckt wird; das Nießen im Augenblicke, da ein neues Gericht auf die Tafel gestellt wird; das plötzlich allgemeine Schweigen einer Tischgesellschaft bei gleicher Anzahl der Gäste; eine dem Essenden aus der Hand fallende Speise. Außerdem: das Begegnen eines Weibes, welches im Gehen eine Spindel dreht; jene Schwermuth, von welcher man sich selbst keinen Grund anzugeben vermag; unversehenes Anbrennen eines Kleides; auch jedes seltsame Erscheinen vierfüßiger Thiere, welche dem Menschen den Weg durchkreuzen, oder sich an ungewöhnlichen Orten zeigen; eine ins Haus kriechende schwarze Katze; das Nagen einer Maus an einem Kleide; das plötzliche Emporhüpfen eines Fisches, wenn man am Wasser geht u. d. gl. *)

Wenn ein Augurium vorsetzlich so eingerichtet wird, daß es zur Beförderung einer politischen Absicht dienen muß, so

*) Plin. hist. nat. l. 2. c. 7. et l. 28. c. 2. — Dio Cass. l. 50. c. 28. — Frontin. Strateg. l. 2. c. 12. — Sueton. in Augusto c. 92. — Plutarch in Marcello. — Val. Max. l. 1.

nennen es die Römer ein erzwungenes, Augurium coactum, z. B. wenn man die Hühner so lange hungern läßt, daß sie das ihnen endlich vorgeworfene Futter gierig aufzehren, folglich das glücklichste Vorzeichen, ein sogenanntes tripudium solistimum, geben.

Ein eigenes Kriegs-Auspicium von glücklicher, siegverkündender Vorbedeutung finden die Römer in dem hellschimmernden Glanz, welchen die obern Spitzen der, vor den Zelten in die Erde gesteckten Speere im nächtlichen Dunkel so funkensprühend umherstrahlen, daß er gleich Fackelflammen den ganzen Lagerraum durchfunkelt. Sie nennen dieß ein Auspicium ex acuminibus supremis. Ein anderes Glückszeichen im Felde ist das Auspicium ex acuminibus infimis, wenn die untern Spitzen der Legionszeichen sich leicht aus dem Boden ziehen lassen, in dem sie fest gesteckt sind. *)

Als Marcus Lucullus, ein Legat des Sylla, den feindlichen Cohorten des Marius bei Fidentia im cispadanischen Gallien gegenüber stand, trug er, obschon er auf den Muth seiner Soldaten vertrauen konnte, dennoch Bedenken, eine Schlacht zu wagen, weil sein Heer schwächer und der größte Theil desselben sogar ohne Waffen war. Indem er aber noch überlegte und zögerte, wehte ein sanfter Luftstrom von einer nahen Wiese eine Menge Blumen herbei und streute sie über die Schilde und Helme der Soldaten, wo sie so liegen blieben, daß es den Feinden vorkam, jene seyen mit Kränzen geschmückt. Das glückliche Vorzeichen entflammte sogleich den Muth der

*) Cicero de divin. l. 2. c. 36. — Dionys. Hal. l. V. — Livius l. 22. c. 3. — Plutarch in Crasso. — Lucan. de bello civ. l. 7. v. 161.

Syllaner aufs Höchste; Lucullus griff an, tödtete achtzehntausend Feinde, und eroberte das ganze Lager. *)

Alle Anzeichen, die bei heiterm Himmel deutlich zu erkennen sind, nennen die Römer Auspicia liquida; jene von Zug- und Lastthieren Auspicia jugo.

Verkündeten die Auspicien Unglück, so wußten sich die Consuln ehmals oft dadurch zu helfen, daß sie dieselben wiederholen ließen, um beim zweiten Male die erwünschten günstigeren Zeichen zu erhalten. **)

So sehr hingen damals alle öffentliche Geschäfte von der Deutung ab, welche den Wink und Willen der Götter zu erkennen geben sollten! Man verzieh in jener Zeit die Verachtung der Auguricn nicht einmal den größten Männern nach Verrichtung der größten und glücklichsten Thaten, denn man hielt es für das öffentliche Wohl dienlicher, wenn Staatsmänner und Heerführer die Götter verehrten, als wenn sie den Feind besiegten.

Wenn ein Consul in dem heilig gehaltenen Raume zwischen der Stadt und der Ringmauer (welche die Römer pomoerium nennen), zur Beobachtung des Vogelflugs in einem gemietheten Hause oder in einem Zelte (tabernaculum) saß, und er aus irgend einer Ursache gezwungen wurde, in die Stadt zurückzukehren, eh er sichere Zeichen erhalten hatte, so mußte er zu der wieder erneuerten Beobachtung auch ein anderes Haus oder Zelt wählen.

---

*) Plutarch in Sylla.
**) Livius l. 8. c. 30.

So beobachteten jene alten Römer selbst in Kleinigkeiten die größte Genauigkeit, und gestatteten nicht, an den Gebräuchen etwas zu ändern oder sich darüber hinwegzusetzen; denn sie gingen von dem Grundsatz aus, daß niemand die Staatsverfassung gleich anfangs durch ein grobes Verbrechen erschüttere, derjenige aber, der es im Kleinen nicht genau nimmt, auch allmählig die Sorgfalt für das Größere vernichte.*) C. Atejus, ein trefflicher Mann, wurde von dem Censor Appius bestraft, weil er in den Auspicien betrogen hatte.**)

Die Beobachtung der Vögel ist in Rom das besondere Geschäft einer eigenen Priesterklasse, der Augurен, deren ältester als Vorsteher Magister collegii heißt. Da Romulus herrschte, hatte Rom noch keinen Augur als ihn selbst. Erst Numa Pompilius setzte drey Auguren ein, für jede Tribus einen;***) und als Servius Tullius die Tribus mit einer neuen vermehrte, kam noch ein vierter Augur hinzu.

Bis zum Jahre 454 der Stadt nahm man die Auguren nur aus patricischen Geschlechtern; dann wurde ihre Zahl auf neun erhöht, und es gelangten auch Plebejer zu diesem Priesteramt.†) Sylla vermehrte sie auf funfzehn. Julius Cäsar war Pontifex maximus und Augur zugleich.††) Die Auguren

---

*) Plutarch. in Marcello, et in Aem. Paulo.
**) Cicero de divin. l. 1. c. 16.
***) Liv. l. 4. c. 4.
†) Idem l. 10. c. 6. et 9.
††) Cicero ad Famil. l. 13. epist 68.

wurden zuerst von den Königen, dann von ihrem eigenen Collegium, nachher vom Volke gewählt; endlich ging das Wahlrecht mit Oktavianus Augustus an die Imperatoren über.*)

Die Auguren genossen in Roms früheren Zeiten außerordentliche Vorrechte. Jeden, eines Verbrechens überwiesenen Priester traf nebst der Landesverweisung auch der Verlust seiner Würde; der Augur aber war so hochgehalten, daß er, selbst des ärgsten Vergehens wegen, seiner Würde nicht entsetzt wurde; wer einmal mit derselben bekleidet war, konnte sie nur mit dem Leben verlieren. So hatte denn selbst das mächtige Glück über diese Würde keine andere Macht als die — sie zu geben.**) Die Auguren waren auch immer sorgfältig bedacht, ihren großen Einfluß durch Eintracht unter sich fest zu halten, und nahmen daher Keinen in ihr Collegium auf, von dem sie wußten, daß er gegen einen desselben feindlich gesinnt sey.

In frühern Zeiten war der Einfluß der Auguren ohne Vergleich stärker als jetzt. Wenn in den Comitien die wichtigsten Staatsangelegenheiten geschlichtet wurden, hatte der Consul, welcher die Auspicien hielt, einen Augur zur Seite, der die Vögel beobachtete, um, eh man einen Beschluß faßte, den Beifall oder die Mißbilligung der Götter zu erfahren. Selbst kein Staatsamt durfte ohne Auspicien angetreten werden. Die drei höchsten Magistrate: Consul, Prätor und Censor, hatten die Auspicia majora, die übrigen die minora.***)

---

*) (Magister Collegii) — Cicero de Senect. c. 18. — Livius l. 4. c. 34. — l. 1. c. 13. — Dionys. Hal. l. 2. §. 22. — Plutarch. Quæst. rom. 96. — Sueton. in Aug.

**) Plinius l. 4. epist. 8.

***) Messala in libro de auspiciis, apud Gellium l. 13. c. 15.

Aber schon zu Cicero's Zeit begann die Periode ihres Verfalls, und kein Zeitgenosse, der freche Clodius, wagte den Gesetz-Vorschlag, die Volksversammlungen ohne Auspicien zu halten. *)

Ja so wichtig aber diese Auspicien einst gehalten wurden, eben so unbedeutend und lächerlich erscheinen sie jetzt. Und dennoch sind die Menschen so schwach, daß sie selbst dasjenige, was sie als wichtig erkennen, nicht verwerfen, sondern manche Gewohnheit deshalb beibehalten, weil sie seit Jahrhunderten besteht.

So spielt man noch jetzt das Augurium, so oft eine obrigkeitliche Person von höherm Range ihr Amt antritt, und die einst so heilig geachtete Feyerlichkeit prangt nun im Flitterglanz ihrer erkannten Nichtigkeit nicht minder. Der mit der Staatswürde neu bekleidete Mann begibt sich am Tage des Antritts vor Sonnenaufgang an einen freien Platz und spricht sein Gebet. Hierauf versichert ihn der Augur, daß er zu Linken — ein glückliches Zeichen, einen Blitz gesehen habe. Und so ist die Sache abgethan. **)

Einst bestand das Geschäft des Augurs nicht bloß in der Anzeige eines Vorzeichens, sondern er mußte dasselbe auslegen und, bei unglücklichen Vorbedeutungen, auch die Mittel zur Versöhnung der Götter angeben. Dem Consul kam es dann zu, nach der Erklärung des Augurs den Entschluß zu fassen; z. B. ob der Feind anzugreifen, die Schlacht aufzuschieben oder zu vermeiden sey. Im Kriege wurden die Auspicien gewöhnlich

---

*) Cicero Orat. post red. in senatu c. 5.

**) Dionys. l. 2. §. 6.

im Zelte des Feldherrn gehalten. Das Bild eines alten Auguriums glaube ich wie eine Erscheinung vor mir zu sehen.

Gehüllt in ein langes Kleid von Scharlach und Purpur*), eine Mütze von koniſcher Form auf dem Haupte, (einen aſtloſen, oben mit ſanfter Krümmung ſich umbiegenden Stab **) in der Hand, ſitzt der Augur, an der Seite eines Mannes von hoher Staatswürde, nach Mitternacht und vor Sonnenaufgang, an einem erhabenen Orte, von dem er die umliegende Gegend überſchauen kann. Er bringt zuerſt ein Opfer, ruft, ſtehend mit entblößtem Haupte, die Götter an, und ſetzt ſich wieder, das Geſicht gegen Sonnenaufgang gewendet, auf einen Stein, ſo, daß ihm die ſüdliche Gegend zur Rechten, die nördliche zur Linken liegt.

Nun bezeichnet er mit ſeinem Stabe von Oſten gegen Weſten den Raum der Himmelsgegend***), innerhalb dem er die Beobachtung vernehmen will. †)

Nächtlicher Weile hatten die römiſchen Augurn ſtets offene, mit keinem Deckel verſehene Laternen, indem ſie nur bei ruhigem, windſtillen Wetter, wo ſolche Laternen zu brauchen wären, zur Beobachtung des Vogelfluges ausgingen, weil die Vögel beim Wehen des Windes keinen gewiſſen Stand halten, folglich wegen des unſtäten Umherflatterns keine zuverläſſigen Zeichen geben. Überdieß ſcheint hierin auch eine ſinnbildliche Vorſtellung zu liegen. Die Laterne, glaubt man, gleiche

*) Trabea.
**) Lituus.
***) Templum, abgeleitet von tueri, ſchauen.
†) Aul. Gell. III. 2. et V. 8. — Livius. l. 34. c. 14. — Dionys. Hal. II. 5.

dem, die Seele umgebenden Körper, das Licht aber sey die Seele, deren Denkkraft stets unverhüllt um sich schauen müsse, nie eingeschlossen seyn, nie verlöschen dürfe. Es war daher den Augurn auch verboten, bey Vogelflug zu beobachten, wenn sie ein Geschwür am Leibe hatten, um sinnbildlich anzudeuten, daß sie eben so rein an Geist und Gemüth seyn müßten. *)

Die Anzeichen zur Linken gelten den Römern fast immer für glückliche, wie uns Griechen die von der Rechten. Die Römer nennen daher ein glückliches Zeichen, auch wenn es von der Linken kommt, ein signum dexterum, geben also diesem Wort eine doppelte Bedeutung, und gebrauchen es, sowohl, um das zu bezeichnen, was zur Rechten ist, als auch dasjenige, was eine glückliche Vorbedeutung gibt. **)

Schon Romulus beobachtete bei der Grundlegung der Stadt den Vogelflug, und wird als ein vortreflicher Augur gerühmt. ***) Nach ihm zogen auch die folgenden Könige das Augurium zu Rathe; eben so die ihnen folgenden Magistrate. Als Numa Pompilius vom römischen Senat zum König erwählt wurde, verlangte er, daß man seinetwegen vorher die Götter befrage. Sein Wille wurde feierlich vollzogen, auf folgende Weise:

Ein Augur, welcher diese Priesterwürde nachher, der Ehre wegen, für immer behielt, führte den erwählten König auf den capitolinischen Berg, wo er sich, das Gesicht gegen Süden ge-

---

*) Plutarch. in quest. roman. 69. et 70.
**) Cicero de div. l. 2. c. 39.
***) Idem cod. l. 1. c. 1.

wendet, auf einen Stein setzte. Der Augur ließ sich, mit verhülltem Haupte, ihm zur Linken nieder; bezeichnete die Himmelsgegend, nahm den Stab in die linke Hand, legte die rechte dem König auf das Haupt, und sprach:

„Vater Jupiter! soll dieser Numa Pompilius, dessen Haupt ich berühre, Roms König werden, so erkläre dieß innerhalb der Gränzen des von mir bestimmten Himmelsraumes durch sichere Zeichen!“

Hierauf nannte er den Vogelflug, welchen er wünsche, und als dieser kam, ward Numa zum König ernannt.

Zur Zeit des ersten Tarquinius erwarb sich der Augur Attius Navius Ruhm und Ansehen. Als dieser, der Sohn eines armen Mannes, Schweine hüthete, und eines derselben sich von der Heerde verlor, gelobte er — so geht die römische Sage — dem Gotte, wofern er es wieder fände, die größte Traube der ganzen Gegend. Nachdem er das Schwein wirklich gefunden hatte, nahm er, in Verlegenheit, wie die größte Traube zu finden sey, seine Zuflucht zu dem Vogelfluge, stellte sich in die Mitte eines Weinbergs gegen Mittag, theilte diesen in vier Theile, und nachdem die Vögel in drei Theilen nicht zugesagt hatten, fand er in dem vierten die erwünschte Traube von ungewöhnlicher Größe. Dadurch erwarb er sich einen solchen Ruf, daß selbst der König ihn zu sich berief, und sagte:

„Wohlan du Liebling der Götter! befrage deine Vögel, ob das, was ich mir jetzt denke, möglich sey?“ —

Als der Augur die Frage bejahte, sagte der Tarquinius: „Ich dachte mir, du würdest einen Kiesel mit einem Scheermesser zerschneiden.“ Und sogleich vollzog der Augur, in Gegen-

wart des Königs und des Volks — das Unglaubliche. Man grub den Kiesel und das Messer auf dem Comitium ein, und errichtete darüber dem bewunderten Augur, dicht an der Treppe zur Linken der Curie, ein Standbild mit verhülltem Haupte. *)

Die Deutung des Vogelflugs scheint aber, sowohl bei den Etruskern als bei den Römern, absichtlich in ein gewisses Dunkel gehüllt worden zu seyn, um dadurch mehr Willkühr und Einwirkung auf die Menge zu gewinnen, welche oft nur durch solche Mittel im Zaume zu halten ist. Nur Weniges läßt sich hierin mit Bestimmtheit berichten.

Die Vögel, je nachdem sie Anzeichen durch Flug, Stimme, oder Aufzehren des Futters geben, heißen im ersten Fall prapetes, im zweiten oscines, im dritten pulli; die prapetes aber sind ihnen entweder superiores (hochfliegende) oder inferiores (die niedrigfliegenden.)

Außer diesen drei Hauptklassen unterscheiden sie noch die glückbedeutenden Vögel (aves sinistræ); die Böses anzeigenden und vom Guten abhaltenden (aves funebres); Aufschub verursachende (aves arcuæ); verhindernde (remoræ); erschwerende (clivim); und aves alteræ, welche durch ihr zweites Erscheinen die erste Anzeige aufheben. **)

Vorbedeutung durch den Flug geben: der Adler, der Geier, und der Habicht; durch die Stimme: der Rabe, die Krähe, die Eule, und der Hahn. Durch das Fressen: die Hühner.

---

*) Cicero divin. l. 1. c. 17. — Liv. l. 1. c. 36. — Dionys. Hal. l.

**) Diese Erklärungen gibt Festus.

Der Adler bedeutet durch seinen Flug von der Linken zur Rechten unfehlbares Glück. Der Habicht, des Adlers Todfeind, verkündet Krieg und Blutvergießen.

Als Tarquinius der Erste mit seiner Gemahlinn Tanaquil aus der etruskischen Stadt Tarquinii nach Rom zog, schwebte, da sie sich dem Janiculus näherten, ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln sanft hernieder, nahm ihm den Hut, umkreiste schreiend den Wagen, setzte ihm den Hut wieder auf den Kopf und flog empor.

Tanaquil, der himmlischen Wunderzeichen nach etruskischer Sitte kundig, nahm diese Erscheinung höchst freudig auf, und umarmte den Gemahl mit der Versicherung, daß er Großes und Erhabenes zu erwarten habe; denn dieser Vogel, sagte sie, sey aus der Himmelshöhe als Bothe des höchsten Gottes gekommen, habe das Zeichen an dem erhabensten Theile des menschlichen Körpers gegeben, und die, dem Haupte von Menschenhand aufgesetzte Zierde dem Haupte genommen, um sie demselben auf göttlichen Wink zurückzustellen. *)

Von dem alten Marius erzählt Cicero in seinem epischen Gedichte dieses Namens das folgende Auspicium:

Des hochdonnernden Zeus geflügelter Bothe bekämpfte,
Wund vom Biße der Schlange, die sich am Stamme heraufwand,
Wüthend, mit scharf durchbohrenden Klauen den Drachen, der tödtlich
Schon verwundet, mit stachligem Nacken noch feindlich ihm drohte.

*) Livius l. 1. c. 34. — Dionys. Hal. l. 3

Wie er ſich bäumte, zerriß ihn jener mit blutigem Schnabel,
Kühlte den Zorn, und rächte die bitteren Schmerzen: dann warf er
Ihn zerfleiſcht und ſterbend hinab in die Wogen, und wandte
Von der Sonne Niedergang ſich zum ſtrahlenden Aufgang
Marius aber, der Seher der himmliſchen Gottheit, bemerkte,
Als er ihn ſah, in dem ſtürzenden Fall der eilenden Schwingen
Sich das glückliche Zeichen von ſeinen Thaten und ſeiner
Rückkehr. Jupiter ſelbſt, der Vater, beſtätigte donnernd
An dem Himmel zur Linken das große Zeichen des Adlers. *)

Bei der Beobachtung des Vogelfluges kommt auch viel auf die Mehrheit und das frühere oder ſpätere Erſcheinen der Vögel an. So wurden Romulus und Remus, da ſie Auſpicien hielten, beide als Könige begrüßt, weil ſich jenem ſechs Geier zuerſt, dieſem aber nachher deren zwölf gezeigt hatten. Von jener Zeit an pflegten die Römer die Geier vorzüglich zu beachten. Überhaupt hielten ſie den Geier für das unſchädlichſte Thier, welches weder den Pflanzen noch dem Vieh Schaden thue. Der Geier — ſagen die Römer — fliegt zwei oder drei Tage zuvor an den Örtern, wo ein Aas ſeyn wird, nährt ſich von dieſem, tödtet und verletzt aber nichts, was Leben hat, und berühret nicht einmal todte Vögel, weil er mit ihnen verwandt iſt. **) Adler, Eulen und Habichte hingegen ſtoßen auf Thiere ihrer Art, und tödten ſie.

Jene Reinheit des Geiers nebſt der Seltenheit und dem Ungewöhnlichen ſeiner Erſcheinung, ſteigerten ſeine Wichtigkeit in den Auſpicien auf den höchſten Grad. Dem Cajus Marius zeigten ſich, wie man erzählt, vor jeder glücklichen Un-

*) Cicero div. I. 47. (Überſ. von Hottinger.)

**) Plutarch im Leben des Romulus, und Plinius im zehnten Buch der Naturgeſchichte.

ternehmung im Kriege zwei Geier in der Nähe des Heeres, und zwar stets dieselben. Man erkannte sie an ihren kupfernen Halsbändern; denn die Soldaten hatten sie eines Tages gefangen, legten ihnen diese Halsbänder an, und ließen sie wieder fliegen. Seitdem waren sie gleichsam mit den Soldaten bekannt, und schienen sie zu begrüßen; diese aber freuten sich, wenn sie die Geier erblickten, und versprachen sich dann Glück und Sieg. *)

Der Rabe ist ein Vogel von unglücklicher Vorbedeutung; die übelste gibt sein dumpfes Stöhnen. Nur das Krächzen eines Raben zur Rechten ist ein Glückszeichen.

In einem gallischen Kriege ließ sich ein römischer Kriegstribun mit einem Gallier von außerordentlicher Größe des Körpers und der Waffen in einen Zweikampf ein. Sie hatten kaum begonnen, da setzte sich plötzlich ein Rabe auf den Helm des Römers gegen den Feind. Der Tribun nahm dieß sogleich für ein, ihm günstiges Himmelszeichen, und bat den Gott, welcher ihm diesen Kampfgenossen sandte, um seinen Beistand. Der Vogel übernahm sofort die Vertheidigung des Römers gegen den gallischen Riesen, schlug mit den Flügeln, hackte mit Schnabel und Krallen nach Mund und Augen, daß dieser, durch die seltsame Erscheinung in Schrecken gesetzt, Gesicht und Muth zugleich verlierend, endlich dem Schwerte des Tribuns erlag.

Dem M. Tullius Cicero verkündigte ein Rabe den nahen Tod, indem er das von einem Sonnenzeiger ausgerissene Eisen fallen ließ, auf jenen plötzlich zuflog, in den Zipfel seiner Toga

*) Plutarch im Leben des Marius.

biß und dieſe ſo lange feſthielt, bis ein herbeieilender Sklave die Ankunft der Soldaten meldete, die ihn zu morden kamen. *)

Unter der Regierung des Imperators Tiberius ſetzte ein junger Rabe ganz Rom in Bewegung. Er flog aus einem Neſte auf dem Tempel des Caſtor und Pollux auf die gegenüberſtehende Bude eines Schuhmachers, welcher ihn reden lehrte. Nun flog der befiederte Redner jeden Morgen nach dem Forum, ſetzte ſich auf die Rednerbühne, begrüßte zuerſt den Imperator Tiberius, ſodann den Germanicus und Druſus mit Namen, hierauf das vorübergehende römiſche Volk. Darauf flog er wieder zu ſeinem Meiſter zurück. Dieſe freundliche Aufmerkſamkeit ſetzte er mehrere Jahre fort und war der Gegenſtand allgemeiner Liebe und Bewunderung, welche ſelbſt auf ſeinen Herrn überging. Dieß weckte endlich die Mißgunſt des benachbarten Schuhmachers, welcher den Vogel tödtete, und ſich damit entſchuldigte: er habe es in einer plötzlichen Aufwallung von Jähzorn gethan, weil der Rabe ſeine Schuhe beſchmutzt habe. Das Volk gerieth über den Mord ſeines redſeligen Lieblings in ſolche Beſtürzung und Wuth, daß es den Mörder zuerſt aus der Gegend verjagte, endlich ihn ſogar erſchlug. Dem Raben aber wurde am achtundzwanzigſten Tage des Monats März ein feierliches Leichenbegängniß gehalten. Man legte ihn auf ein Todtenbette, welches zwei Mohren auf den Schultern trugen. Ein Flötenſpieler ging voran; hinterher ein unzähliges Gefolge. Es fehlte nicht an Kränzen aller Art. So ging der Leichenzug nach der appiſchen Straße auf das Feld des Rediculus, wo der Vogel auf den ihm errichteten flammenden Scheiterhaufen gelegt wurde. Dieß geſchah in einer Stadt, wo niemand den Tod des Scipio Aemilianus, des Beſiegers von Carthago und Nu-

*) Val. Max. l. 4. — Appianus de bello civ. l. V.

mantia, gerächt hatte. Kaum hätten unſere leidenſchaftlich reizbaren Athener ſich anders benehmen können! *)

Die Krähe gilt den Römern als ein Unglückverkündender Vogel, vorzüglich, wenn ſie über dem Jungen brütet. Die Eule iſt ein Leichenvogel und für die Auſpicien der ſchrecklichſte, ein Nachtgeſpenſt, das ſich durch keine Stimme, ſondern nur durch ein leiſes dumpfes Ächzen vernehmen läßt. Ihre Erſcheinung iſt beinahe immer und überall ein böſes Zeichen. Als eine Eule einſt in das Capitol flog, mußte die ganze Stadt gereiniget werden. **)

Die Schwalben geben ein unglückliches Vorzeichen, wenn ſie ihre Neſter auf Zelte oder Kriegsſchiffe bauen. Die Tauben ſind Glücksvögel. Die glücklichſte Vorbedeutung geben die Schwäne, insbeſondere den Schiffenden. So wenig ein Schwan — ſagen die Auguren — im Meere erſäuft, eben ſo wenig wird der Schiffende, dem ein Schwan erſcheint, Schiffbruch leiden. Von unglücklicher Vorbedeutung iſt dagegen die Erſcheinung des Flammenvogels (Avis incendiaria oder spinturnix), welcher die Kohlen von den Altären raubt. Die weißen Vögel überhaupt geben gute Vorzeichen, die ſchwarzen böſe. ***)

Auch der Baumſpecht (Picus Martius), welcher ſeinen

---

*) Plin. hist. nat. l. 10. c. 43.

**) Plin. hist. nat. l. 10. c. 12.

***) Isidorus de origin. l. 12. c. 7. — Virgil. Aeneid. l. 6. v. 190. et l. 7. v. 396. — Ovid. Amor. l. 3. Eleg. 12. — Propert. l. 2. Eleg. 24. — Plin. hist. nat. l. 10. c. 13.

Namen von einem alten Latiner-König erhielt, iſt ein weiſſagender Vogel, und gab dem Prätor L. Tubero Anlaß zu einer großen That, würdig einer erhabenen Römerſeele! Als ein ſolcher Vogel ſich auf das Haupt dieſes Mannes, welcher auf dem Forum von ſeinem Tribunal herab Recht ſprach, ſo furchtlos ſetzte, daß man ihn mit der Hand ergreifen konnte, deuteten die Augurен dieß ſo: des Vogels Freilaſſung bedeute den Untergang des Reiches, ſein Tod den Tod des Prätors. —

Sogleich zerriß Tubero den Vogel, und bald ward die Vorbedeutung zu ſeinem unſterblichen Ruhm und zum Wohle des Vaterlandes erfüllt.*)

Der Weihe gibt ein böſes Zeichen, wenn er von den Leichenmahlen oder von den Opferaltären etwas wegnimmt.

Der Hahn verkündet Sieg, wenn er Abends oder nächtlicher Weile kräht, vermuthlich deshalb, weil dieſer Vogel zu ſchweigen pflegt, wenn er im Kampfe überwunden iſt, und ſich nur dann hören läßt, wenn er geſiegt hat.

Im Gebieth von Arimiuum ſoll einmal ein Hahn ſogar geredet haben.**)

Von beſonderer Vorbedeutungs-Wichtigkeit waren den Römern in früherer Zeit die Hühner (pulli). Dieſe gewährten den eigenen Vortheil, daß man ſie zu jeder Zeit und an jedem Orte haben konnte, was bei den übrigen Vögeln nicht

*) Plin. hist. nat. X. 12.
**) Plin. hist. nat. l. 10. c. 12. — Aurel. Victor. hist. rom. cap. 6.

thunlich war, weil sie frei im Luftraum erscheinen mußten. Man unterhielt weiße Hühner auf Staatskosten, sowohl auf dem Kapitol als im Lager, um vor der Schlacht aus ihrer Freßbegierde oder Unlust auf bevorstehendes Glück oder Unglück zu schließen und sich darnach zu richten. Sie hatten ihre eigenen Wärter, pullarii.

Das glücklichste Zeichen gaben diese Staatshühner dann, wenn sie so gierig fraßen, daß sie selbst die aus den Schnäbeln entfallenden Futterkorner von der Erde hastig wieder auflasen. Die Romer nannten dieß tripudium solistimum.*)

Die Auguren und Hühnerwärter nahmen es aber mit solchen Glückszeichen nicht immer so genau. In einem Kriege mit den Samnitern ließ der Consul Papirius in der Nacht ein Hühner-Auspicium halten. Die Hühner zeigten keine Freßlust; da aber eine gute Vorbedeutung der Art eben unumgänglich nöthig war, indem die romischen Soldaten vor Kampfbegierde brannten, erlog der Hühnerwärter sogleich ein tripudium solistimum, und der Consul, nun gewiß, unter dem Schutze der Götter zu kämpfen, ließ das Schlachtzeichen aufstellen. Während der Schlacht geriethen die Hühnerwärter unter einander in einen Zank über das Auspicium. Reitern, welche den Zwist hörten, schien die Sache wichtig. Sie eilen, dem Bruder des Consuls zu melden, es seyen des Auspiciums wegen Zweifel entstanden. Dieser, darüber ängstlich, trug die Geschichte dem Consul vor, erhielt aber zur Antwort: »Halte nur du, mein

*) Cicero de divin. l. 2. c. 34.

Das Wort tripudium oder terripudium wird von terripavium abgeleitet, welches das Schlagen oder Stoßen auf die Erde, auch mit dem Schnabel, bedeutet.

Bruder, dich wacker! Gab übrigens ein Hühnerwärter erlogene Kunde, so hat er sich selbst Verantwortung zugezogen. Mir ward einmal ein tripudium solistimum gemeldet, ein Glückszeichen für den Staat wie für das Heer! — Hierauf befahl er den Centurionen, die Hühnerwärter in das Vordertreffen zu stellen. Als nun derjenige unter ihnen, welcher das falsche Auspicium verkündet hatte, von einem Speer getroffen, vor dem Legionszeichen todt zu Boden stürzte, benützte der Consul auch dieses sogleich zum Besten, und sagte: „Die Götter sind im Kampf zugegen. Dem Schuldigen ward seine Strafe!“ *)

So haben klügere Römer dieses politische Blendwerk wohl stets von der rechten Seite an, und der ältere Plinius, nach dem gelehrten M. Varro vielleicht der größte Vielwisser unter den Römern, erklärte ganz unverholen: „Die Hühner regieren die römischen Obrigkeiten, schließen oder öffnen die Curie, bewegen oder hemmen die Fasces, gebiethen oder verbiethen Schlachten, und sind die Verkünder aller Siege auf dem ganzen Erdboden.“ **)

Verschmähten die Hühner das Futter, so galt dieß für ein sehr böses Zeichen. Als man dem Consul P. Claudius, da er im ersten punischen Kriege eben eine Schlacht liefern wollte, eine solche unglückliche Vorbedeutung meldete, rief er zürnend: „Nun denn! wollen sie nicht fressen, so sollen sie doch saufen!“ Und mit diesen Worten ließ er die widerspänstigen Hühner ins Meer werfen. Aber leider erlitt das römische Heer bald darauf eine Niederlage. ***)

---

*) Livius l. 10. c. 40.
**) Plin. hist. nat. l. 10. c. 22.
***) Val. Maxim. l. 1. c. 4.

Als der Consul Cajus Flamminius im zweiten punischen Kriege vor der Schlacht mit Hannibal die Auspicien mit den Hühnern vornehmen ließ, sagte ihm der Hühnerwärter, das Treffen müsse aufgeschoben werden. Flamminius fragte ihn, was zu thun sey, wenn es den Hühnern auch bei der Wiederholung des Auspiciums nicht zu fressen beliebe? — Auf die Antwort: „Man müsse abermals zuwarten", rief der Consul: „Fürwahr! eine herrliche Sache um die Auspicien, wenn man nur schlagen darf, wenn die Hühner Eßlust haben, und nicht schlagen, wenn sie satt sind!" — Er that sogleich den Angriff — und wurde geschlagen. *)

Die Gänse sind zwar nicht eigentlich weissagende Göttervögel, genoßen aber ehmals große Hochachtung für den wichtigen Dienst, welchen sie dem Staat leisteten, indem sie die Gallier verriethen, welche sich nächtlicher Weile des Capitols bemächtigen wollten. Sie werden, als Roms Retterinnen, vom Staat genähret.

Nebst den Vögeln können auch andere Thiere die Zukunft verkünden. Spinnengewebe auf den Fahnen der Soldaten; Ameisenhaufen, welche sich in Städten versammeln; Bienenschwärme, die sich auf Tempel, Götterbilder oder Legionszeichen setzen, oder ein Feldlager umkreisen; entlaufende Opferthiere, heulende Hunde, welche nächtlicher Weile die Straßen schaarenweise durchlaufen; das Erscheinen vieler Schlangen, die, wie die Sage geht, aus dem Rückenmark menschlicher Leichname erzeugt werden; **) u. m. a. geben böse Vorzeichen.

---

*) Cicero de divin. l. 1. c. 35.

**) Ovid. Metam. l. 15. v. 390. — Plin. hist. nat. X. 66.

Als Tiberius Gracchus, welcher zweimal Conſul und Cenſor war, einſt zwei Schlangen in ſeinem Hauſe fand, berief er Zeichendeuter, welche ihm erklärten: »Wenn er das Männchen loslaſſe, ſo werde ſeine Gemahlinn ſterben; laſſe er das Weibchen los, er ſelbſt.« Er that das letztere, und ſtarb wenige Tage nachher.

Als Sylla in der Gegend von Nola *) vor ſeinem Zelt opferte, erhob ſich an dem Opferheerde von unten herauf eine Schlange. Der Haruspex Gajus Poſtumius bat den Sylla das Heer ſogleich ins Treffen zu führen. Er that es, ſiegte eroberte die Stadt und das feſte Lager der Samnier.

Als der berühmte Schauſpieler Roscius als Kind in der Wiege lag, erblickte ſeine Wärterinn, da ſie in der Nacht erwachte, den ſchlafenden Knaben von einer Schlange umwunden. Der hierüber befragte Haruspex erklärte: Dieſer Knabe werde ein ſehr berühmter Mann werden. Ein Namensgenoſſe des unſterblichen Praxiteles verewigte die Begebenheit durch ein ſilbernes Gebilde von erhabener Arbeit, und Archias durch ein ſchönes Gedicht. **)

P. Scipio wurde für einen Götterſohn gehalten; weil ſich — der Sage nach, im Schlafgemach ſeiner Mutter oft eine Schlange ſehen ließ. Scipio beſaß bei ſeinen wirklich großen Eigenſchaften zugleich die Kunſt, mit denſelben Aufſehen zu erregen, und ſah es gerne, wenn man ihm göttliche Erſcheinungen und Eingebungen zuſchrieb. Wurde er hierüber befragt, ſo bediente er ſich des Kunſtgriffes, das Wunder weder zu ver-

*) Nola, eine Stadt in Campanien.
**) Cicero de divin. l. 1. c. 18. 33. et 36.

meinen, noch ausdrücklich zu bejahen. Jene Meinung seiner göttlichen Abkunft im Volke zu erhalten, pflegte er an seinem Tage irgend ein öffentliches oder häusliches Geschäft vorzunehmen, als bis er den capitolinischen Tempel besucht, und daselbst einige Zeit einsam verweilt hatte. *)

Als der Proconsul Sempronius Gracchus, im Kriege gegen Hannibal, Lucanien verlassen wollte, und vor seinem Aufbruche die Opferthiere geschlachtet wurden, schlupften plötzlich zwei Schlangen herbei, fraßen von den dalliegenden Eingeweiden die Leber, und verschwanden eben so schnell wieder. Man schlachtete nach Anordnung der Haruspexe zum zweitenund drittenmal andere Opferthiere. Die Schlangen eilten wieder herbei, verschlangen die Leber, und verschwanden. Nun warnten die Opferdeuter den Proconsul, sich vor dem guten Rathe böser Menschen zu hüten. Sempronius achtete der Warnung nicht, und man glaubte die treffende Wahrheit der Deutung darin zu finden, daß jener sich von seinem Freunde Flavius, der zu Hannibal übergehen wollte, unter dem Vorwand einer Unterredung in einen Hinterhalt locken ließ, wo er von den Karthagern überfallen und getödtet wurde.

Der Tribun Tiberius Gracchus erhielt ein Todes-Vorzeichen durch Schlangen, die in seinen schongeschmückten Helm krochen, und darin brüteten. **)

Auch dem großen Pompejus gaben Schlangen, als er bei Dyrrhachium landete, ein böses Vorzeichen, da sie in langen Windungen vor ihm über den Weg krochen. ***)

---

*) Livius l. 26. c. 19.
**) Plutarch. in Tib. Graccho.
***) Dio Cass. l. 41. c. 44.

Oft erhob ſich, wie die römiſchen Dichter und Geſchichtſchreiber erzählen, die ganze lebloſe Natur, von den Göttern mit Unglück verkündenden Wunderzeichen angefüllt. Schauderhaft ſind die Gemählde der Vorbedeutungen, welche Cäſars Tod und die Gräuel des Bürgerkrieges verkündeten:

Rothflammende Feuerbälle und geſchmolzene Felſenklumpen entflogen dem Ätna, nach Italiens Seite hin. Dumpfdrohnender Tubahall, Waffengeklirr und Schlachtgebrülle ſcholl aus ſchwarzem Nachtgewölk. Von ungewohnter Erſchütterung bebten die Alpen, verjährte Schneelaſten abſchüttelnd. Ströme ſchwollen und traten verheerend aus; Ströme ſtockten. Die Erde barſt. Elfenbein und Erz der Tempel und die Bildniſſe der Götter troſen von Thränen und Schweiß. Blut floß in Quellen und Brunnen. Blut wirbelte die gräuliche Charybdis empor. Blut träufelte vom Himmel, und feurige Wurfſpieße zuckten herab. Fackeln brannten unter den Geſtirnen, und Sterne der Nacht zeigten ſich am hellen Tage. Mond und Sonne verdunkelten ſich. Blitze zerſchmetterten die Helme der Krieger, und ſchmolzen die Speere. Weiber, von weiſſagender Begeiſterungswuth ergriffen, verkündeten den Untergang der Welt. Mütter entſetzten ſich vor den Mißgeburten ihrer Gebornen. Wehklagende Hunde und heulende Wölfe, den Wäldern in Schaaren entſtürzend, durchzogen um Mitternacht die Städte. Eulen ſchuten ringsumher; Kometen loderten. Wehruf durchſeufzte die ſchweigenden Haine; Ächzen drang aus den Aſchentopfen der Todten, und aus erbrochenen Gräbern ſchwebten Luftgebilde in gräßlicher Todesblaſſe dämmernd durch das Dunkel der Nacht: *)

*) Virgil. Georg. l. 1. v. 469. Lucan de bello civ. l. 1. v. 522 et l. 7. v. 151. etc. — Ovid. Metamorph. l. 15. v. 780. et Dio Cass. l. 42. c. 14. — Sueton. et Plutarch. in J. Caesare.

So iſt die Sprache der lebloſen Natur die furchtbarſte von allen! —

Will man, ſo wie hier auf ein ganzes Reich, auch auf das Leben eines einzelnen Mannes hinblicken, ſo zeigt ſich insbeſondere reich an Wunderzeichen das Leben des erſten römiſchen Imperators Octavianus Auguſtus, von der Geburt an bis zu ſeinem Tode.

Auf einer Villa in der Nähe von Veliträ, einer römiſchen Pflanzſtadt im Lande der Volsker, zeigt man noch jetzt Octavians Kindesſtübchen, von ſo elender Geſtalt, daß man es für eine Vorrathskammer halten möchte. Hier, glaubt man, ſey Octavianus geboren worden.

Dieſes enge düſtere Gemach wird im Fall der Noth und auch dann nur mit höchſter Ehrfurcht betreten, da, nach einer alten Sage, jeden, der daſſelbe ohne wichtige Urſache zu betreten wagt, Grauen und Schauer ergreifen. Man erzählt, ein neuerer Beſitzer der Villa habe ſich, entweder aus Unwiſſenheit oder aus Neugierde und um eine Probe ſeines Muthes zu geben, jene Stube für eine Nacht zum Schlafgemach erwählt. Nach wenig Stunden wurde er, wie von einer unſichtbaren Macht, ſammt dem Bette hinausgeſchleudert. Man fand ihn halbtodt vor der Thüre. *)

Schon Octavians Geburt umgibt die Sage mit vielen Vorzeichen. Ein Blitzſtrahl, welcher in die Ringmauern der Stadt ſchlug, ward dahin gedeutet, daß ein Burger von Veliträ Rom beherrſchen werde.

*) Sueton. in Augusto cap. 6.

Ich berichte, was die Sage ferner ſpricht: Attia, Octavians Mutter, träumte kurz vor der Entbindung, ihre Eingeweide würden bis zu den Wolken emporgehoben, und dann über Erd' und Himmel ausgebreitet; Vater Octavius aber ſah im Traume aus Attia's Schoße die Sonne in vollem Glanze aufgehen. Bei dem nach Octavians Geburt dargebrachten Opfer ſchlug die Flamme vom Altar bis zu dem Giebel des Tempels empor. An demſelben Tage wurde Senatsverſammlung über die Verſchwörung des Catilina gehalten. Als Octavius in derſelben zu ſpät eintraf, ſtellte der Senator Nigidius Figulus, ein Mann von tiefer Kenntniß der Sternkunde, den Eintretenden deßhalb zur Rede; kaum aber hatte er die Urſache der Verſpätung vernommen, als er ſogleich laut ausrief: „Des Erdkreiſes Herrſcher iſt geboren!“ — In der darauf folgenden Nacht erſchien Octavianus dem Vater in einem mit goldenen Palmzweigen geſtickten Kleide, auf einem mit Lorbern bekränzten Triumphwagen, von zwölf neben einander geſpannten weißen Pferden gezogen, eine ſtrahlende Krone auf dem Haupte, Jupiters Blitz und Scepter in den Händen.

Auch andern der erſten Männer im Staat ſoll Octavians künftige Größe durch Träume verkündet worden ſeyn. Cicero, wird erzählt, habe im Traume geſehen, wie Jupiter einen ſchönen Knaben an einer goldenen Kette vom Himmel herabließ, und am Portale des Kapitols ihm die Zeichen der unumſchränkten Oberherrſchaft gab. Dem Conſul Quintus Catulus träumte in einer Nacht, daß Jupiter aus einer Schaar um ſeinen Altar ſpielender Knaben einen herausnahm, und ihm das Staatsſiegel in den Schoß legte. Als die beiden Träumer den ihnen unbekannten Octavianus zufällig ſahen, betrachteten ſie ihn voll Verwunderung, und verſicherten, dieſer Knabe ſey der nämliche, den ſie im Traume erblickt hatten. Octavian ſelbſt, im Zeichen des Steinbocks geboren, machte in der Folge — vom

Gefühl ſeiner großen Beſtimmung erhoben — ſein Horoſkop allenthalben bekannt, und ließ eine ſilberne Schaumünze prägen, mit dem Zeichen des Steinbocks. Dieſer und der Krebs werden von den Aſtrologen die Pforten der Sonne genannt, durch welche die Seelen vom Himmel zur Erde herabkommen, und von der Erde zum Himmel, dem Wohnſitz der unſterblichen Götter, zurückkehren. Darum heißt der Krebs, welcher hernieder führt, die Pforte der Menſchen, der Steinbock aber, als die Bahn des Emporwandelns, die Pforte der Götter, und verkündet denjenigen, die in ſeinen erſten zehn Graden geboren ſind, große Herrſchermacht. *)

Als Julius Cäſar, kurz vor der entſcheidenden Schlacht gegen die Söhne des Pompejus, in der Nähe der hiſpaniſchen Stadt Munda, **) um ſein Lager zu ſchlagen, einen Wald umhauen ließ, mußte ein darin befindlicher Palmbaum, als Vorzeichen des Sieges, auf ſeinen Befehl unverletzt bleiben. Dieſer trieb überraſchend plötzlich einen neuen Zweig, welcher in wenig Tagen ſo kräftig emporſproßte, daß er dem Mutterſtamme gleich kam, und eine Menge Tauben darauf niſteten, Vögel, derſelben Göttinn heilig, von welcher das juliſche Geſchlecht ſeinen Urſprung ableitete. Dieſe ſeltſame Erſcheinung bewog den Julius Cäſar, ſeinen Neffen Octavian ſich zum Nachfolger zu beſtimmen. ***)

---

*) Macrob. in Somn. Scip. l. 1, c. 12. et Saturn. l. 1, c. 16.

**) Dieſe Stadt Munda lag in der vom Fluſſe Batis (dem heutigen Guadalquivir) benannten Provinz Hiſpania Batica, der heutigen Sierra di Ronda. Die daſelbſt gelieferte Schlacht fiel im Jahre 707 nach Roms Erbauung vor.

***) Suet. loc. cit. — Dio Cass. l. 53 et 45.

Als Octavian beim Antritt seines ersten Consulats den Vogelflug beobachtete, erschienen ihm — wie einst dem Romulus — zwölf Geier. Ja sogar Fische und Esel mußten ihm glückliche Vorzeichen geben. Ein Fisch sprang am Tage vor der sicilischen Schlacht, da Octavian am Meeresufer wandelte, plötzlich aus den Fluthen und blieb vor seinen Füßen liegen; und da er sich auf seine Flotte begab, begegnete ihm ein Esel mit dem Treiber: aber der Esel hieß Nikon (Sieger), und der Treiber Eutychos (glücklich). Octavian ließ die ehernen Standbilder von beiden in dem auf der Stelle des Lagers erbauten Tempel aufstellen.

Wie die frühere Herrlichkeit, eben so ward dem Cäsar Octavianus auch sein Tod und seine Vergötterung durch Zeichen verkündet. Ein Blitzstrahl vertilgte an der Aufschrift seiner Bildsäule den ersten Buchstaben des Namens Cäsar. Da der Buchstabe C bei den Latinern zur Bezeichnung der Zahl Hundert gebraucht wird, so war verkündet: Cäsar werde nur noch hundert Tage leben und — weil der Namensrest Äsar in der etruskischen Sprache Gott bedeute — unter die Götter versetzt werden.

Ein Zeichen unglücklicher Vorbedeutung glaubte man auch darin zu finden, daß bei den augustalischen Spielen, womit des Imperators Geburtstag gefeiert wurde, ein Wahnsinniger sich auf einen dem Julius Cäsar zu Ehren hingestellten Prachtstuhl niederließ, von dessen Bildsäule den Kranz wegnahm und sich denselben auf den Kopf setzte.

Als noch auffallendere Todesvorzeichen werden erzählt, daß — während einer totalen Sonnenfinsterniß, ein grelles

Theil des Himmels zu brennen schien; feurige Säulen fielen herab; Cometen und blutrothe Sterne zeigten sich. *)

Auffallend ist's, daß auch Octavianus, gleich dem Julius Cäsar, aber nicht nur sich selbst, sondern auch den Seinigen, plötzlich und schmerzenlos zu sterben wünschte, und oft von jener sanften Todesart sprach, welche wir Griechen mit dem Wort Euthanasia bezeichnen. Ihm ward Erfüllung des Wunsches. **)

*) Dio Cass. l. 56. c. 29.
**) Sueton. loco cit. cap. 99.

X.

Auch das Haruſpicium übernahmen die Römer von den Etruskern, welche in der Deutung der Wahrzeichen zu einer ganz beſondern Fertigkeit dadurch gelangt waren, theils weil ſie bei ihrem Götterdienſte häufige Opfer ſchlachteten und die Erforſchung der Eingeweide mit vorzüglichem Eifer betrieben, theils weil in Etrurien, der dichten Athmoſphäre wegen, von jeher nicht nur viele ſeltſame Erſcheinungen am Himmel, ſondern auch wunderbare Erzeugniſſe des Erdbodens, Mißgeburten von Menſchen und Thieren, entſtanden.*)

Das Haruſpicium hatte, einer etruskiſchen Sage nach, folgenden Urſprung:

Ein Landmann im tarquiniſchen Gebieth pflügte ſein Feld. Als die Pflugſchaar eine tiefere Furche in den Boden ſchnitt, ſtieg plötzlich der Gott Tages, aus der Erde empor; er hatte die Geſtalt eines Jünglings, aber die Weisheit eines Greiſes. Als nun beim Geſchrey des erſchrockenen Landmannes viele

*) Cicero de divinat. I. 42.

Menſchen herbeigeeilt waren, erklärte der Gott den Verſammelten die Lehre des Haruſpiciums. *)

Die römiſchen Haruſpere beſchäftigen ſich nicht nur mit dem Opferweſen, dem Schlachten und Unterſuchen der Opferthiere, ſondern auch mit Auslegung der Blitze und des Donners, der Wunderzeichen am Himmel, der außerordentlichen Erſcheinungen auf der Erde, und mit der Deutung der Träume.

Obſchon das Geſchäft der Haruſpere, im Weſentlichen — nämlich Erforſchung und Verkündung der Zukunft — mit jenem der Auguren zuſammentrifft, ſo genoſſen doch jene bei den Römern nie ſo viel Anſehen als die Auguren, und der Senat hielt ſich ſogar für beſchimpft, als Julius Cäſar den Haruſper Auſpina in denſelben aufnahm. **)

Bei den Auguren galt ihre Prieſterwürde, bei den Haruſperen ihre Wiſſenſchaft als die Hauptſache. Zwar ernannte ſchon Romulus für jede Tribus einen eigenen Haruſper; deſſen ungeachtet aber wurden in bedenklichen Fällen noch immer etruſkiſche Haruſpere nach Rom berufen. ***)

In der Folgezeit bildeten die Haruſpere in Rom — ohne eigentliche Prieſter zu ſeyn — doch ein eigenes Collegium, welches bald zahlreicher wurde als jedes andere, hatten einen beſondern Vorſteher aus ihrer Mitte, Magister publicus, oder

---

*) Cicero de divinat. l. 2. c. 23. — Ovid Metam. l. 15. v. 553. et seqq.

**) Cicero ad Divers. l. 6. epist. 18.

***) Livius l. 5. c. 15. et l. 27. c. 37. — Cicero orat. in Catil. III. 8.

summus haruspex genannt, und wurden in neun Klaſſen abgetheilt. Die erſte: Extispices genannt, beſorgten die Beſchauung und Deutung der Eingeweide des Opferthieres. Die zweite Klaſſe erklärte die Wunderzeichen; die dritte: Fidentales oder Fulguratores, beſchäftigte ſich mit Erklärung der Blitze und des Donners. Die vierte: Astrologi, deutete den Einfluß der Geſtirne. Die fünfte legte die Träume aus. Die ſechſte, interpretes Sortium, erklärte die Looſe; die ſiebente legte die neu vorgebrachten Wahrſagungen aus; die achte: haruspices Augustales, bei den Spielen, welche dem Käſar Octavianus Auguſtus zu Ehren gefeiert wurden; die neunte: Gehülfen der vorhergehenden acht Klaſſen.

Der vorzüglichſte von allen iſt der Haruſpex der erſten Klaſſe. In ein leichtes weißes Gewand mit kurzen Ermeln gekleidet, geſchürzt, und mit einem ſpitzigen Meſſer gerüſtet, führt der unbärtige Haruſpex das bekränzte Schlachtopfer, deſſen Stirne mit einer Binde von weißer Wolle umwunden iſt, tödtet und zerſtückt es, und deutet dann aus deſſen Schönheit und Geberdung, aus dem Fallen, aus Blut und Eingeweiden, und, wenn das Fleiſch in einem großen Topfe (Lutar) gekocht wird, auch aus Rauch und Flamme die bevorſtehende Zukunft.

Bei den Opfern haben die Haruſpexe folgende Verrichtungen: Sie unterſuchen die Reinheit des Opfermehls und des Salzes; die Echtheit des Weihrauchs, womit das brennende Opfer beſtreut wird; die Farbe und den Geſchmack des Weines und des Waſſers, die Richtigkeit des Holzes, welches bei jedem Opfer von dem Baume genommen wird, welcher einer Gottheit geweiht iſt, der man opfert; wie z. B. der Oelbaum der Minerva, die Eiche dem Jupiter, dem Apoll der Lorber der Venus die Myrte u. ſ. w.

Insbesondere untersuchen sie das Opferthier, und zwar: vor der Schlachtung: ob es ohne Fehler sey und wie es sich geberde; nach derselben: die Beschaffenheit von sieben vorzüglichen Eingeweiden, deren Farbe, Reinheit, Lage im Körper, Größe, Härte und Weichheit; zuerst die Leber, hierauf das Herz, nachher die Gallenblase, sodann die Lunge und die Milz, zuletzt das Netz und die Nieren. Die Leber gilt als das wichtigste Eingeweide, daher ihr Mangel das traurigste, ihre Verdopplung die glücklichste Vorbedeutung gibt. *) Eingeweide, welche sichere und untrügliche Merkmale der Vorbedeutung zeigen, nennen die Römer exta arguta, diejenigen, welche gar keine Zeichen, weder gute noch böse, enthalten, exta muta; die warnenden exta adjutoria, die geradezu verbiethenden exta elivia; die besonders schönen, fetten und frischen exta lautalia. **)

Wenn das Thier ruhig steht, auf den ersten Streich sogleich niedersinkt, oder viel Blut vergießt, so erkennt man hierin ein günstiges Zeichen. Wenn es aber wiederholten Todesstreichen nur langsam und sich sträubend erliegt, oder unter den Händen der Opferschlächter, noch ohne getroffen zu seyn, von selbst niederstürzt; wenn so wenig Blut fließt, daß kaum das Opfermesser gerothet wird; wenn der Wunde statt des Blutes schwarzer Eiter entquillt, oder das Blut in eilenden Zuckungen

*) Cicero de divin. l. 1. c. 52. — Sueton. in Augusto c. 95.

**) Festus de verborum significatione; in den betreffenden Worten. Außerdem finden sich Stellen zum Belege:

Plin hist. nat. l. 15. c. 27. — l. 11 c. 37. l. 24. c. 20. — Livius l. 21. c. 63. — Cicero de div. l. 1. c. 52. — Artemidorus in Oneiro critico l. 3. c. 67.

fortgeſtoßen wird; wenn die Leber oder andere Eingeweide von Geſchwären oder häßlichen Flecken entſtellt ſind; wenn das Herz ſchlaff oder zuſammengedrückt iſt; wenn die Lunge irgend eine Verletzung zeigt; wenn die auf den flammenden Opferheerd gelegten Theile nicht brennen, — dieß ſind böſe Zeichen, verkünden unheilvolle Zukunft, und erfüllen die Menge mit Entſetzen, welche glaubt, daß die Götter der Unterwelt das Opferthier ſich zugeeignet haben.*)

Äußern die Götter ihren Zorn durch außerordentliche Begebenheiten (prodigia) ſo muß dieß, nach alter Weiſe, wenn das Prodigium ſich an einem freien Platze oder in einem öffentlichen Gebäude ereignet, dem Conſul oder dem Pontifex Maximus gemeldet werden. Dieſe befragen dann die Haruſpexe, welche nicht nur das Prodigium zu deuten, ſondern auch die Sühnungsmittel anzugeben haben, welche ſorgfältig beobachtet werden.

Wird eine Stelle vom Blitz getroffen, ſo ſchlachtet der haruſpex fulgurator auf derſelben ein zweijähriges Lamm (bidens, daher der Name haruſpex bidentalis), als Opfer, ſondert die Stelle durch eine Einfaſſung mit Steinen oder Pfäh-

---

*) Belege geben:

Dio Cass. l. 46. c. 33. — l. 37. c. 35. — Philostrat. in Vita Apollonii. l. 8. §. 7. — Livius l. 30. c. 2. — l. 27. c. 26. — l. 41. c. 15. — l. 25. c. 16. — Val. Max. l. 1. c. 6. — Sueton. in Aug. c. 93. — Julius Capitolin. in Pertin c. 14. — Statius Thebaid. l. 2. v. 505. — Ovid. Metam. l. 15. v. 791. Fastor. l. 2. v. 573. — Seneca in Thyeste v. 769. — Virgil. Georg. III. 587. — Lucan. de bello civ. l. 615

len von dem angränzenden Erdreich, und weiht sie den Göttern, damit von nun an kein menschlicher Fuß sie betrete. Hat der Blitz einen Baum oder einen andern Gegenstand zerschmettert, so sammelt der Haruspex die Splitter, vergräbt sie unter Gebeten in die Erde, und legt darüber einen Stein mit einer kleinen Oeffnung, welche nie geschlossen wird. Trift der Blitz einen Menschen, so muß derselbe da, wo er fällt — mit Ausnahme der öffentlichen Gebäude — begraben werden.

Mißgeburten wurden, nach den Gesetzen des Romulus und der zwölf Tafeln, sogleich getödtet. Im vierten Jahrhundert der Stadt fingen die Römer an, jene Unglücklichen etwas schonender zu behandeln; man brachte sie auf unbewohnte Inseln; auch ließ man Opfer schlachten und Hymnen singen, die zürnenden Götter zu versöhnen. *)

Ließen die Haruspexe sich falsche Auslegungen zu Schulden kommen, so wurden sie mit der äußersten Strenge bestraft. Ein auffallendes Beispiel lehret Roms früheste Zeit. Die Bildsäule, welche dem Helden Horatius Cocles auf dem Comitium in Rom errichtet war, wurde vom Blitzstrahl getroffen. Den Zorn der Götter zu besänftigen, ließ man Haruspexe aus Etrurien kommen. Diese aber, den Römern feindlich gesinnt, beschlossen unter sich, ganz verkehrte Feierlichkeiten anzugeben. Sie riethen daher, die Bildsäule von ihrer bisherigen Stelle wegzunehmen, und sie an einen niedrigern Ort zu stellen, wel-

*) Livius l. 30. c. 2. l. 5. c. 16. l. 27. c. 37. — Festus in v. Fulgur. et Puteal. — A. Gellius l. 16. c. 6. — Am. Marcellinus l. 30. — Artemidor Oneirocrit. c. 8. — Plutarch. Quaest. Sympos. l. IV. 2. — Macrob. Saturnal. l. 2. c. 16. — Plin. hist. nat. II. 54 — VII. 6. — Jul. Obsequ. c. 94. 98. 108.

chen die Sonne, wegen der ihn rings umgebenden Gebäude, nie beſcheinen könnte. Man entdeckte aber bald die Falſchheit der Angabe; die tückiſchen Rathgeber, der Treuloſigkeit überwieſen, wurden getödtet, und die römiſche Jugend ließ in der ganzen Stadt den, unſerm Heſiodos nachgebildeten Vers erſchallen:

„Ein böſer Rath ſchlägt ſeinen eignen Herrn.“ *)

Gegen ein ſolches Beiſpiel wiſſen aber die Römer eine Menge von ſehr ſcharfſinnigen Deutungen und genau eingetroffenen Verkündungen der Haruſpexe zu erzählen. So verkündete ein Haruſpex aus auffallenden Vorzeichen Cäſars nahen Tod. Als man nämlich in Campanien in einem alten Grabmal eine metallene Tafel mit einer Inſchrift fand, welche Cäſars Ermordung durch ſeine eigene Freunde vorherſagte; als Cäſars Pferde, obwohl ſie auf freier Weide ſtanden, alle Nahrung verſchmähten, und ſich kläglich geberdeten; als ein Vogel, der ein Lorberreis im Schnabel trug, von andern Vögeln verfolgt und zerfleiſcht wurde; als Cäſarn träumte, er ſchwebe über den Wolken, und reiche dem Jupiter die Hand; als ſeine Gemahlinn im Traume den Pallaſt einſtürzen, und Cäſarn in ihrem Schoße ermorden ſah; als eine Bildſäule, die im Vorhofe des Hauſes ſtand, von ſelbſt niederſtürzte, und in Trümmer zerfiel, — da verkündete der Haruſpex Spurina Cäſars nahen Tod, und warnte ihn vor dem fünfzehnten März als dem Tage der bevorſtehenden Ermordung. Cäſar verachtet die Warnung, und ward an eben jenem Tage ermordet.*)

---

*) A. Gelius noct. attic. l. 4. c. 5.
*) Sueton. in Jul. Caes. — Plin. hist. nat. l. 8. c. 47.

Außerordentliche Erscheinungen mögen wohl im Gemüthe die Furcht vor irgend einem außerordentlichen Ereignisse wekken, vorzüglich das Grauen vor einer gewaltthätigen und blutigen That; allein es scheint doch, daß Spurina von der gegen Cäsar angelegten Verschwörung sichere Kunde hatte.

Zum Schlusse will ich noch einige besondern und seltsamen Naturerscheinungen erwähnen, welche das römische Volk für Wunderzeichen nahm, obschon manche derselben die auffallendsten Kennzeichen des Lächerlichen und Nichtigen an sich trugen. Sie sollen in meinem Werke nur deshalb einen Platz finden, um zu zeigen, wie weit die Verirrungen des Aberglaubens selbst bei einem so großen Volke, wie die Römer, gehen konnten. Als die Römer während eines Krieges mit den Etruskern die Stadt Veji belagerten, ereignete sichs, daß ein See im albanischen Walde, ohne Regen und ohne sonst irgend eine sichtbare Ursache, plötzlich zu einer ungewöhnlichen Höhe anschwoll. Da es den Römern, eben weil die Etrusker Feinde waren, an Zeichendeutern fehlte, schikten sie Gesandte zum delphischen Orakel, um sich anzufragen, was die Götter durch dieses Wunder vorbedeuten wollten.

Da die Vorposten beider Völker in diesem langwierigen Kriege sich so nahe standen, daß sie oft mit einander sprachen, oft sich auch mit Schimpfreden überhäuften, traf sich's eines Tages, daß die römischen Soldaten einen alten Haruspex aus Veji wie weissagend singen hörten: »Eh' nicht das Wasser aus dem albanischen See abgelassen wäre, würde der Römer Veji nie erobern.« —

Einem jungen Römer gelang es, den vejischen Greis zum Gespräch hervorzulokken. Kaum aber hatten beide sich von den übrigen entfernt, da faßte der kräftige Römer den schwachen

Greis, hob ihn rasch empor, und trug ihn, eh' die zuschauenden Etrusker es hindern konnten, zu den Seinigen hinüber. Er wurde an den römischen Senat geschickt, von diesem zur Rede gestellt, was er denn eigentlich über den albanischen See gesagt habe, und gab nun die Antwort: »Die Götter mußten fürwahr an jenem Tage, da er durch ihre Eingebung den Untergang seines Vaterlandes verkündigte, dem Volk von Veji gezürnt haben. Was er damals auf göttlichen Antrieb geweissagt habe, könne er nun weder ungesagt machen noch wiederrufen, denn es dünke ihm eben so unrecht, zu verschweigen, was die unsterblichen Götter wollten kundgethan wissen, als das zu Verschweigende zu offenbaren. Im Buche des Schicksals sey geschrieben, und die etrusische Kunst lehre: Wenn irgend einmal der albanische See anschwölle, und die Römer sein Wasser gehörig ableiten, sey ihnen der Sieg über die Vejenter bestimmt; vorher aber würden die Götter die Mauern von Veji nicht verlassen.« — Nun erklärte der Greis auch die Art und Weise der Wasserableitung; der Senat beschloß aber, erst die Rückkehr der Gesandten und den Orakelspruch abzuwarten. Endlich kam dieser an, des folgenden Inhalts: „Römer! hüte dich, das albanische Wasser im See zurückzuhalten! Hüte dich: daß es nicht freiströmend ins Meer fließe! Leite es durch die Felder, zertheile es in Bäche! So wirst du es wegschaffen. Dann stürme muthig die feindlichen Mauern, bedenkend, daß das jetzt enthüllte Schicksal dir den Sieg verleiht über eine Stadt, die du seit zehn Jahren belagerst!“ —

Mit Beiziehung des Sehers von Veji glaubte man nun die Ursache des Götterzornes, welcher die Römer traf, in der fehlerhaften Wahl der, mit consularischer Macht bekleideten Kriegstribunen zu finden, worauf diese ihr Amt niederlegen mußten, und, nach gehaltenen neuen Auspicien, ein Interregnum Statt fand.

Schon war das Waſſer aus dem albaniſchen See in die Felder geleitet, und die Stunde des zermalmenden Schickſals näherte ſich. Mehr aber als alle Sühnungsmittel, deren die Römer ſich bedienten, wirkte der ſtrenge Geiſt des kriegeriſchen Diktators Furius Camillus, welcher vom Verhängniß beſtimmt ſchien, Veji zu zerſtören. Sein Geiſt belebte bald alle Römer. Er ſchlug die Vejenter zuerſt in einer offenen Feldſchlacht, und führte die Sieger ſogleich vor die Stadt Veji ſelbſt. Hier unternahm er ein neues Werk, vielleicht das große und beſchwerlichſte der bisher ausgeführten Kriegswerke: eine Mine bis zur Burg der Stadt. Um weder die Arbeit unterbrechen zu müſſen, noch die Arbeiter durch zu große Anſtrengung aufzureiben, theilte er die letztern in ſechs Abtheilungen, deren jede der Reihe nach ſechs Stunden arbeiten mußte. Keine Raſt weder am Tage noch in der Nacht, bis der unterirdiſche Gang vollendet ward! Nun begann von außen gegen die Mauern ein allgemeiner Sturm, während deſſen die auserleſenſten Krieger wie Todesgötter aus dem Orcus der Mine emporſtiegen, plötzlich den Tempel der Juno im Innern der Burg erfüllten, den auf der Mauer ſtehenden Vejentern in den Rücken fielen, ſie hinabſtürzten, die Thore ſprengten, die Häuſer in Brand ſteckten. Geſchrei der Sieger vermiſchte ſich mit dem Geheul der Verzweifelnden, und glühende Trümmer erloſchen in den Blutſtrömen.

Dieß war das Ende von Veji, der mächtigen Stadt Etruriens, von deren Größe ſelbſt ihr Untergang zeugte. Ohne Zweifel erregte die verkündete Ableitung des Albanerſees in dem Dictator den Gedanken zur Grabung des erſten unterirdiſchen Ganges, welcher den Fall der Stadt bewirkte. *)

*) Liv. l. 5. c. 15—23. — Val. Max. l. 1. c. 6.

Andere Wunderzeichen fanden die Römer darin, daß ein dichter Steinregen vom Himmel herabfiel, wie z. B. im Albaner Kriege unter der Herrschaft des Königs Tullus Hostilius, und späterhin nach einem Kriege mit den Volskern *). Einmal soll sogar eine Menge Fleisch in großen und kleinen Stücken, gleich dichtem Schnee, vom Himmel gefallen seyn. Es wurde — spricht die Sage — theils sogleich von den Vögeln in der Luft aufgehascht, theils fiel es zur Erde herab, und blieb lange Zeit liegen, ohne in Fäulniß überzugehen, ohne einen übeln Geruch zu verbreiten, ja sogar ohne die Farbe zu verändern. Man deutete dieß auf einen Einfall fremder Völker in Rom. **)

Als Sylla mit einem Heere gegen die Bundesgenossen zog, entstand bei Laverius, nicht ferne von Rom, in der Erde ein tiefer Schlund, aus welchem Feuer hervordrang, und eine helle Flamme gegen Himmel stieg. Die Wahrsager gaben die Deutung: „Ein tapferer Mann von ausgezeichnet schöner Gestalt werde die Herrschaft über Rom erhalten.“ — Sogleich erklärte Sylla: Dieser Mann sey er selbst; das goldgelbe Haar gebe seiner Gestalt einen eigenen Vorzug, und nach so vielen großen und schönen Thaten scheue er sich nicht, sich selbst das Zeugniß der Tapferkeit zu geben.. “ ***).

Als Marius im Kriege mit den Teutonen das römische

---

*) Liv. I. 31 — VII. 28.

**) Val. Max. im 6. Kap. des 1. Buches. — Dionys. Halic. zu Anfang des zehnten Buches. — Livius im dritten; Plinius im 2. Buch der Naturgesch.

***) Plutarch im Leben des Sylla.

Heer befehligte; wurde aus Ameria und Tuderum *), zwei Städten in der Landschaft Umbria, berichtet, man habe in einer Nacht feurige Spieße und Schilde am Himmel erst hin und her fahren, dann — gleich zwei Heere — gegen einander aufmarschiren gesehen; endlich sey ein Zeichen, der andere auf diesen eingedrungen, worauf beide nach Osten hin verschwunden. **).

Als Pompejus Strabo, der Vater Pompejus des Großen, in Rom vom Blitze getödtet wurde, hielt das römische Volk dieß für die Strafe wegen der Vergehung, deren er sich schuldig gemacht hatte, schleppte seinen Leichnam mit eisernen Haken durch die Stadt, und warf ihn endlich in die Tiber. ***) Die Römer jener Zeit hatten von Menschen, welche der Blitz schlug, dieselbe Scheu wie von Blitz getroffenen Stellen, die man weder betreten noch ansehen durfte. In dieser Absicht ward auf eine solche Stelle oft ein Altar gesetzt, und man nannte dieß, den Blitz begraben. In einem unterirdischen Gewölbe bei der sicilischen Stadt Tauromenium sah ich eine Tafel mit der Aufschrift:

Fulgur conditum.

Auch dem Wasser ward eine weissagende Kraft beigelegt, wie z. B. durch dessen Farbe und die auf demselben erscheinenden Bilder. †) Beim Vorgebirge Pilobäum soll sogar eine

*) Umbria: das heutige Urbino und Spoleto. — Ameria, das heutige Ameria; Tuderum, jetzt Todi.

**) Plutarch im Leben des Marius.

***) Plutarch, in der Abhandlung über den Vorzug der göttlichen Strafen. Appian, im 1. Buch vom bürg. Kriege.

†) Macrob. Saturn. I. 3 c. 19.

Quelle gewesen seyn, die jedem, der von ihrem Wasser trank, die Weissagungsgabe verlieh. Nahe der sicilischen Stadt Camarina, floß, wie man mir erzählte, eine Quelle, welche einst der Diana geheiligt war. Schöpfte eine unkeusche Hand daraus, so vermischte sich das Wasser mit keinem Weine.*)

Wie die Natur, geben auch die Glieder des menschlichen Körpers Vorzeichen. So z. B. gibt das Zucken des rechten Auges ein gutes Zeichen.**) Blasen, auf der Zunge oder auf der Nase auffahrend, verrathen den Lügner.***) Klingt dem Römer das rechte Ohr, so denkt ein Freund an ihn, beim Klingen des linken ein Feind.†) Wenn der Römer aus dem Hause geht, achtet er zur Vermeidung eines bösen Zeichens, sehr darauf, mit dem rechten Fuße zuerst vorzutreten, und beim Zurückkehren mit eben demselben wieder stehen zu bleiben. ††)

Das Vertrauen auf die Erklärungen der Wahrsager führte manchen Römer zu seinem Glück, manchen zu böser That.

Einem Opferbeschauer, welcher Unglück verkündete, weil man in dem Opferthiere kein Herz fand, antwortete Julius Cäsar: das fehlende Herz sey keineswegs sogleich für ein böses Vorzeichen zu halten; andere Opferthiere würden schon etwas Besseres anzeigen. — Überhaupt ließ Cäsar sich durch solche Vorzeichen von dem einmal gefaßten Entschlusse entweder nicht

---

*) Solini Polyhist. c. 11.

**) Theocrit. Idyl. 3.

***) Idem Idyl. 12.

†) Plin. hist. nat. l. 18. c. 1. — Virgil. Catal.

††) Petron. c. 6. — Juvenal. Sat. 10. v. 5. — Apulej. Metam. l. 1.

abhalten, oder er wußte denſelben eine Wendung zu ſeinem Vortheile zu geben. So z. B. verſchob er ſeinen Zug gegen den numidiſchen König Juba nicht, obſchon das Opferthier vom Altar entlaufen war. Und da er, an der Küſte von Afrika landend, beim Ausſteigen aus dem Schiffe fiel, deutete er ſelbſt dieſes ſcheinbar böſe Omen ſogleich als ein gutes Vorzeichen, ausrufend: „So halt' ich dich, Afrika, in meinen Händen!“ — Um die Weiſſagung: der Name der Scipionen werde in Afrika unüberwindlich ſeyn, zu entkräften, nahm er einen der verächtlichſten Menſchen aus dem Geſchlechte der Scipionen zu ſich ins Lager. Sein Leibpferd aber behandelte er mit größter Sorgfalt, weil die Zeichendeuter deſſen Herrn die Weltherrſchaft verkündet hatten.

Als Cajus Marius zu Uttica den Göttern opferte und ein Wahrſager ihn verſicherte: „was er ſo eben im Sinne habe, werde ihm wohl gelingen;“ bewarb jener ſich, obſchon zuerſt ohne alle Hoffnung, von dem Augenblick an um das Conſulat, und ſah endlich durch raſtloſe Bewerbung ſeinen Wunſch erfüllt.

Als aber der Imperator Galba einſt dem Apollo opferte, meldete ein Opferbeſchauer: daß die Eingeweide der Schlachtthiere ihm Tod und Unglück verkünden. Otho, welcher gegen jenen eine Verſchwörung brütete, nahm dieß ſogleich als ein günſtiges Zeichen für ſich und ruhte nicht, bis Galba entthront und ermordet war. *)

Als Sertorius ſich in Spanien gegen Roms Macht behauptete, bediente er ſich unter andern Mitteln, auf die Ge-

*) Sueton. in Galba. 19. et 20. — Dio Cass. l. 64. c. 5. — Plutarch in Galba.

müther der rohen Barbaren zu wirken, auch eines schönen Rehes von glänzend weißer Farbe. Er hatte dasselbe noch sehr jung von einem spanischen Landmanne zum Geschenk erhalten, und machte das Thierchen so zahm, daß es ihm überall nachfolgte, ja selbst im Getümmel nicht von seiner Seite wich. Es gelang ihm die spanischen Soldaten zu überreden, Diana habe ihm dieses Reh zugesendet und offenbare durch dasselbe die geheimsten Pläne des Feindes. Sträubten sich seine Krieger gegen die Vollziehung eines ihnen beschwerlichen Befehls, so erklärte er, das Reh habe dieß zu thun geheißen, und der Befehl wurde ohne Weigerung vollzogen.

Nicht gering war daher seine Bestürzung, als das Reh, vom Gewühle verscheucht, sich einmal verlief. In einem Sumpfe außerhalb des Lagers wurde es wieder gefunden, da Sertorius, von Metells und Pompejus vereinigten Legionen bedrängt, sich eben in der übelsten Lage befand. Den glücklichen Zufall benutzend, ließ er das Reh in seiner Nähe verbergen, hielt, wie gewöhnlich, den Kriegsrath, und erzählte: Er habe die verlorne Rathgeberinn im Traume wieder gefunden. Plötzlich, da er kaum geendet, springt die vierfüßige Sybille hervor und liebkost ihren Herrn, welcher sie mit der Miene der freudigsten Überraschung empfängt. „Hieran, ruft er, erkenne ich den Wink der Götter. Laßt uns anstürmen gegen den Feind, der Sieg ist uns gewiß!“ — Jubelgeschrei erfüllt das Lager, dem preiset den Liebling der Götter; man lechzet nach dem Feind. Metellus und Pompejus zogen sich zurück, ohne eine Schlacht zu wagen. *)

---

*) Aul. Gellius noct. Attic. [illegible] — [illegible] Sertorio. — Frontin. l. II. c. [illegible]

So viele Feierlichkeiten aber auch, wegen berichteter Wunderzeichen, in der frühern Zeit begangen, so zahllose Opfer deshalb waren geschlachtet worden, und so große Hochachtung die Haruspexe damals genossen, so begann ihre Kunst doch schon zu Cato's Zeit in solche Verachtung zu sinken, daß dieser laut erklärte: Er wundere sich, wie ein Haruspex, wenn er dem Andern begegne, sich des Lachens enthalten könne. Ja, Zeichendeuter selbst erlaubten sich über die Wunderauslegungen zu spotten. Als ein Römer einem solchen als Wunderzeichen erzählte, es habe sich in seinem Hause eine Schlange um die Thürriegel herumgewunden, gab ihm jener zur Antwort: „Dieß habe nichts zu bedeuten; hätten sich aber die Riegel um die Schlange gewunden, dann wäre es allerdings ein Wunderzeichen gewesen.“ *) Schon die alten Dichter Pacuvius und Ennius spotteten ganz frei: — Wer auf die Vögelsprache sich versteht, aus fremder Leber klüger wird, als aus seiner, den höre immer an, doch glaub' ihm nicht!

— — Was frag' ich nach
Dem Augur aus dem Land der Marser, und
Was nach dem Astrolog im Circus, und
Dem Haruspex, der durch die Gassen schlendert?
Was nach der Isis Priester, und dem Deuter
Der Träume? Weder Kunst noch Wissenschaft
Macht sie zu Sehern. Schwärmer sind sie, voll
Des Aberglaubens; unverschämte Rotten
Auf gutes Glück, unwissend oder toll;
Vom Hunger zu Propheten eingeweiht.

---

*) Cicero de nat. Deor. l. 1. c. 26. — de divin. l. 2. c. 24. et 28.

Der Gabe nicht kundig, wohin ſie den Weg
Dir weiſen, betteln ſelbſt von dem
Die Drachme, welchem Schatze ſie verheißen.
Wohlan! ſie ziehen ſich von dieſen Schatzen
Die Drachme ab, und geben aus den Reſt. *)

Zur Zeit der Imperatoren, wollte man das in Verfall gerathene Haruſpicium wieder zu Ehren bringen. Insbeſondere trug Kaiſer Claudius auf deſſen Wiederherſtellung an, und es wurde hiernach durch einen Senatsſchluß dem Collegium der Pontifere aufgetragen: »zu unterſuchen, was von dieſer alten Wiſſenſchaft Italiens beizubehalten und zu beſtätigen ſey.« **) Die Begierde, künftige Schickſale und Ereigniſe zu erforſchen, lockt, wie jedem Menſchen eingepflanzt, zu manchen Thorheiten und Thorheiten, die man zu entſchuldigen geneigt iſt. Wenn aber der römiſche Aberglaube ein Kind Triumph! rufen läßt, wenn er eine Kuh ſprechen, einen Ochſen in das obere Stockwerk eines Hauſes hinaufſteigen und von da ſich herabſtürzen, wenn er einen andern Ochſen in Veſpaſians Speiſeſaal rennen, vor dem Imperator niederfallen und ſeinen Kopf zu deſſen Füßen legen, wenn er einen Wolf einem Soldaten das Schwert aus der Scheide ziehen und damit fortlaufen, wenn er Jupiters Bildſäule ein lautes Gelächter aufſchlagen läßt, ***) — dann begreift man wohl kaum, wie denn das Wirkliche auch wunderlich wurde, und es graut uns vor der Gefahr des anſteckenden Wahnſinns, wie dem Vernünftigen in der Nähe von Wahnſinnigen unheimlich wird.

---

*) Idem de div. l. 2. c. 57 et 58.

**) Tacit. Annal. l. 11. c. 15.

***) Sueton. in Vespas. c. 5. — Idem in Calig. c. — Livius l. 21. c. 62.

Aber ungeachtet so mancher Lächerlichkeiten und sinnloser Albernheiten, fanden sich doch helle Köpfe, ja selbst Philosophen, durch mehrere unerklärbare Beispiele zugetroffener Deutungen und Vorhersagungen bewogen, der Vorerkenntniß künftiger Dinge das Wort zu reden, einer Kunst, deren erste Spuren sich schon in dem dunkeln Zeitalter der Heroen finden, und welches desto bedeutender wird, da man, von dem gesittetsten und aufgeklärtesten Volke bis zu dem unkultiviertesten und unwissendsten nicht Eines findet, welches sich nicht für überzeugt hielt, daß es Anzeigen künftiger Ereignisse und auch Menschen gebe, welche aus ihnen die Zukunft wirklich zu erkennen vermögen.

Wir finden wirklich bei den verschiedensten Völkern alle möglichen Arten der Vorhersagung. Schon die Assyrer, Chaldäer und Egypter beobachteten den Lauf der Gestirne und die Erscheinungen am Himmel durch Jahrhunderte mit so ununterbrochener Aufmerksamkeit, daß sie es sogar wagten, die Schicksale des Menschen schon bei seiner Geburt zu bestimmen. Die Cilicier, Pisidier, Pamphilier und andere asiatische Völker hielten Flug und Gesang der Vögel für untrügliche Zeichen künftiger Begebenheiten.

Die Griechen unternahmen nichts, ohne vorher die Götter um Ausgang und Zukunft befragt zu haben. Die Etrusker erhoben die Divinazion zu einer förmlichen Wissenschaft. Die Römer übernahmen sie von ihnen, und vermehrten sie mit vielen Zusätzen, besonders durch die seiner ausgesponnene Lehre von den Bedeutungen der Träume und von der Divinazion durch Begeisterung, welche die vortrefflichsten ihrer Helden zum Tode für das Vaterland antrieb.

Erwägt man zugleich, daß dieser allgemeine Hang zu Er-

forschung der Zukunft vor allem und im höchsten Grade bei einem kriegerischen Volke Statt finden mußte, das sich mehr zu großen und kühnen Thaten neigte, als zu stillem und ruhigem Denken, so läßt sich auch durch Vernunftschlüsse [illegible] herausbringen, was die Erfahrung selbst so kräftig beweist. Zeichendeutung und Wahrsagung ihre höchste Gewalt bei den Römern um so mehr ausüben mußten, als Sieg und Verderben bei ihnen fast immer auf dem Spiele standen, und so oft von dem ungewissen Ausgange einer gewagten Unternehmung abhingen.

Daß die Divinazion zum Volksglauben wurde, und gute Nationen Vermuthung für Gewißheit nahmen: kann nicht befremden, weil das, dem Menschen [illegible] Verlangen nach der Kenntniß dessen, was es zu erwarten hat, die Qualen der Ungewißheit, die Furcht vor dem [illegible] Dunkel der Zukunft, und die Hoffnung einer [illegible] endlich selbst falsche Vorbedeutungen, den größten Theil der Menschen dahin bringen, daß er vertrauend auch die schwächste Stütze ergreift, um über sein in Nacht verhülltes Schicksal Wahrscheinlichkeit und jene Beruhigung zu erhalten, die kein Vernunftschluß ihm zu geben vermag. So kann [illegible] Erfüllung seiner Wünsche auf ihre Übereinstimmung mit gewissen vorgenen Erscheinungen, setzt seine Ruhe auf die Spitze des Ereignisses, und erringt, muthig gemacht durch die Versprechungen des Glückes, sich oftmal das Glück selbst.

Schwerer scheint die Auflösung des Problems, daß selbst Philosophen, selbst die — unsers, vor allen [illegible] so hell denkenden Volkes, die Resultate der [illegible] ten. Zeno und die Stoiker verthei[illegible] des Vorhersagens. Sokrates und [illegible]

ſiker und die ältern Akademiker gaben ſie unter gewiſſen Einſchränkungen zu.

Der Peripatetiker Dikäarch läugnete alle Arten der Divinazion, ausgenommen die der Träume und der Begeiſterung. Pythagoras beſchäftigte ſich ſelbſt mit der Deutung des Vögelfluges, und Demokrit erklärte ſich offenbar für die Vorherſehung der Zukunft. Durch den Beitritt ſo großer Männer mußte dieſe Kunſt natürlich neues Anſehen gewinnen. Zeno, Kleanthes, Chryſipp, Diogenes von Babylon, Antipater und Poſidonius haben über die Divinazion eigene Werke voll Sachkenntniß und Scharfſinn geſchrieben.

Kluge Staatsmänner machten von ihr den weiſeſten Gebrauch; und wußten ſie als einen Theil des Volksglaubens zum Beſten des Volkes zu benutzen. Als Cicero dem römiſchen Volke Bericht erſtattete über die Anſchläge, welche er gegen Catilina und deſſen Mitverſchworne getroffen hatte, verſicherte er den Zuhörern, dieſe Anordnungen ſeyen nach dem Wink und Rath der Götter ausgeführt. Dieß, ſagte er, können wir nicht bloß aus Muthmaßungen folgern, weil die Ausführung ſo wichtiger Dinge für menſchliche Klugheit kaum möglich ſcheint; ſondern die Götter haben uns in dieſer gefahrvollen Lage des Staats mit ſo gegenwärtiger Macht Hülfe und Beiſtand geleiſtet, daß wir ſie beinahe mit den Augen ſehen konnten. — Wenn ich, fuhr er fort, auf nicht der zur Nachtzeit im Weſten erblickten Fackeln und der Glanz am Himmel, nicht der Wunderzeichen, Erderſchütterungen und anderer Erſcheinungen gedenke, welche ſich unter unſerm Conſulate ſo häufig ereignet haben, daß die unſterblichen Götter die Begebenheiten, welche ſich jetzt ereignen, wie es ſcheint, vorher verkündigen wollten: ſo darf ich doch nicht bedächtlich mit Stillſchweigen übergehen, daß ſchon unter dem Conſulate des Cotta und Torquatus ver-

schiedene Dinge auf dem Kapitol vom Blitze getroffen wurden. Bildnisse der unsterblichen Götter wurden hinabgeschleudert. Bildsäulen von Männern des Alterthums niedergestürzt, und die ehernen Gesetztafeln zerschmolzen. Getroffen wurde vom Blitze selbst jener, welcher die Stadt gründete. — Wegen dieser seltsamen Erscheinungen berief man aus ganz Etrurien die Zeichendeuter zusammen, welche dann erklärten, daß Mord und Brand, Untergang der Gesetze, Bürgerkrieg und Zerstörung der ganzen Stadt und dem ganzen Reiche bevorständen, wenn nicht die unsterblichen Götter, auf jede mögliche Weise versöhnt, durch ihre Herrschermacht das Schicksal selbst beinahe umwandeln würden.

In Rom haben Männer von Geist und Einfluß es nicht verschmäht, die Zeichendeutung und die Wetterkunde durch historisch-philosophischer Betrachtungen zu würdigen, und ausführliche Werke darüber zu schreiben. Antistius Labeo verfaßte fünfzehn Bücher über die Verrichtungen der Haruspices. *) M. T. Cicero sprach über sie als Philosoph und als Staatsmann. Er bezielte mit seinen Werken nichts Geringeres, als die wichtigsten Theile der Philosophie den Römern auf eine ansprechende Weise vorzutragen, und ihnen die Schriften unserer griechischen Philosophen entbehrlich zu machen. Er fing daher damit an, zuerst in einem Werke, Hortensius betitelt, das Studium der Philosophie zu empfehlen, und zeigte hierauf in vier Büchern über das System der Akademiker, **) welche Methode die unterscheidenste sey, am wenigsten zu Widersprüchen verleite, und den besten Vortrag zulasse. Dann suchte er die Ansichten

*) Fulgentius Planciades in explanatione sermonum antiquorum.

**) Academicorum Quaestionum libri.

höchſte Gut und das höchſte Übel, als Grundlage der praktiſchen Philoſophie, in fünf Büchern *) auf eine ſolche Weiſe zu erſchöpfen, daß er daſelbſt nicht nur die Meinungen aller Philoſophen, ſondern auch die Einwendungen und Widerlegungen vortrug. Auf dieſe ließ er eben ſo viele Bücher tusculaniſcher Unterſuchungen folgen,**) in deren vier erſten er die Haupterforderniſſe zu einem glücklichen Leben zergliedert: Verachtung des Todes, Erduldung des Schmerzes, Milderung des Grams, und Verwahrung gegen alle Gemüthszerrüttungen. Das fünfte Buch beſchäftiget ſich mit dem erhabenſten Puncte der Philoſophie, mit dem Beweiſe, daß die Tugend zu einem glückſeligen Leben ſich ſelbſt genügt.

In dieſe Reihe von Cicero's philoſophiſchen Schriften gehören auch die ſechs Bücher vom Staate; ***) drei Bücher von den Geſetzen, als Fortſetzung des vorhergehenden Werkes; drei Bücher über die Pflichten, welche Lebensregeln der Sitten- und Klugheitslehre enthalten; die Troſtſchrift über den Tod ſeiner Tochter Tullia, die er zärtlich liebte; ein Buch über das höhere Alter, eines über die Freundſchaft, und zwei Bücher vom Ruhme. †)

Endlich ſchrieb Cicero auch rhetoriſche Werke, nach dem Vorbilde unſers Ariſtoteles und Theophraſt, welche gleich herrlich durch Darſtellung und Gründlichkeit, den rhetoriſchen Unterricht mit dem philoſophiſchen verbunden haben: drei Bücher

---

*) De finibus Bonorum et Malorum.

**) Tusculanorum Quaestionum libri.

***) Libri de re publica.

†) Die Troſtſchrift, ſo wie die Bücher vom Staate und vom Ruhme ſind verloren gegangen.

über die Bildung des Redners, *) ein viertes **) [illegible] Charakteristik der berühmtesten Redner; und ein [illegible]tes, ***) worin das Ideal eines vollkommenen Redners aufgestellt wird. Den Kreis seiner philosophischen [illegible] schließen die drei Bücher über das Wesen der Götter, ein Buch über das Schicksal, und zwei Bücher vom Vorhersehungsvermögen.

Wenn ein Harnsper einen Traum denket, so ruft er, [illegible] nachdem dieser gut, böse, oder zweideutig ist, die Götter [illegible] denselben entweder zu erfüllen, oder nicht in Erfüllung [illegible] zu lassen, oder ihn zum Guten zu wenden. Der Römer [illegible]cher geträumt hat, und den Traum dem Harnsper erzählt [illegible] einen Theil des Leibes — etwa den Kopf — im Fluß [illegible] in welches er die sogenannte Mola, geröstete Gerste mit [illegible] wirft, und bringt hierauf dem Jupiter Prodigialis ein Opfer. †

Eh' ich die römischen Ansichten des Traumwesens [illegible]stelle will ich die Meinungen der Griechen entwickeln. [illegible] erst die Ansicht unsers Plato:

Wenn im Schlafe derjenige Theil der Seele, in [illegible] die Vernunft ihren Sitz hat, in Schlummer versinkt, der [illegible]rische und rohe Theil aber durch unmäßigen Genuß von [illegible]sen und Getränken gleichsam berauscht und betäubt ist, so [illegible]hebt dieser sich im Schlafe zu unbändigen und unregel[illegible] Bewegungen. Und so erzeugen sich in ihm die unvern[illegible]

---

*) Dialogi tres de oratore.

**) De claris oratoribus, qui dicitur Brutus.

***) Orator.

†) Propert. l. 4. Eleg. 4. — Tibul. l. 2. El. [illegible] El. 4. — Apuleius Metam. l. 11

und ausschweifendsten Vorstellungen, indem er gräßliche und schamlose Frevel zu ersinnen glaubt. —

Wer aber bei gesunder und mäßiger Kost, und einer auch im Übrigen zweckmäßigen Lebensweise sich zur Ruhe begibt; wer den edlern Theil seiner Seele, in welchem die Vernunft wohnt, in Bewegung und Thätigkeit setzt, und ihn mit einem reichen Vorrathe von guten Betrachtungen nährt, denjenigen hingegen, welcher in der Sinnlichkeit seine Befriedigung findet, weder in Mangel schmachten läßt, noch mit Überfluß sättiget (denn beides benimmt dem Blick der Seele seine Schärfe); wer endlich auch jenen dritten Theil der Seele (welcher die Flamme des Zorns in sich verschließt) mäßigt und dämpft, und also beide vernunftlose Theile der Seele niederhält, bei dem wird jener Theil, worin Vernunft und Überlegung wohnt, sich hervorthun, und beim Träumen seine volle Thätigkeit äußern; so werden ihm auch ruhige und wahrhafte Traumgesichte vorschweben. *) Plato will also, daß wir uns mit einem Körper zur Ruhe legen, welcher die Seele weder in Irrthümer verleite, noch sie in unordentliche Bewegungen versetze.

Nach der Behauptung des Posidonius träumen die Menschen durch dreifachen göttlichen Einfluß, indem die Seele, vermög ihrer Verwandtschaft mit den Göttern, schon an und für sich das Zukünftige vorhersieht, nebstdem die Luft mit unsterblichen Geistern erfüllt ist, in welchen die Zukunft gleichsam abgebildet erscheint, endlich auch die Götter selbst sich zuweilen mit den Schlafenden unterreden. Man unterscheidet daher drei Arten der Träume: die einen, worin Götter den Menschen in eigener oder angenommener Gestalt erscheinen; die andern, wel-

*) Cicero de div. I. 29.

che eine künftige Begebenheit als gegenwärtig vorbilden; endlich die sogenannten allegorischen Träume, wenn die künftige Begebenheit symbolisch dargestellt wird. *)

Die römischen Dichter gaben, wie die Dichter überhaupt den Träumen hold sind, manches schöne Bild der Traumwelt. Der Epiker Virgilius Maro läßt die Träume auf einem alten Ulmbaum am Eingange des Schattenreiches wohnen:

Mitten erstreckt unmäßig die uralt ragenden Arme
Ein dumpfschattiger Ulm, wo rings unstetes Gegaukel
Nichtiger Träum' umschwärmt, und jeglichem Blatte sich anschmiegt. **)

Insbesondere gefiel mir das Gemählde, welches Ovidius Naso in seinem großen Gedichte: Die Verwandlungen, vom Schlafe und von den Träumen aufstellt: ***)

Nächst den Cimeriern ist die lang eingehende Steinkluft
Tief in den Berg, wo hauset der unbetriebsame Schlafgott.
Nimmer erreicht, aufgehend, am Mittag, oder sich senkend
Phöbus mit Strahlen den Ort. Ein matt umdüsternder Nebel
Haucht vom Boden empor, und Dämmerung zweifelnden Lichtes.
Kein wachhaltender Vogel mit purpurkammigem Antlitz
Kräht die Aurora herauf, auch stört durch Laute die Stille
Kein sorgfältiger Hund, noch die aufmerksamere Hofgans.
Weder Gewild, noch Vieh, noch von Luft geregete Zweige
Geben Geräusch, noch Rede, von menschlichen Zungen geweckt.
Stumm dort wohnet die Ruh; doch hervor am Fuße des Felsens
Rinnt ein lethäischer Bach, durch den mit leisem Gemurmel
Ueber die Kieselchen rauscht die sanft einschläfernde Welle.

---

*) Makrobius.

**) Aen. I. 6. v. 223. etc.

***) Im eilften Buch.

Ringe um die Pforte der Kluft ſind wuchernde Blumen des Mohns,
Und unzählbare Kräuter, woraus ſich Milch zur Betäubung
Sammelt die Nacht, und thauig die ſumpfigen Lande beſprenget.
Keine knarrende Thüre auf umgedrehter Angel
Iſt in dem ganzen Hauſ', und keine Huth an der Schwelle.
Tief im Gemach iſt ein Lager, erhöht auf des Ebenus Schwärze,
Dunkend von braunlichem Flaum, und mit bräunlicher Hülle bedecket,
Wo ſich der Gott ausdehnet, gelöst von Ermattung die Glieder.
Rings um jenen zerſtreut in vielfach gaukelnder Bildung,
Liegen die luftigen Träume, ſo viel, als Aehren das Kornfeld,
Als Laub träget der Wald, und geſpülleten Sand das Geſtade.

Eine beſondere und unleugbare Wichtigkeit legte unſer Zeno den Träumen bei, indem er behauptete, jeder Menſch könne aus ſeinen Träumen ſeinen Fortgang im Guten erkennen, wenn er nämlich in jenem Zuſtande etwas Unſittliches weder begeht noch billigt. Die unreine Einbildungskraft eines von böſen Leidenſchaften bewegten Menſchen läßt ſelbſt im Schlafe allen Begierden den Zügel ſchießen, welche ihnen den Tag über das Geſetz und Furcht und Scham angelegt haben. Eine reine Seele aber ſchimmert im Traume wie in der durchſichtigen Tiefe eines ſtillen und ungetrübten Waſſers hervor. So wie gut abgerichtete Zugthiere, auch dann nicht, wenn ihre Führer ihnen den Zügel nachlaſſen, vom rechten Wege abweichen, ſo wird auch die von der Vernunft geläuterte Einbildungskraft ſelbſt im Schlafe ſich nicht empören, ſondern der gewohnten Reinheit treu bleiben. Wer alſo keine andere als gute und harmloſe Träume hat, wem nichts Unangenehmes, nichts Laſterhaftes, Verkehrtes und Schreckliches im Schlafe vorkommt, dem kann dieß als ein Abglanz ſeiner moraliſchen Veredlung gelten; dagegen aber zeigen böſe und unordentliche Träume, wo nicht ein zerrüttetes Gemüth, doch gewiß einen

krankhaften Zustand des Körpers, überflüssige unreine Säfte, und eine Unordnung der Lebensgeister; denn die Einbildungskraft wird vom Körper beherrscht. Deshalb entstehen in uns zuweilen viele und manchfaltige Traumbilder, wogegen zu anderer Zeit wieder eine gänzliche Ruhe und Stille herrscht. Kleon von Daulna und Thrasymedes aus Heräa sollen während ihres ganzen Lebens nicht einen einzigen Traum gehabt haben. Daran wäre denn ganz allein die Beschaffenheit des Körpers Ursache, so wie im Gegentheil die Melancholiker mit Träumen gequält sind. Von den Menschen, die am Berge Atlas wohnen, erzählt man, daß sie gar keine Träume haben. *)

Insbesondere hat man die Bemerkung gemacht, daß die Träume im Herbst am wenigsten zuverlässig sind; doch gibt man verschiedene Ursachen dieser Erscheinung an. Aristoteles schreibt sie den Früchten zu, die im Herbste noch frisch und voll Saft sind, daher im Körper leicht Blähungen und andere Unordnungen hervorbringen, wie z. B. die Bohnen, deren Genuß man denjenigen zu untersagen pflegt, die zukünftige Dinge durch Träume erfahren wollen. Die Pythagoräer fanden darin den Beweis, daß es Speisen gebe, die den Träumen geradezu ungünstig sind.

Demokrit behauptet, daß von allen äußern Gegenständen — lebenden und leblosen — sich Bilder ablösen, durch die Poren bis in das Innerste unsers Körpers eindringen, dann im Schlafe emporsteigen, und die Traumgesichte hervorbringen. Diese Bilder haben nicht nur eine von der Form der [illegible]

*) Herodot im 5. Buche §. 181. — Ammianus Marcellinus im 4. Kap. des 15. Buches. — Pomp. Mela im 6. Kap. des 4. Buches.

ſtände gleichſam abgedruckte Ähnlichkeit, ſondern ſie bringen, wie er meint, ſogar Eindrücke von den Bewegungen der Seele, von den Entſchließungen, Sitten und Leidenſchaften mit, ſo daß ſie ſich wie beſeelte Weſen nähern, und denen, die ſie aufnehmen, alle Gedanken und Begierden der Perſonen, von welchen ſie kommen, genau und deutlich offenbaren, wenn anders ſie die Formen bis zu ihrer Ankunft unverworren und vollkommen behalten haben. Soll aber dieß geſchehen, ſo müſſe vor allem die Luft, durch welche ſie dahinſchweben, ruhig und rein ſeyn, um ihre Schnelligkeit nicht zu hemmen. Nun iſt aber die Luft im Herbſte großentheils rauh und unſtät, hindert und wendet daher jene Bilder von dem geraden Wege ab. Dadurch verlieren ſie viel von ihrer Deutlichkeit und Lebhaftigkeit.

Andere dagegen ſagen: Der Herbſt mache den Körper zu Krankheiten geneigt. Die Seele müſſe an den Empfindungen des Körpers Theil nehmen; das Weiſſagungsvermögen insbeſondere verliere durch Verdichtung der Lebensgeiſter viel von ſeiner Lebhaftigkeit, indem es wie ein Spiegel durch die ſich anhängenden Dünſte verſinſtert werde. Dadurch entſtänden dann die falſchen und betrüglichen Träume im Spätherbſt, an welche man am wenigſten zu glauben pflege. *)

Man wird ſich aber nicht geneigt finden, auch den Träumen der übrigen Jahreszeiten mehr Bedeutſamkeit als den herbſtlichen zuzugeſtehen, ſobald man bedenkt, wie viele Menſchen das, was natürlich und zufällig ſich ereignet, für übernatürlich und bedeutungsvoll halten; wie vieles die Furcht erſinnt, und wie viel die fruchtbare Einbildungskraft des Menſchen vermag; wie oft Aug' und Ohr uns täuſchen, indem wie

*) Plutarch in den moraliſchen Abhandlungen.

das Eingebildete wirklich zu sehen glauben. Da mancher, besonders derjenige, der etwas Böses gethan hat, und Strafe fürchtet, leicht in Schrecken geräth, so geschieht es auch leicht, daß Menschen im Traume Schreckgestalten zu sehen, und von denselben Worte zu vernehmen glauben. Ich will nur einige Träume der Römer erzählen, merkwürdig durch Personen und Erfolg.

Ein Traum bewirkte die Entdeckung seiner Verschwörung der Tarquinier gegen Rom, bald nach eingeführter Consular-Regierung. Die Brüder Publius und Marcus Tarquinius, welche zu den Häuptern jener Verschwörung gehörten, wurden gleichsam durch eine höhere Gewalt wider ihren Willen zur Entdeckung gezwungen, indem ihnen furchterliche Gestalten im Traume erschienen, und mit den gräßlichsten Strafen drohten, wenn sie von ihrem Vorhaben nicht abließen würden. Die Furien schienen sie mit ihren Schlangengeißeln zu verfolgen, ihnen die Augen auszureißen, und sie so entsetzlich zu martern, daß sie zitternd aus dem Schlafe aufführen, und nirgends Ruhe fanden. Vergebens waren alle Sühnopfer; sie wendeten sich endlich an einen Haruspex, welchen sie, ohne die Verschwörung zu entdecken, befragten, ob es nun an der Zeit sey, aufzustehen, was sie im Sinne haben? Der Haruspex erklärte ihnen, sie sehen auf einem jede bösen gefährlichen Wege, und wenn sie von ihrem Vorhaben nicht bald abließen, drohe ihnen ein schmähliches Ende. Die Erschütterten eilten zum Consul, dem sie nun Alles entdeckten. *)

In einem Kriege mit den Latinern hatten die [illegible] Consuln P. Decius Mus und T. Manlius Torquatus [illegible]

*) Dionys. Halic. Antiqu. rom. l. 5.

ges in der Nähe des Berges Vesuv aufgeschlagen. In der Nacht erschien Beiden dieselbe Traumgestalt, ein Mann von mehr als menschlicher Größe, welcher sagte: »Auf der einen Seite gehöre der Feldherr, auf der andern das Heer den Göttern der Unterwelt und der Mutter Erde; der Sieg werde aber jenem Anführer zu Theil werden, welcher das feindliche Heer angreife, und für das seinige sich opfere.« — Was das nächtliche Gesicht angedeutet hatte, bekräftigte der Haruspex am nächsten Morgen aus den Eingeweiden der Opferthiere. Nun gelobten sich beide Consuln, daß derjenige, dessen Flügel in der Schlacht wanken würde, sein Leben sogleich dem Wohle des Vaterlandes opfern wolle. Das Glück der herrlichen That ward dem Decius zu Theil. Seine Todesweihe verschaffte dem Römerheere den Sieg, ihm die Unsterblichkeit. Die Besonnenheit, Seelenstärke und Feierlichkeit, mit welcher Decius sich dem Tod weihte, ergreifen durch das Große und Schauerliche. So wie er bemerkte, daß die römischen Hastaten dem Andrang der Latiner nicht widerstehen konnten, und auf die Principer zurückwichen, rief er dem Pontifex Valerius mit lauter Stimme zu: »Sprich mir die Worte, mit welchen ich mich für die Legionen dem Tod weihe!« — Der Pontifex hieß ihn, sich mit der purpurverbrämten Toga bekleiden, das Haupt verhüllen, die Hand aus der Toga zum Kinn emporstrecken, sich mit den Füßen auf eine Waffe stellen, und sprechen:

»Janus! Jupiter! Vater Mars! Quirinus! Ihr Laren! Ihr, fremde Götter! Ihr, heimische Götter des Vaterlandes! Ihr Götter, in deren Macht unsere Feinde stehen, und ihr Götter der Unterwelt! Euch flehe ich an, euch verehre ich, euch bitte ich um Huld, und halte mich versichert, ihr werdet das Volk der Quiriten mit Kraft und Sieg begnaden, die Feinde des Volks der Quiriten aber mit Schrecken, Furcht und Tod bestrafen. So wie ich diese Worte gesprochen, gelobe ich zum

Wohl der Quiriten, der Legionen und der Hülfsvölker der Quiriten, die Legionen und Hülfsvölker der Feinde und mich selbst den Göttern der Unterwelt und der Mutter Erde!"

Nun schwang er sich aufs Pferd, und stürzte sich in das Heer der Feinde. Beiden Heeren erschien der Todesheld in einer übermenschlich herrlichen Gestalt, als ein zum Sühnopfer des Götterzornes vom Himmel Gesendeter, der das Verderben von den Seinen lösen, und den Feinden zuwenden sollte. Grauen und Schrecken zogen vor ihm einher. Alle, denen er nahte, bebten wie schon vom Schlage des Unglücks getroffen. Verwirrung ergriff das Heer der Latiner. Selbst da, wo er zu Boden stürzte, ergriffen die Feinde die Flucht, und um den mit Waffen überdeckten Leichnam blieb eine weite Leere *).

Auch das folgende Ereigniß gibt einen auffallenden Beweis von dem Einfluß der Träume auf den Menschen. Während der circensischen Spiele in Rom ließ ein Römer seinen Sklaven kurze Zeit vor dem feierlichen Aufzuge im Circus Flamminius geißeln. Bald nachher träumte dem Tiberius Atinius, einem Mann vom gemeinem Stande: »Jupiter befehle ihm den Consuln zu melden, der häßliche Vortänzer bei jenen Spielen habe ihm mißfallen; Rom schwebe in einer Gefahr, welche nur durch eine prächtige Wiederholung jener Spiele abgewendet werden können.« — Atinius — entweder aus Furcht, zum Gespött zu werden, oder aus Scheu vor der Rache des Anzuklagenden, wagte keine öffentliche Anzeige. Wenige Tage nachher starb sein Sohn plötzlich. Dem Vater wiederholte sich der nämliche Traum; Jupiter forderte drohend die schon verlangte Kundmachung. Der Mann schwieg dennoch; da befiel

*) Livius im 6. Buch. — Val. Maxim. im 7. Kap. des 1. Buches.

ihn selbst plötzliche Entkräftung und Lähmung. Den Götterzorn, den er sich als Götterverächter zugezogen zu haben glaubte, wieder von sich abzuwenden, ließ er sich nun in einer Sänfte zuerst zu den Consuln, dann in den Senat tragen. Kaum war der Traum hier erzählt, als der an allen Gliedern gelähmte Mann rüstig aufsprang, den capitolinischen Jupiter mit lauter Stimme pries, und frei nach Hause ging. Die Spiele wurden mit aller Pracht erneuert. *)

Dem Cajus Gracchus erschien, eh' er noch Volkstribun war, die Gestalt seines Bruders im Traume, welcher zu ihm sprach: „Du wirst es auf keine Weise vermeiden können, dein Leben gleich mir zu verlieren, der ich, vom Kapitol herabgestoßen und erschlagen und in die Tiber geworfen wurde." — Der Traum ging in Erfüllung. **)

Cassius von Parma, Verfasser mehrerer Tragödien, ***) zur Zeit des letzten Triumvirats, ein Partheigänger des Marcus Antonius, sah nach der verlornen Schlacht bei Actium nach Athen. Hier stellte sich ihm ein todverkündendes Traumgesicht dar. Eine Gestalt von ungeheurer Größe, schwarz, mit schmutzigem Bart und herabhängenden Haaren, trat nächtlicher Weile vor sein Bette. Auf die Frage: „Erscheinung! wer bist

*) Liv. im 36. Kap. des 5. Buches. — Val. Maxim am angeführten Ort. — Plutarch im Leben des Cornelius. — Dionys. v. Hal. B. 9. Kap. 40. — Cicero de divin. 1. B. 26. Kap.

**) Val. Max.

***) Horat. im 4. Briefe des ersten Buches.

du?« — folgte die Antwort: »Dein böser Geist!« — Bald nachher ward Cassius enthauptet. *)

Aterius Rufus, welcher zu Syrakus Fechterspiele gab, träumte in der vorhergehenden Nacht, er würde von einem der Fechter erstochen. Am folgenden Tag erzählte er während der Spiele denjenigen, die ihm zunächst saßen, eben jenen Traum, als zwei Fechter dem Orte nahe kamen. Aterius, den Einen ins Auge fassend, rief: „Der ists, welcher mich im Traume tödtete!“ — Indem er sich eilig entfernen wollte, suchte der Fechter dem niedergeworfenen Gegner noch einen Stich zu geben — traf in der heftigen Bewegung den Aterius, durchstieß und tödtete ihn in dem Augenblick, da die Nebensitzenden seine Furcht belächelten. **)

In der Nacht vor der blutigen Schlacht bei Philippi erschien Minerva dem Antonius, Arzt des damals kränkelnden Octavianus Augustus, im Traume, und trug ihm auf, jenen zu ermahnen, er möge sich durch die Krankheit nicht abhalten lassen, dem Treffen beizuwohnen. Als der Imperator dieses vernahm, ließ er sich in einer Sänfte auf das Schlachtfeld tragen; während er hier mit einem, seine Körperkräfte fast übersteigenden Feuereifer um den Sieg kämpfte, nahm Brutus sein Lager. Ohne Zweifel wäre Augustus, wenn er zurückblieb, in die Gefangenschaft gerathen. ***)

In der Nacht vor einem großen Treffen gegen die Chetrusker fand Germanicus eine muthentflammende glückliche Vor-

---

*) Val. Maxim.

**) Val. Max.

***) Val. Max.

Bedeutung, da ihm träumte, daß er opfere, die purpurverbrämte Toga mit Blut beſpritze und der Schatten ſeiner Großmutter Auguſta ihm eine viel ſchönere darreiche. Der Traum war Vorbothe eines glänzenden Sieges der Romer. *)

Übel bekam dem Karthager Geſellius Baſſus die Zuverſicht auf ſeine nächtlichen Hirngeſpinſte. Dieſer, von einem Traumgeſicht aufgeregt, ſchiffte nach Rom, erkaufte ſich Zutritt bei Cäſar Nero, und erzählte: „Auf ſeinem Acker außerhalb der Stadt Karthago ſey eine Höhle von unermeßlicher Tiefe entdeckt worden, worin Geld in Menge läge. Darüber ſeyen ſchwere Braudſteine gehäuft; auf einer Seite ſtänden Säulen. Sehr wahrſcheinlich habe Dido, nach der Erbauung Karthago's, dieſen Schaz hier verborgen.“ —

Nero, von der Erzählung entflammt, ſandte Schiffe, mit den ſchnellſten Ruderern verſehen, nach Karthago. Redner und Dichter fanden in dem Ereigniß neuen Stoff zu Schmeicheleien: „Die Erde, zeige ſich dem Fürſten in einer neuen Art von Fruchtbarkeit, und die Götter legten ihm offene Schätze hin.“ —

Schon nahm die Schwelgerei, durch eitle Hoffnung genährt, überhand. Die alten Schätze wurden vergeudet, als wären die neuen ſchon auf dem Wege, und die Erwartung der Reichthümer bewirkte beinahe eine Verarmung des Staats.

Schon waren alle Grundſtücke des Karthagers durchwühlt, aber man fand — nichts, als die Überzeugung, daß nichts zu finden ſey. Baſſus erkannte zwar ſeine Thorheit, verſicherte aber dennoch: „Er, den bisher noch kein Traum getäuſcht ha-

*) Tacit. Annal. l. 3. c. 14.

de, sey jetzt zum ersten Mal geäßt worden.« — Zum Ersatz der verursachten Kosten und des vermehrten Staatsaufwandes wurden seine Güter eingezogen; der unglückliche Träumer tödtete sich selbst. *)

Merkwürdig bleiben mir die, einander entgegen gesetzten Meinungen, welche zwei Römer über die Träume äußerten: »Der Geist (sagte der Eine), welcher die Universe als ewig perennirende Körper beseelt, und dem das lebhafteste Gewühl von Vorempfindungen beständig und von allen Seiten zuströmt, theilt uns, wenn wir andere Wissenschaften auf verschiedenen Wegen erlernen können, das Geschenk, die Zukunft zu ahnen, unmittelbar mit. Auch die Damonen, die man sich auf verschiedene Art kann zu Freunden machen, bieten uns absichtlam unversiegliche Quellladern den Sterblichen Wahrsagungen dar. Ihnen ist die Göttin Themis vorgesetzt, welche die vom unveränderlichen Schicksal festgesetzten Beschlüsse vorher verkündet.« **)

Höchst verschieden war die Ansicht des Andern. »Wie weit hergesucht — erklärte dieser — sind die Beweise für die Vorhersagung der Träume! Ihr Ursprung, sagen sie, müsse außerhalb des Körpers gesucht werden, denn die Seelen sind göttlicher Natur, und die Welt ist mit Geistern angefüllt, welche mit einander in harmonischer Verbindung stehen. Beides leugnen sie hieraus): sowohl die göttliche Natur der Seele, als auch ihre Verbindung mit andern Geistern, sage ich, den

---

*) Annal. l. 16. c. 2.
**) Ammian. Marcellin. l. 21. c. 2.

Stand, das Zukünftige vorherzusehen. Ich aber sage so: Entweder ist es ein göttliches Wesen, welches, für unser Wohl besorgt, uns die Zukunft durch Träume anzeigt, oder die Traumdeuter sind im Stande, aus einer gewissen Übereinstimmung und Verbindung, oder — wie sie es nennen — Sympathie der Träume mit dem Zusammenhang der Dinge, die Beziehungen der Träume, und die Begebenheiten, welche darauf folgen, zu erklären; oder es ist keines von beiden: sondern man hat durch langwierige und übereinstimmende Beobachtungen herausgebracht, welche Ereignisse auf jedes Traumgesicht zu folgen pflegen. Nun leugne ich fürs Erste, daß ein göttliches Wesen die Träume bewirkt. Kämen die Träume von den Göttern, so würden sie uns deßhalb gesendet, um uns in die Zukunft blicken zu lassen. Aber wie gering ist die Anzahl derjenigen, die sich nach Träumen richten, sie verstehen, sich ihrer erinnern? Wie Viele dagegen finden wir, welche die Träume verachten, und solchen Aberglauben nur schwachen Seelen zutrauen!

Wie könnte also die Gottheit besorgt seyn, dergleichen Menschen durch Träume zu warnen, welche, weit entfernt, sich darnach zu richten, sie nicht einmal ihrer Aufmerksamkeit würdigen? Es kann ihr ja unmöglich verborgen seyn, wie jeder Mensch denke; und etwas vergeblich und ohne Absicht thun, dieß läßt sich von der Gottheit um so weniger glauben, als wir wissen, daß selbst kein vernünftiger Mensch so handelt. Wenn also die meisten Träume vergessen oder nicht geachtet werden, so müßte entweder die Gottheit dieses nicht wissen, oder sie würde uns die Träume vergebens zusenden. Nun aber läßt sich von ihr weder das Eine noch das Andere denken; folglich kann sie auch nicht durch Träume warnen wollen. Und überdieß, zugegeben, daß die Gottheit uns Gesichte sendet, um uns die Zukunft zu verkünden, so bleibt noch immer die Fra-

ge: warum sendet sie uns diese nicht lieber im Zustande des Wachens, wo unsere Vorstellungen deutlich und bestimmt sind? Wozu ferner solche Krümmungen und Umwege, uns an den Traumdeuter zu verweisen, statt den geraden Weg zu gehen? Wollte uns die gütige Gottheit zu unserm Besten rathen, so würde sie das Gesicht eher dem Wachenden als dem Schlafenden senden, oder uns geradezu viel mehr bedeuten: „Thu dieß, und unterlasse Jenes!“ Ich hörte wohl auch schon sagen: einige Träume seyen wahrhaft, andere täuschend; die ersten kämen von der Gottheit, die andern von der Natur. Aber warum nicht lieber alle von der Gottheit; oder alle von der Natur? Und sind einige wahrhaft, andere täuschend, — durch welches Merkmal können wir beide von einander unterscheiden? Und ist es wahrscheinlich, daß die Götter, diese erhabenen Wesen, alle Betten und Nachtlager rastlos umkreisen, um, sobald sie einen Menschen schnarchen hören, ihm [illegible] dunkle Gesichter vorzubilden, die er dann, am nächsten [illegible] einem Traumdeuter, das heißt: einem der [illegible], vorlege? Und was müssen wir von den Göttern denken, [illegible] sie uns im Traume Vorbedeutungen senden, welche wir selbst nicht verstehen und wozu wir auch keine Ausleger finden können? »Ich weiß wohl — schloß der Römer seine Rede. [illegible] behaupten, eine lange Erfahrung habe die über die [illegible] angestellten Beobachtungen zu einer Kunst erhöht. Ich [illegible] aber: Lassen sich denn Beobachtungen über Träume anstellen, die eine so unendliche Mannichfaltigkeit zeigen? Jede noch so verkehrte, noch so abenteuerliche Vorstellung kann einen Traum geben. Und wie sollen denn diese zahllosen und immer neuen Erscheinungen, welche sich nach keinem übereinstimmenden Gesetze richten, vom Gedächtniß aufbehalten oder durch Betrachtung vereinigt werden können? Es ist also lächerlich, daß die Vertheidiger der Träume, wenn etwa ein Traum in Erfüllung geht, statt, wie sie sollten, diesen einzigen der vielen nicht er-

fällten wegen für unzuverlässig zu halten, lieber unzählige andere durch diesen einzigen bestätigt finden wollen." *)

Mehr als die Divinationen der Träume hat jene der Ahnungen für sich. Nur wenig Menschen vermögen es, sowohl im Zustande des Wachens als auch im Schlafe, sich von der Herrschaft des Körpers loszumachen. Die angeborne Kraft der Seele aber äußert sich überhaupt nie mehr, als wenn sie vom Körper unabhängig, frei von den Eindrücken der Sinne, frei von den lastenden Sorgen ist.

Ein merkwürdiges Beispiel erfüllter Ahnung gab der römische Priester Cornelius. Dieser, ehrwürdig durch den Adel seines Geschlechtes und durch die Heiligkeit seines Wandels, erhob sich am Tage der pharsalischen Schlacht zu Patavium, **) und rief, von Begeisterung ergriffen, als wäre er ein gegenwärtiger Augenzeuge: „Eben jetzt wird eine große blutige Schlacht geliefert! Diese weichen zurück, jene dringen vor! Hier wird gemordet, dort geschlachtet! Wurfspieße fliegen! Von neuem beginnt die Schlacht! Sie stürmen an! Blut strömt! Sterbende röcheln! Cäsar hat gesiegt!" —

Damals ward von Vielen über den Seher gelächelt; er schien kindisch oder wahnsinnig geworden zu seyn. Aber bald stieg die Bewunderung um so höher, da man erfuhr, daß Tag

---

*) Cicero de divin. div. locis.

**) Padua.

und Umstände der Schlacht mit der Beschreibung des Begeisterten auf das Genaueste übereinstimmten. *)

Cäsar Augustus Octavianus sprach, dem Tode nah, von vierzig Jünglingen, die ihn fortschleppen wollten. Nach seinem Tode traf sichs, daß vierzig Soldaten von der Leibwache die Leiche des Imperators trugen. **)

Cajus Marius, der seine Soldaten gerne durch Weissagungen und Ahnungen täuschte, führte eine Syrerinn, Namens Martha, mit sich, die für eine Seherinn galt. Sie hatte sich früher dem Senat angetragen, ward jedoch abgewiesen. Sie wendete sich dann an die römischen Frauen, denen sie manches Pröbchen ihrer Seherkraft gab. Insbesondere wußte sie der Gemahlinn des Marius, zu deren Füßen sie bei den Festspielen saß, genau vorherzusagen, welcher Fechter jedesmal die Andern besiegen würde. Hierauf nahm Marius sie in seine Dienste. Sie wurde dem Herrn in einer Sänfte nachgetragen. Bei den Opfern erschien sie in einem doppelten Purpurgewande mit einer Schnalle auf der Schulter befestigt, in der Hand eine mit Bändern und Kränzen geschmückte Lanze haltend. Dieses Gaukelspiel verfehlte manchmal seine Wirkung nicht. ***)

*) Aul. Gellius XV. 18.

**) Sueton. im Leben des Augustus.

***) Plutarch im Leben des Marius.

XI.

Lucilius hat von Seneca Schriften von einigen seiner Tragödien erhalten. Ihm waren sie zwar schon bekannt; dennoch verschlang er sie mit Begierde. Ich habe sie mit gespannter Aufmerksamkeit gelesen, und war ihm für die Mittheilung sehr dankbar, ohne jedoch sein Entzücken und seine unbedingte Bewunderung theilen zu können.

Es scheint, als ob Seneca's Tragödien absichtlich gar nicht nach den Regeln der dramatischen Dichtkunst gestaltet wären. Entwicklung der Charaktere, Wachsen der Leidenschaft, und allmähliges Steigen zu immer interessanteren Situazionen zeigt sich darin gar nicht oder nur zufällig. Die Anlage des Plans ist fast durchgängig fehlerhaft. Die einzelnen Theile vereinigen sich zu keinem Ganzen, und das Tragische, was hie und da erscheint, bringt manchmal wohl Staunen und Entsetzen, aber niemals Rührung hervor. Auch werden die Begebenheiten nicht mit gehöriger Sorgfalt herbeigeführet, ja es wird nicht einmal das Auftreten und Abgehen der Personen gehörig motivirt.

Zum Beweise meiner Behauptung werde ich die Plane von einigen dieser Stücke zergliedern, und sie mit den Meisterwerken unserer tragischen Bühne vergleichen. Ich mache den Anfang mit dem Trauerspiele Hippolyt.

Dieser Sohn des Theseus, welchen der Vater, als er die Reise in die Unterwelt antrat, bei seiner zweiten Gattinn Phädra zurückließ, eröffnet, von Jägern umgeben, und selbst im Begriff auf die Jagd zu gehen, die Szene. Er verfällt hier sogleich in rhetorische Tiraden, theilt die Jagdgeschäfte unter seine Diener aus, sendet sie nach verschiedenen Gegenden, und schildert Länder und Jagdgeschäfte, prunkend mit geographischer und mythologischer Gelehrsamkeit. Da er mit seinem Gefolge abgeht, erscheint Phädra, klagt über die Treulosigkeit ihres abwesenden Gemahls, und gesteht ihre heftige Leidenschaft für seinen Sohn. Sie erblickt den sich so eben Entfernenden, will ihm in den Wald nacheilen, ihre Liebe gestehen, und seinen Kaltsinn besiegen oder sterben. Vergebens stellt ihr die Amme das Gefahrvolle und Entehrende dieser Leidenschaft vor, vergebens droht sie ihr mit Theseus Zurückkunft. Phädra bleibt fest entschlossen, dem Jüngling zu folgen, und die Amme geht ihn zu suchen. Nun tritt der Chor auf, Bürger aus Athen, und besingt Amors Macht, welcher Menschen und Götter unterliegen.

Den zweiten Akt beginnt die Amme mit einer Schilderung der verzweiflungsvollen Liebe, in welcher Phädra dahinschmachtet. Die Pforte des Pallastes öffnet sich, man erblickt Phädra auf einem Ruhebette. Sie befiehlt ihren Sklavinnen, ihr den [illegible] lichen Purpur abzunehmen; sie will heute als Jägerinn ein leichtes Amazonenkleid tragen. Sie ergreift Speer, [illegible] Schild. Die Amme geht voraus in den Wald, wo Hippolyt ganz allein, wie er eben der [illegible] opfert. Sie empfängt ihn mit einer langen Rede, in [illegible] sie mit dialektischer Kunst den Gemeinplatz ausführt, [illegible] die Jugend genießen soll, und daß diesen Genuß [illegible] besonders, als die Liebe. Hippolyt antwortet in [illegible] Tone schildert in einer noch längern Rede [illegible] Jägerliedens, und stellt den Satz auf: [illegible]

Menſchen den Aufenthalt in den Wäldern verließen, ſeyen alle Verbrechen unter ihnen eingeriſſen, und die Weiber alles Unglücks Urheberinnen. Jetzt erſcheint Phädra, und es erfolgt eine gräßliche Scene. Hippolyt geht ihr entgegen; ſie fällt in Ohnmacht, erwacht endlich und befiehlt allen, außer ihrem Stiefſohne, ſich zu entfernen. Nun geſteht ſie ihm ihre Liebe. Hippolyt verwünſcht dieſen Tag, ſeine Stiefmutter und ſich ſelbſt. Allein Phädra wird jetzt nur noch dringender, und umſchlingt den Jüngling. Dieſer faßt ſie bei den Haaren, hält ſie mit Gewalt von ſich ab, und zieht endlich ſogar das Schwert gegen ſie. Phädra, verzweiflungsvoll ringend, zeigt ſich bereit, von ſeiner Hand zu ſterben, und ſinkt vor ihm zu Boden. Da eilt die Amme mit Sclavinnen herbei, erklärt den Jüngling für einen frevelhaften Blutſchänder, und droht ihm fürchterliche Rache. Nun entfernen ſich alle bis auf den Chor, welcher Hippolyts Schönheit preiſet, dabei aber die Beſorgniß äußert, daß ſie für ihn die Quelle des Unglücks werde, dem er nimmer entgehen könne.

Seneca's Phädra erſcheint ſowohl in dieſem Akte, als im ganzen Stücke überhaupt, als eine von der Sinnlichkeit dahingeriſſene Schaamloſe, welche ihr Verbrechen ganz offen und frei ausüben will, dabei recht zu thun glaubt, und gar keine Spur von Beſorglichkeit oder Furcht äußert. Die Phädra unſers Euripides erkennt dagegen die Sträflichkeit ihrer Liebe zu Hippolyt, und will lieber ſterben als ſie geſtehen. Ihr entlockt die Amme endlich das Geſtändniß wider ihren Willen; und ſelbſt dann läßt ſie die Forſchende mehr errathen, als wiſſen. Seneca's Phädra dagegen dringt der Amme ihr Geheimniß und den verbrecheriſchen Entſchluß ungeſcheut auf, und läßt ſich durch ſie ſogar dann nicht abhalten, als dieſe ihr die Größe und die Gefahr des Verbrechens mit den grellſten Farben ſchildert.

Im Anfange des dritten Akts kömmt Theſeus aus der

Unterwelt zurück. Er vernimmt im Hause ein Klagegeschrei und frägt nach der Ursache. Die Amme sagt ihm, daß Phädra den Entschluß gefaßt habe, zu sterben. Die Thüren des Pallastes öffnen sich. Phädra selbst erzählt: Hippolyt habe sie gewaltsam überfallen. Als Beweis zeigt sie das Schwert, welches er im Walde zurückließ. Theseus flucht seinem Sohne, und fleht den Neptun an, seine Schmach an dem Jüngling zu rächen. Der Chor klagt, daß die Götter die Menschen und ihre Angelegenheiten so dem blinden Zufall Preis gaben. Den vierten Akt füllt ein Bothe mit der Erzählung von dem in der Zwischenzeit vorgefallenen Tode Hippolyts aus, wie er von seinen eigenen, durch die Erscheinung eines von Neptun gesendeten Ungeheuers scheu gewordenen Rossen geschleift und zerrissen wurde. Der Chor stimmt den Trauergesang an.

Nun erscheint im fünften Akt Phädra verzweiflungsvoll mit dem Schwerte ihres Stiefsohns. Sie wirft dem Theseus seine Härte und Grausamkeit vor, klagt um Hippolyt, bekennt ihre Schuld, und ersticht sich als Sühnopfer seines Schattens.

Jetzt folgt ein gräßlicher Schluß, welcher unser Innerstes nicht erschüttert, sondern eigentlich zerreißt, und einem Griechen um so niedriger und schmerzlicher seyn muß, als wir durch die ächt poetische Kunst unserer tragischen Meister gewohnt sind, aus jedem Trauerspiel, sein Stoff sey noch so grausam, am Ende doch den Total-Eindruck der Verklärung zu erhalten.

Aber ganz das Gegentheil von dem thut Seneca's Theseus fordert die Götter der Unterwelt und des Meeres auf, [illegible] zu bestrafen, läßt die zerrissenen Glieder [illegible] beibringen, und auf einen Haufen zusammen [illegible] er jetzt untersucht, indem er dabei die folgende Rede hält. *)

*) Übersetzt von Luftner.

Iſt das Hippolytus? Nun kenn' ich mein Verbrechen
Ich habe dich ermordet. Doch um nicht allein
Und auch nicht einfach nur ſtrafbar zu ſeyn, rief ich
Den Vater *) an zur väterlichen Frevelthat.
Ha! nun genieß' ich ja die väterliche Gabe.
O Schmerz der Kinderloſigkeit! wie groß biſt du
Gedenkstem Alter! —
Umarme dieſe Glieder, und des Sohnes Reſte,
Elender, drück' an die betrübte Bruſt!
Leg' die zerſtreuten Glieder des zerriſſenen Körpers
In Ordnung, gib die irren Theile ihrer Stelle
Zurück!

(Er ordnet die Glieder.)

Hier iſt die Stelle für die tapfre Rechte:
Hieher gehört die linke Hand, die Zügel
Zu lenken kundig. Hier erkenn' ich Spuren
Der linken Seite. Aber wehe mir!
Ach weich ein großer Theil fehlt meinen Thränen noch!
Ihr zitternden Hände! haltet aus den traurigen Dienſt!
Ihr trocknen Wangen! hemmt die Thränenſtröme,
So lang der Vater ſeinem Sohn die Glieder zuzählt,
Und ſeinen Körper bildet! — Was iſt dieſes hier,
So ganz geſtaltlos, wund, zerriſſen und entſtellt?
Es iſt ein Theil von dir, doch, welcher, weiß ich nicht.
Das lege hieher, hieher, nicht an ſeinen, doch
An einen leeren Ort! Wie? Dieſes hier, dieß wäre
Das Antlitz, welches einſt wie Sternenſchimmer ſtrahlte,
Und ſelbſt feindliche Blicke auf ſich zog?
So ſehr verſank der Reiz?
Entſetzliches Geſchick! Grauſame Gunſt der Götter!
So kehrt der Sohn nach Wunſch dem Vater wieder? —
(Er legt einen Theil ſeines Gewandes auf die Leiche.)
Empfange denn des Vaters letzte Gaben,
Du, deſſen Todesfeſt ich oft begehen werde!

*) Der Neptun.

Indessen nehme diesen Rest die Flamme auf!
Eröffnet den Pallast, vom Morde trauervoll!
Es schalle ganz Athen von lauten Wehklagen!
Bereitet schnell das königliche Leichenfeuer!
Ihr aber suchet auf den Feldern seines Körpers
Verirrte Theile!
(Auf Phädra's Leiche deutend.)
Diese Eingegrabne drücke
Die Erde, schwer auf dem verruchten Haupte lastend!

Wie gewaltsam herbeigeführt sind manche Szenen dieses Stückes! wie schleppend die beiden letzten Akte! wie so ganz ohne Zartgefühl ist Phädra's Charakter und die Weiblichkeit behandelt! Wie anders wußte unser Euripides diesen Stoff darzustellen! Schon die flüchtigste Vergleichung beider Tragedien genügt, um zu überzeugen, daß Euripides als Dichter, Seneca als Redner gearbeitet hat. Euripides zeichnet Charaktere, und stellt den Kampf der Leidenschaft mit der weiblichen Schamhaftigkeit und ihrem zarten Ehrgefühle dar.

Rührung ist sein schönes Ziel. Seine Phädra ringt mit ihrer Liebe; die des Seneca raset aber wie eine Mänade der ersehnten Befriedigung entgegen. Seneca sucht überhaupt in jeder Situazion nur Gelegenheit zu hochtrabenden Reden, witzigen Sentenzen und schimmernden Beschreibungen, welche kaum der epische Dichter so gebrauchen dürfte. Welche gehäufte mit Farben überladenen Gemählde von Gegenden, von Jagd- und Jägerfreuden, von Kleidern und Schmuck, von gräßlicher Todesart und von schrecklichen Ungeheuern! welche Menge von Gemeinplätzen, welcher Zustand von dialektischer Kunst!

Es fehlt Seneca's Charakteren überhaupt an äußerer Wahr-

ſcheinlichkeit eben ſo ſehr, als an innerer Wahrheit und Konſequenz. Indeß ſind die männlichen doch noch beſſer gezeichnet und gehalten, als die weiblichen, obſchon auch jene mehr Figuren ſind, welche der Dichter ſchöne Worte ſagen läßt. Sie erinnern mich an die künſtliche Taube, welche Archytas von Tarent verfertiget haben ſoll. Seneca's weibliche Charaktere ſind gänzlich mißlungen: entweder Geſchöpfe, deren Liebe empörende Schamloſigkeit iſt, wie Phädra, oder deren Wuth die Menſchlichkeit und die Weiblichkeit verläugnet, wie Medea, Dejanira, Klytemneſtra.

Wie ſehr bedachte Euripides dagegen ſelbſt in ſeinen Verbrecherinnen: Phädra, Medea, Helena und andern, das weibliche Zartgefühl und die heilige Schamhaftigkeit! Alles dieſes zeigt deutlich, daß Seneca's ſogenannte Tragödien zwar die dramatiſche Form, aber keinen andern Zweck haben, als einen *redneriſchen*, und daß der Verfaſſer ſich dabei kein anderes Ziel ſetzte, als Bewunderung ſeiner Talente zu erregen. Einen neuen Beweis dafür giebt ſeine Medea, deren Plan ich nun entwickle:

Medea hatte auf ihrer Flucht nach Kolchis bei dem König Kreon zu Korinth, nebſt Jaſon, ihrem Gemal, gaſtfreie Aufnahme gefunden; aber der Treuloſe, geblendet von dem Schimmer des Thrones, warb hier um die Hand Kreuſens, der Tochter des Königs, und verließ ſeine Gattinn. Noch weilt Medea in der Stadt, und ſchon bricht der Tag der Vermählung an. Vergebens verſucht ſie alles Mögliche, um den Entfliehenden wieder zu gewinnen. Endlich tritt der Haß an die Stelle der verſchmähten Liebe. Sie beſchließt an dem Frevler Rache zu nehmen, ihn durch den Tod ſeiner Kinder zu beſtrafen, und Korinth in Flammen zu ſehen. Jetzt tritt der Chor auf, korinthiſche Jünglinge, welche Hochzeitsgeſänge anſtimmen zu Ja-

sons Vermählungsfeier mit Kreusa. Medea hört sie, und ihr Rachegefühl wird dadurch noch mehr entflammt, durch Kreons Erscheinung aber auf den höchsten Grad gesteigert, indem dieser ihr flucht, und das Land zu verlassen befiehlt. Sie fordert Jason zum Begleiter auf ihrer Flucht. Kreon gebietet ihr nochmal, allsogleich aus seinem Reiche zu weichen. Die Mißhandelte nimmt ihre Zuflucht zur Verstellung. Sie erbittet sich nur eine kleine Frist, um von ihren Kindern, welche Kreon zurückbehält und erziehen will, Abschied zu nehmen. Der Chor schließt den zweiten Akt mit dem Lobe der glücklichen Einfalt des Zeitalters vor der Erfindung der Schiffahrt, wozu Medeens und Jasons Flucht über das Meer die Veranlassung gibt. Gequält von beleidigtem Stolz, von gekränkter Liebe und gereizter Eifersucht, tritt Medea rachebrütend auf. Ihre Amme sucht sie zu besänftigen. Jason erscheint, und beklagt sein unglückliches Schicksal, welches ihm nur die traurige Wahl zwischen Tod und Untreue übrig lasse. Jetzt erblickt er Medeen. Sie erwartet seine Anrede nicht, sondern erklärt sogleich, daß sie zur Flucht bereit sey, und überhäuft ihn mit Vorwürfen, welche Jason bloß mit der Bemerkung beantwortet, daß sie selbst ihm ihr Leben zu danken habe, da Kreon ihr nur auf seine Vorbitte erlaube, sich durch die Flucht zu retten. Mit vieler Mühe erhält sie endlich von ihm die Erlaubniß, ihre Kinder nochmal zu sehen. Nun ist sie fest und unerschütterlich entschlossen, den Mord zu vollziehen, und auch Kreusen durch ein in Zaubergift getränktes Brautkleid zu tödten.

Der Chor nimmt hierauf das Wort, und besingt, als Fortsetzung des Vorigen, den Tod der Helden, die als Opfer ihrer Kühnheit die Versöhnung der erzürnten Meergottheiten starben. Er äußert darum auch seine Besorgniß für Jason, und bittet die Götter, das drohende Verderben von ihm abzuwenden.

Den folgenden Akt eröffnet Medea's Amme. Sie erzählt bebend, Medea habe durch ihre Zaubermacht alle zerstörenden Kräfte der Natur aufgeboten, und, umgeben von schrecklichen Gestalten giftiger Ungeheuer, einen Trank gemischt, um sich an Kreons Hause zu rächen.

Hierauf erscheint Medea selbst, spricht die Beschwörung, ruft ihre Kinder, sendet durch sie Kreusen den verderblichen Schmuck, und will ihnen selbst nach. Vergebens sucht der Chor die Wüthende zurückzuhalten. Schon ist sie in den Pallast hineingestürzt, und das Muttergefühl ist aus ihrem Busen entwichen. Ein Sklave kommt heraus, und erzählt sowohl Kreons als auch Kreusens gräßlichen Feuertod. Indeß eilt Medea aus dem Pallaste. Ihre entsetzte Phantasie und ihr ganzes erschüttertes Gemüth sind in Aufruhr. Der Schatten ihres ermordeten Bruders schwebt ihr in blutiger Gestalt vor. Sie zückt den Dolch gegen ihr eigenes Herz; aber der herbeieilende Jason gebietet der ihn begleitenden Wache, die Verbrecherinn zu ergreifen und zu fesseln. Nun erst gewinnt sie wieder Macht über sich selbst, und zeigt sich groß. Es erwachen sogar in ihr die zarten Gefühle der Liebe, der Wehmuth und der Reue, aber vergebens! denn Jason, der unerbittliche, befiehlt, sie in die Flammen des brennenden Pallastes zu stürzen. Medea geräth hierüber in die wildeste Empörung — vollzieht den Mord der beiden Kinder, schwingt sich auf ihren Drachenwagen, und entflieht im Gefühl der gelungenen Rache.

Das Trauerspiel: die Troerinnen, ist weniger überladen mit schimmernden Beschreibungen und Tiraden, als Seneca's übrige Tragodien. Es hat sogar Stellen, worin Einfalt des Tons und Tiefe des Gemüths herrschen.

Troja ist von den Griechen erobert und zerstört, aber sie

harren vergebens auf günstige Winde zur Rückkehr in ihr Vaterland. Die Götter werden um Rath gefragt. Hekuba's Klage über die Zerstörung Trojas, über den Tod ihres Gatten, ihrer Kinder, und über ihr eigenes künftiges Schicksal, wechselnd mit den von dem Chor gefangener Troerinnen angestimmten Trauergesängen füllen den ersten Akt. Nun erzählt der Herold Talthybius bebend und schreckenbleich, Achills Schatten sey vor Aufgang der Sonne, unter entsetzlichem Erbeben der Erde, aus seinem Grabe empor gestiegen, und habe Polyxena's Blut zum Sühnopfer gefordert. Pyrrhus, Achills Sohn, dringt auf den Tod des Mädchens. Agamemnon gibt ihm nicht zu, und es kömmt zwischen beiden zu einem heftigen Wortwechsel. Agamemnon läßt es endlich auf den Ausspruch des Sehers [illegible] ankommen, welcher denn für Pyrrhus entscheidet. [illegible] genügt aber nicht. Der Seher fordert noch mehr, und [illegible] daß die Griechen keine günstigen Winde zur [illegible] wenn nicht Astyanax, Hektors und Andromache's [illegible] von einem Thurme bei Troja herabgestürzt [illegible] scheinung veranlaßt den Chor zu Betrachtungen über den [illegible] stand nach dem Tode, womit der Akt schließt.

Den dritten Akt eröffnet Andromache durch [illegible] der ihr im Traume erschien. Von der ihrem Kinde [illegible] Gefahr unterrichtet, verbirgt sie den Kleinen in [illegible] seines Vaters. Kaum hat sie ihn verborgen, so erscheint [illegible] von Agamemnon gesendet, um ihn von ihr zur [illegible] Opfertode zu verlangen. Andromache verläugnet [illegible] vergebens! Ulyß glaubt den angegebenen Tod des Knaben [illegible] sondern bringt sie durch listige Reden in Verwirrung. [illegible] dromache bekennt endlich, daß der Knabe noch lebe, [illegible] er herbeigebracht, und von Ulyß der noch immer zagenden Mutter mit Gewalt entrissen. Der Chor der gefangenen Troerinnen äußert Bekümmerniß über sein künftiges Schicksal.

Indeß haben die griechiſchen Fürſten durch das Loos entſcheiden laſſen, welche troiſche Frau jedem von ihnen zu Theil werden ſoll. Andromache fiel dem Pyrrhus zu. Helena erſcheint als Abgeſandte, um ſowohl Andromachen als auch die Gefährtinnen zu ihrer Beſtimmung vorzubereiten. Andromache weiſet ihren Antrag mit Unwillen ab, und überhäuft ſie mit Vorwürfen. Helena betheuert Andromachen, wie ſchwer ihr dieſer Auftrag wurde, und wie unglücklich ſie ſey, gehaßt ſowohl von den Griechen, als von den Troern, verabſcheut von allen und ohne Vaterland.

Die Frauen erheben gemeinſame Klage über die nahe Trennung vom vaterländiſchen Boden und über das ihnen bevorſtehende traurige Loos. Der Chor ſtimmet in ihre Klagen ein.

Am Schluſſe erſcheint ein Bote, und ſchildert den Tod des kleinen Aſtyanax mit den gräßlichſten Zügen. Kaum hat er ſeine Erzählung geendiget, als auch ſchon Polyxena zum Tode herbeigeführt wird, und, von Pyrrhus Schwert durchbohrt, zur Erde ſinkt. Nun ſind die Götter verſöhnt; ein günſtiger Wind erhebt ſich, und die griechiſche Flotte lichtet die Anker.

Sowohl in dieſem, als auch in allen übrigen Tragödien Seneca's zeigt ſich ein Aufwand rhetoriſcher Künſte. Die unverhältnißmäßig langen Monologe, Erzählungen und Beſchreibungen, ſind mit redneriſchem Schmuck überladen, ohne Rückſicht auf Zweckmäßigkeit. Jede Szene, faſt jeder Vers ſucht Bewunderung zu erregen, und zeigt mehr den *Dichter* als die ſprechenden Perſonen ſelbſt, welche daher alle nur *eine* Sprache führen. Zugleich herrſcht immer entweder ein furchtbarer Schatten oder ein blendender Lichtglanz.

In dem Trauerſpiele, die Trojanerinnen iſt der Dialog durchgehends mehr dialektiſch als poetiſch, aber reich an Schimmer, Witz und Antitheſen. In der folgenden Scene zankt

Pyrrhus, Achills Sohn, mit Agamemnon, weil dieser Polyxenens Opfertod nicht zugeben will.

Pyrrhus. *)

Als du dem Meer zur Rückkehr frohe Segel gabst,
Gedachtest du Achillens nicht, durch dessen Hand
Allein erschüttert, Ilion zur Erde sank;
(Da er uns schnell vergalt, was sein Verzug in Skyros
Und Lesbos auf Ägeerfluthen vorenthielt.) **)
Denn als er fern war, stand sie zweifelnd, wem sie falle.
Du magst gleich, was ich fordre, rasch und schnell gewähren.
Zu spät gewährst du stets. Schon allen Führern ward
Ihr Lohn zu Theil. Kann solcher hohen Tapferkeit
Ein mind'rer Preis gebühren? oder hat der wenig
Verdienet, der den Krieg zu fliehn geheißen,
In stiller Ruhe Nestors Jahre überstehend,
Ein Leben zu genießen — mit dem [illegible]
Sich auch der Mutterlist entzog und durch [illegible]
Zum Mann bekannte? Als der freche Telephus
In Mysiens Barbarenreich den Eingang wehrte,
Färbt Königsblut ihm die noch ungeübte Rechte,
Und eine Hand erfährt erschrecklich sich und mild. ***)

---

*) Diese Scene, so wie die folgenden aus Seneca's [illegible] vom Herausgeber übersetzt.

**) Thetis verbarg den Achill als Knaben, da sie sein [illegible] aus wußte, in Mädchenkleidern auf der Insel Skyros. [illegible] wurde vom Achill, eh' er sich mit der griechischen Flotte [illegible] auf seinem Zuge gegen Troja verwüstet.

***) Telephus, König von Mysien, wurde, als er sich [illegible] ziehenden Griechen widersetzte, vom Achill besiegt und mit [illegible] Speer verwundet. Die Wunde konnte, nach einem Orakelspruche, nur durch Rost von eben diesem Speer geheilt werden. [illegible] schickte ihm das Rettungsmittel.

Hinſtürzte Theben, und, in Sclavenfeſſeln, ſah
Ilion ſein Reich beſiegt. So ward Lyrneß,
Auf hohen Gipfel des Gebirgs erbaut, zerſtört,
So unterjocht das Land, durch Briſeis berühmt.
Auch Chryſe, Königen des Haders Quelle, liegt, *)
Und Tenedos, im Ruf bekannt, das fette Skyros,
Das auf fruchtbarer Weide Thrakerheerden nährt,
Und Lesbos, des Ägeermeeres Wogen trennend,
Und Cilla, Phöbus heilig. Liegt nicht ſelbſt zerſtört,
Was wirbelnd Kaykus mit heim'ſcher Fluth beſpült? **)
Und dieſe Völkerniederlage, dieſer Schrecken,
So viele Städte, plötzlich, wie vom Sturm zerſchmettert,
Die andrer Helden Ruhm und höchſte Zierden wären,
Sie waren nur ſein Weg dahin. So kam mein Vater,
Und, Krieg bereitend, führt' er ſolche Kriege ſchon.
Wenn ich von Andern ſchwiege, wäre Hektor nicht
Allein genug? Beſiegt hat Ilion mein Vater,
Ihr habt es nur zerſtört. Vorzählen will ich euch
Den Ruhm und alle Heldenthaten meines Vaters.
Entſeelt lag Hektor vor den Augen des Erzeugers,
Und Memnon vor des Oheims, den bewcinend, Eos
Den düſtern Tag mit bleichem Angeſicht zurückhielt. ***)
Da ſchauderte dem Beiſpiel eigner That der Sieger,
Da lernt' Achill ſelbſt, daß auch Göttersöhne ſterben.
Durch ihn fiel eure letzte Furcht, die Amazone.

---

*) Chryſeis, Agamemnons Gefangene, war aus der Stadt Chryſe. Agamemnon und Achill wurden durch den Zank über die Zurückgabe dieſes Mädchens Feinde.

**) Myſien, welches Kaykus durchfloß.

***) Memnon war ein Sohn Tithons und Aurorens.

Mag er aus Argos und Mycen' ein Mädchen heiſchen.
Gewährung iſt die Pflicht, wenn du Verdienſte ſchätzeſt.
Du ſchwankeſt nun? mißbilligſt, was dir ſonſt gefiel?
Scheint es dir grauſam, Priams Tochter dem Peliden
Zu opfern? doch die eigne ſchlachteteſt du Vater
Helenen? Nur Gewohntes, nur Geſcheh'nes fordr' ich.

Agamemnon.

Sich nicht beherrſchen können, iſt der Jugend Fehler
Hinreiſſet Andre Gluth des Jünglingsalters, dich
Die väterliche. Ruhig trug ich ehmals ſchon
Die Drohung und den Trotz des brauſenden Peliden.
Je mehr ein Mann vermag, ſo mehr erduld' er ruhig'
Was willſt du des erlauchten Feldherrn edlen Schatten
Mit Blut beſprützen? Erſt gebührt es dir zu wüten,
Was thun der Sieger, dulden der Besiegte muß
Grauſame Herrſchaft währet nicht; doch lange währt
Gemäßigte. Je mehr ein gutes Glück
Zu Macht und Glanz den Sterblichen erhob,
So mehr erniedrige der Glückliche ſich ſelbſt.
Dem Wechſel zitternd, und zu gunſt'ge Götter flehend
Wie raſch ein Augenblick das Größte trümmernd ſtürzt,
Hat mich der Sieg gelehrt. Erfüllt uns Troja's Fall
Mit Hochmuth ſo das Herz? Wir Griechen ſtehen da,
Wo ſie gefallen. Frei bekenn' ich es: unbändig
War einſt der Herrſchaft Stolz in mir, einſt hoch mein Sinn.
Allein, was Hochmuth Andern wohl gegeben hatte,
Die Gunſt des Glückes, brach in mir den Geiſt des Trotzes
Du, Priam, machſt mich ſtolz, du furchtſam und verzagt!
Darf ich den Scepter wohl für etwas anders achten,
Als einen glanzumſtralten Namen, als der Völker
Fälſchlichen Schmuck? Bald wird ein Zufall dies mir rauben
Vielleicht nicht nach zehn Jahren, nicht mit tauſend Schiffen'

Das Schickſal weilt nicht Jeglichem ſo lange lauernd!
Ja ich geſteh's, (mit deinem Frieden ſey's geſagt,
Argiverland!) mein Wille war's, das Reich der Phryger
Zu ſtrafen; doch der Erd' es gleich zu machen — gern
Hätt' ich's verwehrt; allein den Grimm entflammter Feinde,
Und den der Nacht vertrauten Sieg — ſie konnte nichts
Im Zaume halten. Was entſetzlich und unwürdig
Und gräßlich ſcheinen kann, das thaten Schmerz
Und Dunkelheit, wodurch die Wuth ſich ſelbſt entflammt,
Und das glückliche Schwert, das, einmal blutbenetzt,
Von Blutbegierde lechzt. Was vom geſtürzten Troja
Noch bleiben kann, bleib' unverletzt. Genug der Strafe!
Mehr als genug! daß, ein Geſchenk des Grabes, nun
Die königliche Jungfrau falle. Daß ihr Blut
Die Aſche netz', und ich den Mord Verlobung nenne —
Nie duld' ich das. Auf mich fiel' alle Schuld davon.
Wer kann, und nicht der Unthat wehrt, gebietet ſie.

Pyrrhus.

So wird Achilles Schatten keinen Lohn erhalten?

Agamemnon.

Er wird. Ihn werden Völker in Geſängen preiſen,
Und unbekannte Länder ſeinen Namen hören.
Und mag vergoſſnes Blut dem Schatten Ruhe geben,
So falle ihm der Phrygerheerd' Erleſenſtes.
So fließ' ihm Blut, dem keine Mutterthränen folgen.
Wo gilt die Sitte, daß ein Menſch als Todesopfer
Dem Menſchen falle? O nimm doch den Haß der Nachwelt
Vom Vater, welchen du durch Frevel ehren heißeſt!

Pyrrhus.

Hochmüthiger! als dir das Glück den Geiſt erhob;

Verzagter! da der Schrecken dir entgegen rauscht.
Tyrann der Fürsten! hat sich deine Brust wohl wieder
Von neuer Liebe schnell und neuem Reiz entflammt?
Willst du allein so oft die Beute uns entreißen?
Mit dieser Rechten geb' ich dem Achill sein Opfer;
Und hältst du sie zurück, so geb' ich ihm
Ein größeres, ein Opfer, meiner würdig. Schon
Zu lange zögert meine Hand zum Königsmord,
Da Priam doch ein ebenbürt'ges Opfer heischt.

Agamemnon.

Ich weiß wohl, es ist Pyrrhus schönster Königsschmuck,
Daß Priam durch sein Schwert sank, den als Flehenden
Sein Vater schonte.

Pyrrhus.

Und die meinem Vater flehten,
Mußt' ich als Feind' erfahren! Aber Priam hat
Anwesend selbst. Doch du, von seiner Furcht erzitternd,
Nicht muthig, selbst zu flehn, trugst, daß dem Feinde dann
Verschließend, dein Flehn Ajax und Ulyssen auf.

Agamemnon.

Gewiß! dein Vater fühlte damals keine Furcht!
Er lag still träge zwischen Hellas Leichen und
Verbrannten Schiffen, schlug, der Schwerter und des Speers
Uneingedenk, mit leichtem Stab die helle Leier.

Pyrrhus.

Und Hektor bebte da, verachtend deine Waffen,
Achills Gesang; und bei der ungeheuern Furcht
Umgab die Schiffe der Thessaler Ruh und Friede.

Agamemnon.

O! ja, in dieſen Schiffen der Theſſaler fand
Selbſt Hektors Vater Ruh' und Frieden wieder.

Pyrrhus.

Des Königs Leben friſten, kündet Königsgröße.

Agamemnon.

Warum entriß dem König deine Hand das Leben?

Pyrrhus.

Mitleid'ge geben oft den Tod anſtatt des Lebens.

Agamemnon.

Drum forderſt du mitleidig Mädchen für das Grab?

Pyrrhus.

Nun hältſt du Mädchen opfern wohl für hohen Frevel?

Agamemnon.

Ein König zieht das Vaterland den Kindern vor.

Pyrrhus.

Gefang'ne ſtraflos ſchonen fordert kein Geſetz.

Agamemnon.

Was kein Geſetz verwehrt, das wehrt der Edelmuth.

Pyrrhus.

Dem Sieger iſt zu thun erlaubt, was ihm gelüſtet.

Agamemnon.

Wem viel erlaubt, dem ſoll am wenigſten gelüſten.

Pyrrhus.

Und du rühmst dies den Griechenfürsten, die, zehn Jahre
Von deiner Herrschaft Stolz bejocht, Pyrrhus befreite?

Agamemnon.

Gibt Styros dir den Muth? *)

Pyrrhus.

Das Brudermord nicht schauder.**)

Agamemnon.

Das Inselchen — — —

Pyrrhus.

Vom mir verwandten Meer umflossen.
Ich kenne wohl Thyests und Atreus edles Haus.

Agamemnon.

Empfangen von der Jungfrau heimlicher Entehrung,
Erzeugt von dem Peliden, doch dem Manne nicht!

Pyrrhus.

Von dem Peliden, der verwandt durch alle Reiche
Der Götter, alle Welt beherrscht, das Meer mit Thetis,
Mit Jakus das Schattenreich, mit Zeus den Himmel.

---

*) Da Achill sich auf dieser kleinen Insel des ägeischen Meeres als Mädchen verkleidet, unter den Frauenzimmern des Königs Lykomedes aufhielt, erzeugte er mit dessen Tochter Deidamia den Pyrrhus.

**) Eine sarkastische Anspielung auf Atreus und Thyests Bruderzwistigkeiten.

Agamemnon.

Von dem Peliden, der durch Paris Schwert nun liegt.

Pyrrhus.

In dessen Näh' den Kampf der Götter keiner suchte.

Agamemnon.

Ich könnte wohl der Zung' gebieten, und den Kühnen
Durch Strafe zähmen; doch es weiß mein Schwert zu schonen,
Gefangner selbst. Man rufe denn den Seher Kalchas!
Heischt sie der Götterspruch, so geb' ich hin das Mädchen.

Eben so reich an schönen Worten und spitzfindigen dialektischen Gründen für und wider die Sache ist die folgende Scene, worin Helena, Andromachen und Hekuben die bevorstehende Opferung Polyxenens ankündiget, und von beiden, in einem Wortstreite über ihr Schicksal, mit Vorwürfen überhäuft wird, welche sie zu entkräften sucht:

Helena (für sich).

Ein jeder freudenlose, unglückvolle Hymen,
Dem Klagen, Mord und Blut und Seufzer folgen,
Verdienet mich zur Führerin. Auch den gefürchten
Trojanern muß ich schaden, muß ein Hochzeitbett
Mit Pyrrhus lügen, *) muß in Schmuck und Griechenkleid

*) Sie will sagen: »ich muß die zum Tode bestimmte Polyxena, durch eine vorgebliche Vermählung mit Pyrrhus hintergehen.«

Sie hüllen. Ach! durch meine Kunst wird sie gefangen;
Durch meine List soll Paris Schwester fallen. —
Ich will sie täuschen. Leichter acht' ich dieß für sie.
Tod ohne Todesfurcht — der Tod ist wünschenswerth.
Was zauderst du zur anbefohlnen That? Die Schuld
Erzwungnen Frevels trift nur des Ersinners Haupt.

(zu Polyxena)

Des Troerhauses edle Jungfrau! Schon blickt mild
Ein Gott auf Trauernde, ein frohes Brautgemach
Dir bietend. Solchen Ehgenossen gäbe die
Das unverletzte Troja nicht, noch Priam selbst.
Dich wünschet des Pelasgervolkes höchste Zierde,
Dem der Thessalerfluren weites Reich sich dehnt.
Er wünscht dich zur rechtmäß'gen Ehe heil'gem Bund.
Die große Thetys,*) alle Göttinnen des Meeres,
Der wilden Woaen sanfte Gottheit, Thetis, werden
Die ihrige dich nennen. Unvermählt dem Peleus,
Leg' ab das düstere Gewand, nimm festlichen
Vergiß die Sclavinn, senke des zerstreuten Haar!
Laß von gewandter Hand die Locken ordnend flechten!
Der Unfall wird vielleicht dich auf erhabnern Thron
Hinsetzen. Vielen frommte schon Gefangenschaft.

Andromache.

Ach, fehlte den gestürzten Phrygern nur die Schmach,
Sich noch zu freuen? Troja flammt in tausend Trümmern!
Der schönen Zeit zum Hochzeitfest! wer darf es nennen?

---

*) Thetis, des Oceanus Gemahlinn und Mutter des Meergottes Nereus. Ihre Enkelinnen waren die Nereiden, zu welchen auch Thetis, Peleus Gattinn und Achills Mutter, gehörte.

Wer ſollte bang und zweifelnd zur Vermählung ſchreiten,
Wenn Helena ſie räth?

(zu Helenen ſich wendend)

O du, der beiden Völker
Qual, Peſt, Verderben! ſiehſt du hier der Feldherrn Gräber?
Und, grablos hingeſtreut auf ganzen Fluren, nackte
Gebeine? Deine Eh' hat ſie dahin geſtreut.
Dir ſtrömte Aſiens, dir Europas Blut, als du,
Im Wünſchen ungewiß, kalt auf der Männer Kampf
Vom Walle blickteſt. Geh! ſchmück aus das Brautgemach!
Wozu der Lichter Glanz? wozu die Hochzeitfackel?
Wozu das Feuer? Troja flammt vor dem Gemach.
Trojanerinnen! feiert Pyrrhus Hochzeitfeſt!
Begeht es würdig! laßet Klag' und Ächzen ſchallen!

Helena.

Obſchon ein großer Schmerz Vernunft nicht hört, und ſich
Nicht beugen laſſen will, ja, oft ſelbſt ſeiner Trauer
Genoſſen haßt, ſo kann ich dennoch ſelbſt vor dir,
Feindliche Richt'rinn, mich vertheidigen, da ich
Noch ſchwerer litt. Andromache bejammert Hektorn,
Und Hekuba den Gatten, Helena muß heimlich
Um Paris trauern. Sclavenjoch, ich geb' es zu,
Iſt hart und ſchwer. Doch litt auch ich gefangen einſt
Dies Joch zehn Jahre lang. Geſtürzt iſt Ilion,
Sind die Penaten. Schwer iſt es, das Vaterland
Verlieren, ſchwerer noch, es fürchten. Euch erleichtern
Das Weh Gefährten; mir tobt Sieger und Beſiegter.
Lang blieb ein jeder ungewiß, wen ihm der Zufall
Zur Sclavinn gäbe. Mich riß ohne Loos ſogleich
Raſch mein Gebieter hin. Ich war des Krieges Urſach,
Des Untergangs der Teukrer? Wahr dürft' es die ſcheinen,
Hätt' ein Spartanerſegler euer Meer durchſchnitten;

Doch mich Geraubte führt' ein Phrygerschiff dahin,
Und die siegreiche Göttinn gab mich ihrem Richter. *)
Verzeih dem Paris! mir wird ein erzürnter Richter
Das Urtheil fällen, über mich wird Menelaus
Entscheiden. Doch laß nun die Trauer, und bereite
Die Jungfrau! **) ich vermag den Thränen kaum zu wehren.

Andromache.

Wie schrecklich muß ein Unglück seyn, weint Helena!
Und weshalb weint sie? welchen Frevel, welche List
Ersinnt Ulyß? Gesteh! will er von Ida's Gipfel
Das Mädchen stürzen, vom erhabnen Fels der Burg
Hinschleudern? oder in das ungeheure Meer
Durch diese Klippen wälzen, welche des Sigeon
Gespaltne Wand, die seichte See beschauend, hebt? ***)
Bekenne, was du mit trüglicher Miene [illegible]!
Denn kein Weh gleichet Pyrrhus [illegible]
Und Hekuba. Sprich! welches Unheil [illegible]
O sprich, und nimm von unserm Elend nur die Schmach,
Getäuscht zu seyn! du siehst uns ja zum Tod bereit.

Helena.

O daß der Seher doch auch mir gebote, des
Verhaßten Lebenslicht rasch mit dem Schwert zu tilgen,
Vor des Peliden Grab von Pyrrhus wüthiger Hand
Zu fallen, dich im Tod begleitend, thränenwerthe
Polyxena! die seinem Staub zu opfern

---

*) Venus hatte Helenen dem Paris zur Belohnung für sein ihr günstiges Urtheil versprochen.

**) Polyxena.

***) Ein Vorgebirge bei Troja.

Und ihm dahinzugeben der Pelide heischt,
Auf daß er in Elysium ihr Gatte ſey.

Andromache.

Sieh, wie die edle Seele froh den Tod vernimmt!
Sie faßt des königlichen Kleides hohen Schmuck,
Und läßt die Hand ſich zu der Locken Zierde nahn.
Nur jenes ſchien ihr Tod, dieß hält ſie für Vermählung. *)
Allein die Mutter ſtaunt ob der gehörten Trauer.
Die Seele der Erſchütterten erliegt.
(zu Hekuba)
Steh auf!
Erhebe deinen Geiſt, du Arme! athme wieder! —
An welchem dünnen Faden hängt ihr ſchwaches Leben!
Ein Weniges kann Hekuba nun glücklich machen. —
(Hekuba erhebt ſich)
Sie lebet auf. Elende flieht der Tod vor Allen.

Hekuba.

So lebt Achill noch zu der Phryger Qual? ſo kämpft
Er wieder gegen ſie? O Paris ſchwacher Arm! **)
Sein Staub! ſein Grabmal dürſtet ſelbſt nach unſerm Blut.
Noch jüngſt umringte meine Schaar mich Glückliche.
Die Mutter unter ſie zu theilen, ward ich müde
Von vielen Kindern. Nun iſt die allein noch übrig,
Gefährtinn, Hilfe, Troſt und Stütze der Betrübten,
Hekuba's ganzer Stamm! von ihr allein hör' ich
Den Muttername noch. O laß' den Lebenshauch,
Entfliehe mir! erlaß mir nur die Eine Leiche!
(zu Polyxena)
Was ſeh ich? Thränen netzen deine Wangen?

---

*) Jenes: die Vermählung mit Pyrrhus; dieſes: ihre Opferung.

**) Da du ihn nicht ſo tödtlich, daß er ſeinem Grabe nicht mehr entſteigen kann.

Aus dem beſeelten Antlitz ſtürzt ein Strom herab?
Sey fröhlich! juble, Kind! wie würde deine Ehe
Kaſſandra, wie Andromache ſie wünſchen!

Andromache.

Wir, Hekuba, wir, Hekuba, ſind zu beklagen,
Die bald der Flotte Lauf umher zerſtreuen wird!
Sie wird das theure Band im Vaterſitz beſchirmen.

Helena.

O wüßteſt du dein Loos, du würd'ſt ſie noch mehr neiden!

Andromache.

Iſt mir ein Theilchen meines Elends unbekannt?

Helena.

Gerüttelt gab die Urn' ich der [illegible]

Andromache.

Sprich! wer erhält zur Sklavinn mich? wen nenn' ich Herrn?

Helena.

Das erſte Loos gab dich dem Sklavenjüngling hin. *)

Andromache.

Kaſſandra! Glückliche! die Raſerei und Phöbus
Dem Loos entriß. **)

---

*) Dem Pyrrhus.

**) Als eine dem Apoll Geweihte, will Andromache ſagen, und ſo nicht verlooſet werden.

Helena.

Sie iſt der Herrſcher größtem eigen.

Hekuba.

Iſt einer auch, der Hekuba ſein nennen will?

Helena.

Ungerne nahm Ulyß dich kurze Beute an.

Hekuba.

Ha, welcher Frevler, welcher Wüthrich gab, ruchlos!
Die Urne ſchüttelnd, Loose den Königen?
O welch ein düſtrer Gott vertheilte die Gefangnen?
Welch ein grauſamer Richter kann, die Armen drückend,
Nicht wählen ihre Herrn, nein ſie mit frevler Hand
Hingeben gräßlichem Geſchick? Wer einſt Achilles Waffen
Mit Hektors Mutter? *) Zu Ulyß werd' ich gerufen.
Nun ſcheu' ich nie Beſiegte, Sklavinn, nun, von allem
Elend umringt. Nur des Gebieters ſchäm' ich mich.
Der Knechtſchaft nicht. Soll Hektors Beute haben, der
Achilles Beute nahm? das unfruchtbare Eiland **)
Umtobt von wilden Fluthen, faßt mein Grabmal nicht.
Doch — nimm mich, nimm mich hin, Ulyß! ich folge dir.
Mir folgt mein Schickſal nach. Dich wird nicht ſtille Ruh'
Auf hoher See empfangen. Toben wird

---

*) Achills Waffen waren dem Ulyß zugefallen. Nun, ſagt Hekuba, nun muß ich, wenn ich ihm auch noch zu Theil werde, die Waffen, womit mein Sohn Hektor getödtet wurde, täglich vor Augen ſehen.

**) Ithaka.

Meer, Krieg und Feuer, mein und Priams Elend!
Bis dahin soll dir dieß zur Strafe seyn, daß ich
Mein Loos errafft, dir einen Lohn entrissen habe. *)
Doch, Pyrrhus eilt mit raschbewegtem Schritt herbei
Und düstrer Miene. Pyrrhus! warum zauderst du?
Wohlan, durchbohre mir die Brust, vermähle deines
Achilles Schwiegerältern! Muthig, Greisenmörder!
Auch dieß Blut muß dich schmücken; schleppe mich dahin!
Entstellt die Himmelsgötter durch grau'nvollen Mord,
Entstellt die Manen! Was soll ich für euch ersteh'n?
Ein Meer, das diesem Opfer gleicht. Dieß treffe
Die ganze Griechenflotte, dieß die tausend Schiffe.
Was ich für mein Schiff flehe, alle treffe dieß! —

In der folgenden Szene aus dem Trauerspiele Thyest entfaltet Atreus gegen seinen Bruder ein Gemüth, dessen Unmenschlichkeit allen Glauben übersteigt. Auch diese Szene scheint in ihrer ganzen Länge und Breite nur da zu seyn, um dem Dichter Gelegenheit zu glänzenden Sentenzen und witzigen Repliken zu geben.

Atreus.

O Träger, Stumpfer, Nervenloser! **) und was mir
Für eines Herrschers Größe das Schmählichste scheint —

---

*) Sie will sagen, dadurch, daß ich dir durch das Loos zufiel, entzog ich dir eine schönere und jüngere Sklavinn. Dieses Rachgefühl tröste mich für jetzt.

**) Atreus schilt sich selbst, daß er an dem Bruder so laute Rache nimmt.

Nach so viel Gräu'l und Trug des Bruders — Ungerächter!
Dahin liegt alles Recht, und du klagst eitel noch,
Erzürnter Atreus? Längst sollte schon die Erde
Vor deinen Waffen zittern, auf dem Doppelmeer
Schon deine Flotte zieh'n, Gefild und Städte schon
Von Flammen leuchten, und gezückte Schwerter rings
Hinschimmern. Argelis soll unter meinen Reutern
Erschallen, und kein Wald soll meinen Feind beschützen,
Kein auf den Höh'n der Berge aufgethürmtes Schloß!
Ausziehe aus Mycene alles Volk,
Und singe Schlachtgesang! Wer sein verhaßtes Haupt
Verbirgt und schirmt, der falle grausen Todes hin!
Mag selbst das mächt'ge Haus des hochgeruhmten Pelops
Auf mich hinstürzen, wenn's nur auf den Bruder stürzt.
Wohlan! Vollbring' was keine Nachwelt preisen wird,
Doch keine auch verschweigen. Ja, ein Frevel werde
Gewagt, ein düstrer, blut'ger, den mein Bruder selbst
Sich eigen wünsche! Lasser höchst du nimmer, wenn
Du sie nicht übertrifft. Doch was kann so entsetzlich,
So gräßlich seyn, das ihn beseeg'? liegt er je muthlos?
Kennt er im Glücke Maß und Ziel? im Elend Ruh'?
Ich kenne wohl sein unbezwingliches Gemüth;
Gebeugt kann es nicht werden, nur gebrochen.
Denn werd' er angefallen, eh' er Kräfte sammelt,
Daß er den Ruhenden nicht anfall'! — Ja! Er ziehe oder
Er stürze in's Verderben! Mitten liegt die Unthat,
Dem eigen, der zuerst sie faßt.

Diener.

Schreckt böser Ruf dich

Im Volke nicht?

Atreus.

Des Herrschers höchster Vortheil ist.

Daß alles Volk des Herren That so dulden
Als loben muß.

Diener.

Welchen Furcht zum Lobe zwingt,
Den macht die Furcht auch wieder uns zum Feind.
Allein wer nach dem Ruhm der wahren Liebe strebt,
Will mehr vom Herzen als vom Mund gepriesen seyn.

Atreus.

Ein wahres Lob erhalten oft auch Niedre, falsches
Nur Mächtige. Das Volk muß wollen, was es nicht will.

Diener.

Der König soll nur Edles wollen, das will jeder.

Atreus.

Ist Herrschenden das Edle nur zu thun erlaubt,
So schwankt ihr Thron.

Diener.

Wo Scham nicht ist, noch [illegible]
Noch Redlichkeit, noch Glaub' und Treu — da taugt das noch.

Atreus.

Treu, Glaub' und Redlichkeit sind Vorurtheilen;
Der Herrscher schreite, wie ihn Lust und Vortheil treiben.

Diener.

Halt' auch, dem bösen Bruder schaden, unerlaubt?

Atreus.

Erlaubt ist gegen ihn, was unerlaubt an Brüdern.

Ließ er denn einen Gräuel unversucht, ein Laster
Verschont? Die Gattinn raubt' er durch Entehrung mir,
Mein Reich durch List. Der Herrschaft altes Zeichen hat er
Durch Trug erraft, durch Trug das ganze Haus verwirrt.
In Pelops hohen Ställen ist ein edles Thier,
Der Heerde Führer, ein bedeutungsvoller Widder,
Deß ganzen Leib ein goldnes Vließ umhängt,
Von dessen Rücken Tantalus Nachkommen,
Die Fürsten, goldne Scepter tragen. Dessen
Besitzer herrscht; Ihn folgt das Glück
Des ganzen Hauses. In entlegner Gegend weidet
Der Hehre seine Fluren, die ein Feld umschließt,
Mit Klippenwand die schilfvolle Weide deckend.
Ihn führt' er sich — des ungeheuern Frevels! weg,
Da er die Gattinn mir zur Bettgenossinn nahm.
Daher floß alle Qual des wechselseit'gen Elends.
Verbannt durchirrt' ich bebend all mein Reich; kein Theil
Von meinem Stamm blieb frei von seinen Feindlichkeiten.
Die Gattinn ist entehrt, die Herrschaft ist zerstört,
Das Haus sieh, zweifelhaft das Blut; nichts ist gewiß,
Als Bruderhaß. Was sann'st du noch? beginn endlich,
Auf Tantalus, auf Pelops Bild dir vor die Seele!
Sie nachzuahmen wird mein Arm nun aufgefordert.
Auf welchem Weg, sprich, schlacht' ich das verruchte Haupt?

Diener.

Vom Schwert durchbohrt, haucht' er die Feindesseele aus!

Atreus.

Ich spreche von der Strafe, du von ihrem Ende.
Ein milder Herrscher wurd', in meinem Reiche wird
Der Tod erbeten.

Diener.

So kann dich kein Mitleid rühren?

Atreus.

Fort, Mitleid, wenn du je in unserm Hause warst!
Der Furien gräßliches Chor, die zwietrachtvolle
Erynnys komm' herbei, und, Doppelfackeln schüttelnd,
Megära! Noch flammt meine Brust nicht von genug
Heftiger Wuth; noch ungeheurer muß sie mich
Erfüllen.

Diener.

Welch neue Gräuel häufst du wüthig?

Atreus.

Nichts, was das Maß gewohnter Schmerzen faßt. Ich lasse
Nun kein Verbrechen unverübt; doch keines [illegible].

Diener.

Das Schwert?

Atreus.

Zu wenig.

Diener.

Doch das Feuer?

Atreus.

Auch zu wenig.

Diener.

Und welche Waffe will so hoher Zorn gebrauchen?

Atreus.

Thyeſten ſelbſt.

Diener.

Das iſt noch grauſer als der Zorn.

Atreus.

Ja, ich bekenn' es, Aufruhr tobt in meiner Bruſt.
Ich werde fortgeriſſen, und weiß nicht, wohin,
Doch werd' ich fortgeriſſen. Tief erbrüllt die Erde,
Der Donner hallt am heitern Tag, des Hauſes Zinnen
Erkrachen wie zerſchmettert, die bewegten Laren
Entzieh'n ihr Angeſicht; geſchehen ſoll
Die Unthat, die ihr, Götter, fürchtet.

Diener.

Dein Entſchluß?

Atreus.

Zu ungewöhnlich Gräßlichem, daß alle Gränzen
Menſchlicher Weiſe überſteigt, zwillt an mein Geiſt,
Und ſtürmt in meine trägen Hände. Was es iſt,
Ich weiß es nicht, doch Großes iſt's. Mein Geiſt! dieß faſſe!
Thyeſtes würdig, Atreus würdig iſt die That.
Sie mögen Beide üben! Grauſes Gaſtmahl ſah
Schon das Odryſerhaus *) Groß iſt der Frevel wohl,
Doch ſchon vor mir verübt. Noch Größeres erſinne

---

*) Anſpielung auf die Rache, welche Progne an ihrem treuloſen Gatten Tereus ausübte, indem ſie ihm ſeinen einzigen Sohn Itys als Speiſe aufſetzte. Tereus war König in Thrazien, und die Odryſer waren ein thraziſches Volk.

Der Schmerz! Begeiſtre mich, o Mutter und du Schweſter!*)
Die Urſach' iſt ja gleich. O ſteht mir bei, und treibt
Die Hand mir an! Vergnügt zerreiß' der gier'ge Vater
Die Kinder, und genieße ihre Glieder. Wohl!
Wohl! das genügt. Die Strafe mag indeß behagen.
Wo iſt er? weshalb bleibet Atreus ſo lang ſchuldlos?
Schon irrt vor meinem Blick das ganze Bild des Mordes,
Die Kinderloſigkeit, in jede Miene
Des Vaters eingeprägt. — Mein Geiſt! was bangſt du wieder?
Willſt du ruh'n vor der That? gewagt muß werden; auf!
Was in der That das Gräuelvollſte iſt, wird er
Ja ſelbſt begeh'n.

Diener.

Allein durch welche Lift gefangen,
Wird er den Fuß in unſere Schlingen ſetzen?
Er glaubt ſich alles feindlich.

Atreus.

Nie wär' er zu fangen,
Wenn er nicht fangen wollte. Er hofft nun mein Reich.
Mit dieſer Hoffnung ging' er Jovis Blitz entgegen,
Mit dieſer Hoffnung trat' er unter Meeresſturm
Und in der Lybier-Syrte zweifelhafte Wuthen;
In dieſer Hoffnung thut er, was das Schrecklichſte
Ihn dünkt — den Bruder ſehen.

Diener.

Wer bewährt ihm Freundſchaft?
Wem glaubt er?

(*) Progne und Philomela.

Atreus.

Frevelhafte Hoffnung iſt leichtgläubig.
Ich will dem Ohm durch meine Kinder Botſchaft ſenden:
Nicht mehr verbannt und irr', mög' er die Fremde laſſen,
Sein Elend mit dem Thron vertauſchen, und mit mir
In Argos herrſchen. Achtet auch Thyeſt hartnäckig
Der Bitten nicht, ſo werden ſie auf ſeine Kinder,
Die matt von ſchweren Qualen, leicht zu hintergeh'n,
Bald wirken. Hier des Herrſchens alte Wuth,
Dort düſtre Armuth und der Arbeit ſchwere Laſt; —
So viele Leiden werden doch den Starrkopf beugen.

Diener.

Die Dauer hat ihm ſchon die Leiden leicht gemacht.

Atreus.

Du irrſt; das Schmerzgefühl wächſt jeden Tag.
Leicht iſt es, Elend tragen, doch ſchwer auszudauern.

Diener.

Wähl' andre Diener dir zur Frevelthat, leicht finden
Noch frevlere Gebot' bei Jünglingen Gehör;
Sie üben dann, was du am Oheim ehrſt, am Vater.
Oft prallten Laſter auf des Lehrers Haupt zurück.

Atreus.

Wenn niemand auch des Trugs und Laſters Wege lehrt,
So lehrt ſie doch das Reich. Dir bangt, ſie würden bös?
Das ſind ſie von Geburt. Was du wild, gräßlich nennſt,
Was Gräuelthat dir ſcheint und zu verrucht — er ſinnt's —
Vielleicht auch gegen mich.

Diener.

Und ſollen deine Kinder
Den Trug mitwiſſen?

Atreus.

Nein; so jungen Jahren eignet
Verschwiegenheit nicht an; sie deckten auf die List.
Das Schweigen wird durch viele Leiden nur erlernt.

Diener.

So täuschest du selbst die, durch die du einen andern
Zu täuschen denkst, daß sie von Schuld und Frevel frei sind?

Atreus.

Wozu soll ich in mein Vergeh'n die Kinder zieh'n?
Es muß sich unser Haß durch uns allein entfalten.
Weich' nicht zurück, mein Muth! schonst du der Deinigen,
So schonst du seiner auch. Ja, meines Planes kundig,
Dien' Agamemnon mir, sey Menelaus mein
Mithelfer; *) durch die Gräuelthat bewähre sich
Der ungewissen Kinder Ächtheit. Scheu'n sie Streit
Und Haß, und nennen sie ihn Oheim, **) dann ist er
Gewiß ihr Vater. Geht! doch — das erschreckte Auge
Entdeckt oft viel, ein großer Plan verräth oft den
Nicht Wollenden. Sie sollen, welcher That Gehülfen
Sie sind, nicht wissen. — Du halt' mein Beginnen heimlich!

Diener.

Mich darfst du deß nicht nahnen. Treu und Furcht wird es
In meine Brust verschließen, doch die Treue mehr.

---

*) Atreus Söhne.

**) Den Thyest.

Ich habe gesagt, daß Seneca's Tragödien voll Beschreibungen sind, welche bei ihrer Länge meistens übel angebracht werden, und denen, ungeachtet ihres schimmernden Kolorits, größtentheils die dramatische Schönheit mangelt. Hier folgen einige Beweise meiner Behauptung. Zuerst die Beschreibung eines bezauberten Hains aus dem Trauerspiele Thyest:

„Ein Theil der hohen Pelopäerburg
Liegt gegen Süden; seine äußere Seite steigt
Dem Berge gleich empor, der Stadt auflastend,
Und hält das widerspenst'ge Volk dem Schwert der Herrscher
Bereit; hier schimmert der Versammlung räumiges
Und weites Obdach, dessen goldenes Gebälk
Auf edlen Säulen farbigen Gesteins ruht.
Nach diesem allbekannten, volkbesuchten Ort
Theilt sich reichschimmernd der Pallast in viel Gemächer.
Im Innersten prunkt der geheime Königssitz.
Ein alter Hain umfängt das Heiligthum des Reichs
Mit tiefem Thal. Hier ist kein Baum, der frohe Zweige
Verbreitet, keiner, den der Stahl des Gärtners bildet.
Nur Taxus, düstre Eichen und Zypressen ellen
Den dunkeln Wald hindurch; doch eine Eiche ragt,
Auf alle niederblickend, und besiegt den Hain.
Hier weihn die Tantaliden sich zum Throne ein,
Hier holen sie sich Hülf und Schutz in Furcht und Unglück.
Geschenke hasten eings, helltönende Trommeten,
Und Wagentrümmern, des Myrtoermeeres Raub,
Auch die durch falscher Achsen Trug besiegten Räder *)

*) Oenomaus, König von Elis, hatte eine sehr schöne Tochter, Hippodamia. Da ihm aber ein Orakel verkündigte, daß er durch seinen Schwiegersohn umkommen würde, suchte er die Freier

Und jede That des ganzen Hauſes; hier iſt Pelops
Tiare angeheftet, dort hängt Feindesbeute
Und das geſtickte Kriegeskleid, vom Sieg der Barbarn.
Im Schatten ſteht ein Weiher, traurig, träge ſtockend
In ſchwarzen Pfühen, wie des ſchauderhaften Styx
Gräßliche Woge, die dem Himmel Glauben ſchaft.
Hier, geht die Sage, ächzen bang in blinder Nacht
Die Leichengötter. Kettenraſſeln ſchallt im Hain,
Und Schatten heulen. Was zu hören ſchon entſetzt,
Wird hier geſehn. Von alten Gräbern losgegeben,
Irrt Geiſterſchaar umher, und Ungeheuer, großer
Als eines Menſchen Aug' ſah, ſchwanken durch die Stätte.
Oft ſtrahlt der Hain wie flammenhell, und hohe Stamme
Entbrennen feuerlos. Oft brüllet von dreifachem
Gebell der Wald laut wieder. Große Schattenbilder
Entſetzen oft das Haus. Die Furcht ſtillt ſelbſt der Tag nicht
Nacht wohnt im Hain, und dunkres Geiſtergrauen
Herrſcht am Mittage ſelbſt. Hier wird den Flehenden
Antwort ertheilt, da mit entſetzlichem Getöſe
Vom Heiligthum die Schickſalſprüche kommen, und
Die Höhle von des Gottes Stimme dröhnt.

---

abzuſchrecken, oder jene, die ſich nicht abſchrecken ließen, aus dem Wege zu räumen, indem jeder mit ihm auf der Rennbahn wettfahren mußte, wo er ſodann den Beſiegten tödtete. Allein Pelops wußte die Sache geſchickt anzugreifen, und beſtach den königlichen Kutſcher Myrtilus, welcher dann in den Wagen des Königs gar keine oder ſehr gebrechliche Nägel ſteckte, ſo daß Oenomaus herausſtürzte, das Leben verlor, und Pelops Hippodamien als Sieger nebſt dem Thron ihres Vaters erhielt. Den Verräther Myrtilus ließ Pelops aber ins Meer ſtürzen.

Dieſer langen Beſchreibung folgt eine noch längere Erzählung, wie Atreus in dem Schreckenshaine die Kinder ſchlachtet, mit den gräßlichſten Zügen geſchildert. Eben ſo widrig, und oft empörend, iſt die Erzählung vom Tode des Knaben Aſtyanax in dem Trauerſpiele, die Trojanerinnen, denn die eigentliche Rührung kennt Seneca nicht, weil er keine ächt poetiſche Tendenz hat:

Vom großen Troja iſt ein Thurm allein noch übrig,
Den Priam oft beſtieg, auf deſſen Zinne ſtehend
Der Kriegeslenker von der Warte höchſtem Giebel
Dem Heer gebot. Von dieſem Thurm, auf ſeinem Schooß
Dem Enkel koſend, wenn von Furcht zur Flucht gewandt,
Hektor die Danaer mit Schwert und Flamme trieb,
Ließ ſonſt der Greis den Knaben Vaterthaten ſchaun.
Einſt war der Thurm gerühmt, der Mauern höchſter Schmuck,
Nun rauhes Felsgeripp. Um ihn ergoß ſich rings
Der Fürſten und des Volkes Schaar. Der Flotte entſtrömend
Vereint ſich hier die Menge. Dieſen gibt ein Hügel
In offner Gegend weit umher Raum für den Blick,
Und jenen ein Geklipp, auf deſſen hohem Gipfel
Die Menge des erhobnen Junes Spitze wiegt.
Den trägt die Fichte, den der Lorber, den die Buche,
Und vom obruh'nden Volke bebt der ganze Wald.
Der ſchwingt ſich auf des Berges Rand, ein andrer
Auf halbverbrannte Dächer oder einer Klippe
Sturzdrohendes Geſtein, ein andrer — o des Frevels! —
Unmenſchlicher Zuſchauer ruht auf Hektors Grab.
Nun wandelt durch den vollen Raum erhabnes Schrittes
Ulyß einher, an ſeiner Rechten Priams Enkel
Herführend. Und der Knabe ging nicht träges Schrittes
Zur hohen Zinne hin. Als er nun auf der Höhe
Des Thurmes ſtand, wandt' furchtlos er den Blick umher

Und unverzagt. So wie des ungeheuern Wildes
Noch kleine Brut, und noch nicht mächtig mit den Zähnen
Zu wüthen, doch sein Haupt schon drohungsvoll erhebt,
Und muthgeschwellt fruchtlosen Biß versucht:
So eben der Knabe, der, gefaßt von Feindeshand,
Von obenher den Pöbel rührte und die Fürsten,
Selbst den Ulyß. Doch aus der ganzen Menge weint
Nur der Beweinte nicht. Und als Ulyß die Worte
Des schicksalkund'gen Sehers sprach, und zu dem Opfer
Die grimmen Götter rief, sprang er freiwillig mitten
In Priams Reich hinab. — — —
Welche Glieder ließ die Höhe
Des Thurmes übrig? das vom Fall zerschmetterte
Gebein, des schönen Körpers zarte Bildung.
Die Mienen und des Vaters edle Züge
Hat die zur Tiefe hingestürzte Last vernichtet.
Der Nacken ist gelenk, das Haupt am Kinnbein
Zerschellt, das Hirn herausgepreßt. [illegible]
Die Leiche da. —

Den Chor, bei weitem nicht so lyrisch, als in unsern Tragödien benützt Seneca meistens nur dann, um einen Aufwand von Gelehrsamkeit zu machen, oder um mit dem erlernten Pomp stoischer Philosophie zu prunken.

Der folgende Chor z. B. würde in dem angezogenen Werke unsers Strabo einen bessern Platz einnehmen, als in einer Tragödie. Die gefangenen Troerinnen beraten, in welche Gegenden der Erde sie nun allenfalls als Sclavinnen von ihren Gebietern, denen sie durch das Loos zufielen, abgeführt werden könnten. Die Gelehrsamkeit dieser Frauen setzt anfangs in Erstaunen; noch mehr aber ihre Geistesgegenwart, mit

welcher ſie in der traurigſten Lage geographiſche Unterſuchungen anſtellen.

Welcher Wohnſitz ruft die gefangnen Frauen?
Tempe's Schatten oder Theſſaliens Berge?
Oder Phtie, Krieger zu geben tauglich?
Ruft Trachin, das ſteinige, ſtarker Rinder
Zucht begünſtigend? oder ruft Jolkos,
Sie, die Bändigerinn des weiten Meeres?
Kreta, ſich verbreitend mit hundert Städten?
Gortyne, die kleine, die wüſte Trikze?
Oder Methone, reich an ſchlanken Büſchen? *)
Oder jene Gegend, in Oeta Wälder
Eingehüllt, die zweimal den Bogen ſchädlich
Ilion ſpannte?
Oitenos, das wenige Dächer decken?
Pleuron, dem die göttliche Jungfrau zürnet?
Ruft Trözen, vielbuchtig am breiten Meere?
Pelion, Proteus ſtolzes Reich, die dritte
Stufe zu dem Himmel? hier in gehöhlter
Kluft des Berges, mächtiger Größe, ruhend
Schlug des trotzigen Knaben Lehrer, Chiron,
Mit berührendem Stab, die hellen Saiten,
Und entflammte ſchon da den hohen Ingenium,
Kriege beſingend.
Ruft Karyſtos, fruchtbar an buntem Marmor?
Oder Chalcis, des unruhvollen Meeres
Ufer drückend, am reißenden Euripus?

*) Ein niederer Strauch, ſonſt auch Mandelbaum genannt, weil ſeine ſpitzichten Blätter von dem Orte, wo man ſie benutzt, der Mandel ähnlich ſind.

Die Kalydnen, jeglichem Winde offen?
Oder Gonoeſſe, dem Wind nie mangelt,
Und Gnipe, dem Hauch des Nordes ſchaudernd?
Peparethos, an att'ſchen Küſten hangend,
Und Eleuſis, ſich ſtiller Feier freuend?
Nimmt uns Ajax' Salamis auf, die wilde?
Kalydon, bekannt durch den grimmen Eber?
Oder jenes Land, welches Titareſſus
Meerwärts ziehend trägen Gewogs umſtrömet?
Beſſan und Skarphe und das alte Pylos?
Pharis und Piſa? oder Elis, reich an
Jupiters Kränzen?
Mag wo immerhin böſer Sturm uns Arme
Treiben, mag er uns jedem Lande geben —
Nur ſey Sparta ferne, das ſolche Seuche
Trojen und den Argivern gewate; ferne
Argos und Mykene des wilden Pelops.
Neritos, noch ſchmäler als Zagynth, und
Ithaka, mit trüglichen Klippen ſchadend!
Welches Schickſal, welcher Gebieter harret
Deiner, Hekuba, welchen Ländern wird zur
Schau er dich zuführen? wo wirſt du ſterben? *)

In einigen Chören herrſcht die Erhabenheit der ſtoiſchen Philoſophie, zu welcher Seneca ſich ausſchließend bekannte. Der folgende Chor iſt eine Betrachtung über den Zuſtand nach dem Tode:

---

*) Die Überſetzung dieſer und der folgenden Stellen, ſo wie der vorhergehenden, vom Herausgeber.

„Iſt es wahr, oder täuſcht Fabel nur Sagende,
Daß, wenn Erde den Staub deckt, noch der Schatten leb'!
Wenn der Gattinn Hand ſchon auf den Augen lag,
Wenn der äußerſte Tag ſchon vor die Sonne trat,
Und die Urne den Staub trauernd umſchloſſen hält,
Frommte dann auch dem Geiſt Leichenbeſtattung nicht?
Muß noch länger hinfort leben der Elende?
Oder ſterben wir ganz? und von uns bleibt kein Theil,
Wenn der ſcheidende Geiſt, flüchtigem Hauch vermengt,
In den nebelnder Raum nichtiger Lüfte ſchwand,
Und der nackte Leib fackelberühret flammt?
Was aufgehend die Sonn', was ſie beim Untergang
Schaut, was immer, in Fluth ſchwellend, der Ozean,
Oder mit ebbender Flucht, blauen Gewogs umſpühlt,
Mit geflügeltem Schritt rafft es die Zeit dahin.
Wie der Geſtirne zwölf kreiſend dahinfliegen,
Wie ſich der Sterne Monarch eilig Jahrhunderte
Hinzurollen beſtrebt, eilig wie Hekate
Auf gekrümmeter Bahn weiter zu wandeln ſtrebt,
Eilen wir an das Ziel unſers Lebens, und,
Wer dem Fluſſe genaht, dem der Olympus ſchwört,
Der iſt nirgend und nichts. Wie, warmer Gluth entwallt,
Rauch in niedriger Höh' farbelos bald vergeht,
Wie ſturmſchwangres Gewölk, das wir am Himmel ſahn,
Des arktoiſchen Nords faſſende Wuth zerſtreut,
So wird ſchwinden der Geiſt, welcher uns herrſchend lenkt.
Nach dem Tode iſt nichts, und der Tod ſelbſt iſt nichts,
Als das äußerſte Ziel eines durcheilten Raums.
Sagen weiche die Furcht, Hoffnung den Sehnenden!
Frägſt du, wo du dann einſt ruhen wirſt nach dem Tod?
Wo Ungebornes ruht.
Zeit und Chaos verſchlingt gierig den Sterblichen.
Unzertrennlich iſt Übel der Tod's vom Leib,

Das der Seele nicht schont. Schlünde der Unterwelt,
Das gequälte Reich Pluto's, und Cerberus,
Am schweröffnendem Thor wachsam dahingepflanzt,
Sind ein leeres Gerücht, eiteler Worte Wahn,
Mährchen nichtigen Sinns, ängstenden Träumen gleich. a —

Der folgende Chor preiset die Reize eines stillen, und von allem Ehrgeize entfernten Lebens:

Endlich hat nun das Königshaus,
Sprosse des alten Inachus,
Bruderdräuen geendet!
Welche tolle Wuth treibet euch,
Wechselnd Blut zu vergießen und
Szepter durch Greul zu erstreben?
Lechzend nach Burgen nur, kennt ihr
Nicht das Wesen des Herrschers.
Nicht Reichthümer, nicht Tyrischer
Purpur machen den König,
Nicht des Stirnbands Fürstenschmuck,
Noch goldschimmernde Pforten.
König ist nur, wer Furcht und des
Herzens böse Wallung bannt,
Den unbändiger Ehrgeiz nicht,
Noch stets schwankende Gunst des
Blindlings stürzenden Pöbels rührt,
Nicht, was aus Schachten der Niedergang
Gräbt, nicht, was in goldener
Fluth klarströmend Tagus führt,
Nicht was die glühende Tenne von
Lybischen Aehren zermalmet;

Den kein Blitz, auf ſchlängelndem
Pfade ſtürzend, erſchüttert,
Kein meergeiſſelnder Eurus
Und kein ſchäumendes Schwellen der
Stürmebewegten Adria;
Den kein Speer des Kriegers,
Kein gezückter Stahl ſchreckt,
Der, auf ſicherem Orte,
Alles unter ſich ſchaut,
Willig entgegen tritt ſeinem
Schickſal, und ohne Klage ſtirbt.
Laß ſich verſammeln die Könige,
Welche die Daher beherrſchen. *)
Des rothen Ufers Gewäſſer,
Und das edelſteinfeuchtende
Weithin blutige Meer, **)
Oder die caſpiſchen Hügel den
Tapfern Sarmaten entſchließen. ***)
Komme zum Streit, wer des Iſters
Ufer zu betreten wagt. †)
Und der wollgeprieſenen
Serer Menge! Ein reines
Herz beſiget ein Königreich.

---

*) Die jetzigen Wallachen.

**) Die Völker am rothen Meere.

***) Die Armenier, welche ſich vor den Einfällen der tapfern Sarmaten über die caſpiſchen Gebirge nicht fürchten, und daher nicht beſorgt ſind, die Eingänge zu ſperren.

†) Geſelle ſich zu dem Streit auch dazu, wer die rauhen eiſigen Ufer des Iſters zu betreten wagt!

Keiner Reiter bedarf es,
Keiner Waffen und feigen
Pfeile, welche von ferne der
Parther, fluchtheuchelnd, sendet;
Nicht bedarf's, mit genähertem
Weithin steineschleuderndem
Kriegsgeschütz Städte zu stürzen!
König ist, wer nichts fürchtet,
König ist, wer nichts wünschet.
Solche Herrschaft gibt jeder sich.
Stehe, wer will, vermögend auf
Schlüpfrigen Zinnen der Fürstenburg;
Mich erfreue die süße Ruh!
Hingelagert an dunklem Ort
Mög' ich der Muße genießen!
Schweigend fließe mein Leben,
Keinem Bürger bekannt, hin!
Sind so still und geräuschlos
Meine Tage vorüber,
Sterb' ich Greis Einer vom Volke.
Dem nur lastet der Tod schwer,
Welcher, allen zu bekannt,
Sich nur unbekannt stirbt.

Es fehlt zwar weder diesen, noch den übrigen Chören in Seneca's Tragödien an schönen Stellen und an erhabenen Sentenzen; aber es leuchtet doch aus allen die Philosophie der Stoa zu sehr hervor. Wie ganz anders ist der Chor unserer griechischen Tragödie gestaltet! Auch sein Mund tont von weisen Sprüchen; aber wir hören darin keinen Lehrer, der die Grundsätze seines Systems vorträgt, und aus philosophischen Blumen

mühsam einen künstlichen Kranz flicht. Die Weisheit, welche im griechischen Chor erschallt, ist ächte Lebensweisheit, die von einer Schule, von einem System nichts weiß, sondern aus der tragischen Situazion und aus dem Innersten des Gemüths hervorgeht, und Jeden ergreift, weil sie rein menschlich und unbeschränkt ist. Enthält, um nur ein Beispiel anzuführen, jener Chor unsers Sophokles, welcher uns immer erhob, begeisterte und entzückte, nicht das ganze Resultat ächter Lebensphilosophie, tröstend den Schuldlosen, und erschütternd den Schuldigen?

Heilige Unschuld, Reinheit jedes Wortes,
Jeglicher That! ach daß du uns vom Schicksal
Wärst erkoren zu leiten
Unsern irdischen Weg,
Den aus dem Strahlenhimmel Gottes hohe
Töchter, die Urgesetze, uns geboten,
Die Zeus selber erzeugt hat,
Keines Sterblichen Kraft!
Siehe, sie schließen ihr allsehend Auge
Nimmer in Schlummer! ewig alterlos und
Blühend athmet in ihnen
Gottes mächtiger Hauch!
Frevel und Stolz erzeugen den Tyrannen,
Häufen auf Missethaten Missethaten,
Und erheben zu steilen
Schwindelgipfel ihn schnell.
Ha daß er festes Fußen sehe! denn schon
Zuckt ihr Verrätherarm, und stürzt ihn gähling:
Ach schon sinkt in des Schicksals
Schlund die Beute hinab! — —
Ihn, der mit frecher Stirne, ungewarnt durch
Seines Gewissens Schauer, Recht und Unrecht

Mischt durch Thaten und Worte,
Der die Götter nicht scheut;
Ihn, der den Durst der ungezähmten Lüste
Und der Gewinnsucht rechtvergessend stillt,
Der, was heilige Schleier
Hüllen, frevelnd entblößt;
Ihn, o ihr Götter, treffe (denn wer würde,
Wenn der Verbrecher stets in Ruhme blühte,
Sonst wohl hemmen die Gluthen
Seiner lodernden Brust?)
Ihn, o ihr Götter, treffe der Vergeltung
Rache, zur Warnung aller! — O es tonen
Unsere Reigengesänge,
Säumt sie länger, umsonst! ꝛc.

Ich will nun Seneca's Trauerspiel: Herkules auf dem Oeta, nach Anlage und Ausführung, mit den Trachinierinnen unsers Sophokles vergleichen und bemerken, ob und wie der Römer den unsterblichen Vorgänger benutzt, oder, leider, nicht benutzt hat.

Seneca beobachtet in diesem Drama keine Einheit des Orts; die Handlung geht theils in der Stadt Oechalia auf der Insel Euböa vor, theils in der thessalischen Stadt Trachys. Herkules, schon mit Dejanira vermählt, hat auch Jole, die Tochter des Königs von Oechalia, zur Gattinn verlangt. Da, der Vater sie ihm verweigerte, überfiel Herkules Oechalia, tödtete Jenen, und führte Jole als Sklavinn fort.

Am Anfange des Stückes erblicken wir ihn noch unter den rauchenden Trümmern der zerstörten Stadt. Er beginnt mit

einer langen Rede an Jens, dem er seine Heldenthaten auf eine höchst prahlerische Weise vorzählt. Er sey, sagt er, mit seiner Tapferkeit schon so weit gekommen, daß es der Erde an Ungeheuern fehle, und er selbst ein Ungeheuer zu werden anfange. Nun verlangt er unter die Götter aufgenommen zu werden. Hierauf klagt er Juno an, daß sie die Ungeheuer, welche er auf der Erde getödtet, unter die Sterne versetzt habe; aber ihr Haß kümmere ihn nicht, und er werde sich, ihr zum Trotz, im Himmel seinen Platz erringen.

Der Großsprecher tritt ab, und Jole erscheint mit dem Chor öchalischer Jungfrauen, welche denjenigen glücklich preisen, der den Tod nicht fürchtet, ihr Unglück beklagen, und Herkules Tapferkeit rühmen. In ihre Klagen stimmt Jole ein, ihre unglückbringende Schönheit und die nahe Sklaverei beweinend.

Nun finden wir uns plötzlich nach Trachys versetzt, wo Jole schon eingetroffen ist.

Dejanirens Erzieherinn tritt auf, und erzählt, welchen hohen Grad die Eifersucht der Gattinn über die Ankömmlinginn schon erreicht habe. Sie wird einer Rasenden, einer Mänade, einer armenischen Tigerinn verglichen. Ihre Wuth hat sie durch alle Gemächer des Pallastes dahin getrieben. Endlich stürzt sie selbst heraus. Der schönen Weiblichkeit entkleidet, ohne Steigerung des Affekts, ist sie schon am Anfange und bei ihrem ersten Erscheinen eine racheschnaubende Eumenide, Schmähungen und Verwünschungen gegen Herkules ausströmend. Sie bittet die Königinn der Götter, gegen ihn alle möglichen Ungeheuer zu schicken, oder sie selbst in ein reissendes Thier zu verwandeln, denn ihre Brust beherberge alle Ungeheuer, vor welchen Herkules sich je entsetzte, und ihr Grimm allein sey hinreichend, den Herkules ins Verderben zu stürzen. Sie schwört,

der letzte Tag ihres gestörten ehlichen Bundes soll auch der letzte Tag seines Lebens seyn. Die Erzieherinn sucht sie von diesem gräßlichen Vorsatze abzubringen, aber nicht durch die Vorstellung des Unedlen und Pflichtwidrigen der That selbst, sondern bloß durch die Schilderung der nachtheiligen Folgen, welche dieser Mord für sie haben würde, der Mord eines Gemahls, dessen Ruhm bis in den Himmel und in die Unterwelt gedrungen ist. Die Erde würde sich erheben und bersten. Jedes Land würde sich seines Retters annehmen. Selbst Jupiter würde rächende Blitze auf die Mörderinn herabschleudern. Taub gegen diese Vorstellungen, gesteht die Wüthende, der Frevel, welchen sie begehen wolle, sey allerdings groß; aber ihr Schmerz fordere ihn. Sie will Jolens Hochzeitfackeln mit ihrem Blute auslöschen, ihr das Kind aus dem Leibe reissen, ja den Herkules selbst tödten — doch mit dem scharfsinnigen Unterscheiden: nicht als ihren Gemahl, sondern als den ihrer Nebenbuhlerinn.

Endlich beschließt sie ihm ein Kleid, getränkt mit dem Blute des Zentauren Nessus, zu schicken, welches, wie der sterbende Nessus ihr sagte, die Kraft habe, die verlorene Liebe wieder zu gewinnen. Nun tritt ein Chor von ätolischen Frauen auf, welche Dejanirens unglückliche Ehe, die Seltenheit der Treue und die kurze Dauer des Glückes beklagen, dagegen aber das Schicksal der zufriedenen, ruhigen Armuth preisen. Dejanira stürzt herbei, ergriffen von Entsetzen, da sie das blutgetränkte Kleid an Herkules abgeschickt hat. Sie selbst machte einen Versuch, legte von der Wolle, womit das Gewand gefärbt und bestrichen wurde, in die Sonne, und sieh! jene lohderte sogleich in helle Flammen auf; die Erde selbst, und was davon berühret wurde, brauste, schäumte und erbebte.

Jetzt eilt ihr Sohn Hyllos herbei, und beschwört seine

Mutter, zu fliehen, und ſich vor Herkules, welcher nach angezogenem Kleide gräßliche Schmerzen fühlt, zu verbergen. Der Jüngling ſchildert ausführlich die Wuth des vergifteten Vaters: der ſich ermorden wollte, aber von ſeinen Dienern abgehalten wurde, und nun in einem Schiffe nach Trachys gebracht wird.

Nun fängt auch Dejanira zu raſen an, will ſich gleichfalls ermorden, und überlegt in einer langen Tirade, welche Todesart ſie erwählen ſoll? Zuerſt will ſie ſich mit dem Schwerte tödten, dann bittet ſie Zeus, einen Blitz auf ſie herabzuſchleudern, hierauf will ſie ſich von einem Felsgipfel herabſtürzen. Endlich genügt es ihr gar nicht, von einer einzelnen Hand zu ſterben, ſondern alle Nazionen ſollen ſich verſammeln, und ſie mit geſchleuderten Steinen, Feuerbränden und Pfeilen tödten, dann erſt ſollen die Strafen aller in der Unterwelt leidenden Verbrecher in ihr vereinigt werden. Vergebens ſuchen Hyllos und die Erzieherinn ihre Wuth zu beſänftigen, ſie verlangt, daß Herkules ſelbſt ſie zerſchmettern ſoll. Aber auch dieſer Wunſch weicht eben ſo ſchnell, als er entſtanden iſt, und ſie dringt nun in Hyllos, ſie mit dem Schwerte zu durchbohren. Schon erblickt ſie die verfolgenden Eumeniden, und eilt fort, ſich ſelbſt zu tödten. Der Chor trägt die Lehre vor, daß alles, was geboren iſt, auch ſterben müſſe; und ſchmückt den allgemeinen Satz mit einer Beſchreibung vom Untergang der Welt.

Nun erſcheint Herkules ſelbſt, den Tod in ſeinem Innerſten fühlend, und bittet ſeinen Vater Zeus, die ganze Erde zu zerſtören, weil er ſterben muß, und ohne ihn Zeus ſie ohne dieß nicht zu behaupten vermöge. Der Chor tröſtet ihn mit der Verſicherung, daß ſeinem Falle auch bald der Himmel ſelbſt nachſtürzen werde.

Nun stellt Herkules, von heftigen Schmerzen ergriffen, sogar medizinische Beobachtungen über sich an. Er bemerkt, seine sonst mit Blut angefüllte Leber dehne nun die dürren Flodern der schwellenden Lunge aus, die Galle vertrockne, die Leber sey entzündet, das Blut verdampfe vor Hitze, das Gift dringe in die Gebeine, nage die Ribben ab, verzehre die Glieder, und sauge das Mark aus den Beinen.

Wie manches hätte die Schönheit der Darstellung gegen diese gräßliche und beinahe ekelhafte Schilderung einzuwenden. Auch Sophokles schilderte in seinem Philoktet den körperlichen Schmerz, aber wie so ganz anders als Seneca.

In endlosen Tiraden ruft Herkules den Zeus, die Bellona, den Mars, die Pallas: alle Länder und Städte, und endlich die Erde selbst an, seinem Jammer ein Ende zu machen und ihn zu todten.

Alle die Angerufenenen hören ihn nicht. Dagegen erscheint aber plötzlich seine Mutter Alkmene, voll Verwunderung, ihren Sohn in so übler Lage zu finden, und läßt sich von ihm sein Unglück erzählen. Auch Hyllos, der Sohn, eilt herbei, und Herkules Freund Philoktet. Der erstere erzählt dem wüthenden Vater, daß Dejanira, die er mit der Keule zerschmettern wollte, ihm schon zuvorgekommen sey, und sich selbst entleibt habe. Herkules bittet den Sohn, sich statt seiner mit Jolen zu vermählen, und geht ab, um zu sterben.

Der Chor beklagt den unersetzlichen Verlust des Heroen, und vergöttert ihn. Philoktet erzählt seinen heldenmuthigen Flammentod. Alkmene erscheint mit seiner Asche in der Urne, und ergießt sich in Klagen ohne Ende, bis ihr Philoktet endlich den Thränen und Seufzern Einhalt zu thun gebietet, weil

man Helden nie betrauern dürfe. Sie aber, weit entfernt, ihm Folge zu leiſten, will nun ſogar die ganze Menſchheit zur Wehklage auffordern, und ſtimmt von neuem ein Klagelied an, bis endlich Herkules unter Donnerſchlägen vom Himmel herabſteigt, und ihr ſeine Aufnahme unter die Götter verkündiget.

Der Chor preiſet die Tapferkeit, welche Sterblichen die Bahn zum Olymp eröffnet, und bittet den neuen Gott gnädig zu ſeyn dem Volke, und die Ungeheuer, welche ſich etwa noch zeigen ſollten, mit dem Blitze zu tödten.

Wie groß und ächt tragiſch, wie einfach und zart hat dagegen unſer Sophokles dieſen Stoff behandelt!

Dejanira betrauert mit Würde Herkules lange Abweſenheit. Sie vermuthet, ein Unglück ſey ihm begegnet. Endlich erfährt ſie, Herkules diene in Lydien einem Weibe. Ohne in häßliche Wuth zu verfallen, ſagt die Tiefgekränkte nur die Worte: Vermag er das, ſo kann er alles thun! Nun vernimmt ſie auch das Gerücht, Herkules bekämpfe die Burg des Eurytos auf Euböa. Dieß erfüllt ſie mit neuem Schrecken; ſogleich ſendet ſie den Sohn Hyllos an den Vater mit den ſchönen Worten:

Willſt du in dieſer Stunde der Gefahr
Ihm nicht ein Helfer ſeyn? Wir leben, wenn
Dein Vater lebt, und ſterben, wenn er ſtirbt. —

Der Chor, aus trachiniſchen Frauen und Mädchen beſtehend, fleht den Sonnengott an, zu verkünden, wo Herkules verweile, und ſchildert Dejaniren als eine ſo liebevolle Leidende und als eine ſo zarte Dulderinn, wie wir ſie auch nachher wirklich finden.

„Sehnsucht verzehret das Weib, das einst
Der Sieg ihm erstritt; wie der Nachtigall
So ertönt klagend ihr Schmerz; rastlos quellen
Aus dem Aug' ihr herab Thränen des Grams.

„Kummerbelastet verschmachtet sie
Im trauernden Bette der Wittwenschaft;
Es umschwebt Schrecken und Angst sie, und füllt
Sie mit Graun, ferne von dem, dessen sie harret.“ —

Eben so rührend schildert Dejanira das heitere Loos der Mädchen und die bekümmerte Sorglichkeit der Frauen:

„Die Mägdlein weiden immer ungestört
Auf eigner Blumenflur, von der sie nicht
Der Sonne Gluth, nicht Sturm noch Regen scheucht;
In Freuden fließt ihr Leben kummerlos,
Bis eine wird statt Jungfrau Weib genannt:
Dann stürzet auch auf sie die schwere Last
Der Sorgen Nacht und Tag; die Angst ergreift
Sie für die Kinder oder für den Mann.“ —

Indeß kömmt die Botschaft: Herkules kehre glücklich und als Sieger schon zurück. Ein Herold bringt die gefangenen Weiber und Mädchen, unter ihnen auch Jola. Dejanira erhält Glückwünsche, welche sie entzücken; aber auch in ihrer höchsten Freude zeigt sich die zarteste Weiblichkeit. Sie beklagt das Loos der Gefangenen:

„Wie sollt' ich mich nicht freun, daß mein Gemahl
Mit Glück und mit Gerechtigkeit die That
Vollbracht hat, deren Ruhm auch meiner ist?
Und doch, wenn wir's bedenken, schreckt uns Angst,

Daß Unfall drohe dem, der glücklich iſt.
Mich faßt ein bittres Mitleid dieſe Schaar
Der Dürftigen zu ſehn, die vaterlos
Und heimathlos das Fremdlingsland umirrt.
Die Armen! die vielleicht aus freiem Blut
Entſproßten, die der Knechtſchaft Joch nun drückt!
O Zeus, du Retter, laß mich nimmer ſehn
Dich alſo zürnen wider mein Geſchlecht!
Doch iſt's dein Wille, o ſo ſey's nicht, weil
Ich lebe! — Ach ihr Anblick ſchreckt mich ſo! —

Jole zieht durch Schönheit und edlen Anſtand Dejanirens Aufmerkſamkeit vor allen übrigen auf ſich. Sie erkundigt ſich nach ihrer Herkunft. Sie kann aber weder von dem Mädchen ſelbſt, noch von dem Herolde etwas erfahren. Da Jole immer hartnäckig ſchweigt, und keine von Dejanirens Fragen beantwortet, ſagt der Herold:

„Es iſt ihr eigner Schade, wenn ſie ſchweigt" —

Aber voll Edelmuth erwiedert Herkules Gattinn:

„Sie thue, was ſie will! Laß ſie hinein
Mit ſtiller Ruhe gehn, ich will ihr nicht
Durch neuen Kummer ihre Leiden, die
Genug ſie quälen, mehren." —

Endlich verräth ein Greis ihr das fürchterliche Geheimniß: Jole ſey nicht Herkules Sklavinn, ſondern ſeine Geliebte und Gebieterinn. Wehmüthig ruft Dejanira aus.

„Ach ich Elende! was beginn' ich? welch
Verderben hab' ich heimlich in mein Haus
Geführt!" —

Keine Drohung, keine Läſterung entſchlüpft ihrem Munde; ſie entſchuldigt den Gatten, und bemitleidet Jolen;

„Bei Zeus, dem Donnerer auf Öta's Höh,
Beſchwör' ich dich, verhehle du mir nichts!
Du ſagſt es keiner böſen Ehefrau,
Und keiner, die des Menſchen Herz nicht kennt,
Das ſich nicht ewig gleicher Luſt erfreut.
Wer ſich zum Kampfe mit dem Liebesgott
Als Fechter rüſtet, traun der iſt ein Thor!
Er iſt der Götter Herrſcher, wie ihn ſelbſt
Gelüſtet, und auch meiner! ſollt' er's nicht
Auch einer andern ſeyn, die das, was ich
Empfinde, fühlt? Ich wäre ſinnlos, zürnt'
Ich meinem Manne, daß die Krankheit ihn
Ergriffen hab', und dieſem Weibe, das
Mich nicht beſchimpft und nicht beleidiget. — —
Und ſchmölz' er auch in ihrer Lieb'; ich ſah'
Erbarmungsvoll ſie an. Die Schönheit iſts,
Die ihr das Leben kränkt, die ihre Stadt
Geſtürzt, und ſie zur Knechtſchaft hat verdammt." — —

Der Chor beſingt die Macht der Gottinn der Liebe, und den Kampf, welchen Herkules einſt um Dejanira kämpfte.

Dieſe tritt nun zu den Frauen und Mädchen aus dem Pallaſte heraus. So ſchonend ſie ſich auch nun über ihren Gatten erklärt, drängt ſich ihr doch das Traurige der getheilten Liebe manchmal wider Willen auf.

„Ich keine Jungfrau, eine Gattinn hab'
Ich aufgenommen, wie der Schiffer ſich

Zum eignen Untergang die Überlast! — —
Bei ihr wächst stets die Jugendschöne noch,
Und welkt bei mir hinweg; das Auge strebt
Von jener lüstern ihren Blüthenschmuck
Zu pflücken, und der Fuß schleicht weg von mir.“

Nun faßt sie den Entschluß, dem Gatten das mit Nessus Blut getränkte Gewand zur Wiedergewinnung seiner Liebe zu senden. Auch jetzt zeigt sich ihre Seelenschönheit:

„Nun ist's vollbracht: ich habe keine Frevelkunst
Gebraucht; die kenn' ich nicht, und will sie nie
Erlernen, denn ich hasse den, der's wagt.
Besiegt der Liebeszauber dieses Weib,
Und zieht er meinen Mann zu mir zurück,
So ist das Werk vollendet; aber dünkt
Es Unrecht euch, so bleib' es ungethan.“

Da auch der Chor ihr Vorhaben billiget, überschickt sie durch den Herold das Zaubergewand, fühlt aber, weit entfernt gleich Seneca's Dejanira, Mordgedanken zu hegen, bald darauf bittere Reue über ihr Wagestück, da sie die mächtige Wirkung der in die Sonne gelegten und augenblicklich in Gährung gerathenen Wolle entdeckt. Sie vermuthet sogleich, daß Nessus sie mit diesem Geschenke hintergangen habe, und entsetzt sich vor dem Gedanken, vielleicht ohne Willen und ohne Schuld des geliebten Gatten Mörderinn zu werden.

„Sinkt er dahin, so tödtet mich zugleich
Mit ihm des Mordes Wuth! Unduldbar ist's,
Mit Schmach zu leben, für ein edles Weib!“ —

Hyllos bringt die Schreckenpost, wie schnell und wie grau-

lich das Gift gewirkt, den von Schmerzen gefolterten Gatten zur Wuth entflammt habe, und ihn tödten werde.

Dejanira's Schmerz iſt ſo gränzenlos, daß die Verſtumm-te, von Vorwürfen überhäuft, wie ein lebloſes Marmorbild daſteht, und ſich endlich ſchweigend entfernt.

Bald darauf erſcheint die Amme, und erzählt, ſie habe ſich getödtet. Wie rührend und wie ſchön motivirt iſt ihr Tod! wie ganz anders, als in dem römiſchen Trauerſpiel!

„Sobald ſie unbegleitet in das Haus
Gegangen war, erblickte ſie der Sohn
Im Hof' ein Sterbelager bettend, und
Bereit entgegen ihrem Mann zu gehn;
Da noh ſie aller Aug', und warf ſich hin
Am Fuße des Altars, und heulte laut:
Nun ſey ſie Wittwe worden! Dann durchlief
Sie alle Zimmer des Pallaſts, und wo
Sie ein Geräth berührte, deß ſie ſich
Vormals bedient, erhob ſie ein Geſchrei,
Die Unglückſelige! und wo ſie ſah
Das Antlitz treuer Hausgenoſſen, floß
Des Jammers Thräne! lautes Wehe rief
Sie über ihr Geſchick und über ſich,
Und daß ihr Haus der fernern Stütze nun
Beraubt ſey; Als ſie ſchwieg, ſah ich ſie ſchnell
Sich ſtürzen in Heraklis Schlafgemach,
Sah, wie das Weib mit Teppichen
Heraklis Lager deckte, und als das
Vollbracht war, wie ſie plötzlich aufſprang, und
Sich ſetzte mitten auf das Ehebett,
Und unter Thränenguſſen wiederrief:

„Ach Brautbett, Ehelager, lebe wohl,
Zu Lieb' und Schlaf nimmst du mich nimmer auf!“ —
Sie sprach's, und löste mit geschwinder Hand
Den Leibrock, wo das goldne Spänglein ihr
Den Busen zuschloß, und enthüllte drauf
Die ganze linke Seit' und Schulter sich.
Was nur mein Laut, vermochte, eilt' ich weg,
Dem Sohn der Mutter Vorsatz kund zu thun.
Doch als wir zu ihr stürzten, hier und da,
Sah'n wir vom doppelschneid'gen Schwerte sie
Getroffen, durch die Seit' und durch das Herz.“ —

Viel interessanter und ergreifender weiß Sophokles den Moment der Erscheinung des Heroen herbeizuführen, welcher nun gerade in dem Augenblicke, da wir Dejanirens rührenden Tod vernommen haben, schlummernd auf die Bühne getragen wird. Wir werden in unserm Innersten tief erschüttert, da wir den Mächtigen, dessen Kraft Ungeheuer vernichtete, und die Unterwelt bezwang, nun schmerzlich erwachen und in rührende Klagen ausbrechen hören:

„Welchen Lohn,
O ich Elender! gibst du mir, o Zeus!
Welches Verderben legst du auf mich!
— — — — — — — —
O lasset schlafen mich Unglücklichen!
O lasset schlafen mich Elendssohn!
Was betastet ihr mich? was richtet ihr mich empor?
Ihr tödtet, o ihr tödtet mich!
Meine stille Ruhe, was raubtet ihr sie mir?“ —

Weit entfernt, ein Großsprecher seiner Heldenthaten zu

seyn, wie jener After-Herakläs des Seneca, wirft er nur einmal den Griechen ihren Undank vor:

Späterhin erwähnt er zwar nochmal seine Thaten, und spricht sogar von den einzelnen, allein auf eine ungleich bescheidenere Art, als der römische Herkules; auch thut er dieß nur kurz vor seinem nahen Tode, gleichsam um sich über seine jetzige traurige Lage durch den Kontrast zu trösten: „Viel, sagt er,

„Hab' ich versucht, unzählbar ist die Schaar
Von meinen Thaten, und kein Sieger hat
In meiner Schande je ein Maal gesetzt.
Nun starren die Gelenke mir, die Haut
Sinkt runzelnd, mich Unseligen verzehrt
Die ungeseh'ne Pest.“ —

Die Schmerzen entflammen ihn mit Wuth gegen seine Gattinn ihre Urheberinn. O! ruft er:

„O daß ich sie sähe so
Liegen, wie ich hier liege, gepeinigt von ihr! — —

Er zürnt gegen sie als eine schuldige Frevlerinn:

„Ich Scheme, den die Füße nicht
Mehr tragen, will mit dieser Hand an ihr
Mich rächen, die den Frevel unternahm,
O daß sie käm', und lernt', und allen kund
Es thäte, daß ich lebend und daß ich
Auch sterbend aller Bösen Geißel sey!“ —

Endlich erfährt er durch seinen Sohn, daß Dejanira schuldlos sey, gibt alle Nachegedanken auf, erkennt die Hand des Schicksals, die ihm hier sein Ziel setzte, und bereitet sich zu

furchtlosem Heldentode. Hyllus muß seine letzten Aufträge zu vollziehen schwören. Er befiehlt seinen Leib auf den Berg Öta zu tragen und zu verbrennen. Hyllus schwört Erfüllung dieses Auftrages, verweigert aber den Gehorsam, als Herkules von ihm verlangt, daß er sich mit Jole vermählen soll. Nein, sagt er, mit schönem Trotz:

„Wer könnte mit der einz'gen Schuldigen
Des Todes meiner Mutter und der Qual,
Der du erliegst, wer könnte, wenn ihn nicht
Ein böser Dämon triebe, sich mit ihr
Vermählen? Vater, besser ist der Tod,
Als ärgster Feinde Hausgenoß' zu seyn!" —

Nur mit Mühe bewegt Herakles ihn endlich zum Versprechen. Als er dieses erhalten hat, läßt er sich ruhig auf dem Öta zum Flammentode tragen, und der Chor ruft Jolen zu:

„Heldentode, neues Wehe, schaust du,
Und des nimmer erduldeten Jammers viel!
Doch alles, was geschieht, ist Chronions Werk!" —

Wie erhebend ist dieses Ende! und wie kalt läßt uns die römische Tragödie vom Anfange bis zum Schlusse! —

Als ich mein Urtheil über Seneca's Tragödien einst Tages dem Statthalter Lucilius sagte, entging es mir nicht, daß er die Aufwallung seines Mißmuthes nur mit Mühe in sich zurückdrängte. „Mag ihn, sprach er mit erzwungener Gelassenheit, als Tragiker noch so viel Tadel treffen, als Mensch,

als Weiser und Lehrer, steht er über alle Rüge erhaben da, und meine Verehrung des großen Mannes nimmt in dem Grade zu, je schwärzer und drohender die tragische Katastrophe seines edeln Lebens sich zu gestalten scheint. Willst du ein Beispiel fürchterlichen Glückwechsels kennen lernen, so lies, was mir der stoische Philosoph Musonius *) aus Rom schrieb, als ich bei Nero's Thronbesteigung **) mich in weiter Entfernung von der Hauptstadt befand. Vergleiche jenes Zeitgemälde voll Morgenglanz der schönsten Hoffnungen mit dem Nachtgrauen des neu aufsteigenden Gewitters, und der grelle Kontrast wird die Schauder erregen. * —

Er gab mir den folgenden Brief.

Musonius Rufus an Lucilius.

Es ist entschieden. Nero, der Zögling des weisen Seneca, ist Roms Herrscher, wie Rom die Herrscherinn der Welt ist. Die Römer erkennen in ihm den Genius des Reiches und ihres Glückes. Jeden Tag zeigt der erhabene Jüngling neue Züge von Seelenschönheit, jeden Tag bezeichnet er mit einer edlen Handlung, und ist der Stolz und die Wonne seines Vol-

---

*) Nachrichten von dem stoischen Philosophen Musonius Rufus, welcher unter Nero in Rom lebte und Unterricht ertheilte, geben Plinius im 11ten Briefe des 3ten Buches, Tacitus im 3ten Geschichtsbuche (Kap. 81) und Stobäus in den 'α θολόγιον 'ε λογῶν. — Wyttenbach hat eine eigene Abhandlung über ihn geschrieben.

**) Am 13ten Oktober im Jahre 807 nach Roms Erbauung.

tes. Mit Begierde ergreift er jede Gelegenheit, um Beweise von Freigebigkeit und menschenfreundlichem Wohlwollen zu geben. Schon hat er die drückende Last schwerer Abgaben gemildert. Schon hat er, gerührt durch die Wehklagen des Volkes über die Unersättlichkeit der Zollpächter, sogar den Entschluß gefaßt, die Zölle ganz abzuschaffen. Nur mit Mühe gelang es dem Senat, die edle Wallung, unter vielem Lobpreisen der schönen Gesinnungen, zu hemmen durch die Vorstellung: Die Summe der Staatseinkünfte stehe mit den dringendsten Ausgaben in so genauem Verhältniß, daß Verminderung jener den Staat zerrütten müsse; auch würde dieß die üble Folge haben, daß die Befreiten nach Abschaffung der Zölle gar bald auch die Befreiung von andern Abgaben verlangten; doch sey es allerdings nothwendig, der Habsucht der Pächter Einhalt zu thun.

Diesen Gründen gab der jugendlichfeurige Cäsar zwar nach, befahl aber, die bisher unbekannt gebliebenen Tafeln für die zu verzollenden Waaren von nun an öffentlich bekannt zu machen. Wollte ich die alle schönen Züge Nero's erzählen, so würde mein Brief sich zu einem Berichte ausdehnen. Ich beschränke mich also, die nur noch einige der vorzüglichsten mitzutheilen, wodurch er sich täglich die Herzen Einzelner, und die Liebe ganzer Stände gewinnt. Die Belohnungen, welche die Angeber bisher genossen, hat Nero auf den vierten Theil herabgesetzt. Jedem Senator, dessen Vermögen seinem Range nicht angemessen ist, verleiht er einen beträchtlichen Jahresgehalt, manchem wohl fünfhundert große Sestertien, *) den prätorischen Kohorten monatliche Getreidespenden.

*) Bei 8000 Gulden.

Als man ihm unlängst ein Todesurtheil zur Unterschrift vorlegte, rief er: „O daß ich nie schreiben gelernt hätte!“ — Auf eine Danksagung des Senats erwiederte er: „Dankt mir, wenn ich euern Dank werde verdient haben!“ Die bisher bei den Schauspielen gewöhnliche Wache ließ er wegnehmen; er wollte das Volk prüfen, ob es auch ohne diesen Zwang Ruhe und Ordnung halten werde. Sehr oft hält der Cäsar öffentliche Reden, oder liest von seinen Gedichten vor, bald in seinem Pallaste, bald auf dem Theater, und wird jedesmal mit Beifall überhäuft. Einige dieser Gedichte wurden unlängst mit goldenen Buchstaben geschrieben, und im Tempel des capitolinischen Jupiter aufgestellt. Man wollte dem vergötterten Fürsten Statuen von Gold und Silber errichten; er verbat es sich. Der Senat trug darauf an, das Jahr künftig mit dem Dezember, Nero's Geburtsmonat, anzufangen. Er aber besteht auf dem Jänermonat, weil das Alterthum denselben zum Jahrsbeginne geheiligt habe. Einige — entweder Kaltblütige oder Ungünstige — wollen zwar behaupten, alle diese schönen Züge würden mehr durch Seneca's Kunst als in Nero's Herzen erzeugt, so wie früher die bewunderten Reden, welche er im Lager der Prätorianer und im Senat ablas, vom Seneca verfaßt waren. Wäre dieß, so muß die Zeit es wohl bald erweisen, denn gewaltsam zurückgedrängte Leidenschaften gleichen dem Feuer des Ätna, welches, je länger in der Tiefe genährt, endlich desto heftiger ausbricht.

Störend in diese Tage des Glückes wirkt Nero's Mutter Agrippina, die sich nicht entschließen will, ihrem frühern Einfluß auf den nunmehr selbstständigen Sohn zu entsagen, der kräftig in das Leben hineintritt, und seine innere Gluth nach außen strömt. Geben die Götter, daß er sie immer, wie jetzt, zum Guten wende, sein Streben stets ein würdiges Ziel finde.

und weder eine Philosophie mit falschem Prunk, noch Menschen mit falschen Herzen seinen edlen Willen irre führen!

Ein einziger Zug reicht hin, Agrippina's unmäßigen Ehrgeiz kennen zu lernen. Nero ward beim Aufgang der Sonne geboren, deren Strahlen das Kind umgaben, noch eh' sie zur Erde fielen. Sternkundige deuteten dieß dahin: Nero werde Herrscher werden, aber auch Mörder seiner Mutter. Da rief Agrippina: „Sey er doch Mörder, wenn er nur Herrscher wird!“ —

Nun kann sie es nicht vergessen, daß sie ehmals fremden Gesandten Bescheid, Provinzen und Königen Befehle gab. Nun will weder Seneca, noch Burrhus, Befehlshaber der Leibwache, dieß länger dulden. Dem unschicklichen Wesen eine Wendung zu geben, haben sie eine vor Kurzem aus Armenien angekommene Gesandtschaft schlau benützt. Nero sprach eben vom Throne zu den Gesandten. Agrippina eilt herbei. Da sie im Begriffe ist, den Thron zu besteigen, flüstert Seneca dem Cäsar ins Ohr, die Andringende ja nicht zu erwarten, sondern ihr unter dem Scheine zuvorkommend ehrbietigen Empfangs entgegen zu gehen. Nero that es, und die gemeinschaftliche Thronbesteigung ward verhindert. Von jenem Augenblick an sucht man die stolze Frau von den Staatsgeschäften immer mehr und mehr zu entfernen. Dagegen erweitern Seneca und Burrhus ihren Wirkungskreis, sind noch immer die Führer des jungen Cäsars, einträchtig bei gemeinschaftlicher Macht, und genießen gleiches Ansehen durch Verschiedenheit der Mittel: Burrhus durch Sittenstrenge und Diensteifer, Seneca durch Wissenschaft und Beredtsamkeit. So unterstützen beide sich wechselseitig, und gemeinschaftlich ihren Zögling.

Ich meinem Grundsatze getreu, daß man jeden Tag so

leben müsse, als sey er der letzte, genieße, so wie jedes Vergnügen überhaupt, auch das Glück dieser schönen Tage mit jener Mäßigung, welche uns die Vernunft, nicht als Gebieterinn, sondern als Freundinn vorschreibt. Nero ist bisher allerdings als Urheber dieser freudigen Zeit anzusehen, und vereiniget nicht gemeine Geistesgaben mit dem besten Willen; nur zwei Eigenheiten, die ich an ihn bemerke, machen mich für die Dauer etwas besorgt. Er leiht sein Ohr zu vielen Menschen; und springt oft leidenschaftlich schnell von einem Dinge zum Gegentheil über! —

Ich kann daher die Maxime des Seneca und Burrhus nicht billigen, die den jungen Cäsar aus dem Freudenbecher ganz nach seiner Willkühr in vollen Zügen trinken lassen, in der Voraussetzung, daß eben die bis zum Überdruß gesättigte Leidenschaft ihn dann selbst zum Bessern lenken müsse. Die zwei weisen Männer scheinen dabei zu vergessen, daß Gut, Durst und Kühnheit der Leidenschaft in dem Jünglinge zunehmen, je mehr er sich derselben überläßt, und daß lange Gewohnheit den alten Schaden immer tiefer fressend, endlich unheilbar machen wird.

In den entgegen gesetzten Fehler scheint Agrippina zu verfallen. Weibliche Schönheit entflammt den Cäsar schnell, und der Umgang mit gleichgestimmten Jünglingen hat für ihn mächtigen Reiz. Gegen alle diese tobt Agrippina, als gegen ihre Nebenbuhler und Feinde, und erbittert Nero's reizbares Gemüth durch heftige Vorwürfe. Da sie endlich einsah, daß solche Mittel sie von ihrem Ziele nur entfernten, ging sie dann im Gegentheile zu weit, und ließ sich, die frühere gebiete, rische Strenge aufgebend, so tief herab, Nero's jungen Günstlingen zu schmeicheln. Auch dieß blieb fruchtlos. Nun zeigt sie, die schon ihren Gemahl vergiften ließ, sich wieder in ihrer

wahren Gestalt, und wagte kürzlich sogar die Drohung, ihren Stiefsohn Germanicus auf den Thron zu heben, welchen Nero mit ihr nicht theilen wolle.

So wie ich die Jünglingsheftigkeit des Letztern kenne, muß ich gestehen, daß jene tolle Drohung mich für das Leben des unschuldigen Germanicus fürchten macht; denn wie kann Nero einen Thron sich entreißen lassen, den er nicht einmal theilen will? *) Du wirst hieraus ersehen, daß der Himmel so goldenblau er auch ist, doch hier und da durch ein schwarzes Wölkchen entstellt wird. Nun aber laß dich aus dem Reich der stets unsichern Wirklichkeit in das ewig reine Gebiet des Geistes führen!

Man rühmt noch jetzt das herrliche poetische Leben im Zeitalter des Octavianus Augustus; man spricht noch jetzt mit Entzücken von den freundschaftlichen Verhältnissen, in welchen die großen Dichter jener Zeit lebten: Virgil, Horaz, Ovid, Tibull, Properz, Cornelius Gallus, Pedo Albinovanus, Cornelius Severus, Marcus Manilius, mit ihnen der geistvolle Arzt Cornelius Celsus, der herrliche Baukünstler Vitruvius Pollio und Andere. Aber, bei allen Göttern betheure ich, auch unser jetziges Rom hat treffliche junge Talente, die sich lieben, und sehr bald in Kunst und Wissenschaft Manches, ihrer großen Vorbilder und der Unsterblichkeit würdig, leisten werden. Ich will die nur Einige derselben, in deren Kreise voll edlen Strebens ich lebe, flüchtig bezeichnen. Vor allen nenne ich den C. Plinius Secundus, einen Mann von den umfassendsten und mannichfaltigsten Kenntnissen; die Satyrendichter

*) Dio Cass. l. 61. — Sueton. in Neronn. — Tacit. Annal. l. 13. — Aurel. Victor hist. rom.

A. Persius Flaccus, Juvenalis und Petronius Arbiter; die epischen Dichter Annäus Lucanus und Silius Italicus; den Lyriker Cäsius Bassus; einen gewissen Junius Moderatus Columella, dessen ausschließendes Bestreben auf wissenschaftliche Behandlung der Landwirthschaft gerichtet ist; den Arzt Scribonius Largus; den Geographen Pomponius Mela, und den vielseitig gebildeten Sextus Julius Frontinus.

Ich bin oft in Gesellschaft dieser wackern jungen Männer. Sie lieben mich, und horchen gerne meinen Vorträgen über die philosophischen Grundsätze der Stoiker. Manchmal findet sich auch ein gewisser Bolinus zu uns, ein höchst sonderbarer Mensch. Da ich deine Neugierde nach Allem, was im Gebiete der Kunst und Wissenschaft neu auftaucht, kenne und ehre, so achte ich es für Pflicht, zur Befriedigung derselben beizutragen, was in meinen Kräften steht. Ich werde dich daher, während deiner sich verlängernden Abwesenheit von Rom, mit den neuern Erscheinungen jener aufstrebenden Talente vorläufig näher bekannt machen, und dir meine Meinung von ihnen mittheilen. Vielleicht wirst du mir nach deiner Zurückkunft, wenigstens in der Hauptsache, nicht widersprechen. Was ich verspreche, erfülle ich nicht nur gewiß, sondern auch bald. Langes Verschieben ist eine Seelenkrankheit, welche den Menschen und das Leben austrocknet. Als Tages- und Selbst-Neuigkeit sende ich dir eine Abschrift des Briefes, welchen Seneca kürzlich an Nero schrieb, da er ihm sein Werk über die Gnade zueignete.

Seneca an Nero Claudius Cäsar. *)

Ich habe beschlossen, ein Werk über die Milde zu schreiben. Es soll dir die höchste Wonne gewähren, da es die Stelle eines Spiegels vertreten wird, in welchem du dein eigenes Bild erblicken magst.

Die schönste Frucht edler Thaten ist, sie gethan haben, und die Tugend findet ihren würdigsten Lohn in sich selbst; aber dennoch ist es entzückend, des reinen Gewissens Wohlgefühl zu genießen, dann voll Seelenruhe auf jenen zahllosen Troß hinzuschauen, der, unstät, zügellos, und seiner selbst nicht mächtig, sich und Andere in das Verderben stürzt, wenn nicht des Joches Zwang ihn zurückhält.

Glücklich, wer — gleich dir — sich selbst sagen kann: Aus allen Sterblichen bin ich erkoren ein Gott zu seyn auf Erden. Über Leben und Tod der Völker bin ich Richter; in meiner Hand ist das Wohl Aller. Mein Mund verkündet jedem Sterblichen den Ausspruch des Schicksals; Städten und Völkern sind meine Entscheidungen Quellen der Freude. Durch meine Huld, auf meinen Wink, blüht jeder Theil des unermeßlichen Reiches. Die Tausende von Schwertern, welche der Friede, mein Werk, zurückhält, werden auf meinen Wink gezückt. Welche Nationen vertilgt, welche beglückt werden, welche Städte untergehen, welche emporsteigen sollen; welche Könige Sclaven werden, auf welchen Häuptern Kronen schimmern sollen — ich entscheide dieß. Und bei solcher Machtvollkommenheit reißt weder Zorn, noch Trotz, noch rascher Jugend-Unbesonnenheit, noch des Ehrgeizes Hochmuth mich zu ungü-

*) Senera de clemencia cap. 1. (Übersetzt vom Herausgeber.)

rechter That hin. Verwahret, ja gefesselt liegt mein Schwert, und sorgsam schone ich auch des Geringsten Blut. In den Hintergrund stelle ich die Strenge zurück, aber mir im Schoße ruht die Verzeihung; denn mir ist der Mensch, auch ohne Vorzüge, werth, weil er Mensch ist. Mich rühret des Einen zartes, des Andern hohes Alter; dem verzeihe ich um seiner Würde, jenem um seiner Niedrigkeit willen; und finde ich keine andere Ursache zur Erbarmung, so ist es die Schonung meiner selbst; denn ich bewache mich, als müßt' ich den Gesetzen, die ich aus dem Dunkel an das Licht rief, Rechenschaft geben; und wollen die Götter diese noch heute von mir fordern, so bin ich bereit, das Menschengeschlecht ihnen zuzuzählen.« —

Kühn magst du, Cäsar, dich rühmen, daß von Allem, was deinem Schutz, deiner Obhut anvertraut ward, der Staat durch dich nichts, weder heimlich noch gewaltsam, verlor. Du strebst nach jenem seltensten, noch keinem Fürsten zugestandenen Ruhm schuldloser Unsträflichkeit. Nicht verloren geht dein Bemühen, und deine Güte ohne gleichen hat weder undankbare noch hämische Beurtheiler gefunden. Man zollt dir Dank. Nie war ein Mensch einem Menschen so theuer, als du dem römischen Volk es bist, dessen großes, dauerndes Glück. Aber du hast dir eine ungeheure Last aufgebürdet. Schon spricht man weder vom göttlichen Augustus, noch von den ersten Zeiten des Tiberius Cäsar; niemand sucht sich ein anderes Bild der Nachahmung als dich.

Man erwartet, deine ganze Herrschaft werde diesem Jahre gleichen; eine schwere Forderung: wäre diese Gabe dir nicht angeboren, sondern nur angenommen für einige Zeit. Eine Maske vermag ja keiner lange zu tragen. Verstellung zeigt sich bald in ihrer eigenen Gestalt; was sich aber auf Wahrheit

gründet, was aus festem Boden hervorwächst, gewinnt durch die Zeit selbst an Größe und Schönheit. Dem entscheidenden Wurf eines gefährlichen Spiels sah das Römervolk entgegen, als es ungewiß war, wohin dein erhabener Geist sich neigen würde. Schon sind Aller Wünsche in Sicherheit; verschwunden ist die Gefahr, als könntest du plötzlich dich selbst vergessen. Übergroßes Glück macht glückgierig, und Begierden sind nie so mäßig, sich mit dem Errungenen zu begnügen. Vom Hohen schreitet man zum Höhern, und wer Unerwartetes erreicht, nähret die frevelhaftesten Hoffnungen. Du aber bringst nun deinen Bürgern das Bekenntniß ab: wir sind glücklich, und unser Glück vermehren kann nichts, als dessen Dauer. Vieles vereiniget sich, sie zu diesem Geständnisse zu zwingen (ein Geständniß, womit der Mensch mehr als mit irgend einem zögert!) tiefe überschwengliche Sicherheit und jene über allen Tadel erhabene Gerechtigkeit. Vor unsern Augen schwebt das freudigste Bild eines Staates, dem zu gränzenloser Freiheit nichts mangelt, als die Erlaubniß, sein Glück selbst zu zerstören. Vor Allem aber beseelt, den Höchsten wie den Geringsten, eine gleiche Bewunderung deiner Milde; denn die übrigen Güter, größere oder mindere, genießt oder erwartet jeder nach dem Verhältniß seiner Lage: von deiner Milde aber hoffen alle dasselbe, und da ist auch nicht Einer, er finde noch so viel Wohlgefallen an seiner Unsträflichkeit, der sich nicht deiner Güte freue, die allen menschlichen Verirrungen bereit steht.

Anmerkungen.

1. Italien liegt größtentheils zwischen dem 46ten und 38ten Grad nördlicher Breite. Seine Länge von Aosta (dem alten Augusta Praetoria) am Fuß der Alpen, bis zum Vorgebirg Leukopetra an der südlichsten Spitze bei Sicilien, wird auf 180 deutsche Meilen berechnet, die größte Breite am Fuß der Alpen auf 112, und die geringste im Mittelitalien auf 20 deutsche Meilen.

---

2. Das alte celtische Wort Mar bedeutet zugleich einen Mann, und auch ein Pferd. Daher werden die Wörter: Marschall, Marstall und Mähre abgeleitet.

Die Sage von Mares erzählt Älian im 16ten Kapitel des 9ten Buches seiner vermischten Erzählungen. Die Fabel vom Bellerophon und von den Centauren erklärt Paläphatus in seinem Werkchen: περὶ ἀπίστων ἱστοριῶν (de incredibilibus historiis) §. 1. und 29.

---

3. Niebuhr (in seiner römischen Geschichte S. 70.) behauptet, sich auf eine Stelle des Livius (im 33. Kapitel des 5ten Buches) stützend, die Rhätier seyen tuscischen Geschlechtes gewesen, und fügt hinzu: „Die, wenn gleich vermischte, doch in ihren eigenthümlichen Wurzeln ganz einzige Sprache der Einwohner von Gröden in Tyrol, möchte wohl als ein Rest der tuscischen angesehen werden.“ —

Die angezogene Stelle des Livius, welche ich zur Selbstprüfung dem Forschlustigen mittheile, lautet so:

Legati ab Clusinis veniunt, auxilium adversus Gallos petentes. Eam gentem, traditur fama, dulcedine frugum, maximeque vini, nova tum voluptate, captam, Alpes transisse, agrosque ab Etruscis ante cultos possedisse; et invexisse in Galliam vinum inliciendae gentis causa. Arantem Clusinum, ira corruptae uxoris ab Lucumone, cui tutor is fuerat ipse, praepotente juvene, et a quo expeti poenae, nisi externa vis quaesita esset, nequirent. Hunc transeuntibus Alpes ducem, auctoremque Clusium oppugnandi fuisse. Equidem haud abnuerim, Clusium Gallos ab Arunte, seu quo alio Clusino, adductos: sed eos, qui oppugnaverint Clusium, non fuisse, qui primi Alpes transierint, satis constat. Ducentis quippe annis ante, quam Clusium oppugnarent, urbemque Romam caperent, in Italiam Galli transcenderunt: nec cum his primum Etruscorum, sed multo ante cum iis, qui inter Apenninum Alpesque incolebant, saepe exercitus Gallici pugnavere. Tuscorum ante romanum imperium late terra mariqua opes patuere. Mari supero inferoque, quibus Italia insulae modo cingitur, quantum potuerint, nomina sunt argumento; quod alterum Tuscum communi vocabulo gentis, alterum Hadriaticum mare, ab Hadria Tuscorum colonia, vocavere Italicae gentes. Graeci eadem Tyrrhenum atque Hadriaticum vocant. Ii in utrumque mare vergentes incoluere urbibus duodenis terras: prius eis Apenninum ad inferum mare, postea trans Apenninum, totidem, quot capita originis erant, coloniis missis; quae trans Padum omnia loca, excepto Venetorum angulo, qui sinum circumcolunt maris, usque ad Alpes tenuere. Alpinis quoque ea gentibus haud dubie origo est, maxime Raetis: quos loca ipsa efferarunt

ne quid ex antiquo, praeter sonum linguae, nos cum interruptum, retinerent.

---

4. Über die erste Bevölkerung Italiens findet man unter den italienischen Gelehrten die sonderbarsten Meinungen. Manche (wie z. B. Fabbroni) lassen dieses Land zuerst mit Indiern und Celten bevölkert werden. Einige wollen den celtischen Urstamm etymologisch beweisen, und leiten daher viele italische Wörter aus dem Celtischen ab, z. B. den Namen Italia selbst von dem celtischen Wort Ey-Talahm (eine Insel am festen Lande); die Tiber von Tiobar, Wasser; Latium von Lad, ein sumpfiges Land; Tragödie von Treighiac; ja sogar das Wort indigeni, die Eingebornen des Landes, von Indi oder Indiani. Einige Gelehrte leiten die Abstammung der Italier von den ersten Patriarchen nach der Sündfluth ab, und lassen den Noah nach Italien kommen. So Dickinson. Nach Carli's Meinung mußte Japhet sich einschiffen, um Italien zu bevölkern. Bardetti nimmt, einstimmig mit dem alten M. Cato Genforius, Aborigener an, die er in reine und gemischte abtheilt.

Maffei hält die Etrusker für Italiens Urbewohner; Cluverius die Umbrer, Sicaler und Aufoner oder Opiker. Bianchini leitet den Ursprung der italischen Völker von den Pelasgern, Arkadiern und Lydiern. Lassen Mehrere Italien von Griechen bevölkert werden, so sind nach Andern die Italier ein älteres Volk als die Griechen. Nach Mazzochi's Behauptung (gestützt auf Ovids Werk: Italia nam tellus Graecia major erat. — Fastor. l. 4. v. 64.) war Griechenland dasjenige Land, welches nachher Italien genannt wurde, und in Quarnacci's Werk: Origini, wird sogar die Behauptung aufgestellt, daß die griechischen Helden, welche Troja zerstörten, italischen Ursprungs waren.

---

3. Dieß ist die Meinung des größten Theils der italienischen Gelehrten, welcher ich beistimme. Sie scheint mir mit der Angabe römischer Schriftsteller, welche auf eine Verschiedenheit der altitalischen Sprachen hindeuten, in keinem Widerspruche zu stehen; denn erstens kann eine solche Verschiedenheit, auch unter den Dialekten einer Grundsprache vorhanden und sehr groß seyn; zweitens scheint diese Verschiedenheit noch zugenommen zu haben, je mehr ein Dialekt vor dem andern sich ausbildete, was wohl insbesondere der Fall war, als die griechische Sprache immer stärkern Einfluß auf die italische, und vorzüglich auf die lateinische nahm.

---

6. Aus dieser Richtung der Schreibart zur Linken und aus der Ähnlichkeit mehrerer Buchstaben mit den hebräischen wollten Einige den Ursprung der etruskischen Sprache von der hebräischen ableiten.

---

7. Ruinen und Mauern der Städte Volterra und Perugia (ehmals Volaterrä und Perusia) bestätigen dieß noch jetzt. Abbildungen findet man im letzten Bande von Micali's italischer Geschichte.

---

8. Tufa ist eine vulkanische Masse. Viele der ausgegrabenen Häuser von Pompeji sind aus einer solchen Tufa von rothbrauner Farbe gebaut.

Spaziergang
im
Labyrinth der Geschichte.

In Briefen an Demoustier's Emilie.

Herausgegeben
von Chr. Kuffner.

Erster Band.
Die Halle der Vorwelt.

Wien.
Bei Tendler und v. Manstein.
1824.

A D
WORAC
Universitäts-
München
Bibliothek

Holde Emilie!

Es ist freilich schon ziemlich lange, daß Demustier Sie geliebt und Ihnen seine Liebe unter allen Gestalten mythologischer Dichtung schön, zärtlich, innig und feurig geschildert hat.

Den Naturgesetzen gemäß sollten Sie nun entweder nicht mehr am Leben oder wenigstens über die Jahre der Liebe weit hinaus und ein altes Mütterchen seyn. Doch — Liebe kann unsterblich machen;

Die Todten selbst läßt sie ermachen
Durch dessen Ruf,
Der sie erschuf.

Unsterblich geworden durch den Geliebten, leben Sie, Emilie, noch jezt, und bleiben immer jung, und immer schön; folglich haben Sie auch jezt noch das Recht und die Macht, ein Herz zur Liebe zu entflammen. Ich erkläre Sie daher hiemit feyerlich für meine Geliebte, und widme Ihnen — o dürfte ich sagen: als

ein zweiter Demoustier! — dieſes Werk und mich ſelbſt.

Laſſen Sie ſich's immerhin gefallen, mit mir einen Spaziergang durch das Labyrinth der Geſchichte zu machen! Leihen Sie ſich meinem Geiſt als Ideal, und ich verſpreche Ihnen, Sie nach geendigtem Luſtwandel Ihrem Demoustier, der mir nicht zürnen ſoll, treu und ehrlich zurükzuſtellen. Jezt aber müſſen Sie mein ſeyn; ich darf dieß kühn verlangen, denn, ſind Sie gleich ſein Eigenthum, ſo ſind Sie eben durch ſein ſchönes Werk ein Eigenthum der Welt geworden, und ich mache — als ein integrirender Theil der Welt — meine Anſprüche auf Sie nun geltend.

Ich könnte Sie auch bitten, für mich die Rolle einer Uranide, oder als Muſe der Geſchichte zu übernehmen; Sie werden mir aber näher kommen, wenn Sie geradezu als meine Geliebte erſcheinen und mir dadurch bey aller Welt ein günſtiges Vorurtheil erregen.

Hören Sie denn, wie wir unſern Spaziergang durch das größte aller Labyrinthe einrichten wollen; einfach und angenehm! Wir

wollen ihn nach sechs Hauptpartien des wechselreichen Schauplatzes mit eben so vielen Ruhepuncten durchwandeln. Zuerst treten wir in die Halle der Vorwelt und der Urvölker, und wandern dann als fromme Pilger in den Tempel der Patriarchen und Gottesgeweihten. Nun da schreiten wir in das Gebieth der Erfindungen, und büken uns über die Wiege des Menschen, der sich mit seinen Fähigkeiten, Tugenden und Gebrechen vor uns entwikeln und ausbilden soll. Nun durchziehen wir Griechenlands schönes und Roms mächtiges Reich, und enden den Lustwandel in dem romantischen Garten des lebenglühenden Mittelalters.

Uiberall werden wir Lieblinge aufsuchen und — gewiß auch finden. Wer hat nicht seine Lieblinge? Sie erfreuen den Glüklichen, und trösten den Nichtglüklichen, der ohne Sie wohl gar ein Unglüklicher wäre. Sie glühen in dem Jüngling, schwärmen mit dem Mädchen, begeistern den Mann, stärken das duldende Weib, besuchen die einsamen Stunden des schlaflosen Greises. —

Wer keine Lieblinge findet unter den lebenden

Wesen, wählt sie, weil sie unentbehrlich sind, selbst unter den leblosen. Das Herz schmachtet in Sehnsucht, sich mittheilend anzuschließen, und sieh! Blumen werden Freundinnen, Quellen kosen mit dem Fröhlichen, weinen mit dem Weinenden. Mit dem Berge fühlen wir die unerschütterliche Standhaftigkeit, mit der steigenden Lerche schwingt die Seele sich empor, in die Waldnacht flüchtet die Schwermuth, das Entzüken jubelt in die Morgenröthe hinein, der Winter zeigt uns das Grab, der Frühling den Thron der Geliebten.

Er, den die Wirklichkeit keinen Freund ans Herz, keine Geliebte an die Lippen legt, Er, der keine ihm zugehörigen Wesen fand, keine Erwählten sein nennt, deren Leben in dem seinigen eingeschlossen ruht, wie die Perle in der Muschel, — er sammelt gerne um sich einen geweihten Kreis von hohen und schönen Lichtgestalten der Vorwelt oder der eigenen schaffenden Phantasie.

Wem aber genügte — ungeachtet all seiner unzähligen Schätze — dieses Leben vollkommen? Dem Besten am wenigsten. Und so

trägt auch der in seinen Umgebungen Glüklichste eine selbst geschaffene Welt von Lieblingswesen in sich, wie Klopstock in den Mittelpunkt der Erde einen eigenen Himmel verlegt.

Hierin liegt auch ein Hauptgrund der Sympathie zwischen dem Dichter und seinem Leser. Jeder echte Dichter hat seinen Mosesstab, mit dem er an das Herz des Lesers schlägt, das sich ihm rasch öffnet, und dem Himmelslicht der Poesie die befreundete Quelle freudig entgegen strömen läßt. —

Die Aeolsharfe dichterischer Jugend hängt zwischen einem Rosenbaum und einer Thränenweide; der Lufthauch der Phantasie säuselt über ihre Saiten dahin, aus welchen tönende Träume aufflattern, deren Licht und Schattengestalten in einander verschmelzen, wie blauer Aetherglanz die schwarze Gräbererde überwölbt. So erscheinen dem Träumer die verklärten Wesen der Phantasie und der Vorwelt früher und anziehender als jene der Gegenwart, die ihn dann mehr oder weniger anspricht, je nachdem sie sich seinen Idealen nähert.

Was sich aber im dichterischen Gemüth

während des einsamen Still-Lebens seiner Jugend gebildet hat, das drängt sich endlich, herauszutreten aus dem Innern; es will ausgesprochen, will gestaltet seyn.

So regte sich's in mir. Poesie und Geschichte wurden meine ersten Vertrauten, mir früher bekannt als die Welt. Von ihren Bildern erfüllt, ward das Eden meiner einsamen Jugend bald bevölkert von ihren Licht- und Schattengestalten, die, — möge sonst Alles mich verlassen — bis an den Rand des Grabes mich treu geleiten werden.

Und so führe ich Sie in den Kreis meiner Erwählten und Geliebten.

Ernst oder Laune, Phantasie und Witz, Frohsinn und Empfindung, sie mögen mit Saiten- und Glokenspiel mich bald zu höherem Aufsluge, bald zu schwebender Tanzweise begleiten, und ihr Möglichstes aufbiethen, um meine Lieblinge, liebe Emilie, auch zu den Ihrigen zu machen, und sie auf solche Weise vielleicht auch mit unsern Leserinnen und Lesern zu befreunden.

Inhalt.

Erster Brief.

Die Halle der Vorwelt. Die Gestalten der Philosophie. Seite 1

Zweyter Brief.

Kampf der Schöpfungstheorien. 3

Dritter Brief.

Alter der Erde; zweifache Erklärung desselben. Heiligthümer der Urwelt. Mysticismus der ersten Menschheit. Zwei Ansichten ihres frühesten Zustandes. . 6

Vierter Brief.

Erstes östliches Reich. Staatsmoral der Chinesen. Sprache. Charaktergemälde. 11

Fünfter Brief.

Heilige Sage der Chinesen. 14

Sechster Brief.

Heilige Bücher der Chinesen. Sittensprüche und Lebensregeln. 16

Siebenter Brief.

Zustand des weiblichen Geschlechts. Proben sinesischer Weisheit. 17

Achter Brief.

Hindostan. Schönheit der Gestalt und des Charakters der Hindus. 22

Neunter Brief.

Kastensystem der Hindus Brahminen. Fürsten und Krieger. Elend der ausgestoßenen Parias. . Seite 35

Zehnter Brief.

Sprache und Literatur der Hindus. Gesetzbücher. . . 46

Eilfter Brief.

Ordalien der Hindus. Die glühende Kugel. Das Untertauchen im Wasser. Giftprobe. 64

Zwölfter Brief.

Reinigungen. Strenges Büßen. Zauberblike. Tempelmädchen. Feste. Pagoden. 44

Dreyzehnter Brief.

Heilige Sage der Hindus. 53

Vierzehnter Brief.

Eheliches Leben. Frauentreue. Feuertod. Lebendiges Begraben. 51

Fünfzehnter Brief.

Die Meder. Die alten und die neuern Perser. Poesie. . 63

Sechzehnter Brief.

Zoroaster. Heilige Sage der Welt-Geister- und Menschenschöpfung Ewiges Lichtreich. Verehrung des Feuers. Mythra-Mysterien. Magier. 66

Siebzehnter Brief.

Die Landschaft Persis. Sitten der alten Parsen. Einfluß der Frauen. Harems. 73

Achtzehnter Brief.

Feyerliche Weise der öffentlichen Erziehung der jungen Perser. Macht und Schwache der Satrapen. Lebensweise der spätern persischen Könige. . . 79

Neunzehnter Brief.

Gerechtigkeitspflege. Strafe des Bootes. Grausamkeit der Strafen. . . . . Seite 84

Zwanzigster Brief.

Wohlthätiger Einfluß der Religion auf die Lebensweise der alten Perser. Sorgfalt für die Urbarmachung des Bodens; Thätigkeit des schönen Geschlechts. Das päonische Mädchen. Anstalten für Reinlichkeit und Gesundheit. 89

Ein und zwanzigster Brief.

Schnelle Posten. Sprach- und Feuer-Telegraphen. Abgaben und freywillige Geschenke. Die Ruinen von Persepolis. Todtenpallast der alten Könige. . . 99

Zwey und zwanzigster Brief.

Aegypten. Wohlthätiger Austritt des Nilstroms. Zweifach schöner Anblik des Landes. Vergleichung des ehemaligen Zustandes mit dem jetzigen. Sorgfalt der Natur für den Menschen. 98

Drey und zwanzigster Brief.

Aegyptens berühmteste Städte. Alexandrinische Bibliothek. Dichter in der glänzenden Regierungsperiode der Ptolomäer. Apollonius, der Rhodier, dessen episches Gedicht: der Argonautenzug. . . . 103

Vier und zwanzigster Brief.

Thebens Ruinen. Die Memnonssäule. Die Sonnenstadt. Der Phönix, ein Sinnbild der Zeit und des Geistes 111

Fünf und zwanzigster Brief.

Gestalt und Charakter des Aegypters. Zustand des weiblichen Geschlechts. Seltsames Mittel zum hautgout der Freude bei Gastmählern. . . . 118

Sechs und zwanzigster Brief.

Aegyptisches Kastensystem. Priester und Krieger. Seite 119

Sieben und zwanzigster Brief.

Lebensweise der Pharaonen. Allgemeine Volkstrauer. 128

Acht und zwanzigster Brief.

Aegyptische Gesetze und Strafen. 129

Neun und zwanzigster Brief.

Thiervergötterung. Heutige Spuren dieses Götzendienstes. Thier- und Magen-Orakel. Typhons-Menschen. Osiris und Isis, die Milden. 132

Dreyßigster Brief.

Todtenklage. Paradeschmerz. Einbalsamirung. Mumien. 137

Ein und dreyßigster Brief.

Das Todtengericht. Pracht der Grabmähler. 142

Zwey und dreyßigster Brief.

Seelenwanderung. Männliche und weibliche Sphynxe. Grausame Räthsel. 146

Drey und dreyßigster Brief.

Sterndeuterey. Arzneikunde. Menge der Aerzte. Heilige Recepte. Unzerstörbare Gesundheit der Aegypter. Naturgeschichtliche Seltenheiten. Zauberkraft der Löwen und der Frauen. Philosophie. Geometrie. Mechanik. Magie. Hieroglyphen. 153

Vier und dreyßigster Brief.

Pyramiden. Der Mädchenthurm. Der Adler und der Schuh der schönen Rhodope. 156

Fünf und dreyßigster Brief.

Obelisken. Das Labyrinth. Moderne Labyrinthe. Malerei. Sculptur. Musik und Poesie. . . . 161

Erſter Brief.

Die Halle der Vorwelt. Die Geſtalten der Philoſophie.

Wie der Grieche durch die Vorhalle in den Tempel trat, ſo wandeln wir durch das Gebieth der Philoſophie in das Heiligthum der grauen Vorwelt. Stellen Sie ſich denn vor, liebe Emilie, Sie ſtänden mit mir in einer weiten hohen Halle. Wir blicken hinaus in eine unermeßliche Ferne, auf welcher eine tiefe, der Nacht verwandte Dämmerung ruht. Ringsumher liegen Ruinen und Trümmer verklungener Herrlichkeit, verblichener Pracht. Sphynxe und wunderbare Hieroglyphen blicken hier und da bedeutend empor. Aber keine der ſeltſamen Geſtalten gibt ſich uns deutlich kund. Viele von ihnen verſchwinden ſpurlos dem Auge, das auf ihnen verweilen möchte; andere ſtellen ſich ſek als ewige Räthſel vor uns. Von Zeit zu Zeit rauſchen leiſe Geiſterklänge vorüber; aber der ſchone Akord iſt verhallt, eh' wir ihn faſſen konnten.

Hier haben Sie denn ein Bild der Urgeſchichte. Aber was ſollen wir beginnen? Denn ſo darf es nun einmahl nicht bleiben. Ich denke, ein Mit-

tel ſteht uns doch zu Gebothe; es iſt dieſes: wo wir nicht wiſſen, was wirklich war, da denken wir, was hätte ſeyn können; und wo die Geſchichte uns im Dunkeln läßt, da nehmen wir das Licht der Philoſophie zu Hülfe, die von ſo gutmüthiger Natur iſt, daß ſie, obſchon hundertmahl im Leben verkannt und verſtoßen, uns doch ſogleich wieder die Hand reicht, ſobald es uns mit der Verſöhnung und Befreundung wirklich Ernſt iſt. Freilich macht uns dieſe gute Hausfrau der Menſchheit eben keine poſſierlichen Sprünge, und wir haben ſogar eine Anekdote, die uns erzählt, daß bei einer philoſophiſchen Vorleſung Kant's ſämmtliche Zuhörer einſt einſchliefen — er ſelbſt endlich auch: wenn man aber mit der wackern Matrone gut umzugehen weiß, und von ihr nicht mehr verlangt, als ſie zu leiſten vermag, ſo wird ſie nicht nur recht verträglich, ſondern oft ſogar liebenswürdig, und fügt ſich jedem, der ſich ihr fügt.

Erſchrecken Sie alſo nicht über die redliche Führerin, die Ihnen, liebe Emilie, beſſer bekannt iſt, als Sie es vielleicht glauben!

Wo ſanfte Triebe und geſunde Sinne
Der Seele fröhlich zu Gebothe ſtehn,
Wo Herz und Phantaſie in holder Minne
Ihr Glück durch Harmonie verdoppelt ſehn,
Wo zu des Lebens himmliſchem Gewinne
Die Geiſter ſympathetiſch ſich verſtehn:

Da ruht, so wie der Ton im Saitenspiele,
Philosophie im Kopf und im Gefühle.

Sie steht als milder Schutzgeist uns zur Seite,
In holder, lieblich wechselnder Gestalt;
Als Liebe nun, im freundlichsten Geschmeide,
Als hehre Andacht jetzt voll Huldgewalt,
Nun als Vernunft im einfach schlichten Kleide,
Als Tugend jetzt, von Himmelsglanz umstrahlt.
Im Stillen wirkt sie gern und ohne Schimmer;
Wer sie zur Schau trägt, kennt ihr Wesen nimmer.

Zweiter Brief.

Kampf der Schöpfungstheorien.

Ehe die Schauspieler auftreten können, muß die Schaubühne da seyn. Wir betrachten daher die Erde früher, als den Menschen. Ueber ihre Entstehung haben uns alte und neue Philosophen so entsetzlich viel gesagt, daß wir vor Bäumen den Wald nicht sehen.

Einige ließen unsern armen Planeten zum Behufe der Bewohnbarkeit am Feuer kochen und rösten, indeß die andern — der bei weitem größere Theil — ihn in einen Waschtrog legten, folglich dem Wasser und den Wasserrevoluzionen die vorzüglichste Bildung desselben zuschrieben.

Ich hätte nun freilich die beste Gelegenheit, ein zahlreiches wohlausgerüstetes Heer von Schöpfungstheorien aufmarschieren zu lassen und sogar fürchterliche poetische Gemälde vom erhabenen Kampf der Elemente einzuflechten; da Ihnen aber die Naturphilosophie verdächtig werden könnte, wenn Sie so grundgelehrte Männer über denselben Gegenstand so entgegengesezte Meinungen vortragen hörten, — — doch, liebe Emilie! ich kann Sie nicht mehr schützen, denn sehen Sie nur! da kommt schon eine ganze Schaar von Kosmogonisten, die noch fürchterlicher kämpfen, als die Elemente selbst. Bleiben Sie aber nur ruhig! Der Streit kann nicht lange währen, denn es sind zum Glück nur die Neuern. Sie verlieren indeß dabei auf keinen Fall, weil diese Herren die Alten im Grunde doch — mehr oder weniger, — so ziemlich wiederhohlt, folglich überflüssig gemacht haben.

Sehen Sie! da kommt schon Einer von ihnen hastig dahergeschritten!

Burnet. Die Erde – ich weiß es bestimmt – war zuerst ein Chaos von festen und flüssigen Stoffen, die, zänkischen Eheleuten gleich, so lange in Zwietracht lebten, bis die Trennung geschah, die auch bei den Menschen (leider nur zu oft) der einzige Weg zu friedebringender Ausgleichung ist. Die festen Theile mußten natürlich

siegen, und bemächtigten sich, in Folge dessen, sowohl des Mittelpunktes als auch der Oberfläche der Erde, bis das eingeschlossene Wasser die Geduld verlor, gewaltsam durchbrach, und der Erde diejenige Gestalt gab, die sie noch hat.

Gerhardt und Silberschlag. } Chaos und Wasser! ganz richtig! Scharfsinnig ist Burnets Behauptung, folglich die unsrige.

Leibnitz. Daß das Wasser der Phidias und Mentor der Erde war, gebe ich zu; dem Chaos kann ich aber nicht beistimmen. Mir scheint unsere Erde vielmehr ein Fixstern gewesen zu seyn.

Burnet. Der im Wasser brannte oder gar durch Feuer das Wasser hervorbrachte? Sonderbar!

Linée, Whiston, Woodward, Buffon, Justi. } Wasser! Wasser gab der Erde ihre Gestalt.

Whiston. Doch war sie ursprünglich kein Fixstern, sondern ein Komet, und ein anderer, ihr zu nahe kommender zudringlicher Komet brachte die große Wasserfluth hervor, von welcher uns die Tradizionen aller Völker erzählen.

Buffon. Justi. } Die Erde war kein Komet, sondern ein Fragment von der

Sonne, das ihr durch die Carambole mit einem Kometen weggeschnellt wurde.

Linée. Mir däucht, die ganze Erde war mit Wasser bedekt, und nur eine einzige Insel unter dem Aequator ragte gebirgsartig hervor. Durch allmählige Anspühlung von Schlam und Sand bildete sich das feste Land.

Voigt. Das Wasser hatte an der Bildung unserer Erde allerdings vielen Antheil; aber auch Ausbrüche entzündeter Mineralstoffe und Erderschütterungen erwarben sich dabei große Verdienste.

Klügel. Wasser und Sonnenwärme!

Newton. } Wir bleiben dabei: Die Erde bil-
Kant. } dete sich, indem die gröbern Theile aus der Flüssigkeit niedersanken.

Franklin. Nein! Die Erde entstand blos durch den Niederschlag elastischer Luftflüssigkeiten, ungefähr so wie herabfallende Dünste, sich verdichtend, zu Wasser werden.

Carteſius. Sonderbare Meinungen! Ich bleibe bei meiner alten Behauptung, und sage: Die Erde war zuerst ein harter Klumpen; die Allmacht zerschlug ihn, und schuf aus seinen Trümmern die Elemente.

De Luc. Wasser, in welchem sich die rohen Elemente aller Wesen befanden, war die Bildnerinn der Erde. Durch Gährungen, welche das Feuer

und der Lichtstoff hervorbrachten, wurden Wasser und Land von einander getrennt. —

Welcher von diesen Behauptungen wollen Sie, Emilie, nun durch Ihrem Beitritt das Uebergewicht geben? Ich werde sogleich auf Ihre Seite treten, und auf diese Art nicht nur die Galanterie — sondern auch die Klugheit beobachtet haben, indem ich mich dadurch aus der Sache ziehe. Wie so Mancher hob sich blos dadurch, daß er keine Meinung hatte, oder wenigstens keine zu haben schien! Die Meinungen haben auf der Erde überhaupt mehr Böses als Gutes hervorgebracht.

Muß ich aber durchaus etwas behaupten, so sage ich: Sey die Erde entstanden wie immer, — genug, sie ist da, und das bleibt für uns doch die Hauptsache! Wir wenden uns daher sogleich an ihre unruhigen Bewohner, unter denen wir immer zehn Nachtwandler finden gegen Einen, der entweder ruhig schläft oder verständig wacht.

Dritter Brief.

Alter der Erde; zweifache Erklärung desselben. Herabkunft der Urwelt. Mystizismus der ersten Menschheit. Zwei Ansichten ihres frühesten Zustandes.

Ueber das Alter der Erde haben wir zwei Berechnungsarten, die biblische und eine physikalische. Nach der erstern mag sie ungefähr 8000 Jahre auf dem Rüken haben; denn Moses läßt uns hier im Dunkeln, indem das erste Buch der heiligen Schrift mit den Worten beginnt: »Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde,« — ohne die Zeit dieses Anfangs näher zu bestimmen. Nach Johann v. Müllers Entzifferung wäre die Erde, von ihrer biblisch bekannten Entstehung an, bis auf unsre Zeit, 7537 Jahre alt. Die Naturforscher geben ihr aber ein noch viel höheres Alter, und gründen ihre Behauptung auf die Spuren außerordentlicher physischer Revoluzionen, die uns in den vielen Steinlagen der Gebirge und in den Verwandlungen vulkanischer Auswürfe zu fruchtbarem Erdreich, eben so unverkennbar erscheinen als in den thierischen Riesenknochen des aus der gegenwärtigen Welt verschwundenen Mamuts *), in den — auf den höch-

*) Die ungeheuern Knochen des Mamuts gleichen jenen des Elephanten. Die meisten derselben wurden in

sten Gebirgen gefundenen Muscheln und versteinerten Seethieren, in den am Nordpol ausgegrabenen Seethieren und andern seltsamen Phönomenen ähnlicher Art.

Der gesammte Mystizismus der, von den Heiligthümern der Urwelt uns zurückgebliebenen Hieroglyphen aller Art, führt auf das zuverlässige Resultat, daß die Menschheit mehrerer, vor Jahrtausenden verschwundener Reiche auf einer sehr hohen, und wahrscheinlich höhern Stufe, als die unsrige, blühend gestanden habe.

Nun, Emilie, wird sich Ihnen gewiß die Frage aufdrängen: »In welchem Zustande befanden »sich die ersten Menschen?« — Wir haben über den frühesten Zustand derselben zwei höchst verschiedene Ansichten; die eine gibt ihnen einen göttlichen, die andere einen thierischen Ursprung. — Da Sie, edle Freundinn, wenn Sie in Ihr eigenes Gemüth bliken, sich ohne Zweifel für den erstern erklären müssen, und jede echt weibliche Natur, im Zartgefühl für das Heilige, Ihnen beistimmen wird, so wollen wir auch

---

Nordamerika ausgegraben; einige auch in Sibirien und andern europäischen Ländern. Ein nach London gebrachtes Knochengerippe dieses Thieres wog 1000 Pfund. Die größte Höhe desselben hatte 11 — die größte Länge 30 Fuß.

zuerſt den himmliſchen Urzuſtand der Menſchen betrachten, und nachher mit den Philoſophen in die Wälder des Thiermenſchen hinabſteigen, um ihn von da wieder zur allmahligen Vermenſchlichung zu begleiten.

Die heiligen Sagen aller Völker, der ſüdlichen ſo wie der nördlichen, ertheilen den Menſchen mit der unmittelbar göttlichen Abkunft zugleich ein früheres Götterleben auf heiligen Bergen, in Paradieſen und Elyſien, ein himmliſch-reiches Leben im Zuſtande der Unſchuld, im goldnen Weltalter und in Gemeinſchaft mit höheren Weſen.

Es iſt der Dichtkunſt, als der wahren Mutterſprache des Menſchen, erlaubt, dieſen würdevollen Glauben, dieſe erhabenen Phantaſien, für ihr Saitenſpiel in Anſpruch zu nehmen. — Denken Sie ſich denn begeiſterte Sänger der erſten Völker der Erde, deren Hymnen in hoher Andacht einherbrauſen, deren Töne zu wunderbarem Einklange verſchmelzen!

Vierter Brief.

Erstes östliches Reich. Staatsmoral der Chinesen. Sprache. Charaktergemälde.

Von Morgen aus Asien her schallen uns die ersten erhabenen Akorde. Hier glänzt uns, in den Strahlen der aufgehenden Sonne, China entgegen, welches, wahrscheinlich schon 2000 Jahre vor Christo ein Verein gebildeter Reiche und Staaten, sich des höchsten Alterthums auf Erden rühmt, und sich die Mittelblume der Welt nennt.

Die Staatsverfassung der Chinesen gründet sich auf eine Moral, deren ganzes Wesen auf der strengsten Beobachtung von Formen beruht; daher auch das Steife und Herkömmliche in ihrem Charakter und das Düstere in ihren heiligen Sagen von der Weltschöpfung, deren geheimnißvolles Dunkel noch vermehrt wird durch die hieroglyphischen Bilder, Linien, Zahlen und Kombinazionen, in welchen die ältesten Mythen dargestellt sind. Es gelang auch nur den größten Gelehrten dieses, in Künstelei und kleinliche Betriebsamkeit versunkenen und eingewurzelten Volkes, durch vielfache Kommentare Einiges von dem Sinn ihrer heiligen Bücher mühsam zu enträthseln.

Die Sprache der Chinesen liefert einen Beweis von der besondern Feinheit ihres Gehörs. »Nur ein solches Ohr, sagt Herder, konnte darauf kom-

nen, aus Dreihundert Dreißig Silben eine Sprache zu formen, die sich bei jedem Wort durch fünf und mehrere Akzente unterscheiden muß, um nicht, statt Herr, eine Bestie zu nennen und jeden Augenblik die lächerlichsten Verwirrungen zu sagen: daher ein europäisches Ohr und europäische Sprachorgane sich äußerst schwer oder niemahls an diese hervorgezwungene Silbenmusik gewöhnen.« —

Was den Charakter dieses Volkes betrifft, so wie es ohne Zweifel von jeher war und auch jezt noch unverändert erscheint: so ist zu den schon angegebenen Zügen noch beizusetzen, daß sie zwar durch ihre Staatsmoral zu einem hohen Grade äußerer Gelassenheit dressirt, dabei aber in ihrem Innern sehr rachgierig sind, eben deshalb, weil jene zu sehr auf Schein und Formen sieht; sie wissen sich aber doch in so fern zu beherrschen, um stets die beste Gelegenheit abzuwarten. Den Betrug, welchem sie sehr ergeben sind, findet man bei ihnen zu einer wirklich feinen Kunst gesteigert.

Zwei Miniatur-Charaktergemälde, eines von Kant, das andere von Herder — zwei tüchtige Gewährsmänner! — werden hinreichen, um Ihnen, Emilie, das sprechendste Bild dieser östlichsten Orientalen vor die Seele zu stellen. »Der Chinese, sagt der erste, spielt ungemein gerne, ist feige. sehr arbeitsam, sehr unterthänig, und

den Komplimenten bis zum Uebermaße ergeben; ein hartnäkiger Verehrer der alten Gebräuche, und in Ansehung des künftigen Lebens so gleichgiltig, als möglich. Das chinesische Frauenzimmer hat durch die in der Kindheit geschehene Einpressung nicht größere Füße als ein Kind von drei Jahren. Es schlägt die Augenwimper nieder, zeigt niemals die Hände, und ist übrigens weiß und schön genug.« —

Noch tiefere Züge aus dem innersten Wesen des chinesischen Charakters liefert uns Herder's Gelehrsamkeit. »Wie die Sinesen das Goldpapier und den Firniß, die sauber gemahlten Züge ihrer Trausen Charaktere und das Geklingel schöner Sentenzen unmäßig lieben: so ist auch die Bildung ihres Geistes diesem Goldpapier und diesem Firniß, den Charakteren und dem Schellenklange ihrer Silben durchaus ähnlich. Die Gabe der freyen, großen Erfindung in den Wissenschaften scheint ihnen die Natur versagt zu haben; dagegen sie ihren kleinen Augen jenen gewandten Geist, jene listige Betriebsamkeit und Feinheit, jenes Kunsttalent der Nachahmung in allem, was ihre Habsucht nützlich findet, mit reicher Hand zutheilte. In ewigem Gange, in ewiger Beschäftigung gehen und kommen sie des Gewinnstes und des Dienstes wegen.« —

Fünfter Brief.

Heilige Sage der Chineſen.

Denken Sie ſich denn, Emilie, einen Quang-Fu oder Mandarin *), welcher Ihnen nun die chineſiſche Schöpfungsgeſchichte mit Pathos vordeklamirt. Der Mann ſieht ſehr vornehm und feyerlich aus: ein Staatskleid von gelber Farbe, welches auf Bruſt und Rücken von viereckiger reicher Stikerei leuchtet und ſtrahlt; auf dem Haupt eine Müze, mit dem vielfarbigen Spiel von Pfauenfedern und purpurrothen Knöpfen geſchmükt. Ueberdieß iſt der Mann auch, nach chineſiſchen Begriffen, ſehr ſchön, denn er iſt ziemlich lang und fett, hat ein breites Geſicht mit einzelnen Bartbüſchlein, eine platte Stirne, kleine ſchwarze Augen, eine kurze Stumpfnaſe, große Ohren, einen diken Bauch und ſehr lange Nägel, beſonders an der linken Hand, als Kennzeichen eines Gelehrten. Er empfängt Sie mit einem Schwall von vorgeſchriebenen Höflichkeitsbezeugungen, womit die Chineſen ſo freigebig ſind, und beginnt ſeinen poetiſchen Vortrag von dem Weſen der Gottheit, von der Schöpfung der Erde, von der

*) So wird in China jeder Mann genannt, der ein öffentliches Amt bekleidet, es ſey nun eine militär- zivil- oder geiſtliche Würde.

Entſtehung und Natur des Menſchen. Sie werden in der dunkeln Myſtik der erhabenen Lehre manchen großen Zug ergreifender Wahrheit finden.

I.

Gott.

Mit des Morgens goldnen Strahlen,
In des Frühlings Blürhenfülle,
That ſich kund des Himmels Herrſcher
Tai - Ki;
Durch ihn und aus ihm zu gleich
Ward der Dinge Anbeginn.

Unergründlich iſt ſein Weſen,
Bild ohne Geſtalt,
Geſtalt ohne Stoff;
Keinem der erſchaffenen Dinge
Gleichet er,
Und iſt eins mit allen doch,
Himmel mit dem Himmel,
Erde in der Erde,
Element im Element.
Ausgegangen von ſich ſelbſt,
Ohne Anfang, ohne Ende,
Iſt er Vorbild aller Dinge
Und das Erſte jeder Art
Und das Höchſte Reinſte, Schönſte
Alles Seyns.

Dauer und Bewegung quoll
Aller Welt aus ſeiner Kraft

Seine Söhne Li und Ki
Schuf er, wie sich selbst;
Dieser, Grundstoff aller Dinge,
Jener, aller Körper, alles Geistes
Ewig wechselreiche Form.

Und von Allem, was da ist,
Schwingt das Reinste, Leichteste
Sich empor;
Doch des Gröbern schwerer Stoff
Sinkt zur Erde Mittelpunkt
Tief hinab.

II.

Welt.

Hinan zu unermeßlicher Höh',
Tief in des Himmels Unendlichkeit
Ragt des Urseyns
Heiliger Lebensberg;
Und um ihn reihen sich

Glänzend und brausend
Der sieben Goldgebirge Gipfel
Der sieben Meere Wogen,
Und an seinem Rande wachen
Riesen, Drachen *),
Grauenvolle Ungeheuer
In dem Kampf von Fluth und Feuer.

---

*) Der Drache ist bei den Chinesen das Sinnbild der höchsten Macht und Weisheit.

Doch über des Schrecklichen Schauer,
Still auf den reinen Höhen, walten
Der Göttlichen hohe Wundergestalten
Des Himmels selige Beschauer,
Der Lahen Aethergeschlecht.
Aber sie sollten nicht da wohnen
Ewigfroh im Götterrecht.
Ach! sie sanken durch Aeonen
Immer tiefer zu der Erde
Schwülen Zonen,
Bis eines gröbern Körpers Hülle
Aufnahm des Geistes Fülle.
Geschaffen auf des Himmels letzter Stufe war
Das erste Menschenpaar.

III.

Der Mensch.

Zu zweifachem Seyn erlesen
Ist das wunderbare Wesen,
Mensch genannt;
Scheu auf niedrer Erde lebend,
Frei zum hohen Aether strebend,
Gott verwandt.

Sinnewerk kann nicht bestehen,
Muß, sich lösend, untergehen
Durch den Tod;
Doch empor vom Erdenschoße
Schwebt der Geist zu seligem Lose
Auf zu Gott!

Sinn und Seele zu verbinden,
In des Lebens Irrgewinden
Lebensharmonie zu gründen,
Ward das Herz von Gott erwählt:
Und so kann den heiligen Willen
Auch nur unser Herz enthüllen,
Sich mit deiner Lieb' erfüllen,
Großes Herz der Welt!

Sechster Brief.

Heilige Bücher der Chinesen. Sittensprüche und Lebensregeln.

So kennen Sie nun, Emilie, die Weltanschauung der Chinesen. Groß ist der Reichthum, welchen dieses Volk im Fache der Sittenlehre besitzt, und es lohnt der Mühe, ihn kennen zu lernen.

Das Buch der gerechten Mitte *)

---

*) Den Titel dieses Werkes erklärt die folgende Stelle aus demselben: »Furcht und Zorn, Traurigkeit und Freude, ehe sie aufschießen, gewähren einen Zustand der Ruhe, den man die Mitte nennt, aufgeschossen im rechten Maaß, gemäß der Regel, heißen sie Eintracht. Mitte ist das große Fundament der Welt; Eintracht ist die Regel des Weltalls. Aus beiden entspringt der Bestand der Welt.« — Es zeigt sich hieraus deutlich, daß un-

enthält einen Schatz von treffenden und eingreifenden Sittensprüchen; ein anderes Werk: Exempel der Tage, genannt, liefert Erzählungen voll lehrreicher politischer und moralischer Maximen.

Die Chinesen besitzen auch viele sogenannte heilige Bücher, welche theils die älteste Reichsgeschichte, theils die Grundgesetze der Staatsverfassung, theils Sittenlehre und Lebensregeln enthalten. Die vorzüglichsten derselben wurden von dem berühmten Con-fu-tse, der zugleich Staatsminister und Philosoph war, aus den schon früher vorhandenen heiligen Büchern gesammelt, geordnet, und berichtiget; einige dieser Werke bearbeiteten nachher auch seine Schüler, deren er mehrere Tausende hatte, die, zur Erwerbung der Vollkommenheit des innern, sowohl geistigen als moralischen Menschen, vier Stufen der Bildung durchwandern mußten. Sie begannen daher mit Tugendübungen, schritten dann zum Studium der Beredsamkeit, beschäftigten sich hierauf mit der Staatslehre, und endigten mit dem schönen Vortrage der Moral.

---

zer der gerechten Mitte das rechte Maaß in allen Dingen oder die goldene Mittelstraße verstanden wird.

Unter die heiligen Bücher gehören bei den Chineſen vorzüglich das Schuh-King, über die gegenſeitigen Pflichten der Regenten und Unterthanen; das Li-Ki, eine Sammlung von Geſetzen, heiligen und weltlichen Gebräuchen; das Schi-King, eine Sammlung von Lobgeſängen auf die Gottheit und auf große Männer der grauen Vorzeit, von moraliſchen Gedichten, u. m. a.

Ich gebe Ihnen in der Beilage nur einige Proben aus dem Buch der gerechten Mitte, und aus den Exempeln der Tage. Sie werden hinreichen, Ihnen einen klaren Begriff chineſiſcher Weisheit zu verſchaffen.

Beilage.

I.

Sittenſprüche. *)

Erforſche den Menſchen im Menſchen! Jede Kenntniß, die nicht aus ihm kommt, gehört nicht für ihn. Vom Walde ſelbſt nahm der Forſtmann den Stiel zur Axt, die den Wald fällen ſollte; vom Menſchen lernt der Weiſe, wie er Menſchen leite und beſſere. —

---

*) Ueberſezt von Herder.

*

Nicht lieblicher tönt die Harmonie der Laute, als der Gattin Sinn, die Eintracht liebt. —

*

Die nach Vollkommenheit streben, beginnen einen langen Weg, aber vom nächsten fangen sie an. Zum Höchsten streben sie hinauf, aber vom Nächsten fangen sie an. Erkennt der Pöbel das Nächste?

*

Der Vollkommene lebt seinem Stande gemäß, und wünscht keinen andern. Reich und geehrt, arm und verachtet, ein Verbannter, ein Bedrückter, wird er seinem Stande gemäß sich würdig betragen, überall zufrieden mit seinem Schicksale. Reich und geehrt behandelt er die Untern nie unfreundlich; arm und niedrig schmeichelt er den Obern nie. Vervollkommend sich selbst, sucht er nie die Schuld seiner Unfälle in Andern, und ist daher nie unwillig, nie unzufrieden. Aufwärts klagt er nie über den Himmel; drunten beschuldigt er die Menschen nicht. Im Ebenen weilt er, erwartend des Himmels Anordnungen, indessen der Unverständige Willkühr verlangt und gefährliche Wege wählt. —

II.

Erzählungen.

Die Klagende.

Mit zwey oder drey seiner Schüler reisete Kung-Tsee (Confucius) durch das Gebirge Tay-Tschan. Sie hörten eine klagende Stimme in den Gebirgen; sogleich ward Tsee-Kung gesandt, sich um die Ursache des Jammers zu erkundigen. Er kam zurück mit der Antwort: »Es ist die Stimme einer Unglücklichen.« Ich bin, »sprach sie, ein Weib, die der Schmerz verzehrt. Drei geliebte Personen habe ich in dieser Wüste verloren, meinen Schwiegervater, meinen Gatten und meinen Sohn; alle drey zerfleischte hier ein Tieger.« — »Und du wagst dich hierher? sprach ich zu ihr. Fürchtest du nicht auch, daß dich der Tieger verzehre? Warum an einem so gefährlichen Orte wohnen, in den Gebirgen? Wähle dir einen andern.« —

»Das geschieht nie,« antwortete sie. Im Flecken, wo ich wohne, herrscht Freundschaft und Erbarmen; man stehet einander bey, man hilft sich und genießt Friede. In der Ebene, habe ich gehört, sind die Menschen feindselig auf einander und böse; in den Gebirgen hier lebt man einträchtig und glücklich. Ach, lieber in die Klauen des

Tigers fallen, als in die Hände und Zähne böser Menschen. Ich kam hieher, den Tod der Meinigen zu beweinen, meinem Schmerz Luft zu schaffen, und meinen Thränen. Laß mich fortweinen! Es ist Schmerz, was aus mir klagt; kein Murren, keine Beschwerde gegen den Himmel.« — Sie wandte sich von mir, und dort seufzet sie noch.

Gerührt saß Kung-Tsee in seinem Wagen, unbeweglich. »Die Unglückliche,« sprach er endlich, sollte allen Unglücklichen ein Muster seyn, zu klagen, ohne sich zu beklagen, durch Thränen sich Linderung zu verschaffen, nicht murrend sich zu empören. Sie hat sich den Gesetzen des Himmels unterworfen, und sagte uns über Tiger und Menschen eine traurige Wahrheit. Aber sie spricht auch von guten Menschen in diesen Gebirgen; wohlan, Freunde, wir wollen sie besuchen, und ihrer freuen und uns über die Menschen in der Ebene trösten.« — So fuhr er weiter.

Die Stiefmutter.

Unter der Regierung des Sven-Vang fanden die Wächter des Schlosses einen eben erschlagenen Mann auf dem Felde, und einige Schritte davon zwey Brüder, die man als wahrscheinliche Urhe-

der des Mordes gefänglich einzog. Da der Todte nur eine Wunde hatte, die also auch nur einen Thäter vermuthen ließ, entstand die Frage, welcher von Beiden der Thäter sey? Keiner der Brüder wollte die Schuld auf den andern kommen lassen; jeder sagte: »er sey der Mörder.« — Die Sache kam vor den König.

»Beiden das Leben zu schenken,« sprach er, »hieße Mördern Gnade wiederfahren lassen, Beide tödten zu lassen, da nur Einer den Mord verübt haben kann, wäre wider die Gesetze und grausam. Am besten muß sie die Mutter kennen; Einer muß sterben, ihr Urtheil entscheide.« —

In Thränen brach die Mutter aus, da ihr der Befehl des Königs überbracht ward. »Indessen, wenn ich wählen soll und muß,« sprach sie, »so sterbe — der Jüngste. Der Aeltere lebe.« —

Der Richter wunderte sich, daß wider die Gewohnheit der Mütter, die den Jüngsten gewöhnlich am meisten lieben, diese Mutter den Aeltesten wähle; darauf sprach sie also: »Der, dem ich das Leben rettete, ist nicht mein leiblicher Sohn; er war meinem verstorbenen Manne in der ersten Ehe geboren. Ihn, wie meinen Sohn zu achten, versprach ich dem Vater, und habe bisher mein Wort gehalten. Verletzen würde ich es, wenn ich

jetzt zum Schaden des Aeltesten aus Mutterzärtlichkeit mein Kind, den Jüngsten, wählte. Ich fühle, was mir die Wahl kostet.« — Weinen und Seufzen erstikten die Worte.

Als dem Könige die Wahl der Mutter berichtet ward, schenkte er beiden Söhnen das Leben.

Des Feldherrn Tafel.

Als Tsu und Tsin gegen einander kriegten, gerieth das Heer des Reichs Tsu in einen Mangel an Lebensmitteln. Tse-sa, ihr Feldherr, schickte deßhalb einen Bothen an den König, dem er zugleich einen Gruß an seine Mutter auftrug. »Wie gehts dem Heere,« fragte diese, sobald der Bothe eintrat? — »Schlecht, (antwortete er) da ihm Lebensmitteln mangeln; die Erbsen werden dem Soldaten zugezählt.« —

»Und euer Feldherr,« fuhr sie fort, »wie lebt dieser?« — »Auch schmal; er hat Abends und Morgens nichts als Kräuter, ein wenig verdorbenes Fleisch und ziemlich schwarzen Reiß.« — Sie ließ den Bothen ziehen, und als einige Zeit darauf ihr Sohn Tse-sa als Sieger zurückkam, verschloß sie ihm die Thür ihres Hauses.

Tse-sa, bestürzt über diesen Empfang, bath

vertraute Freunde, ſeine Mutter um die Urſache deſſelben zu befragen. »Sohn,« redete ſie ihn an, wiſſet ihr nicht, was König Yue that, als er wieder Ou Krieg führte? Als er auf ſeinem Zuge ein Geſchenk von Wein empfing, theilte er es mit ſeinen Soldaten; ſo in einem andern Feldzuge den Sack trockenen Reißes und Fleiſches, den man ihm reichte. Weder von Wein noch Reiß behielt er für ſich das Geringſte. Und Ihr, mein Sohn, konntet Morgens und Abends Tafel halten, indeß euern Soldaten täglich einige Erbſen zugetheilt wurden; Tſe-ſa mag immerhin geſiegt haben; in meinen Augen iſt er kein vollkommener Feldherr.« —

Tſe-ſa ſchämte ſich, und bekannte ſein Unrecht. Die Thür der Mutter ward ihm eröffnet.

Siebenter Brief.

Zuſtand des weiblichen Geſchlechts. Proben ſineſiſcher Weisheit.

Ich habe Ihnen, Emilie, dieſe drey Erzählungen aus der Sammlung vorzüglich ausgewählt, weil ſie Ihnen die richtigſte Anſicht weiblichen Weſens und Wirkens in jenem öſtlichen Lande gewähren, indem ſie Beyſpiele von Duldung, zartſinniger ehelicher Liebe und mütterlicher Würde aufſtellen. Ich füge noch einige Züge bei; mit welchen Zimmermann, aus den Nachrichten neuerer Reiſenden, das Frauenzimmer in China ſchildert. »Das weibliche Geſchlecht, ſagt er, wenn gleich von minder unangenehmer Bildung als das männliche), zeigt nichts von den ſchönen Idealen, wodurch einige andere Völker Aſiens, z. B. die Hindus, berühmt ſind. Zwar iſt ihr Teint oftmals, ſelbſt ohne alle Schminke, ſo friſch', daß er ſich mit dem der ſchönſten Mädchen von Europa vergleichen läßt; allein das gar zu kleine, wenn gleich ſchwarze blitzende Auge, hat weder das Sanfte, noch die Macht des großen blauen oder ſchwarzen Auges unſerer Schönen. Die Bildung des ganzen Geſichts entſpricht zugleich ſtets mehr oder minder der der Männer. — Iſt nun auch ihr Körperbau im Ganzen genom-

men sein, so machen doch einige Provinzen hiervon eine Ausnahme. Die von Kiangsi fanden die Engländer robust und zu den härtesten Arbeiten geschickt. Sie sind es, denen dort besonders der Akerbau obliegt; ja man spannt sie sogar vor den Pflug; daher kauft sich der Landmann wo möglich ein Mädchen aus dieser Provinz zur Gattin. —

"Wesentlich gehört aber in China der möglich kleinste Fuß zur Schönheit des Mädchens. Sein Maß bestimmt sogar den Kaufpreis der Braut, denn auch bey dieser Nazion ist die Gattin nur käufliche Waare. — Gleich nach der Geburt biegt die Hebamme dem weinenden Säugling die Zehen gewaltsam unter die Fußsohle, quetscht zugleich die Haken tiefer in den Fuß hinein, und bildet, mit starken Bändern, den zarten Bau auf immer zu einem kurzen Stumpfe, zu einer rundlichen Mißgestalt. Dieser harte Zwang, der mit den Jahren fortgehet, benimmt den Zehen und ihren Muskeln alle Kraft, und lähmet die Unglückliche Zeit ihres ganzen Lebens.

Man sieht Mädchenfüße, die nur 5, ja selbst nur 4 Zoll lang sind; ein schöner, auf vielfache Weise geputzter Schuh muß dieß noch sichtbarer machen, und den, durch diese Tortur stets angeschwollenen Aenkel dekt ein vielfarbiger Stoff mit bunten Fransen. Dieser Unsinn beraubt das weib-

liche Geschlecht der vorzüglichsten Gabe der Natur, der freien Bewegung. Das Mädchen watschelt nur mühsam durch die Zimmer ihres Serails; die offene Natur, jeder Spaziergang im Freyen, ist ihm auf ewig verbothen.« —

Welch ein trauriges Loos, liebe Emilie! Danken Sie dem Himmel, daß bei uns Europäern höchstens nur die Dichter an ihren Sylbenfüßen so grausame Verstümmelungen vornehmen! Wie groß wäre das Unglück für so manche Weltdame, wenn ihre Füße sie auf der Promenade nicht zur Schau tragen könnten, ja wenn sie sich nicht einmahl zu Tode tanzen dürfte! So manches traurige Siechthum der Tanzwuth mögen sich die chinesischen Damen wohl ersparen, und es möchte für das Wohl und die Gesundheit so mancher unsrer Schönen sehr heilsam gewesen seyn, wenn man ihre Füße schon in früher Jugend etwas verstümmelt hätte. —

Zum Schluße gibt Ihnen diese Beilage noch einige der schönsten Stellen aus den schon früher besprochenen heiligen Büchern, dem Schu-King und dem Schi-King.

III.

Stellen aus dem Schu-King.*)

Der Beherrscher und höchste Oberherr prägte dem Menschen die Liebe des Guten, den Trieb, nicht vom Rechten abzuweichen, ein. Als er den Menschen schuf, begabte er ihn zugleich mit dem Sinne für Gerechtigkeit.« —

»Religion und Weisheit umfassen und erschöpfen die ganze Idee von der Tugend des (Kaisers) Yao; ihre Strahlen machen seine Weisheit; ihre dringende Kraft erhebt seine Gedanken; ihr Adel drückt ihm eine große Miene auf; sie offenbaret sich äußerlich durch Ehrfurcht und Nachgibigkeit.« —

IV.

Stellen aus dem Schi-King.**)

»Der Herr schauet in das Herz des Wen-Wang, und findet darin eine geheime unauslöschliche Tugend, deren Geruch sich allenthalben ausbreitet. Es ist ein bewunderungswürdiger Schau-

---

*) Nach Zimmermanns Uebersetzung.

**) Unter den Gedichten dieses heiligen Buches befinden sich auch mehrere Lobgesänge auf den Kaiser Wen-Wang, woraus die obigen Stellen genommen sind.

platz seiner unschätzbarsten Gaben. Eine Vernunft, die alles einrichtet. Eine Weisheit, die alles durchschauet. Eine Wissenschaft, die alles lehrt. Ein kluger Rath, wohl zu regieren. Gottesfurcht und Leutseligkeit, sich liebenswürdig zu machen; Kraft und Majestät, Furcht zu erwecken; Gnade und Reiz, um alle Herzen an sich zu ziehen; Tugenden, die sich stets gleich bleiben, und jedes Wechsels unfähig sind. Das ist die Ausstattung, die Wen-Wang vom Allerhöchsten empfangen hat. Das ist das Glück, das er auf seine Nachkommen verbreitet hat. — Wie die jungen Sprößlinge des Bambus am Ufer des Ki ununterbrochen fort ihre Häupter mit frischen Blättern krönen, ihre zarten Zweige weit ausbreiten, und durch ihr angenehmes Grün die Augen der Vorübergehenden erfreuen, eben so zeigt sich uns der erhabene Prinz Wen-Wang. Seine Seele ist rein wie polirtes Elfenbein, und wie ein geschliffener Diamant. Vollkommenheit ist sein Werk. O welche Erhabenheit herrscht in seinen Gedanken! Welcher Adel in seinen Gesinnungen! Welche Anmuth in seinem Betragen! Welche Würde und Schönheit in seiner ganzen Person! Sein Ruhm ist wie seine Tugend unsterblich!« —

Achter Brief.

Hindoſtan. Schönheit der Geſtalt und des Charakters der Hindus.

Ich führe Sie nun, holde Freundinn, von dem düſtern Ernſt der geregelten, berechnenden, formenvollen Chineſen zu dem liebenswürdigſten Naturvolke des Orients, den Hindus, die, den Schooß der freundlichſten Natur bewohnend, eine — ihren paradieſiſchen Umgebungen ähnliche Gemüthsart hägen. Auch ſie halten, gleich den Chineſen, ihr Reich für das erſte der Erde, und ihre ſchriftlichen Denkmähler verkünden uns gleichfalls den Geiſt des höchſten Alterthums.

Ihre Leibesgeſtalt ſtellt ſie in die vorderſte Reihe der ſchönſten Völker unſers Erdballs, ihre Gemüthsart unter die beſten. Beides blieb ſich unverändert gleich im Laufe der Zeit.

Da die ſchöne menſchliche Form ein ſo erfreulicher Anblick iſt, daß wir immer gerne dabei verweilen, ſo werden Sie mir wohl erlauben, hier ein Gemälde in Lebensgröße aufzuſtellen.

Denken Sie ſich denn einen ſchöngebauten, mehr ſchlanken und geſchmeidigen als ſtarken Körper von bräunlichgelber, doch keineswegs entſtellender Hautfarbe, der ſich, bey der angenehm-

ſten Symetrie der Glieder, nicht auffallend über die Mittelgröße erhebt; dazu ein liebliches Oval des Geſichts, deſſen offene und gefällige Züge das Herz anſprechen; ein dunkles ſchmachtendes Auge mit ſchöngewölbten Brauuen, eine feine Adlernaſe, und langes Haupthaar von glänzend ſchwarzer Farbe. Durch die Anmuth des Ganges und der Haltung des Körpers gewinnt die ganze Geſtalt einen neuen Reiz.

Die vorzüglichſte Männerſchönheit findet man in der Kaſte der Braminen und in jener der Fürſten und Krieger, insbeſondere bei den Nairen, der Kriegerkaſte auf der Küſte von Malabar. Von den leztern erzählt der Reiſebeſchreiber Pyrard: ihre Hände ſeyen ſo zart gebildet, daß man ſie nur mit den ſchönſten europäiſchen Damenhänden vergleichen könne, weßhalb auch die Griffe ihrer Schwerter für unſere Marsſöhne zu klein wären. Mißgeſtalt ſieht man nur unter den verworfenen Parias, welche klein, häßlich und beynahe ſchwarz ſind.

Das weibliche Geſchlecht Hindoſtans hat die Natur mit nicht mindern Vorzügen und nach den reizendſten Formen zarter Schönheitslinien gebildet.

Das ruhige Blut und die Temperamentsmilde der von inniger Naturliebe beſeelten Hindus iſt

gröſstentheils eine Folge ihres milden Himmelsſtriches und der einfachen, unſchuldigen Nahrung, die hauptſächlich in Reiſs, geſunden Kräutern, Baumfrüchten, Milch und Waſſer beſteht. Auf unſerer, von Leidenſchaften zerrütteten Erde iſt Hindoſtan die Heimath der männlichen Sanftmuth und der holdeſten weiblichen Tugend. So gutmüthig der Mann iſt, eben ſo mild erſcheint das Weib in ihrer dreyfachen ſittlichen Grazie: als redliche Gattinn, emſige Hausfrau und ſorgliche Mutter; daher in beiden eine Fülle von wechſelſeitiger Liebe, die Kindererziehung ſanft und eifrig, das ganze häusliche Leben ein rührendes Bild des reinſten Glücks! — Ach, Emilie! warum können die guten Hinduś uns Europäern, denen ſie ſo viele aromatiſche Genüſſe zollen, gerade ihr Beſtes nicht mittheilen — das, was allein die köſtlichſte Würze des Lebens iſt! —

Iſt der Menſch einmahl zum ſichern Beſitz einer feſten Haupttugend gelangt, ſo werden ſich an dieſe bald viele andere Tugenden befreundet anſchlieſsen. So finden wir an dem gutherzigen Hindus noch die ſchönen Gaben der Keuſchheit, der Mäſsigung *) und Gefälligkeit in hohem Gra-

*) Harems, jene weiblichen Enzyklopedien und Warenlager, findet man in Hindoſtan nur bey den Vornehmen.

de. Bei vieler Duldsamkeit ist er ernst, und wohlüberlegend, eh' er handelt.

Eine andere Eigenschaft des friedlichen Blumenlebens der Hindus ist ihr Hang zur Ruhe und zu den stillen Beschäftigungen einer sitzenden Lebensart. Ihr Abscheu vor Krieg und Blutvergießen (selbst vor dem Tödten der Thiere) ist so groß, daß er in Feigheit ausartet. Es gibt aber doch einzelne Stämme von Bergbewohnern, die an Tapferkeit und Blutlust mit den Europäern wetteifern.

Neunter Brief.

Kastensystem der Hindus. Brahminen, Fürsten und Krieger. Elend der ausgestoßenen Pariat.

Das Stilleben der Hindus, dieses sanftmüthigsten aller Völker, zeigt sich auch in der treuen Anhänglichkeit an alte Sitten und Gewohnheiten, die sich bei ihnen durch Jahrtausende bis jetzt erhalten haben. Hierher gehört vorzüglich das sogenannte Kastensystem, nach welchem alle Hindus in vier Kasten oder Klassen eingetheilt werden, die in so strenger Absonderung von einander leben, daß kein Uebertritt, ja sogar keine Heirath von einer Kaste in die andere Statt fin-

ket, ſondern jeder in der Kaſte ſterben muß, in welcher er geboren ward.

Die erſte dieſer Kaſten beſteht aus den Brahminen, oder Prieſtern und Lehrern; die zweite aus den Tſchetteries oder Rajahs, Fürſten und Kriegern. Die dritte enthält die Banianen, Kaufleute, und die Gowaſſier, welche Landbau und Viehzucht treiben; die vierte endlich die Soudra oder Schuters, die Handwerker und Diener der drey erſten Kaſten. Außer dieſen vier Kaſten erblicken wir noch die armen Parias oder Pulias, unglückliche Auswürflinge der bürgerlichen Geſellſchaft, deren äußerſt trauriges Loos mit dem ſanftmüthigen Charakter der Hindus in dem auffallendſten Widerſpruche ſteht.

Alle Brahminen ſind — wie das Kaſtenſyſtem es mit ſich bringt — geborne Brahminen, unterſcheiden ſich aber durch vier aufſteigende Grade. Den erſten Grad erhält ſchon der ſiebenjährige Knabe, den letzten erſt der zwei und ſiebenzigjährige Greis. Der zweite Grad beginnt mit dem zwölften, — der dritte mit dem vierzigſten Jahre. Mit jedem Grad der Weihe ſteigt die Heiligkeit ihres Anſehens zugleich mit der Strenge der ihnen vorgeſchriebenen Lebensweiſe. Dem Brahminen der zweiten Klaſſe iſt die Ehe geſtattet, wenn er auf die höheren Grade Verzicht

leiſtet; will er aber, ungeachtet einer Heirath, dennoch in die dritte Klaſſe — in die der Einſiedler, — emporſteigen, ſo hat er einen ſchwierigen Standpunkt, denn er darf ſeine Gattinn wohl an ſeiner Einſamkeit, nicht aber an ſich ſelbſt Theil nehmen laſſen, und lebt nur dem Namen nach in einer ehlichen Verbindung, da ſein einziges Ziel von nun an nur in Reinigkeit der Seele, Gemüthsruhe und Anſchauung der ewigen Wahrheit beſtehen darf. Der vierte Grad gebiethet ihm gänzliche Trennung von Frau, Kindern und Vermögen, da er, allem Irdiſchen entſagend, nur in Betrachtung der Unendlichkeit des höchſten Weſens leben darf. Das äußerliche Unterſcheidungszeichen dieſer vierten Klaſſe iſt das über den Schultern herabhängende Tiegerfell und der lange Bart.

Die Brahminen der zwey erſten Grade erkennt man am geſchornen Haupte und an der, über die linke Schulter und die Bruſt zum Rücken geſchlungenen, aus baumwollenen Schnüren beſtehender Schärpe. Jene des dritten Grades haben auf der Bruſt und an den Armen, drei, von oben herab ſich verkleinernde horizontale Striche, oder auch das Kalenderzeichen unſerer Erde — eine bekreuzte Kugel.

Wie ſtreng die Lebensweiſe der höhern Grade iſt, mögen Sie ſchon daraus erſehen, daß die

Eingeweihten weder Fleisch essen, noch Wein trinken dürfen, auf bloßer Erde schlafen sollen, u. s. w. Freylich haben manche Brahminen — wie der Weltlauf es mit sich bringt — von dieser Regel manche nicht unbedeutende Ausnahme gemacht; einige lebten eben so heilig, als andere unheilig, und der Weisheit mehrerer steht die gröbste Unwissenheit Anderer entgegen. Der eigentliche Tempeldienst wird nur von der zweiten Klasse der Brahminen versehen.

Da wissenschaftliche Bildung das ausschließende Eigenthum der Brahminen ist, so erscheinen sie auch als Minister und Staatsräthe der Könige, und als Erzieher der Rajahs (Fürsten und Krieger). Bey dieser dreyfach hohen Bestimmung müssen — wie ich nicht zweifeln kann — sogar Köche seyn, weil ein Brahmine nur von Brahminen zubereitete Speisen genießen darf.

Da die Unverletzbarkeit der Person eines Brahminen heilig gehalten wird, so muß derjenige, der einen derselben tödtet, durch zwölf Jahre mit der Hirnschale des Ermordeten umherwandern und während dieser Zeit Speise und Trank aus dem bleichen Beintopfe zu sich nehmen. Die Brahminen selbst sind dagegen von der Todesstrafe zwar befreit; da man aber dieses Privilegium späterhin so auslegte: ihr heiliges Blut

dürfe durch Ermordung nicht vergossen werden; so wurden manche derselben in Säcken ersäuft, oder man ließ den verbrecherischen Brahminen am Leben, stach ihm aber die Augen aus.

Die Kaste der Tschetteris oder Rajahs hat jezt nur zwey Unterabtheilungen, deren erstere aus den Fürstenkindern besteht, der königlichen Pflanzschule. Sie tragen die Schärpe gleich den Brahminen. Die eigentlichen Krieger, welche die zweite Unterabtheilung ausmachen, dürfen zugleich Großhändler seyn. Beide Geschäfte scheinen auch gewissermassen in einem Zusammenhange zu stehen, da der Krieg den stärksten Großhandel mit Menschenleben treibt.

Die Kaste der Landbauer, Kaufleute und Wechsler vereinigt mit Wohlhabenheit – ein etwas seltner Fall! — den Vorzug der reinsten Sitten.

Die vierte Kaste ist die zahlreichste, und enthält das bunteste Gemische. Kleinhändler und Fischer, gemeine Landsoldaten und Bajaderen, Mahler und Schneider, geringere Bettelmönche und Schlangenbeschwörer, Sänger und Schwertfeger u. s. w. drängen sich hier durch einander. Eine sonderbare Gewohnheit ist es, daß die Schuster und Schlächter, welche gleichfalls zu dieser Kaste gehören, zugleich Scharfrichter sind.

Unser innigstes Mitleid fordern die bedauerns-

würdigen Parias, die, für unrein erklärt, verabscheut und ausgestoßen, keine bleibende Stätte haben, sondern, den wilden Thieren gleich umherirren, oder, entfernt von allen übrigen, in Höhlen und elenden Hütten wohnen. Das Gesetz selbst befiehlt den Hindus diese unmenschliche Behandlungsart: es verbiethet sogar alle Gemeinschaft mit den Unglücklichen. Will man ihnen Speise reichen, so darf es nicht mit den Händen geschehen, damit man sich durch ihre Berührung nicht verunreinige, sondern in Scherben, gleich den von der Seuche Ergriffenen. Die Mäntel der Todten sind die ihnen vorgeschriebene Kleidung. Die Tempel bleiben ihnen verschlossen. Begegnet ein Parias einem andern Hindus, so muß er ihm in der Entfernung schon aus dem Wege gehen, beim Sprechen aber die Hand vor den Mund halten. Nur in einem Falle dürfen diese Elenden in der bürgerlichen Gesellschaft erscheinen, — wenn man sich ihrer als einer Art von Zugvieh beym Feldbau oder zu andern harten Arbeiten bedient. Die Kriegerkaste pflegt von ihnen manchmahl einen noch unmenschlicheren Gebrauch zu machen, — da sie an ihren Körpern die Schärfe eines neuen Säbels oder die Güte einer neuen Flinte prüft. Die Europäer wußten sie besser zu

benützen, und gaben ihnen durch den Soldatenstand die verlorne Ehre wieder.

Es wird Emilien, nach dieser Schilderung, gewiß nicht befremden, daß diese in der Schmach und zum Elend gebornen Entmenschten, ihrer Behandlungs- und Lebensweise gemäß, mehr vom Thiere als vom Menschen an sich haben; wohl aber dürfte es Ihre Verwunderung erregen, daß sie, dessen ungeachtet, gute Eheleute sind. Wohl ihnen! Eine glückliche Ehe kann viele und schwere Drangsale des Lebens reichlich vergüten. Auch wissen sie sich für alle die ihnen verweigerten Lebensgenüsse wenigstens zum Theil dadurch zu entschädigen, daß sie Fleisch und starke Getränke, und überhaupt Alles, was den nicht ehrlosen Hindus verbothen ist, sich wohl schmeken lassen.

Um diesen argen Widerspruch in einer übrigens so milden Gemüthsart zu beschönigen, geben die Hindus vor: Jene armen Schlachtopfer seyen die Nachkömmlinge vor langer Zeit aus den Kasten ausgestoßener Verbrecher, und der Frevel ihrer schuldbelasteten Vorältern hafte noch seit Jahrhunderten als unvertilgbare Schmach an ihnen. Zu bedauern ist, daß die ohnehin äußerst zahlreiche Klasse dieser Halbmenschen theils durch Fortpflanzung theils durch fortwährende neue Ausstoßungen aus den Kasten sich immerzu vermehrt.

Zehnter Brief.

Sprache und Literatur der Hindus. Gesetzbücher.

Nun aber soll Emilie bey dem schauderhaften Bilde nicht länger verweilen! Wir wenden uns zur wissenschaftlichen Bildung der Hindus.

Die gebildete und eigentliche Schriftsprache ist die Sanskrita; sie wird als weich und wohlklingend gepriesen *).

Außer ihr kommen in Hindostan noch mehrere Sprachen und Dialekte vor. Zu den Merkwürdigkeiten der Literatur gehören vor allem andern die vier Veda's oder heiligen Bücher, und die zu ihrer Erklärung geschriebenen Werke. Zur Poesie besitzen die Hindus ein vorzügliches Talent. Die uns bekannt gewordenen Meisterstücke in diesem Fache sind: Vischnusermans (oder Pilpai's:) Fabeln; des Dichters Kalidas Schauspiel Sakontala oder der entscheidende Ring,

---

*) Ein Beispiel davon können die folgenden zwei Verse liefern:

»Yapienaja tu sansiddhyénd brahmano snatra sanayah;
Curyadany atrava curyammaitto brahma uchyaté.«

»Durch stille Anbethung erlangt ein Brahmine ohne Zweifel Heiligkeit; aber jeder wohlthätige Mann wird mit Recht, er mag diese Ceremonie vollbringen oder unterlassen, ein Brahmine genannt.«

deſſen beſchreibendes Gedicht: die Jahrszeiten; und die drei Heldengedichte: Marcondai, Ramein und Maharabat.

So wie die Veda's die göttlichen Geſetze enthalten, und die Moral in den Pflichten der Regenten, des geſellſchaftlichen und des ehelichen Lebens beſtimmen: ſo begreift der Saſtra alle bürgerlichen Verordnungen.

Die Moral der Hindus iſt rein; Ausübung thätiger und uneigennütziger Tugend ihr höchſtes Princip. Wie erhaben und edel ſind z. B. die folgenden Sittengeſetze: »Selig iſt der Mann, der alle Leidenſchaften unterdrückt hat, und dann mit ſeiner Thatkraft alle Angelegenheiten des Lebens, unbeſorgt um den Erfolg, verrichtet! Laß den Bewegungsgrund in der That und nicht im Ausgange ſeyn! Sey nicht einer von denen, deren Triebfedern zum Handeln die Hoffnung des Lohnes iſt! Laß dein Leben nicht in Unthätigkeit vorüber gehen! Sey betriebſam, erfülle deine Pflicht, verbanne alle Gedanken an die Folge und den Ausgang, er möge gut oder übel ſeyn, denn ſolche Gleichmüthigkeit iſt Aufmerkſamkeit auf das Geiſtige. Suche dann allein in der Weisheit eine Freyſtätte, denn der Elende und Unglückliche iſt dieß nur durch den Erfolg der Dinge!« —

Eilfter Brief.

Ordalien der Hindus. Die glühende Kugel. Das Untertauchen im Waſſer. Giftprobe.

Sie werden ſich, Emilie, der Gottesgerichte oder Ordalien erinnern, die im Mittelalter bey uns Europäern als Beweiſe von Schuld oder Unſchuld gebraucht wurden. Dieſe finden wir auch bei den Hindus, und zwar vier Arten derſelben; Die Feuer- und Waſſerprobe, die Wage- und die Giftprobe.

Im erſten Fall bekommt der Beklagte eine glühende eiſerne Kugel in die Hand, und wird für unſchuldig erklärt, wenn dieſe ihn nicht verletzt.

Auf gleiche Art iſt auch im Leben
So manche Feuerprobe zu beſtehn,
Wenn kühner Jugend tolle Kraft,
Des Ruhms, der Liebe Leidenſchaft,
In unſerm Buſen eine Gluth entzünden,
Die Tugend und Vernunft nicht überwinden.
Vom wilden Brande hingerafft,
Wird bald die Schuld das Todesurtheil künden.
Der Reine nur trägt unverſehrt die Flammen;
Dann muß der ird'ſchen Gluth das Himmelslicht entſtammen.

Die Waſſerprobe läßt den Beklagten ins Waſſer untertauchen; vermag ers, langere Zeit da auszuhalten, ſo wird an der Unſchuld des aus den Fluthen lebendig Heraufgekommenen nicht mehr gezweifelt.

Auch davon gibt das Leben uns ein Bild!
Wer Schmach und Schand' mit ehrner Stirn erträgt,
Wenn über ihn die Fluth zuſammen ſchlägt, —
Hat oft Bewunderung und Lob erzielt. —
Wer klüglich untertaucht und ſich verſtekt,
Im Drange ſeines Athems Meiſter iſt,
Und Ohr und Mund, wo's frommt; wohl weislich ſchließt, —
Hat allgemeine Achtung oft erregt. —
Was unterm Waſſer uns erhält und trägt,
Es iſt — geſunder Lunge tücht'ge Kraft,
Die auch auf feſtem Land leicht Sieg und Recht verſchafft;
Denn wer einmahl die ſtärkſte Lunge hat,
Der herrſcht im Haus wie im Senat.

Die Wageprobe geſchieht auf die Art, daß der zweifelhafte Verbrecher zuerſt gewogen wird. Hierauf heftet man ihm ein mit ſeinen Verbrechen beſchriebenes Blatt an den Kopf. Dann beginnen die Brahminen ihre Gebethe. Während dieſer Zeit wird der Beklagte nochmahl gewogen. Trifft ſich's, daß er nun leichter wiegt als vorher, ſo wird er für unſchuldig erkannt.

Das ist natürlich! Nachdruck und Gewicht
Liebt man an seinem Nebenmenschen nicht.
Je leichter Einer wiegt,
Je mehr voll Sympathie
Sich ihm die Menge fügt.
Je schwerer etwas steht, je schwerer es auch fällt:
Doch leichte Waare kommt am leichtsten durch die Welt.

Nun zur Giftprobe! Der Angeklagte muß Arsenik und schädliche Kräuter verschlucken. Verursacht ihm das Gift nicht den Tod, — so ist er auch von der Todesstrafe befreit.

Wie tödliches, wie vielfach dieses Gift erhält
Der Mensch vom Menschen in der Welt!
Vergiftet wird die Jugend
Durch schnödes Beispiel arger Sitte;
Vergiftet wird die Unschuld und die Tugend
In ihrer reichen zarten Blüthe
Vom Gift der Sünde und der Schmeichelei;
Vergiftet wird Familienglück
Durch Frevler Lüste Basiliskenblick,
Vergiftet wird der gute Name,
Vergiftet Treu und Redlichkeit,
Dem Trutze und dem Spott geweiht;
Und schrecklich tobt das Gift,
Bis es den Kern des Lebens trifft!
Daher so viele Geisteslahme,
Daher so viele morsche Herzen,
Daher des Wahnes tolle Schmerzen,

Daher der Tod so vieler Pflichten
Daher des Heiligsten Vernichten!

•

Und gab uns Gott denn keine Waffe,
Die Schutz und Sicherheit uns schaffe
Für so viel drohende Gefahr?
Er gab sie uns; doch wer will sie erkennen?
Wer klug und kräftig sie gebrauchen?
Er gab uns, gegen Gifte jeder Art
Geduld und Muth, und Tugend mit Verstand gepaart;
Er ließ die Pflicht, das Heilige, das Rechte,
Der Sonne gleich, dem menschlichen Geschlechte
An seinem Himmel glühn
Und zu uns seine Strahlen sprühn.
Wer sie erkennt und ihren Werth,
Bleibt selbst vom Gift der Hölle unversehrt.

Zwölfter Brief.

Reinigungen. Strenges Büßen. Zauberblicke. Tempelmädchen. Feste. Pagoden.

Einzelne Züge zeigen uns den Charakter einer Nation oft beſſer, als die ausführlichſte Schilderung. Ich mache Sie daher, ehe wir zu dem eigentlichen Religionsſyſtem der Hindus übergehen, mit einigen auffallenden Sonderbarkeiten bekannt.

Die gewöhnlichen Reinigungen der Hindus beſtehen theils darin, daß ſie ihre Sünden leichterer Art in geheiligten Flüſſen oder Teichen abwaſchen, wobei das Geſicht gegen die Sonne gewendet ſeyn muß; theils in Wallfahrten nach Pagoden und andern heiligen Oertern. Gräßlich ſind aber die Büßungen für größere Vergehen, beſonders diejenigen, welche von den ſogenannten Heiligen aus der vierten Klaſſe der Brahminen vorgenommen werden. Dieſes Schauſpiel geht dann in feyerlichen Aufzügen vor ſich, und unter Begleitung der Muſik. Vor einer ſtaunenden Menge von Zuſchauern rollt ſich der Büßende, mehrere Meilen weit, über Sand und Steine, durch Sumpf und Moor, zu einer heiligen Pagode; oder er ſtürzt ſich von einer Anhöhe auf ein mit ſcharfen Nägeln beſchlagenes Bret herab,

oder zerſticht ſich mit Meſſern am ganzen Leibe. Andere wählen ſich unblutige, aber noch ſtrengere und länger dauernde Büßungen, mehrere Jahre hindurch, oder gar für ihre ganze Lebenszeit, wo ſie dann mit gekrümmtem Leibe, oder auf einem Fuße ſtehend, oder einen Arm emporſtrekend, oder unverwandt in die Sonne ſchauend, in der nämlichen Stellung unbeweglich verharren. Daß ſolche Männer nach überſtandener Bußzeit Wunder thun können, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Einigen von ihnen iſt der Zauberblik eigen, mit dem ſie außerordentliche Wirkungen hervorbringen. Sie können damit Kranke heilen, Geſunde krank machen, im Menſchen alle Leidenſchaften nach Belieben aufregen oder beſänftigen, ja durch das bloße unverwandte Hinſchauen Mauern, Häuſer und Bäume umſtürzen.

Ich bin weit entfernt, in die Macht des Zauberblikes den geringſten Zweifel zu ſetzen; dagegen finde ich es höchſt ſonderbar, ja ſogar ſträflich, daß Männer es wagen, ihn zu uſurpiren.

Wer hat nicht an ſich ſelber ſchon erfahren
Des Zauberblikes holde Wundergabe?
Doch er iſt nur allein die ſüße Habe,
Die Frauen-Augen ſchön bewahren,
Den Himmel uns zu offenbaren.

Nicht minder als des Brahmen Zaubermacht
Ist auch die Kraft, die in dem Blike wacht.
Ein zürnend strenger Blik
Hat oft Verzweiflung angefacht;
Doch führt die Zärtlichkeit im liebevollen Blik
Ins kranke Herz Genesung schnell zurück.
Und ach! wie mancher zaub'rische Helenenblik
Der alten und der neuen Zeit genießt den Ruhm:
Er warf so manche Troja-Mauern siegreich um!

*

Zur Verrichtung der täglichen Ceremonien des Gottesdienstes gehören nebst den Brahminen auch die Tempelmädchen, Devadaschis.*) Wäh-

*) Dieser Nahme besteht aus dem Worte Deve, Gott— und Daschi, Sclavin. Es gibt mehrere Klassen dieser Tempelmädchen. Viele von ihnen sind Töchter der Brahminen, und werden schon in früher Kindheit dem heiligen Dienste geweiht, daher sie auch in den Tempeln wohnen. Die Lebensweise der untersten dieser Klassen ist aber nichts weniger als fromm. Sie ziehen vielmehr, unter der Fahne einer nicht ehrwürdigen Matrone versammelt, truppenweise im Lande umher, werden zu Freudenfesten und Gastmählern in den Häusern der Vornehmen und Reichen gedungen, stellen dann zärtliche Begebenheiten in mimischen Tänzen mit vielem Ausdrucke dar — u. s. w. Die Kleidung dieser Mädchen überhaupt soll sehr reich geschmückt, und sehr reizend seyn.

rend die erstern die Götzenbilder waschen, und mit wohlriechenden Oehlen bestreichen, sie bekleiden, ihnen Blumen streuen, die Insekten mit Wedeln verscheuchen u. s. w. verschönern die Mädchen die Scene durch Tanz und Gesang, und das Volk opfert dabei Reiß, Butter, Zucker, Gewürze, Blumen und Früchte, auch Geld. Diese Einkünfte sind zur Unterhaltung der Pagoden und ihrer Dienerschaft bestimmt.

Manche Feste der Hindus zeigen, wie auch ein sanftmüthiges Volk durch religiösen Fanatismus wenigstens einen Theil seiner Humanität verlieren kann. So wird z. B. bei dem Feste Tirounal ein Götzenbild auf einem ungeheuer großen und schweren Wagen herumgeführt, wobei Viele in so heilige Wuth gerathen, daß sie sich vor demselben niederwerfen, und sich, unter Musik und Gejauchze der heiligen Begleitung und der Zuschauer, von den über sie rollenden Rädern zerquetschen lassen. Bei einem andern Feste wird ein langer breiter Graben mit glühenden Kohlen angefühlt, worüber Viele mit nakten Fußsohlen laufen. Das Fest der Wasserweihe ist so heilig, daß der von Feinden angegriffene sich nicht einmahl vertheidigen darf.

So sehr diese Feste den Menschen zur Qual gereichen, eben so viel angenehmen Genuß haben

dagegen die Fliegen von einem ihnen zu Ehren gehaltenen Feste, wobei man ihnen Zuker und andere Lieblingsgerichte vor den Häusern aufstreut.

Die Pagoden eines so religiösen Volkes sind, diesem Hange gemäß, Gebäude von kolossaler Größe, außerordentlicher Festigkeit der ungeheuern Steinmassen, und imponirender Pracht im Innern. Sie tragen Spuren des höchsten Alterthums. Mehrere derselben sind in Felsen gehauen. Die Vorhöfe der Pagoden haben Teiche mit Marmor-Einfassung, an den Mauern Arkaden, kleine Kapellen und Nischen. Das Heiligthum und die Statue der Gottheit selbst befindet sich in der Mitte der Pagode, und ergreift durch die Schauer heiliger Dunkelheit, welche nur von dem matten Glanz eines durch die Thüren einfallenden Lichtes im Vordergrunde zu einer schwachen Dämmerung erhellt, und durch den Anblick hoher Granit-Pyramiden mit Basreliefs von riesenhaften Göttern und ihren Thaten noch imponirender wird.

Dreyzehnter Brief.

Heilige Sage der Hindus.

So kommen wir nun zu dem Religionssyſtem der Hindus, deſſen weſentliche Züge und Bilder die nachfolgende Schilderuug darſtellt.

Welt- Geiſter- und Menſchenſchöpfung.

In dem Dunkel des Nichts lag ungeſchaffen das Weltall,
Und es ſchwebten noch nicht die glänzenden Sphären des Himmels:
Aber in Ewigkeit war Parabrama, der Ewigkeit Schöpfer.
Aus ſich ſchuf er hervor der Welten unzählige Heere,
Zeugte in Allem ſich ſelbſt mit unendlichem Wechſel der Formen,
Gegenwärtig in jedem Geſchöpf, und alles durchdringend,
Wie der Faden die Schnur der glänzenden Reihe von Perlen.
Doch des Ewigen Kraft zertheilte ſich, Eins in der Trennung,
Bald in dreyfach waltende Kraft der Weltenbeherrſchung:
Schaffende Macht verlieh er dem Brahma; Geſchaffenes erhaltend
Zeigte Viſchnu*) ſich, doch Schiven als Geiſt der Zerſtörung.

*) Viſchnu und Schiven haben jeder ihre eigenen Tempel, Prieſter und Verehrer, und theilen daher die ganze Religion der Hindus in zwei Haupt-Sekten. Brahma hat weder eigene Tempel, noch eine eigene Sekte.

Außer diesen erschuf noch Millionen der reinen
Geisterheere von minderem Rang die zeugende Allmacht.
Diese erfreueten sich glückselig in himmlischer Eintracht,
Bis des Hochmuths Gift in ihnen sündig emporschwell,
Und unseliger Neid, ob des Ewigen Allmacht erglühend,
Gleich dem Höchsten zu seyn, zu frevelhafter Empörung
Schalderhafter Vermessenheit die Entgötterten fortriß:
Aber es folgte schnell dem Verbrechen die gräßliche Strafe;
Denn, von der Höhe herab des wonnestrahlenden Himmels,
In die Tiefe gestürzt des unermeßlichen Abgrunds,
Hielt sie, in Schrecken gefesselt, der Schoos unseligen Nachtgraums.
Bis, bewegt vom Flehn ihm treugebliebener Geister,
Parabrama zu retten beschloß die gefallenen Schaaren.
Und er schuf die Körperwelt, abtrünniger Geister
Irdische Wohnung. Eingeschlossen in diese, und wandernd
Siebenmahl in Körper der Pflanzen und niedriger Thierwelt,
Straft der Erniedrigung Schmach den Frevel des vorigen Hochmuths.
Mit dem achten Mahl erst wird der Seele gestattet,
Einzuzieh'n in die edle Gestalt des menschlichen Körpers,
Durch acht Prüfungen sich allmählig veredelnd und läuternd,
Um der Wiederaufnahme des Ewigen würdig zu werden.
Also stammet von Gott der Geist des irrenden Menschen,

Und er darf nach fünfzehn Prüfungen irdiſcher Wand'rung
Wieder zurückkehren zu Gott, zum Urſprung himmliſcher Heimat,
Wenn Verſtand und Tugend das Leben als Genien leiten;
Aber ein ſündiges Leben entfernt vom göttlichen Ziele
Und verſenket ihn tief in die unterſten Stufen des Daſeyns,
Mit entweihter Bruſt ein Sclave des niedrigen Stumpfſinns.
Schone denn im Thier, o Menſch, den leidenden Bruder,
Und ſtreb' muthig empor, dich wieder mit Gott zu vereinen!

Dieß iſt das Weſentliche von dem ſinnvollen und erhabenen Theile der indiſchen Religionsdogmen, welche aber nach und nach durch viele mythiſche Einſchiebungen entſtellt und verwirrt wurden. So erkennen die Hindus nebſt dem eigentlichen Gott und Weltſchöpfer, Parabrama, und deſſen dreyfacher Einheit, den Obergöttern Brahma, Viſchnu und Schiven, noch viele Untergötter. So haben ſie eine zahlloſe Menge von Gottheiten der Elemente, Geſtirne, hoher Geiſtes- und Gemüthsgaben, einzelner Leidenſchaften,

Krankheiten und Wochentage *), gute und böse Dämonen, und häusliche Schutzgötter. Auch ausgezeichnete Männer der Vorwelt genießen eine den Göttern ähnliche Verehrung **), die selbst mehreren Thieren, z. B. Kühen, Elephanten, Adlern, Schwänen und Schlangen, ja sogar Flüßen und Steinen zu Theil wird. —

---

*) So ist z. B. Indra der Gott des Ungewitters, Kamadewa der Gott der Liebe, Dermadewa der Gott der Tugend, Ganewadi der Gott der Weisheit, Mariatale die Göttin der Poken, Welly der Gott des Freytags u. s. w.

**) So wird z. B. der, wegen seiner großen Tugenden berühmte König Aritschandren noch jetzt als Todtenrichter anerkannt und verehrt.

Vierzehnter Brief.

Ehelichet Leben. Frauentreue. Feuertod. Lebendiges Begraben.

Jene fanatiſche Wuth ausgenommen, von welcher ich Beiſpiele angeführt habe, hat die Religion auf die Sittenmilde der Hindus den wohlthätigſten Einfluß. Ihre volle Kraft äußert ſich aber im ehelichen Verhältniſſe. Die Reinheit und Heiligkeit der Ehe zeichnet die Bewohner Oſtindiens vor allen polygamiſchen Völkern Aſiens höchſt vortheilhaft aus. Der Hageſtolz wird als ein unnützes, ja ſchädliches Mitglied der bürgerlichen Geſellſchaft verachtet, und unverheirathete Töchter gereichen den Aeltern zur Schande. Sie werden daher ſchon als kleine Mädchen verlobt. Das erſte Bekanntwerden der Schwangerſchaft wird feſtlich begangen, und dieſe Feyerlichkeit im ſiebenten Monathe derſelben wiederhohlt. Dagegen aber berechtigt weibliche Unfruchtbarkeit den Mann, eine andere Gattin zu wählen. Auch zwiſchen Verwandten nach dem dritten Grade iſt die Ehe geſtattet. Etwas härter ſcheint die Sitte, daß die Jungfrau dem Bräutigam vom Vater entweder geſchenkt oder verkauft wird. Der Kaufſchilling beträgt gewöhnlich zwiſchen zwanzig bis

vierzig Thalern; manchmahl besteht er auch in Juwelen.

Da die Ehe bey den Hindus unter die heiligsten Pflichten des Menschen gehört, so erscheint die Verletzung der ehelichen Treue bey ihnen als ein so großes Vergehen, daß der Mann die verbrecherische Gattinn nicht nur verstoßen, sondern sogar tödten darf. Ein solcher Fall tritt jedoch sehr selten ein, weil die Weiber, im Ganzen genommen, sehr sittig und tugendhaft sind, und in der genauen Erfüllung ihrer ehelichen, mütterlichen und häuslichen Pflichten ihren Ruhm und ihr Glück finden.

Ihre innige Liebe und Anhänglichkeit an den Gatten geht so weit, daß manche von ihnen ihren ehelichen Freund nicht überleben wollen, sondern ihm freywillig im Tode nachfolgen. Wenn gleich nicht zu verkennen ist, daß auch andere Nebenumstände dazu beitragen, selbst junge Wittwen in diesem heroischen Entschlusse zu bestärken:*) so

*) Die wichtigsten dieser Umstände sind: daß keine Wittwe ohne Verletzung der herkömmlichen guten Sitte zum zweiten Mahl heirathen kann; sie hat ferner nach dem Tode des Gatten für ihr übriges Leben wenig Erfreuliches zu hoffen, da sie ihn nicht beerbt, und ihre Unterhaltung der Willkühr seiner Verwandten freygestellt ist. Endlich verheißt die Re-

bleibt er im Ganzen dennoch ein, außer Hindostan unerhörter Beweis sich selbst opfernder Liebe, hoch erhaben über den Spott mancher europäischer Dame, die vielleicht über den närrischen, ihr ganz fremden Enthusiasmus die Nase rümpft, und deren Gatte ihre schnelle Nachfolge im Tode sich weder erwartet — noch wünscht. Eine solche weibliche Heldenthat wird unter sehr vielen vorgeschriebenen Feyerlichkeiten unternommen:

Einige Tage vor der Ausführung bringt die trauernde Schöne, von Brahminen umringt, mit Bethen und Fasten zu. Nur am letzten Tage genießt sie Opium bis zur betäubenden Exaltazion Nun schmückt sie sich mit dem Schönsten und Kostbarsten, was sie besitzt, und wird in einem Palankin nach dem Platze getragen, wo die in Mousselin gehüllte Leiche des Gatten unfern des aufgerichteten Scheiterhaufens liegt.

Und nun beginnt der feyerliche Zug
Der Lieb' und Treue
Zur Todesweihe
Schon wogt und schwebt in leichtem Flug
Voran der Tänzerinnen Menge
Beim Schall der Hörner und Gesänge;

---

ligion und die Lehre der Brahminen derjenigen, welche so hochherzige Liebestreue beweist, unvergänglichen Nachruhm hienieden und den Lohn ewiger Glückseligkeit in jenem Leben.

Und ach! in ernſter Mitte
Lobpreiſender Brahminen
Naht in des Lebens Blüthe
Das ſtille Todesopfer,
Mit hoher Ruh' in allen Mienen,
Mit feſtem ſichern Schritte
Dem lezten Ziele.
Nun legt ſie ab des Schmukes nicht'ge Hülle,
Den ſie den thränenvollen Freunden reicht.
Jezt, alles Irdiſchen entkleidet, ſteigt
Sie in den Schoos der klaren Fluthen nieder,
Zum Todesfeſt zu reinigen die Glieder.
Indeß flammt hoch empor das Leichenfeuer;
Nicht minder als die heil'ge Gluth
Strebt auf der Heldin hoher Muth.
Sie bietet Allem, was ihr theuer,
Das lezte Lebewohl,
Umſchreitet dreymahl dann im Kreiſe
Des Gatten Leiche ernſt und ſchweigend,
Mit ehrfurchtvoller Weiſe
Sich vor dem Abgeſchiednen beugend,
Der, nun emporgehoben, in der Gluth
Umleuchtet ruht:
Es ſtrahlt der Tod
Wie Morgenroth.
Nun eilt ſie, ſtürzet, fliegt,
Ergriffen von heil'ger Wuth;
Mit heißem Schmerz
Ans kalte Herz,
Und ſiegreich ſchlagen die Flammen
Ueber den Sieg der Liebe zuſammen.

Dieſes Bild ehelicher Treue wird Sie, Emilie, gewiß in ihrem Innerſten tief erſchüttert haben; doch wohnt ſolchem Schmerz eine rührende Wehmuth bei, die ihn mildert. Heftig und ſchneidend wird er ſie aber durchzuken, wenn ich Ihnen ſage, daß das Verbrennen der Leichen nur bei den Anhängern des Viſchnu Sitte iſt.

Die Verehrer des Schiven pflegen ihre Todten zu begraben, und dadurch wird die Todesart der, ihren Gatten ſich opfernden Wittwen noch gräßlicher. Sie ſetzen ſich in das Grab des Verſtorbenen, den ſie in ihre Arme nehmen. Nun werden ſie ſo weit mit Erde bedekt, daß nur das Haupt frey bleibt, welches man aber verhüllt. Hierauf nehmen ſie aus einer Muſchel ein ſtark betäubendes Getränk zu ſich, — und der Naken wird ihnen mit größter Schnelligkeit gebrochen.

Nicht minder ſchauderhaft iſt die zweite Todesart der ſich opfernden Wittwen dieſer Religions-Sekte. Uiber dem Grabe des verſtorbenen Gatten ſteht ein hölzernes Gerüſt, welches nur von ſehr ſchwachen Pfeilern geſtüzt wird, auf deſſen oberem Theile aber ein mit Erde und Steinen angefüllter, ſehr großer und ſchwerer Korb ſich befindet. Iſt nun die Unglükliche in die Gruft hinabgeſtiegen, ſo werden, auf ein von ihr ſelbſt gegebenes Zeichen, die Stüzen des Gerüſtes zer-

hauen, und die Last des herabstürzenden Korbes zerquetscht den lebenden Leib über dem todten.

Wenden wir uns von diesen Schrekensszenen mit dem Troste weg, daß sie nun immer seltner werden, indem sowohl Europäer, als Muhamedaner in ihren Besitzungen Verbothe und Hindernisse dagegen stellen.

Eine Gattinn, die es sich zur heiligen Pflicht macht, den Lebenspfad ihres Gatten mit den Blumen der Liebe und der häuslichen Zufriedenheit zu bestreuen; — eine Gattinn, die in ihrem Gatten das Glück des Lebens findet, und es ihm sanft wiedergibt, wie der Mond das Licht der Sonne zurückstrahlt: eine solche treue Gefährtinn in Leid und Freude, Glück und Unglück, bringt dem geliebten Gatten ihr ganzes Leben hindurch so große und so schöne Opfer, daß kein Todesopfer sie zu übertreffen vermag. Kann man auf eine Gattinn mit voller Wahrheit das Sprichwort anwenden: »Sie würde für ihren Gatten ins Feuer gehen!« — so gereicht ihr dieses zu höherem Ruhme, als der Feuertod selbst! —

Fünfzehnter Brief.

Die Meder. Die alten und die neuern Perser. Poesie.

Wir besuchen nun die an Hindostan grenzenden, zwischen den Flüssen Indus und Tigris liegenden Länder: Medien, und Bactria, welche gleichfalls in der Reihe der am frühsten gebildeten Staaten Mittelasiens auftraten. Die Meder, zur Zeit als Rom unter königlicher Regierung stand, das herrschende Volk in Mittelasien, hielten sich für die erste" von allen Nationen. Bactria blühte schon in grauer Vorzeit unter mächtigen Königen in hoher Kultur, bis es endlich der Herrschaft Mediens unterlag. Auf den Trümmern der beiden vereinigten Staaten erhob sich das mede-persische Reich, gegründet von Cyrus, der sich beseelend und begeisternd an die Spitze seiner Perser stellte, eines rauhen Bergvolks in der, den Medern unterwürfigen Landschaft Persis, das er durch glückliche Eroberungen bald zum herrschenden Reiche erhob.

Die alten Perser waren zuerst ein roher, und körperlich häßlicher Volksstamm; ihre Gestalt veredelte sich aber durch die vielen Einwanderungen angrenzender, wohlgebildeter Volker. Tschirkassien heißt noch die Mutter der Schönheit. Die körperliche Verschönerung hielt mit jener des Geistes

und des Gemüths ziemlich gleichen Schritt. Man nannte sie in neuern Zeiten die Pariser des Orients; denn sie sind geschmeidig, artig und eitel. Mit dem Hange zur Pracht verbinden sie viele Sorgfalt, ihre körperliche Wohlgestalt durch die Kleidung zu heben. Freude, Wohlleben, Spiel, Liebe zur Gemächlichkeit und Ruhe sind hervorstechende Züge im National-Charakter der neuern Perser und enthalten den Grund seiner Verweichlichung. So lieben sie z. B. das Salben, bemahlen sich die Augenbraunen u. s. w. — Durch ihre geistigen Vorzüge behaupten sie den Rang vor den meisten asiatischen Völkern, indem sie bei schneller Fassungskraft vielen Scharfsinn und eine sehr leicht bewegliche, lebhafte Phantasie besitzen. Dieser Charakter der neuern Perser spricht sich auch in ihrer lieblichen, heitern, feinen und zarten Poesie aus. Ich erwähne bey dieser Gelegenheit ihrer vorzüglichsten Dichter Sadi und Hafyz, die sich in der Ode und im Lied eben so sehr auszeichneten, als Erwery in der elegischen, und Ferdusi in der epischen Dichtungsart sich Ruhm erwarben. Hafyz schrieb Gazellen- oder Liebesoden. Sadi ist der Verfasser des berühmten Rosenthals, worin die reinste Moral in der Gestalt der liebenswürdigsten Grazie erscheint. Dieser Dichter, der ein

Alter von mehr als hundert Jahren erreicht haben soll, schrieb sein erstes Buch in einem Alter, wo die Dichter gewöhnlich zu dichten längst aufhörten, im fünf und achtzigsten Jahre seines Lebens. *)

---

*) Wie sehr die Perser ihre Dichter ehren, davon geben Sadi's und Hafisz' Gräber einen Beweis. Das Grab des Erstern, in einem schönen Garten vor der Stadt Schiras, ist noch jezt ein Versammlungsort der jungen Leute. Von Sadi's Grabmahl, das gleichfalls in der Nähe jener Stadt sich befindet, gibt William Franklin in seiner Reise nach Persien die nachfolgende interessante Beschreibung: »Eine Meile östlich vom Garten Dill Guschaje (Erweiterung des Herzens) ist das Grab des berümten Sadi. Es liegt am Fuße des Berges, der Schiras gegen Nordost begrenzt, und ist ein großes viereckiges Gebäude, an dessen oberem Ende zwei Alkoven in der Mauer angebracht sind. Der zur rechten Hand ist das Grab des Dichters, noch ganz in dem Zustande, wie damals, da er begraben ward, von Steinen gebaut, sechs Fuß lang und dritthalb breit. An den Seiten derselben sind verschiedene Sentenzen eingegraben, die sich auf den Dichter und seine Werke beziehen. (Sadi lebte ungefähr vor fünfhundert und fünfzig Jahren.) Über dem Grabe ist ein Dekel von schwarzem, mit Gold bewahlten Holze, wovon eine von den Oden des Dichters in den modernen Musaliki-Buchstaben steht. Wenn man dieses Bret wegnimmt, so sieht man den leeren steinernen Sarg,

Sechzehnter Brief.

Zoroaster. Heilige Sage der Welt-Geister- und Menschenschöpfung. Ewiges Lichtreich. Verehrung des Feuers. Mythra-Mysterien. Magier.

Höchst poetisch ist die Religionslehre der alten Perser. Sie erhielten diese von Zoroaster (richtiger Zerethoschtro, Goldstern oder Glanzstern), der dieselbe zuerst für das medisch-baktrische Reich in seinem heiligen Buche Zend-Avesta zusammentrug, und sie nachher von Baktria nach Persien brachte, wo sie, den klimatischen Eigenheiten, den lokalen Verhältnissen und der despotischen Reichsform gemäß, in eini-

---

worin er begraben ward. Diesen bestreuen Sadi's Verehrer, die hieher kommen, sorgfältig mit Blumen, Rosenkränzen und mancherlei Reliquien. Oben auf dem Grabe liegt zu jedermanns Ansicht eine sehr schöne Abschrift von Sadi's Werken, und an den Mauern sind verschiedene persische Verse von den Personen angeschrieben, die von Zeit zu Zeit hier waren. Nahe bei diesem Gebäude sieht man Gräber verschiedener frommer Leute, die auf ihr eigenes Verlangen hier beerdigt worden sind.« — Hofrath v. Hammer gibt in seiner vortreflichen, eben so lehrreichen als angenehmen Geschichte der schönen Redekünste Persiens Nachrichten und Proben von mehr als zweihundert persischen Dichtern —

gen Stücken geändert, und endlich zur Staatsreligion erhoben wurde.

Also aber verkündet Zoroaster, der Weise, seine Lehre, die er nicht für ein eigenes und neu erfundenes System, sondern für das Lichtgesetz erklärte, dem schon die besten Menschen der Vorwelt gefolgt waren:

Heilige Sage

der Welt-Geister- und Menschenschöpfung nach Zoroasters Lehre:

I.

Des Urlichts grenzenlose Ewigkeit
Gebar den Ormuzd und den Ahriman,
Zwei Wesen voll der Herrlichkeit und Güte.
Doch bald, in Haß auflodernd gegen Ormuzd,
Entweihte Ahriman durch Feindschaft sich,
Des Reinen Heiligkeit in sich zerstörend.
So ward ein Reich des Lichtes und ein Reich
Der Finsterniß, getrennt durch ew'gen Kampf.
In jenem herrschet Ormuzd, alles Guten
Urheber, in der Mitte guter Geister;
Nächst seinem Thron des Lichtes sieben Fürsten.
Er strahlet fort, allnährend, allerhaltend,
Allweis', Allwissend und allherrlich.
Was Reines lebt von Menschen, Thier und Pflanze,
Des Herzens und des Geistes Heiligkeit, —
Sie sind des Ormuzd Frucht und Eigenthum.

Ein König iſt ſein hohes Ebenbild
Auf Erden, unumſchränkt in ſeiner Macht
Nach Ormuzd's heiligem Geſetz. —

In Nacht herrſcht Ahriman, des Uebels Quell,
Umringt von böſer Geiſter Schaar,
Zunächſt am Thron des Böſen ſieben Fürſten.
Des Fluches rieſenhafte Schreckgeſtalt,
Des Irrthums Lügendrach', erſcheinet er
Geſetzlos ohne Maaß und Regel,
Ein düſtres Schlangenungethüm,
In Qual und Nacht ausbrütend Qual und Nacht.
Unheiliges, durch Wort und That erzeugt
In der entweihten Menſchenbruſt,
Schädlicher Thiere, gift'ger Pflanzen Schaar —
Sie ſind dem Dienſte Ahriman's geweiht.

II.

Doch Ormuzd ſprach des Lebens heil'ges Wort:
Da quoll aus ſeiner Lichtnatur die Schöpfung
In ihrer Fülle reicher Pracht! *)
Der Himmel ward in ſeiner Herrlichkeit;
Hinflog der Sonne flammendes Geſpann,
Und Mithra lenkt, der helle Geiſterfürſt,
Des Strahlenwagens hohen Heldenlauf,
Erhaltend alles Lebens Macht und Luſt

---

*) Ormuzd vollendete die ganze Schöpfung in 365 Tagen. Die altperſiſche Zeitrechnung glich alſo der unſrigen.

Durch fünffach heil'ge Feuerkraft.
Sanft blikt des Mondes milder Glanz;
Mah thaut von ihm, der Friedensgeist,
Die Ruh' herab im Schweigen stiller Nacht.
Unzählig sind die Geister der Gestirne *).
Aufsprang sodann des Wassers heil'ger Quell,
In reinigender Kraft, klar wie das Licht,
Dem dunkeln Schoos der Erde anvertraut.
Aufsteigend thürmte sich der Berge Last,
Pilaster, Erd' und Himmel zu vermählen;
Und seegenreich erhob in froher Fülle
Der Bäume Stufengrün und Blüthenkrone,
Von Gold- und Purpurfrucht durchglüht,
Sich aus dem kräuterbunten Farbenspiel
Des weichen Teppichs, von Heilkräften voll,
Fortzeugend sich in tausendfacher Pracht.
Die Thierwelt, mit der ungeheuern Kraft
Des Stieres beginnend, mehrte zahllos sich,
Bis Meschia und Meschiane,
Das erste Menschenpaar,
Der Schöpfung Krone ward.
Gebildet für der Höhe Herrlichkeit,
Gerüstet mit unsterblich hehrem Geist
Und Kraft zum Siege gen der Schlange Gift,
Zur Thatengröße und Gedankenheiligkeit.
Und jeder Schöpfung ward ein Genius
In licht umstrahlter Glorie bestellt,
Als Hüther wachend über ihrem Wohl.

---

*) So z. B. ist Tir (Merkur), der Schutzgott des Sirius; Anahid (Venus) strahlt im Westen; Behram (Mars) im Norden u. s. w.

Doch Ahriman erſchien, der Schreckenfürſt,
Roſch zu zerſtören Erd- und Menſchenheil;
Und böſe Geiſter ſandt' er den Geſtirnen
Schädliche Kraft des Waſſers reiner Fluth,
Schuf Gift und Dornen an der milden Pflanze,
Dem Thier' des Blutdurſts grimme Wuth,
Dem Menſchen des Verderbens Geiſt.

III.

Geendet ward zum Sturze Ahrimans
Der Kampf, er ſelbſt verbannt, zwölftauſend Jahre
Zu walten in dem Schooß grauvoller Nacht.
Doch aus der Tiefe noch ſandt' er dem Menſchen
Herauf die Sünde und den Tod.
Und ſo iſt, gleich der Schöpfung ſelbſt das Leben
Ein ſtäter Kampf des Guten und des Böſen,
Die in dem Menſchen ſtreiten und um ihn. —
So war entflohn die ſchöne goldne Zeit,
Da Thier und Menſch ſich ew'ger Jugend freuten,
Die Erd' in unverwelkter Blüthe ſtand,
Hold, friedlich, freundlich, ſtill,
Wie das Gemüth des Menſchen ſelbſt,
Dem fremd noch war der Sturm der Leidenſchaft.
Verſcheucht ward von der Sünde dieſes Glück,
Entwich der Erde und der Bruſt des Menſchen,
Den nun der Richterſpruch des Ormuzd traf,
Wenn von dem Leibe ſich die Seele ſchied.
Dem Tugendhaften wird ein Aufenthalt
Im Lande hoher Wonneſeligkeit,
Dem Böſewicht der Hölle Qual zu Theil.
Hier harren beide, bis von Thron des Lichts,

Da nun geendet iſt des Kampfes Zeit.
Der Ruf des Wiederaufſtehns ihnen tönt.
Was noch auf Erden lebt, es ſinkt dahin
Durch Peſt und Seuche, Hunger, Schwert und Flamme.
Nun gibt die Erd' aus ihrem Schooß zurück
Des ſchlummernden Gebeines bleiche Menge,
Die Fluth des Menſchen Blut, die Luft den Athem.
Voll Wonne ſammeln die Gerechten ſich
Im Glanze neugeſchaffner Körperform;
Auch der Verderbniß Kinder heben ſich,
Entſündigt durch die Strafe, aus der Nacht.
Die Erde bebt, der Berge Laſt verſinkt,
Verheerend ſtürzt vom Himmel ein Komet;
Ein mächt'ger Feuerſtrom,
Geſchmolznen Erzes wilde Gluth, vernichtet
Dich, Ahriman, und dich, o Hölle, ſelbſt!
Verſchwunden iſt des Böſen lezte Spur;
Die Erde wird ein Aufenthalt des Glücks,
Und ringsum herrſchet in endloſer Seligkeit
Des Lichtes ewigreines Tugendreich!

Der älteſte Gottesdienſt der Perſer oder Parſen beſtand in Verehrung der Elemente, vorzüglich des Feuers und der Sonne (Mithra), jenes ewigen Quells von Licht und Wärme, deren Anblick allein den Menſchen ſchon ſo mächtig ergreift, indem ihr Einfluß auf die lebende und lebloſe Schöpfung zur Bewunderung hinreißt. Die perſiſchen

Kriegsheere führten daher auf eigenen Tragaltären ein heiliges Feuer mit sich; ja, diese Verehrung des Feuers erstreckte sich sogar auf die Feuerfarbe, in welche nur das aufblühende Leben reiner und hoffnungsvoller Jugend sich kleiden durfte.

Die alten Perser hatten weder Tempel, noch Altäre und Götterbildnisse; die luftigen Gipfel von Bergen und Hügeln waren die Orte der Andacht und Anbethung. Eigene Feuertempel wurden erst in der Folge errichtet. Noch später entstand die geheimnißvolle Mithra-Feyer in dunkeln Berghohlen, worin die Elemente und das ganze Weltgebäude mit seinem Mittelpunct, der Sonne, vorgestellt wurden, die man, als den herrlichsten aller sichtbaren Gegenstände, und zugleich als Sinnbild der Macht-Einheit in der monarchischen Verfassung des Weltalls verehrte.

In diesen Mysterien wurde, nebst der Schöpfungstheorie, auch das Hinabkommen der Seelen in die Unterwelt, und ihre Rückkehr, symbolisch erklärt.

Die Aufrechthaltung der Religion war das heilige Geschäft der unter dem Namen der Magier bekannten Priesterkaste *), die an Rang und

*) Die Perser hatten ein den Hindus ähnliches Kastensystem.

Würde dem König zunächst stand. Sie galten für die unmittelbaren Organe, durch welche Ormuzd den Menschen seinen heiligen Willen kund that. Der fromme Perser wagte es gar nicht, dem Höchsten ein Opfer darzubringen, ohne daß ein Magier, die Mythra auf seinem Haupte, den Leib mit einem Gürtel umwunden und einen Zweig in der Hand, ihm zur Seite stand. Vor dem Auge des Magiers lag die Zukunft offen da, und er las das künftige Schicksal des Menschen in den Sternen voraus.

Es gab aber drei Grade der Magier: Lehrlinge, Meister, und vollendete Meister. Sie erwarben sich schon bis zur Regierung des zweiten persischen Königs, Kambyses des Grausamen, so viel Macht und Ansehen, daß sie sich erkühnten, denselben vom Throne zu stürzen und einem aus ihrer Mitte darauf zu setzen, den sie für einen Sohn des verstorbenen Königs Cyrus ausgaben. Da Kambyses grausam war, wußten sie das bedrükte Volk durch den schlauen Kontrast der Milde für sich zu gewinnen; allein der Betrug wurde bald entdekt, und der Pseudo-König bezahlte mit seinem Leben. Dadurch verloren die Magier einen großen Theil der Achtung, wel-

che ſie bisher genoſſen hatten. Der Tag der Ermordung jenes Betriegers wurde ſogar als ein jährliches Feſt gefeiert, wobei kein Magier ſich öffentlich zeigen durfte, ohne ſich dem traurigen Schikſal des falſchen Königs auszuſetzen.

Siebzehnter Brief.

Die Landschaft Persis. Sitten der alten Parsen. Einfluß der Frauen. Harems.

Das Stammhaus der in der Folge so großen, aus zwölf mächtigen Provinzen bestehenden persischen Monarchie, war die Landschaft Pars oder Persis mit der Hauptstadt Estakhar oder Persepolis, deren Ruinen auf majestätisch-ungeheure Großheit des Ganzen hindeutend, noch heut zu Tage ein Gegenstand der Bewunderung sind. Persis (jezt Farsistan) vereinigt den seltsamsten klimatischen Wechsel in sich: Sandebenen voll Sonnengluth und Giftwinden, gemäßigte Gegenden in Fülle der Fruchtbarkeit, und hohe rauhe Bergstreken, selbst im Sommer mit Schnee bedekt. Die mäßigen, armen und kräftigen Gebirgsbewohner waren der eigentliche Kern der Nazion; die Natur selbst stählte sie zu Besiegern der weichlichen Völker in den umliegenden Ebenen. Der Reichthum der Vermögendsten bestand damals in Palmbäumen und Kamehlen, ihre Kleidung in Thierfellen und ledernen Röken. Kampf mit reissenden Thieren und feindseligen Horden war die allgemeine Beschäftigung.

Sie theilten sich aber in drei Kasten: Krieger, Akerbauer, Hirten. Unter den kriegerischen

Stämmen waren die Pasargaden, und unter diesen wieder die Achämeniden die edelsten. Persiens früheste Verfassung war also nur ein unter sich verbundenes Hordensystem, das erst durch Cyrus zusammenwirkende Einheit bekam, deren wohlgeordnete Tapferkeit den Sieg wie ein unvertilgbares heiliges Feuer mit sich führte, bis sie endlich dem Luxus, der Weichlichkeit und dem entehrenden Sklavensinn erlag.

Der weibliche Charakter zeigt sich, einem Gebirgsvolke im rohen Naturstande gemäß, derb, kräftig und kühn. Einen Beweis davon gaben die Perserinnen in jenem Treffen, wodurch Cyrus das medische Reich stürzte und das persische gründete. Schon wankte die Schlacht; die geringe Zahl der Perser, weichend dem gewaltigen Andrang medischer Uibermacht, zog sich zurük. In diesem Augenblik stürzten die Frauen herbei, welche hier, wie bei unsern deutschen Vorältern, dem Heere folgten. Den flüchtigen Gatten und Söhnen sich entgegen stellend, riefen sie ihnen spottend zu: »Ob sie etwa im Schooß ihrer Gattinnen und Mütter Schutz und Rettung suchen wollten?« — Der bittere Hohn erfüllte die Betroffenen mit Scham; sie eilten ins Treffen zurük, und ihre verdoppelte Tapferkeit errang den entscheidenden Sieg für Persiens Unabhängigkeit und Macht

Von anderer, minder rühmlicher Art war der Einfluß, welchen das Frauenzimmer unter den perſiſchen Despoten durch die Harems erhielt, die man als den Brennpunkt entheiligter, aber konzentrirter weiblicher Kräfte im Orient anſehen kann. Die Einrichtung jener Harems war ſchon damahls im Weſentlichen dieſelbe, wie ſie noch jetzt beſteht. Die Menge der, einen Harem bewohnenden Schönen glich gewöhnlich der Zahl der Tage im Jahr. Deſſen ungeachtet genoßen die rechtmäßigen Gattinnen bedeutende Vorrechte. Sie ſchmückten ſich mit dem Diadem und allen übrigen königlichen Inſignien, auch ſollten nur ihre erſtgebornen Söhne die Thronfolger ſeyn.

Da aber die Harems von jeher die Sammelplätze ſchändlicher Intriquen und frevelhafter Thaten waren, ſo unterlagen die Kinder der rechtmäßigen Gattinnen ſehr oft der Kabale, und die ſchlaueſte oder verwegenſte Schöne des Harems ſah ſich als Siegerin der übrigen, und ihren Sohn als König, den ſie beherrſchte. Da Despoten, von Eunuchen und Weibern erzogen und lebenslang gezogen und verzogen, in ihrem Harem meiſtens zugleich auch ihren Staatsrath finden, ſo könnte man ſagen, daß alle orientaliſche Despotien eigentliche Weiberregierungen ſind. Es ſcheint, als wollte die Natur auf ſolche Art die entheiligte

Weiblichkeit rächen! Europäerinnen wissen ihren mächtigen Einfluß mit mehr Feinheit zu nehmen, und dann am meisten zu herrschen, wenn sie als sanftmüthige Dulderinnen die Rolle der Hingebung spielen. Denn besten Theil hat sich aber in jedem Erdtheil gewiß diejenige Frau erwählt, welche im Herzen ihres Gatten herrscht, und sich da ein Reich gründet, dessen Macht unerschütterlich ist, und dessen Glück nur mit dem Leben endet.

Achtzehnter Brief.

Feyerliche Weise der öffentlichen Erziehung der jungen Perser. Macht und Schwäche der Satrapen. Lebensweise der spätern persischen Könige.

Die Erziehung des jungen Persers vom fünften bis zum zwanzigsten Jahre, in den ersten Perioden der frisch blühenden Monarchie auf wechselweise Erregung und Zähmung von Jugendkraft und jugendlichem Ehrgeize berechnet, war in hohem Grade zwekmäßig, dabei sehr einfach.

Vor allem andern lehrte man den Jünglinz zwei Dinge: Waffenübung, — und Liebe zur Wahrheit in Wort und That. Ehrfurcht vor dem König, als Stellvertreter der Gottheit; vor dem Vater, als König in seinem Hause, und vor der Mutter, deren Händen das Kind bis zum fünften Jahre allein anvertraut war, wurde der jungen Seele schon frühe eingeflößt. Diese Heilighaltung bewog den Gesezgeber, den Vater- oder Muttermord für widernatürlich — folglich für unmöglich zu erklären. Zur Bekräftigung dieses gesezlichen Ausspruchs ward behauptet; bei verübten Mordthaten solcher Art habe sich am Ende stets gezeigt, daß die Mörder Bastarde waren. Den Aeltern wurde dagegen als Religionsgrundsaz aufgestellt, daß ihnen die Hand-

lungen ihrer Kinder — die guten so wie die böse — in diesem und in jenem Leben zugerechnet würden. Die Ertheilung des Unterrichts geschah zuerst auf eine feyerliche Weise. Knaben und Jünglinge erhielten ihn öffentlich, auf dem großen Platze vor dem königlichen Pallaste, in Anwesenheit des Monarchen und der Großen des Reichs. Hier lehrte man sie die Erzeugnisse der physischen Natur und die moralischen Erscheinungen der Menschennatur kennen, das Gift und die Heilkräfte der Pflanzen und der Mineralien, das Recht und das Unrecht; lezteres insbesondere durch die Ausſprüche der Richter, welche in Gegenwart der horchenden Jugend Streitsachen entschieden und Vergehungen bestraften. Dichtkunst wetteiferte mit der Geschichte in der Verherrlichung großer Männer und großer Thaten, die als Muster der Nachahmung aufgestellt wurden.

Mit der Ausbildung des Geistes und des Herzens hielt jene des Körpers gleichen Schritt. Reiten, Wettlaufen, Bogenschießen, Speerwerfen, Jagd, Schwimmen in reissenden Strömen, Schlaf unter freiem Himmel, Hunger und Durst, Frost und Hitze, — sie mußten den Körper in dem Grade behend und stark bilden als

kriegerische Tänze ihm Geschmeidigkeit und Anmuth gaben.

Ein frugales Mahl — Brot und Brunnkresse — genoß die Jugend unter den Augen der Lehrer, denen sie an jedem Abend über das, was sie am Tage erlernte und that, Rechenschaft zu geben hatte.

Aus solcher Schule mußten natürlich tüchtige Männer hervorgehen; und dieß geschah auch so lange, bis die Erziehung durch Ueppigkeit, und mit dem Reiche selbst zu Grunde ging. In der schönen Blüthenzeit der persischen Monarchie machte die strenge Zucht der Erziehung selbst bei den königlichen Jünglingen keine Ausnahme. Sie glich im Wesentlichen jener, welche alle übrigen jungen Perser genoßen; nur wurde auf die sittliche und geistige Ausbildung der Königssöhne noch mehr Sorgfalt verwendet, und man wählte zu diesem Ende vier Männer, deren erster für den weisesten gehalten wurde, wie der zweite für den gerechtesten, der dritte für den mäßigsten, der vierte für den tapfersten galt. Ihnen wurde der vierzehnjährige Jüngling übergeben.

So lange jene musterhafte Erziehung blieb, mußten Persiens Könige Muster von Regenten seyn. Aber leider riß Entartung früher ein, als zu erwarten war. Die Monarchie: zuerst nach dem

Vorbild und Beyspiel einer wohlgeordneten Familie eingerichtet, ging in Despotie über, und das Gesez, einst die politische Gottheit, welcher selbst der Monarch in Ehrfurcht huldigte, lag jezt, im Staube gekrümmt, zu den Füßen des Despoten. Zudem hatte jede Provinz ihren eigenen Statthalter (Satrapen), welcher die Mittel zur Bestreitung eines ungeheuern Aufwandes für seinen eigenen Hofstaat von dem Volk erpreßte, nebstbei noch eine beträchtliche Menge an Geld und Naturalien zur Hofhaltung des Königs abliefern mußte. Diese Satrapen waren kühnwillkührlich herrschende Machthaber — und erbärmliche Sklaven zugleich. Sie erlaubten sich zwar vielerlei Frevel, und hatten sogar eigene Haustruppen; aber ein Wink vom Haremsthrone — und herabflog der Kopf des verwegensten Uibermächtigen durch die raschgezogenen Säbel seiner eigenen Trabanten.

In den spätern Zeiten verbrachten die Könige den größern Theil ihres Lebens im Innern der Pallaste, und es gelang dem Unterthan nur äußerst schwer, zu ihrer von Höflingen, Weibern und Eunuchen umdornten Person Zutritt zu erhalten. Erschienen sie dennoch öffentlich, so geschah es nur mit einem Heer von Gefolge, worunter sich stets mehrere Schreiber befanden, die alles

aufzeichneten, was der König sprach und that. Auf solche Art erhielt man von jedem Monarchen eine, im Reichsarchiv aufbewahrte Enzyklopedie seiner öffentlichen Reden und Handlungen; ob aber die unbeschriebenen Worte und Thaten nicht etwa interessanter waren, — dürfte wohl keine sehr schwierige Preisfrage seyn.

Neunzehnter Brief.

Gerechtigkeitspflege. Strafe des Todes. Grausamkeit der Strafen.

Unter den Gesetzen der alten Perser finden sich mehrere, die man in ihrer Art musterhaft nennen kann. Das Wesen ihrer Gerechtigkeitspflege war mehr dahin gerichtet, Verbrechen zu verhüthen, als sie zu bestrafen. Diesem edeln Grundsatze gemäß, wurde ein Verbrechen, das ein Bürger zum ersten Mahl in seinem Leben beging, nicht mit dem Tode bestraft. König Artaxerres hob sogar die körperlichen Züchtigungen auf, und sezte an ihre Stelle die Opinionsstrafen. So wurden z. B. dem Verbrecher, der mit Streichen gezüchtiget werden sollte, die Kleider ausgezogen, und erhielten die Züchtigung indeß ihren Eigenthümer die Schande traf.

Hatte Jemand ein Verbrechen verübt, so wurde nicht die einzelne That gewogen, sondern man untersuchte das ganze bisherige Leben des Verbrechers, um darin den Maaßstab für Vergehen und Strafe zu finden. Dagegen aber bestrafte das alte Persien manche Laster, die in der modernen Welt zollfrei sind; so konnte z. B. ein Undankbarer vor Gericht gezogen werden, und unterlag gesetzlicher Strafe. Die Veranlassung zu

dieſer Strenge lag in dem angenommenen Grundſatze: Undank habe die Unverſchämtheit zu ſeiner Gefährtin, und der Undankbare ſey es nicht nur gegen Freunde und Aeltern, ſondern auch gegen die Götter und das Vaterland.

Eine gleiche Strenge beobachtete man gegen Ankläger und Richter. Wer einen Andern eines Verbrechens falſchlich anklagte, mußte dieſelbe Strafe leiden, welche den Angeklagten getroffen habe würde, wenn er jenes Verbrechen wirklich begangen hätte. Ein ſchauderhaftes Beiſpiel von Beſtrafung eines Richters, der aus Beſtechlichkeit ein ungerechtes Urtheil ſprach, gab König Kambyſes, indem er jenen tödten und mit des Getödteten Haut den Richterſtuhl überziehen ließ, auf welchem der Sohn zu Gericht ſitzen mußte.

Wie aber auch das Reinſte durch den Roſt der Zeit von ſeiner urſprünglichen Reinheit verliert: ſo ſchlich ſich auch in die milde Gerechtigkeit der altperſiſchen Strafgeſetze manche Grauſamkeit ein. So unterlag z. B. die ſchuldloſe Familie eines zum Tode verurtheilten Staatsverräthers der nämlichen Strafe; vermuthlich beſorgten die Geſetze, die ergrimmten Angehörigen des Verbrechers würden in der Folgezeit ſeinen Tod am Staate zu rächen ſuchen.

Schrecklich war die grauſame Strafe des Bootes. Sie beſtand darin, daß man den Verbrecher auf dem Rüken in ein Boot hineinlegte, und ihn mit einem andern ſo überdekte, daß nur Kopf, Hände und Fuße durch beſondere Oeffnungen hervorragten. In dieſer zwangvollen Lage blieb er, ohne ſich bewegen zu können, und hatte das Geſicht der brennenden und blendenden Gluth der Sonne zugekehrt. Es ward ihm nicht geſtattet, durch freiwilligen Hungertod ſein Leiden zu verkürzen; er mußte die ihm dargebothenen Nahrungsmittel zu ſich nehmen; weigerte er ſich, ſo ſtach man ihn ſo lange in die Augen, bis er ſich dazu fügte. Das Geſicht, mit Honig beſtrichen, wurde von den anfliegenden Inſekten zerſtochen. So harrte der Unglükliche unter unſäglichen Schmerzen des mit langſamen Schritten ſich ihm nähernden Todes.

Wie empört ſich unſer Innerſtes, ſolche Grauſamkeit einer Strafe zu hören! — Iſt aber nicht jede ſchwere Strafe grauſam? — Keineswegs! Eine Strafe kann ſehr ſchwer ſeyn, und doch nicht grauſam. Wann aber wird eine Strafe grauſam? In zwei Fällen: wenn ſie auf das Haupt des Schuldloſen fällt, — ſie ſey dann noch ſo gering; oder wenn ſie beim Verbrecher den Grad ſeines Verbrechens überſteigt.

So entsetzliche Strafen aber auch schon mancher Tyrann über die armen Schlachtopfer seiner Wuth verhängte, daß die Geschichte mit Abscheu und Schauder sich davon abwendet: so gibt es doch, leider! Strafen, welche noch gräßlicher sind, als jene, — die Strafen, welche die Menschen im Privatleben an sich selbst und an ihren Mitbrüdern vollziehen. Wie fürchterlich nagt — um nur einige Beispiele davon anzuführen — die Melancholie, gleich dem Geyer des Prometheus, am eigenen Gemüth! Sie sammelt in der Außenwelt die schwärzesten Farben und die tödtlichsten Gifte, die sie nur finden kann, um beide gierig in sich aufzunehmen; auf gleiche Weise rächt sie fremde Unthat und Niederträchtigkeit durch zu tiefes Empfinden an sich selbst, und verzehrt in entgeisterndem Gram. — Welche Strafe könnte ein Tyrann ersinnen, die grausamer wäre als die Selbstverachtung, wenn nach dem vollen Maaß verübter Frevel in dem Entehrten mit dem Erwachen der Vernunft und des Gewissens zugleich das Gefühl seiner Nichtswürdigkeit über ihn herfällt, und er sich selbst der nächste und unausweichliche Gegenstand seines Abscheues wird? Welche Strafe könnte an Grausamkeit die Qualen übertreffen, die der Hypochondrist, der Furchtsame und der Abergläubische erdulden, indem sie sich

unaufhörlich neue Schrekbilder erſchaffen, ſich mit immer neuen Beſorgniſſen foltern, jeden heitern Gedanken, jede ſich ihnen darbiethende Herzensfreude als gefährlich oder ſündhaft verbannen, und ſo in ewigen Lebensängſten dahinſterben! — Wär's möglich, eine Strafe zu erſinnen, grauſamer als jene, mit welcher entartete Kinder das Herz jammernder Aeltern zerreißen? — Wär's möglich, eine Strafe zu erſinnen, grauſamer als jene, wenn eine Gattin, mit Füßen tretend die Heiligkeit des zarten Pflichtgefühls, häuslicher und weiblicher Tugend, ehelicher Liebe und treuer Mutterſorgfalt, — den Lebenspfad des edelſten Gatten, ſtatt der Blumen, mit Neſſeln und Dornen beſtreut? — Mag die langſamſte Hinmordung des Lebens noch ſo ſchrekklich ſeyn, — leicht iſt ſie zu ertragen, wenn nur nicht eine frevelhafte Hand ſie am eigenen oder am befreundeten Herzen mit mehr als Henker-Fühlloſigkeit vollzieht!

Aber leider iſt zu bedeutend die Anzahl der Menſchen von verderbtem Herzen, noch gröſſer die Menge der Herzloſen!

Zwanzigster Brief.

Wohlthätiger Einfluß der Religion auf die Lebensweise der alten Perser. Sorgfalt für die Urbarmachung des Bodens; Thätigkeit des schönen Geschlechts. Das päonische Mädchen. Anstalten für Reinlichkeit und Gesundheit.

Ehe wir das Land der alten Perser verlassen, muß ich Sie noch mit einigen sehr wohlthätigen Einflüssen bekannt machen, welche Zoroasters Religionssystem auf die Staatsverfassung und auf die Veredlung des Lebens nahm. Vor allem empfahl sie den wakern Parsen die sorgfältigste Kultur des Bodens, und verhieß zeitlichen und ewigen Lohn demjenigen, welcher ein Feld bearbeiten, Kräuter und Bäume pflanzen würde, damit Menschen und zahme Thiere Nahrung und Gedeihen fänden. Schädliche Thiere — Ahrimans Geschöpfe, zu tödten, giftige Pflanzen auszurotten, Unreinigkeit und Fäulniß bei Seite zu schaffen, ward jedem Perser zur heiligsten Pflicht gemacht. Wer ein Feld umpflügte, nachdem die Gebeine der daselbst begrabenen Todten in Verwesung übergegangen waren, dem ward die tröstliche Gewißheit, Ahriman habe keine Gewalt über ihn. Wer auf einen dürren Boden Wasser hinleitete, um ihn urbar zu machen, erhielt für sich und seine Nachkommen bis zur fünften Generazion den freien

Genuß deſſelben. Eine eigene Art, Vergehen zu ſühnen, beſtand darin, daß der Schuldige zehntauſend Schlangen oder andere ſchädliche Thiere tödten, oder einen Landmann mit einem vollſtändigen Ackergeräthe beſchenken mußte. Arbeitſamkeit und Thätigkeit ſtanden daher in höchſter Achtung. Wie ſehr man dieſe Tugenden auch beim ſchönen Geſchlecht ſuchte und ſchäzte, davon erzählt uns ein griechiſcher Geſchichtſchreiber*) eine intereſſante Anekdote, die ich Ihnen in einem kurzen Auszuge hier mittheile: Zwei Männer aus Päonien**) kamen mit ihrer Schweſter nach Sardes***). Hier ſchikten ſie, als ſie den König Darius in ihrer Nähe ſahen, das ſchöne und wohlgekleidete Mädchen nach Waſſer. Sie trug ein Gefäß auf dem Kopfe, führte ein Pferd, und drehte zugleich die Spindel. Dieſe dreifache Beſchäftigung zu gleicher Zeit, machte den König auf die Vorübergehenden ſo aufmerkſam, daß er ihr Trabanten nachſandte, um ſie beobachten zu laſſen. Sie ging an den Fluß, tränkte das Pferd, füllte das Gefäß mit Waſſer, und kehrte dann auf die näm-

*) Herodot.

**) Päonien, eine Landſchaft im nördlichen Theil Mazedoniens.

***) Sardes, die Hauptſtadt im ehemaligen Königreich Lydien.

liche Weise zurück, wie sie hingegangen war. Der erstaunte König ließ das Mädchen vor sich bringen. Sie kam; die Brüder folgten ihr auf dem Fuße nach. Darius erkundigte sich zuerst nach ihrem Vaterlande und nach der Ursache ihrer Herreise; hierauf sagte er; »Sind denn bei euch Päoniern alle Weiber so arbeitsam?« — Auf die erhaltene Versicherung, diese Tugend sey allen päonischen Weibern eigen und gäbe ihnen den Vorzug vor allen übrigen asiatischen Frauen und Mädchen, ließ er die Päonier, die sich ihm ohnedieß zu ergeben wünschten, mit ihren Weibern und Kindern, gleichsam als eine Pflanzschule rüstiger Thätigkeit, nach Persien bringen.

Die Ehe ward jedem Rechtgläubigen durch Zoroasters philosophisch-religiöses System zur heiligen Pflicht gemacht; der Perser fand daher seinen höchsten Ruhm darinn, Held und Vater vieler Kinder zu seyn. Mit dem erreichten dreizehnten Jahr erhielt jedes Mädchen das Recht, von den Aeltern einen Gatten zu fordern; dagegen aber ward jedem Mädchen, welches bis zum achtzehnten Jahr sich der Ehe weigerte, vom Religionsdogma die Strafe angedroht, daß es nach dem Tode, bis zur Wiederaufstehung, im qualvollen Aufenthalt der Hölle für den ihrer Bestimmung entgegen gesetzten Trotz zu büßen habe.

Das mochte für fromme Mädchen allerdings eine ſtarke Aufmunterung ſeyn, durch gute Ehen ſich lieber den Himmel auf Erden zu verſchaffen! Um auch die Bevolkerung nach Möglichkeit zu befördern, wurden eigene Preiſe geſezt, indem der Vater der zahlreichſten Familie vom König alljährlich ein anſehnliches und ehrenvolles Geſchenk erhielt.

Da die Reinlichkeit nicht nur eine Quelle der Geſundheit iſt, ſondern durch Vervollkommung des Körpers ſelbſt die Entwiklung der Humanität befördert, wie wilde Früchte durch Pflege veredelt werden: ſo geboth Zoroaſter den alten Parſen mehrere Reinigungen, die bei den neuern ſich bis zum Übermaße vermehrt haben.

Eben jene Sorgfalt für Beförderung der Humanität bewog den weiſen Religionsſtifter, daß er in den Herzen der Parſen echten Gemeinſinn zu erweken ſuchte. Deßhalb war auch jedem Parſen verbothen, den Göttern allein zu opfern oder ſie für ſich allein um eine Wohlthat zu bitten; er mußte vielmehr in ein ſolches Gebeth den König und alle Bewohner des Reiches einſchließen, zu welchen er ſelbſt als einzelnes Mitglied gehörte.

Ein und zwanzigster Brief.

Schnelle Posten. Sprach und Feuer-Telegraphen. Abgaben und freiwillige Geschenke. Die Ruinen von Persepolis. Todtenpallast der alten Könige.

Dieß war der heilsame Einfluß der Religion. Nun will ich Ihnen noch Einiges von den Anstalten, die Persien zur Beförderung der Sicherheit und des Handels hatte, dann von dem bald überhand genommenen Luxus und seinen übeln Folgen erzählen.

Wir finden bei den alten Parsen die ersten Postanstalten, ja sogar Telegraphen. Auf den bequemen Heerstraßen, welche das ganze Land durchzogen, befanden sich, in bestimmten Entfernungen, eigene königliche Karawanserein oder Posthäuser, in welchen Eilbothen und Pferde auf jeden Wink bereit standen, Nachrichten von einem Ende des Reiches bis zum andern mit solcher Schnelligkeit zu bringen, daß Herodot sie dem Fluge der Vögel verglich.

Die Telegraphen waren von zweifacher Art: Sprach- und Feuer-Telegraphen. Beide konnten in Persien vorzüglich deshalb sehr vertheilhaft gebraucht werden, weil das Land von parallel laufenden Bergen durchschnitten war. Die erste Art bestand darin, daß man auf den Höhen nicht

weit von einander ſtehende Warten erbaute, in denen ſich Männer von beſonderer Stärke der Sinne befanden, die einander die zu verbreitenden Nachrichten gewaltig zuſchrien. Das mag den manchmahl in dem Lande kein geringes Lärmen verurſacht haben! Die zweite Art der Telegraphen pflanzte die Nachrichten durch gewiſſe, mit Fakeln gegebene Zeichen von Inſel zu Inſel, von Höhe zu Höhe fort. So konnte denn der König an jedem Abend aus dem weiten Länderumfang ſeines großen Reiches die wichtigſten Neuigkeiten und Ereigniſſe erfahren.

Mit dem ſteigenden Luxus wurden die anfangs ſehr mäßigen Abgaben außerordentlich erhöht und drükend. Ein Hauptfehler lag in ihrer ungleichen Vertheilung auf die Provinzen, deren einige zu gering beſteuert, andere aber überladen waren. Auffallend iſt die ſonderbare Einrichtung, daß die Abgaben jeder Provinz ihre eigene Beſtimmung hatten, wovon das Land ſelbſt ſeinen Beinamen erhielt; ſo hieß z. B. eine Provinz der Gürtel der Königin, eine andere ihr Kopfputz; ſo hatten auch Städte und ganze Provinzen die Pflicht auf ſich, den Schmuck der zahlreichen Bewohnerinnen des Harems zu bezahlen; die Stadt Anthylla z. B. war einer Sultanin zum Schuhgeld angewieſen.

Nur die eigentlichen Perſer (d. i. die Bewohner der Provinz Perſis), waren von Entrichtung aller Abgaben frei, dafür aber wetteiferten unter ihnen Arme und Reiche, dem König, wo er ſich ihnen näherte, freiwillige Geſchenke zu bringen, ſo viel ihr Vermögen es geſtattete — ſelbſt das Werthloſeſte, um wenigſtens den guten Willen dadurch zu erklären. So begegnete einſt der dürftige Bewohner einer Hütte dem König Artaxerxes Memnon. Da er gar nichts bei ſich hatte, was er dem Fürſten geben konnte, lief er zu einem nahen Fluße, und ſchöpfte daraus mit beiden Händen Waſſer, welches er dem König mit den Worten both: »Ich ehre dich, ſo gut ich es hier vermag!« — So wie man durch klares Waſſer den tiefſten Boden erblikt, welchen es bedekt, alſo ſah Artaxerxes durch Wort und That des wakern Mannes auf den Grund ſeines Herzens, und ſandte ihm am nächſten Tage, nebſt andern beträchtlichen Geſchenken, auch eine goldene Schale, um künftighin daraus zu trinken.

Ehe wir Perſien verlaſſen, wollen wir noch eine Wallfahrt nach den Ruinen von Perſepolis*), der alten Hauptſtadt des Reiches mit

*) Auch Estakhar oder Istachar, und von den Arabern Tſchil-Minar (die 40 Säulen) genannt.

der nahe dabei gelegenen Todtenwohnung der Könige und den Resten eines Sonnentempels, unternehmen, deren kolossale Trümmer noch jetzt die Seele des Wanderers mit Staunen, und die Schriften der Gelehrten mit widersprechenden Hypothesen erfüllen.

Majestätisch erheben sich, ein ungeheures Marmorgebirg zum Hintergrunde, mächtige Mauerterassen, dreifach über einander gethürmt und verbunden durch Treppen von der Breite einer Heerstraße. Hier steigen die Marmorpaläste der Todten aus Felsengewölben empor*), umgeben von himmelhohen Säulen, die Wände mit unbekannten Buchstaben geheimnißvoller Inschriften, und mit Bildern fremdartiger Menschen- und seltsamer Thiergestalten in halberhobener Arbeit verziert. Die ganze Gegend umher — Gebirgskette, Thal und Ebene — ist mit Trümmern von Säulen, Pfeilern, Architraven und Grabmählern bedekt und überall voll Spuren der von Alexander dem Großen zerstörten Stadt**).

---

*) Die Felsen, in welchen sich die Grüfte der Könige befanden, sollen ganz unzugänglich gewesen seyn daher die Särge mit ihren Leichnamen zuerst durch Maschinen emporgezogen, und dann von der Höhe in die Todtengewölbe herabgelassen wurden.

**) Nach der Erzählung des griechischen Geschichtschreibers Diodor von Sizilien, war die Zerstörung

Eben die hohe Bewunderung, mit welcher neuere Reisende von diesen Riesentrümmern über der Erde sprechen, zollen sie auch den hier befindlichen unterirdischen Anlagen, welche kunstreichen Gebäuden gleichen und ein nächtliches Labyrinth bilden, dessen Ausgang noch Niemand erforscht hat.

---

der herrlichen Persepolis das Werk des Uebermuths der frevelhaften Buhlerin Thais. Von ihr ließ sich Alexander bei einem Siegesfeste zur Verheerung der besiegten Stadt bereden. Vom Weine betäubt, — schleuderte er in wildem Sinnentaumel, unter dem Geräusche brausender Siegesgesänge und dem Zujauchzen der Gefährten seiner Zerstörungswuth, den ersten Feuerbrand in den königlichen Pallast, — Thais den zweiten.

Zwei und zwanzigſter Brief.

Aegypten. Wohlthätiger Austritt des Nilſtroms. Zweifach ſchöner Anblik des Landes. Vergleichung des ehemaligen Zuſtandes mit dem jetzigen. Sorgfalt der Natur für den Menſchen.

Wir verlaſſen Aſien, um zu einem Volke in Afrika zu wandern, in das Land der Geheimniſſe, das aus dem Dunkel der Vorwelt rieſenhaft hervordämmert, wie die halbſichtbaren Berggipfel aus dem dichten Nebelgewölke des frühſten Morgengrauens. Aegypten iſts, das Land uralter Weisheit deſſen Boden voll dunkler Myſterien, erhabener Naturwunder und koloſſaler Kunſtwerke wir jezt betreten. Wir betrachten hier zuerſt das große Einzelne, um mit dem größern Reſultate des Ganzen zu enden.

Unſere volle Aufmerkſamkeit zieht ſogleich der Nil auf ſich, der, in einem bergumſchloſſenen Thal von Süden gegen Norden ſtrömend, durch den zurükgelaſſenen Schlamm ſeiner jährlichen Ueberſchwemmung die unter der brennendſten Sonnenhize ſchmachtenden Sandwüſten mit dem Segen der Fruchtbarkeit bekleidet. Einſt war dieſe Befruchtung der Gefilde viel beträchtlicher als jezt, da der Geiſt der Thätigkeit, welcher die alten Bewohner belebte, verſchwunden iſt, und die Hän-

de gedrückter Sklaven, die nun unter dem Joche der Osmannen und Mammeluken seufzen, der Kultur des Bodens und des Lebens wenig Gedeihen schaffen. Einst war das ganze Land von Kanälen durchschnitten, um auch die vom Nil entfernteren Gegenden an der wohlthätigen Ueberschwemmung Theil nehmen zu lassen; ja, man wußte sogar durch hydraulische Maschinen Wasser zu den Städten der Wüste zu führen und zu den Gipfeln der Berge emporzuleiten. Aber Rohheit, Unwissenheit und Trägheit der neuern Zeit ließen die Kanäle vertrocknen und verachteten jene unsterblichen Werke der Kunst. Wo einst Städte prangten, und Haine von Fruchtbäumen lächelten, schreitet jezt der Wanderer zwischen Schutt und Trümmern über den glühenden Sand. Um diesen Kontrast zu erklären, erzählt der Araber, Feen hätten ehemals aus dem wüsten Boden Palläste und andere Herrlichkeiten hervorgezaubert; aber diese, nun verschwundenen Feen heißen Fleiß und Betriebsamkeit, die ihre Zaubermacht auch jezt noch bewähren, wenn nur der Mensch ihnen ergeben ist.

So wenig aber auch die Bewohner hier für die Kultur des Bodens thun, so hat ihnen die gütige Natur ihre Wohlthaten doch nicht entzogen. Niederägypten blüht noch jezt im Segen zwei-

und dreimonatlicher Jahresernte; so wie das ganze Land einst die Kornkammer der alten Welt hieß; und einer humanen Regierung würde es wahrscheinlich gelingen, den paradiesischen Zustand des goldnen Zeitalters bald wieder herzustellen.

Aegyptens Anblik während seiner Ueberschwemmung *) muß wirklich ein herrliches, im höchsten Grade ergreifendes Bild erhabener Schönheit gewesen seyn. Ringsumher, so weit das Auge reicht, ein glänzender Wasserspiegel; diese Einheit aber dennoch durch allen Zauber der Mannigfaltigkeit belebt: Gleich Inseln emporragend aus der schimmerden Krystallfläche, die blühendsten Gruppen von Fruchthainen; die aufsteigenden Anhöhen und Dämme mit ihren Tausenden von Städten, mit ihren kolossalen Pyramiden und Obelisken! Und nun, die ganze leuchtende Silber-Ebene, im blauen Duft der Entfernung von Bergen und Wäldern begrenzt, und durchzogen von Schiffen voll Menschen, jauchzend über das segenreiche Naturspiel!

Noch schöner, und noch frühlingsmäßiger als unser Deutschland im Frühling selbst, muß Aegypten in den Wintermonaten Jänner und Hornung

*) Von den letzten Tagen des Julius bis in die Mitte des Novembers

ausgesehen haben. Man beschreibt uns das ganze Land zu dieser Zeit als eine große Wiese, aus deren lebendigem Grün das Farbenspiel zahlloser Blumen und Kräuter emporglühte, indeß ringsumher fröhliche Heerden sprangen, und Dattel- Orangen- Citronen- und Granatäpfelbäume die reine Luft mit ihren heilsamen Düften erfüllten. Es scheint, sagt ein alter Schriftsteller, als sey die Natur zu dieser Zeit in allen andern Gegenden erstorben, um die ganze Fülle ihrer Schätze und Kräfte über Aegypten allein auszuströmen.

Aber auch dieses Land wiederholt uns die traurige Lehre, daß wir das Gute in seiner vollen Reinheit hienieden nirgends finden. Die von der Ueberschwemmung zurück gebliebenen Sümpfe erzeugen Heere von Mücken, Schlangen, Kröten, Heuschrecken und andern Ungeziefer, oft auch, — wenn die periodischen Winde nicht eintreffen, — höchst bösartige Dünste, Seuchen und Krankheiten. Unter diese letztern gehört vorzüglich die Erblindung, deren Ursache man nebst dem Nilwasser auch dem aufgewirbelten Flugsande und dem in der Luft zerstreuten Salpeter zuschreibt. Die Anzahl der Blinden soll heut zu Tage viel beträchtlicher seyn, als ehemahls. Aber auch hier erbarmt sich die Natur des Menschen und thut viel zur Verminderung jener Uebel durch Rein-

gung der Luft: die Kröten, Heuſchreken u. dgl. werden von Schlangen, dieſe letztern aber und die ſchädlichen Inſekten von den Vögeln, — insbeſondere von dem noch aus dem Alterthum berühmten Ibis, — verzehrt. Eben ſo findet ſich eine Menge von Geyern ein, deren Geſchäft es iſt, gefallne Kamehle und andere Laſtthiere ſchnell aufzufreſſen. Dazu kommt noch die reinigende Kraft der aromatiſchen Pflanzen.

Ehemahls vereinigte ſich auch die menſchliche Sorgfalt mit der hülfreichen Natur. Man beobachtete die höchſte Reinlichkeit in der Lebensweiſe, die zweckmäßigſte Wahl und Mäßigkeit im Genuſſe der Lebensmittel; man ſuchte die mit Dünſten erfüllte Luft durch aromatiſches Feuer zu verdünnen. Selbſt das Balſamiren der Todten trug viel bei, die Reinigkeit der Luft zu erhalten. Daher wütheten auch alle jene Uebel ehemals viel weniger als jezt, da Aegyptens Bewohner — entweder Sklaven oder Despoten — die milde Natur verachten und mißhandeln, und ſo jedes phyſiſche Uebel des Landes nicht nur nicht vermindern, ſondern wirklich bedeutend verſtärken und vermehren.

Drey und zwanzigſter Brief.

Aegyptens berühmteſte Städte. Alexandriniſche Bibliothek. Dichter in der glänzenden Regierungsperiode der Ptolomäer. Apollonius, der Rhodier, deſſen epiſches Gedicht: der Argonautenzug.

Aegypten ſcheint einſt mehr glänzende Städte gehabt zu haben, als es jezt armſelige Dörfer hat; aber nur von wenigen der erſtern zeigen einige Trümmer noch die Stellen, worauf ſie in ihrer Herrlichkeit prangten; die meiſten ſind ſpurlos verſchwunden. Zu den merkwürdigſten Städten gehörten: Memphis, Alexandria, Theben und Heliopolis oder die Sonnenſtadt.

Alexandria, von Alexander dem Großen erbaut, nach Theben und Memphis unter den Ptolomäern die dritte Hauptſtadt Aegyptens, lebt noch in dem Andenken jedes Gebildeten, theils wegen ihrer vortrefflichen Bücherſammlung, die auf 700000 Bände angegeben wird, theils wegen der vielen Gelehrten, die in dem dortigen Muſeum freie Wohnung, Unterhalt und Beſoldung genoßen, um die ſorgloſe Muße ihres ganzen Lebens der Kunſt und Wiſſenſchaft widmen zu können. Leider ward der köſtliche Bücherſchatz zwei-

mahl ein Raub der Flammen *); nur ein Säulengang und ein Amphitheater verkünden noch die ehemalige Größe der alten Stadt, in deren Nähe das jetzige Alexandrien (Skanderik) erbaut ist.

Die seit Jahrtausenden verblühte Alexandria blühte einst, als der Sitz des Welthandels, wie auch der Künste und Wissenschaften vorzüglich unter der königlichen Regierung der Ptolomäer, einer griechischen Dynastie, welche sich nach Alexanders Tod auf Aegyptens Thron schwang, und dieses Land bis zu dessen Eroberung durch die Römer beherrschte. Vor jener Epoche war von einem ägyptischen Dichter nichts zu hören; man konnte Aegypten bis dahin mit Recht das Land ohne Dichter nennen. Der Periode der glanzvollen Ptolomäer war es indeß vorbehalten, Alexandrien durch eine Menge von Dichtern und andern Schriftstellern belebt zu sehen, die ihre Werke in griechischer Sprache schrieben. Diese Dichter blieben jedoch weit hinter den unsterblichen Genien Athens zurück; denn sie suchten das, was ihnen an Originalität und echt poetischem Geist fehlte, durch Zierlichkeit des Versbaues, Schönheit der

*) Ehemahls wurde behauptet, der Kalif Omar habe diese Bibliothek durch seine arabischen Horden zerstören lassen.

Sprache, Gelehrsamkeit, Schmuk und ängstliches Streben nach Neuheit des Stoffs und der Formen zu ersetzen. Der vorzüglichste unter ihnen mochte wohl Apollonius, der Rhodier, gewesen seyn *). Er war Vorsteher der alexandrinischen Bibliothek, und schrieb ein episches Gedicht: den berühmten Argonautenzug, welches wir noch besitzen. Ich mache Emilien mit diesem poetischen Werke etwas näher bekannt, weil sich darin zugleich der Geist der damahligen Poesie überhaupt ausspricht. Die gelungensten und interessantesten Parthien dieses Gedichts sind diejenigen, worin der Dichter Medeens und Jasons Liebe schildert. Das Uebrige ist, mehr oder weniger, eine reich ausstaffirte poetische Reisebeschreibung. Ich gebe Ihnen zur Probe eine der schönsten Stellen des Ganzen, ein leidenschaftliches Gemählde des Kampfes zwischen Liebe und Ehrgefühl, welche Medeens Herz wechselweise bestürmen **).

*) Er war aus Alexandria gebürtig; den Beinahmen des Rhodiers erhielt er, weil Rhodos, wo er die Redekunst lehrte, ihm dafür das Bürgerrecht ertheilt hatte.

**) Gesang 3.— Uebersetzung von Manso.

Jezt bedekte die Nacht das Land mit Dunkel; es blikten
Aus den Schiffen die Schiffer empor, nach den Sternen Orions
Und nach Helicens Glanz. Zur Ruhe neigte der Wandrer
Und der Hüther am Thore das Haupt; selbst über der Mutter,
Die um der Kinder Verlust sich härmte, schwebte der Schlummer.
Weder der Hunde Gebell, noch ein anderes lautes Getöse
Füllte die Stadt; das Schweigen beherrschte der Finsterniß Schatten.
Nur zu Medern herab stieg nicht der liebliche Schlummer.
Wach erhielt sie die sehnende Lieb', und die Sorge für Jason,
Und die Furcht vor der Kraft der Stiere, der zu erliegen
Ihn das harte Geschik in Mavors Felde bestimmte *).
Mächtig erbebte darob ihr das Herz im innersten Busen.
Wie von der Wand des Hauses der Strahl der leuchtenden Sonne
Widerprallet; es wirft ihn zurük das Wasser; so eben
In ein Gefaß oder Beken gegossen; in flüchtigen Kreisen
Hüpft er empor und wendet sich unstät dahin und dorthin:
Also bewegte sich auch das Herz im Busen des Mädchens.

---

*) Aetes, König von Kolchis, sezte dem Jason die Bedingniß, daß er, um das goldene Vließ zu erhalten, mit feuerspeyenden Stieren ein Feld pflügen, Drachenzähne hineinsäen und die daraus emporkeimenden Männer erlegen müsse. Medeens Rath und Zaubermittel sezten ihn in den Stand, alles dieses glüklich auszuführen.

Thränen des Grams entriſſen ſich ihren Augen, und mächtig
Tobet der ſtechende Schmerz durch den Körper, tobet durch alle
Zarte Fibern und dringt zu des Hauptes innerſten Nerven,
Wo am heftigſten ſtets die Empfindung wüthet, wenn Cypris
Unermüdeter Sohn mit Kummer die Seele belaſtet.
Bald gedenkt ſie bei ſich, die Stierebezähmenden Mittel
Ihm zu verleihen, bald nicht. Jezt wählt ſie, ſelber zu enden,
Und darauf, weder zu ſterben, noch ihm die Mittel zu reichen,
Sondern gefaßt, ihr Leiden in ſtiller Ruhe zu tragen.
Wiederum ſitzet ſie ſinnig und in ſich verſenkt und beginnet:
»Ach, ich Aermſte! Wohin ich mich wende, überall folget
Jammer mir nach und umwindet die Seele. Nirgends ein Mittel
Wider das Uebel. Es brennt und zerreißt und foltert. O hätte
Artemis *) ſchnelles Geſchoß mich ereilt und niedergeſchmettert,
Eh' ich ihn ſah und die Söhne Chalciopens zu den Geſtaden
Gräciens zogen. — Ein Gott, wo nicht der Furien eine
Hat ſie, uns Elend und Qual zu bereiten, rükwärts geleitet.

*) Diana, die jungfräuliche.

Mag er fallen im Kampf, wenn ihm das Schickſal in Ares
Flur zu ſterben beſchied! Wie könnt' ichs den Aeltern verbergen,
Daß ihn mein Zauber erhielt? und wie mich ſelbſt ihm entdeken?
Wie und durch welcherlei Rath und Betrug ihm Hülfe verleihen? —
Soll ich allein ihn ſehn und ohne Zeugen umarmen?
Ach, ich Bedrängte! Und doch wird, fällt er im Kampfe, mein Jammer
Darum, ich fürcht' es, nicht ruhn. Vermehren wird ſich mein Leiden,
Wenn er, der Seele beraubt, dahin ſinkt. — Lebe denn, Ehre,
Leb', o Züchtigkeit wohl! Durch mich gerettet, entrinn' er
Jeder Gefahr und wandle, wohin das Herz ihm gebiethet.
Sterben will ich, ich ſelbſt an dem Tage, der, mit des Sieges
Palme gekrönt ihn erblikt, ſey's, in die Schlinge den Naken
Knüpfend, oder durch Gift des Lebens Flamme verzehrend.
Aber Läſterung harrt auch dann der Erblaßten und folget
Ueber die Erd' ihr nach. Von meinem Schikſal ertönen,
Werden die Straßen der Stadt und Kolcherinnen mit recher
Zunge gewiß, die ſo und anders jene, das Mädchen

Tadeln, das für den Fremdling, von Liebe durchglüht, in des Todes
Arme sich warf, und, von Wahnsinn besiegt, ihr Haus und die theuern
Aeltern entbehrte. Wie viel wird meine Schande nicht mehren?
Weh mir ob solchem Geschik! O wahrlich, es wäre mir besser,
Noch in der heutigen Nacht in dem Schlafgemache des Lebens
Bande behend zu lösen, und aller Schmach zu entfliehen,
Eh' ich ein schimpfliches Werk und ein unnennbares beginne.« —
Also sagend, ergriff sie ein Käſtchen, in dem sie der seltnen
Gifte, der heilsamen viel und der tödtenden viele bewahrte,
Hub's auf die Knie hinauf und weinte. Thränen an Thränen
Rollten herab in den Schooß und drängten sich dichter und dichter
Weil sie den eigenen Tod bejammerte: denn sie gedachte
Aus feindseligen Giften zu wählen, damit sie vollende.
Und schon hatte sie langsam des Käſtchens Riegel gelöset,
Und die forschende Hand ihm genahet, aber auf einmahl
Drängte sich ihr vor die Seele das Bild des gräßlichen Todes.
Lange saß sie, erstaunt und der Sprache beraubt, und des Lebens
Wunderselige Sorgen umschwebten sie alle. Mit Sehnsucht

Dachte ſie jeglicher Luſt, die unter den Sterblichen wallet,
Dacht', ein Mädchen, zurük an der frohen Geſpielinnen Kreiſe,
Und es däucht ihr, ſie ſehe die Sonne ſchöner als jemahls
Leuchten, während ihr Sinn auf dem Einzelnen prüfend verweilet.
Ruhig hebt ſie, (ſo ganz hat Here*) den Sinn ihr geändert:)
Von den Knien das Käſtchen herab, und ihre Gedanken
Schweifen nicht länger, getheilt, umher. Ihr einziger Wunſch iſt,
Eos**), die Holde, zu ſchaun, damit ſie die zähmenden Gifte,
Wie ſie verhieß, ihm reich' und ſeinen Augen begegne.
Oefters löſet ſie nun die Riegel der Thüren und forſchet,
Ob nicht in Oſten die Wolken ſich röthen. Endlich erſcheinet
Eos erfreulicher Strahl, und die Straßen füllet die Menge.

---

*) Juno, Jaſons Beſchützerinn.
**) Aurora.

Vier und zwanzigster Brief.

Thebens Ruinen. Die Memnonssäule. Die Sonnenstadt. Der Phönix, ein Sinnbild der Zeit und des Geistes.

Wir kommen nach Theben mit seinen hundert Thoren; es gehörte unter die schönsten und reichsten Städte der alten Welt. Seine Ruinen*) stehen noch jezt als Zeugen ehemaliger Größe und Herrlichkeit: ringsumher kolossale Trümmer von Tempeln und Palästen, Pfeilern, Marmorsäulen und Sphinxen. Von einem der Tempel findet man, nebst dem Innern, auch mehrere, noch zierlich wohlerhaltene Vorhöfe, Gallerien und Mauern mit Basreliefs verziert. Die noch vorhandenen sehr hohen und breiten, pyramidenförmigen acht Thore, wie auch die mit hieroglyphischen Bildern bedekten Obelisken, sind aus rothem, feinpolirten Granit erbaut.

Unter diesen Ruinen findet man auch die kolossalen Reste der berühmten Memnonssäule, von welcher der schöne griechische Mythos erzählt, sie habe, von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne berührt, freudig erklungen, bey Sonnenuntergang aber klagende Trauertöne von sich gegeben.

*) Bei den jetzigen Dörfern Medinet-Habou, Hannak, Luxor und Kedime.

Der Memnonssäule gleicht fürwahr
Ein unverdorbenes Gemüth,
Das himmelrein und still und klar,
Vom Strahl des Guten und des Schönen
Zu hoher Lust erglüht,
Und selbst des Lebens herben Schmerz,
Der sonst zermalmt des Erdensohnes Herz,
Verhaucht in sanften Trauertönen.

Der Memnonssäule gleicht vor Allen
Des Dichters mystische Natur.
Auf buntverwebter Lebensflur
Sieht er wohl Vieles um sich wallen,
Doch läßt ihn das Gemeine kalt;
Es flieht vorüber ohne Spur,
Wie Lüfte ziehn durch Wolkenhallen.
Das Heilige, das Große nur
Hat zum Geweihten ihn erkoren;
Wenn dieser Strahl sein Herz berührt,
Dann wacht er auf, und neugeboren,
Im Himmelslicht verklärt,
Fühlt er ein Götterleben
Dem Innersten gegeben,
Und was von oben ihm gewährt,
Das kündet er, begluht entglühend,
Bald schmerzenbleich, bald freudebluhend,
Doch stets die Echo nur des Schönen,
In Himmelsklang und Wundertönen.

Aus einer andern Gegend Aegyptens schimmert uns in magischer Beleuchtung die Son-

nenſtadt (Heliopolis) entgegen, ſie, das Flammengrab und die Gluthwiege des, im Tode ſich unſterblich verjüngenden Phönix, des berühmteſten unter allen Wundervögeln. Er hatte zwar nie exiſtirt; deſſen ungeachtet aber bewahrte man in dem Sonnentempel zu Heliopolis eine ſehr genaue Abbildung deſſelben, wornach er an Geſtalt und Größe dem Adler glich, von dem er ſich wieder durch ſein hochrothes und goldfarbiges Gefieder unterſchied.

Der heiligen Sage nach, lebte der ſeltene Phönix, von dem jederzeit nur ein einziges Exemplar hienieden exiſtirte, in Arabien, wo er das Alter von 500 Jahren erreichte. Fühlte er, daß ſein Ende ſich nähere, ſo dachte er daran, ſeinen Tod eben ſo pompös als angenehm zu machen. Er baute ſich ein Neſt von Caſia- und Weihrauchzweigen, und erfüllte es mit dem Stoffe der erleſenſten Wohlgerüche. In dieſer lieblichen Wohnung erwartete er ſeinen Tod, welcher erfolgte, indem die Strahlen der Sonne das aromatiſche Lager entzündeten und ihn verzehrten. Sein Körper ward ein Raub der Flammen, aber die ihm innewohnende Kraft blieb unverſehrt. Als ſein eigener Vater, ſich ſelbſt aus ſeiner Aſche erzeugend, ging er aus der Gluth hervor. Die irdiſchen Uiberreſte ſeines vorigen Daſeyns begrub er

in ein aus Myrrhen geſtaltetes Ey, welches er, der ihm befreundeten Sonne dankbar, die ihren Tempel zu Heliopolis, trug.

Die gelehrten Ausleger haben ſehr klar und unendlich weitläufig bewieſen, daß dieſer Phönix, ſein Tod und ſeine darauf folgende Wiedergeburt, nach der Weiſe der ägyptiſchen Hieroglyphik, blos die ſinnbildliche Darſtellung der Periode des groſſen Sonnenjahrs ſey, folglich in das myſtiſche Fach der Zeitrechnung dieſes Volkes gehöre. Uns kann die Dichtung von dieſem herrlichen Wundervogel auf jeden Fall lieb und anziehend bleiben, weil ſie das treffendſte Bild in ſich ſelbſt gegründeter, unvergänglicher, ſich aus ſich ſelbſt erneuernder Geiſteskraft und Geiſtesjugend darſtellt, die, hocherhaben über das Irdiſche, keinem Alter, keinen Stürmen des Schikſals erliegt, und ſelbſt vom Tode in ein neues Leben übergeht.

Fünf und zwanzigster Brief.

Gestalt und Charakter des Aegypters. Zustand des weiblichen Geschlechts. Seltsames Mittel zum haut-gout der Freude bei Gastmählern.

Wir haben die Natur und einige Merkwürdigkeiten des Landes betrachtet, und wenden uns jezt an seine Bewohner, deren Charakter, Gebräuche und Verfassung.

Ihrer körperlichen Gestalt nach gehörten die Aegypter keineswegs zu den schöngebildeten Völkern der Erde. Sie waren hager; das olivenfarbe Gesicht, der schmale geschorne Kopf, die vorspringenden Kinnladen und die diken Lippen gaben eben keinen freundlichen Anblik, und krumme Beine trugen zur Verschönerung des Ganzen nichts bei.

Das weibliche Geschlecht erschien als das wohlbeleibte, fette, etwas rosenharige Gegenstük der dürren Männer. Sein Zustand in den höhern Klassen war, wie in allen Harems-Ländern, eine glänzende Sklaverei. Die Frauen der Vornehmen durften nicht einmahl Schuhe tragen, damit ihnen die Kunst zu Hause zu bleiben, etwas erleichtert wurde. In den untern Ständen fand sich gerade das umgekehrte Verhältniß. Der Mann mußte, — wenn anders Herodot die Wahrheit erzählt — schon bey der Trauung seinem Weibe das ver-

ſprechen, was bei uns die Frau dem Manne an der Schwelle des ehlichen Lebens — wenigſtens verſpricht: — Gehorſam und Unterwürfigkeit. Das Sprichwort ſagt: »ein Wort ein Mann!« Hiernach möcht' es faſt ſcheinen, als wären die ägyptiſchen Männer in ihrer Zuſage genauer geweſen, als viele unſrer europäiſchen Schönen es heut zu Tage ſind. Dieſem Verſprechen gemäß, ſoll die ägyptiſche Frau das häusliche Regiment in aller Form Rechtens ausgeübt haben. Sie trieb Kauf und Handel und überhaupt alle Geſchäfte außer dem Hauſe, indeß der weibliche Gemahl gar emſig am Spinnroken ſaß.

Eben ſo hatten auch nur die Töchter die Verpflichtung, für den Unterhalt ihrer greiſen Eltern zu ſorgen. Wie manche moderne Frau beweiſet dem Gatten ihre echte altägyptiſche Abkunft, verſetzt ihren Wirkungskreis außer das Haus, und wird — geſtützt auf den Geiſt der gerühmten Humanität unſers Zeitalters — eher alles Andere, als ein echtes Weib!

*

Die Gemüthsart der Aegypter, — ganz das Gegentheil von jener der heitern, lebhaften, geflügelten Griechen — ſcheint noch mehr das Werk ihrer politiſchen Verfaſſung, als die natürliche Folge des feuchten Klima geweſen zu ſeyn. Ihr dü-

sterer, an Schwermuth grenzender Ernst verdrängte zwar aus ihrem Herzen nicht die Gutmüthigkeit, wohl aber den Frohsinn, indem er zugleich dem Geiste alle Lebhaftigkeit raubte. Zu dieser finstern Stimmung gesellte sich, wie das meistens geschieht, eine ziemlich starke Dosis von Stolz und Mißtrauen. Die von den heitern Griechen so gepriesene Gastfreiheit blieb daher dem Aegypter ganz unbekannt. Er genoß mit keinem Fremden die Freude des gemeinsamen Mahles, die uns Homer so reizend mahlt. Hunde und Katzen waren seine täglichen Tafelgenossen.

Diese Leute, die uns von den griechischen Historikern, ihrer Schwermuth ungeachtet, als sehr starke Esser und Trinker beschrieben werden, wußten die Freude des Sinnengenusses bei ihren Gelagen mit der ihnen eigenen Melancholie auf eine sonderbare Weise zu vereinigen. Dieß geschah vorzüglich dann, wenn sie Gäste hatten. Da wurde ein Sarg mit einer Leiche — entweder einer wirklichen oder einer nachgebildeten — in das Gemach gebracht, um die Tafel herumgetragen, und jedem Anwesenden gezeigt. Dabei wiederhohlte ein eigener Ausrufer unaufhörlich die Worte: »Genießet Trank und Speise, und lasset euch wohl geschehen! denn sobald ihr gestorben seyd, werdet ihr dieser Leiche gleichen.« — Heut zu Tage dürfte eine

ſolche Erſcheinung, die dem Aegypter das Mahl würzte und einen wahren Lebens-haut-gout gab, ohne Zweifel das ſicherſte Mittel ſeyn, die ganze Tiſchgeſellſchaft entweder zu verſteinern, oder zu einer allgemeinen Flucht zu bewegen.

Der Aegypter war, wie das melancholiſche Temperament es in der Art hat, treu ergeben dem Alten und Herkömmlichen, gutherzig, duldſam und friedlich, aber auch fürchterlich, wenn ſein endlich ausgebrochener Zorn hoch aufloderte; er konnte dann bis zu gräßlicher Wuth entarten, und ſeine Rachſucht erloſch am Grabe nicht. Uebrigens machte ihn ſein melancholiſches Weſen wohl zu ſtillem Forſchen im Labyrinth einer geheimnißvollen Philoſophie geneigt, aber die Phantaſie erſtarb, unfähig genialer Aufflüge, und die ſchönen Künſte, Griechenlands holder Schmuk, konnten hier keine Wurzel gewinnen.

Sechs und zwanzigster Brief.

Aegyptisches Kastensystem. Priester und Krieger.

Die Aegypter, berühmt durch ihre mystische Weisheit und durch ihr gutes Bier, zeigten sich in allen Dingen als Freunde der strengsten Ordnung. Das ganze Land bestand aus drei Haupttheilen, deren einer dem König unmittelbar gehörte, indeß die zwei andern zum Unterhalt der Priester und der Krieger bestimmt waren. Jeder von diesen Haupttheilen war wieder in kleinere Distrikte abgetheilt, welche Nomen hießen. Jeder Nomos hatte seinen eigenen Haupttempel, seine besonderen Feyerlichkeiten und Formalitäten.

So wie das Land in Nomen, so waren seine Bewohner, nach Art der Hindus, in Kasten eingeklemmt. Die erste dieser Kasten begriff den Priesterstand; hierauf folgten die Krieger, dann die Gewerbsleute, die Schiffer, die Landleute, die Hirten, die Fischer, endlich die Dollmetscher oder Mäkler. Nebst diesen finden wir hier auch eine Art von indischen Parias — die Schweinhirten, die man so allgemein und so sehr verachtete, daß sie von der bürgerlichen Gesellschaft getrennt leben mußten, ja nicht einmahl die Tempel besuchen durften. Der Grund davon lag in dem Abscheu, welchen die Aegypter vor dem

Schweine hegten, und der so groß war, daß wenn einer ein solches Thier nur zufällig berührt hatte, er sogleich zum nächsten Fluß rannte, und sammt der Kleidung hineinsprang, um sich schnell zu reinigen. Mit der moralischen Reinigung sind Viele nicht so eilig!

Die Kriegerkaste wohnte in den, ihr zum Unterhalte angewiesenen Ländereien beisammen. Sie erhielt hier jährlich ihr bestimmtes Maaß an Brot, Fleisch und Wein, durfte aber dafür keine andere Beschäftigung treiben, als die unmittelbar zum Kriegshandwerk gehörte. Durch dieses Beisammenleben in fortwährender Uibung konnte ein Heer allerdings flugs marsch- und schlagfertig, wie aus der Erde gewachsen, dastehen. Dieser Vortheil hätte aber viel wichtiger seyn können, wenn die Aegypter — im Ganzen genommen — von etwas weniger zaghafter Natur gewesen wären.

Die sehr zahlreiche Priesterkaste ist doppelt merkwürdig, weil sie zugleich die herrschende war. Ihr mächtiger Einfluß wuchs durch die Erblichkeit der Priesterwürde. Der bedeutendste Vorzug aber lag in folgendem Umstande: Die königliche Würde war erblich; traf es sich aber dennoch, daß ein König gewählt wurde, so nahm

man ihn ſtets aus der Kaſte der Prieſter oder der Soldaten.

War der Gewählte ein Krieger, ſo nahmen ihn die Prieſter ſogleich in ihren Orden auf, und er ward in ihre Geheimniße eingeweiht. Größtentheils alſo war der Pharao (König) ein gebornner Prieſter, und ſtets umgeben von Prieſtern, zuerſt als ſeinen Erziehern und Lehrern, dann als Räthen und Verwaltern der wichtigſten Staats- und Hofämter.

Der Oberprieſter genoß mit dem Pharao beinahe gleiche Vorzüge; ſo hatte er z. B. das Recht, gleich dieſem einen Zepter zu tragen.

Eine ſchöne Eigenſchaft der ägyptiſchen Prieſter war ihre ungemeine Sorgfalt für Reinlichkeit und Mäßigkeit. Sie trugen deshalb keine wollenen Kleider, wie die übrigen Kaſten, ſondern ein Gewand von feiner, blendend weißer Leinwand, nahmen zweimahl des Tags und zweimahl in der Nacht kalte Bäder, und ſchoren ſich jeden dritten Tag die Haare am Kopfe und am ganzen Leibe. Am frühen Morgen und gegen Mittag zündeten ſie, die Luft zu reinigen, Feuer mit köſtlichem Rauchwerk an, und erfüllten ihre Gemächer mit den Wohlgerüchen aromatiſcher Kräuter. — Ihre Diät war ſehr ſtreng. Jedes Nahrungsmittel,

durch deſſen Genuß Enthaltſamkeit und Geiſtesanſtrengung gefährdet werden konnte, vermieden ſie ſorgfältig, ſo z. B. ſelbſt das Salz, als ein Reizmittel der Eß- und Trinkluſt, alle Arten von Fiſchen u. m. a. Um den Abſcheu vor dem Weine zu beſtärken, erklärten ſie: Die Reben wüchſen nur aus den mit Erde vermiſchten Leichnamen jener Giganten, die ſich in bösartiger Verwegenheit erfrecht hatten, die Götter zu beſtürmen, von welchen ſie zerſchmettert wurden. Sie vermieden ſogar Alles, was fett machen kann; denn der Körper ſollte, nach ihrer Lehre, nur eine leichte Hülle der Seele ſeyn, damit das göttliche Weſen in uns nicht der darnieder gedrükte Sklave des Irdiſchen werde.

So wie durch ihre ganze Lebensweiſe, ſuchten ſie auch durch ihr Aeußeres zu imponiren, durch ernſte Züge ohne Lächeln, abgemeſſene Schritte und feyerliche Geberden; ſo verbargen ſie z. B. die Hände ſtets unter dem Gewande. Einen Theil der Nacht widmeten ſie der Beobachtung des geſtirnten Himmels; die übrigen Wiſſenſchaften gehörten dem Tage. Ihr Anſehen ſtüzte ſich auf einen zweyfach feſten Grund: den ausſchlieſſenden Beſitz der wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, wodurch ſie auf den beſſern Theil der Nazion wirkten, und die Machinazionen: Orakel, Weiſ-

Univ. Bibl. München

ſagungen, Nativitätſtellungen, Traumdeutereien u. dgl., die den Pöbel in Staunen und Furcht ſezten.

Der mächtige Einfluß aber, und der Ruhm, welchen ſie in der ganzen alten Welt genoßen, verloren ſich allmählig wieder. Die vorzüglichſten Urſachen dieſes Verfalls ſcheinen theils in ihrer übermäßigen Herrſchbegierde, theils in ihrer gehäßigen Uneinigkeit gelegen zu haben. So kamen ſie endlich ſo weit herab, daß in den Zeiten, da Rom den Gipfel ſeiner Weltherrlichkeit erreicht hatte, die Prieſter der Iſis und der ſyriſchen Göttin in den römiſchen Provinzen bettelnd umherzogen, und denjenigen, die ihnen die verlangte Habe verweigerten, böſe Geiſter in den Leib zu jagen drohten.

Sieben und zwanzigster Brief.

Lebensweise der Pharaonen. Allgemeine Volkstrauer.

Die Betrachtung des Zustandes der ägyptischen Priesterschaft führt uns, ohne den geringsten lyrischen Sprung wagen zu müssen, geradewegs zur Staatsverfassung Aegyptens, die ganz hierarchisch war. Den stärksten Beweis, daß sie zu ihrer Zeit unter die vorzüglichsten gehörte, finden wir darin, daß Griechenlands Philosophen und Staatsmänner dahin reiseten, um jene Gesetze und Einrichtungen kennen zu lernen und zum Theil für ihr Vaterland zu benützen.

Hier stellt sich uns vor allem eine Seltenheit entgegen, die vielleicht kein anderes Reich der Erde je aufzuweisen hatte: die strenge Ordnung in der täglichen Lebensweise, die der Pharao mit beispielloser Genauigkeit beobachten mußte. Die Vorschriften, welche in dieser Hinsicht bestanden, erstrekten sich fast auf jedes kleinste Geschäft, auf jede Stunde des Tages und der Nacht, im häuslichen sowohl als im öffentlichen Leben.

Mit Sonnenaufgang erhob sich der Pharao von seinem Lager. Nach genommenem Bade las er die aus allen Theilen seines Reiches eingelangten Berichte. Mit dem Prunk der königlichen In-

signien geschmückt, begab er sich nun, von seinem Hofstaat umringt, feyerlichen Zuges in den Tempel. Nachdem hier die gewöhnlichen Opfer und Gebethe vollendet waren, hielt der Oberprieſter eine Rede über die Tugenden und Pflichten eines Königs. Dieſe Reden ſcheinen in ihrer Art Meiſterſtücke ſeiner Klugheit geweſen zu ſeyn. Tadeln konnte und wollte der Oberprieſter den Pharao nicht. Er gab ſich alſo den Schein einer Freymüthigkeit, die man auf den erſten Anblick für verwegen halten konnte, indem er die Fehler, die ſich dem Pharao etwa zu Laſt legen ließen, heftig rügte, dann aber eine Wendung nahm, und den Pharao entſchuldigte, weil dieſer nicht Alles ſelbſt ſehen und hören könne, und das Böſe nie aus böſem Willen vorſätzlich, ſondern nur aus Uibereilung oder Unwiſſenheit verübe, wenn er durch die übeln Rathſchläge von Schmeichlern und verkappten Böſewichtern dazu verleitet werde. Alle Schuld, daß das Volk vielleicht nicht ganz ſo glücklich ſey, als es ſeyn könnte und ſollte, wurde nun auf die Schultern ſchlechter Räthe, und Diener gewälzt; den Pharao ſelbſt ſuchte der Redner, mit Vermeidung aller Rüge, (die den Menſchen überhaupt gewöhnlich mehr erbittert als beſſert) durch das Lob, auf deſſen glänzenden Schwingen er ſeine wirklichen Tugenden

und guten Handlungen emporhob, in eine begeisternde Stimmung für das Gute, Wahre und Edle zu versetzen. Man sollte glauben, der tägliche Gebrauch einer solchen Seelenarzney könnte nicht ohne alle heilsame Wirkung geblieben seyn! Vielleicht wäre es nicht so übel, solche tägliche Frühreden in manchen Familien einzuführen! Würden sich aber wohl auch die rechten Oberpriester oder Oberpriesterinnen dazu finden? —

Die auf solche Art aufgestellten edlen Grundsätze erhielten einen bedeutenden Zuwachs an Stärke durch die ihnen sogleich beygefügten praktischen Beyspiele, indem der Oberpriester nach geendigter Rede die Geschichtsbücher aufschlug, und dem Pharao die rühmlichsten, nachahmungswürdigsten Thaten großer Männer vorlas.

Unter den, an jedem Morgen erneuerten Maximen befanden sich, um nur ein kleines Beispiel anzuführen, die folgenden: »Keiner gefährlichen Leidenschaft nachhängen; keinen Unterthan aus Leidenschaft oder Eigennutz bestrafen; die Urtheile einzig nach dem Ausspruche des Gesetzes fällen; sich vor Uebereilungen hüthen; das stolze Gemüth dem Gesetze der Pflicht unterwerfen; u.s.w.

Den übrigen Theil des Tages hindurch war der Pharao nicht nur in allen öffentlichen Angelegenheiten, sondern auch in seinem Privatleben,

ſelbſt in gleichgültigen Dingen, an beſtimmte Vorſchriften und Stunden gebunden. Seine Tafel war mit ſolcher Sorgfalt für Erhaltung der Geſundheit des Körpers und der Seele durch höchſte Mäßigkeit beſtellt, als ob ein Arzt und ein Philoſoph gemeinſchaftlich den Speiſezettel gemacht hätten.

Seltſam klingt dieſe Einrichtung, noch ſeltſamer aber die Sage, daß die Pharaone — weit entfernt, darin einen läſtigen Zwang zu finden, — ſie vielmehr als ſehr wohlthätig für das Reich und — für ſich ſelbſt erkannten. Doch ſagt uns die Geſchichte, daß auch viele Pharaonen, vom Pſamitich angefangen, ſich über die Strenge mancher hundertjährigen Vorſchrift hinwegſezten.

Jenes goldene Zeitalter Aegyptens währte alſo gerade ſo lange, als — die goldenen Zeitalter überhaupt währen, das heißt, — nicht lange. Auch mußte es ſchon deshalb nothwendig kürzer ſeyn, weil alles Sittlich-Vortreffliche das reine Produkt moraliſcher Freyheit ſeyn ſoll, folglich, wenn es durch irgend eine Art von Formzwang hervorgebracht wird, unmöglich lange beſtehen kann.

Die ägyptiſchen Pharaone ſollen ſich eines ſehr hohen Grades der Volksliebe zu erfreuen gehabt haben. Ob dieſe Liebe gewöhnlich ſchon

während ihres Lebens in vollen Flammen auflo-derte, weiß man zwar nicht so bestimmt; gewiß ists aber, daß sie sich als Trauer nach ihrem Tode splendid zeigte. Ob aber diese allgemeine Trauer mehr Sache des Herzens oder landesübliches Zeremoniel war, läßt sich wieder nicht so genau angeben. Auf jeden Fall mußte ihr Anblick wenigstens sehr grandios seyn. Sie dauerte 72 Tage. Das Geringste dabey war, daß während dieser Zeit kein Fest gefeyert wurde. Aber, Emilie! wie wäre Ihnen zu Muthe, wenn Sie nun so viele Tage hindurch keine einzige schmakhafte Speise genießen dürften und sogar Ihr Bette entbehren sollten? ja noch mehr, Ihre schönsten Kleider zerreißen und Ihrer seidnen Loken kastanienbraune Fülle mit Staub und Erde bestreuen und grausamlich verunstalten müßten?

Um Sie für den Unmuth, den ein so quälendes Bild hervorbringen muß, etwas zu begütigen, will ich Ihnen zum Schlusse des Briefes noch kurz und geschwind erzählen, daß man den Königinnen, zum Andenken der guten Göttin Isis und ihres wohlthätigen Erdenlebens, noch mehr Ehrerbiethung erzeigte, als den Pharaonen selbst.

Acht und zwanzigster Brief.

Aegyptische Gesetze und Strafen.

Heften Sie nun auch, schöne Emilie, einige Blike auf die Gesetze der alten Aegypter, nur in so fern es nothwendig ist, um sich daraus zu überzeugen, welche Rükſicht man in jenem schwülen Lande der Vorwelt auf die moraliſche Schönheit und Würde des Menſchen nahm; denn dahin geht ja auch die Tendenz der häuslichen und mütterlichen Geſetzgebung, welche jede Frau im Kreiſe ihrer Angehörigen mit Heiligkeit ausüben ſoll.

Alſo nur einige von den Ausſprüchen des Geſetzes:

Der falſche Ankläger mußte dieſelbe Strafe leiden, welche den Angeklagten getroffen hätte, wäre er des ihm angeſchuldigten Verbrechens wirklich überwieſen worden.

Bey den alten Römern hatte der Vater das Recht, ſein Kind zu tödten. Ganz entgegen dieſem häuslichen Schrekensſyſtem, wurde in Aegypten der von den Eltern begangene Kindermord ſo gräßlich beſtraft, daß der Mörder den Leichnam des Gemordeten drey Tage und Nächte hindurch in ſeinen Armen halten mußte, gleichſam als

ſollte Verzweiflung über ſeine eigene Unthat ihn todten. —

Ein Gläubiger hatte nur auf das Eigenthum des Schuldners ein Recht, nie aber auf deſſen Perſon, indem dieſe als dem Staate allein angehörig betrachtet wurde. Der Gläubiger konnte daher den Schuldner nie in das Gefängniß bringen laſſen. Dagegen aber mußte der Schuldner dem Gläubiger — nicht etwa eine Schuldverſchreibung in aller Form Rechtens ausſtellen, ſondern er war verpflichtet, demſelben ein Unterpfand zu geben, und zwar ein heilig gehaltenes — den balſamirten Leichnam ſeines Vaters, weil man vermuthete, daß er für deſſen Wiedereinlöſung alles thun werde, was in ſeinen Kräften ſtehe. That er es dennoch nicht, ſo ward nicht nur ihm ſelbſt, ſondern auch ſeinen Deszendenten die Ehre des Begräbniſſes verweigert.

Die Todesſtrafe ward zuerkannt dem Meineidigen, und jedem, der überwieſen wurde, daß er ſich dem Fundament aller Laſter — dem Müßiggang — ergebe, oder ſeinen Unterhalt auf unerlaubte Art erwerbe; endlich dem Mörder, ſelbſt wenn er den Mord an einem Sklaven verübt hatte. Dem Mörder gleich geachtet wurde, wer einen Menſchen auf der Straße morden ſah, ohne dem Angefallenen zu Hülfe zu eilen.

Vater- und Muttermörder wurden zerrißen, und dann verbrannt.

Häufiger als die Todesstrafe war die geſetzliche Strafe der Verſtümmelung. So wurde Staatsverräthern die Zunge ausgeſchnitten, überwieſenen Betrügern die Hände abgehauen, Ehebrecherinnen die Naſe weggenommen, und der Ehebrecher ward mit tauſend Stockſtreichen gezüchtiget.

Den gerichtlichen Verhandlungen in Prozeßſachen war ein ſehr kurzer und gerader Weg vorgezeichnet, und dem liſtigen Spiel der Chikane ſchon dadurch vorgebeugt, daß keiner Parthey in einer Streitſache mehr als zwey Schriften geſtattet waren. Die Kundmachung des Urtheils geſchah mit großer Feyerlichkeit, indem der Oberrichter, an deſſen Halſe ein mit Edelſteinen geſchmüktes Bild der Wahrheit an einer goldnen Kette hing, denjenigen, dem das Recht zuerkannt wurde, mit dieſem Talisman berührte.

Neun und zwanzigster Brief.

Thiervergötterung. Heutige Spuren dieses Götzendienstes. Thier- und Magen-Orakel. Typhons-Menschen. Osiris und Isis, die Milden.

Religiöse Schwärmerei hat wohl schwerlich jemahls in irgend einem Lande einen höhern Grad erreicht, als in Aegypten. Vorzugsweise zeigte sie sich hier in der Verehrung der Thiere, welche daher auch in keinem Theil der Erde eine so angenehme Existenz hatten, als in der Heimat des Nilflusses. Wenn man folglich von der ägyptischen Religion spricht, so gilt dieses vor allem dem heiligen Thierdienste. Die Ursache dieser sonderbaren Verehrung fand der Pöbel in dem Glauben, daß die Götter von jeher Thiergestalten anzunehmen, und also maskirt unter den Menschen umher zu wandeln pflegten. Der weisere Theil der Nilbewohner leitete diesen Götzendienst daraus ab, daß die Thiere den Menschen so großen und so vielfältigen Nutzen gewährten, und überdieß theils Lieblinge, theils Sinnbilder der Götter und ihrer Wohlthaten seyen. So z. B. galt der Stier als ein Sinnbild des Akerbaues, der Goldkäfer als ein Sinnbild der Gottheit selbst. Und so geschah es denn, daß die berühmten und vergötterten drey Stiere Apis, Mnevis, und Anubis, gleich

den Krokodillen und Flußpferden eigene Tempel und Altäre hatten. Der erste dieser drey Götterstiere ertheilte sogar stumme Orakelsprüche, indem er das Futter, welches der kniende Befrager ihm darreichte, annahm oder verschmähte. Es pflegt wohl noch jetzt zu geschehen, daß manche Angelegenheit durch einen leeren oder vollen Magen eine ganz andere Wendung erhält! Man kann also allerdings eigene Magen-Orakel annehmen;

Es gibt ja Viele, die befragen
Bei Allem, was sie thun, zuerst den — Magen!

Wer — es mochte nun ein Eingeborner oder selbst ein Fremder seyn — eine Katze mit oder ohne oder sogar gegen seinen Willen tödtete, konnte der Wuth des Pöbels und dem Tode kaum entgehen. Nicht minder wurde auch der Vogel Ibis und der Habicht verehrt, weil sie zu der — Aegyptens heißem Klima höchst nöthigen Reinigung sehr viel beitrugen, indem sie das von den zurück gebliebenen Sümpfen des Nilflusses in Menge erzeugte Ungeziefer, Heuschreken, Schlangen, und Scorpione, die berüchtigten Landplagen! auffraßen.

Das Krokodill wurde so heilig gehalten, daß jede ägyptische Frau es für ein Glück hielt, wenn ein solcher Abgott ihr Kindlein zu verschlingen be-

liebte. Der Löwe zu Leontopolis (Löwenſtadt) hatte beim Mittagsmahl eine eigene Tafelmuſik. Für Hunde, Böke, Wölfe und andere Arten von Thiergötzen gab es eigene Gebäude und öffentliche Verſorgungsanſtalten. Den zahmen Thieren wurden in Privathäuſern die ſchönſten Gemächer eingeräumt und die erleſenſten Speiſen vorgeſezt.

Das Auffallendſte bey dieſem Thierdienſte ſcheint mir zu ſeyn, daß er ſich durch ſo viele Jahrhunderte erhalten hat, und daß ſelbſt in den gebildetſten Ländern Europa's und ſogar in unſern aufgeklärten Tagen noch unverkennbare Spuren deſſelben häufig zu finden ſind. Und wenn einſt die Götter hienieden in Thiergeſtalten einherwandelten, ſo fehlt es jetzt wenigſtens an Menſchen nicht, die von der Natur jener Halbgötter noch viel an ſich haben.

Den reichen glänzenden Goldkäfer hält
Noch jezt für einen Gott die arme Welt.
Die Katze Schmeichelei
Macht Edelſtein aus Spreu;
Mit eigennüzig-feilem Trachten
Baut Andern ſie Altäre,
Um ſich zu Nuz' und Ehre
Die Opfer drauf zu ſchlachten.
Des mächt'gen Stieres toller Wuth
Frönt noch der Menſchlein Haſenmuth.

Man zittert vor des Apis Zorn,
Denn er dringt durch mit seinem Horn.
Und ach, der bösen Krokodile
Sieht man bei uns noch, leider, nur zu viele.
So einem Rachen kann es leicht gelingen,
Das Meiste und das Beste zu verschlingen.
Sie feyern blut'ge Menschenspiele
Noch heute, so wie einst am Nile;
Sie sind nun einmahl da, man kann sie nicht bezwingen, –
Drum heißt es Huldigung und Opfer bringen.
Ein jeder Bösewicht mit Kraft
Und jede wilde Leidenschaft —
Sie sind die wahren Krokodile,
Die man so lang verehrt,
Bis sie uns aufgezehrt.
Und freut nicht manches Damenhündchen
Im Schooß ehrwürdiger Cytheren
Sich jetzt noch göttergleicher Ehren?
Ruht nicht, genährt mit Leckerbissen,
Der Abgott auf geschwellten Kissen?
Wie manches Herrlein brachte Land und Leute
Jagdhunden — ach, zum Opfer und zur Beute!

•

So gut die Thiere es hatten, eben so übel ergieng es den Menschen mit — rothen Haaren, welche man Typhonsmenschen hieß. Dieser Typhon war der Schrekensgott der Aegypter, das Prinzip des Bösen. Ihm zur Ehre wurden an den Hundstagen drey rothhaarige Menschen öffentlich verbrannt, und ihre Asche streute man

in die Luft. Dieſe Menſchenopfer währten lange; erſt dem Amaſis, einem der ſpätern Pharaone, gebührt der Ruhm, ſie abgeſtellt zu haben.

So wie man aber vor dem Typhon, als dem feindſeligen Urheber alles Böſen zitterte, eben ſo wurden Oſiris und ſeine Gemahlin und Schweſter Iſis, als Sinnbilder des himmliſchen Segens und als die Beglücker des Landes, gleichſam als die wohlthätige milde Kraft der Natur verehrt. Deßhalb wurde auch beim erſten Erſcheinen des Frühlings vor allem ſogleich das große Feſt der Iſis von weisgekleideten, blumenbekränzten Frauen und Männern begangen, eine ſinnbildliche Feyer der zu neuem Leben erwachenden Natur. Solcher Freudenfeſte hatten die Aegypter aber nur wenige; deſto größer war die Zahl der Trauertage, wo ſie mit Wehklagen und Jammergeheul umherzogen, da ihr Gottesdienſt überhaupt die Farbe ihres eigenen düſtern National-Charakters trug.

Dreyßigſter Brief.

Todtenklage. Paradeſchmerz. Einbalſamirung. Mumien.

Ich erinnere mich, irgendwo die Bemerkung geleſen zu haben, das ganze Leben der Aegypter ſcheine nur eine lange Vorbereitung zum Sterben und eine Todesweihe geweſen zu ſeyn. Dieß finden wir beſtätigt durch die Pracht ihrer Gräber, durch die Feyerlichkeit ihrer Trauer- und Leichengebräuche, durch die an Verſchwendung gränzende Sorgfalt für die Einbalſamirung der Mumien, durch ihre ſchauerlichen Todtengerichte, und ſelbſt durch den allgemeinen Glauben an die Seelenwanderung.

Machen Sie ſich nun gefaßt, liebe Emilie, troz allen Schaudern, die Sie überfallen mögen, mit mir in das grauenvolle Nachtgebieth des Todes hinabzuſteigen, denn ich Mitleidsloſer erkläre hiemit, daß ich geſonnen bin, Sie aus dieſem Schrekensreiche nicht eher zu entlaſſen, bis Sie mir feyerlich verſprochen haben, dieſe Briefe, wenn ſie gedrukt erſcheinen, nochmahl zu durchleſen und über keine zu Ihrem Lobe eingeſchaltete Stelle mir zu zürnen: denn

So wie Sie ſelbſt ins Leben
Die ſchönſten Blumen weben,
So will auch ich durch ſolche Stellen
Mein Werkchen blumenreich erhellen.

*

Folgen Sie mir denn ſogleich an ein ägyptiſches Todtenbett, welches aber vorerſt ganz einſam und verlaſſen daſteht, weil alle männlichen und weiblichen Verwandten des Verſtorbenen nichts Angelegentlicheres zu thun haben, als mit ſtaubbeſtreuten Köpfen und aufgeſchürzten Gewändern, wehklagend und die entblößte Bruſt ſich zerſchlagend, die ganze Stadt zu durchlaufen.

Hier ſeh ich wohl des Schmerzes vorgeſchriebene Form,
Allein ihn ſelber nicht;
Denn wahrer Schmerz iſt nicht ein Prunk der Pflicht,
Und kennet keine Norm.
Er äußert ſich auf tauſendfache Art;
Der ſtärkſte aber wird im Herzen tief verwahrt.
Aegyptens Mode ſehn wir auch noch heut zu Tage;
Es eilt die ſchöne Trauernde
Mit ihrem Weh,
Mit Thrän' und Klage
Von Haus zu Haus,
Durch alle Straßen ein und aus,
Und läßt ſo gern ihr Trauern
Von aller Welt bedauern,
Wenn ihre losgelaſſ'nen Schmerzen
Wetteifernd ſtrahlen mit den Leichenkerzen.

Die echte Wehmuth weilet gern allein
Am Leichenſtein,
Und trägt mit Kraft die Schmerzen,
Weil ihr der Todte lebt im Herzen

*

Kamen die Klagenden von ihrer Trauer-Ballo-ppade zurük, ſo ward ihre erſte Sorge auf die Einbalſamirung der Leiche gerichtet, davon es drey — vielleicht noch mehrere Arten gab.

Die vorzüglichſte Art der Einbalſamirung koſtete nach heutigem Gelde ungefähr gegen tauſend Thaler. Deſſen ungeachtet aber war ſie die gewöhnliche, theils wegen der außerordentlichen Achtung der Aegypter für die Verſtorbenen, theils weil man in die prächtige Beſtattung derſelben einen beſondern Stolz ſezte, ſo daß manche Familie durch die, ihre Vermögenskräfte bey weitem überſteigenden Einbalſamirungskoſten verarmte.

Nun aber, Emilie, nehmen Sie alle Ihre Stärke zuſammen, um das Gräßliche ohne Ohnmacht anzuhören!

Am Boden hingeſtreket liegt die Leiche;
Ihr naht ein Mann
Mit einem ſcharfen Stein;
Den ſezt er in die linke Seite ein,
Und ſchneidet ein Stuck Fleiſch heraus.

Kaum aber hat er dieß gethan,
So läuft er schon, so schnell er kann,
Flugs aus dem Haus,
Denn alle die Verwandten,
Die erst still und gelassen standen,
Sie stürmen nun wie toll,
Von Zorn und Mitleid voll,
Dem Fliehenden nach und vereinen
Scheltworte mit einem Hagel von Steinen.
Doch plötzlich schweigt das Poltern und Schrey'n
Denn der Balsamirer tritt ein,
Der trotz dem Frevel, vom Vormann verübt,
Dem Leichnam bald Unsterblichkeit gibt.
Er nimmt der gedankenlosen Stirn
Ihr unbrauchbares Gehirn,
Und aus der Brust verlass'nem Haus
Hebt er die Eingeweide heraus;
Das Herz allein
Darf seiner alten Wohnung sich erfreu'n;
Es ist als ob sie sagen wollten;
Selbst die Todten sollten
Ohne Herz nicht seyn! —
Nun wird der inn're Leib mit Palmenwein
Wohl ausgespühlt
Blank und rein,
Mit Cedernöhl bestrichen,
Dann reichlich angefüllt
Mit Spezerey'n
Von auserles'nen Wohlgerüchen.
So blieb, von der Verwesung frey,
Der Todte ewig jung und neu.

O könnte man doch auch im Leben
Dem Menſchen manchmahl ſo
Ein neues Inn'res geben!
Wie wäre deß ſo Mancher froh!

Bewundernswürdig bleibt die ägyptiſche Einbalſamirungskunſt allerdings in hohem Grade. Zur vollſtändigen Zurichtung einer Mumie brauchte man beinahe vier Monate. Die ſo zu ſagen verewigte, in zarten vielfaltigen Baumwollenzeug eingehüllte und auf der Oberfläche mit Gummi überzogene Leiche war dann aber auch ein wirkliches Kunſtwerk, woran die Aehnlichkeit jedes Geſichtszuges unentſtellt, und jedes Härchen unverlezt erſchien. Die wohlfeilſte Art der Einbalſamirung beſtand darin, daß man den Leichnam ſiebzig Tage hindurch wie einen Häring einſalzte.

Jene außerordentliche Achtung und Sorgfalt für die Erhaltung der Leichen hat bey den heutigen Nachkommen jener alten Aegypter nicht nur ganz aufgehört, ſondern iſt ſogar ſo ſehr zum gefühlloſen Gegentheil ausgeartet, daß ſie das Mumienherz verkaufen und der Mumien ſelbſt ſich als Leuchten bedienen.

Ein und dreyßigster Brief.

Das Todtengericht. Pracht der Grabmähler.

Eine der geprieſenſten Einrichtungen der alten Nilbewohner war das Todtengericht, welches über jeden Verſtorbenen, ehe man ihm die heilig geachtete Freiſtätte des Grabes zuerkannte, gehalten wurde, und dem Pharao eben ſo galt wie dem Geringſten ſeiner Unterthanen.

Um der Feyerlichkeit gegenwärtig beyzuwohnen, entreiße ich einem ägyptiſchen Magier ſeinen Zauberſtab, und verſetze Emilien plötzlich an den, unfern der Stadt Memphis liegenden See Möris, deſſen reicher Fiſcherey-Ertrag zum Nadelgelde für die ägyptiſchen Königinnen angewieſen war. Und nun erſtaunen Sie!

Tiefe Stille herrſchet ringeumher.
Nur der Wellen ängſtliches Geflüſter
Scheint zu ſeufzen, leiſe,
Schauerlich, und bang und ſchwer.
In einem halben Kreiſe
An den Ufern, ernſt und düſter,
Sitzt der Todtenrichter Zahl,
Vierzig Greiſe,
Unbeſtechlich ſtreng und weiſe.
Nah' am Geſtade ſchwebt der Todeskahn;
Gehüllt in Trauerkleider, nah'n
Die Freunde mit der theuern Leiche
Um Einlaß flehend zu dem Todtenreiche.

Nun wird der Sarg frei hingestellt,
Damit das Urtheil sey gefällt,
Ob des Lebtosen reines Leben
Ihm solchen Anspruch könne geben,
Daß man des Grabes Ehre
Der Leiche feyerlich gewähre.
Tritt auf ein Kläger, dessen Munde
Die furchtbar-wahre Kunde
Begangner Freveltat entschallt,
Wird alsobald
Die fluchbeladne Leiche
Streng ausgeschlossen von dem stillen Reiche
Der Grabesstätte. Schweigend ziehn
Mit dem Geschändeten die Freunde hin
Nach ihrem eignen Trauerhause,
Und bergen seine Schmach und ihn
Dort in ehrloser dunkler Klause.
Entströmte aber keinem Munde
Eines Frevels böse Kunde,
Dann flog die Trauer schnell hinweg
Von Sinn und Kleide,
Der Schmerz verklärte sich zur Freude,
Und tausend Stimmen in dem frohen Kreise
Erschollen zu des Todten Lob' und Preise.

Nun wurde der Sarg in den Kahn gebracht, an das entgegengesezte Ufer geschifft, und in den Todtenhöhlen beygesetzt; denn es war in Aegypten streng verbothen, die Verstorbenen an irgend einem Orte zu begraben, auf dessen Boden das

Leben fruchtbringender Natur — war es auch nur ein Baum — gedeihen konnte.

Den Todten waren daher in unfruchtbare Alabasterfelsen eingehauene, mit Gemächern, Nischen, und Säulengängen versehene Höhlen, (Krypten, Katakomben), wie unterirdische Friedensstädte, zu ihren Wohnungen angewiesen, in welche man durch eine schmale Oeffnung von oben hinabstieg.

Hier standen die Mumien an den mit hieroglyphischen Bildern geschmükten Felswänden aufrecht in steinernen Särgen, an denen mehrere, mit einer durchsichtigen Materie überzogene Oeffnungen angebracht waren, durch welche man die Mumien leicht erkennen konnte, indem das Gesicht mit seinen durch die Balsamirung unverändert erhaltenen Zügen entweder frey blieb, oder auf die — aus feinstem Seidenstoffe bestehende Maske, welche den Kopf des Todten umgab, mit unverlöschbaren Farben abgebildet war.

Von ungeheurer Pracht zeugen die Gräber der Könige, deren man in den Gebirgen bei Theben noch jezt mehrere in reich ausgeschmükten unterirdischen Gewölben findet. Denon*) besuchte

*) Voyage dans la basse et la haut Egypte. Par V. Denon 1802.

acht dieſer Königsgräber, und fand daſelbſt an den Wänden viele hieroglyphiſche Figuren und hiſtoriſche Gemählde mit noch ganz friſchen Farben, Gallerien, Säulengänge, prächtige mit Säulenreihen umgebene Sarkophage, Ruhebetten von indiſchem Holze mit reicher Vergoldung und ſchönen Basreliſs, nebſt andern Geräthſchaften.

Zwey und dreyßigſter Brief.

Seelenwanderung. Männliche und weibliche Sylben. Grauſame Räthſel.

Die vorzüglichſte Urſache, derentwegen die Aegypter auf die Erhaltung der todten Körper durch Einbalſamirung, und auf die Pracht ihrer Grabmähler, welche ſie ihre ewigen Wohnungen nannten, ſo große Sorgfalt und ſo außerordentliche Koſten verwendeten, ſcheint eigentlich in dem Glauben gelegen zu haben, daß die Seele noch einige Zeit nach dem Tode mit dem Leibe vereinigt bleibe. Ja man glaubte ſogar, daß die Seelen derjenigen, die eines gewaltſamen Todes ſtarben oder kein Grab erhielten, ihre Körper gar nie verließen, ſondern ſie fort und fort trauernd und wehklagend umſchwebten.

Hatte ſich aber der Geiſt von ſeinem irdiſchen Gefährten einmahl ganz getrennt, ſo begann die Seelenwanderung, welche volle 3000 Jahre dauerte. Auf dieſer ziemlich langen und weiten Reiſe durch das ſämmtliche Thierreich mußte die pilgernde Seele von einem thieriſchen Körper in den andern übergehen, bald als Vogel ſingen und ſpringen, bald als Fiſch in ſtummer Freude dahinſchwimmen, bald mit vier Füßen dahertraben.

Das mag denn doch, liebe Emilie, ſo aller-

ley Inkovenienzen gehabt haben. Denken Sie ſich nur in die verſchiedenen Lagen ſolcher Seelenwanderer hinein! Wie läſtig wäre es z. B. wenn die Seele eines Schwätzers in einem Fiſchleib einquartiert würde, die Seele eines Tyrannen und Helden in einen Haſen einmarſchierte, die Seele eines taktfeſten und ſchlagfertig-eifrigen Philoſophen einen Eſelskopf belebte, die Seele einer keifenden boshaften Xantippe in ein ätheriſches Nachtigall-Körperchen einzöge, eine Höflingsſeele einem Wurm beigeſeelt, die Seele einer galanten, ſchönen und weichherzigen Frau in ein Thierlein von Epikurs grunzender Heerde, ein gravitätiſcher Profeſſor in ein leichtfertiges Windſpiel, ein gefühlvoller Dichter in einen hohlleibigen Polypen ohne Eingeweide, ein zierliches Fräulein in einen Rhinozeros, ein Ballettänzer in einen Elephanten, ein Opernſänger in einen Wallfiſch, ein wüthender tragiſcher Schauſpieler in eine Auſter, und ein tüchtiger methodiſcher Geſchäftsmann in einen übermüthigen arabiſchen Hengſt überſetzt würde! Das müßte doch wahrlich ſehr unbequem ſeyn!

Erſt nach Verlauf der 3000 Jahre war es der armen Seele geſtattet, wieder in einen menſchlichen Körper einzukehren.

Das ziemlich Räthſelhafte dieſes ägyptiſchen

Religionsdogma wird uns weniger befremden, wenn wir bedenken, daß die Aegypter überhaupt besondere Freunde des Räthselhaften waren. Ihre Sphinxe selbst, gestaltet als Löwen mit Menschköpfen, waren die erhabenen Sinnbilder harmonischer Vereinigung von Geist und Kraft, und deshalb auch gewöhnlich in den Vorhöfen der Tempel aufgestellt.

Diese männlichen Sphinxe sind ganz verschieden von der berühmten weiblichen Sphinx in Griechenland, halb geflügelte Jungfrau, halb Löwe, ein Symbol von List und Grausamkeit, eine thierisch-menschliche Prinzessinn Turandot, die, bei Theben gelagert, den Vorüberziehenden sehr spitzfindige Räthsel aufgab, und diejenigen, welche die Aufgabe nicht lösten, ohne Gnade und Barmherzigkeit zerriß und verzehrte.

Da nun die Zahl derer, die ein aufgegebenes Räthsel nicht lösen, gewöhnlich um drey Viertheile größer ist, als das kleine Häuflein der Löser, so können Sie sich vorstellen, Emilie, was für ein Gemetzel das mag gewesen seyn, und wie übel es den armen Thebanern erging, von welchen die grausame Sphinx eine Dosis Scharfsinn verlangte, die ihnen die stiefmütterliche Natur versagt hatte.

Eines jener unglücklichen Räthſel, welche ſo viele Lebensfäden abſchnitten, ſoll auch das folgende geweſen ſeyn:

Wer nennet mir
Das wunderbare Thier,
Das am frühen Morgen auf vier,
Mittags dann auf zwey,
Und wenn der kühle Abend weht,
Auf drey
Füßen geht?

Schon hatte die, ihrem gegebenen Wort getreue Sphinx ſich wegen Menge der Nicht-Löſer dieſes Räthſels eine Indigeſtion zugezogen, als endlich Oedip auftrat und alſo ſprach:

Jenes tragikomiſche Thier —
Es iſt der Menſch, der Erde Schmach und Zier.
Als Kind kriecht er auf allen Vieren,
Als Mann und Jüngling ſteht er feſt auf Zweyen,
Und fängt er an, des Alters Laſt zu ſpüren,
Muß ſich ein Stab als dritter Fuß ihm leihen.

Der guten Sphinx, welche ſehr darauf gerechnet zu haben ſchien, daß der Menſch ſich ſelbſt am wenigſten erkenne, fiel dieſe Löſung ſo ſchwer aufs Herz, daß ſie, in Verzweiflung gerathend, ſich von einer Felsſpitze herab ſtürzte.

Das Geſchlecht der Sphinxe ſcheint aber mit ihr keineswegs ausgeſtorben zu ſeyn, denn ſo äußerſt ſelten auch die ägyptiſchen Sphinxe heut zu Tage ſind, eben ſo häufig findet man noch die griechiſchen.

Drey und dreyßigſter Brief.

Sterndeuterey. Arzneikunde. Menge der Aerzte. Heilige Recepte. Unzerſtörbare Geſundheit der Aegypter. Naturgeſchichtliche Seltenheiten. Zauberkraft der Löwen und der Frauen. Philoſophie. Geometrie. Mechanik. Magie. Hieroglyphen.

Die Wiſſenſchaften waren beinahe ein ausſchließendes Eigenthum der Prieſterkaſte. Die Sternkunde wurde vorzüglich zu aſtrologiſchen Deutungen angewendet, um dem Menſchen aus der Conſtellazion, unter welcher er geboren war, ſeine Lebensſchickſale vorherzuſagen.

Die Arzneikunde war größtentheils Diätetik, folglich mehr auf Verhütung als auf Heilung der Krankheiten gerichtet, deren vorzüglichſten Grund man in der Uiberladung des Magens zu finden glaubte.

Die Aerzte beſchäftigten ſich daher auch größtentheils mit Vorſchriften zur Beobachtung der zweckmäßigſten Lebensweiſe durch den Gebrauch von Meerbädern, Ausleerungen und andern Reinigungsmitteln, mit Belehrungen über den Genuß der Nahrungsmittel, und mit Anordnung periodiſcher Faſten. Man erzählt, die Aegypter hätten nicht nur für jede Krankheit, ſondern ſogar für jeden Theil des innern und äußern Körpers

eigene Aerzte gehabt, deren keiner in das Fach des andern einen Eingriff thun durfte. War nun ein Aegypter von einer complizirten Krankheit befallen, so sah der Arme sich von einem kleinen Heere von Aerzten umgeben, welche noch dazu sogar gezwungen waren, sich genau an die in den heiligen Büchern vorgeschriebenen Rezepte zu halten, da auf jede Abweichung oder Neuerung die Todesstrafe gesezt war, insbesondere dann, wenn der Kranke bei der neuen Behandlungsart starb.

Man sollte fast glauben, es wären auf solche Art wenig Aegypter am Leben geblieben; das Gegentheil aber berichtet uns Herodot, welcher geradezu erklärt, die Aegypter seyen nach den Lybiern das gesündeste aller ihm bekannten Völker gewesen. Es frägt sich nun, war dieß eine Wirkung der Kunst ihrer unzähligen Aerzte, oder die Folge ihrer unzerstörbar guten Leibesbeschaffenheit? —

Wollte eine Krankheit allen ärztlichen Angriffen nicht weichen, so ward der Kranke ohne weiters an die Göttinn Isis addressirt, die ihm dann im Traume die zu seiner Herstellung nöthigen Mittel angeben mußte.

Zum Schlusse nur noch ein Pröbchen ägyptischer Arzneigelehrsamkeit! Wenn die Aerzte es für nöthig fanden, dem Kranken eine eigentliche

Herzstärkung zu geben, so wurde der Goldfinger der linken Hand mit aromatischen Salben bestrichen, denn man behauptete, es gehe von diesem Finger ein äußerst zarter und reizbarer Nerve unmittelbar zum Herzen. Wie schön ließe sich dadurch die magische Gewalt mancher Händedrüke erklären!

Die ägyptische Naturgeschichte scheint nicht weniger mangelhaft und unrichtig gewesen zu seyn; so z. B. lehrte sie den guten Leuten, die Schlange besize eine sich selbst verjüngende, unsterblich machende Kraft; der Habicht verkünde den Menschen in ihren Träumen die Zukunft u. s. w. Und denken sie sich, Emilie, nun vollends gar die Vermessenheit der frevelhaften ägyptischen Naturforscher! Die Verwegenen erkühnten sich das, was wir dem weiblichen Auge allein zugestehen, — die Kraft, mit dem Blike zu bezaubern, — dem Löwen zuzuschreiben!

Die Philosophie wurde von den Priestern in den dichtesten Schleyer des Geheimnisses eingehüllt, welches schon dadurch hinlänglich erwiesen ist, daß wir nichts davon wissen. Desto auffallender aber zeigt sich der hohe Grad, welchen Geometrie und Mechanik erreicht hatten. Man muß erstaunen, wenn man nachdenkt, wie es denn möglich wurde, beym Bau der Pyramiden so un-

geheure Steinmaſſen zu ſo außerordentlicher Höhe emporzubringen.

Eine eigene, zum Prieſterſtande gehörige Klaſſe von gelehrten Wundermännern bildeten die Magier, die dem Moſes, als er die, im Joche der Sklaverei ſchmachtenden Iſraeliten aus Aegypten führte, durch das Blendwerk ihrer Kunſtſtüke zwar viel zu ſchaffen machten, endlich aber doch erlagen, wie die täuſchenden Nebel vor den Strahlen der Sonne.

Und ſo erlag zwar jene falſche nächtliche Kunſt der Magie; es gibt aber, auch jezt noch eine, den Edelſten unter den Menſchen wohlbekannte hohe, taghelle Magie, deren Macht nie erlöſchen wird:

Dir Schönheit, und dir, Geiſtesſtärke,
Wird es immerfort gelingen,
Zauberei und Wunderwerke
Zahllos, herrlich zu vollbringen;
Doch ihre höchſte Macht wird ſich Magie begründen,
Vermag ſie's, in der Kunſt auch beide zu verbinden!

*

Ehe wir von dem Reiche der Wiſſenſchaften Abſchied nehmen, muß ich Ihnen noch erzählen, daß die Aegypter zwey Schriftarten hatten, die Buchſtabenſchrift, und eine Zeichenſchrift, (Hieroglyphen). Die leztere war den Prieſtern allein

bekannt, und gehörte für alle Werke von heiligem oder wissenschaftlichem Inhalt. Diese Hieroglyphik hatte aber gleichfalls wieder zwey Hauptgattungen, indem man entweder den zu bezeichnenden Gegenstand selbst hinmahlte, oder ihn nur sinnbildlich und figürlich andeutete. So mußte z. B. die Biene bald sich selbst, bald symbolisch einen König bezeichnen. Die Hieroglyphe eines Geyers hatte gar sieben verschiedene Bedeutungen. Der Falke war ein Symbol der Schnelligkeit, der Wiedehopf von Dankbarkeit, das Auge von Klugheit und Vorsicht. Eine offene rechte Hand bedeutete den Uiberfluß, eine geschlossene linke die Sparsamkeit, ein Palmbaum das Jahr, ein Rad die Unbeständigkeit aller menschlichen Dinge, ein Krokodil die Unverschämtheit, ein aufgeschnittener Granatapfel eine volkreiche Stadt u. s. w.

Vier und dreyßigster Brief.

Pyramiden. Der Mädchenthurm. Der Adler und der Schuh der ſchönen Rhodope.

Da die Kunſt immer aus dem Innerſten des Menſchen hervorgeht, ſo tragen ihre Produkte auch in jedem Lande die unverkennbaren Spuren des National-Charakters. So war bei den Aegyptern der Charakter der Kunſt eben ſo düſter als ihr eigener. Unſterblichkeit insbeſondere haben ſich die koloſſalen Werke ihrer Baukunſt errungen, unter dieſen vorzüglich die Pyramiden, die Obelisken, und das Labyrinth.

Die Pyramiden, nachdem Jahrtauſende an den unerſchütterlichen Steinmaſſen dahingezogen ſind, erfüllen noch jezt die Seele des Wanderers mit Staunen.

Uiber die eigentliche Beſtimmung dieſer Monumente haben die Gelehrten ſehr viel geſtritten, und haben dadurch — nicht die Sache ſelbſt — ſondern nur den alten Satz bewieſen: So viele Köpfe, ſo viele Meinungen. Die Streitenden ſind, wie dieß gewöhnlich der Fall iſt, nicht einig geworden. So wurden denn dieſe Pyramiden von Einigen — noch mit der größten Wahrſcheinlichkeit — für Grabmähler der Könige erklärt, von Einigen für unterirdiſche Tempel zur Feyer der

Mysterien; Andere hielten sie für bloße Symbole der Unsterblichkeit, noch Andere gar für Kornmagazine, u. s. w.

Bei vierzig dieser Pyramiden findet man in Mittelägypten, wo sie über den Todtenhöhlen erbaut sind, und in fünf Gruppen beisammen stehen. Die kleinsten derselben sind bei 150 Fuß hoch. Die drey größten befinden sich in einiger Entfernung von Kahira, die übrigen bei Sakkarah. Sie ruhen auf Fundamenten von Kalksteinen, mit Basalt, Granit oder Marmor belegt. Die höchste von ihnen ist über sechshundert Fuß hoch, folglich auch das höchste aller, auf unserm Planeten vorhandener Kunst- und Menschenwerke. Zweyhundert und sieben breite Stufen führen bis zu ihrer äußersten Spitze hinauf. Den deutlichsten Begriff von der ungeheuern Menge der dazu verwendeten Steinmassen gibt uns aus älterer Zeit der römische Natur- und Welt-Historiker Plinius durch die Nachricht, daß an der Erbauung der größten Pyramide mehr als einmahl hundert tausend Menschen zwanzig Jahre lang arbeiteten; in neuerer Zeit aber der französische Astronom Mouet, welcher berechnete, daß man von jenem Steinmateriale eine Umfangsmauer von mäßiger Höhe und Dike für das ganze Königreich Spanien aufführen könnte. In den weiten unterirdi-

ſchen Räumen dieſer Pyramiden befinden ſich vielerlei Gemächer und Gänge.

Solche ungeheure Rieſenwerke haben auf jeden Fall den zweifachen moraliſchen Nutzen, daß ſie den Menſchen auf der einen Seite erheben, indem ſie ihn mit der Größe ſeiner eigenen Kraft und deſſen, was er zu leiſten vermag, bekannt machen; andrerſeits aber ihn gerade wieder durch das von ihm ſelbſt Hervorgebrachte demüthigen, indem ſie ihm das Gefühl aufdringen, wie nichtig die Herrlichkeit ſeiner außer ſich geſchaffenen Werke ſey, wie ſehr ſeine eigene Kleinheit gegen jene Natur- und Kunſtgröße kontraſtire, und wie winzig er ſelbſt im Großen verſchwinde.

Eine der noch vorhandenen Pyramiden ſoll Pharao Amaſis zum Andenken an die ſchöne Griechin Rhodope haben erbauen laſſen. Dieſes Monument wird deshalb noch jezt von den Arabern das alte Gebäude des Mädchens (Harem el Bent) genannt. Von dieſer Schönen erzählen Aelian und Strabo, das folgende Anekdötchen:

Die Liebliche ſaß einſt im Bade,
Sich wiegend in dem kühlgehellen
Silberſchleyer milder Wellen;
Sie ſelbſt ſo klar und rein
Wie über ihr der Himmel ſchein;

Und um sie all
Der Flußkrystall —
Keusch brennend, wie der Mond in Fluthen,
Scherzt träumend sie mit Wasserglutben.
Nah am Rand
Der Badestelle
Ruht ihr Gewand
Lilienhelle.
Die keken Weste müh'n sich viel,
Mit munterm Spiel
Die leichte Beute
Zu entführen.
Doch was Zephiren
Nicht gelingt,
Das vollbringt
Ein Adler im Flug aus ätherischer Weite.
Er schießt geradezu
Herab auf einen — Schuh,
Und faßt, zum Schrek der Frauen,
Ihn mit den Klauen,
Und schwingt, für jeden Angstruf taub,
Sich triumphirend mit dem Raub
Schnell wie der Blitz
Empor zu seinem Wolkensitz.
Rhodope
Ruft Ach und Weh,
Und weint und lacht zugleich
Ob dem seltsamen Streich.
Ihr Leserinnen, laßt euch sagen:
Verlieret immerhin den Schuh,
Ja selbst den Strumpf dazu!

Sey ein Verluſt auch noch ſo groß,
Der größte auf der Welt
Iſt zu ertragen,
Wenn man dabei die Schönheit und den Kopf
behält.

Zu Memphis in der großen Stadt,
Saß, während dem die Frevelthat
Der Schuhgeſchichte
Verübt ward, Pharao Amaſis
Zu Gerichte,
Um ihn ein drängendes Gewimmel.
Manch' ſchöne Höflingsphraſis
Nannt' ihn des Völkerglückes Baſis,
Wenn er in zierlichen Sentenzen,
Die ihn der Oberprieſter lehrte,
Den Witz ließ glänzen,
Indeß ihn lange Weil' verzehrte.
Schon zeigte ſich — ſo meldet die Geſchichte —
Auf dem anſchwellenden Geſichte
Die Spur vom nahen Schlaf,
Als ſichs zum Glücke traf,
Daß über des Erſtaunten Haupte
Sich zeigte, der vor einer Viertelſtunde
Den Schuh der Schönen raubte,
Und nun, den Thron in weitem Runde
Umſchwebend, aus den derben Krallen
Des zarten Füßchens Schmuck zulezt
Dem König in den Schooß ließ fallen.
Der aufgewachte Pharao
Schien drüber herzlich froh;
Der Stoff war intereſſant und neu,
Und unterbrach das Einerlei.

Des Volkes Jubelschall
Pries glükverkündend diesen Fall.
Amasis sizt nun hocherfreut,
Vergessend sich und alle Welt,
Und wiegt und dreht und hält
Den Schuh, und staunt ob dessen Zierlich'eit,
Bis endlich er das Wonneschweigen bricht,
Und laut zu allem Volke spricht:
»Ihr Vielgetreuen!
Uns zu erfreuen,
Fliegt in die Wette mit dem Winde
Nach dem holden Kinde,
Deßen zarter Fuß
Mir sandte diesen Herzenskgruß.
Er, dem's der Himmel läßt gelingen,
Mir dieses Ideal zu bringen,
Erhält von mir als Ehrensold
Ein Füßchen von gediegnem Gold!« —
Nun floß ganz Aegypten,
Die Lustigen wie die Betrübten;
Man rannte und keuchte;
Tag und Nacht
Ward auf den Füßen zugebracht,
Und niemand weder aß noch schlief.
Und Alles lief
Mit allen Füßen nach dem Fuß,
Dem jener Schuh gehören muß,
Bis Einer endlich die Schöne erreichte
Ganz odemlos,
Und zu ihr sprach: »Dein Glück ist groß!
»Glüklich ist dein Schuh;
»Noch glücklicher bist du!«

Die Schöne hüpft und ſpringt vor Freude;
Und drükt den Einen Schuh ans Herz,
Und nennet ihn, halb Ernſt halb Scherz,
Ihr köſtlichſtes Geſchmeide.
Schon ſteht ſie vor dem Pharao
Und reicht ihm froh
Schuh und Hand;
Vielleicht entſtand
Nach manchem Jahr
Hieraus der Handſchuh gar.

Hier ſeufzt der Kritikus: »Da ſeht!
So ward manch nichtiges Produkt oft ſchon
Erhoben bis zu Jovis Thron!«
Hier ſeufzt der Philoſoph: »Da ſeht!
Ein Fuß wirkt mehr als mancher Kopf,
Mit oder ohne Zopf!« —
Hier ſeufzt wohl mancher Damenſchuſter:
»O hätt' ich von dem Schuh ein Muſter!« —
Hier denkt ſich manche ſchöne Frau: »Ei ſeht!
»Kann ich auch Keinen mit dem Schuh vexiren,
»Soll ihn doch mein Pantoffel dirigiren!« —

Fünf und dreyßigster Brief.

Obelisken. Das Labyrinth. Moderne Labyrinthe. Mahlerei. Sculptur. Musik und Poesie.

Den Obelisken widerfuhr zwar nicht die Ehre, noch bei der späten Nachwelt als weibliche Schuh- und Schönheits-Herolde auftreten zu dürfen; sie haben sich aber wenigstens den Ruhm erworben, noch jezt als Gartenzierden und Monumente angewendet zu werden. Diese vierseitigen, nach oben hin immer schmäler, und zulezt spizig zusammenlaufenden, spiegelhell geglätteten, und mit Hieroglyphen verzierten Granitsäulen standen an den Eingängen von Palläſten, Tempeln und Hallen, und scheinen insbesondere als Sonnenzeiger gedient zu haben, eine Vermuthung, welche durch die Bedeutung des orientalischen Wortes Obelisk, »Finger der Sonne«, viele Wahrscheinlichkeit erhält. Auch diese Monumente hatten eine beträchtliche Höhe — von zwölf, bis hundertachtzig Fuß.

An dem, von Kunstfleiß der Menschen gegrabenen See Möris stand das unter dem Namen des großen Labyrinths bekannte Gebäude. Manche Schriftsteller des Alterthums ermangelten nicht, von diesem vielbewunderten Werke uns viel Fabelhaftes zu erzählen. Es war von polirtem

Stein erbaut, und ſoll aus zwölf prächtigen, in einander verſchlungenen Palläſten beſtanden haben, von denen man immer aus dem einen in den andern kommen konnte. Es war gleichſam mit dem Himmel und mit der Unterwelt in Berührung geſezt. Fünfzehnhundert Gemächer im obern, mit Ausgängen auf die mit flachen Dächern verſehenen Theile des Gebäudes, waren mit eben ſo vielen unter der Erde in ſo vielfach gewundenen Krümmungen mit einander verbunden, daß man ſich wohl nicht wundern darf, wenn Jeder zwar leicht den Eingang, aber deſto ſchwerer den Ausgang fand. Der beklommene Wanderer, welcher ſich in dieſem ſteinernen Netze verfangen ſah, möchte wohl ungefähr die nähmliche Empfindung gehabt haben, welche uns Alltagsmenſchen von ſchlichter geſunder Vernunft ergreift, wenn wir ſo manches philoſophiſche Werk der neueſten Zeit leſen; nur findet dabei der große Unterſchied Statt, daß wir uns bei den leztern — hierin Gegenſtüke des Labyrinths — leichter heraus — als hineinfinden.

An berühmten Baumeiſtern moderner Labyrinthe fehlt es auch außerdem nicht. Beweiſe davon liefern ſo manche Schnekengewinde des Geſchäfts-Schlendrians, und die Spinnengewebe mancher Kokette, ſo viele in den Irrgärten der Liebe taumelnde Cavaliere, ſo viele labyrintiſch-

unterirdische Nachtpaläste der Mystiker u. s. w. Das älteste und größte aller uns bekannten Labyrinthe bleibt aber immer das Labyrinth der Geschichte, in welchem ich Sie herumführe durch die vielverschlungenen Windungen aller Völker und Zeiten. Der gnädige Himmel lasse uns hier, so wie im Labyrinthe des Lebens, glücklich einen Ausgang finden!

Uiber die eigentliche Bestimmung des alten ägyptischen Labyrinths gibt es eben so viele verschiedene Meinungen, als über jene der Pyramiden. Bald soll es ein prächtiges Denk- und Grabmahl von zwölf Königen gewesen seyn, bald ein Tempel, bald ein Pallast. Spuren der alten Herrlichkeit findet man noch heut zu Tage an den Ruinen dieses Gebäudes. Einige bedekte Gänge, von gewaltigen Pfeilern gestüzt, hohe mit Marmor getäfelte Prunksäle, hundertfünfzig andere Gemächer und Kammern, leider! größtentheils mit Schutt angefüllt und deßhalb unzugänglich rufen dem Wanderer die große Lehre von der Nichtigkeit aller Erdengröße zu, und die Anweisung an ein Höheres, das ewig bleibt.

Alles, was wir von der Mahlerei und Bildhauerkunst zu lesen, oder in Fragmenten und Zeichnungen hie und da zu sehen bekommen, beweiset den Hauptfehler, daß die Werke dieser beiden

Künſte mehr mit der Hand gemacht, als vom Geiſte geſchaffen waren, ohne geniale Freyheit künſtleriſchen Aufſchwungs, mühſam gepinſelt und gemeißelt von einem fleißigen, vom Vater auf dem Sohn vererbten Mechanismus. Und wirklich mußten auch die Künſtler bei all ihren Produktionen einen, von den Geſetzen genau vorgeſchriebenen Styl beobachten, und durften von den Formen ihrer Vorgänger ſelbſt nach mehr als tauſend Jahren nicht abweichen. Die Mahler zeichneten alle Figuren im Profil, ohne Leben, ohne Wahrheit und Ausdruk. Für bewunderungswürdig aber wird ihre friſche, faſt unvergängliche Farbengebung erklärt, wovon ich Ihnen ſchon bei den Mumienlarven ein auffallendes Beiſpiel erzählt habe.

Um von der ägyptiſchen Mahlerei und Sculptur ſo geſchwind als möglich den deutlichſten Beweis zu bekommen, bitte ich Sie, Emilie, ſich eine menſchliche Figur mit geſenkten, am Leibe wie angewachſen liegenden Armen, geſchloßenen Füßen, platter Stirne mit gleich platten Augen, feſt zuſammengedrükten Lippen, hochſtehenden Ohren u. ſ. w. zu denken. Eine ſolche weibliche Natur hätte den guten Pygmalion wohl ſchwerlich verleitet, die Götter mit Bitten um ihre Belebung zu beſtürmen!

Die kreiſchende Inſtrumental-Muſik der Aegyp-

ter scheint, den meisten Nachrichten zufolge, ganz geeignet gewesen zu seyn, den Menschen in Verzweiflung zu bringen. Die Vocal-Musik beschränkte sich größtentheils auf die Leichen- und Trauerlieder. Eben so konnte auch die Poesie, welche ein tief und starkfühlendes, oder wenigstens doch sehr bewegliches Gemüth, und ein für höheren Frohsinn empfängliches geistiges Leben erfordert, in Aegypten nie einheimisch werden. Was die poetischen Producte der alexandrinischen Schule betrifft, so waren sie, wie das früher mitgetheilte Beispiel aus dem epischen Gedichte des Apollonius von Rhodus gezeigt hat, mehr poetische Zierathen, als echte Poesie.

Und nun verlassen wir das überschwemmte Land der düstern Aegypter, um in die geschichtliche Vorhalle jenes Volkes zu eilen, dessen Urväter zuerst den einigen Gott erkannten.

Spaziergang
im
Labyrinth der Geschichte.

In Briefen an Demouſtier's Emilie.

Herausgegeben
von Chr. Kuffner.

Zweiter Band.

1. Die Wunder der Schöpfung.
2. Die Lichtgeſtalten der heiligen Vorwelt.

Wien, 1825.
Bei Tendler und von Manſtein.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Gedruckt bey
J. P. Sollinger.

Inhalt.

I. Die Wunder der Schöpfung.

Erſter Brief.

Seite.

Die Morgenröthe der Urwelt. Stärke des Glaubens. Frühandacht auf Gebirgshöhen. Stimmung der heiligen Geſchichte. Die Kloſterzelle. Gemählde der Schöpfungstage. 3

Zweiter Brief.

Der Gotteslängner. Tägliche Wiederkehr der Schöpfungswunder. 19

Dritter Brief.

Die Werke Gottes. Der Menſch. Bau des Körpers. . 24

Vierter Brief.

Das Auge. Licht. Farbenſpiel. Der Blinde. Hymne an das Licht. 33

Fünfter Brief.

Das Gehör. Schall und Ton. 46

Sechster Brief.

Geruch. Geſchmack und Gefühl. 51

Siebenter Brief.

Die Sprache. 54

Achter Brief.

Seite.

Das Mineralreich. Erdarten. Metall. Gold und Eisen, ein Gespräch. 60

Neunter Brief

Die Edelsteine 76

Zehnter Brief.

Die Pflanzenwelt. 80

Eilfter Brief.

Das Thierreich. Insekten und Gewürme. 85

Zwölfter Brief.

Die Fische. Die Vögel. Natur- und Kunsttriebe der Thiere. 95

Dreizehnter Brief.

Uebergänge in den Naturreichen. Stufenfolge der Wesen. Auferstehung. 93

II. Die Lichtgestalten der heiligen Vorwelt.

Erster Brief.

Seite.

Das Paradies. Die ersten Menschen. Die Erscheinung des Engels im Menschen. Der Sündenfall. Wohlthat der Strafe. Fluch des Brudermörders. Die Todesfluth. Völkersagen von einer allgemeinen Überschwemmung. 103

Zweiter Brief.

Das gelobte Land. Libanon. Carmel und Calvaria. Der Oelberg. Heilige Erinnerungen. Das Thal Jericho. Das todte Meer. Der Fluß Jordan. Segen des alten Palästina; Contrast mit dem jetzigen. Jerusalem. 111

Dritter Brief.

Seite.

Abrahams Wanderungen. Das Brandopfer Isaaks. Strenge Sitte der Unvermählten. Zustand des weiblichen Geschlechtes in verschiedenen Zeiten. 101

Vierter Brief.

Eliesers Brautwerbung. Isaak und Rebecca. 136

Fünfter Brief.

Jakob und Esau. Die Himmelsleiter. Jakobs Dienstjahre. Der Kampf mit dem Elohim. 141

Sechster Brief.

Joseph. Verrath der Brüder. Jakobs Trauer. . . . 148

Siebenter Brief.

Josephs Schicksale. Die Träume des Pharao. Josephs Erhebung. Versöhnung. Jakob in Egypten; sein Tod. 153

Achter Brief.

Die Leichen und Gräber der Israeliten. 165

Neunter Brief.

Moses. Qual der Mutter. Thermutis. 169

Zehnter Brief.

Die egyptischen Mysterien. Mosis Flucht in die Wüste. Die große Seele in der Einsamkeit. Der Ruf Gottes. Aaron. Die egyptischen Zauberer. Mosis Wunderwerke. Rettung der Israeliten. Lobgesang. . . . 176

Eilfter Brief.

Der Zug durch die arabische Wüste. Volks-Entartung. Lager der Israeliten. 189

Zwölfter Brief.

Josua. Erscheinung auf dem Sinai. 194

Dreizehnter Brief.

Seite.
Bogendienst. Strafgericht. Die Eroberung Canaans. Mosis Trauergesang. 197

Vierzehnter Brief.

Mosis Tod. 204

Fünfzehnter Brief.

Die Erwählten des Herrn. Canaans politische Eintheilung. 209

Sechzehnter Brief.

Geist der mosaischen Gesetzgebung. 211

Siebzehnter Brief.

Regierungsform. Feste der Israeliten: Passah. Fest der Wochen. Laubhüttenfest. Sabbath und Jubel-Jahr. Versöhnungstag. Opfer. Gelübde. Die Tochter Jephta's. 217

Achtzehnter Brief.

Der Hohepriester. Leviten. Propheten. Stiftshütte. Gnadenstuhl. Bundeslade. 224

Neunzehnter Brief.

Staatsverfassung. Gerichtshöfe. Strafen. Kleidung. Heirathen. Rache der Verschmähten. 229

Zwanzigster Brief.

Gastmahler. Speisen. Feldbau. Unterricht. Geistescultur. Musik und Poesie. 241

I.

Die Wunder der Schöpfung.

Erſter Brief.

Die Morgenröthe der Urwelt. Stärke des Glaubens. Frühandacht auf Gebirgshöhen. Stimmung der heiligen Geſchichte. Die Kloſterzelle. Gemählde der Schöpfungstage.

Gott ſprach: „Es werde licht!“ — Und es ward licht.

Im Schimmer der erſten Morgenröthe liegt die neue Schöpfung vor uns. Der Jubel unzähliger Weſen ſteigt mit lebenglühender Freude empor zu dem, der ſie ſchuf, und die Harmonie Aller verſchmilzt in eine allgemeine Dankhymne.

Glücklich, wer jene heilige Morgenröthe der Welt, jene Kindheit des Menſchengeſchlechts rein aufzufaſſen und innig zu fühlen vermag! Er muß die ihr verwandte Morgenröthe der Seele und die ewige Jugend des Gemüths bewahrt haben, muß auch, gleich Ihnen, Emilie, rein und innig fühlen, fromm und wahrhaft glauben. Für Zweifler und Klügler gibt es kein Wunder, aber auch kein Paradies. Gott bewahre uns vor dem hellen Decemberfroſt der Armen und erhalte uns die ſanfte Frühlingswärme des kindlichen Glaubens!

Der Glaube darf und kann nicht Sache des kalten sichtenden Verstandes seyn. Soll sein Wesen nicht durch jedes Lüftchen der Zweifelsucht gestört werden, so muß er aus dem innersten Herzen emporkeimen und aufsprossen gleich einer herrlichen Blume des Feldes, die zu ihrem Gedeihen nur den Thau und die Sonne des Himmels, aber keiner Kunstpflege bedarf. So zeigt er sich im unverdorbenen Menschen.

Der Glaube, der sich mit Wissen und theoretischer Überzeugung verschmelzen will, hört auf, Glaube zu seyn, indem dieser kein Product der Willkühr, sondern nothwendiges und unbedingtes Fürwahrhalten des Höchsten und Unvergänglichen ist. Den Samen des echten Glaubens legte Gott selbst in das menschliche Herz. Deßhalb blüht dem Gläubigen auch jetzt noch nur im frommen und reinen Gemüth sein unverlornes und unverlierbares Paradies.

Unser Herz nach Gott gewendet,
Wie die Sonnenblume nach der Sonne
Lernt erkennen jene höchste Wonne,
Die nicht mit dem Leben endet.
Tobt und stürmt es auch hienieden,
Wird verfolgt auch Lieb' und Treue:
Glaube wahret seinen Frieden,
Wie der Himmel über Wolken
Seine milde Ätherbläue.

Selbſt die kühnſten Menſchenwerke
Selbſt die wilde Rieſenkraft
Zügelloſer Leidenſchaft
Übertrifft des Glaubens Stärke.
Gott, Gott ſelbſt gab uns den Glauben
Gab ihn als der Zukunft Siegel
Als den ſtarken Seraphsflügel,
Daß wir aus dem dunkeln Leben
Uns zu ſeinem Licht erheben:
In Noth und Tod
Empor zu Gott!
Darum ſoll's dem Aberwitze
Und des Klüglings frechem Spott
Und des Zweiflers Meuchelkraft
Und vermeſſner Leidenſchaft
Nie gelingen, uns den Glauben
An das Ewige zu rauben!

Laſſen Sie uns denn, Emilie, eh' wir in jene himmliſche Morgenröthe der Urwelt mit ihren Wundern und Lichtgeſtalten zurückwandeln, muthig entſagen den Brandmahlen unſerer Zeit: dem kecken Eigendünkel, dem Unglauben und der Gemüthloſigkeit, die nichts weiß von Frömmigkeit und heiliger Ehrfurcht! Laſſen Sie uns ablegen alles ſpitzfindige Prüfen und Sichten weltlich klügelnden Scharfſinnes, und jenen geweihten Boden demüthig und

mit gläubigem Sinne betreten! Wer nicht glauben kann, ſey nicht mit uns!

Möge uns bei dieſer Wanderung wie einſt der leitende Stern den drei Königen aus dem Morgenlande, Göthe's ſchöner Vers vorſchweben:

„Das Wunder iſt des Glaubens liebſtes Kind."

Ferne ſey uns nun das Weltleben und der weltliche Sinn! Ferne ſey uns die Verwegenheit des krittelnden Verſtandes! Ferne der ſelbſtgefällige Übermuth des aburtheilenden Menſchenwitzes! Wir ſtehen auf heiligem Boden. So wie des Regenbogens ſtrahlende Wölbung ihre beiden Lichtpilaſter aus des Äthers Höhe auf den Grund der Erde ſenkt, eine verklärte und verklarende Erſcheinung, eine Annäherung des Überirdiſchen an das Irdiſche ohne materielle Berührung, ein Bild der herrlichen, obſchon uns unbegreiflichen Verbindung des Geiſtigen mit dem Körperſtoff: eben ſo ward jene Urwelt der Patriarchen und Propheten von den herabgeſenkten Armen der nähern, ſichtbar geoffenbarten Gottheit mit der erbarmungsvollen Vaterliebe zum kaum gebornen Säugling ſchützend umfaßt.

Unter allen erhabenen Naturſcenen vermag keine unſer Gemüth ſo zur Andacht zu ſtimmen, als der Gipfel eines noch vor Aufgang der Sonne erſtiegenen Berges. Mit jedem aufwärts führenden Schritte ſcheinen wir dem Himmel näher zu kommen. Und

iſt nun die Gebirgshöhe erſtiegen, welche fromme Schauder ergreifen dann das ſchlagende Herz und die mächtig erweiterte Bruſt! Die heilige Sabbathſtille ringsumher, nur von dem Wehen aufragender Bäume und dem Fliſtern reiner Lüfte, wie von Geiſterſtimmen, mild belebt; die bedeutungsvollen Geſtalten vielfärbig verklärter Wolken, eine geheimnißreiche Zeichenſchrift des Himmels, welcher die ätheriſche Hülle des Ewigen iſt, und endlich der goldne Aufflug der ſegenſtrahlenden Sonne, die wie ein Prieſter an den Altar des Herrn tritt und unſere Seele auf Feuerflügeln in das Unendliche emporhebt, — welcher Menſch wäre hier nicht im Stande, das Größte zu thun, deſſen der Menſch fähig iſt! Das überirdiſche Schauſpiel läßt uns fühlen, wie klein wir im Irdiſchen und zu welcher Höhe des Geiſtigen wir erkoren ſind. Wir glauben, der Erdenhülle ledig, ätheriſch in Mitte des Strahlenhimmels zu ſchweben, der wie ein zweiter Himmel in unſerm Innern aufgeht.

Ein ähnliches Gefühl bemächtiget ſich auch meiner, wenn ich jene heiligen Geſchichten der Vorwelt leſe, und eine ähnliche Erſcheinung entfaltet ſich wunderbar vor mir; denn es iſt, als läge ich in ſtaunendem Schweigen auf dem luftigen Gipfel eines hohen Gebirges, mit aufwärts ſchauenden Antlitz und ein Engel, ſchwebend im unermeß.ichen Rau-

me, zeichne mir auf die Himmelsdecke mit Purpurgluth die verklärten Gestalten jener heiligen Lebensfrühe.

Ehe wir noch die erhabenen und lieblichen Scenen der heiligen Geschichte an uns vorüber ziehen lassen, so erlauben Sie mir, holde Emilie, ein Wort von mir selbst zu sprechen. Es wäre gewiß überflüssig, Ihnen hier den Gesichtspunct bestimmen zu wollen, aus dem diese Gemählde eigentlich zu betrachten seyen; ich würde eine gänzliche Unkenntniß ihres hohen Werthes verrathen, wenn ich mich bemühte, Ihnen darzuthun, daß es sich hier nicht um kritisch sichtende Geschichtsforschungen, nicht um den gepanzerten Phalanx philosophischer Schlüsse handle. Die Schildereien, die hier zu uns sprechen, sind Sache des Gemüths; dieß wird Ihr eigenes Gefühl Ihnen kräftiger und ergreifender sagen, als ich es Ihnen beweisen könnte. Wo aller menschlicher Verstand unzureichend wird, wo alles Wissen nicht genügt, da beginnt unser Heiligstes: der Glaube! O wie wenig kennen die Gott und sich selbst, die da meinen, der Glaube sey eine Schranke des Geistes! Was zu beweisen sie vergebens ihre Denkkraft anstrengen, das erschaut der Gläubige hell und sicher in seinem Innersten.

Denken Sie sich nun Emilie (so wie ich selbst es mir gern denke), ich wäre ein Mönch an der

Gränze vom Jüngling zum Mann: ernste Liebe zur Kunst, durch echte Frömmigkeit zu hoher Flamme angefacht, lebte mir im gottseligen Herzen, und die Stille der klösterlichen Einsamkeit befreundete sich zu inniger Harmonie mit dem Frieden meiner Seele.

Klein ist meine Zelle: Vor dem runden Gitterfenster flüstert heimlichleise der Klostergarten. Der frische Hauch und der röthliche Glanz des Morgens spielen mit den säuselnden Wipfeln der dichtlaubigen Bäume und mit den sich wiegenden Kelchen der bunten Blumenbeete. Tiefe Ruhe waltet. Die Brust von Andacht erfüllt, strebt mein Geist, durch nachbildende Gemählde die heilige Urwelt zurück zu rufen, die vor seiner höhern Anschauung da liegt, wie der Klostergarten in seiner Morgenfeier vor meiner Zelle. Und so möchte ich wohl den Morgen der Menschheit mit der frischen Farbengluth des Morgenhimmels mahlen, eine Reihe herzerhebender Schildereien!

Denken Sie sich denn mich sitzend vor einer niedern Staffeley, auf welcher eine kleine schmale Tafel steht, die sich allmählich belebt und Ihnen dann eine wechselreiche Bilderfolge erhabener Lichtgestalten vorstellt.

Lodere denn empor, du reine Flamme des gläubigen Gemüths, zum Himmel, deinem Vaterland, da Wunder auf das tiefe, uns unbekannte Geheim-

niß der ewigen Naturgesetze gegründet, zahllos hervorgehen, wie die Sterne am Firmament! Jauchze, du Stimme des Herzens! Du wirst dein Echo finden im Sphärenklang, indeß die Anmaßung des Wissens untergeht in der Seligkeit des Glaubens, wie der einzelne Ton im vollen Accord.

Beuge dich, mein Knie! Senke dich, mein Haupt! Bethe an, meine Seele! Aufgeht die Welt der Wunder! Gottes Wille ist That, sein Gedanke eine Welt. Da aber des Menschen beschränkter Geist weder vom Nichts noch von der Vernichtung sich einen deutlichen Begriff machen kann, folglich auch nicht vom Schaffen aus nichts: so begnügen wir uns mit dem Glauben, daß Gott alles, was da ist, vom Nichtseyn zum Seyn hervorrief, dessen gährende Masse sich nun entwickelt, bildet und gestaltet in dem folgenden

Gemählde
der Schöpfungstage.

I.

Gehüllt in düstres Nachtgraun brütet ringsumher
Formloser Zwietracht Kampf. Obherrschend tost die Fluth.
Mit ihr und unter ihr der Keime Gährungsgluth,
Ein feindliches Gedräng', und dennoch wüst' und leer!
Zerstörung ringt und kämpft in den lichtlosen Räumen,
Und die Vernichtung will vom neuen Daseyn keimen.

Gott aber iſt das Licht und Licht ſtromt aus
Von Ihm, und fullt die Welt, ſein Haus,
Mit Himmels-Klarheit;
Denn Finſterniß iſt Trug, und Licht die Wahrheit.

O Schöpfer du des Himmels und der Erde!
Wie Nacht und Zwietracht ſchwand, als du zum Licht
ſprachſt: Werde!
Verſag' in Noth und Tod auch nicht
Dem Flehenden dein Gnadenlicht!

II.

Schon hat ſich allumwolbend
Ein glänzend blauer Bogen
Im gränzenloſen Raum
Des Himmels hingezogen.
Das erſte Morgenroth geht leuchtend auf hienieden
Und bringt der jungen Welt,
Von Purpurlicht erhellt,
Des Schöpfers Gruß und Kuß
Und Harmonie und Frieden.
Rings waltet des Entzückens heil'ges Schweigen;
Voll Freude fangt den Himmels-Wiederſchein
Das Waſſer all in ſeinen Spiegel ein,
Und glanzbewegte Düfte ſteigen
Auf zu des Firmaments Gefilden,
Wo ſie anbethend Wolken bilden
Die, gleich lebendigen Geſtalten
In wechſelreichen Zügen walten.

Vom Feuerglanz
Des jungen Morgens aufgehellt,
Verzieren ſie das Himmelszelt
Mit ihrem Kranz. —
Von ſolcher Herrlichkeit umfloſſen, ruht,
In Äthers weichem Mutterſchooß gewiegt,
Der Säugling Erde ſtill und wohlgemuth,
Dem Vaterſchutz des Himmels angeſchmiegt.
So ſehen wir, o Gott! wohin der Blick ſich wendet
Allgegenwärtig dich im Reich, das nirgend endet.

III.

Und ſieh! die Waſſer theilen
Sich von dem feſten Land;
Denn Gleiches muß bei Gleichem weilen:
Das webt ein dauerhaftes Band.

Aus dem Felſen ſpringt der Quell
Luſtig raſch und ſilberhell,
Und wie er murmelnd gleitet,
Behaglich ſich verbreitet,
Wird er zum Bach,
Noch glatt und flach:
Doch immer drängender geſellen
Herbei ſich die verwandten Wellen.
Sie miſchen ſich mit lautem Gruß,
Und wie ſie rauſchen, wie ſie ſchwellen,
Da bildet ſich der Fluß,
Und wogt in ſtiller Majeſtät

Wo freye Bahn ihm offen steht;
Kaum aber stellt sich seinem Lauf
Verwehrendes Gestein entgegen,
Da hebt er sich zornschäumend auf,
Und tobt und kämpft mit Wellenschlägen
Und stürzt sich verwegen
Von Hohen herab
Dumpftosend ins Thal,
Sein Felsengrab.
Der erste Wiederhall
Wird staunend wach
Und klagt dem Fall
Ächzend nach.
Er aber fluthet rastlos fort
Von Ort zu Ort,
Bis er vereint mit tausend von Genossen
Sich unaufhaltbar hat ergossen,
Ringsumher
Unübersehbar ausgedehnt, ein weites Meer!

Nun webt das feste Land
Sich selbst sein Brautgewand.
Ein weicher Teppich überzieht
Den Hügel und die Flur,
Und die Natur,
Haucht die ersten Düfte
Opfernd in die Lüfte.
Lustig, frohbewegt und frisch
Hebt schattig sich das flisternde Gebüsch
Und hoch aufragend strebt empor

Der ſtolzen Bäume kronenreicher Chor,
Hier büthenhell, dort fruchtumglüht,
Bald einſam, bald in traulichem Verein.
Hier ſäuſelt der liebliche Hain
Dort rauſchet und hallt
Der düſtere Wald.

Willkommen, Erd', in deinem Feierkleid!
Willkommen, Erd', in deinem Brautgeſchmeid!
In deiner Schon' und Herrlichkeit
Hat Gott zu ſeinem Tempel dich geweiht;
Sey, wer ſich deiner darf erfreuen,
Auch deſſen würdig, gut und rein!

IV.

Und ſieh! der Wolken Baldachin
Theilt ſich und aus dem Purpur ſprüht
Goldflammendes Leuchten empor,
Und aus der feurigen Glorie tritt
Der Sonne Strahlenkreis hervor,
Mit ſeinem heiligen Licht
Wie Gottes Angeſicht.
Heil dir, du glühender Lebensgeiſt,
Den alles, was empfindet, preist,
Der ſelbſt den kalten Stein
Erfüllt mit Lebensſchein!
Heil dir, des Himmels Heldin du!
Des Ewigen Heroldin du!
Sein Siegesbild,
Sein Friedensſchild

Von deinem ersten Blick erwacht
Des Farbenreichs Juwelenpracht;
Der Zeiten Pforte öffnest du,
Und führst den goldnen Tag herauf,
Ordnest dem Jahre seinen Lauf,
Dringst in der Erde Tiefen ein
Und reifest Pflanz' und Edelstein,
Und wandelst deine Jubelbahn
Zur Mitte höchstem Punct hinan.
Ist deine Segensfülle ausgespendet,
Glorreich dein schönes Tagewerk vollendet,
Weint eine Blumenwelt dir Sehnsuchtsthränen nach
Und wird mit deinem Glanz in Freudenperlen wach.
Du sinkst hinab,
Ein Phönix in dein eignes Flammengrab,
Und wirst verjünget wiederkehren,
Unsterblichkeit zu lehren,
Bewährend, daß, was untergeht,
Zu neuem Leben aufersteht. —

Schon hüllt der Dämm'rung grauer Flor
Die Erde ein, und schweigend sinkt die Nacht.
Im schwarzen Trauerfeld erwacht
Zahlloser Himmels-Augen Chor
In silberheller Pracht;
Der Mond mit einem milden Heil'gen-Schein
Tritt in die fromme Sterngemeinde ein.

So sehen wir dich stets, o Gott.
Im Morgen- und im Abendroth,
Im farbenreichen Tagesglanz

Und in der Sterne Silberkranz:
All die Natur
Zeigt deine Spur;
Es iſt, von dir erhellt,
Dein Spiegelbild die Welt!

V.

So ſchön, ſo reich, ſo herrlich ausgeſchmückt
Zum großen Schöpfungs-Feſtgelag,
Steht da der Erde göttlicher Pallaſt,
Der alle Schätz' und Wunder in ſich faßt,
Allein — von keinem Auge angeblickt
Und ohne einen freud'gen Herzensſchlag,
Und doch bereit, um Millionen Leben
Gedeihn und Nahrung, Schutz und Luſt zu geben.

Und ſieh! ſchon ſpielet ein zahlloſes Heer
Von Fiſchen in Fluß und Meer,
Ein Glanzgewimmel
Durchſchwelget die Fluth,
Worauf ein Fels, der Wallfiſch, ruht.
Und hinüber herüber den Waſſerſpiegel
Scherzt tönig ein buntes Geflügel,
Ein luſtentbranntes Getümmel,
Bald ſtreifend die Wolken mit ſchimmerndem Flügel,
Bald ruhend, bald hupfend auf Zweigen der Bäume,
Bald hoch in ätheriſche Räume
Sich ſchwingend zum Himmel;
Flötend und ſchwirrend,
Schmetternd und girrend,

Schallt freud'ger Klang
Die Erde hindurch, die Lüfte entlang.
Ein einziger Jubelgesang,
Die erste der Hymnen, entquollen heiß,
Dem Schöpfer der herrlichen Erde zum Preis,
Indessen in verstummendem Entzücken
Vom Felsenhorst die Adler in die Sonne blicken.
So will, allmächt'ger Gott! in allen Weisen
Dich, was da spricht und singt und schweiget, preisen.

VI.

Und rastlos regt sich's fort und fort;
Belebt von Gottes Wort,
Muß in unendlichen Gestalten
Der Erde Thierreich sich entfalten.
Hoch wie ein Felsenthurm
Mit lastendem Gewicht,
Regt auf der Elephant;
Zu seinen Füßen kriecht
Auf unbewegtem Sand
Der schattenlose Wurm,
Der Riesenschlange kaum sichtbares Ebenbild,
Die mit verschlungner Kreise langgedehntem Zug
Sich zischend windet durch das rauschende Gefild.
Licht schimmert der Käfer in summendem Flug;
Um Blum' und Gebusch
Schwärmt gaukelnd frisch
Der Schmetterlinge Farbentrug.
Weißwollige Herden durchhürfen
Den blühenden Anger, die grünende Flur.

Die bunten Eidechsen schlüpfen
Schlank und leicht und zierlich ohne Spur.
Indeß das kräftige Gewild
Hinschnaubt und braust und brullt,
Daß Kluft und Wald
Antwortend schallt.

So prangt die Erd' in glüh'nder Jugendfülle,
In der Vollendung Herrlichkeit,
Ein Werk, das Wunder stets an Wunder reiht.
Das nun fortzeugend sich erneut,
In Millionen Wesen jeder Art
Mit Geist und Körper Tod und Leben paart.
Und alles jauchzt, ein allgemeiner Chor,
Im Feierklang
Zu einem großen Festgesang,
In seines Daseins höchster Wonne
Dankbar zu Gott empor.
Doch fehlet noch der Schöpfung Krone,
Ein Wesen, das obherrsche Allen,
Die da in Fluth und Luft und auf der Erde wallen.

Und Gott erschuf nach seinem Bild,
Nach Gottes Bild,
Den Menschen, stark und mild,
Ihm selber gleich:
Mann und Weib,
An Seel' und Leib
Schön und tugendreich
Sein Ebenbild!
Und segnet ihn, daß er in jeder Zone
Sich mehre und obherrschend wohne.

Der Erde Herr in Allem, was er schafft
Durch Geistes Kraft,
Ein Gott durch Gott,
Nichts ohne Gott;
Durch heilige Drei-Einigkeit
Von Macht und Lieb' und Geist geweiht
Zum Erben der Unendlichkeit!

Zweiter Brief.

Der Gotteslängner. Tägliche Wiederkehr der Schöpfungswunder.

Wenn nun der Mensch alle die unzähligen Wunderwerke Gottes, und dann sich selbst, das größte von allen, betrachtet: sollte man es für möglich halten, daß Einer, auch nur ein Einziger hienieden, an Gottes Daseyn und an seiner Schöpfung zweifeln könne? Und doch hat die Erfahrung mehr als Ein Beispiel des empörendsten Unglaubens gezeigt, so entsetzlich, daß, wer nicht selbst ein Gotteslängner ist, auch durchaus nicht zu begreifen vermag, wie man Einer seyn kann.

Ein Glück für den Atheisten, daß Furcht und Gefahr ihn dennoch — früher oder später — (ja wär's auch erst am Rande des Lebens!) mit wohlthätigem Zwange zur Erkenntniß der Allmacht Gottes führt. Wie unnatürlich und entsetzlich aber der Atheismus sey, zeigt sich am auffallendsten dadurch,

daß gerade dasjenige Wesen, dem Gott vor allen übrigen das erhabene Geistesvermögen verlieh, die Größe des Schöpfers und die Herrlichkeit der Schöpfung im Ganzen und in allen ihren Theilen zu erkennen und zu bewundern, eben diese Fähigkeit sich selbst, wie Petrus Christum den Herrn, verläugnen will!

Wer nicht glauben will, daß diese Schöpfung das Werk Gottes sey, konnte eben sowohl behaupten, das Licht sey kein Ausfluß der Sonne. Seltsamer Widerspruch! Der Mensch ist doch im Leben stolz darauf, seine Abkunft von einem großen mächtigen oder berühmten Stammvater herzuleiten und dennoch kann er da schwanken, wo der größte und mächtigste aller Väter sich als den seinigen beurkundet und zwar durch nichts Geringeres als durch — eine ganze Welt von Beweisen!

Das Traurigste in der Sache ist aber, daß so manche Menschen Gottesläugner sind, ohne es selbst zu wissen; denn sie bekennen den Schöpfer des Himmels und der Erde mit Worten, verläugnen ihn aber durch ihre Gesinnungen und Handlungen. Weit entfernt, zu bedenken, welche Kraft liege in dem wiederholten Bibel-Ausdrucke: „Gott schuf den Menschen nach Seinem Bilde, nach dem Bilde Gottes schuf er ihn!" erlauben sie sich die frevelhafteste Zerstörung dieses göttlichen Ebenbildes.

Schauderhaft iſt es allerdings zu ſehen, wenn ein Menſchengeſicht — welches Gottes Ebenbild ſeyn ſoll — durch die innere Zerrüttung der entheiligten Seele die Züge des böſen Geiſtes darſtellt; noch ſchrecklicher aber, wenn ein Antlitz, licht von gewinnender Schönheit, wie eine lebenslange Lüge mit dem Scheine der holdeſten Tugend die ſchwärzeſte Seele übergüldet.

Gute Emilie! Es hat ſich Ihnen beim Leſen des Gemähldes der ſechs Schöpfungstage vielleicht die Bemerkung aufgedrungen: ich habe mich dabei benommen, als ſey ich bei dem groſſen Wunderwerk ſelbſt gegenwärtig geweſen. Edle Freundinn! In gewiſſem Sinne kann ich dieß allerdings bejahen, denn im Innern der Erde zeigt ſich wohl noch jetzt ein Bild jener erſten chaotiſchen Gährung über der Erde, und wir können ſogar noch täglich Augen- und Ohrenzeugen ſeyn, jenes groſſen Wunderwerkes der Erſchaffung, weil es ſich in der Natur wiederkehrend erneut, und jeder Frühlingsmorgen uns das herrlichſte Bild der Schöpfungsmomente darſtellt:

Wir verlaſſen unſer Schlafgemach; wir treten hinaus. Noch brütet Nacht über der Erde, ohne Farbe, ohne Geſtalt. Schwarzes Gewölk deckt den Himmel. Alles iſt eine formloſe Maſſe: Toben der Gewäſſer; Sauſen der Winde; Gährung und Kampf, feindſelig unſichtbar.

Aber ſieh! Dämmerung lichtet das Dunkel der Verwirrung. Morgenröthe lächelt auf die, ſich ſcheidenden und enthüllenden Geſtalten der Erde und des Himmels, deſſen finſterbrütendes Gewölk ſich nun in ſeinen ſchönſten Schmuck verwandelt.

Schon leuchtet das Gewäſſer mit ſeinen glänzenden Spiegeln auf. Feurig entſprudelt die Quelle dem Fels; Bach und Fluß lodern in ſprühenden Funken, und in Gluthen wogt das Meer.

Wetteifernd mit dieſer Herrlichkeit, zeigt nun die grüne Erde, wie aus einem Schleier ſich enthüllend, den Schimmer ihrer thauperlten Blumen und der rauſchenden Wälder aufregenden Kronenverein.

Endlich tritt, ſchön wie an ihrem Schöpfungstage, die Sonne hervor, der Stolz des Himmels, die Wonne der Erde! Vortreten die Fürſten des Thierreichs: Der Löwe, Fürſt der Wälder; der Wallfiſch, Fürſt der Fluthen; der Adler, Fürſt der Lüfte! Ihnen folgt die Menge: der raſtloſen Vögel jubelnder Chor; der ſpielenden Fiſche funkelndes Heer; der Landthiere unzählige Geſtalten und Stimmen.

Und in dieſen herrlichen Tempel voll Schönheit und Jubel tritt der erwachende Menſch hinein, anbethend und freudig wie ſein Ahnherr im Augen-

blicke, da er, von Gottes Hauch beseelet, sich emporhob. —

So schön, so herrlich erscheint uns diese Welt! Und doch — so will es Gott — soll ein Tag kommen, da Himmel und Erde untergeht und Sternenheere fallen, wie die Ähren des Feldes, wie die Blätter vom Baum. Früh oder spät? Keine Weisheit vermag es, zu ergründen den grosen, den tiefverhüllten Augenblick, da Welten erlöschen werden und erwachen die Todten, ein Ende zu neuem Anfang!

Dritter Brief.

Die Werke Gottes. Der Mensch. Bau des Körpers.

Da Gott sein grosses Werk vollendet hatte, ruhte er — so spricht die heilige Urkunde — am siebenten Tag, und segnete und heiligte ihn. Darum soll dieser Tag (den unsere Sprache vorzugsweise gleichsam den Tag der Sonne nennt, weil er unter den Tagen ist, was die Sonne unter den Sternen) uns auch ein Freudenfest der Schöpfungsfeier und der Anbethung des Schopfers seyn.

Auch wir, Emilie, wollen ihn nun feyerlich begehen, indem wir mit ruhender Betrachtung auf Gottes Werken und den täglichen Wundern der Schöpfung verweilen: auf dem Meisterstück der Schopfung, Gottes Ebenbild, dem Menschen; dem wunderbaren Organismus seines Körpers, der reichen Begabung seines Geistes und der unendlichen Weisheit, welche sich zeigt in der Wesenleiter und in den Uebergängen aller Reiche der Natur, von den unorganischen Körpern zu den organischen, von den Pflanzen zu den Thieren und hier wieder von den Insecten zu den Schalthieren, von diesen zu den kriechenden, von diesen zu den Fischen, von diesen zu den Vögeln, von ihnen zu den vierfüssigen Thieren, von diesen endlich zum Menschen und zu den Menschenarten unter allen

Himmelsstrichen, bis wir uns immer höher und höher zur Anschauung des Weltgebäudes und der unermeßlichen Stufenfolge der Welten erheben.

Der Mensch ist schon durch die Organisation seines Körpers auf die höchste Stufe des Lebens gestellt, indem er die Kräfte aller übrigen Organisationen mit der reichsten Mannigfaltigkeit und Harmonie in sich vereiniget, sie zur zartesten Feinheit ausbildet, zur höchsten Vollkommenheit veredelt, und, durch Berührungspuncte mit der ganzen Schöpfung in Verbindung gesetzt, von Gefahren tausendfach bedroht und kühn gemacht, durch seine Geistigkeit den eigenen Körper erhält und steigert, und die umgebende Körperwelt beherrscht.

So wie das große Weltall uns als ein Labyrinth erscheint, dessen Anfang und Ende wir nirgends zu überschauen vermögen, eben so zeigt uns auch der Bau und die innere Einrichtung des Körpers ein noch bei weitem nicht hinreichend erkanntes Labyrinth, ein Weltall im Kleinen, mit der wunderbarsten Ordnung der verflochtensten und verschiedenartigsten Theile, deren einer dem andern als Mittel dient.

Auf der harten Grundlage von Knochen mit markausgefüllter Höhlung, durch Gelenke kunstreich und beweglich in einander gefügt, ruht das Körpergebäude wie auf festen Pilastern. Dieses Kno-

chengerippe steht und erstreckt sich durch den Leib gleich einer Gebirgskette, an welche sich die weichern Fleischmassen der Muskeln, Haltung suchend, anschließen. Weich und biegsam im Kinde, mit den zunehmenden Jahren erstarkend, vom hohen Alter verhärtet, endlich beinahe versteint, bilden die Knochen dem absterbenden und dem todten Körper den Uebergang vom animalischen zum Mineral-Reiche, und werden als kahler Schädel und als nacktes Gerippe dem Entseelten gleichsam ein nachtbegrabenes Denkmahl, der Phantasie des Lebenglühenden aber ein Schauder erregendes Warnungsbild.

Die bildliche Aehnlichkeit des Knochensystems mit einer Gebirgsreihe und deren Kern zeigt sich auch weiters, da beide ihre Zweige ausstrecken, durch den Körper wie über die Erde. Als Hauptgebirge aufragend von den Grundpfeilern der Fußbeine, gegliedert mit Knie und Hüfte, die, von der starken Sohle wieder gestützt, die Last des Ganzen tragen und bewegen, erscheint der Rückgrath, eine wohl in einander gefügte Verbindung fester und doch biegsamer, starker und doch leichter kleiner Knochen, deren eingehöhltes Lebensmark nicht nur aufwärts tritt, und sich mit dem Gehirne vereiniget, sondern auch abwärts in die untern Theile des Körpers strömt und alle Nerven mit seinem ätherischen Geiste tränkt.

Zu beiden Seiten des Rückgraths wölben sich noch vorne die Rippen, bilden gemeinsam mit dem Brustbein, die Brusthöhle und beschützen mit ihrem bogenförmigen Bollwerk zwei edle Lebensorgane: das Herz und die Lunge.

Oben an der Brusthohle treten zu beiden Seiten die Schultern vor, an welche sich die Arme schließen, des Menschen angeborne Schutz- und Trutzwaffen, geschickt zu jeder Wendung, sich ausstreckend nach dem Fernen, des Gleichgewichts Wächter und Erhalter.

Diesen sind die gelenken Hände angefügt, mit den dreigliederigen Fingern, an den feinnervigen zartfühlenden Spitzen mit dem hornigen Panzer der Nägel gerüstet, gleich trefflich durch Kraft und Schnelligkeit, im Fassen und Betasten, oft die Stellvertreter der Augen, die Bildner nützlicher Werkzeuge und schöner Kunstwerke, des Geistes vollstreckende Diener, durch Zeichen festbannend den flüchtigen Gedanken.

Aber wie verschiedenartig, wie widersprechend sind die Verrichtungen der Hand! Sie wird dargereicht zum Bund der Freundschaft und der Liebe, sie stoßt den Verhaßten mit Heftigkeit zurück; sie schwingt das Schwert, sie trägt den Oehlzweig; sie schlägt an das Herz, sie schlägt die Todeswunde; sie leitet die Kanone und den Pflug; sie baut und zerstört, würgt

und segnet; der Fluchende ballt sie, der Bethende hebt sie zum Himmel.

Vollendend die ganze Körperstructur, erhebt sich aus den Schultern das himmelan ragende, gehirnerfüllte, lockengeschmückte Haupt, aus dickem harten Beine gebaut, die Königsburg der Seele, der Wart- und Leuchtthurm des Geistes, die Krone der Schönheit, das Rüsthaus der edelsten Sinne, mit seinen Lichtquellen, der Wangen Morgenröthe, dem Rosengarten der Lippen, dem herzgewinnenden Lächeln und dem entzückenden Kusse.

Gemeinschaft durch alle Theile dieses Wunderbaues erhaltend, verbreiten sich gleich Canälen die Gefäße und die Adern, durch welche die Lebenssäfte und des Blutes heiliger Purpur den rastlosen Kreislauf nehmen, und die von ätherischem Geiste beseelten Nerven, welche, gleich den Saiten der Aeolsharfe von der leisesten Berührung in Lust und Schmerz, Leid und Wonne erklingen.

Jener unendliche Reichthum der Erfindung, welchen wir in der ganzen Schöpfung finden, zeigt sich auch in dem Knochenbau, wenn wir ihn vom Menschen abwärts in den verschiedenen Thierclassen betrachten; eine Hauptform, und doch, welche Verschiedenheit dabei! Dem Knochensystem des Menschen steht jenes der vierfüßigen Thiere zunächst: Aehnlichkeit zeigen auch die Beingerippe der Vögel

und der Fische. Immer abweichender wird es bei den kriechenden Thieren, und doch haben selbst die Knöchelchen der Insecten noch manche Aehnlichkeit mit den Knochen der größten Thiere. An den Schalthieren aber sind die Knochen, welche alle andern Thiere im Innern haben, von Außen angebracht. Der Schnecke z. B. ist die Schale (ihr Gehäuse) das, was andern Thieren die Knochen sind.

Beschauen wir nun, nach dem Ueberblicke der Structur des Ganzen, auch die edelsten der einzelnen Theile im Innern, so stellen sich uns hier nicht weniger und nicht geringere Wunder dar.

Haben die Zähne, härter als alle übrigen Knochen, und zwar zuerst die scharfen, dünnen, zerschneidenden Vorderzähne, dann die breiten zermalmenden Backenzähne, mit Hülfe der Kinnladen, der Zunge, und der Drüsen, denen ein auflösender Saft entquillt, die in den Mund genommene Speise zerrieben, so gleitet sie über die Luftröhre (deren Deckel sich beim Ankommen der Nahrungsmasse schließt, um dem Athem freie Bahn zu erhalten) durch eine andere Rohre (Schlund oder Kehle) dem Magen zu, dem Organ der Verdauungskraft, welches uns durch das Gefühl des Hungers an die Selbsterhaltung mahnt, und durch dessen Bewegung, Hitze und Feuchtigkeit das

Genossene zu einem feinen breiartigen Stoff verarbeitet wird.

Auch in der Structur dieses Organs zeigt sich, daß der Mensch mehr als alle übrigen animalischen Geschöpfe zur allgemeinen Verbreitung auf Erden bestimmt sey, denn alle Thiergattungen, die mächtigsten wie die ohnmächtigsten, nähren sich entweder von Vegetabilien oder von Fleisch, der Mensch aber kann beides zugleich, ja beinahe alles, zweckmäßig zubereitet, genießen und verdauen.

Die vom Magen verkochte Nahrungsmasse sinkt in die Höhlung der Gedärme, welche, obschon sechsmahl länger als der ganze Leib, so wohlgeordnet, so in einander gelegt und so wellenförmig verschlungen sind, daß sie nur einen sehr kleinen Raum einnehmen. Hat nun die Gallenblase noch einige auflösende Tropfen zu Hülfe gesendet, so fördern die wogenden Gedärme die immer flüssiger werdende Breimasse in die seitwärts liegenden Gefäße, welche den geläuterten feinen Milchsaft dem Herzen zuführen, diesem stets aufgeregten, nie ruhenden, rastlosesten aller Theile des Körpers, diesem eben deßhalb nur bei sehr wenigen Menschen nach ihrem Tode ganz gesund gefundenen Muskel von wunderbarem Faserngewebe, mit seinen durch eine Scheidewand getheilten zwei Kammern, welcher, unaufhörlich bewegt, seine eigene Unruhe dem ganzen

Menschen mitzutheilen pflegt, sich unaufhörlich wechselnd zusammenzieht und erweitert, pocht und schlägt, das Blut, die Essenz so vieler Säfte, einnimmt und ausstoßt, und es mit glühender Gewalt in die entferntesten Theile des Körpers, insbesondere auch in die nachbarliche Lunge strömt, welche, aufschwellend beim Einsaugen der Luft und einsinkend beim Aushauch, dem erhaltenen Blute dankbarthätig Reinheit, nährende Kraft und Purpurfarbe verleiht, frische Luft einathmet, die böse ausstoßt, und in der Luftröhre Laut und Schall in den vielgestaltigsten Modificationen für Sprache und Musik bildet.

Eine selbstständige Welt macht das auf dem Halse ruhende, aufwärts gerichtete Haupt. Acht fest in einander gefügte Knochen bilden den Schädel, welcher, gleich einer Veste, die beiden Schatzkammern des Denk- und Lebensgehirns und ein eigenes Nervensystem einschließt, und der Brennpunct der Empfindungen und Vorstellungen ist. Die Vorzüglichkeit der Function des Verstandes machten dem Menschen auch eine vorzugsweise Gehirnbegabung nothwendig. So hat der Schöpfer es gefügt, daß der Mensch eine größere Menge des Gehirns in einem großern Umfang erhielt als die meisten Thiere. So z. B. hat die Anatomie gefunden, das Hirn des Menschen sey der fünf und zwanzigste Theil vom Gewicht seiner ganzen Masse, im Ha-

ſen aber kaum der zweihundertſte, und das Gehirn der Raupe nicht einmal der fünfzigſte Theil ihres Kopfes.

Am Haupte befinden ſich die vier vorzüglichſten **Sinnes-Organe**: Geſicht und Gehör, Geruch und Geſchmack, gleichſam die vier Satrapen des großen Reiches. Ihnen beigeordnet iſt der Gefühlsſinn, deſſen Wirkungskreis den größten Umfang hat und ſich über den ganzen Körper verbreitet. Durch die Sinne kommen wir in Berührung mit allem, was da iſt; ſie ſind die Vermittler unſers Verkehrs mit der Außenwelt, und der Spiegel, in dem Alles ſich darſtellt. Aber wenn durch die fünf bekannten, allen Menſchen gemeinſchaftlichen Sinne, alſo durch die nähmlichen Organe und Medien, die Welt dennoch jedem Menſchen anders erſcheint; wie noch ganz anders muß ſie erſt Weſen erſcheinen, die mit andern feinern und vielleicht auch mit mehreren Sinnen begabt ſind, z. B. Weſen, deren Sehkraft, die bei uns auf das Auge beſchränkt iſt, ſich über den ganzen Körper verbreitete, wie bei uns der Gefühlsſinn!

Vierter Brief.

Das Auge. Licht. Farbenspiel. Der Blinde. Hymne an das Licht.

Vor allen setzt uns die Weisheit und Kunst im Bau des Auges, dieses zartesten aller Organe, in Erstaunen. Für den Schutz des Auges, als des edelsten, reichsten, feinsten und eben deßhalb verletzbarsten Sinnes, ist auch vorzugsweise gesorgt, denn es liegt nicht nur in einer Höhlung von Knochen und von sechs Muskeln, die sich mit unglaublicher Geschwindigkeit nach allen Seiten bewegen, wie von einem Bollwerk umgeben, sondern es ist auch von Außen durch einen leichtbeweglichen weichen Vorhange geschützt, der sich gegen den Andrang des kleinsten fremden Körpers mit Gedankenschnelle schließt, und mit der seidenen Wimper jedem Stäubchen den Eingang verwehren kann.

Der Augapfel, welcher in jeder Höhle liegt, besteht aus dreierlei Häuten, deren Zwischenräume mit drei verschiedenartigen Feuchtigkeiten angefüllt sind, bestimmt, die Lichtstrahlen durchzulassen und eine Brechung, das ist, eine veränderte Richtung derselben, zu bewirken.

Hier zeigt sich uns zuerst die harte Haut; sie ist dick, fest, elastisch, weißfarbig, durchsichtig, umgibt den ganzen fast kugelrunden Augapfel, erhebt sich von vorne und läßt rückwärts durch eine

Oeffnung, die Hornhaut genannt, den Sehnerv ein. Hinter ihr liegt die wäſſerige Feuchtigkeit. Ihr folgt die braune oder Gefäßhaut mit der ſchon ſehr durchſichtigen kryſtallnen Feuchtigkeit (der Kryſtall-Linſe), in einer, gleichfalls ſehr durchſichtigen, Kapſel. An der Außenſeite der braunen Haut befindet ſich der weiße Ring des Strahlenbandes, aus dem die ſchönen Strahlenfaſern entſtehen, welche den Rand der Kryſtall-Linſe einfaſſen. Zuletzt kommt die Netz- oder Markhaut, ein unendlich feines markiges Gewebe des ſich verbreitenden Sehnervs. Dieſe letzte Hohlung iſt mit der gläſernen Feuchtigkeit angefüllt.

Zwiſchen den Strahlenfaſern und der Hornhaut erſcheint die dünne zarte Regenbogenhaut (Iris) und bildet den Augſtein, in deſſen Mitte ſich eine Oeffnung (die Pupille) befindet, welche das Licht einläßt, und, je nachdem dieſes ſtärker oder ſchwächer iſt, ſich erweitert oder zuſammenzieht, um mehr oder weniger Lichtſtrahlen einzulaſſen. Die Pupille erſcheint uns immer ſchwarz, weil die Augenkammer hinter ihr mit einer ſchwärzlichen Haut bekleidet iſt, dagegen die Regenbogenhaut verſchiedene Farben hat, bald hell, bald dunkelblau, bald grau, bald ſchwarzbraun, daher man auch nach ihr die Farbe des Auges benennt.

Soll ich nach dem wundervollen Kunstbaue des Auges auch von der Schönheit desselben sprechen? Ist nicht alle Welt voll von der Macht des Blickes, er möge bitten oder drohen, den Strahl der Liebe oder den Blitz des Zornes aussenden? des Blickes, dem sogar das Widersprechende gelingt, und der seinen schönsten Triumph feiert, wenn er durch Thränen lächelt? des Blickes, dem Zeiten und Völker einst sogar eine Zauberkraft zuschrieben, weil sie das Außerordentliche seiner Wirkungen nicht zu erklären vermochten? des Blickes, welcher unmittelbar auf das Herz wirkt, bald so mild erfreuend wie der Mond, bald mit jener Gluth, womit die Sonne auf das Auge selbst wirkt? des Blickes, welcher, der Seele Heimath suchend sich, voll Sehnsucht und Hoffnung zum Himmel erhebt? Wie soll ich sie nennen diese Augen? Herolde der Schönheit und der Tugend? Die Morgen- und Abendsterne der Liebe und des Entzückens? Die Lichtquellen des Geistes? Die Spiegel des Gemüths und die Edelsteine im Antlitz des Menschen?

Bewundernswürdig ist der Bau des menschlichen Auges; man glaubt in demselben das Höchste der Art zu finden und doch geräth man in ein neues Erstaunen, wenn man die Werkzeuge des Sehens in so manchen Thieren betrachtet. Man belächelt das Extravagante der poetischen Licenz, wenn die

Mythologie von einem hundertäugigen Argus ſpricht; aber wie ſchrumpft dieſe rieſenhafte Übertreibung zu einem nichtsbedeutendem Zwerglein zuſammen, wenn man ſo manche der kleinſten Inſecten betrachtet, die mit Tauſenden von Augen verſehen ſind! wenn man am Kopf eines Käfers über ſechstauſend, am Kopfe einer Fliege ſechzehntauſend, am Kopf eines Schmetterlings mehr als vier und dreißigtauſend Augen findet! Sie ſind zwar nicht beweglich wie die zwei Augen des Menſchen, aber die Menge erſetzt den Mangel der Beweglichkeit mehr als hinreichend. Viele Arten von Schnecken haben die Augen an der Spitze ihrer Fullhörner, wie am obern Ende eines Sehrohrs ſitzend. Die Augen der Fiſche ſind für die Flüſſigkeit eigens eingerichtet und, da dieſe Waſſerbewohner ſehr ſelten in tiefen Schlaf verfallen, ſtets offen und in beſtändiger Thätigkeit. Bei den Vögeln iſt der Sinn des Geſichts, da ſie von den obern Lufträumen eine weite Entfernung überſchauen müſſen und dem Erſpähten pfeilſchnell fliegend zueilen, von beſonders ſcharfer Sehkraft; auch ſind ihre Augen verhältnißmäßig größer als bei andern Thieren und mit eigenen Theilen verſehen, welche dazu dienen, die Empfindlichkeit der Sehkraft zu ſteigern, die Hornhaut zu reinigen und das Licht gehörig zu mäßigen.

So wunderbar aber auch das Werkzeug der Sehkraft ist, so ist das Sehen selbst noch wunderbarer, indem die weißen Lichtstrahlen, welche von den leuchtenden Körpern ausgehen oder von den beleuchteten abprellen, in das Auge einfallend sich brechen, ihre Farben entwickeln, hinter der Krystall-Linse sich in einen Punct vereinigen, welcher die Netzhaut trifft, und auf dieser die Bilder der Gegenstände darstellen, welche dann, durch die Sehnerven beider Augen in das Gehirn geleitet, aus der Körperwelt in die geistige übertreten und aus bloßen Wahrnehmungen zu eigentlichen Anschauungen erhöht werden.

So scheint der Lichtstoff in dem Leuchtvermögen des Auges gleichsam seine wahre Heimath zu suchen und zu finden, in dem verwandten Geiste selbst aber seinen ursprünglichen Quell. Es läßt sich daher wohl annehmen, daß das Auge das Licht nicht nur von außenher einsauge, sondern dessen wohl auch in sich selbst schon habe und enthalte (wenigstens eben so gut als leuchtende Insecten es in sich haben können), wodurch es kommen mag, daß nicht nur der träumende Schlafer, sondern auch der Wachende mit geschlossenen Augen, helle und farbige Gegenstände sehen.

Das Licht gibt uns durch seine wesentlichsten Eigenschaften das treffendste Bild der Wahrheit, der

Tugend und alles Guten, da es ſeine Strahlen nur in gerader Linie, aber nach allen Seiten, mit einer, alle Vorſtellung überſteigenden Geſchwindigkeit bis ins Unendliche verbreitet und ein eigentlich ſubſtantielles Weſen, die Finſterniß aber, als Bild des Irrthums, des Laſters und alles Böſen, keine wirkliche Subſtanz, ſondern des Lichts Abweſenheit iſt und durchgehends als Gegentheil des Lichtes wirkt.

Obſchon wir vom Licht umfloſſen ſind, und alles durch das Licht und im Lichte ſehen, ſo iſt uns doch die Natur deſſelben, ſo hell es auch iſt, noch immer ein Räthſel und trotz aller Syſteme und Hypotheſen noch zu wenig erforſcht; es iſt alſo gewiſſer Maßen das Licht ſelbſt für uns noch dunkel. Deſto mehr aber offenbart ſich des Lichtes Kraft und Herrlichkeit in der ganzen Schöpfung, in jedem Raume und zu jeder Zeit und an jedem Weſen. Menſch und Thier erkennen, was da iſt, im Lichte; die Sonne, als Quell des Lichtes, ward Volkern ein Gott. Die Pflanze ſelbſt ſehnt ſich nach dem Lichte, wendet ſich nach dem Lichte, entfärbt ſich ohne Licht und ſtirbt ab. Die ſchönſten Farben, ſowohl am Gefieder der Vögel als am Fell vierfüßiger Thiere, gewinnen durch das Licht und erſterben ohne das Licht. Alles Licht, von der aufgehenden Sonne bis zur aufſteigenden Rakette, vom Mond

bis zum Johanniskäfer, ist dem Menschen ein erfreulicher Anblick, und mit der Aussenwelt scheint unser Inneres selbst licht zu werden. Sogar das matte Kerzenlicht, ein so entfernter Verwandter der Tageshelle, versammelt den geselligen Familienkreis um sich, und lockt auch die Mücke, deren Heere im Sonnenstrahl Mückentanze schwarmen.

Der Geschwindigkeit des Lichtes kann nichts auf Erden gleich gestellt werden. Man hat berechnet, das unerschöpfliche Lichtmeer der Sonne sey zwanzig Millionen deutsche Meilen von unserer Erde entfernt, und das Licht lege diesen ungeheuren Weg in acht Minuten und einigen Secunden zurück, wobei denn auf eine einzige Minute ein durchflogener Himmelsraum von mehr als vierzigtausend Meilen komme. Der schöne Farbenschmuck, worin uns die ganze Natur erscheint, ist eine Wirkung der Lichtstrahlen, welche auf die Gegenstände fallen und von diesen in unser Auge zurückgeworfen werden. Dieß ist die Strahlenbrechung, deren Zauber uns im Farbenspiele der Morgen- und Abendröthe, des Regenbogens und des Thautropfens entzücken. Die Brechung des weißen Sonnenstrahls in seine sieben Farben, welche der grose Britte Newton zuerst durch sein Glas-Prisma künstlich entdeckte, stellt uns auch die Natur in jedem Regenbogen dar.

So zeigt sich denn in dem Farbenspiel der leuch-

tenden Bogenwölbung von Außen nach Innen zuerst das flammende Roth, an diesem das Orangengold und das Gelb, dem zunächst das milderquickende Grün und das reine Aetherblau, an dessen Rande das Indigo dunkelt, welches endlich in matten Violletenschimmer hinstirbt. Und durch welchen Aufwand von Mitteln wird dieses prächtige Schauspiel bewirkt? Auf die einfachste Weise: durch Wassertropfen, welche, aus einer Regenwolke herabfallend, eine Wand bilden, worin das Licht der gegenüberstehenden Sonne sich unter verschiedenen Winkeln bricht. Aber wie zahlreich sind die Schattirungen dieser sieben Hauptfarben in den drei Reichen der Natur, die dadurch in der Mannigfaltigkeit des reichsten Farbenschmuckes erscheint! Dabei trug der Urheber der Natur zugleich die weise Fürsorge, daß diejenigen zwei Farben, welche auf unser Auge am angenehmsten und wohlthätigsten wirken: die grüne, welche den mittleren Platz unter den sieben einnimmt und die ihr nächste blaue, auf der Erde und am Himmel mehr als alle übrigen erscheinen.

Ach, Emilie! Hier erwacht die ganze Gewalt unsers Mitleides, wenn wir, schwelgend in solchem Licht- und Farbenmeere, des Armen gedenken, dessen nachtumhülltes Auge diesen Genuß entbehren muß! O, wie beklagen wir ihn, der es nicht sieht, wenn die Abend- und Morgenröthe den Himmel in einen

Rosengarten verwandelt, ihn, der nicht sieht des lächelnden Frühlings blüthenvolle Triumphbogen, des glanzumgürteten Sommers goldene Aehrenfelder, des bunten Herbstes glühende Frucht- und Rebenhaine, des ernsten Winters blinkendes Silbergewand, nicht der Erde Millionen Blumenaugen, nicht des Himmels unzählige Sternenaugen; ihn, dem kein Kranz der Berge in der Ferne blauen Abendduft verschmilzt, kein lichtaufwogendes Meer die kommende Sonne begrüßt, kein Blick der Liebe und der Freude vom göttlichen Menschen-Antlitz entgegenlächelt in seines Daseyns Mitternacht! Des bedrängten Angstruf um Hilfe durchbebrt sein Herz, und er kann ihm nicht zu Hilfe eilen! Er hört den Jubel der, vom Anblick der Schönheit und Harmonie Entzückten, und kann ihn nur mit einem leisen Seufzer erwiedern! Ihm ist geschlossen das Heiligthum der Wissenschaft, des Lebenserwerbes schaffende Thätigkeit!

Doch nein, du Armer! Verzage nicht! Auch über dir waltet die ewige Vorsicht. Tausend Augen der Menschenliebe schauen für dich, deiner Finger feinfühlende Spitzen werden selbst zu Augen, und das geschärfte Gehör übernimmt die thätigste Sorgfalt für den fehlenden Sinn. Die Liebe leitet deine unsichern Schritte, und die holde Stimme tröstender Theilnahme gleitet in dein Herz, mit Belehrung

und Ergetzung die dunkeln Stunden beflügelnd. Und, o du Nachtumhüllter! Dir war dein Schöpfer in mancher Hinsicht gütiger als Vielen. So Manches, was dem sehenden Auge die Thräne erpreßt, läßt mit dem Blick auch die Seele dir ohne bittere Empfindung. Du siehst kein hämisches Schurkengesicht, das Tugend und Geistesgröße verhöhnt; siehst nicht die Teufels-Larve der Falschheit, der Schadenfreude und des Verraths; siehst, — wohl dir! nicht die sterbende Liebe im Leichengewande; siehst es nicht, wenn Scham auf der Armuth Wange brennenden Purpur strömt, daß Verachtung ihr folgt; siehst nicht der Unschuld erblassende Verzweiflung vor dem verfolgenden Frevler; siehst es nicht, wenn durch ein glückliches Land, nun einen Kirchhof, des Krieges Blutstrom dahinwallt, siehst des Ehrgeizes Menschenopfer nicht! — Aber es sieht dein geistiges Auge um so heller, indessen Nacht der andern Licht bedeckt. Um so heller siehst du des Geistes Glanz und der Seele Schönheit. Kommen wird ein Tag, da Gott auch zu dir sprechen wird: „Es werde licht!" Dann wird deine Nacht vom verklärten Auge entfliehen. Sehen wirst du die Millionen Welten im gränzenlosen Lichtmeere und ihnen freudig nahen, wirst sehen und jubelnd erkennen sie, die dein Auge hier ohne Formen liebte, und ewig ihr Entzücken mit ihnen theilen! —

Hymne an das Licht *).

Mit Schlummers Rosenwangen hold erwacht,
Schwebst du vom dunkeln Schooß der Mutter Nacht,
So hold, daß ihr, du anmuthvolles Kind,
Dein erster Blick ein Lächeln abgewinnt.

Als Gott zum Schöpfungsball sein: „Werde!" sprach,
Wardst du im Flug der Kraft urplötzlich wach;
Aus goldner Sonnenveste, siegesehr,
Flog deiner Pfeile glanzbeschwingtes Heer.

Heil dir, du Wunderquelle der Natur,
Du, Lust und Schmuck und Segen jeder Flur!
Heil dir, du schöne Braut der Frühlingswelt,
Und Heil dem Wärmestoff, dir anvermählt!

Dein gränzenloses Reich zu schmücken, lacht
Des Farbenspieles wechselreiche Pracht;
Von dir beschenkt mit seinem Feierkleid,
Prangt hoch des Regenbogens Herrlichkeit.

Gedankenschnell durchfliegst du Zeit und Raum,
Vollendet schon, wenn du begonnen kaum;
Und flög' mit dir der Erd' ein Engel zu,
Das Ziel erreicht er früher nicht, als du.

In Mondeswogen ziehst du silberrein
Sanftschlummernd durch den heil'gen Sternenhain;

*) Frei gedichtet nach dem Englischen des Cowley.

Dein eigner Schimmer webt dir deinen Flor,
Und Feuerblumen blüh'n um dich empor.

Wer iſt nicht Zeuge deiner Herrlichkeit!
Dir danket ſelbſt der Gluhwurm ſein Geſchmeid,
Und deine ſanftverklarende Gewalt
Bewahrt die Nacht vor Graun und Schreckgeſtalt.

Entflammt dein Blick die ſtille Himmelsbraut,
Die hocherröthend vor dir niederſchaut,
Dann weichet böſer Träume tolle Schar
Von jeder Bruſt, die ihre Beute war.

Die gift'ge Schlang' und jedes böſe Thier
Flieht ſchuldbewußt ins düſtre Waldrevier,
Und die Natur entfernt von deiner Bahn,
Dir huldigend, was dich entweihen kann.

Der Gram, im Nachtgrau'n brütend, troſtberaubt,
Erhebt bei deinem Nahn, ſein bleiches Haupt,
Und winkt der Sorge ſelbſt, ſich zu erfreu'n
In deiner Strahlen ſanftem Wiederſchein.

In deinem Glanze fühlt die Furcht ſich kühn,
Vor deinem Feuer ſchmilzt ihr Froſt dahin;
Durch deinen Anblick ſchon erfüllt mit Muth,
Gewinnt ihr Körper Kraft, ihr Auge Gluth.

Im Abglanz deiner Herrlichkeit erſcheint
Zahlloſer Weſen Harmonie vereint;
Was böſ' und neidiſch uns entzog die Nacht,
Gibſt du zurück in neuverjüngter Pracht.

Der Rose spendest du ihr rothes Kleid,
Woran beglückte Liebe sich erfreut;
Du webst den blendend weißen Schleier mild
Der Lilie jungfräulich holdem Bild.

Das Veilchen zart, des Frühlings Wiegenkind,
Hüllst du in Windeln himmelblau und lind;
Verschwenderisch von deiner Gunst bedacht,
Prangt der Tulipe Stolz in Farbenpracht.

Aus deinen Flammen saugt der Edelstein
Des Strahlenspieles Wunderleben ein;
Mit Schmerz sieht Flora einen Blumenflor,
Noch dauernder und schöner als ihr Chor.

Doch schenkest du zu viele Gunst dem Gold;
Sey dem Verderblichen doch minder hold!
Der Armuth wär' ein beff'res Loos gewährt,
Verliehst nicht du dem Mamon solchen Werth.

Von Gottes Thron kommt deine Glorie, Licht!
Zur Erde, die den Strahl in Farben bricht:
Der Himmel ist dein ewig reicher Quell;
Durch ihn und dich sey Erd' und Leben hell!

Fünfter Brief.

Das Gehör. Schall und Ton.

Das Auge, so herrlich seine Einrichtung auch ist, würde doch nicht hinreichen, uns alle nöthigen Kenntnisse zu erwerben, uns alle Genüsse des Schönen zu verschaffen und uns vor allen Gefahren früh und schnell genug zu warnen. So ward uns denn noch ein zweiter edler, dem Auge gleichsam ebenbürtiger Sinn mitgetheilt: das Gehör, welches zwar nicht ganz so fein, zart und geistig wie das Gesicht, vor diesem doch den einen sehr bedeutenden Vorzug behauptet, daß das, so oft sich schliessende Auge nur solche Gegenstände wahrnimmt, welche vor uns liegen, das immer offene Ohr aber alle Schwingungen der erschütterten Luft, welche durch bewegte Körper vor uns oder hinter, über oder unter uns hervorgebracht werden, auffaßt, und uns von ihnen getreue Kunde bringt.

Der Gehörssinn verbindet uns zunächst mit der sittlichen Welt, und schafft dem empfindenden und denkenden Wesen die höchste Wonne durch die unmittelbarste Mittheilung von Gedanken und Empfindungen, und durch des Tonreiches entzückende Harmonie.

Auch für die Unverletzbarkeit dieses, dem Range

nach zweiten Sinnes sorgte der Urheber der Natur. Ein klebriger Stoff, den Eingang bekleidend, muß alles Schädliche abhalten und selbst dem kleinsten Insect den Eintritt zu den innern Theilen verwehren. Haben die weichknorpeligen Ohrläppchen, Muscheln gleich, die wellenformigen Luftschwingungen aufgefangen, so müssen diese an den nächsten Wechsel von Erhöhungen und Vertiefungen im Ohr, gleichsam wie zwischen Berg und Thal, anschlagen und abprellen. Von da dringen sie, weiter fortgestoßen durch die Windungen der sich verengenden innern Gehörgangsröhre, einer Art von Trompete, bis an das äußerst zarte elastische Häutchen des ausgespannten, nach innen etwas erhabenen, außenher etwas vertieften Trommelfells, dessen Erschütterung den hier gebildeten Schall mittels der drei Gehörknochelchen, ihrer Gestalt wegen, Hammer, Ambos und Steigbügl genannt, durch die innere Trommelhöhle und das Labyrinth dem Gehörnerven mittheilt, der ihn zum Gehirn hinausleitet. Schlaf und Tod schließen alle Sinne früher als das Ohr. Das Ohr des Menschen ist zwar verhältnißmäßig kleiner und gedrängter, als bei allen Thieren, dafür aber desto künstlicher gebaut. Einfach erscheinen dagegen die Gehörwerkzeuge mancher Thiere, insbesondere der Amphibien und der Fische; die letztern haben weder ein äußeres Ohr, noch den Gehörgang

und das Trommelfell. Und dennoch weiß man, daß die Karpfen auf die Stimme oder den Schall einer Glocke herbeikommen, ihr Futter zu nehmen.

Die Gehörwerkzeuge der Vögel sind vollkommener; sie haben den Gehörgang und die Trommelhaut, doch fehlt ihnen der spiralförmig gewundene Theil der innersten Ohrhöhlung, die sogenannte Schnecke und die drei Gehörknöchelchen machen bei ihnen, wie bei den kriechenden Thieren, bloß ein einziges platt ausgehendes Knöchelchen. Und dennoch ist bei den Vögeln das Gehör nach dem Gesichte der vorzüglichste Sinn. Manche Raubthiere haben ein viel schärferes Gesicht als der Mensch, dagegen aber vermag dieser es vorzugsweise, sein Gehör zur höchsten Feinheit auszubilden.

Bewunderung erregend ist es, daß bei dem ungeheuren Zusammenflusse so vieler Schalle und Laute in der Natur, bei der Verworrenheit einer Menge, rings umher gesprochener Worte und bei der innigsten Verschmelzung des größten Reichthums von Singstimmen und Instrumenten aller Art zu einem Kunstwerke, das überfüllte und übersättigte Ohr (vorzüglich ein geübtes Künstler- und Kenner-Ohr) dennoch so viel Einzelnes zu unterscheiden vermag, in diesem Heere von Luftkreisen, in diesem wogenden Meere von Klängen, in diesem unermeßlichen Labyrinth von Tönen, worin der höchste, dem

menschlichen Ohr nach vernehmbare Ton bei sechstausend Luftschwingungen in einer Secunde enthält, so wie der tiefste in derselben Zeit, deren nicht mehr als zwanzig bis dreißig erfordert und zehn oder zwanzig derselben nur einen Schall verursachen, aber keinen Ton geben.

Denken Sie sich nun, holde Emilie, eine große Symphonie, wobei das Orchester in einem kerzenhellen Saal, oder eine, wo dasselbe in einem schattigen Walde auf Bäumen sitzt; denken Sie sich eine Bravoursängerin im schön decorirten Opernhause, oder eine Nachtigall in einer mondhellen Mainacht; denken Sie sich den feierlichen Klang einer tausendpfündigen Glocke, oder das muntere Gezirp einer Cicade, die kaum ein Quentchen wiegt; Sie werden sich bald tief gerührt, bald erhoben, bald herzlich froh fühlen, bald jubeln, bald weinen, und Ihr Innerstes wird dem melodisch-harmonischen Zauber wie ein Geister-Echo nachklingen: aber — dessen ungeachtet müssen wir uns gestehen, daß wir, trotz so mancher, von Gelehrten ersonnenen Systemen und Hypothesen — von der Art und Weise, wie jene vielfach modificirten Lufterschütterungen zu Klängen und Tönen, und diese wieder in uns zu geistigen Empfindungen werden, wenig Bestimmtes wissen. Wir thun daher am besten, auch hier neuerdings zu bekennen: der Schöpfer der Natur

habe zwar seine größten Wunder mit den einfachsten Mitteln hervorgebracht, dieselben aber mit einem Schleier bedeckt, den wir — mit oder ohne Geduld — vergebens zu lüften oder zu zerreissen trachten.

Begnügen wir uns denn, nur das Eine zu erkennen, daß die ganze Schöpfung, von der ewigen Liebe besaitet, eine große Geister-Harmonica ihres Urhebers, und unser Inneres sein Echo sey!

Sechster Brief.

Geruch. Geschmack und Gefühl.

Hier auf der sammtenen Rasenbank des lieblichsten Gartens, dessen Blumen und Kräuter uns mit ihren Düften, dessen Bäume unsere Gaumen mit den köstlichsten Früchten ergetzen, während das Spiel der mildesten Lüfte unsern Wangen schmeichelt — hier, Emilie, lassen Sie uns auch den Sinnen des Geruches, des Geschmackes und des Gefühls eine ernste Betrachtung widmen.

Diese drei Organe, welche jedes Mahl eine unmittelbare Berührung der wahrzunehmenden Gegenstände fordern, sind zwar minder edel und fein als Gesicht und Gehör, aber nicht minder wichtig.

Der Geruchssinn, der Region des Gehirns näher und befreundeter als der Geschmack, erfreut uns nicht nur durch die angenehme Empfindung der mit der Luft zugleich eingesogenen Duftausflüsse, welche so vielen Körpern aller Naturreiche unaufhörlich entströmen, sondern er warnt uns auch vor schädlichen Körpern durch die Wahrnehmung der bösen Ausdünstungen, welche uns ihre Nähe verrathen, ja, er vermag uns durch seinen Reiz vom Todesschlafe der Ohnmacht wieder zum Leben zurück zu rufen. Er übt durchgehends eine anziehende

und abstoßende Gewalt aus, über Menschen und Thiere. Die letztern kosten sogar durch das Riechen.

Eben so dient auch der Geschmack nicht nur, das Vergnügen der geschmeidigen, vielbewegten mit einer Fülle von Saftgefäßen und feinen Nerven durchwebten Zunge zu erhöhen, sondern auch, um die guten oder nachtheiligen Eigenschaften der Nahrungsmittel zu prüfen. Er ist dem Menschen, dessen Gaumenlust alle Reiche der Natur plündert, nothwendiger als den Thieren, folglich in jenen auch feiner als in diesen, die den Nahrungsmitteln ihrer Gattungen stets treu bleiben und sich auf Weniges beschränken. Der Geschmack ist zugleich ein sicherer Barometer der Lebensweise, indem er sich dem Mäßigen im besten Zustande erhält, durch Schwelgerei aber abgestumpft wird.

Den größten Umfang unter den Sinnen behauptet das Gefühl. Es regt und entwickelt sich als der erste Sinn schon am Kinde, und der Sterbende, dessen Ohr die Trostworte der Freundschaft nicht mehr hört, dessen Auge die Thräne der Liebe nicht mehr sieht, fühlt noch den letzten Druck der Hand und den letzten heißen Kuß auf der kalten Lippe. Das Gefühl ist sogar Mitregent der andern vier Sinne und stellt sich selbst am Aug' und Ohr, am Gaumen und in der Nase gemeinsam, mitwirkend

und ihre Thätigkeit unterstützend, ein. Den höchsten Grad seiner Wahrnehmung äußert es als Betastungsvermögen an den Fingern, bei den Säugthieren vorzugsweise an der leckenden Zunge. Außerdem aber wohnt es auf der ganzen mit Nerven und ihrem Aethergeist unterlegten Haut, die aus einem Gewebe von unzähligen Fäden besteht, den Dünsten der warmen Haushaltung der innern Theile und des glühenden Blutstromes durch die feinsten Poren Ausgang verschafft, aus der umgebenden Atmosphäre unaufhörlich Nahrungsstoffe einsaugt, und von den ihr nahe liegenden Blutadern die Rosen der Wangen blühen und die Rubinen der Lippen erglühen läßt.

Die Sinne sind gleichsam die Bienen, welche dem Geiste den Naturstoff zur Verarbeitung und Läuterung zuführen. Wer sie in mäßiger Uebung rein und gesund erhält, dessen Seele wird rein und gesund seyn. Verfeinerung veredelt sie, Ueberfeinerung schwächt sie, Uebermaß stumpft sie ab, Mißbrauch tödtet und zerstört sie, die uns der Schöpfer zu Erhaltern und Schützern gab.

Siebenter Brief.

Die Sprache.

Ich kann die Betrachtungen über den wundervollen Bau des Körpers nicht schließen, ohne meine Aufmerksamkeit noch insbesondere auf die wohlthätige Himmelsgabe der Stimme und der Sprache zu richten, welche beide wieder mit dem Gehör in so wunderbarer Verbindung stehen, daß das Ohr hört und jeder Gedanke Ton, jeder Ton Gedanke wird.

Solchen Bund mußten die Sinne, solchen Bund Leib und Seele mit einander schließen!

Auch die Einrichtung des Sprachwerkzeuges zeigt die höchste Kunst zugleich mit der größten Einfachheit, indem ein Bischen Lufthauch, von der ihn ausathmenden Lunge durch den Canal der an ihrem Eingange mit einer Spalte versehenen Luftröhre emporgetrieben, gegen die innern Häute derselben und insbesondere gegen den Kehldeckel anstoßt, welcher, je, nachdem er sich erhebt oder legt, den Canal öffnet und schließt, wodurch die Stimme gebildet wird. Diese erhält dann ihre Modification zur eigentlichen artikulirten Sprache erst durch die Zunge, welche sich mit der geschmeidigsten Schnelligkeit nach allen Seiten und Rich-

tungen biegt, wendet und schwingt, und bald an die Zähne, bald an den Gaumen stoßt, der ihr gleichsam zum Resonanzboden dient. O möge jener wortebildenden Zunge nie ein Wort entfliehen, welches den Schöpfer beleidigt, das Geschöpf entehrt, ein Mitgeschöpf verletzt!

Der Mechanismus der Sprachwerkzeuge hat eine solche Genauigkeit und Sicherheit in allen Theilen, daß ein französischer Anatomiker aus den von todten Thieren abgesonderten Stimmen-Werkzeugen durch Hineinblasen vom untern Ende der Luftröhre eben dieselben Töne und dasselbe Geschrei hervorzubringen vermochte, welches die lebendigen Thiere mit ihren ehmaligen Eigenthume hervorgebracht hatten.

Bei einigen Gattungen der vierfüßigen Thiere ist das Werkzeug der Stimme noch mehr zusammengesetzt als beim Menschen. Die Vögel, diese fröhlichen Tonkünstler der Natur, haben zwei Luftröhrenköpfe, einen äußern oben an der Luftröhre und einen innern am untern Ende derselben mit einer dicken Haut, welche quer zwischen den beiden Luftgefäßen liegt. Die Heuschrecke ist gar eine Bauchrednerinn; sie hat das sehr kunstlich eingerichtete Werkzeug ihrer Stimme wirklich im Bauche.

Die Thiere haben allerdings eine Sprache, aber nur eine instinctmäßige, größten Theils unwillkührliche und sehr unvollkommene, man konnte sa-

gen, eine Naturſprache, indem ſie durch Laute bezeichnen, was ſie empfinden und bedürfen. Sie drücken immer nur die einförmige Beſchränktheit ihres gegenwärtigen Zuſtandes aus; es unterliegt jedoch keinen Zweifel, daß ihre Sprache, ſo arm ſie auch uns Menſchen dünkt, für ſie ſelbſt unter einander den erforderlichen Grad der Vollkommenheit habe und allerdings ein kräftig zureichendes Mittel ihres Vereins und ihrer Wechſelwirkung ſey. Die lautreichſten Thiere ſind auch faſt durchgehends die geſelligſten, ſo wie die geſelligſten Menſchen auch die geſprächigſten, die ungeſelligen aber wortkarg ſind.

Es fehlt der thieriſchen Naturſprache keineswegs an Ausdruck. Wie dringend ruft die lockende Mutterhenne ihre Kichelchen zum gefundenen Futter! Wie zärtlich klagen die pippenden Jungen um die verlorne Alte! Wie ſchmelzend ſind die Liebesgeſänge der ſehnſuchtsvollen Nachtigall!

Wie lebhaft, man möchte ſagen — bis zum Reden, drückt der Hund ſeinen Schmerz um den vermißten Herrn aus! wie lebhaft ſeine Freude über den Wiedergefundenen! wie lebhaft als Wächter des Hauſes nächtlicher Weile ſeinen verſcheuchenden Grimm gegen Fremde! wie lebhaft ſeine Jagdluſt! Kein Thier fühlt den Drang, ſein Inneres in Schmerz und Freude dem Menſchen mitzutheilen, in dem Grade wie der Hund, der in die-

sem Drange oft so sonderbar modificirte, so nachdrücklich betonte Laute hervorbringt, als wolle er wirklich schon Worte ausstoßen. Die Geschichte der Pariser Academie erzählt sogar von einem Hunde, welcher seinem Herrn einige dreißig deutsche Wörter nachsprechen konnte.

Die geselligen Murmelthiere pflegen beim Graseinsammeln Schildwachen auszustellen, welche die Beschäftigten durch pfeifenden Zuruf von der Annäherung des Feindes benachrichtigen.

Selbst der Fisch ist nicht ganz stumm; er gibt doch sehr unvollkommene Laute von sich; das sogenannte Schnalzen dient ihm zuverlässig zur Bezeichnung irgend einer Empfindung oder eines Bedürfnisses.

Die Thiere der höhern Art haben in ihrer Empfindungssprache den unverkennbaren Vorzug, daß ihnen zur Bezeichnung dessen, was in ihnen vorgeht, eine größere Verschiedenheit der Laute — tiefer und höher, und mehr Mannigfaltigkeit der Bewegung — langsamere oder schnellere, zu Gebothe steht, wobei sogar ein gewisser Grad von Willkührlichkeit eintreten mag.

Ein Wunder aber, welches allein schon hinreichend wäre, den Menschen über die ihm dienende Thierwelt zu erheben, ist die Rede, jenes göttliche Vermögen, Empfindungen und Gedanken —

nicht instinctmäßig, sondern mit freier Willkühr durch artikulirte Töne, Worte, zu bezeichnen, die Himmelsgabe, unser Innerstes, Schmerz und Wonne, von Seele in Seele zuströmen, und alle Schätze des Geistes zum allumschlingenden Bande, alle Vorräthe der Erfahrung zum Gemeingute der gesammten Menschheit zu machen. Ohne die Rede würden wir sehr wahrscheinlich eben so isolirt leben, wie der größte Theil der Thiere. Sie ist das Organ der Vernunft; durch sie wirkt der Mensch, am meisten aber derjenige, der ihrer Herr und Meister ist. Der Grad ihrer Ausbildung bezeichnet die Bildungsstufe ganzer Nationen.

In der Menschensprache liegt der sicherste Beweis, daß der Mensch weder zu unthätiger Beschauung noch zu fruchtloser Speculation, sondern zu geselliger Verbindung und zu einer practischen Lebensweise, wie Christus selbst hiernieden sie führte, geschaffen ist. Der Haß schweigt, die Liebe spricht.

Vom Rande der Verzweiflung reißt sich Göthe's Tasso empor, hoch erhoben durch das auflodernde Kraftgefühl der ihm verliehenen Himmelsgabe der Rede:

Alles ist dahin! Nur Eines bleibt:
Die Thräne hat uns die Natur verliehen,
Den Schrei des Schmerzes, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr tragt — und mir noch über Alles —

Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefste Fülle meiner Noth zu klagen:
Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen, wie ich leide. —

Sey aber die Rede auch noch so herrlich, die Sprache noch so vollendet, dennoch bleibt uns das Unnennbare und das Unaussprechliche immer das Schönste, das Höchste! Auch hier — so wollte es die ewige Vorsehung — auch hier sollte uns eine noch höhere Kraft für eine höhere Welt bleiben.

Achter Brief.

Das Mineralreich. Erdarten. Metall. Gold und Eisen, ein Gespräch.

Wir haben nun die Wunder in der Einrichtung unserer irdischen Hülle gesehen, und treten jetzt hinaus in die weite Schöpfung, ein fortwährendes Wunderwerk in allen drei Reichen der Natur! Wohin wir auch unsere Augen wenden, all überall begegnen uns Gegenstände und Einrichtungen, die Bewunderung und Anbethung erregen. Wir könnten ihnen, selbst wenn wir es wollten, nicht entgehen. Jeder Blick in die Aussenwelt und in unser Inneres zeigt uns ein Wunder und seinen göttlichen Urheber. Glücklich, wer sie sieht und sehen will! Beklagenswerth, wessen Geistesblindheit sie nicht sehen kann, wessen Gemüthsleere sie nicht erkennen will!

Lassen wir denn die Wunder der drei Reiche der Natur vor uns vorüberziehen! Ueberschauen wir zuerst das Mineralreich über der Erde und in ihren Tiefen!

Die Erde, deren Inneres so fruchtbar ist als ihre Oberfläche, besteht selbst aus mehreren Erdarten, Substanzen, wenig zusammenhängend und zerreiblich sind. Sie geben den Hauptstoff der Oberfläche

und sind der Grund alles Gedeihens und aller Fruchtbarkeit des Pflanzenreiches und der Thierwelt. Ihre verschiedenartige Mischung befördert die Mannigfaltigkeit von beiden. Bringt die Erde überhaupt als großer Gewächsgarten so viele Heil- und Nahrungsmittel hervor, so gewähren uns ihre verschiedenen Arten auch sehr viele wichtige Vortheile für unsere Lebensbedürfnisse. Ich will Sie hier nur auf einige Erdarten aufmerksam machen, um meine Hauptabsicht: die Gewährung eines Ueberblickes zu erreichen. Die Thonerde liefert uns Gefäße; die Kieselerde das Glas. Von größter Wichtigkeit ist uns die Kalkerde; die harte liefert uns Steine zum Bauen, unter diesen den an Pallästen und Statuen bewunderten Marmor; die weiche Kalkerde gibt, mit Sand vermischt, den Mörtel. Der rohe gemahlne oder gebrannte Kalk wird als Ackerdünger verwendet. Garber, Seifensieder und Färber benöthigen dieses Mineral und die Zuckerraffinerien nehmen es zur Läuterung. Die Bittererde, Magnesia ist ein vielgebrauchtes Arzeneimittel. Aus Gyps, einer eigenen Art Kalkerde, werden Statuen, Büsten und Zimmerverzierungen gebildet; der weiße, ganz reine Gyps wird dem schönen Geschirre von Porzellan und Steingut beigesetzt. Aus dem Gypsmörtel verfertiget man einen künstlichen Marmor und der weiche weiße Alabaster, ein

gypsartiger Stein, gibt sich als Stoff zu den schönsten Gebilden.

Wie zahlreich ist die Gattung der Salze, deren mehrere sich in allen drei Reichen der Natur verbreitet finden! Welche Vortheile gewährt der Alaun dem Färber und Gärber! — Wie zahlreich und wunderbar ist die Classe der brennbaren Mineralien, wie Erdharze, Schwefel ꝛc., deren einige durch gleichzeitiges Zusammentreffen der Einwirkung des Feuers und der Luft sich entzünden, in Flammen ausbrechen, dann durch ihre eigene Substanz das Feuer vermehren und nähren, indeß andere unter denselben Umständen nur verglühen und leuchten. Einige dieser Mineralien sind feste Körper, wie z. B. die Steinkohlen, andere flüssig, wie z. B. die Naphta, die aus Felsenritzen tropfenweise hervorquillt.

Wie mannigfaltig ist der Reichthum der Metalle, dieser schwersten und undurchsichtigsten Körper in der ganzen Natur! wie groß, wie vielfach ihr Nutzen! wie verschieden ihre Erscheinung, bald in reiner Gestalt, bald verborgen unter andere! wie wunderbar die Art ihrer Erzeugung und Bildung, ihres Reifens und Verwitterns in Gebirgsklüften und in den Tiefen des unterirdischen Reiches der mit rastloser Thätigkeit und mit unaufhörlichem Wechsel fort und fort schaffenden Natur!

Laſſen wir den Blick nur auf den vier vorzüglichſten Metallen: Gold, Silber, Platina und Eiſen, als den Repräſentanten dieſer ganzen Claſſe von Körpern des Mineralreichs, verweilen! Hier leuchtet uns vor allen der Götze von Millionen Menſchen, die Mutter ſo vieler Tugenden und Verbrechen, die Quelle von ſo mannigfaltigem Glück und Elend, das Gold, entgegen, dem kein anders Metall an Pracht und Dauer des Glanzes gleichkommt, das Gold, die Despotin der Schwelgerei, die Sclavin ſo vieler Laſter! Es hat aber nicht nur immaginäre Vorzüge, die es zum Gegenſtande des gierigſten Strebens machen, ſondern auch reelle und zwar ſehr bedeutende. Sein Glanz leidet durch keinen Roſt, ſeine Subſtanz läßt ſich durch keinen fremdartigen Stoff verändern. Es beſitzt unter allen Metallen die gröſste Dehnbarkeit; mit einem Gran dünngeſchlagenen Goldes läßt ſich eine Fläche von mehr als tauſend Quadrat-Zoll bedecken. Es iſt weich und geſchmeidig in hohem Grade und läßt ſich mit den meiſten übrigen Metallen vereinigen, doch zeigt es ſich in ſeiner dunkeln Wohnung meiſtens gediegen und unverdeckt, und könnte durch manche dieſer Eigenſchaften dem Menſchen zu einem ſchönen Vorbilde dienen.

Neben des Goldes feuriger Sonnengluth glänzt die ſanfte Schweſter, das Silber, mit ſeinem

reinen weißen Licht als milde Luna des unterirdischen Reiches. Der schöne helle Klang zeichnet es vor allen Metallen in dem Grade aus, daß man schönklingende weibliche Stimmen, Silberstimmen nennt, und zarten musikalischer Instrumenten einen Silberton zuschreibt. Behauptet das Silber durch diese Eigenschaft einen Vorzug vor dem Golde, so steht es demselben wieder darin nach, daß es den schönen Glanz, ein dauerndes Eigenthum des Goldes, an der Luft allmählich verliert. Nach dem Golde hat das Silber auch die meiste Geschmeidigkeit und Dehnbarkeit, drängt sich aber jenem in Handel und Wandel so keck vor, daß es in ganz Europa der allgemeine Maßstab wurde, nach welchem der Werth aller Erzeugnisse und Güter, ja selbst der des Goldes, bestimmt wird. Eine stolze Verwandte des Silbers ist die Platina *) mit ihrem blendend silberweißen Glanze, unter allen bekannten Naturkorpern der schwerste und unter allen Metallen das einzige, welches nie anders als gediegen gefunden wird. Sie nimmt sogar eine schönere Politur als Gold und Silber an, und gibt ein schönes Bild unerschütterlich fester Tugend, da sie

*) Dieses Metall wurde erst im Jahre 1736 im spanischen Südamerika entdeckt und nach dem spanischen Worte Plata (Silber) Platina genannt.

im Feuer unzerstörbar ist, und weder in der Luft noch im Wasser Rostflecken annimmt.

Zunächst erblicken wir die unscheinbar dunkle Gestalt des Eisens, dem kein anders Metall an Härte und an Nutzbarkeit gleicht. Da keine Kunst und kein Handwerk, weder der Krieg noch der friedliche Feldbau, zu seinen Werkzeugen des Eisens entbehren kann, so hat die göttliche Weisheit dieses Metall in der Natur allgemeiner als irgend ein anderes verbreitet.

Das Eisen, zum Glühen erhitzt, gleicht theils dem Genie, welches nur im Zustande der Begeisterung Funken sprüht, theils dem menschlichen Hochmuth, der nur im Schmelzfeuer des Unglücks erweicht wird. Unter allen Metallen zeichnet sich das Eisen auch durch seine Liebe zum Magnet aus, dessen anziehender Kraft es allenthalben folgt.

Die Zubereitung des Eisens, wenn es aus tiefem Schacht herausgefördert, durch des Hammers Gewalt, des Ofens und der Esse Gluth geschmolzen, und von der Schlacke gereiniget wird, fordert allerdings viele Müh' und Arbeit; dann aber dient es uns auch in den verschiedensten Gestalten für die mannigfaltigen Bedürfnisse und gibt uns das Heldenschwert und die Sense, die Pflugschaar und die Kanone, den Jagdspeer und die Nadel, die gewaltige Axt und den häuslichen Hammer, die grobe

Zange und die zierliche Schere, die glättende Feile, die zähnereiche Säge und den Spaten, der die Erde umgräbt und unser Grab höhlt.

In seiner reinsten und veredeltesten Gestalt erscheint das Eisen als Stahl, dessen Feinheit und Glanz oft mit dem Silber wetteifert. Das Maß seiner Wohlthaten voll zu machen, dient uns das Eisen sogar als Arzeneimittel, die Fasern stärkend und den Kreislauf des Blutes fördernd.

Ich sende Ihnen mit diesem Briefe einen poetischen Weltkampf, worin das edelste Metall mit dem nützlichsten wechselweise um den Vorzug strebet; ein ritterlicher Minnesänger versucht die Streiter mit gerechter Würdigung zu versöhnen.

Gold und Eisen.

Gold.

Fluch' dir, böses Kind der düstern Nacht,
Das in Flammen lustergluhend lacht,
Das in der Verzweiflung Hand
Trennt des Lebens heil'ges Band,
Von der Rachsucht Arm geschwungen,
Bruderherzen hat durchdrungen;
Fluch dir, düstres Kind der Nacht,
Das in Gluth zur Lust erwacht!

In freundlichem Schimmer
Erglänze ich immer;
Ich schmücke die strahlenden Gäste
Bei heiliger Feier, beim jubelnden Feste,
Und sterbe nimmer!

Eisen.

Fluch dir, bösen Hochmuths Herr und Knecht
Augengift lustgierigem Geschlecht!
Schuldlos waffnet' ich den Pflug,
Daß die Erde Nahrung trug,
Bis, von deinem Glanz geblendet
Habsucht mich zum Mord gesendet.
Fluch dir, Hochmuths falsches Kind,
Hell und weich, wie Nattern sind!
Den trügenden Schimmer,
Ich suche ihn nimmer;
Ich wohne bei einfacher Sitte
Im friedlichen Raume der ländlichen Hütte
Und nütze immer.

Gold.

Mich zu haschen, drängst du dich hinab
In der Tiefe dunkles Felsengrab,
Zwingest meinen milden Schein,
Daß er diene dir allein,
Waffnest tausend freche Hände,
Daß mein Glanz dich selbst verblende;
Mich zu fesseln stürzt hinab
Machtbegier ins Felsengrab. —

Mit freudigem Schimmer
Erglänze ich nimmer,
So Frevel mich anhaucht. Im Dunkel
Des nächtlichen Grauels entglüht mein Gefunkel
Zu Höllenflimmer.

Eisen.

Mich hat strafende Gerechtigkeit
Furchtbar sich zur Rächerin geweiht.
Schließ' ich treu des Hauses Raum,
Wiegt den Sichern sanfter Traum.
Zu mir muß die Kunst sich wenden,
Will sie groß ihr Werk vollenden,
Denn mir weicht des Marmors Macht,
Wenn der Meißel Götter schafft.
Im Schooße der Erde,
Am häuslichen Herde,
Erscheine ich hülfreich dem Fröhner,
Daß leichter die lastende Arbeit und schöner
Das Elend werde.

Gold.

Auf der Erde forsche weit und breit:
Gleichet etwas mir an Herrlichkeit?
Leuchtet Sonn' und Sternenkranz
Freudig nicht in meinem Glanz?
Schmück' ich nicht des Königs Krone
Herrschend mit ihm auf dem Throne?
Ja, es prangt in meiner Pracht
Erd' und Himmel, Tag und Nacht.

Fern' bleib' ich dem Elend!
Die Freude mir wählend,
Dem Glücke zum Liebling geboren,
So hat mich das Schicksal nur Hohem erkoren
Mit Stolz beseelend.

Eisen.

Ja, an Schmuck und Prunk und eitler Zier
Weich' ich, Bild liebloſen Stolzes, dir!
Aber theileſt du die Luſt
Der mit dir geſchmückten Bruſt?
Will Magnet ſich freundlich zeigen,
Muß ich liebend mich hinneigen
Selbſucht nur mag einſam ſeyn
Sich bewundert lieblos freu'n.
Und wenn mich auch halten
Feindliche Gewalten,
Ich ſprenge die Bande, muß fliehen
Dahin, wo die Mächte der Liebe mich ziehen,
In Liebe walten.

Gold.

Rein geboren, echt und makellos,
Siehſt du mich ſchon in der Erde Schoos,
Und mein angeſtammtes Licht.
Es bedarf der Läut'rung nicht.
Unvergänglich iſt mein Reich,
Denn mir ſelber bleib' ich gleich;
Meines Glanzes ew'ge Pracht
Raubt mir keine Erdenmacht.

Dich aber bedecken
Entſtellend die kecken,
Die nagenden Näſſen der Klüfte,
Brandmahlen die feindlich anhauchenden Lüfte
Mit Roſtes Flecken.

Eiſen.

In der Felſenwiege dunklem Schacht
Bin ich unrein ſchlackenvoll erwacht.
Schwarz entſtiegen ſchwarzer Gruft
Seh'n mich ſchaudernd Tag und Luft;
Doch die Eſſe, flammend ſprühend,
Läutert meinen Schmelz erglühend,
Und des Hammers ſchwerer Fall
Adelt mich zu hellem Stahl.
So muß ſich das Eiſen
Selbſtbildend erweiſen;
Gehärtet vom eigenen Schlage,
Erhebt ſich helleuchtend im leuchtenden Tage
Zum Stahl das Eiſen.

Gold.

An Gehalt und innerem Gewicht
Weich' ich jedem andern Körper nicht,
Aber die gediegne Laſt
Wird nur ſchwer, nicht rauh gefaßt.
Furchtbar will mit wildem Eiſen
Wilde Kraft ihr Recht beweiſen,
Doch vom angebornen Thron
Spendet Macht den milden Lohn.

Dem Eisen muß Eisen
Sich gräßlich erweisen,
Es will sich das Rohe nicht fügen;
Doch weich ist das Schöne, mag freundlich sich
schmiegen
In sanften Weisen.

Eisen.

Blick umher, wie rings das Eisen blitzt!
All' willkommen, denn es nützt und schützt.
Hier der Pflug und dort das Schwert,
Beide sind sie hoch geehrt.
Ich erschuf des Meißels Werke,
Des Pallastes Riesenstärke;
Fried' und Krieg, Gewerb und Kunst
Fleh'n mich an um meine Gunst.
Nicht eitel zu schmücken,
Durch Schein zu entzücken,
Vergeud' ich mein Wirken hienieden;
Die ehrliche Armuth, den fleißigen Frieden
Helf' ich beglücken.

Gold.

Kron' und Zepter strahlt in meinem Schein,
Des Altares Zierde darf ich seyn;
Ew'ge Liebe thu' ich kund;
Mich erwählt der Treue Bund
Ihn mit lichtem Ring zu schmücken,
Frei sich zeigend allen Blicken;

Golden glänzt beim Hochzeitmahl
Wein und Becher, Gast und Saal.
Mein strebendes Wesen,
Kaum sichtbar gewesen
Es dehnt sich vom Körnchen zur weiten
Umfassenden Fläche, muß kühn sich verbreiten,
Zum Sieg erlesen.

Eisen.

Flach auf Flächen breitet sich dein Licht,
In die Tiefe aber dringt es nicht.
Schattenbleichem Siechthum schafft
Meine Stärke neue Kraft;
In den Menschen darf ich dringen,
Darf dem Leib Genesung bringen,
Purpurgluth dem frischen Blut
Und der Seele Lebensmuth.
Vom nächtlichen Bette
Aus felsiger Kette
Befrei' ich dich, Gold, und mein Spaten
Baut Jedem noch, den sie zur Erde bestatten,
Die Schlummerstätte.

Der ritterliche Minnesänger.

Im Arm ruht mir die goldne Laute,
Zur Seite mir das Eisenschwert,
Und beide grüß' ich als Vertraute,
Und beide sind mir lieb und werth.

Kämpft nicht länger, Gold und Eisen,
Rang und Würde zu beweisen.

Wenn feindselig in dem Leben,
Kräfte sich zum Streit erheben;
So vereint der Sänger sie,
Liebend in der Menschenbrust,
Zu Harmonie
Und Himmelsluft.
Gesang tönt aus der Seele Tiefen,
Gesang ist Blüthengeist des Lebens,
Und nimmer tönet er vergebens.

Wilde Kräfte, die noch schliefen,
Er ruft sie an's Tageslicht;
Wilde Kräfte kühnen Strebens
Ordnen sich und hadern nicht,
Wo die Macht des Liedes spricht;
Die Natur gehorchet ihr.
So folgt denn, Gold und Eisen, mir,
Und höret an, wie euch beschieden
Vereinte Kraft hienieden;

Gold schmücke, Eisen schütze
Die Schönheit und den Fürstenthron
Das hell geschliffne Schwert
Sey nur in edler Hand geehrt,
Das sonnenlichte Gold
Dem Werth nur und der Wahrheit hold!
Dem Frevel biethe Eisen Hohn,
Gold nur dem Rechte strengen Lohn!

Der Mühe, dem Bedürfniß ſey,
Du hartes Eiſen, immer treu!
Gold gewähre freier Kunſt,
Ungeſucht die freie Gunſt.
Wie Mann und Weib geſellt euch beide,
Wie Macht und Glanz, wie Ernſt und Spiel,
Wie Streng' und Milde, Schmerz und Freude,
Und erzeugt das Hochgefühl:
Daß der Sieg das Streben krönt,
Luſt des Lebens Laſt verſchönt.

Neunter Brief.

Die Edelsteine.

Wir treten nun in das farbenbrennende Zauberreich der Edelsteine, jener Sterne der Unterwelt, deren Lichtspiel uns wie mit Feueraugen bedeutungsvoll winkender Geister anschaut.

Sie, die zum Schmuck des Höchsten auf Erden erkoren, als Kleinodien im Diadem des Herrschers strahlen und zunächst stolz sind, als Zierden der Schönheit beschämt zu werden, — gründeten ihren Werth zu jeder Zeit nicht nur auf die Herrlichkeit ihrer Eigenschaften, sondern auch auf ihre Seltenheit, indem die freigebige Natur selbst die edelsten der Metalle, das allgeschätzte Gold und Silber, in viel größerer Menge hervorbringt, als die gleichsam verkörperten Lichtmassen der Juwelen. Berge und Felsen sind die Wiegen dieser nachtumhüllten Kinder des Lichtes; der gierige Mensch reißt sie recht eigentlich vom Schooße der Mutter Erde und weiß ihre Schönheit durch die Kunst des Schleifens für die Pracht des Weltlebens zu erhohen, wozu sie deßhalb wohl passen, weil sie hart und abgeschliffen sind und glanzen. Der Orient und insbesondere Ostindien sind vorzugsweise ihr Vaterland zu nennen.

Vor allen leuchtet uns des Diamanten blen-

dender Glanz entgegen, welcher nicht nur die übrigen Edelsteine an Durchsichtigkeit, sondern auch alle bekannten Naturkörper an Härte übertrifft, dabei noch die Seltenheit insbesondere für sich hat. Es gibt auch farbige Diamanten; doch wird der reine am höchsten geschätzt. Hat ihm das Schleifen viele Flächen gegeben, so strahlt er, obschon an sich farblos, doch einen vielfarbigen Glanz aus, dem kein anderer gleich kommt. Reinheit und Größe bestimmen seinen Werth. Er verlangt als Lieblingskind der heißen Zone die kräftigste Gluth senkrechter Sonnenstrahlen und entsteht daher immer nur einige Fuß tief unter der Oberfläche der Erde und der Felsen; tiefer hat man noch keinen gefunden. Auch läßt sich der Stolze nur durch sein eigenes Pulver schleifen und polieren.

Dem Demant am Rang der nächste und der Gewalt des Feuers noch mehr trotzend als dieser, leuchtet der Rubin mit hochrother Gluth, deren Abstufungen in einigen Orten zu blasser, gelblicher und Violett-Rothe übergehen, bis zur Blutfarbe des mystischen Karfunkels.

Der helldurchsichtige Saphir, in Rang der dritte, zeigt uns in seinem blauen Feuer diese Farbe in ihren mannigfaltigsten Abstufungen, auf ähnliche Weise der werthlosere Chalcedon. Dasselbe Nüancenspiel stellen Topas und Hyacinth mit der

gelben Grundfarbe dar, Smaragd, Chryſolith, Chriſopas und Beryll mit der grünen, Amethyſt mit dem Violet, Carneol, obſchon ferne dem Rubin, mit der rothen.

So wie die Hauptgattungen dieſer Edelſteine gewiſſe einzelne Hauptfarben nüanciren, ſo zeigen andere wieder ein Gemiſch aller Farben in Streifen, Flecken und Puncten oft mit abwechſelnden Lagen und Schichten. So vereinigt der Sardonix in ſich den Carneol und den Chalcedon und eine Art von Achat und Opal (das Weltauge) ſpielt alle Farben des Regenbogens.

Sonderbar iſt es, daß manche farbige Edelſteine von minderm Range im Feuer entfärbt werden und als Kunſtbetrug dann für Diamanten gelten müſſen. So erhalten manche Menſchen, wenn die Gluth der Leidenſchaften ihr Inneres und Aeußeres entfärbt hat, den falſchen Schein eines ſoliden Weſens.

Zehnter Brief.

Die Pflanzenwelt.

Die Erde, des Pflanzenreiches Heimath, eh noch ein lebendiges Weſen auf ihr athmete, liegt nun wie ein ſchöner großer Garten vor uns, in dem Gott offene Tafel hält. Millionen von Kräutern duften uns entgegen; Millionen Blumen in reicher Farbenpracht ſchauen uns mit freundlichen Augen an; Millionen Aehren nicken uns mit den goldenen Häuptern liebevoll zu; Millionen Bäume umſchatten uns mit dem kühlen Geſäuſel blüthengeſchmückter oder fruchtglühender Wipfel.

O Pallaſt der Natur, du biſt ſchön und erhaben, wie kein anderer! O Kleid des einfachſten Blümchens, du biſt reich und lieblich, wie kein Prunkgewand der großen Welt! Der nickende Halm und der ruhende Berg, himmelan ragend — beide ſind in ihrer Art gleich vollkommen, und Gegenſtände der feurigſten Bewunderung iſt jede Pflanze. Die Wurzel, befeſtigend in die Erde geſenkt, iſt ihr Mund, mit dem ſie aus jedem Boden die ihr gemäßeſten Nahrungsſäfte ſaugt. Zarte Röhrchen führen dieſe geläutert, den Wachsthum fördernd, durch Stamm oder Stängel empor.

Den Baumſtamm, welcher den kräftigen Leib

tragen und den Stürmen widerstehen muß, umgibt, gleich einer Rüstung, die Rinde, indeß der zarte weiche Stängel, von den Lüften gewiegt, sich durch ausbeugendes Nachgeben schützt. Die vielgestaltigen, geheimnißvolle Gespräche flüsternden Blätter tragen viel bei, das Leben des Baumes, der ihnen Leben gibt, zu erhöhen, indem sie dankbar die Regentropfen sammeln, Abends ihre untere Fläche der Erde zuwenden, um den von ihr aufsteigenden Thau einzusaugen, mit ihren Stielen, wie mit einer Art von Wurzeln, aus der Luft unaufhörlich Nahrung an sich ziehen, sie den zunächst liegenden Theilen der Stämme oder Stängel zuführen, die zarten Knospen und Blüthen wie mit Mutterschwingen decken und zugleich die Ausdünstungen des ganzen Pflanzenkörpers fördern. Um diese ihre Geschäfte treu und genau verrichten zu können, sind sie mit solcher Kunst und symetrischer Vertheilung gestellt, daß die unmittelbar vorherkommenden von den folgenden nie auf eine hindernde Weise bedeckt werden. Die Blätter mancher Pflanzen richten sich sogar noch dem Lauf der Sonne, wenden ihre obere Fläche am Morgen nach Osten, Mittags nach Süden, Abends nach Westen.

Und so muß uns denn die holde Pflanzenwelt nicht minder erfreuen als nützen! So muß der Baum uns ein dreifacher Wohlthäter werden, uns mit sei-

nem Schatten erquicken, mit ſeiner Frucht ſpeiſen, mit ſeinen Holz gegen den Froſt ſchützen und wärmen; ſo muß der Kräuter Heilkraft den brennenden Schmerz der Wunde lindern und des Innern erlöſchende Lebenskraft anfachen; ſo muß die Blume zuerſt als Schmuck der Fluren durch ihren Anblick erfreuen und mit erheiterndem Duft uns ſtärken, dann unſere Feſte verſchönern, den Brautkranz und die Todtenkrone geben, die Tafel unſerer Luſtgelage und die Hügel unſerer Gräber ſchmücken; ſo muß Kraut und Blume der Biene, die Biene dem Menſchen frohnen; ſo muß das Aehrenfeld dem Armen Arbeit, Nahrung und Ruhelager gewähren; ſo muß der Gräſer raſtlos fortſproßendes Geſchlecht den Thieren dienen; ſo muß der Kern der Frucht den Keim des künftigen Gewächſes in ſich tragen; ſo muß der welken Pflanze Staub einer andern das Daſeyn geben; ſo muß das Samenkorn, vom Windhauch getragen, hundertfältig aufgehen, um Felſen und Sümpfe in reiche Gefilde zu verwandeln; ſo müſſen die Pflanze die brennbaren Theile der Luft einſaugen, alſo eben die uns ſchädlichen, wodurch ſie das ſchöne Amt verwalten, die Atmoſphäre zum Beſten unſerer Geſundheit zu reinigen, und wir müſſen dem Schöpfer ſelbſt für die Giftpflanzen danken, da ſie eben das Brennbare am meiſten einſaugen, dadurch unſere Wohlthäteri-

nen und ſelbſt als Gift zugleich Gegengift werden. Und ſo muß denn das ganze Pflanzenreich uns zuerſt ein Bild der Entwicklung unſers blühenden und verblühenden Lebens, dann, vom Todesſchlafe des Winters erwachend, im Frühling ein noch größeres der Auferſtehung und der Unvergänglichkeit vorhalten!

Die Wunderblume blüht bei uns in der Nacht für die Herrlichkeit des Tages. So möge auch der Menſch in dieſer Erdennacht dem ewigen Tag entgegen blüh'n!

Eilfter Brief.

Das Thierreich. Insecten und Gewürme.

Von einer Anhöhe im Labyrinth des Pflanzenreiches wollen wir nun die lebendigen Wesen überschauen, welche Gott früher als den Menschen erschuf. Wir wenden unser Auge zuerst auf das animalische Pygmäenreich.

Welcher Scharfblick wäre scharf genug, das unzählige Gewimmel von Insecten und Gewürmen zu unterscheiden, welches auf den kleinsten Blättern und Halmen lange Reisen macht, auf dem übergroßen Raum eines kaum sichtbaren Sandkörnchens kaum sichtbar erscheint, und (wie die Infusionsthierchen) zu Tausenden einen Wassertropfen bewohnt!

Welche erstaunungswürdige Weisheit und Kunst offenbart sich auch hier! welche Verschiedenheit und Vollkommenheit in der äußern Gestalt und im Bau des Innern! Die Elephantenmilbe, deren Glieder wir ohne Vergrößerungsglas nicht unterscheiden können, hat dennoch eben so gut wie der Elephant, dessen Haut sie bewohnt, Gehirn und Rückenmark, Muskeln, Adern, Nerven und Sinne, Werkzeuge des Verdauens und des Athemhohlens; selbst ein Saugrüssel ward ihr, der Elephan-

tenmilbe, gleich dem Elphanten zu Theil, ja sogar Manches, was jener entbehrt. Zwei Freßspitzen, zwei Fühlhorner und acht Füßen, deren andere Insecten mehr als hundert haben, so wie mehrere und zwar gerade die kleinsten, mit der größten Menge von Augen versehen sind.

Ein besonderer Gegenstand der Bewunderung sind die Flügel der Insecten, so vielgestaltig, an der Mücke dünn, zart und durchsichtig wie der feinste Damenschleier, bei mancher Käfergattung fest und stark wie ein Panzer, am Schmetterling von unendlich feinen Schuppen staubähnlich bedeckt und mit dem buntesten Farbenspiele so reich geschmückt, daß eine Menge von Schmetterlingen auf einer grünen Wiese fliegenden Blumen gleich erscheint.

Noch bewunderungswerther ist das Ganze des Insecten- und Würmerkörpers, welcher aus einer Reihe von Ringen besteht, die sich in einander fügen, sich wechselweise verengen oder erweitern, verlängern oder verkürzen, daher diese Thierchen auf einer, nur ihnen eigene Weise auch den Kopf nach Willkühr ausstrecken und zeigen, oder einziehen und verbergen können. Der Unvollkommenheit des Mundes kommt ein Rüssel oder ein Stachel zu Hilfe, um die Nahrung einzusaugen. Fühlhörner und Fühlfäden bewirken das

feinſte Gefühl, der wehrloſen Ohnmacht des ſchwachen Körpers höchſt nöthig.

Das Inſectenreich gibt uns ſo manches Bild. Möchten wir uns doch nimmer vom Fleiß der Biene und der Ameiſe beſchämen laſſen! Möchten wir doch eingedenk ſeyn der raſtloſen Thätigkeit der Spinne, die ihr künſtliches Gewebe aus ſich ſelbſt hervorbringt, und des Seidenwurmes, der ſich in einen ſelbſt geſponnenen bei hundert Ellen langen Goldfaden hüllt! Möchte uns doch die Vorſicht der behuthſam vorfühlenden Schnecke vor Augen ſchweben! — Ein erhebendes Bild gibt uns die wunderbare Verwandlung der Inſecten und Würmer, da die Raupen, nachdem ſie einen Theil ihres Daſeyns genoſſen haben, der Speiſe entſagen, ſich in eine Hülle wie in ihr Grab einſpinnen und nach einigen Wochen oder Monathen, die vertrocknete Larve abwerfend, wie aus dem Todesſchlafe geflügelt emporſchweben, ein großes Symbol der Auferſtehung und der Unſterblichkeit!

So will uns die ewige Weisheit ſelbſt durch das Irdiſche und Vergängliche an das Himmliſche und Unvergängliche erinnern!

Zwölfter Brief.

Die Fische. Die Vogel. Natur- und Kunsttriebe der Thiere.

Tausend Wasserspiegel leuchten uns entgegen, die flüssigen Krystall-Paläste einer eigenen Thierart, Meere und Seen zeigen uns ein Gewimmel von schuppengepanzerten, glanzhellen Fischen; sie gleiten in Flüssen mit und gegen den Strom, stürzen pfeilschnell mit seinem Sturz und wagen sogar, von langen straffen Floßfedern getragen, einen Flug über die Oberfläche des Wassers.

Auf den ersten Anblick möchte der Fisch wohl ein unvollkommenes dürftiges Wesen zu seyn scheinen; bei längerem Verweilen werden wir uns aber bald überzeugen, daß auch der Fluthenbewohner nicht minder reich begabt sey, als die Thiere der andern Classen.

Eine eigene Schwimmblase im Unterleib, länglich, von durchsichtiger Haut und mit Luft gefüllt, setzt ihn in den Stand, emporzusteigen, indem die luftgefüllte Blase den Körper dehnt und leichter macht, oder sich nach dem Grunde des Wassers hinabzusenken, wenn er die Luft aus der Blase preßt und den Körper dadurch schwer macht. Diese Blase mit Beihilfe der verschiedenen Floßfedern, welche dem Fische die Stelle der Füße und Flügel ersetzen,

und der leichten Gräthen, ſtatt ſtarker Knochen der Landthiere geben dem Schwimmer eine Gelenkigkeit und Schnelligkeit im Bewegen nach allen horizontalen Richtungen, deren weder der Menſch noch — außer dem Vogel — ſonſt irgend ein Thier ſich rühmen kann. Ein ſchlüpfriger Schleim, den Körper firnißgleich überziehend, ſchützt ihn gegen übermäßiges Eindringen des Waſſers und vor den Verletzungen von Außen. Dagegen fehlt den Fiſchen, als einer unvollkommenen kaltblütigen, keiner Zuneigung fähigen Thierart, insbeſondere die Lunge, folglich auch die Stimme; ſie athmen daher auch nicht wie die mit Lungen begabten Thiere, welche durch dieſe die Luft ſowohl einſaugen als ausathmen, ſondern die im Waſſer aufgelöſte Luft wird durch das Maul in die Kiemen (Ohren) geleitet, durch deren Öffnungen ſie weggeht.

Die Fiſche haben in ihrem Reiche nebſt Geſchöpfen, die nicht länger werden als eine Stecknadel, zugleich auch die größten unter allen. Der Wallfiſch, dieſer Rieſe der Waſſerwelt, deren Einer ganz füglich zu einem anſehnlichen Pferdeſtall in ſeinem Bauche dienen könnte, mißt in die Länge zweihundert Fuß und drüber, gegen achtzig in die Breite, öffnet einen Rachen in der Weite von zwölf Fuß und mehr, und wirft aus den Springlochern zu beiden Seiten des Kopfes armdicke Waſſerſtrahlen

mit solcher Gewalt empor, daß ihr Brausen eine Meile weit gehört wird. Der humoristische Verfasser des Wandsbecker-Bothen vergleicht das Genie mit einem Wallfische, der bald durch die Tiefe in stiller Größe dahinfährt, daß den Völkern der Wasserwelt ein kaltes Fieber ankommt, bald heraufführt in die Höhe und mit Dreimasten spielt, auch wohl mit Ungestüm aus dem Meere plötzlich hervorbricht, und große Erscheinungen macht. —

Wer denkt bei dieser Vergleichung nicht vorzugsweise an Shakspeare?

So wie uns die physische Natur überhaupt sinnbildlich die höhere und geistige bezeichnet, so geben uns auch die Meerfische, die im bittern Salzwasser kräftig und wohlgemuth leben, das Bild echter Tugend, die sich auch in der Mitte aller Bitterkeiten des Unglücks aufrecht erhält.

Hoch über den Tiefen der Fluthenbewohner herrscht das reiche Leben der freudigen Vögel, jener Segler der Lüfte, die sich theils auch dem Menschen auf Erden heimathlich gesellen, theils, als Gegenstück der fliegenden Fische, im Wasser leben. Vielfach sind die Dienste, die sie uns leisten müssen durch Gesangeslust und Gaumenkitzel, durch Verminderung der Insecten und durch Aufzehrung animalischer Leichen, welche die Luft mit bösen Dünsten verunreinigen.

Jene weise Zweckmäßigkeit, welche wir schon anderwärts bewundert haben, zeigt sich auch hier. Am Vogel, bestimmt, kühnen Fluges die Luft zu durchschneiden und sich zur Höhe emporzuschwingen, zweckt alles darauf ab, die Schwere des Körpers zu vermindern. Körper und Flügel stehen nicht nur zu einander, sondern auch zu dem dünnen Elemente, worin der Vogel sich bewegt, im genauesten Ebenmaße. Die Flügel, als das eigentliche Flugwerkzeug, sind durch die dicht an einander liegenden Schwungfedern mit ihren luftigen Kielen, zum Schlagen der Luft und zur Erhaltung des Gleichgewichts eingerichtet, zugleich des Vogels schönster Schmuck. Die Füße, leichter als bei andern Thieren, sind desto dünner und hohler, je höher der Vogel fliegt. Auch die Knochen sind hohl und dünn, ohne Mark, und gewöhnlich mit wenig Fleisch bedeckt. Dagegen ist die Brust, schneidig geformt wie ein Schiffskiel, verhältnißmäßig breit und die Bauchmuskeln sind stark. Die Lunge liegt nicht frei in der Brusthöhle, sondern sie ist an den Rücken und am Rückgrath befestiget, auch verhältnißmäßig größer als bei den Quadrupeden, nebstdei noch mit mehreren Anhängen, wie mit eben so vielen Luftbehältnissen versehen, wodurch sich der Vogel nach Willkühr mit Luft füllen und sich derselben zu seiner Erleichterung wieder entleeren kann. Des Schnabels

hornartiger Stoff und seine Form dienen dem Vogel zu den verschiedensten Verrichtungen, indem er damit seine Speise faßt, zertheilt und schält, das Nest baut, die Jungen nährt und sich desselben als einer Schutz- und Trutzwaffe bedient. Der Schnabel ist deßhalb auch so eigenthümlich und zweckmäßig gestaltet, daß man an ihm allein schon, ohne auf den Leib zu sehen, die Gattung, zu welcher ein Vogel gehört, und seine ganze Lebensweise erkennen kann.

Noch ist uns die vorzüglichste Thierclasse übrig, diejenige, die sowohl durch den Körperbau als auch durch Kräfte und Fähigkeiten dem Menschen zunächst steht, aber bedeutend weniger zahlreich als die Vögel, Fische und Insecten, welche letztere insbesondere nicht nur in Luft und Wasser, auf der Oberfläche und im Innern der Erde, sondern sogar in den Thieren und Pflanzen wohnen.

Gott hat es so gefügt, daß jede Thiergattung vorzugsweise dort einheimisch sey, wo sie nicht nur die ihr angemessensten Lebensweise zu führen, sondern auch dem Menschen am meisten nützlich zu seyn, oder ihm doch am wenigsten zu schaden vermag. Und so leben denn die wilden Thiere einsam unter einander, auch ferne von den Wohnungen der Menschen, indeß die zahmen die Gesellschaft ihrer

Gattungen und der Menschen lieben, und viel Stärke, aber kein Bewußtseyn derselben besitzen.

Die Classe der vierfüßigen Thiere bedarf, obschon minder zahlreich, doch mehr Nahrung, als irgend eine andere. Darum müssen die Quadrupeden theils von Früchten und Pflanzen, theils von Fleisch leben. Welche Mannigfaltigkeit zeigt sich in ihrer Bekleidung: Haare, Wolle, Stacheln und schuppiger Hautpanzer! Welche Mannigfaltigkeit in den Angriffs- und Vertheidigungs-Waffen! Klauen, Krallen, Stachelspitzen, Zähne, Hörner, Rüssel, Tatzen, Hufe, Schweif, der Knochen zermalmende Kraft, des Laufes und des Sprunges Flüchtigkeit.

Und alle die Reichbegabten, Gewaltigen, sind des Menschen dienstbare Sclaven. Die zahmen fröhnen seinen Bedürfnissen und seinem Vergnügen willig und mit ihnen führt er den Unterjochungskrieg gegen die wilden, deren Gattungen, eben weil sie gefährden und zerstören, nur wenig fruchtbar seyn dürfen, indeß jene unschädliche und vorzugsweise nützlichen sich zahlreich vermehren.

So dringt sich denn unsern Geist und unsern Sinnen überall und immer die Lehre auf, daß in dem großen Ganzen der Schöpfung auch nicht das Geringste dem Ungefähr überlassen ist, und es leuchtet aus allem die Gloria der weisesten Anordnung in den genauesten Verhältnissen aller lebenden und

leblosen Korper zur Natur von Boden und Klima, und zur Anzahl und Eigenthümlichkeit der Arten hervor.

So sind auch den Thieren, als Ersatz für den Mangel der Vernunft, Natur- und Kunsttriebe verliehen, die uns oft in Erstaunen setzen. Ich will nur einige Züge dieses unerschöpflich reichen Details erwähnen.

Wie schön ist die Sorgfalt der Thiere für die Erhaltung ihrer Jungen!

Die Bienen widmen einen Theil ihrer Zellen gleichsam zur Kinderstube, um welche sie sich, zur Erhaltung der Wärme, in kalten Tagen herum legen. Eine Fliegenart sticht in die Eichenblätter und siehe! es erhebt sich ein Gallapfel, in welchen die Mutter ihr Ey wie in eine Wiege legt! Raupen spinnen sich zu ihren Nestern auf Bäumen und Sträuchen eine Art von Hängematten. Ameisenschwärme höhlen die Erde und bauen unter dem aufgeworfenen Theilchen des Pflanzenreiches eine unterirdische Stadt, welche zugleich das Nest ihrer Pfleglinge wird! Keine Kunst kann den Bau mancher Vogelnester übertreffen, von Außen mit groben Stoffen wie gepanzert, innen mit den weichsten Theilen gepolstert, und als eine hohle Halbkugel für anhaltende Wärme gestaltet. Welcher Wetteifer, welche Wachsamkeit, welcher Muth der ge-

flügelten Aeltern für die Erhaltung der ungefiederten hilflosen Brut! Mit welchem Scharfsinn ertheilen sie der verzagten den ersten Unterricht in der Kunst zu fliegen! Der Adler treibt seine Jungen, noch eh' sie erwachsen sind, aus dem Neste, denn er will sie zur Kühnheit zwingen. Manche Züge der Aelternliebe unter den Thieren haben den Menschen beschämt. Die Liebe und der Muth der Löwenmutter in der Vertheidigung ihrer Jungen ist zum Beispiele geworden.

Werfen wir nun nur einen flüchtigen Blick auf die Kunsttriebe so mancher Thiere, so erregen auch sie die Bewunderung der göttlichen Weisheit! Die Gebäude und Werkstätten der beinahe in Staatsgesellschaften lebenden Bienen, Wespen und Biber gränzen an menschliche Vernunft und Baukunst, und zeigen dabei eine Art von Einsicht, die uns, ungeachtet so vieler Beobachtungen und Forschungen, noch jetzt räthselhaft sind.

Dreizehnter Brief.

Uebergänge in den Naturreichen. Stufenfolge der Wesen. Auferstehung.

Wir haben nun die einzelnen Reiche der Natur in ihrer innern und äußern Einrichtung überblickt und bewundert. Nicht geringere Bewunderung wird uns ergreifen über die unendliche Weisheit, welche in dem gränzenlosen All der Schöpfung, in dem scheinbaren Labyrinth der unzähligen Wesen, keinen Sprung gestattet, alle irdischen Dinge durch das Bedürfniß wechselseitiger Dienste, so wie die Menschen selbst, mit einander verbindet, dann in der kunstreichsten Stufenfolge der Naturkörper und in den Uebergängen von einer Gattung zur andern, und durch das bewundernswürdig herrschende Gleichgewicht aller Naturkräfte sich neuerdings in aller Herrlichkeit Vollendung zeigt. O Mensch! bethe Gott an — und du wirst gut, wirst göttlich seyn!

Den ersten Uebergang, der sich in der Wesenleiter zeigt, nähmlich den von den unorganischen zu den organischen Körpern, sowohl Pflanzen als Thieren, finden wir theils in zweierlei Steinarten: den blätterigen in Lagen getheilten (wie der Schiefer) und den faserigen, aus Fäden zusammengesetzten (wie der Amianth aus der Classe der

thonigen Steine) theils in den steinigen Meerpflanzen, dem Steinmoose u. a.

Eine Verbindung zwischen dem Pflanzen und Thierreich bildet das Sinnkraut, welches, gleich den animalischen Sinnes-Werkzeugen, Reizbarkeit und Bewegung zeigt, und sich bei der leisesten Berührung einer Hand zusammenzieht. Eine Art von Sinnkraut im nördlichen Amerika *) besitzt diese Eigenschaft in so hohem Grade, daß sogar jedes Blatt, einem mit Zähnen versehenen Munde ähnlich, in dem Augenblick, da ein Insect sich darauf setzt, sich zuschließt, des festgehaltenen Thierchens Grab wird und erst nach dessen Tod, wenn der Reiz endet, sich wieder öffnet. Botaniker nannten diese Pflanze die empfindsame, schambafte.

Noch inniger wird die Verbindung der beiden organischen Naturreiche durch die im Wasser lebenden Pflanzenthiere **) hergestellt: Polypen und Korallen, Würmer, die mit den Pflanzen und mit den Thieren gleich nahe verwandt sind, mit jenen durch die gleiche Art des Nahrung-Einsaugens, mit diesen durch Empfindung und willkührliche Bewegung.

Der Armpolyp, ein durchsichtiger, im Innern

---

*) Dionaea muscipula.

**) Zoophyten.

ganz leerer Wurm, den man bald mit einem Pflanzenſtängel, bald mit dem abgeſchnittenen Finger eines Handſchuhs verglichen hat, vermehrt ſich wie die Pflanzen durch Knoſpen und Ableger an ſeinem Aeußern. Die Korallen ſind zwar in Gehäuſen lebende Thiere, doch waltet die Pflanzennatur in ihnen ſo vor, daß ſie in ungeheuren Stämmen von Meeresgrunde emporragen, den Schiffern gleich Klippen gefährlich werden und nicht nur einzelne Schiffe, die längere Zeit ſtill liegen, ganz überflechten, ſondern ſogar ganze Inſeln mit einer Rinde überziehen.

— So ſind es Würmer in ſteinigen Röhren, welche auch die Verbindung mit den zwei großen Familien der Schalthiere: den Muſcheln und Schnecken, herbeiführen, indeß dieſe den Uebergang zu den Fiſchen und Schlangen bereiten, deren beiderlei Körper meiſtens mit Schuppen bedeckt ſind. Die fliegenden Fiſche mit ihren großen Schwimmflügeln führen die Stufenordnung zu den Vögeln hinauf, zu deren Reiche von Seite der vierfüßigen Thiere die Fledermaus und das fliegende Eichhorn den Uebergang bewirken, ſo wie die Vögel ſelbſt wieder in dem ſchwerfälligen Strauß, welcher mit armähnlichen kleinen Flügeln und haaraͤhnlichen Federn, des Laufens kundiger als des Fliegens, ſich zunächſt gern an die Erde

hält, ihr verbindendes Glied mit der Classe der vierfüßigen Thiere erkennen, diese aber ein lügenhaftes Afterbild menschlicher Gestalt, den Affen, wie einen durch zerstörenden Wahnsinn entwürdigten Menschen, über die Gränze schwärzen wollen, um das zerknirschende Gefühl ihrer demüthigenden Verwandtschaft dem Stolze des Erdengottes, der beim Anblick solcher Karikatur-Aehnlichkeit sowohl vor seinen Gränznachbarn als auch vor dem möglichen Fall obsiegender Thierheit schaudert, warnend aufzudringen.

Eben die bisher bemerkte Stufenfolge, welche zum Menschen aufwärts führt, finden wir auch in der Menschheit selbst und in ihren Varietäten nach Boden und Klima; denn so wenig die unvollkommensten Menschenarten sich durch Gestalt und Fähigkeit über das Affengeschlecht erheben, eben so hoch ragen die vollkommensten empor bis zu den letzten Sprossen der Wesenleiter, die, auf der Erde stehend, bis an die Himmelsgränze reicht. Von der häßlichsten Hottentottin bis zu Ihnen, schöne Emilie, und vom geistlosesten Grönländer bis zum göttlichen Schakspeare — welche Menge von Mittelgliedern!

Aber wie unendlich muß dann erst jene Stufenleiter seyn, welche da beginnt, wo unsere irdische endet! jene Stufenleiter der Myriaden von Welten,

die über unſern Häuptern glänzend, durch den unendlichen Raum in ſolcher Mannigfaltigkeit ſchweben, daß dort oben nicht zwei Welten, wie hienieden nicht zwei Sandkörner, ſich gleich ſind; dann jene Stufenleiter der höhern Weſen und der himmliſchen Mächte, die bis zu dem Ewigen, Allweiſen, Allmächtigen hinanreichen, durch den Alles entſteht und beſteht, von dem Alles ausgeht, zu dem Alles zurückkehrt, zu dem auch wir, Emilie zurückkehren werden!

Aber nicht nur unſere Seele wird zu Ihm zurückkehren; auch unſer Körper, Gottes Werk wie ſene, wird am großen Tage der Auferſtehung ſeine Rückkehr in verklärter Lichtgeſtalt feyern. Dieß hat die Offenbarung uns verkündet und der fromme Glaube hofft es.

In Ihrem Innern, edle Emilie, iſt dieſe heilige Ueberzeugung zu feſt gegründet, um erſt eines Beweiſes zu bedürfen; eine ſchöne Seele muß ja der Verklärung ihrer Hülle wohl mit Entzücken entgegen ſehen! Wir hören ihn, den Engel des Gerichtes:

Ihr Todten, wachet auf!
Zertheile dich, o Erde!
Ihr Gräber öffnet euch
Dem Strahl der Himmelsſonne!
Der große Tag der Ewigkeit
Und des Gerichtes iſt erſchienen

In euren Leib gehüllt
Verlaßt der Erde Tiefen!
Was durch Jahrtausende getrennt,
In feindlicher Entfernung schlief,
Vereine sich in Harmonie! —
Und horch! Es reget und beweget sich
Wie nah'nden Sturmes dumpfes Brausen
Auf nachtumhüllter Meeresfluth;
Und auf dem weiten Leichenfelde
Erheben sich Gestalten auf Gestalten.
Kein Raub zaumloser Leidenschaft,
Herrscht Ruhe, da sie sich versammeln;
Und Reich und Arm, und Groß und Klein
Steht harrend in Geduld und Liebe.
Wenn dann der Thräne letzte Floß
Hin auf das Grab erblaßter Zeit,
Und in den Schooß der Ewigkeit
Der letzte Seufzer sich ergoß:
Dann wird der schöne Morgen strahlen,
Von Geistern nur allein begrüßt,
Wenn Trauer nicht dem Tod entsprießt
Und der Vollendung Lieder schallen.
Schuldlose Dulder, hebt empor den Blick!
Unsterblich ist die Tugend und ihr Glück.

So, Emilie, konnte ich ein Gemählde für Sie entwerfen; müßte ich aber einem Nichtgläubigen beweisen, daß die Auferstehung nicht nur die Gewißheit, sondern auch die Möglichkeit und die Wahrscheinlichkeit im höchsten Grade für

ſich habe, ſo würde ich ihn auf diejenigen Beweis-gründe hindeuten, welche uns ausgezeichnete Phyſiologen und Anatomen an die Hand geben. Nach ihrer Lehre iſt ein Theil des Gehirns das unmittelbare Hauptwerkzeug, das eigentliche Organ aller Verrichtungen der Seele, der Brennpunct, in welchen die Eindrücke von allen Puncten des Körpers auf die Seele wirkend zuſammentreffen, und von welchen aus die Seele wieder auf alle Theile des Körpers wirkend, die Gemeinſchaft mit der ganzen Natur erhält. Jener Theil des Gehirnes iſt zugleich der Vereinigungspunct aller Nerven. Feuerſtoff befindet ſich in allen Naturkörpern, lebenden und lebloſen; um ſo mehr muß er im Menſchen vorhanden ſeyn, deſſen Organiſation die edelſte und feinſte von Allen iſt. Dieß zeigt insbeſondere der Nervengeiſt, zunächſt verwandt und ähnlich dem Feuer- und Lichtſtoff. Der erwähnte Gehirntheil erſcheint da er als ein, aus Licht und Feuerſtoff beſtehendes ätheriſches Organ, und enthält den Keim und Grundſtoff eines künftigen, gleichfalls ätheriſchen und verklärten Körpers, welcher, wenn der Todesmoment die Bande der Seele und der irdiſchen Hülle nach mechaniſch-chemiſchen Geſetzen auflöst, mit der Seele ſelbſt unzerſtörbar fortdauern muß. Hiernach wäre die große Feyer einer allgemeinen Auferſtehung die vollkommene Entwicklung

des verklärten Aetherleibes, deſſen Keim der Schöpfer, alles von Ewigkeit her voraus anordnend, in jenes dem Licht- und Feuerſtoff ähnliche Gehirnorgan legte, auf dieſelbe Weiſe, wie jeder Fruchtkern den Keim des ganzen künftigen Baumes, jedes Samenkorn die künftige Pflanze, jedes Ey das Gebilde des künftigen Thieres, jede träge Raupe den geflügelten Schmetterling in ſich trägt. Eine ſichere Folge dieſer Einrichtung muß es ſeyn, daß jener verklärte Aetherleib, welcher im irdiſchen Körper und Leben gleichſam nur reift und erſt durch den Tod entwickelt wird, ſich durch alles Irdiſche und durch alle Räume eben ſo frei erheben kann, als der Lichtſtrahl die Oberfläche der Erde, ohne ſie mit trennender Verwundung zu theilen, durchdringt, und endlich einen Grad der Vollkommenheit erreichen mag, die ihn der höchſten Glückſeligkeit ſeines feſſelloſen künftigen Zuſtandes in dem Lichtreiche des ewigen Wahren, Guten und Schönen fähig macht.

Und ſo ſtellt uns jeder Morgen, jeder Frühling, ja die Analogie der ganzen Körperwelt mit ihren Entwicklungen und veredelnden Verwandlungen in allen drei Reichen der Natur, das Bild verklärender Auferſtehung wie in einem Spiegel vor die Augen, wodurch Natur und Offenbarung im herrlichſten Einklang erſcheinen. Wohl ihm, der dieſen Einklang erkennt und fühlt!

II.

Die
Lichtgestalten der heiligen Vorwelt.

Erſter Brief.

Das Paradies. Die erſten Menſchen. Die Erſcheinung des Engels im Menſchen. Der Sündenfall. Wohlthat der Strafe. Fluch des Brudermörders. Die Sündfluth. Volksſagen von einer allgemeinen Ueberſchwemmung.

In aller Jugendfülle der Schöpfung und im Morgenlicht der reinſten Schönheit ſchimmert uns das Paradies entgegen. Aetherleicht ſchwebt das friſche Leben der neugeſchaffenen Weſen dahin. Welche irdiſche Seligkeit!

Noch war kein welkes Blatt von einem Wurm zerwühlt,
Kein Todter noch im Schooß der Erde eingehüllt;
Noch ohne Gift war Pflanze, Geiſt und Leib,
Der erſte Mann, das erſte Weib,
Von Sorgen frei wie von Begierde,
Des ſchönen Daſeyns ſchönſte Zierde;
Noch keine bange trübe Stunde,
Noch keine Thräne, keine Wunde,
Und Edens unbewölktes Wonnereich
Dem ewig heitern Frühling gleich!

Die entzückte Phantaſie reißt mich fort; ich muß ihr folgen, da ſie mir das Gemälde der erſten

Lichtgestalten zeigt. Ich sehe Eva, wie sie, der Blumen milde Königin, mit kindlich reinem Sinn auf ihre stillen Freundinen hinblickt, jetzt der keuschen Lilie sich freut, jetzt die liebeglühende Rose küßt. Jetzt tritt sie an den Rand eines sanft gleitenden Baches,

Wo ihr die Wellen
Den Himmelsspiegel
Vor die Augen stellen.
Da, überwältigt von Entzücken
Und Dankgefühl,
Sinkt sie mit thränenvollen Blicken
Auf ihr Knie vor dem Wellenspiel,
Und ihre Gebeth steigt auf zu Gott
Wie Blumenduft im Morgenroth.

Indem sie sich hier mit voller Seele den Gefühlen der Andacht und der Wonne überläßt, erblickt sie

Da, wo der Himmel
An das lichtzitternde Gewimmel
Der Wellen grenzt,
Aufleuchtend eine himmlische Gestalt,
Die lächelnd ihr entgegen glänzt,
Und liebend ihr entgegen wallt
Der Winkenden mit hellen Augen winkt
Mit Rosenlippen von der Welle trinkt,
Das Antlitz fromm und sanft und gut
Sich wiegt und schaukelt auf der Fluth.

Eva's Entzücken erreicht den höchsten Grad, denn sie hält das Bild in den Wellen für ein Himmelsbild, für einen der seligen Geister, deren Huldgestalt Adam ihr geschildert hat. Sie eilt dem Geliebten ihr Entzücken mitzutheilen; er muß mit ihr die Stelle der Erscheinung besuchen.

Und Er, des Paradieses Stolz und Lust,
Ein Paradies in seiner eignen Brust,
Er, Gottes Ebenbild,
Blickt ringsum siegreichkühn und liebemild,
Und schaut von Ihr, die Lieb' und Schönheit ist,
Empor zu Jenem, dessen Ruf
Sie beide schuf;
Und aus dem Auge dringt ein Strom von Licht,
Der, was er schweigend fühlt, laut kündend spricht.
So wandeln beide Hand in Hand
Hin zu des Baches Blumenrand,
Und wie sie vor dem Glanz des Fluthenspiegels stehen,
Läßt sich die liebliche Erscheinung wieder sehen.

Ein Freudenruf entklinget Eva's Brust; verstummend deutet sie mit dem Rosenfinger nach der Huldgestalt. Adam blickt wechselweise

Jetzt auf der Gattin Angesicht
Verkläret von des Morgens Purpurlicht,
Jetzt auf die himmlische Gestalt,
Die aus dem Bache strahlt.

Dann erklärt er der Geliebten, wie Gott die Engel und den Menschen nach seinem Ebenbilde schuf. Du weißt nicht, spricht er lächelnd:

Du weißt nicht, daß du selbst der Engel bist
Der aus dem Wellenspiegel dich begrüßt!
Der Unschuld wohnt, ihr selber unbewußt
Ein Engel in der reinen Brust,
Und aus ihrem Angesicht
Strahlt sein Licht,
Verschont die Freuden, macht die Schmerzen süß
Das Weib zum Engel und die Welt zum Paradies! —

Eva horcht und senkt die Augen nieder,
Erhebt sie dann zum Himmel wieder,
In Thränen lächelnd, und es glüht
Ihr Antlitz, das wie Morgenroth entbrennt
Da sie das Bild im Bache nochmahl sieht
Und nun erst in dem Engel sich erkennt.

Aber leider ward dieser schöne Zustand der glücklichsten Unschuld nur zu bald zerstört durch — die Sünde. Nur von einem Baum sollte das erste Menschenpaar nicht genießen: vom Baume der Erkenntniß; aber sie ließen sich von der Schlange bereden, davon zu genießen und hofften dadurch Gott gleich zu werden.

Wie sinnvoll und bedeutungsreich sind hier die Quellen, nicht nur des ersten, sondern auch des

durch Jahrtausende fortwährenden Sündenfalls angegeben! Begierde nach dem Verbothenen, Ungehorsam, Eigendünkel und vermessenes Streben nach Erkenntniß mit dem Verstande im Labyrinthe speculativen Forschen und Grübelns, wobei der Baum des Lebens vertrocknet und das Herz verödet.

Eva, sagt die heilige Urkunde, trat nahe zu dem verbothenen Baume hin. Der Mensch wage es nicht, auf seine Stärke pochend, der Gefahr des Bösen nahe zu treten und mit dessen Anblick sich vertraut zu machen! Gelegenheit ist der schnellste, Gewohnheit der stärkste Feind, und die Sünde gleicht der Schlange, deren blendender Farbenglanz dem getäuschten Kinde als Hülle des Guten erscheint.

Die Schlange, sagt die heilige Urkunde ferner, redete zu Eva. Die Macht glatter schöner Worte hat leider schon so oft schlechten Zwecken gedient und als Syrenengesang so viele Horcher in die Tiefe verlockt! O laßt uns das Ohr verschließen vor dem Zauber verführender Ueberredungskunst!

Die Schlange, sagt die heilige Urkunde, verhieß den Betrogenen, der Genuß werde sie Gott gleich machen. Ehrgeiz und Hochmuth! Wie unbändig sind eure Hoffnungen! wie zahllos eure Schlachtopfer!

Und so erneuert sich noch täglich jenes Bild alter Warnung. Die verlockende Frucht des Bösen lockt

durch falschen Glanz zur Sünde, die uns Freude verheißt, aber Verderben bringt.

Die Strafe der ersten Sünde war der Verlust des Paradieses; auch wir verlieren noch immer durch die Sünde das Paradies — der Unschuld und der Seelenruhe, ein Verlust, den kein Sinnengenuß zu vergüten vermag!

„Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen! — So lautete der Richterspruch, welcher die Verbannten traf. O wie gnädig ist Gott selbst dann, wenn er straft! Was Er dem Sünder als Strafe auferlegte: die Arbeit, sie ist uns zur Wohlthäterin geworden; Arbeitsamkeit ist noch jetzt ein Schutzgeist der Tugend, ein Cherub, welcher mit flammendem Schwerte Verführung und Sünde zurückscheuchend von uns ferne hält.

Und so dient auch die Strafe zu unserm Wohl, und wir danken dem Höchsten auch für jene. Aber wenn wir ihn anbethen und ihm Dankopfer bringen, so sey es mit reinem Herzen, wie Abel, Adam's Zweitgeborner, es that. Darum stieg sein Gebeth und sein Opfer gleich dem Rauche, wenn kein Lüftchen sich regt, gerade zu Gott empor.

Darob flammte der Neid in Kains düsterer Seele empor, wie der Blitz aus schwarzem Nachtgewölk. Er tödtete den Bruder, den Gott liebte, und sein Verbrechen ward sein Fluch.

In jedem Flistern der bewegten Luft
Hört er des Bruders Todesächzen;
Zur Zunge wird ihm jedes grüne Blatt und ruft:
Flieh, Mörder unsern Labeduft!
Die Quelle weicht zurück vor seines Mundes Lechzen;
Im Wolkenschatten, der vorüber wallt,
Erblickt er bebend eine Schreckgestalt,
In jeder Morgenröthe Purpurgluth
Des Bruders himmelan geflohnes Blut! —

Ruhelos irret er umher; aber wohin er auch eilt, sich selbst entfliehen kann er nicht; all überall zieht sein böses Gewissen mit ihm, und vor dem nahenden Mörder schaudert das erblassende Leben wie die Blume vor dem Nordhauch.

Dem unglücklichen Kain folgte eine Nachkommenschaft, versunken in Wollüste, kühn in Freveln, nur der Erde fröhnend, Gott vergessend, zur Vertilgung reif.

Zu dieser Zeit lebte Noah, ein frommer und gerechter Mann, in Mitte der allgemeinen Verderbniß. Ihn und die seinigen: sein Weib, seine Söhne und ihre Weiber und ein Paar von jeder Art der Thiere, nahm die Arche, auf Gottes Geheiß erbaut, in ihren rettenden Schooß auf.

Aus den Tiefen empor und von der Höhe herab ergoß sich des Wassers furchtbare Gewalt; Fluth deckte der Berge Gipfel, die Erde ward ein weit-

hinbrauſendes Meer. Aber die Arche ſchwebte unverſehrt über des Untergangs Abgründe und ihre Leichen dahin.

Vertilgt war das ſündige Geſchlecht. Das Gewäſſer ſank, trat in ſeine Gränzen zurück; am Himmel leuchtete des Regenbogens ſiebenfache Farbenpracht, der verſöhnten Gottheit Gnadenverheiſſendes Zeichen. Von ſolchem Himmelsglanze verklärt, trat Noah auf die neu erblühende Erde, Gott dankend im Kreiſe der geliebten Seinigen, die ſich allmählich verbreiteten, die Urväter groſſer Völker.

Wir haben nun die zwei Hauptmomente der Urwelt geſehen: den herrlichen der Schöpfung, und den ſchrecklichen der vertilgenden Sündfluth. Das Andenken an dieſe hat ſich mit auffallender Uebereinſtimmung in den Sagen der verſchiedenſten Völker, der alten und der neuern, der gebildeten und ſelbſt der roheſten, in den drei Theilen der alten Welt, ſo wie in Amerika erhalten, nur in einzelnen Zügen des groſſen Gemähldes von der Wahrheit der moſaiſchen Darſtellung abweichend.

Unter den alten Traditionen von einer allgemeinen Ueberſchwemmung iſt die der Inſel Samothrake, diejenige zur Zeit des Ogyges, Königs in Attika, die Deukalioniſche, eine babyloniſche, welche Berosus erzählt, eine ſyriſche, von Lucian beſchrieben, eine indiſche und eine chineſiſche. Selbſt die

Kamtschadalen und Grönländer sprechen von einer solchen Vertilgungsfluth; eben so in Amerika die Brasilianer und die Einwohner von Florida. Die Oronekesen, deren Sage der griechischen von Deukalion und Pyrrha sehr ähnlich lautet, hägen noch jetzt vor einer zweiten Sündfluth so ungeheure Furcht, daß sie sich bei Regengüssen in ihre Hütten verbergen, des nahen Unterganges gewärtig.

Zweiter Brief.

Das gelobte Land. Libanon. Tabor. Carmel und Calvaria. Der Oelberg. Heilige Erinnerungen. Das Thal Jericho. Das todte Meer. Der Fluß Jordan. Segen des alten Palästina; Contrast mit dem jetzigen. Jerusalem.

Hinweggetilgt ist ein sündiges Geschlecht durch die reinigende Todesfluth vom Antlitz der Erde und in erneuter Morgen-Sabbathstille treten hervor der Patriarchen *) erhabene Lichtgestalten.

Schon hatten sich Noah's Nachkommen, als Urväter neuer Völkerstämme und Reiche, auf Erden verbreitet. Von Sem, Noah's ältesten Sohne, stammte in der achten Generation Abraham, geboren zu Ur in Chaldäa, ungefähr zweitausend Jahre vor Christi Geburt.

Wir ziehen mit ihm, holde Emilie, wie zwei fromme Pilger, in das gelobte Land: Canaan, Palästina, wo der Glaube an die Einheit Gottes, lange gestört durch den Götzendienst, gleich der siegenden Morgensonne aus langer Nacht endlich wieder in voller Glorie empor stieg.

Lassen Sie uns zuerst die Höhen des mit Wundern von Fruchtbarkeit gesegneten Landes besteigen,

*) Abraham, Isaak und Jacob, die drei Patriarchen nach der Sündfluth.

deſſen Fülle, Herrlichkeit und Schönheit uns Moſes mit den glühendſten Farben orientaliſcher Dichtkunſt ſchildert.

Zuerſt erhebt ſich vor uns die Gebirgskette Libanon mit ihrem ſehr contraſtirenden Wechſel von höchſt fruchtbaren Strecken, dichten Wäldern von himmelhohen Cedern, und mit ewigem Schnee bedeckten Gipfeln; daher auch der Nahme Libanon, welcher im Hebräiſchen „weiße Gebirge" bedeutet, daher auch das bibliſche Gleichniß: „Erhaben und ſchlank wie die Cedern auf Libanon!" —

Mehrere in die Felſen gehauene Höhlen dienen jetzt frommen aber ſehr armen Mönchen als Kirchen und Zellen. Andere Gegenden des Gebirges werden von wilden Arabern und Räuberhorden bewohnt.

Einzeln ſteigt aus einer Ebene, in zugeſpitzter Geſtalt, der fruchtbare, immergrüne Tabor empor, deſſen Gipfel durch das Andenken an die Verklärung Chriſti geheiligt iſt. Auch rufen die Ruinen dreier Altäre die Erinnerung zu dem Vorſatz des entzückten Apoſtels Petrus zurück, auf jener Stelle drei Hütten zu erbauen.

Dicht am Meeresufer ragt der Berg Carmel empor, ſo genannt wegen ſeiner außerordentlichen Fruchtbarkeit; denn das Wort Carmel bedeutet im Hebräiſchen einen Weinberg Gottes. Eine Höhle dieſes Berges wählte der fromme Elias zum Auf-

enthalt seines Gott geweihten Lebens, schon hienieden reif für den Himmel, zu dem er sich emporschwang im Feuergeiste seiner Andacht.

Von den Mönchen, welche sich hier niederliessen, stammte der Orden der Carmeliter, welcher in der Kraft seiner Blüthe stand, als die Stunde der Zerstörung den Templern nahte. Sie werden sich hier ohne Zweifel an Werner's Drama: „Die Söhne des Thales," erinnern, worin auch der Alte vom Berge (Carmel) erscheint.

Zuletzt zeigen sich uns in der Nähe von Jerusalem die heiligsten der Berge: der Oehlberg und der Berg Calvaria, die erhabenen Denkmahle der Leiden und des Todes, welche der Heiland für die ganze Menschheit auf sich nahm, um sie vom ewigen Tode zu erlösen.

Die Hebräer pflegten merkwürdige Thaten und Erscheinungen dadurch zu verewigen, daß sie Orte, Thäler, Ebenen, Seen und Flüsse nach ihnen benannten. So finden wir in der Geographie von Palästina rings umher bedeutungsvolle, grosse Erinnerungen weckende Nahmen: ein Thal des Segens, ein Königsthal, ein Riesenthal, ein Thal der Trauernden.

Unter den Ebenen möchte sich Emilie ohne Zweifel die Ebene von Jericho, oder die sogenannte grosse Ebene gewählt haben, deren Fülle des grünen

Bodens mit den schönsten Palmbäumen, Balsamstauden und beynahe unvergänglichen Rosengesträuchen bedeckt war. Als Gegenstück dieser Flur des anmuthigsten Lebens erscheint hier das, zum Theil von äußerst hohen, rauhen und schrecklich gestalteten Bergen umgebene todte Meer, welches, nach den Berichten der Schriftsteller des Alterthums, von so böser giftausdampfender Beschaffenheit war, daß nicht nur kein lebendiges Geschöpf darin bestehen konnte, sondern sogar die darüber hinfliegenden Vögel todt herab fielen. Heut zu Tage ist dieses Gewässer nicht mehr so bösartig, wie die frühern Beschreibungen es schildern. Die Luft ringsumher ist zwar allerdings noch sehr ungesund; dennoch aber fliegen die Vögel ungefährdet über die Fluthen dahin.

Die Ursache der Schädlichkeit dieses Gewässers, welches um den fünften Theil schwerer ist, als das gewöhnliche Wasser, findet man in der zu großen Menge der darin enthaltenen Bestandtheile von Salz, Schwefel, Salpeter und Harz. War es in frühern Zeiten wirklich so beträchtlich verderblicher als jetzt, so müßte die Menge der genannten Bestandtheile noch größer gewesen seyn, wodurch dann natürlich das Wasser noch dicker und schwerer, folglich auch die Ausdünstung noch mephitischer ward. Einen Beweis, wie übel die Beschaffenheit dieses Gewässers, ungeachtet seiner Verbesserung auch heut

zu Tage noch ist, gibt die Thatsache, daß der Engländer Pocoke, welcher darin zu baden wagte, sogleich von heftigem Schwindel und von schmerzlichen Magenkrämpfen befallen wurde, woran er drei Wochen hindurch litt.

In dieses Meer verliert sich der, am Fuße des Gebirgs Libanon entspringende Jordan, nach der hebräischen Bedeutung des Wortes: Fluß des Gerichtes. Heilige Erinnerungen umschweben die einst so belebten, jetzt wüsten Ufer dieses vielgefeierten Stromes, mit dessen Fluthen der heilige Johannes so viele Menschen durch die Taufe einweihte. Selbst die Araber schreiben den gelben, träg hinschleichenden Wogen noch jetzt religiöse Reinigungskraft zu. Auch weilen Frömmigkeit und Andacht an den, am Ufer errichteten Altären, wo Mönche den Pilgern Messe lesen *).

Der Segen der Fruchtbarkeit, welcher sich einst über Palästina ergoß, als es noch die Nahmen Canaan, Judäa und Israel trug, ist jetzt spurlos verschwunden; statt dessen lastet der Fluch der Trägheit seiner Bewohner, gleich dürrem Flugsande, auf dem

*) So erzählt Pocoke in seiner Beschreibung des Orients.

ehemals blühenden Boden. Dieſes — einſt gelobte Land, jetzt eine verödete Provinz des türkiſchen Reiches, wird theils von ſehr dürftigen Menſchen bewohnt, welche den Pilgern einen Theil ihrer Habſchaft durch Bitten abnehmen, theils von arabiſchen Horden, die ſtatt der Bitte die Gewalt anwenden. Sehr unlieb mag es wohl Beiden ſeyn, daß ſich mit der erkaltenden Frömmigkeit unſerer Zeit zugleich die Zahl der Pilger vermindert, welche auf den heiligen Stätten, die ſie einſt ſo häufig beſuchten, jetzt mit jedem Tage ſeltenere Erſcheinungen werden. —

— Die Nahmen Hebräer, Iſraeliten und Juden werden gewöhnlich als völlig gleichbedeutend gebraucht. Es liegt aber dennoch ein nicht unbedeutender Unterſchied in dieſen Benennungen. Den Nahmen Hebräer (welcher Abkömmlinge oder Fremdlinge beudeutet) erhielt dieſes Volk ſchon damahls, als Abraham, 2000 Jahre vor Chriſti Geburt mit den Seinigen auf Gottes Befehl aus Meſopotamien nach Canaan einwanderte und ſich daſelbſt niederließ. Der Nahme Iſraeliten ſtammt von Abrahams Enkel Jacob, welcher nach einem ſiegreich beſtandenen Kampfe den Ehrennahmen Iſrael, „Held Gottes" — erhielt, der auf ſein ganzes Haus überging. Der Nahme Juden rührt von dem Stamme Juda her, dem mächtigſten der zwölf Stämme dieſes Vol-

kes. Im Jahre 975 vor Christi Geburt zerfiel Palästina in die beiden Reihe Israel und Judäa.

Die merkwürdigste unter den Städten dieses Landes ist die — einst auf vier Hügeln erbaute Hauptstadt in Judäa, Jerusalem (Erscheinung des Friedens), in der frühesten Zeit bekannt unter den Nahmen Salem. Nach dem Falle des jüdischen Reiches kam sie in einem fortwährenden Schicksalwechsel unter die Herrschaft der Römer, der griechischen Kaiser, der Kreuzfahrer, der Saracenen, Mameluken und Türken. Durch eine solche Reihe von Eroberungen und Zerstörungen geschah es, daß Jerusalem in seiner heutigen Ruinenschmach nur als der Trauerschatten am Grabe seiner alten Größe und Herrlichkeit zu stehen scheint Selbst die umliegende Gegend mit ihren kahlen weißen Felsen, Sandflächen und öden Thälern stimmt in die Trauer ein, und der lechzende Pilger, vergebens umherspähend nach einer weichen Stelle mit grünem Rasen oder nach irgend einer genießbaren Pflanze, findet endlich mit vieler Mühe eine einsam emporragende Ceder, die den Lechzenden in ihren Schatten aufnimmt.

Das Merkwürdigste in der Stadt Jerusalem selbst sind die Trümmer der großen, im Jahre 1808 abgebrannten, kreuzförmig gebauten Kirche des heiligen Grabes, deren mauerumschlossener Bezirk die der Erinnerung heiligen Stellen des Kreuzganges,

des Begräbnisses und der Auferstehung des Heilandes in sich faßt. Andere, durch die Leidensgeschichte des Gottmenschen geweihte Stätten werden noch in den Umgebungen Jerusalems den Pilgern gezeigt: das vom Bache Kidron durchflossene Thal Josaphet, der Hügel Zion mit den Ruinen von David's Pallaste, und der Garten des Oehlberges.

Eben so einförmig, öd' und traurig Jerusalems nächste Umgebung ist, in eben dem Grade freundlich und lieblich wird die Landschaft in der Entfernung von ungefähr einer Meile gegen Süden, wo auf einem schönen Hügel die ehemahlige Stadt Bethlehem lag, jetzt ein unbeträchtliches Dorf, bei welchem eine Grotte als der Ort der Geburt des Heilandes von den katholischen, griechischen und armenischen Mönchen gezeigt wird, die daselbst gemeinschaftlich ein Kloster bewohnen und für die Pilger Krucifixe und Rosenkränze verfertigen.

Ich enthalte mich aller ausführlicheren Beschreibung von Palästina und Jerusalem, da ich ihnen doch nichts anders als eine — höchstens nicht mißlungene Copie vorlegen könnte. Haben Sie den Wunsch, sich ein ganz lebendiges Bild von Beiden vor die Seele zu stellen, so wird Sie am besten der Augenzeuge Chateaubriand befriedigen, welcher

dieſe Gegenden und Städte im Jahre 1806 ſelbſt beſuchte, und in ſeinem Tagebuche einer Reiſe von Paris nach Jeruſalem ein ſchönes Gemählde davon entwarf, welches den höchſten Grad der Anſchaulichkeit erhalten wird, wenn Sie dazu noch Roſenmüllers Anſichten von Paläſtina, nach Mayers Original-Zeichnungen, zur Hand nehmen.

Dritter Brief.

Abrahams Wanderungen. Das Brandopfer Isaaks. Strenge Sitte der Ua ermihlten. Zustand des weiblichen Geschlechtes in verschiedenen Zeiten.

Sieh, da zieht Abraham, des hebräischen Volkes Stammvater, hinweg aus Chaldäa, dem Lande des Götzendienstes! Ihm zur Seite wandelt sein Weib Sarah in strahlender Schönheit, und Loth, der Bruderſohn in blühender Jugend. Ihnen folgen mit ergebenem Sinne zahlreiche Knechte und der Herden fröhliche Schar.

So ziehen ſie, ein frommes Hirtenvolk, durch das — vom Euphrat und Tigris umfloſſene Meſopotamien, nach dem geſegneten Canaan. Die Stimme des Herrn, ſie allein leitet die Schritte des Patriarchen; den Verheiſſungen Gottes folgt er, mit den Seinigen wandernd nach dem gelobten Lande.

Und dieſe Stimme Gottes ſpricht
Noch jetzt in jeder Menſchenbruſt;
Doch hören ſie ſo Viele nicht,
Betäubt von Stolz und Erdenluſt,
Bis, ach, zu ſpät, das ſchlummernde Gewiſſen
Aufſchaudert von der Reue Schlangenbiſſen,
Und jene, einſt liebreiche Warnungsſtimme
Entſetzlich drohnt in ihrem Grimme.

Wie die Posaun' im Weltgericht!
Wohl ihnen, deren fromme Seele schon
In ihres Lebens Morgenroth
Der Herzensreinheit heil'gen Ruf vernimmt,
Eh' noch der Fluch verletzter Pflicht,
Zugleich erbebend feig und wildergrimmt,
Anklagend tritt vor Gott!

Ein Mißwachs zwang den Patriarchen, Canaan wieder zu verlassen. Nun führte er seinen Stamm nach Egypten, wo er die reizende Sara, wie er auch sonst zu thun pflegte, als seine Schwester einführte. Ihre Schönheit entflammte das Herz des egyptischen Pharao so heftig, daß er der Holden begehrte, die Ankömmlinge mit Güte aufnahm und sie mit Geschenken überhäufte. Und hier zeigen sich uns zwei edle Züge. Abraham — um die Seinigen zu retten, die auf ihrer unstäten Wanderung mit Noth und Elend kämpfen und nach Hilfe schmachten — opfert auf, was ihm hienieden das Theureste ist — die geliebte Gattin, die er dem fordernden König überlassen will, um den leichtlodernden Zorn des Mächtigen nicht zum Verderben Aller zu reizen; dem Patriarchen ruhmlich gegenüber steht Egyptens Pharao, der, aller Leidenschaftlichkeit ungeachtet, so wie er erfahrt, die vermeinte Schwester sey Gattin, von religiöser Scheu vor der Freveltat ergriffen, seine Begierde zügelt, und die Erkannte,

Holy Bible

die er dem Bruder nahm, dem Gatten unberührt zurückstellt. —

Abraham verließ nun den Hof und das Land des Pharao und zog wieder nach dem gefahrlosen Canaan, in seine erste Hütte, wo er an dem, schon vor seiner Abreise errichteten Altare als ein Herold des Ewigen erschien, und den Bewohnern der Gegend den allmächtigen Gott verkündete.

Indeß erhob sich aber mancher Zwist unter den Hirten Abrahams und Loths, eine traurige Folge ihres zunehmenden Reichthums an Herden und Zelten. Der fromme Patriarch sah in ihrer Trennung das einzige Mittel zur Vermeidung des Unfriedens. Und er sprach zu Loth: „Laß nicht Zank seyn zwischen mir und dir, zwischen meinen Hirten und deinen; denn wir sind ja Brüder! Siehe, das Land stehet dir offen. Ich bitte, trenne dich von mir!" —

Da zog Loth, ein Freund des Weltgetümmels, in die Stadt Sodom in der Gegend am Flusse Jordan. Das Land glich einem Garten Gottes, aber die Bewohner waren böse und sündig. Abraham wählte den Hain Mamre in der Landschaft Hebron zu seinem Wohnsitze, in dessen heiliger Stille er abermahls die Stimme des Herrn vernahm, die Stimme der Verheissung: „ihn herrlich und groß zu machen in seinen zahllosen Nachkommen." —

Loth aber fühlte bald die Folgen des — in Welt-

luſt erſtickten Sinnes im Schooße der verderbten Stadt. Kedor Laomor, ein mächtiger König von Elam (Perſien) überfiel, von Raubſucht getrieben, das reiche Land des Königs von Sodom und ſchleppte Schätze und Menſchen als Beute mit ſich. Auch Loth mit all den Seinigen muſste dem Sieger als Sclave folgen. Aber kaum hatte der fromme Patriarch den Frevel vernommen, als er ſeine Knechte bewaffnete, den Feinden nacheilte, ſie ſchlug, ihnen die Beute wieder abnahm und Loth nebſt den übrigen Sclaven befreite. Solcher Muth ward hochgeprieſen. Die Könige von Sodom und Salem zogen den Zurückkehrenden dankend entgegen. Der erſtere both ihm den ganzen Theil der ihm gehörigen Beute und Sclaven an; doch Abrahams Edelmuth war noch groſser als ſein Heldenmuth; er ſchlug das Geſchenk aus und nahm nur den Segen Melchiſedechs, des Prieſter-Königs von Salem.

Noch ein höherer Segen wurde Abrahams gläubiger Frömmigkeit bald zu Theil. Gottes Verheiſſung, daſs ſeine Nachkommenſchaft zahlreich wie die Sterne am Himmel werden ſollte, war noch nicht in Erfüllung gegangen. Sara blieb unfruchtbar; groſsmuthig nach orientaliſcher Sitte, und gebeugt von der Schmach, kinderlos zu ſeyn, geſellte ſie ſelbſt dem Gatten die egyptiſche Magd Hagar, bereitwillig, die von derſelben geborenen Kinder an

Kindesstatt anzunehmen. Aber Hagar, sich schwanger fühlend, ward stolz und vergaß, unterthänig zu seyn der Frau. Sara erhob sich, sie zu demüthigen, und Abraham sprach zur klagenden Gattin: „Deine Magd ist in deiner Gewalt; thue mit ihr, wie es dir gefällt." — Da floh Hagar in die Wüste; der Verzweifelnden, die erschöpft an einer Quelle niedersank, erschien ihr guter Engel — der Geist der Demuth. Sie kehrte zurück in Abrahams Hütte und gebar ihm einen Sohn, Ismael, den Stammvater der wild umherschweifenden Araber.

Einst saß Abraham, wie die heilige Urkunde erzählt, zur Zeit der glühenden Mittagshitze, im Schatten des Hains Mamre vor dem Eingang seiner Hütte, als er plötzlich drei erhabene Männergestalten vor sich stehen sah. Der gastfreundliche Patriarch beugte sich vor ihnen zur Erde, bath sie, bei ihm zu verweilen, ließ ein Mahl bereiten und bewirthete sie unter dem kühlen Obdach eines Baumes. Wohlgefällig nahmen die himmlischen Gäste in ihrer Menschenhülle die herzliche Begegnung auf, und Einer derselben belohnte ihn durch die erfreuliche Verkündigung, Sara werde im nächsten Jahre ihm einen Sohn gebären.

Als der Herr mit den beiden Engeln, die ihn begleiteten, die Hütte verließ, ging Abraham eine Strecke Weges mit ihnen. Aber so wie wir in die-

ser Begebenheit die Heiligung der Menschengestalt und den Lohn der Tugend schon hienieden durch ihre Gemeinschaft mit dem Himmel erkennen, ein eben so schauderhaftes Beispiel zeitlicher Bestrafung des Lasters stellt uns die folgende Scene vor Augen.

Der Herr verkündete dem Patriarchen, daß er den Untergang der Städte Sodom und Gomorrha beschlossen habe, weil sie schwer seyen von Missethaten und Sünden des Müßigganges, der Hoffart und der Ueppigkeit, und, gefühllos für das Leiden der Dürftigen, in ihrem Stolze Gräuel auf Gräuel verübten. Da blutete Abrahams Herz ob der Strafe, welche die Sünder treffen sollte. Und der Herr erbarmte sich seines schönen Mitleids und versprach ihm Schonung der Städte, wenn nur zehn Gerechte sich in derselben befänden. Aber es befand sich nur Ein Gerechter unter allen Bewohnern, und Gottes Gericht wurde vollzogen.

Als nun Abraham bei der nächsten Morgendämmerung sein Angesicht nach Sodom und Gomorrha wandte, sah er sie eingehüllt in dicht aufqualmenden Rauch, denn ein vernichtender Feuerregen war vom Himmel auf sie niedergeströmt. Ueber das Thal, in welchem sie sich, prunkend in aller Fülle ihrer schwelgerischen Herrlichkeit, erhoben hatten, verbreitete sich ein See, dessen giftiger Athauch die Gegend

umher zu ſtarrer Unfruchtbarkeit verödete, die Luft verpeſtete und noch jetzt, was Leben hat, weder in ſich enthält, noch auf und über ſich duldet. So ward er ob ſeiner tödtenden Kraft mit Recht das todte Meer benannt.

Nur Loth mit den Seinigen wurde von den Engeln gerettet aus der allgemeinen Vernichtung, weil er, obſchon nicht ſo ſtark in Geiſt und Glauben wie Abraham, dennoch ein frommer und gerechter Mann war, deſſen der Allmächtige ſich erbarmte. Und ſo ſind auch jetzt noch, wo keine Himmliſchen ihrer ſichtbaren Gegenwart uns würdigen, Frömmigkeit und Gerechtigkeit unſere guten Engel geblieben, mächtige Schutzgeiſter, die unſere Seele vom Verderben erretten und ihr ewiges Heil beſchützen.

In tragikomiſchem Andenken hat ſich Loths Weib erhalten, welches, nach dem flammenden Sodom zurückblickend, in eine Salzſäule verwandelt ward. Der weltliche Witz hat nicht ermangelt, ſie bloß als ein frivoles Sinnbild weiblicher Neugierde aufzuſtellen, und darüber ſo manches bon - mot hinzuſpielen. Allerdings ließe ſich auch noch mancher andere beluſtigende Einfall daraus ziehen, beſonders etwa, wenn man aus dem Umſtande, daß ſie gerade in eine Salzſäule verwandelt wurde, folgern wollte, ſie müſſe vermuthlich zänkiſch und beiſſend geweſen ſeyn, eine Art von ſokratiſcher Xantippe.

Sollte dieſe Verwandlung als allgemeine Strafe für boſe Weiber eingeführt werden, ſo wäre ſie doch keine eigentliche Verwandlung, da die Verwandelten auch nach dieſer Procedur ihre vorige Natur beibehalten. Uebrigens aber (könnte ein Spötter hier vielleicht bemerken) dürften derlei weibliche Salz-Hermen für den financiellen Staat eine nicht zu verachtende Quelle ergiebiger Acciſen werden. Und würden dann noch die guten Weiber in Zuckerhüte verwandelt, ſo bliebe manche Geldſumme, die jetzt einem fremden Erdtheile zufließt, ſtaatswirthſchaftlich zu Hauſe.

Wenden wir uns aber vom Scherze weg, ſo erſcheint uns Loth's Weib, ſinnbildlich betrachtet, in einer ſehr ernſten Bedeutung. Ihr Erſtarren beim Zurückblicken auf die Zerſtörung der Stätte ihres vorigen Lebens — wie ſchauderhaft! Ach! ſo muß wohl manches Menſchenherz erſtarren, wenn es auf die frevelvolle Vergangenheit zurückblickt. Noch ſchrecklicher wird das Bild, wenn wir den gräßlichen Zug der Ungläubigkeit beleuchten. Ungläubig lebte Loths Weib in der ſündigen Stadt, wo Loth untern Sündern treu blieb dem Herrn; ihre ungläubige Seele zwang ſie noch zurückzublicken nach dem bezweifelten Untergang der Frevelſtätte — und ſie erſtarrte. So erſtarrt manches Menſchenherz im Unglauben!

Darum, Emilie, lassen Sie uns mit kindlicher Frömmigkeit fortwandeln auf dem Pfade des Glaubens, der uns Erdebewohnern den verhüllten Himmel mit mildschimmernden Sternen und das Herz mit sanfter Wärme erfüllt! —

Und so führe uns die heilige Geschichte wieder zu Abraham, dem hundertjährigen Greise mit der Kraft der Vorwelt, dem Sara, nach der Verheissung Gottes, den Sohn Isaak gebar. Aber es geschah bald, daß Isaak und Ismael sich so wenig vertrugen, als Sara und Hagar. Nur durch die Verstoßung der letztern ward der häusliche Friede wieder hergestellt. Sie verließ zum zweiten Mahl Abrahams Hütte und verirrte sich mit ihrem Sohn Ismael in der Wüste bei Versaba. Und sie fanden nicht einmahl Wasser, des brennenden Durstes Qual zu mildern und ihr Leben zu fristen.

Und der Knabe, mit dem Tode ringend,
Unter einem Baume hingestreckt,
Hält die bleiche Mutter bang umschlingend.
Nacht hat seiner Augen Licht bedeckt,
Nur sein Ächzen zeiget noch sein Leben.
Doch der Unschuld Flehn, zum Himmel dringend,
Hat des Himmels Schutz erweckt.
Und sieh! wie kaum vorher die hellen
Thränen aus der Mutter Augen quellen,
Also plötzlich aus dem Schooß der Erde bricht
Eine Quelle freudig silberlicht,

Die wie mit tausend Zungen spricht:
„An Gottes Lieb' und Macht verzweifle nicht!" —

So zog denn Hagar mit dem geretteten Sohne nach Egypten, ihrem Heimathlande. Nicht weniger nahe dem Tode befand sich auch bald der kleine Isaak, denn der Herr wollte Abraham prüfen, wollte versuchen die Stärke seines Glaubens und seines Gehorsams, ob sie würdig sey des Lohnes jener herrlichen Verheissungen. Wer ein groſses Ziel erreichen will, darf auch groſse Opfer nicht scheuen, und wer zweifelt an Gott, wird bald verzweifeln an sich selbst. Gott, der die Prüfungen verhängt über den Menschen, daß seine Tugend sich läutere und bewahre, wie das Gold im Feuer — Gott, der Herr, forderte von Abraham sein Liebstes, seinen Sohn Isaak, zum Brandopfer. Und der Patriarch, überzeugt, daß der Mensch und sein Leben Gottes Eigenthum sey, und stets bereit, zu vollziehen des Höchsten Geboth, säumte nicht, und bestieg mit dem zarten Knaben in der heiligen Feyer des frühsten Morgens die Höhe des Berges Moria.

Und so wandelt nun die Bergesbahn
Abraham mit stillem Ernst hinan.
Gesenkt das Haupt in Demuth,
Die Augen feucht von Wehmuth.

Leitet er an zitternd schwacher Hand
Den Liebling, den ihm Gottes Huld gesandt,
Und den er nun dem Geber opfern soll.
Schon hat er von weißstrahlendem Gestein
Hoch auf dem Gipfel den Altar erbaut,
Schon leuchtet auf der Flamme rother Schein,
Und des Frommen Thräne thaut
Auf die Gluth.
Der Knabe sieht's und spricht:
„Mein Vater, sieh, ich weine nicht!
Bist du bei mir, dann hab' ich Muth."
Und Abraham: „Ja, holder Knabe! Gott
Ist Vater von uns Allen
Und seinen Kindern immer nah!
Drum darf der Muth uns nie entfallen,
Verlangt Gott auch all unsre Habe,
Verlangt Er selbst des Lebens Gabe:
Gott ist gerecht, allweise sein Geboth,
Sein Wink gibt Nacht und Morgenroth.
Wer nicht in Straf' und Huld Ihm kann vertrauen,
Wird sich nie selig, Ihn nie herrlich schauen!
Sohn, einst zur Freude mir geboren!
Es hat der Herr zum Opfer dich erkoren.
Am Brandaltar muß dich der Vater tödten,
Muß diesen Stahl mit deinem Blute röthen.
Die Thräne fällt zur Erde nieder,
Doch aufwärts muß die Flamme wallen:
So sinken in das Grab des Leibes Glieder,
Der Geist schwebt hoch auf zu des Himmels Hallen.
Und so entkleide dich der zarten Hülle,
Und küsse mich, und schließ die Augen zu!

Denn es iſt Gottes Wille:
Ich muß gehorchen, — bluten du!" —

Leiſe ſchluchzend ſinkt,
Lilienblaß in ſeinem ſtillen Harm,
Der Knabe ſchweigend in des Vaters linken Arm.
Das Antlitz abgewandt,
Hebt der Greis die rechte Hand
Zum Himmel auf;
Es blinkt der Stahl — — — Und ſieh!
Und ſieh! der Himmel thut ſich auf,
Da wo der Menſch auf Gott vertraut;
Aus den Höhen tönt der Engelslaut
Die Segenskunde:
„Laß ab vom Stoß der Todeswunde!
Du haſt des Herrn Geboth geehrt,
Und dein Vertrauen iſt bewährt.
So finde denn in deinem Sohn,
In welchem du mehr als dein eignes Leben,
Dem Wink des Herrn gehorſam, wollteſt geben,
Beſtandner Prüfung Lohn!" —

Da hob Abraham, ſagt die heilige Urkunde, — ſeine Augen auf und ſah einen Widder hinter ſich mit den Hörnern im Geſträuch hangen, und ging hin und nahm den Widder und opferte ihn zum Brandopfer an ſeines Sohnes Statt.

Indeß war Sara geſtorben, nachdem ſie das hohe Lebensalter von hundert ſieben und zwanzig Jahren erreicht hatte. Abraham erkaufte eine mit

Bäumen besetzte, dem Hain Mamre gegenüber gelegene Flur mit einer Felsenhöhle, in welche er die Hülle der beweinten Lebensgefährtin begrub. Endlich dachte er darauf, zu thun, was er sollte, daß Gottes Segen in Erfüllung gehe. Er beschloß auch seinem Sohne Isaak eine Lebensgefährtin zu geben, treu und fromm, wie Sara war.

Der redliche Hausvogt Elieser erhielt nun den Auftrag, für den Jüngling eine Gattin zu wählen. Durch die Sitte strenger Eingezogenheit ward im Morgenlande der Umgang der Unvermählten beider Geschlechter sehr beschränkt. So blieb die ungesehene oder verhüllte Jungfrau dem Jüngling fremd, in dessen Herzen keine Flamme leidenschaftlicher Liebe entzündet ward vor geschlossenem Ehebündniß, sondern die Aeltern, sorgend für Alles, was der Kinder Wohl betrifft, wählten auch den Söhnen holde Jungfrauen, daß sie ihnen seyen treue Gattinen, liebevolle Mütter, redliche Hütherinen des Hauses.

So wie aber zu jener Zeit die Vielgötterei im Morgenlande als herrschende Religion bestand, so war auch die Vielweiberei herrschende Sitte. Durch die letztere geräth das weibliche Geschlecht immer in einen Zustand der Erniedrigung, für dasselbe um so drückender, als es bei vernachlässigter Bildung mit einem Scheine von Recht zurückgesetzt und gleich einem begehrten aber nicht geachteten, schönen aber

gefährlichen Eigenthum, vom Manne mit argwöhnischer Selbstsucht eingeschlossen wird. Selbst Griechenland, sonst in so mancher Hinsicht das Vaterland der Humanität, nahm das System dieses weiblichen Despotismus an. Erst der milde Geist der christlichen Religion verscheuchte den bösen Geist des Mißtrauens gegen die Sittsamkeit des zarten Geschlechtes, indem er die Würde des ehelichen Bundes heiligte, Frauenkeuschheit und Männertreue mit einem geweihten Band umschlingend.

Es sind aber zwei Extreme, welche das weibliche Geschlecht in gleichem Grade entwürdigen: häusliche Dienstbarkeit, wie das Morgenland sie zeigt, und zu schrankenlose Freiheit, wovon uns das überfeinerte Abendland so manchen Beweis gab. Beide Extreme sind der Züchtigkeit, Zartheit und stillen Würde höchst nachtheilig. Die Culmination der echten Weiblichkeit fällt in die Zeit des Mittelalters. So sehr auch in jener rauhen Periode das Recht des Stärkern vorherrschte, so hielt der Starke sich doch verpflichtet, der Schutz der Schwachen zu seyn. Laut tobte das wilde Waffengetümmel außen umher, indeß die fromme Hausfrau züchtig im abgeschiedenen Heiligthum der Burg waltete. Selten erschien das schöne Geschlecht öffentlich, dann aber auch mit einer Pracht, die ihr Aeußeres eben so herrlich umgab, als der Tugendglanz dem Innern entleuchtete.

In ſtiller Andacht bethete die Gattin für den entfernten, von Gefahren umgebenen Gatten, verband die Wunden des Zurückgekehrten und kränzte den Sieger im Schlachtenkampfe wie im Turniere. Reiner und vollkommener als je ſprach ſich zu jener Zeit der zweifache Geſchlechts-Charakter aus: weibliche Milde und männliche Kraft, Wärme und Licht, Dulden und Streben, und aller dieſer diſparaten Eigenſchaften ſchöner Vereinigungspunct im religiöſen Sinn. Darum genoß auch die Geſammtheit der Frauen nie eine ſo wahre Verehrung als damahls, ſo weit erhoben über jene Schein-Gewalt und Schein-Huldigung, die ihnen jetzt durch eine Art von Willkührlichkeit im freiern Umgang und durch das Flittergold leerer oder falſcher Schmeichelei zu Theil wird.

Vierter Brief.

Elieſers Brautwerbung. Iſaak und Rebecca.

Gott hatte dem Abraham Meſopotamien als das Land bezeichnet, woraus er für ſeinen Sohn Iſaak ein Weib nehmen ſollte. Und ſchon zog der treue Elieſer dahin mit zehn Kamehlen, alle reich beladen mit Gütern und Kleinodien. So kam er zur Stadt des Nachor, Abrahams Bruder, der nicht mehr am Leben war. Vor der Stadt lagerte er ſich an einem Brunnen, wohin die Jungfrauen aus der Stadt kamen, Waſſer zu ſchopfen nach der einfachen Sitte und Lebensweiſe jener Zeit:

Ah! damahls diente noch die helle
Silberreine Quelle,
Mit ihrem Himmelslicht
De mweiblichen Geſicht,
Zum Spiegel und zur Toilette.
Der Lichtſtrahl mahlte farbenreich und mild,
Auf der Wellen ſanfte Glätte,
Der Schonen zartes Bild.
So war die Schönheit und die Mahlerei
Des Himmels Werk und auch dem Himmel treu!

Elieſer, überzeugt, daß alles menſchliche Beginnen nur mit Gottes Beiſtand gedeihen könne, flehte zum Allmächtigen: „Herr, du Gott Abrahams,

meines Herrn! begegne mir heute und thue Barmherzigkeit an meinem Herrn Abraham! Siehe, ich stehe hier bei dem Brunnen, und die Töchter der Bewohner dieser Stadt werden herauskommen, Wasser zu schöpfen. Wenn nun eine Jungfrau kommt, zu der ich spreche: Neige deinen Krug und laß mich trinken und sie sprechen wird: „trinke! ich will auch deine Kamehle tränken;" laß sie die seyn, die du deinem Diener Isaak beschert hast und laß mich daran erkennen, daß du Barmherzigkeit an meinem Herrn gethan hast!"

Kaum schwieg der treue Knecht, als schon
Erhörung kam von Gottes Thron.
Ein Mägdlein, rosig, schlank und mild,
An Blick und Miene himmelrein,
Der zarten Sitte schönes Bild,
Tritt schwebend leicht zum Quellgestein.
Auf sanftgewölbter Schulter trug
Sie zierlich einen Wasserkrug,
Den füllt sie an mit Fluth vom Quell,
Gleich ihren Augen licht und hell.
Mit freudigraschen Herzensschlägen
Geht Elieser ihr entgegen:
„Vergönne, holder Jungfrau'n Zier,
Des Trunkes süße Labung mir!" —
Rebecca neigt sich, schwenket leicht
Den Krug auf ihre Hand und reicht

Dem Frohen freundlich ihn zur Labe.
Und als er danket für die Gabe,
Spricht sie: „Auch den Kamehlen
Soll die Erquickung hier nicht fehlen!"
Und rastlos eilt sie, schöpft vom neuen,
Daß Thier und Menschen sich erfreuen.
Er sieht im lieblichen Bemühen
Des Herzens Gute glühen,
Und danket Gott, der solchen Lohn
Verleihen wolle Abrah'ms Sohn.
Und einer Spange goldnen Kranz,
Armringe, reich an hellen Glanz,
Kleinodien von seltner Art
Und Kleiderstoffe schön und zart
Nimmt er von der Kamehle Rücken,
Die holde Jungfrau hold zu schmücken.
Rebecca fühlt, ob solcher Pracht,
Mit Lust zugleich die Scham erwacht,
Und scheu und freudig, leuchtend hell
Fliegt sie zur alten Mutter schnell,
Die froh erstaunt, als eine Braut
Geschmückt das bange Mädchen schaut.
Drauf schreitet Vater Bethuel
Mit Bruder Laban aus der Hütte,
Den Werber freundlich zu begrüßen.
Da spricht der treue Knecht die Bitte,
Und wie sein Flehen um die Braut
Zuerst er Gott dem Herrn vertraut,
Und wie der Höchste ihn erhört,
Und selbst das Zeichen ihm gewährt. —

Da eilen Alle, Gottes Willen
In freud'ger Demuth zu erfüllen.
Rebecca fühlt ihr Herz entzündet
Wie von des Himmels eigenem Strahl,
Und ehrt der höhern Fügung Wahl,
Die liebend Glück der Liebe gründet.
Schon prangt sie, stattlich zum Entzücken
Auf des Kamehls gewölbtem Rücken,
Und viele Dienerinnen zieh'n
Mit ihr zum fremden Gatten hin,
Den nun das fromme Herz erkennt,
Weil ihn des Himmels Stimme nennt.
Verschwindend schon auf fernen Wegen
Vernimmt sie noch der Aeltern Segen.

Schon brennen Wiese, Wald und Flur
In abendlicher Purpurgluth,
Und Duft umhüllt
Mit goldnem Schleyer
Der Dämm'rung heiligstille Feier.
Mit himmlischem Entzücken
Die Brust erfüllt
Und Andacht in den milden Blicken,
Schreitet aus dem Vaterhaus
Isaak auf die Flur hinaus.
Senkt mit demüthiger Geberde
Das Knie zur Erde,
Das aufwärts schau'nde Angesicht
Verklärt vom Himmelslicht.

Sein Gebeth steigt auf zu Gott,
Freundlich wie das Abendroth;
Und von den lichten Höhen kehrt sein Blick
Zur dunklern Erde spät zurück;
Da sieh! im letzten hellen Schimmer —
Es wallen mit gemess'nem Schritte
Kamehle nach des Vaters Hütte,
Und viele Männer, viele Frauen
Erscheinen, herrlich anzuschauen;
Doch herrlicher als Alle strahlt,
Rebecca's liebliche Gestalt.
Dem frommen Jüngling däucht, was er erblickt,
Ein Himmelsbild,
Das ihn im Traum entzückt,
Die Seele mit Erstaunen füllt.
Verstummend und zurückgebeugt
So kniet er, ohne sich zu regen;
Nur in den raschen Herzensschlägen
Des Lebens höchster Drang sich zeigt.
Und auch Rebecca, wie sie ihn erblickt
Im lichtumflossenem Gefild,
Glaubt hochentzückt
Zu schauen himmlischer Erscheinung Bild.
Und als der treue Knecht ihn schnell erkennt,
Und ihr des Gatten Nahmen nennt,
Rebecca vom Kamehle fliegt,
Und hüllet züchtig mit dem Schleier
Der entbrannten Wangen Feuer.
Im Glanz des Himmels und der Liebe nah'n
Die freundlichen Gestalten sich, und blicken,

In frommer Schönheit voll Entzücken
Sich schweigend an.
Und reichen sich die Hand zum Gruß;
Die Lippe glüht — und träumt sich nur der Kuß.
Der Abend webt mit seinem schönsten Glanz
Um ihre Häupter den Verklärungskranz,
Und wie vereint sie nach der Hütte wallen,
Läßt Abraham den Segensruf erschallen.

Fünfter Brief.

Jacob und Esau. Die Himmelsleiter. Jakobs Dienstjahre. Der Kampf mit dem Elohim.

Wir wenden unser Auge nun auf die Lichtgestalt des dritten und letzten der Patriarchen: Jakob, den Sohn Isaaks und Enkel Abrahams.

Jakob's Jugend zeigt uns nur das Bild des Bruderzwistes; denn Er und Esau, Zwillingsbrüder durch die Geburt, aber nicht durch Liebe, standen sich feindlich entgegen, so verschieden an Gemüth als an Gestalt. Esau, der Erstgeborne ein Jüngling von kräftigem Körperbau und rauher Sitte, zog gerne in Wäldern umher. Ihn freute des Jagens wilde Lust. Muth und Kühnheit erwarben ihm des Vaters Gunst, indeß Jakob, der häuslichen Stille und dem ruhigen Hirtenleben hold, weich und fügsam, der Mutter Liebling ward. Was Jener ertrotzen wollte, wußte dieser leise zu gewinnen. Ein unbedeutender Vorfall zeigte den Charakter-Contrast von beiden im grellsten Lichte. Jakob, bei seiner Herde gelagert, hatte eben ein Linsengericht zubereitet, als Esau hungergierig von der Jagd zurückkehrte. Ihn, stets gewohnt, dem Naturtriebe sich hinzugeben, reizte des Mahles neue Erfindung. Mit Heißhunger verlangte er den Genuß der Speise. Jakob, die Gelegenheit schlau

benützend, forderte dafür sogleich den höchsten Preis, den er nur fordern konnte: das Recht der Erstgeburt. Esau, nie Herr seiner Leidenschaft, konnte sich auch jetzt so wenig mäßigen, daß er ohne Bedenken zusagte, und mit den Worten: „Was frommt mir die Erstgeburt? Sterben muß ich ja doch!" — der Lust des Augenblickes fröhnend, dem Eigennutz des kaltbesonnenen Bruders durch einen Schwur das verlangte Recht übertrug. Jakob erlaubte sich nun sogar eine List, wodurch es ihm gelang, als Esau des Vaters Segen zu erschleichen. Und der alterblinde Greis sprach über ihn die Worte:

„Es dienen dir die Völker!
Sie beugen sich vor dir!
Sey Herr auch deiner Brüder!
Es bücken sich dir deiner Mutter Söhne!
Verflucht sey, wer dir fluchet!
Gesegnet, wer dich segnet!

Das entflammte den ohnedieß heftigen Bruder zur Wuth. Jakob mußte, sein gefährdetes Leben zu sichern, aus dem Vaterhause fliehen. Er eilte nach Haran, wo Laban wohnte, der Bruder seiner Mutter.

Erloschen ist der Sonne Feuer;
Schon kommt die Nacht in tiefer Trauer,
Und schaut hervor aus Wald und Kluft,
Und breitet still den naßgeweinten Schleier
Mit ihrem Geisterschauer

Auf Berg und Flur,
Und raubt dem Wanderer jedes Pfades Spur.
Er, den nun Furcht und Dunkelheit verwirren,
Steht bebend still nach langem Irren,
Sinkt nieder, legt das müde Haupt,
Der letzten Kraft beraubt,
Auf einen Stein,
Und schlummert ein.
Da sieht er in dem Dunkel
Plötzlich ein Lichtgefunkel,
Das bildet eine Strahlenleiter,
Die auf der Erde steht, doch immer weiter
Mit ihren Sprossen ohne End'
Emporragt bis ans Firmament,
Und an den goldnen Zweigen,
Hell leuchtend auf und nieder steigen
Mit eifrigem ununterbrochnen Walten,
Der Engel Huldgestalten.
Da schloß sich auf sein innrer Sinn
Des höhern Lebens himmlischem Gewinn;
Sein Geist entbrannte,
Und er erkannte:
Des Erden-Daseins Stufenleiter,
Sie führ' uns aufwärts immer weiter,
Sie führ' uns himmelan,
Dem Ewigen zu nah'n,
Bis wir in Klarheit seh'n,
Wie mit dem menschlichen Geschlechte
Im Bunde stehn
Die Himmelsmächte.

Neugestärkt, veredelt und erhoben durch das Bewußtseyn, daß die Erde Gottes Haus sey und die Engel über uns wachen, setzte Jakob bei Tagesanbruch die Reise zu Laban fort, und sein ganzer Aufenthalt daselbst zeigte nun das Beispiel der innigsten Ergebung und der höchsten Standhaftigkeit eines Herzens, welches gerne duldet, um frühere Vergehungen zu sühnen, und jener stillen Würde, die sich erhaben fühlt über die Nichtigkeit irdischer Leiden und Leidenschaften. Ihn erleuchtet der Glaube, ihn erwärmt die Liebe, ihn verklärt die Hoffnung der Verheissungen Gottes. So vermag er es, sieben beschwerliche Jahre bei den Herden seines Oheims um die holde Rachel zu dienen, und nochmahl sieben Jahre, da jener ihn listig täuschte, und wieder sechs Jahre, um sich ein Eigenthum zu erwerben.

Nach zwanzig schweren Dienstjahren kehrte Jakob endlich aus Mesopotamien in seine Heimath zurück, durch Mühe und Arbeit ein wohlhabender Mann. Aber schon erwartet ihn ein neues Leiden, die bittere Frucht früherer Vergehungen; denn kaum hat er den Fluß Jordan, die Gränze des Landes Canaan, erreicht, als ihm sein Bruder Esau, an dem er schwer sündigte, mit einer Heerschar racheschnaubend entgegen zieht. Da glomm auch in sei-

ner Bruſt der Funke längſt verſtorbener Gluth des Haſſes wieder auf.

Er trennt ſich von den Seinigen,
Und bleibt allein im Schooß der Nacht,
Und brütet, alten Grimmes voll,
Feindſelig, dumpf in düſterm Groll.
Vom böſen Sinne wird der Haß
Zu heller Flamme angefacht.
Und plötzlich ſteht vor ihm
Eine geiſtige Geſtalt,
Trauerdunkel,
Und faßt mit höherer Gewalt
Des Zornentbrannten Arm,
Den er mit Heftigkeit bewegt,
Gleich Einem, welcher mit dem Schwert
Dem Andern eine Wunde ſchlägt
Und ſeinen Tod begehrt.
Doch Jakob ringt mit der Geſtalt
In heißem Kampfe ohne Wort,
Die ganze Nacht kühntrotzend fort.
Und wie das Firmament
Vom Morgenroth entbrennt,
Fühlt er von Staunen ſich durchdrungen,
Da er den Elohim erkennt,
Mit welchem er die Nacht hindurch gerungen.
Zum Himmel hat der Himmliſche
Sich glänzend aufgeſchwungen;
Da beben Jakobs Knie; er fällt beſiegt
Zur Erde, lendenlahm und bleich,

Und wie er da zerschmettert liegt,
Geht, wie die Wahrheit aus des Irrthums Nacht,
Die Sonne auf in goldner Pracht.
Es schwinden Trug und Wahn vor ihrer Gluth,
Des Guten lichte Kraft erhellt
Die Seele ihm zu schönem Edelmuth,
Er ist ein Menschenfreund und Gottesheld.

So endete der Kampf des Irrenden in der Lebensnacht gegen den Engel der Wahrheit. Der anbrechende Morgen ist die Erkenntniß des Wahnes. Heil Jedem, dem nach dunkler Nacht also ein heller Tag aufgeht!

Jakob ging, würdig des Nahmens Israel (Held Gottes) dem gefürchteten Bruder muthiges Herzens entgegen und besiegte ihn nicht — mit dem Schwert, sondern sein früheres Unrecht erkennend durch den versöhnenden Kuß herzlich begegnender Liebe.

Sechster Brief.

Joseph. Verrath der Brüder. Jakobs Trauer.

Jakob hatte zwölf Söhne, also viel Freude, aber auch viel Leid! Unter ihnen ward Joseph, eine der herrlichsten und reinsten Lichtgestalten, sein Liebling. Wie Gott ihn mit Schönheit der Seele und des Leibes geschmückt hatte, so schmückte der zärtlich liebende Vater den holden Jüngling mit den schönsten Kleidern. Aber die Liebe des Vaters gebar ihm den Haß der Brüder, und die Träume, welche einst sein Glück befördern sollten, machten zuerst durch die Mißgunst der Geschwister sein frühes Unglück.

Joseph, offenherzig und mittheilend, pflegte, was ihn betraf, seinen Brüdern zu erzählen, mit denen er gemeinschaftlich den Feldbau besorgte und des Vaters Herden hüthete. So erzählte er ihnen auch die beiden Träume, in deren einem die Garben des Feldes, wie im andern die Sterne des Himmels sich vor ihm neigten. Da riefen die Brüder: Seht! der hochmüthige Träumer sinnet darauf, unser Gebiether zu werden. Der Neid entflammte den Haß und sie beschlossen, den Bruder zu tödten! Benjamin war, als dieß geschah, noch ein Kind. Nur zwei unter den zehn übrigen: Ruben und

Juda, schauderten vor dem Gedanken der ungeheuren Frevelthat. „Lasset uns nicht die Hände mit Bruderblut beflecken!“ sagte Ruben. Nach seinem Vorschlage ward Joseph entkleidet und in einen alten vertrockneten Brunnen der Wüste versenkt, mit den höhnenden Worten: „Nun wird man sehen, was seine Träume sind!“ — Nachdem die unbrüderlichen Brüder sich entfernt hatten, gedachte Ruben den Versenkten heimlich wieder heraus zu nehmen. Aber sein Vorhaben mißlang, denn eh er dazu die Gelegenheit fand, kam ein großer Zug fremder Kaufleute mit vielen Kamehlen, die mit Gewürz, Balsam und Myrrhen nach Egypten handelten. Juda, welcher Rubens Vorhaben nicht kannte, beredete die erboßten Brüder, um sie durch ein geringes Verbrechen vom größern des Mordes abzuhalten und dem Armen das Leben zu retten, das Schlachtopfer der Karawane zu verkaufen. Joseph ward wieder ans Tageslicht gezogen. Der schöne Knabe gefiel und wurde von den Erbarmungslosen, ungerührt von seinen Thränen und Bitten, für zwanzig Silberstücke verkauft.

Mit Anbruch der Dämmerung eilte nun Ruben allein zu dem Brunnen der Wüste.

Er eilt, er fliegt, sein Athem glüht,
Und doch scheint ihm zu träge jeder Schritt.

Er ruft hinab
In's tiefe Grab:
„Säume nicht!
„Steig herauf an's Sonnenlicht!
„Ruben, ich, dein Bruder ruft;
„Entklimme deiner dunkeln Gruft!
„Dich stürzte der Haß, die Liebe will dem Leben
„Dich wieder geben." —
Doch ach! kein Laut entklingt der Gruft.
Da klammert sich Ruben mit blutender Hand
Fest an des Gesteines spitzigen Rand
Mit steigender Angst und ruft und ruft:
„Laß schwinden die Furcht! Mein Zeuge sey Gott
„Ich will dich erretten von Tod und Noth!"
Doch ach! kein Laut entklingt der Kluft.
Nun hält er sich länger nicht, springt hinab
Von Klippe zu Klippe in den tiefen Schlund,
Hat athemlos, am ganzen Leibe wund,
Endlich erreicht den nächtlichen Grund,
Und tastet mit fühlender schauender Hand
Den Boden, die steinige Wand,
Und fände beinahe wohl selber den Tod, doch nicht
Ihn, den er vom Tode will retten an's Lebenslicht.
Schon weicht die Kraft und mühsam ringt
Er mit der letzten sich auf und schwingt,
Selbst einer Leiche gleich,
Sich mühsam empor zum Lebensreich,
Und bleibt, da er die Höh' erstiegen,
Am Brunnenrand wie leblos liegen.

Da Ruben, nach ſpätem Erwachen von der äußerſten Erſchöpfung, im Vaterhauſe ankommt, findet er den väterlichen Greis in Verzweiflung; denn die Verbrecher, die es nicht wagten, vor ſein Antlitz zu treten, hatten ihm Joſephs buntes Kleid, in das Blut eines von ihnen geſchlachteten Ziegenbockes getaucht, zugeſendet, als gefundenen Reſt des Verlornen.

Da zerreißt der Greis ſein Gewand
Am Leib' mit ſo wüthender Hand,
Wie ſeinen Liebling, ſchnell glaubt es ſein Schmerz,
Ein reiſſendes Thier der Wüſte zerriß.
„Es hebt ſich die Bruſt, hoch ſchlägt ihm das Herz
Und ſeiner Klag' unterbrochenes Stöhnen
Ergießt ſich in gepreßten dumpfen Tönen:
„Todt! Todt! dahin, dahin mein Kind,
So freundlichhold, ſo ſanft geſinnt!
Er einſt Jehova's ſchönſte Gabe,
Mein morgenröthlich milder Knabe!
Jeder Roſe ſanftes Blühn
Zeigt mir ſeiner Wangen Glühn;
Wie zum reinen Abendſtern
Schaut' ich in ſein Auge gern."
Er ſteht vor mir,
Er blickt mich an, er ſpricht:
„Laß mich dem wilden Thier
„Zur Beute nicht!" —

So ſchallt Jakobs Klage; dem Schmerz erliegend, ſinkt er in Betäubung hin. Ihm zur Seite knien, ſtarr und ſchweigend, Ruben, von gleichen Schmerz zermalmt, und Juda, gefoltert, von der noch ſchrecklicheren Qual, daß er Joſephs Tod nicht widerlegen darf, um den Vater nicht durch das Entſetzen über das Verbrechen der Brüder zu tödten. So beweint Jakob den Tod, Ruben den Mord, Juda den Verrath, während die ſcheuen Verräther über ihr Verbrechen hinbrüten, ſchaudernd vor dem verkauften Bruder, vor dem verzweifelnden Vater, vor dem ſtrafenden Gott!

Siebenter Brief.

Josephs Schicksale. Die Träume des Pharao. Josephs Erhebung Versöhnung. Jakob in Egypten, sein Tod.

Während die Nacht der Trauer das väterliche Haus umhüllte, zog Joseph mit der Karawane über Berg und Thal. Trauernd fand ihn die aufgehende Sonne, trauernd die sinkende; der Wechsel schöner Naturscenen konnte dem thränengetrübten Auge nicht reizend erscheinen, und alle Freundlichkeit der Fremden vermochte nicht, einen Tropfen Balsam in das wunde Herz zu gießen. Aber dem verlassenen Jüngling, ferne von der süßen Heimath, und ferne dem guten Vater, blieb der beste Vater, der Vater Aller, der überall ist!

So kam Joseph nach Memphis, Egyptens Hauptstadt, wo Potiphar, des Pharao Kämmerer und Kriegsoberster, ihn kaufte. Des Jünglings edles Gemüth erwarb ihm bald das volle Vertrauen des Gebiethers, seine Schönheit aber erregte die sträfliche Neigung der Gebiethering. Da ich, edle Emilie, Ihr Zartgefühl durch das Gemählde von der Frechheit eines verbuhlten Weibes beleidigen würde, so enthalte ich mich aller umständlichen Schilderung, und erwähne hinwegeilend nur des Muthes, womit Joseph die Reinheit des Herzens dem Wohl-

leben der Sinnenluſt vorzog und lieber unglücklich als ſtrafbar ſeyn wollte. Die verſchmähte Frevlerin, nun Rache glühend, wagte es, den Schuldloſen ihrer Schuld anzuklagen und fand Glauben. Joſeph vertauſchte den Pallaſt mit dem Kerker und hieß den Schreckensort, der ihn vom Prunkſaal der Sünde rettete, freundlich willkommen. Der Glanz der Unſchuld, welcher von ihm ausging, gewann ihm ſelbſt das Zutrauen des düſtern Kerkermeiſters. Er übertrug dem Jüngling die Aufſicht über ſeine Unglücksgefährten.

Unter dieſen befanden ſich auch zwei Männer, welche ehdem anſehnliche Hofämter bekleidet hatten. Beide glaubten an die Vorbedeutung der Träume, und drangen, der Entſcheidung ihres Schickſals ängſtlich harrend, in Joſeph, die ihrigen auszulegen; ſie ſchrieben wohl der Heiligkeit ſeiner Seele eine höhere Kraft zu.

Der Jüngling, dem Willen der Alten ſich fügend, deutete ihre Traumgeſichte ſo, wie er nach ſeiner Wahrheitsliebe ſie deuten zu können glaubte, und verkündete dem Einen Befreiung und Rückkehr der königlichen Gnade, dem Andern Tod durch Henkershände. Und was er verkündigte, das ging in Erfüllung. Jenen nahm der Pallaſt auf, dieſen das Grab. Joſeph aber blieb, wie von aller Welt vergeſſen, im Dunkel des Kerkers. Endlich

traf sich's, daß der Pharao selbst einen Traum hatte, über welchen er sehr erschrack. Vergebens wurden alle Weisen und Traumdeuter des Landes zusammenberufen Sie konnten oder wollten die Vision nicht deuten. Da erinnerte sich der beglückte Höfling des jungen Traumdeuters, der ihm seine Befreiung im Gefängnisse verkundet hatte und ihm selbst wie ein Traum entschwunden war.

Joseph mußte vor dem Pharao erscheinen und der Pharao sprach: „Mir träumte, ich stünde am Ufer beim Strom und sah aus dem Wasser steigen sieben schöne, fette Kühe, und sie gingen auf der Weide im Grase. Und nach ihnen sah ich andere sieben dürre, sehr häßliche und magere Kühe heraussteigen. Ich habe in ganz Egypten nicht so häßliche gesehen. Und die sieben magern und häßlichen Kühe fraßen auf die sieben schönen und fetten Kühe. Und da sie die in sich gefressen hatten, merkte man's nicht an ihnen, sie waren häßlich wie vorhin. Da wachte ich auf. Und ich sah abermahl in meinem Traum sieben Aehren auf einem Halme wachsen, voll und dick. Darauf gingen auf sieben dürre Aehren, dünn und versenget. Und die sieben dünnen Aehren verschlangen die sieben dicken Aehren." —

Joseph deutete die sieben schönen Kühe und die sieben guten Aehren für sieben fruchtbare Jahre, die sieben magern Kühe und die sieben dürren Aehren

für eben ſo viele Jahre des Mißwachſes, die, jenen folgend, Mangel und Theurung verurſachen würden. Darum, o Pharao (ſo ſchloß der wahrheitmuthige Jüngling) wähle dir, deines Reiches Wohlfahrt bedenkend, mit gewiſſenhaftem Prüfen einen redlichen, verſtändigen und thätigen Mann, der in guter Zeit Vorrath ſammle, um das Elend zu verhüthen, damit der Reiche nicht verarme, der Arme nicht Hungers ſterbe. —

Beifall erheiterte die Mienen der Umſtehenden, und der Pharao ſprach: „Wählen will ich gewiſſenhaft einen redlichen, verſtändigen und thätigen Mann, ja, einen, den mir Gott ſelbſt ſendet — dich, Joſeph! — Und du, der den Muth hat, die Stimme der Wahrheit ertönen zu laſſen, ohne Rückſicht, ob ſie dem Herrſcher auch gefallen werde, du ſollſt nach mir der Erſte ſeyn in Egypten, der nächſte an meinem Thron!“ —

Und er zog den Ring vom Finger und ſteckte ihn an Joſephs Finger, und ließ ihn kleiden in ein Gewand vom feinſten Stoffe, weiß wie die Unſchuld im Bilde und ließ ihn beſteigen den königlichen Prunkwagen und ihn vorſtellen allem Volk.

So ſank das Nachtſtück von Joſephs Leben, und er ſtrahlte von nun an im Licht erkannter Tugend. Und Pharaos Traum ging in Erfüllung, wie Joſeph ihn gedeutet hatte. Seine Klugheit

ſammelte in den ſieben Jahren des Ueberfluſſes, und ſeine Menſchenliebe rettete in den Zeiten der Noth.

Selbſt aus andern Ländern ſtrömten Menſchen herbei, Hilfe in Egypten zu ſuchen, unter dieſen auch Joſephs Brüder, zehn an der Zahl, da der Vater den noch kleinen Benjamin daheim behielt.

Sie warfen ſich voll Ehrfurcht darnieder vor der Hoheit des unerkannten Bruders, doch von ihm ſogleich erkannt. Welcher Kampf von Empfindungen der Liebe und des Unwillens, des Mitleids und der Verwerfung erhob ſich in Joſephs Seele, die, wäre ſie nicht ſo rein, ſo liebevoll geweſen, nun von Haß entbrennen und die ſich darbiethende Gelegenheit zur Rache gierig ergreifen mußte. Der Edle drängte aber das Gefühl milder Verzeihung, von dem ſein Herz ſchon jetzt durchdrungen war, nur deßhalb noch in ſein Inneres gewaltſam zurück, weil er im Kreiſe der Unwürdigen — Einen vermißte, den er am verübten Frevel ganz ſchuldlos wußte: den kleinen Benjamin. Er befragte ſie um die Zahl ihrer Brüder, eilte flüchtig über die geſtotterte Lüge von Joſephs Abweſenheit hinweg, ließ ihnen Geld und Lebensmitteln reichen, um nach Hauſe zu reiſen, befahl ihnen aber wieder zu kommen und den kleinen Benjamin zu bringen. Nur den Simeon, den verruchteſten der reuigen Frevler

ließ er in Bande legen und behielt ihn als Geißel ihres Wiederkommens.

Die Noth in Canaan ſtieg indeß höher als je. Jakobs Söhne zogen abermahl nach Egypten zu dem Mann der Hilfe, und brachten den zarten Benjamin, ſo ſchwer auch dem Vater die Trennung fiel.

Als Joſeph nun den holden Knaben ſah,
An Seel' und Leib ſein ſchönes Ebenbild,
Da bricht beim Anblick ihm das Herz
Vor Liebesſchmerz;
Vergebens hält er zurück die Zähren,
Er kann ſie nicht hemmen, nicht währen!
Sie ſtrömen mit eilendem Drange
Herab die erglühende Wange.
So reich auch die Thräne, ſo arm iſt das Wort;
Stumm eilet er von den Verſtummenden fort.

Da er ſich die nöthige Faſſung errungen hat, tritt er wieder zu den Brüdern, die ſich die heftige Bewegung des mächtigen Statthalters in Egypten nicht zu erklären vermögen, begrüßt ſie holdſelig, und läßt die immer mehr Erſtaunenden auf das herrlichſte bewirthen.

Aber Joſeph, gebildet in der Schule der Leiden, hatte nicht nur die Gerechtigkeit Gottes, ſondern, leider! auch die Bosartigkeit der Menſchen — leider! ſogar der Brüder, erfahren. Im jungen Benjamin

ſah er — ohne ſich's deutlich bewußt zu werden — ſein unverkennbares Ebenbild; eben deßhalb fürchtete er auch ein ähnliches Schickſal für den Kleinen, fürchtete, der liebliche Liebling des Vaters möchte wohl gleich ihm ſelbſt ein Gegenſtand des brüderlichen — vielmehr unbrüderlichen — Neides und Haſſes ſeyn. Joſeph, ſelbſt wahrhaft in Allem, wollte auch in allen Andern die Wahrheit ſchauen, folglich auch die Ueberzeugung, ob nicht nur die an den Tag gelegte Reue der Brüder über die frühere Frevelthat gegen ihn, ſondern auch die in ſeiner Gegenwart geäußerte Liebe zu Benjamin wahr ſeyn. Und er, in dem das düſtere Bild der Vergangenheit auch in den Tagen glänzender Herrlichkeit aufſtieg, beſchloß eine ſchwere Probe vorzunehmen. Er ließ jeden Bruder mit Getreide und Geld verſehen, in Benjamins Sack aber ſeinen ſilbernen Mundbecher verbergen. Kaum waren die Wanderer zur Stadt hinaus, ließ er ſie einhohlen mit der Beſchuldigung wegen des entwendeten Bechers. Alle betheuerten ihre Unſchuld und erklärten mit einer Stimme: „Es ſterbe derjenige, bei dem der Becher gefunden werde; die übrigen ſeyen Joſephs Sclaven!“ — Das reine Gewiſſen gab ihnen jetzt ſolchen Muth. Die Unterſuchung geſchah; in Benjamins Sacke lag der Becher. Alle kehrten ohne Widerrede in die Stadt zurück und fielen zu Jo-

ſeyhs Füßen. Joſeph ſprach: „Der Schuldige bleibt hier, als mein Sclave; ihr andern zieht im Frieden heim zu eurem Vater!“ —

Da erhob ſich Juda, trat vor den Mächtigen und ſagte:
„Du, durch des Fürſten Huld des Landes Furſt!
Geſtatte deinem Knecht ein kühnes Wort,
Das mit Gewalt ſich aus dem Herzen drängt!
Als wir zum greiſen Vater heimgekehrt,
Verkündeten wir ihm dein Machtgeboth,
Daß Benjamin vor dir erſcheinen ſoll.
Der greiſe Vater ſprach: „Eh trenn' ich mich
„Vom Leben, als von meinem Benjamin!“ —
Und wir erwiedern: „Ohne Benjamin
„Iſt uns der Eingang ins Gyptenland,
„Iſt jede Hilfe uns verſagt.“ —
Der greiſe Vater ſprach, das Auge naß,
Die alterſchwache Stimme ſchmerzgedämpft:
„Iſt meines Elends Maß nicht voll?
„Genügt's nicht, daß ein wildes Thier,
„Ach! meinen Joſeph mir zerriß,
„Den Lieblichen und Liebevollen,
„Den nun mein Auge nimmer ſchaut?
„Reißt nun ein bitteres Geſchick
„Den Letzten mir vom Herzen weg,
„Und trifft auch ihn des Unglücks Pfeil,
„So ſtürzt der Gram mich in das Grab!“

So ſprach der Greis und ich erwiederte:
Mein Vater! ferne ſey der Gram von dir!

Mit meinem Leben burg' ich dir für ihn,
Den Holden, den du wie dein Leben liebſt.
Bedenk', Erhab'ner, nun des Jammers Bild,
Wenn ich rückkehre mit den Brüdern Allen,
Wenn wir hintreten vor den greiſen Vater,
Wenn dann ſein Auge ſpäht, uns Alle ſchaut,
Nur den allein nicht, der ihm mehr als Alle;
Wenn dann auf mich fällt ſeines Zornes Blick,
Auf mich, des Bruderlebens ſchnöden Bürgen,
Der, ſelbſt gerettet, ohne Bruder kommt!
Beſchütze mich vor ſolcher Schmach!
Beſchütze ihn vor ſolchem Schmerz!
O laß mich dir als Sclaven dienen!
Laß mich der Arbeit ſchwerſtes Joch,
In Sonnengluth, in Sturm und Nacht
Ertragen! — Ohne zu ermüden,
Und ohne Murren will ich's tragen —
Nur ſende Benjamin dem Greiſe heim!
Des Kindes Leben wird des Vaters Leben
Erhalten und mir ſeinen Segen bringen.
Mit meinem Leben ſchalte du!

Juda ſchwieg. Alle ſchwiegen. Endlich brach Joſeph die tiefe Stille und ſagte mit gepreßter Stimme: „Mit welchen unter euch hat Benjamin die meiſte Aehnlichkeit?" — Auf ihre Erklärung, Benjamin ſey an Leib und Seele das Ebenbild des verlornen Bruders, fragte Joſeph: Gleicht er auch mir? — Unheimlich betroffen, ohne deutliches Bewußtſeyn einer Urſache, geriethen die Befragten

in Verlegenheit und gaben keine Antwort. Einige erblaßten, andere seufzten schwer; Juda und Ruben weinten. Nur Benjamin sah dem milden Joseph holdlächelnd und festen Blickes in das leuchtende Auge. Da riß Joseph den Knaben an sich, hob ihn empor, drückte ihn an das stürmende Herz und rief: „Mein Benjamin! Mein Bruder! Meine Brüder! Ich bin Joseph. Vergessen sey das Vergangene! Ich nehme von eurer Seele die Nacht. Gott sey mit unserm Vater und mit euch! — Theilt mit mir mein Glück und meine Freude!" — Kaum hatte der erhabene Pharao erfahren, was hier vorging, als er sogleich Wagen abschickte, um den alten Vater Jakob mit den übrigen Gliedern der Familie nach Egypten bringen zu lassen. Und Jakob, der hundert dreißigjährige Greis, kam von Freude verjüngt, und die Seinigen mit ihm, und das Dankgebeth der Vereinigten stieg jubelnd zu Gott auf, dem Geber alles Guten. Der Pharao aber, das Maß seiner Gnade voll zu machen, ließ ihnen durch Joseph den schönsten Theil von Egypten, die Landschaft Raemses, zum Aufenthalt anweisen.

Hier schloß Jakob nach siebzehn Jahren sein Leben. Als er nun fühlte, daß seine letzte Stunde sich nahe, versammelte er seine Söhne und Enkel, um das Amt der Gerechtigkeit durch Lohn und Strafe zu verwalten. Dem Ruben — welcher sich mit

dem Verbrechen der Blutſchande befleckt hatte, nahm er das verwirkte Recht der Erſtgeburt: das Vorzugsrecht an Macht und Würde, ſagte der Sterbende „geh an dir vorüber wie die ſtolze Welle!" —

Darauf ſprach er zu Simeon und Levi: „Eure Schwerter waren Mörderwaffen. Verflucht ſey euer rachſücht'ger Grimm! verflucht ſey euer Zorn, weil er ſo hartnäckig iſt!" — Als des Fluches Trauer geendet war, wandte ſich der prophetiſche Greis nun zu dem holden Werke des Segens. Und er ſagte zu Juda: „Ein junger Löwe iſt Juda. Preiſen werden dich deine Kinder; deines Vaters Kinder werden ſich neigen vor dir. Deine Fauſt wird ſeyn am Nacken deiner Feinde. Nie wird der Zepter von Juda weichen, nie der Heerführerſtab; Völker werden dir gehorchen, bis die Ruheſtätte dich aufnimmt." —

Mit den treffendſten Zügen und Umriſſen zeichnete Jakob nun auch die Charakterbilder der übrigen Söhne und wies ihnen ihre Wohnſitze an. Endlich verweilte ſein Blick, länger als auf irgend einem, auf Joſeph, dem Liebling ſeines Herzens, dem Wohlthäter ſeiner Brüder, der Zierde ſeines Hauſes. Er nannte ihn den Zweig eines Fruchtbaumes über der Quelle, hob deſſen Söhne Ephraim und Manaſſe auf den Schooß, küßte ſie, und ſprach die ſegnenden Worte: „Gott, vor dem meine Väter

Abraham und Isaak gewandelt haben; Gott, der mich von meiner Kindheit an bis hieher wie ein treuer Hirt geführt hat, Gott, der mich von allen Uebel erlöst hat — Er segne die beiden Knaben und man sage noch im Sprichwort spätter Zeit: Gott segne dich wie Ephraim und Manasse.

Hierauf befahl er, ihn im Lande Canaan in einer Höhle des Haines Mamre, in Abrahams Erbbegräbnisse zu bestatten und starb — voll Glaubens an die Verheissungen Gottes — so sanft, als in der Folge auch Joseph starb, nachdem er hundert zehn Jahre zur Freude der Menschen gelebt hat.

Achter Brief.

Die Leichen und Gräber der Israeliten.

Jakobs und Josephs Leichen, die ich im Phantasiebilde noch vor mir sehe, mahnen mich, Ihnen, Emilie, einige Nachrichten von der Leichenbestattung und von den Gräbern der Israeliten, dann auch von ihrer Trauer um die Todten, mitzutheilen. Kaum hatte der Sterbende den letzten Athemzug gethan, so beeilten sich die nächsten Verwandten, dem Todten die Augen zuzudrücken, eine heilige Pflicht! Dann wurde der Leichnam mit warmem Wasser gewaschen, mit köstlichen Spezereien gesalbt und umräuchert. Der eigentlichen egyptischen Einbalsamirung *) bedienten sich die Israeliten nur so lange, als sie sich in Egypten aufhielten. So wurden auch Jakob und Joseph, da sie in Egypten starben, nach egyptischer Sitte einbalsamirt und begraben. Nach dem Auszuge der Israeliten aus Egypten hörte dieß auf; ihre Leichen blieben unversehrt, und ohne Herausnahme der Eingeweide. Nach dem Waschen, Salben und Räuchern wurde der Verstorbene mit Sindon, einem egyptischen Linnen-

*) Die Arten der egyptischen Einbalsamirung werden im 30. Briefe des ersten Bandes beschrieben.

zeuge von besonderer Feinheit, bekleidet und mit Binden und Bändern von demselben Stoffe umwickelt, insbesondere an Händen und Füßen, dann um die Lenden. Der Kopf ward mit einem eigenen sogenannten Schweißtuche *) umgeben. Indem nun ein Theil des Hauses von Klagegesängen erscholl, kamen die Verwandten und Freunde des Todten, setzten sich schweigend auf die Erde, bestreuten die entblößten Häupter mit Staub und Asche, rauften sich die Haare aus, gingen während der Trauerzeit mit nackten Füßen umher und schliefen auf bloßer Erde; doch war es ihnen untersagt, die Haut nach der Sitte benachbarter Völker bei den Aeußerungen ihres Leidwesens auf irgend eine Art zu verletzen, oder zu verwunden.

Solche Liebespflicht und Ehre erwiesen sie den Todten, obschon derjenige, welcher einen Leichnam berührte, oder nur in das Zimmer trat, wo einer lag, sieben Tage unrein war.

Um jedoch Fremde vor solchem Ungemach zu bewahren, wurden die Leichen, sobald sie gewaschen und zubereitet waren, in einen entlegenen Theil des Hauses gebracht. Eigene Todtengräber hatten die Israeliten nicht; Verwandte, Freunde und Scla-

*) Sudarium.

ven verſahen dieſes Amt und bereiteten auch das Trauermahl: „das Brot und den Wein des Troſtes.“

Die Leiche wurde in einem offenen Sarge auf einer Bahre bis zum Grabe getragen, dann herausgenommen und zur Erde beſtattet. Krieger begrub man mit ihren Waffen und legte ihnen ihr Schwert unter das Haupt. Dabei herrſchte die Meinung, die Seele bleibe auch nach dem Tode bei ihrem Leibe, und man lebe alſo auch unter der Erde fort. Daher die Todtenbefragung.

Für ihre Gräber waren die Israliten ſehr beſorgt. Sie hatten nicht nur öffentliche, ſondern auch Privatgräber, oder Erbbegräbniſſe. Von der letztern Art waren z. B. die Gräber der Könige von Juda zu Jeruſalem und das Erbbegräbniß Abrahams in Canaan, wornach ſich auch ſeine Nachkommen ſo ſehnten, daß Jakob und Joſeph aus Egypten dahin gebracht wurden, weil ſie es wünſchten und ausdrücklich verlangten. Die Israeliten begruben die Leichen berühmter Männer innerhalb den Städten; es war ſogar nicht ungewöhnlich, Gräber in den Häuſern zu haben, indem ſodann ein Theil des Hauſes zu einem Grabe zugerichtet oder ein neues Gebäude eigens zu dieſem Zwecke aufgeführt wurde. Größten Theils aber begrub man die Todten außerhalb den Städten, doch wählten ſie dazu ſtets angenehme Gegenden an Seen und Flüſſen, auch

Gärten, Haine und Thäler und Höhlen. In der gebirgigen und felsigen Landschaft Judäa befanden sich die meisten Gräber in Höhlen mit niedern Eingängen, theils mit Thüren, theils mit Steinen verschlossen. Diese Höhlen hatten bald mehrere Abtheilungen von Gräbern, bald wieder kleinere Höhlen, in die Wände gehauen. In einigen war der Boden hier und da erhöht, um die Leichname darauf zu setzen, in manchen befand sich ein Grab über dem Andern.

Die Israeliten pflegten auch in gewissen Zeiten zu den Gräbern zu wallfahrten. Die Sitte des Gräberbesuchens scheint herrschend gewesen zu seyn. Der römische Historiker Suetonius erzählt: Cäsars Ermordung habe in Rom die tiefste allgemeine Trauer erregt, an welcher selbst die anwesenden Fremden, jede Nation nach ihrer Art, den innigsten Antheil nahmen, vorzüglich aber die Juden, welche mehrere Nachte nach einander Cäsars Grab besuchten. — Bei den Türken und Persern sind diese Wallfahrten zu den Gräbern noch jetzt üblich.

Neunter Brief.

Moſes. Qual der Natur. Thermalie.

Wir haben uns nun an Joſephs holder Lichtgeſtalt erfreut; bald werden wir eine erhabene bewundern.

Die Familie Jakobs zählte, als ſie nach Egypten kam, nicht über 70 Seelen, wuchs aber während ihres ungefähr vierhundertjährigen Aufenthaltes in dieſem Lande an zwei Millionen, worunter ſich ſechsmahl hundert Tauſend ſtreitbare Männer befanden.

Eine ſolche fremde Menſchenmaſſe erweckte die Beſorgniſſe der egyptiſchen Pharaone um ſo mehr, als die Iſraeliten, durch nomadiſche Lebensweiſe, Sitten und Gebräuche, ja ſelbſt durch die Sprache ſich von den Eingebornen des Landes trennten, und in der ihnen angewieſenen Provinz lebend, gleichſam einen Staat im Staate bildeten.

Um der Gefahr, welche dem Reiche daher zu drohen ſchien, frühzeitig vorzubeugen, bediente ſich die egyptiſche Politik zweier gewaltſamer Mittel: Unterdrückung und Verminderung der Menſchenmaſſe. Man zwang die Iſraeliten, ihnen eigene Frohnvögte vorſetzend, zu den härteſten öffentlichen Sclavendienſten auf dem Felde und in den Ziegelhütten. Aber das Mittel hatte nicht die gehoffte

Wirkung. Ungeachtet der grausamen Behandlung vermehrte sich die Zahl der Israeliten. Diese Vermehrung hatte überdieß noch die traurige Folge, daß die Israeliten in der ihnen als Wohnplatz ausschließend angewiesenen Provinz immer gedrängter zusammen wohnen mußten, wodurch eine seuchenartig ansteckende, sich vererbende Krankheit entstand. Waren sie den Egyptern bisher nur ein Gegenstand des Hasses gewesen, so wurden sie nun sogar verabscheut. So vereinigten sich denn schwere Arbeit, schlechte Nahrung, fortwährende Mißhandlung und erniedrigende Verachtung zu dem nachtheiligsten Einflusse auf die Charakter-Verschlimmerung der verhaßten Fremdlinge. Endlich wurde auch das zweite, noch schrecklichere Mittel ergriffen. Egyptische Hebamen erhielten den Befehl, die neugebornen Söhne der Israeliten sogleich zu tödten. Ward dieses Geboth entweder nicht pünctlich genug erfüllt, oder fand man es zu langsam wirkend? Vermuthlich beides; denn es wurden öffentliche Mörder bestellt, welche in die Wohnungen der Israeliten drangen, um die neugebornen Knaben zu ermorden.

Unter den bedauernswürdigen Aeltern, welche vor dem gräßlichen Befehle stündlich bebten, befand sich Amram und sein Weib Jochebed, beide vom Stamme Levi. Konnten sie auch mit ruhigerem Herzen auf ihre zwei schon erwachsenen Kinder: den

Knaben Aaron, und seine Schwester Mirjam, blicken, so mußten sie doch um so mehr bekümmert seyn um den neugebornen Sohn Moses *).

Jochebed, nachdem es ihr gelungen war, das Kind drei Monathe hindurch vor allen Nachstellungen zu verbergen, sah endlich die Gefahr mit jeder Stunde näher herandringen. Nachdem sie in Tagen ohne Ruhe und in Nächten ohne Schlaf alle Mittel erschöpft hatte, die ihr zur Verheimlichung und Rettung des kleinen Moses zu Geboth standen, ergriff sie endlich das Aeußerste.

Gern hätte für des Säuglings Leben
Das eigene sie hingegeben;
Da aber solch ein Opfer ihn
Dem Tode doch nicht konnt' entziehn.
Beschloß sie, um den Mörderhänden
Den kaum Gebornen zu entwenden,
Mit Schmerzen,
Die in dem Mutterherzen
Wie Flammen brennen,
Von dem Geliebten sich zu trennen.

Die Mutterliebe gab ihr die List ein, um das einzige Mittel zu des Knaben möglicher Rettung zu versuchen. Sie flocht aus der schilfartigen, wohlriechenden Papyruspflanze einen Korb, verwahrte

*) Um das Jahr 1600 vor Christo.

ihn mit Pech gegen das Eindringen des Waſſers, legte den kleinen Moſes hinein und ſetzte ihn am Ufer des Fluſſes an die Stelle, wo die holde Königstochter Thermutis Abends zu baden pflegte.

Es neigt ſich und beugt ſich das fliſternde ſchwankende Rohr,
Und wallet liebkoſend und kühlend am Körbchen empor.
Sanft ruht im ſüßen Schlummer
Der Knabe, die Augen geſchloſſen.
Die Wängelein, von Roſenlicht umfloſſen,
Sie zeigen keine Spur vom Kummer,
Wo eine Thräne je herabgefloſſen;
Doch um ſo reicher ergießt ſich wie brennende Gluth
Von der Wange der Mutter die Thränenfluth.
Mit ihren tauſend Schmerzen und Sorgen
Hält ſie ſich im nahen Gebüſche verborgen,
Und ſtarret und bebt und ſpricht:
„Hier unter Gottes Himmelslicht
„Hab' ich, mein Kind dich hergeſtellt.
„Wie ſeine Abendröthe dich erhellt,
„So wird auch ſeine Macht
„Dich ſchützen vor der Todesnacht.
„O Herr des Himmels und der Erde
„Den Segen, den du Iſrael verheiſſen,
„Verſag' ihn auch dem Knäblein nicht!
„Was Vater und Mutter nicht können gewähren,
„Das wolle in Vaterhuld Du ihm beſcheren!" —
Die Hände gefalten
Zum Himmel emporgehalten,
Steht marmorbleich

Und thränenmild
Das flehende Mutterbild,
Und horcht und lauscht und späht
Nach jedem Lüftchen, das da weht.

Und sieh! Im Abendscheine wallt
Heran eine Frauengestalt,
Fröhlich und lieblich und hold;
Hellschimmernd strahlt
In der Abendsonne Gold —
Das königliche Prachtgewand;
Sie selber fast zu nennen war
Eine Sonne in der Gespielinen Schar.
Ihr frisches Falkenaug' erspäht
Sogleich den Korb am Uferrand,
Und leicht mit eilenden Schritten geht
Sie voraus mit deutender Lilienhand;
Und wie sie vom Korbe löset das Band,
Erblickt sie von Blättern und Blumen umwallt.
Auf weichem Bette
Der Menschenknospe Huldgestalt,
Und glüht mit dem Abendroth in die Wette,
Da nun das Kind die Aermchen regt,
Und lächelnd auf die Augen schlägt,
In denen der Unschuld Himmelslicht
So mächtig, wie keine Sprache der Erde spricht.
Und Pharaos Tochter Thermutis, weichgesinnt,
Nimmt aus des Korbes Blumenschoß das Kind
Mit freudigem Staunen hervor;
Sie küßt es und hebt es zum Himmel empor;

Die Mutter ſinkt in ſchweigendem Entzücken
Auf ihre Knie und weint mit bethenden Blicken,
Dann hebt ſie ſich empor
Und tritt hervor
Zur Königstochter, um es zu wagen,
Zur Amme dem Findling ſich anzutragen.
So wird die Wahrheit ſelbſt zur Lügnerin
Und Liebe muß des Eigennutzes Maske tragen.
„Wollt Ihr (ſpricht ſie) Gebietherin!
„Den lieben Kleinen mir vertrauen,
„Sollt Ihr durch treue Pflege ihn
„Nach Eurem Wunſch gedeihen ſchauen.
„Groß zog ich manches Kindlein ſchon,
„Und viel Erfahrung ward mir eigen;
„Ich will ſo viele Sorgfalt zeigen,
„Daß Ihr mir ſpendet reichen Lohn.“ —
Die Königstochter hört mit Wohlgefallen
Das Weib, ſchön, reinlich, kluggeſinnt,
Und läßt zur Pflege ihr das Kind,
Das leiſen Dank ihr ſcheint zu lallen,
Und küßt es nochmahl voll Erbarmen
Und ſpricht zur Iſraelitin ſanft gerührt:
„Gleich eignem Kinde pflege Du den Armen!
„In deine Hütte nimm ihn mit!
„Es ſey Egypter oder Iſraelit,
„Des Waiſen Mutter bin ich nun,
„In meinem Schutze ſoll es ſicher ruhn!“ —

Jochebed, die Freudige, faſſet ſich kaum;
Sie küſſet des wallenden Kleides Saum,
Sie drängt nur mit Mühe die Thränen zurück

Sie birgt nur mit Mühe ihr Glück,
Sie hält nur mit Mühe im zitternden Arme das Kind,
Und ſchreitet nach ihrer Hütte geſchwind;
Und wie ſie erreicht hat das niedere Haus,
Da bricht ſie in Jubel und Thränen aus:
„Du haſt ihn, o Gott
„Errettet vom Tod,
„Errettet von irdiſchem Kummer und Leid, —
„Allmächtiger, Dir ſey ſein Leben geweiht!“ —

Zehnter Brief.

Die egyptischen Mysterien. Mosis Flucht in die Wüste. Die große Seele in der Einsamkeit. Der Ruf Gottes. Aaron. Die egyptischen Zauberer. Mosis Wunderwerke. Rettung der Israeliten. Lobgesang.

Wie herrlich der Mutter Schwur in Erfüllung ging, ist Ihnen, Emilie, zwar wohl bekannt; dessen ungeachtet aber hoffe ich, daß Sie meine Erzählung von den großen und erhabenen Begebenheiten der heiligen Vorwelt mit eben der warmen Theilnahme lesen werden, womit Sie dieselben beschauen, wenn des Mahlers Farbengluth sie darstellt. Das eben ist ja ein schönes Recht der schönen Kunst, daß sie des Lebens Schönstes sich vorzugsweise aneignen, es neubelebend gleichsam zum zweyten Mahle schaffen, und durch solche Schöpfungsgebilde sich den edelsten Menschen der Vergangenheit, der Mitwelt und der Zukunft befreunden darf.

Die edle Thermutis gab dem Findling den Nahmen Moses, welcher einen aus dem Wasser Geretteten bezeichnet *), und nahm ihn, als er zum schönen geistvollen Knaben heranwuchs, an Kindes-

*) Nach dem egyptischen Worte Moy: Wasser und se bewahren, erhalten.

ſtatt und an den Hof ihres Vaters. Dadurch wurde Moſes nicht nur ein Mitglied der königlichen Familie, ſondern auch des Prieſterſtandes, zu dem jeder Pharao gehörte. Dieſer Stand, in Egypten der erſte des Reiches, befand ſich im ausſchließenden Beſitze aller Wiſſenſchaft und Kunſt, die er als Geheimniß ſtreng verwahrte.

So genoß Moſes nun den großen Vortheil, daß er in die prieſterlichen Myſterien eingeweiht wurde, welche, dicht verhüllt vor dem Auge der Profanen, die geſammten Reſultate der Geiſtesbildung und Einſicht der Zeit enthielten. Und ſo erwarb ſich ſchon des Jünglings raſtloſer Feuergeiſt im Heiligthum egyptiſcher Weisheit tiefe Kenntniſſe umfaſſender Naturkunde, und einer mit Sicherheit geſtaltenden und leitenden Regierungskunſt.

Aber weder die glücklichſten Verhältniſſe, noch aller Reiz der Geiſtesgenüſſe, noch aller Glanz am Hofe des mächtigen Pharao war vermögend, ihn das Elend und die Schmach ſeines Volkes vergeſſen zu machen. Als er eines Tages Augenzeuge ſeyn mußte von einer Mißhandlung, welche ein egyptiſcher Frohnvogt ſich gegen einen Israeliten erlaubte, riß der gerechte Zorn ihn dahin, den Uebermuth des Frevlers mit dem Tode zu beſtrafen. Der Pharao wüthete; Moſes verbannte ſich ſelbſt. Ein Mann von vierzig Jahren, verließ er den Hof und ſeine

Pracht, verließ er alle Schätze und Lebensgenüsse, die ihm entgegen schwollen, verließ er das üppige Land, in dem er nichts als die große Marterkammer seiner Brüder erblickte, und zog, arm und einsam wie am Tage, da seine Mutter ihn an das Ufer des Nil setzte, in die arabische Wüste.

Hier fand er bei Jethro, dem Priesterfürsten der Medianiter, freundliche Aufnahme, und der Königssohn hüthete vierzig Jahre hindurch die Herden des Arabers. Aber eben hier, umgeben von Wüsten, Felsgebirgen und Sonnengluth, erreichte Mosis Geist den höchsten Grad der Reife, immer tiefer versinkend in den Reichthum seiner selbst, und die aufgeregte Phantasie mahlte ihm mit den glühendsten Farben das Elend seines Volkes. Im Schooße der Einsamkeit und unter den Schrecken schauerlich erhabener Naturscenen, faßte Moses, seine große Seele mit dem Höchsten befreundend, die erste Idee jenes großen Unternehmens, welches er so lange in seinem Innern trug und endlich so herrlich ausführte. Und hatte er ehemals in den Mysterien der egyptischen Priester die Geheimnisse der Natur kennen gelernt, so lernte er nun den Herrn der Natur in seiner reinsten Wesenheit erkennen.

Hier in der Wüste seine Herden am Berge Horeb weidend, erspähte Mosis Geist, in die An-

schauung des Höchsten versunken, die unmittelbare Gegenwart Gottes.

Dem beschränkten Menschen däucht so oft das, was er nicht zu erklären vermag, ein Wunder, und er findet sich geneigt, dasjenige, was er sich nicht als wirklich denken kann, für unmöglich zu halten. Dem Moses aber ward hier das Wunder selbst zur erkannten Wahrheit; das Feuer, das wohlthätigste unter den Elementen, und allgegenwärtig in der Natur, wie ihr Schöpfer selbst, durch Licht und belebende Wärme, zeigte ihm die versinnlichte Gegenwart Gottes im brennenden Dornbusch, der in hellen Flammen stand, ohne daß ein Blatt versehrt ward, so wie Alles, was da in Gottes Licht lebt, nie untergehen kann, da Er selbst der Urquell des von ihm ausströmenden Lichtes ist.

Hier vernahm Moses, der Entzuckte, die Stimme des Ewigen, und erhielt den großen Ruf, der Retter seines Volkes und der Herold des Ewigen zu werden. Ausgerüstet mit Wunderkräften, als verbürgendem Siegel seiner hohen Sendung, und beseelt vom erhabensten Muthe, durch alle Gefahren und Hindernisse seinem Ziele entgegen zu schreiten, zog Moses, nach einem vierzigjährigen Aufenthalte bei Jethro, im Alter von achtzig Jahren nach Egypten, um zu vollbringen, was Gott und sein Herz ihm gebothen: Israels Kinder in das Land zu füh-

ren, wo die Gebeine ihrer Väter ruhten, wo die Ströme Gottes rauſchten, wo die Berge Gottes ſich majeſtätiſch erhuben, wo Milch und Honig floß, und der Seegen wie Thau vom Himmel troſ.

Auf dem Wege der Wanderung trat dem Moſes ſein Bruder Aaron entgegen, wie von demſelben Geiſte Gottes getrieben, beredter als Moſes, aber ohne deſſen Seelenhoheit. Sie gingen mit einander zu den Israeliten. Aber hier ſtellte ſich dem Retter ſchon das erſte Hinderniß entgegen: ein entartetes Volk, welches er in einem Zuſtande der Verwilderung traf.

Die Brüder verſammelten zuerſt die Aelteſten des Volkes. Aaron, der Beredſame, trug die Urſache ihres Kommens vor, des Bruders göttliche Sendung; aber die muthloſen, zerdrückten Gemüther, keiner Begeiſterung und keiner Erhebung fähig, vermochten es nicht, den großen Gedanken zu faſſen. Da wirkte Moſes zuerſt auf ihre Sinne, um die Erſchlafften durch ein, in die Augen fallendes Zeichen der ihm von Gott verliehenen Kraft aus ihrer Erſtarrung aufzuſchrecken. Er warf ſeinen Stab zur Erde; der Stab wurde zur Schlange. Er ſtreckte die Hand aus; die ergriffene Schlange ward wieder zum Stabe. Die Menge ſtaunte, bebte, glaubte, bethete des Unſichtbaren ſichtbar gewordene Macht an.

Nun ſtellten ſich die Brüder vor den Pharao; dieſer, ihrer Wunderzeichen ſpottend, ließ ſeine Zauberer kommen, um jene durch ihre Zauberkünſte, nachahmend wo nicht überbiethend, zu beſchämen. Den egyptiſchen Meiſtern gelang wohl manches Blendwerk; endlich aber mußten ſie weichen und die höhere Kraft des gottgeſendeten, nur für das Gute wirkenden Mannes erkennen. Dennoch ſpottete des zürnenden Pharao beleidigter Stolz, und er ließ den Israeliten noch härtere Arbeit bei noch harterer Behandlung aufjochen.

Moſes ſprach zu dem Grauſamen: „Auch gegen deinen Willen ſollſt du den Herrn der Natur in ſeinen Erſcheinungen erkennen, ſollſt Wunder ſchauen, welche die öffende Weisheit deiner Zauberer nicht nachzubilden vermag, der Macht göttlicher Sendung!“ —

Er ſpricht's und ſchwingt den Schlangenſtab,
Und ſenkt ihn auf den Nil hinab
Und ſieh! es wandelt ſich die Fluth
In glühend rothes Blut;
Das wälzt ſich wogend und hell leuchtend hin,
Daß, angeſtrahlt vom Widerſchein,
Der König und ſein Land erglühn.
Ihm ſtrömt ein Schauder hin
Durch Mark und Bein:
Er bebt, doch beugt kein Gott den ſtarren Sinn!

Vergebens drang Moſes in den Unbeugſamen, den Israeliten freyen Abzug zu geſtatten, nach dem Willen Gottes. So gerne auch der Pharao ſich der Fremdlinge im Lande entlediget hätte, ſo beleidigte es doch ſeinen Hochmuth, einen Herrn über ſich zu erkennen, dem er gehorchen ſollte. Ueberhaupt, glaube ich, müſſe das ganze Verfahren des Pharao mehr für die Wirkung vom fühlloſen Egoismus des Stolzes, als von religiöſem Unglauben erklärt werden, indem die Pharaone immer zum Prieſterſtande gehörten, in deſſen Myſterien, nach ſehr wahrſcheinlichen Vermuthungen, die Lehre von der Einheit Gottes und von der Unſterblichkeit der Seele, wie auch über Lohn und Strafe nach dieſem Leben, wenn auch nicht in ihrer ganzen Reinheit, wenigſtens doch mit dämmender Ahnung, vorgetragen wurde.

Moſis Flehen ſchlug an taube Ohren, ſein Drohen an ein ſtolzes Marmorherz. Nun folgten erſchütternde Naturerſcheinungen dicht auf einander, den Starrſinn des Trotzenden zu erweichen. Gewimmel zahlloſer Inſecten erfüllte Land und Waſſer, gleich einem Heere böſer Geiſter. Pharao ſchaudert und verſpricht das Volk Israel ziehen zu laſſen. Aber kaum iſt die letzte Spur der Landplage verſchwunden — und der Pharao widerruft, was er zugeſagt. Gift der Seuche erfüllt die Luft. Tau-

ſende ſinken dahin, die Beute ſchwarzer Todesbeulen. Ein Gewitter, wie Egypten noch keines erlebte, tobt zerſtörend über das Land. Finſterniß raubt der Erde den Himmel. Finſterniß macht drey Tage zu Nächten. Der Pharao fährt fort zu verheiſſen, ſo lange das Entſetzen ihn mit Ungeheuerkrallen feſthält, aber er widerruft, ſobald Gefahr und Schrecken verſchwunden ſind. Erſt die zehnte der verheerenden Landplagen, das Hinſterben aller Erſtgeburt Egyptens in einer Mitternacht, bewegt das verſtockte Herz des Hochmüthigen, und er erkennt endlich die höhere Fügung, weicht einer höhern Macht, und befiehlt nun den Abzug der Israeliten, welchen er bisher verweigert hat.

Schon wallt der unüberſehbare Zug, Mann und Weib, Groß und Klein, aus Egypten. Am Ufer des rothen Meeres ziehen ſie hin nach dem ſteinigen Arabien. Mit ihnen ziehen die Leichen der Familienhäupter aller Stämme. Den Sarg Joſephs, auf einem prächtigen Wagen aufgebahrt, umgeben die bewachenden Stämme ſeiner Söhne Ephraim und Manaſſe. Eine Wolkenſaule wandelt vor den Wanderern einher, wie ihre Wegweiſerin, am Tageslicht nächtlich dunkel, im dunkel der Nacht feurig glühend: der verhüllten Gottheit ſichtbare Gegenwart!

So kamen ſie in ein Thal am rothen Meere,

eingeſchloſſen zwiſchen zwei Gebirgen; vermuthlich in der Gegend der jetzigen Landenge von Suez. Hier ließ Moſes ſie zur Ruhe lagern. Kaum erfuhr der Pharao dieß, als in ihm der Gedanke auflo-derte, es biethe ſich hier die beſte Gelegenheit, die ganze Volksmaſſe, die hier nicht entfliehen könne, auf einmahl zu vertilgen. Und er ließ mit Blitzes-eile hinfliegen ſeine ganze Kriegsmacht, der Meinei-dige ſelbſt an der Spitze der Würglüſtigen.

Die erſte Nachricht von dem verfolgenden To-desheere erfüllte die Israeliten mit betäubendem Schrecken. Aber Gott ſtärkte Moſis Geiſt, und Mo-ſes entflammte im Gemüth der Verzagten das Ver-trauen zu dem Herrn, dem Retter der Bedrängten.

Schon raſſelten die Waffen der egyptiſchen Heer-ſcharen am Eingange zum Thal am Meere. Tiefe Nacht ſank vom Himmel. Die leitende Wolkenſäule ſtellte ſich nun trennend zwiſchen die getrennten Maſſen, den Egyptern als ungeheure Nachtgeſtalt dunkeldrohend zugewendet, den Israeliten mit der feuerrothen Glanzſeite die Finſterniß erhellend.

Die Schatten der Nacht wichen der Dämme-rung. Die Morgenröthe durchflog den Himmel wie ein Blick Gottes. Moſes geboth den Seinigen auf-zubrechen. Gebirge und Wüſten hemmten jeden Aus-weg; vor ihnen wogte das Meer mit ſeinen brau-ſenden Fluthen über Untiefen dahin. Moſes, den

günſtigen Augenblick ergreifend, ſtreckte, Allen ſichtbar, den befehlenden Stab aus, nach dem Meere gewendet. Die Fluthen wichen zurück; ein heißer Wind trocknete des Meeres ſchlammigen Grund, und auf den ebenen Wegen der leuchtenden Wogenhalle zog das Volk Israel wie zwiſchen Kryſtallwänden dahin.

Jetzt ſtürzte der Pharao hervor mit ſeinen Reitern und Kriegswägen, ſtürzte den Geretteten nach, mitten in des Meeres geöffneten Raum, mit dem Jubelgeſchrei der Mordluſt und des Siegestaumels. Aber gegen Morgen brachen Blitz und Donner aus Todesgewölken hervor. Brauſend ſtürzten die Berge heraneilender Fluthen, und mit den Fluthen die Schrecken, über Reiter und Wagen. Das Jubelgeſchrey verſtummte. Glatter Waſſerſpiegel deckte das geſchloſſene Grab der Verſunkenen im Abgrund. Am entgegengeſetzten Ufer erſchien Moſis erhabene Geſtalt. Vor den langen Reihen der Geretteten ſtehend, hob er die Arme gegen Himmel, und während die Morgenſonne über den Häuptern der Anbethenden aufging, ertönte des Begeiſterten Lobgeſang *):

Dem Herrn will ich ſingen,
Denn der Herr that herrliche That!

*) Ueberſetzung von Gr. F. L. Stolberg.

Er ſtürzte das Roß
Und den Reiter in's Meer!
Der Herr iſt mir Stärke,
Und Lobgeſang Er!
Das iſt mein Gott,
Den preiſen ich will!
Der Gott meiner Väter,
Den erheben ich will!
Der Herr nur iſt Held,
Sein Nahme: Ich bin!

Er warf in das Meer
Des Pharao Macht!
Die Wagen verſanken,
Die erleſenen Häupter des Heer's!
Es bedeckte ſie da
Die Tiefe! ſie ſanken
Wie Steine zum Grund.

Gewaltige Wunder, o Herr,
That deine Rechte!
Herr, deine Rechte
Zerſchellte den Feind!
Mit Herrlichkeit haſt du
Die Empörer geſtürzt!
Du ſandteſt deinen Zorn,
Er raffte, wie Flamme die Stoppel, ſie hin.
Du hauchteſt, da thürmten
Die Waſſer ſich auf,
Es ſtanden die Fluthen,
Es walleten Tiefen
Geſondert von Tiefen.

Da dachte der Feind:
Ich will ſie verfolgen!
Ich will ſie erhaſchen,
Und theilen den Raub!
Und füllen an ihnen
Des Herzens Begier!
Ich will zücken das Schwert,
Mit der Hand ſie vertilgen!

Du athmeteſt, Herr!
Es bedeckten ſie die Waſſer.
Sie ſanken in graunvolle Tiefen
Hinunter wie Blei!

Wer unter den Göttern iſt dir
Zu vergleichen, o Herr?
Wer dir, der du mächtig,
Und heilig zu preiſen,
Und wunderbar biſt?
Da die Rechte du hubſt,
Verſchlang ſie die Erde.

Du führteſt dein Volk,
Dein errettetes Volk,
Mit Erbarmen in Macht,
Zu deiner heiligen
Wohnung es hin.
Es hörten's die Völker,
Und ſchauderten beſtürzt!
Es wandelte zagendes Grau'n
Die Philiſter an!

Auffuhren die Fürſten in Edom,
Und Moabs Gewaltige bebten!
Und Canaans Völker
Ergriff das Entſetzen!

Laß ſtürzen herab
Entſetzen und Grau'n
Auf Canaans Völker
Herab von deinem gewaltigen Arm!
Daß ſie ſtarren wie Stein,
Bis alle dein Volk
Hinwandle, dein Volk,
Das ſelber dir du erworben haſt.

Ja, führe ſie ein
Und pflanze ſie hoch
Auf den Berg des Erbes,
Den du, o Herr, zur Wohnung erkorſt,
Zum Heiligthum, o Herr,
Das deine Hand
Bereitet ſich hat.
Der Herr iſt König
In Ewigkeit!
Mit Wagen und Roß,
Mit Reiſigen zog
Hinein in das Meer
Des Pharao Macht!
Der Herr ließ ſtürzen
Auf Alle das Meer,
Und Jerael wallete
Trocken hindurch!

Eilfter Brief.

Der Zug durch die arabische Wüste. Volks-Entartung. Lager der Israeliten.

So hatte Moses nun das große Werk vollbracht und sein Volk aus egyptischer Sclaverei gerettet. Aber eben dieses gerettete Volk wurde ihm bald gefährlicher als der Feind, von dessen Tyrannei er es befreit hatte, und erschwerte ihm selbst die Erreichung des schönen Zieles.

Es gehörte fürwahr ein gottbeseelter Geist dazu, um nicht an sich selbst irre zu werden, und das herrliche Beginnen unvollendet aufzugeben. Aber Moses beharrte muthig und fest auf dem, vom Herrn ihm geoffenbarten Beruf, wohl bedenkend, er gehöre nicht mehr sich selbst an, sondern müsse handeln als ein Werkzeug, welches der Ewige sich erkoren zur Ausführung seiner Beschlüsse. Und so muß auch Jeder handeln, der ein Großes vollbringen will; er sieht nur das Ziel, dem er entgegen geht, und fühlt nur die Macht des Geistes, der ihn treibt.

Und so ergab sich denn auch in demjenigen, was Moses, der Gottbegeisterte, ferner that, Wunder auf Wunder, die uns noch mehr ergreifen, wenn wir sie, ohne den Schmuck poetischer Ausmahlung, in ihren einfachen großartigen Zügen beschauen:

Die Israeliten, dem Meeresschooße unversehrt entstiegen, nimmt eine ungeheure Wüste auf. Hunderttausende schmachten. Sie nennen ihr früheres Elend in Egypten einen glücklichen Zustand in Vergleichung mit ihrer jetzigen Lage. Moses verweist die Murrenden zu unbedingtem Vertrauen auf Gott. „Schon der nächste Morgen mag euch (so spricht er zu den Kleinmüthigen, die Herrlichkeit des Allmächtigen in neuem Glanze zeigen!" — Der Morgen leuchtet — und sieh! den Dorngesträuchen muß nährender Saft entquellen und die Sandwüste mit getrockneten, wohlschmeckenden Körnern weißschimmernd überdecken. Den Erquickten wird ihr Labsal ein Himmelsbrot, und sie nennen es Manna, weil es ihnen wie ein fertig zubereitetes Gericht vom Himmel fiel *).

Die Neubelebten zogen freudig weiter. In einem andern Theil der Wüste befiel sie Wassermangel. Moses verwies die Murrenden abermahl zu unbedingtem Vertrauen auf Gott. Und sieh! der harte Fels öffnet sich, und vorspringende Quellen tränken die lechzende Menge.

---

*) Man oder Manna heißt jetzt ein getrockneter, klebriger, honigsüßer Saft, der mehreren Gewächsen im Orient entquillt, auch einigen Gattungen der Esche in Calabrien und Sicilien, und im südlichen Deutschland.

O Menschenherz! sey dem dürftigen Bruder nicht grausamer als die Wüste, nicht härter als der Fels, und öffne dich, vom heiligen Zauberstabe des Mitleids berührt, mit allen Quellen des Lebens und mit dem Himmelsbrot der Liebe!

Bisher hatten die Israeliten mit den Elementen zu kämpfen; nun trafen sie auch mit feindlichen Völkern zusammen. Moses, nicht nur oberster Priester und Gesetzgeber seiner Nation, sondern auch ihr Feldherr, leitete die Schlachten, und ordnete auch die Einrichtung des Lagers, daher jene Form, welche er demselben gab, auch das Vorbild für seine Nachfolger blieb.

Fassen Sie Muth, Emilie! Ich führe Sie nun in das israelitische Lager, die Wohnung von mehr als sechsmahl hundert tausend streitbaren Männern. Das längliche Viereck, welches uns in der Mitte desselben entgegen schimmert, ist das Heiligthum der Stiftshütte, worin die Bundeslade verwahrt wird. Eine ausführlichere Beschreibung von beiden werden Sie in einem meiner nächsten Briefe erhalten.

Zunächst der Stiftshütte erblicken Sie das Gezelt Mosis und Aarons. Rings um ihre vier Seiten ist der Stamm Levi gelagert, welcher den Gottesdienst verwaltet. Die andern zwölf Stämme bewohnen gleichsam vier neben einander stehende

große Lager. Im ersten nimmt der Stamm Juda den Ehrenplatz ein; er zählt 74,600 Köpfe. Ihm zur Seite zeigt der Stamm Issachar 54,400, und der Stamm Zebulon 57,400 Streiter.

An der Spitze der zweiten Lagerabtheilung erscheint der Stamm Ruben mit 46,500 Kampfern, Simeon mit 59,300, und Gad mit 45,650; in der dritten der Stamm Ephraim mit 40,500, Manasseh mit 32,200, und Benjamin mit 35,400; in der vierten endlich der Stamm Dan mit 62,700, Asser mit 41,500, und Naphthali mit 53,400, also ein Heer von 603,550 kampfrüstigen Männern!

Hochaufragend flattern über den Gezelten die vier Hauptfahnen mit ihren Sinnbildern: die Fahne Juda mit dem Löwen, die Fahne Ruben mit der Gestalt eines Menschen, die Fahne Ephraim mit dem Stier, die Fahne Dan mit dem Adler.

In jenem abgesonderten Theile des Lagerraumes befinden sich die Kranken und diejenigen, welche sich durch Berührung todter Körper verunreiniget haben.

Horch! zwei silberne Trompeten ertönen durch das Lager. Das erste Zeichen gebiethet den Aufbruch. Wie regt und bewegt sich Alles! Der Stamm

Levi trägt die Bundeshütte ab, und ladet sie auf Wägen. Jeder Stamm macht sich marschfertig.

Das zweite Zeichen erschallt! Die Krieger versammeln sich bei ihren Fahnen. Kranke, Weiber und Kinder bilden den Nachzug. Der Stamm Juda beginnt den Zug mit Issachar und Zebulon; ihm folgt Ruben mit den zugesellten Stämmen Simeon und Gad.

Das dritte Zeichen tönt! Die Bundeslade wird erhoben, von den Leviten getragen, und begleitet von den Stämmen Ephraim und Manasseh. Den Zug schließen die Stämme Dan, Asser und Naphthali, als Bedeckung der Kranken und Schwachen.

Zwölfter Brief.

Josua. Erscheinung auf dem Sinai.

Nun wurden die Israeliten unvermuthet von den Amalekiten, einem der mächtigsten Völker jener Zeit, überfallen. Sie eilten herbei, jenen den Weg nach dem gelobten Lande abzuschneiden. Moses sandte ihnen den Josua, einen tapfern und geistesstarken Jüngling, mit einer Heerschar entgegen. Er selbst bestieg, als das Treffen begann, eine Anhöhe, auf welcher die Kämpfenden ihn kniend und mit empor gestreckten Armen um das Glück ihrer Waffen zu Gott betend erblickten.

Die Israeliten erfochten einen glänzenden Sieg, welchen Moses durch einen, auf derselben Stelle errichteten Altar dem Andenken der Nachwelt bezeichnete.

Dieß geschah im dritten Monathe nach dem Zuge aus Egypten. Moses ernannte nun aus den ältesten seines Volkes Richter, welche, unter seiner Oberleitung, dessen Angelegenheiten schlichteten, zog dann nach der Wüste Sinai, und lagerte sich am gleichnahmigen Berge.

In dem, was sich hier ergab, werden Sie, Emilie, neuerdings einen mächtigen Beweis finden, daß sich der Faden, welcher uns durch das scheinbare Labyrinth der göttlichen Vorsehung leitet, in keiner andern Volksgeschichte so deutlich erken-

nen läßt, wie in jener der Israeliten. Hatte sich Gott bis jetzt als den allmächtigen Herrn der Natur zu erkennen gegeben, in dessen Hand Wohl und Weh und Leben und Tod liegt, so mußten die, Ihn mit Ehrfurcht Anbethenden nun auch das Gute und Böse erkennen, und jenes üben, dieses meiden lernen.

Es gewährt auch, fürwahr! bei so manchem Unrecht, bei so mancher Frevelthat, die wir sich ereignen sehen, einen nicht geringen Trost, wenn wir bedenken, daß sie größten Theils nicht aus bösem Willen, nicht aus eigentlicher Frevelgier, sondern aus Unkenntniß dessen, was gut oder böse, und aus Selbsttäuschung verübt werden. Wie gerne denken wir dann: „Herr, verzeihe ihnen! denn sie wissen „nicht, was sie thun!" — Und so geschieht es, daß der Verbrecher, obschon ein Feind der Tugend, in seinem eigenen Gewissen seinen furchtbarsten Gegner findet und zum schlauesten Sophisten wird, um seine Sünde zu beschönigen und die verhüllte Richterin zu betäuben Er möchte Gott und seine Seele verläugnen, um nur sein Verbrechen zu läugnen; er möchte keinen Gott kennen, er möchte seine Seele vernichtet wissen, um nur dem Vorwurfe der Schuld zu entgehen!

Moses befahl nun den Israeliten, nach dem geoffenbarten Willen des Herrn, sich durch feyer-

liches Vorbereiten zur Heiligung der Seele zu reinigen. Schon brach der dritte Morgen an. Schwarzes Gewolk bedeckte den Sinai. Blitze zuckten. Donner rollten. Der Berg dampfte, flammte, zitterte. Durch die Luft scholl Posaunenton, dumpf, langsam verhallend. Tiefe Stille! Schweigend führte Moses alles Volk, festlich geschmückt, aus dem Lager. Am Fuße des Berges standen die Bebenden. Da erscholl ihnen die Stimme Gottes, die Lehre allumfassender Weisheit in der einfachsten Erhabenheit verkündend:

„Ich bin der Herr, dein Gott. Du sollst nur an einen Gott glauben. Du sollst den Nahmen Gottes nicht eitel nennen. Du sollst den Sabbath heiligen. Du sollst Vater und Mutter ehren. Du sollst nicht todten. Du sollst nicht Unkeusches thun. Du sollst nicht stehlen. Du sollst nicht falsches Zeugniß geben. Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib. Du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut." —

So war die Feyer der Menschen-Heiligung vollbracht; ein ewiger Quell seligmachender Erkenntniß, woraus Jahrtausende schöpfen!

Ueber den Geist der mosaischen Gesetzgebung will ich nächstens sprechen; jetzt soll der Gang der geschichtlich fortschreitenden Thatsachen nicht unterbrochen werden.

Dreizehnter Brief.

Götzendienst. Strafgericht. Die Eroberung Canaans. Moses Trauergesang.

Nach der Verkündigung jener zehn Gebothe, welche die Elemente aller religiosen, moralischen und politischen Gesetzgebung enthielten, übertrug Moses seinem Bruder Aaron die Aufsicht über das Volk Israel. Er selbst ging auf den wolkenumhüllten Gipfel des Berges Sinai, wo er vierzig Tage blieb.

Mosis ehrfurchtgebiethende Gegenwart hatte die rohen Gemüther bisher im Zügel gehalten; in seiner Abwesenheit wagte sich manche Untugend keck an das Tageslicht, und Aaron besaß zu wenig Kraft und Ansehen, um den Verwegenen zu imponiren, die sich erkühnten, die Abwesenheit des Gefürchteten dahin zu deuten, als sey er — aus guten Gründen — verschwunden, und das Volk Israel sey nun sein eigener Herr. Aber so wie sie jetzt, das ihnen zum Heil aufgelegte Joch abschüttelnd, ihren grossen Führer verläugneten, eben so wollten sie auch ihren Gott verläugnen. Die Idee des Unsichtbaren überstieg ihre Fassungskraft; sie verlangten Götzenbilder, die man vor ihnen hertrage. Aaron vermochte es nicht, dem ungestümen Andrang zu

widerſtehen. Sogleich trugen ſie freudig alles Gold zuſammen, ſogar die Ohrringe der Weiber, um davon das Bildniß eines Kalbes zu geſtalten, nach dem Beiſpiele der Egypter, welche einen Gott Apis in Stiergeſtalt verehrten. Dem Götzen ward ein Altar errichtet, vor dem die Freudetrunkenen Brandopfer entflammten, Tänze und Gelage hielten. Nur der Stamm Levi bewahrte ſich rein von der Schuld des Götzendienſtes und alles aufrühriſchen Tobens.

Nach vierzig Tagen ſtieg Moſes nun vom Berge herab, und brachte zwey ſteinerne Tafeln, worauf die Geſetze des Heils eingegraben waren. Da er ſich dem Lager näherte, ſcholl ihm ſtets lauter der lärmende Tumult der Götzendiener entgegen. Seine Seele ſchauderte ob dem Gräuel, indem er mit einem gemiſchten Gefuhle von Zorn und Wehmuth die traurige Nothwendigkeit erkannte, er müſſe nun, ſo ſehr auch ſein Innerſtes dagegen ſich ſträubte, das ſtrenge Beiſpiel eines ſchweren Strafgerichtes ergehen laſſen, um der wilden, ſtörrigen Menge das höchſte Entſetzen vor jedem neuen Verſuche einzuflöſſen, damit ſie es nicht mehr wage, in der kürzeſten Zeit zügellos zu zertrümmern, was er, nach ewigem Rathſchluſſe langſammühevoll und mit Aufopferung ſeiner ſelbſt gebaut hatte.

Er mußte ſich den Frevlern nun als der furchtbare Rächer der beleidigten Gottheit zeigen, der ſie

auch mit Gewalt zu ihrem Heil zwingen könne. Zu Aaron ſprach er die zermalmenden Worte: „Was hat dir dieſes Volk gethan, daß du ihm eine ſolche Sünde begehen halfſt?" — Dann berief er die Männer vom Stamme Levi, die allein ſchuldlos geblieben, als Strafengel der Schuldigen, ließ ſie um ſich her treten, und befahl ihnen, umzugürten ihre Schwerter, und ohne Unterſchied Alle zu tödten, die ſie noch bei des abgöttiſchen Feſtes ſchwelgeriſchem Gelage treffen würden. Und ſie gingen hin, und vollzogen das Strafgericht. An Dreitauſend fielen ihren Schwertern.

Da Moſes ſich indeſſen überzeugt hatte, wie ſehr das rohe Volk am Sinnlichen und in die Augen Fallenden hänge, beſchloß er, ihnen ein ſichtbares Zeichen des Unſichtbaren zu geben; er hoffte, ſie dadurch von abgöttiſchen Verirrungen für die Zukunft deſto ſicherer zurück zu halten. Er ließ die Stiftshütte, ein Gezelt von auserleſenen Stoffen und Farben, erbauen, und in dieſer die Bundeslade aufſtellen, beſtimmt zur Aufbewahrung der Geſetztafeln und zur anſchaulichen Darſtellung des von Gott mit dem Volke Iſrael geſtifteten Bundes.

Aber weder jenes blutige Beiſpiel, noch dieſe weiſe Einrichtung waren hinreichend, den wilden Sinn der gährenden Maſſe mild und fügſam zu machen. Erſt nach wiederhohlten Scenen ungeſtümen

Trotzes gelanges dem Moſes, die Wanderer aus Egypten bis an die Gränze Canaans zu bringen, des Landes, wo ſie als ſelbſtſtändiges Volk das verheiſſene Reich gründen ſollten.

Die Klugheit geboth nun dem Moſes, das vorliegende fremde Gebieth, eh er in dasſelbe einrückte, durch Kundſchafter beſehen zu laſſen, um ſich zu überzeugen, welche Maßregeln er, mit Rückſicht auf die phyſiſche Beſchaffenheit und auf die politiſchen Verhältniſſe, zu nehmen habe. Er ſandte zu dieſem Behufe zehn Männer, mit ihnen den Joſua und Caleb, die ſein ganzes Vertrauen beſaſſen. Sie kehrten nach vierzig Tagen zurück, aber mit den widerſprechendſten Nachrichten, denn während Joſua und Caleb die Fruchtbarkeit und Schönheit des Landes prieſen, ſchilderten die übrigen Zehen mit den grellſten Farben die Unmöglichkeit der Eroberung, und beſchrieben das Land als rauh, ungeſund, von wilden Rieſen bewohnt, und durch die ſtarken Mauern feſter Städte jedem Angriffe trotzend.

Das feige Volk, der grauenhaften Schilderung mehr Glauben beimeſſend als der günſtigen, gerieth in ſolches Entſetzen, daß es, taub für Moſis Vorſtellungen, Bitten und Befehle, ſeinem Retter mit Steinigung drohte, nach Egypten zurückkehren wollte, und ſich zu dieſem Zwecke ſogleich einen Anführer wählte. Als der erſte Sturm ſich gelegt hatte

erkannten die Furchtbethörten endlich doch, wie unklug jener übereilte Entschluß sey, indem sie nicht nur auf dem Rückwege alle, jetzt besiegten Beschwerden und Gefahren nochmahl erdulden mußten, sondern auch am Ziele der langen Wanderung endlich nichts als die alte — ja vielleicht eine noch härtere Sclaverei zu erwarten hatten. Sie wagten zwar nachher einzelne Versuche, in Canaan und die angränzenden Länder Edom, Moab, Ammon u. a. einzudringen; die Unternehmungen blieben jedoch ohne Erfolg. So verweilten sie denn vierzig Jahre in der Wüste. Hunderttausende der Widerspenstigen sanken dahin, und Moses sah von der geringen Zahl der Jüngern, die am Leben blieben, eine neue, fügsamere und bildungsfähigere Generation um sich her aufblühen. Er selbst glich der erhabenen Ceder, von niedern Gesträuchen und an der Erde hinkriechenden Kräutern umgeben.

Da entquoll der schmerzbeklommenen Brust des Edlen jener ergreifende Gesang der tiefsten Wehmuth über die Nichtigkeit des Irdischen und über das Elend, welches der Mensch durch Unglauben, Eigendünkel, Undank und aufrührische Vermessenheit gleich einem zerstörenden Ungewitter auf sein schuldiges Haupt herabruft, und er sang über den Gebeinen derjenigen, deren Glück er durch Rettung aus der Sclaverei und Gründung eines selbst-

ſtändigen Reiches zu realiſiren gedachte, den herzzerreiſſenden Trauergeſang:

Herr! Unſer Bleiben biſt nur du
Von Geſchlechte zu Geſchlecht.
Eh die Berg' erzeuget wurden,
Eh die Erde und die Welt
Geſchaffen ward —
Von Ewigkeit zu Ewigkeit
Biſt du, o Gott!

Den Menſchen wandelſt du in Staub
Und ſprichſt dann: Kehre wieder, neues
Geſchlecht der Menſchen!
Denn tauſend Jahre ſind in deinen Augen
Wie der vergang'ne Tag von Geſtern,
Und wie ein Theil der Nacht.

Des Menſchen Leben,
Flüchtig wie ein Traum,
Verrauſchet wie ein Regenbach,
Die Menſchen welken hin wie Gras;
Am Morgen war es grün und blühte,
Am Abend iſt's verſengt, gemäht.

So zehreſt du uns auf mit deinem Hauch!
Du ſtelleſt unſre Miſſethaten
Vor dich, und die verborgne Sünde
In's Licht vor deinem Angeſicht.
Drum ſind geſchwunden unſre Tage
Durch deinen Urtheilsſpruch.

Ach! unſre Jahre ſind ein Spinnen-
Gewebe, das ſo bald zerreißt!

Des Menſchen Leben währet ſiebzig Jahre,
In ſeiner Stärke, achtzig Jahre!
Was drüber kommt, iſt Müh' und Schmerz;
Schnell fährt's dahin, als flögen wir.

Doch wer erkennet deinen Zorn hierin,
Und fürchtet dich, Gott, der ſo furchtbar zürnt?
Ach, lehr' uns unſre Tage zählen,
Damit wir weiſe werden!

Herr! wie lange zürneſt du?
O wende wieder dich zu uns!
Sey deinem Volke wieder gnädig!
Erfreu' uns mit der alten Huld,
So jauchzen und frohlocken wir
Noch lebenslang!

Vierzehnter Brief.

Moſis Tod.

So erſchien nun das vierzigſte Jahr der Wanderung ſeit dem Abzuge aus Egypten, und mit dieſem Moſis hundertzwanzigſtes Lebensjahr. Der erhabene Greis verſammelte nun, im Vorgefuhl der ſanft herannahenden Todesſtunde, alle Stämme des Volkes Israel um ſich, ſchilderte ihnen mit den kräftigſten Zügen ihre Vergehungen und die dafür erlittenen Strafen, rief die Geſetze, welche er ihnen im Nahmen Gottes zu ihrem Heile verkündet hatte, mit kurzer Ueberſicht, in die Seele zurück, ermahnte ſie dringend zum Gehorſam und zum Vertrauen auf Gott, und ſprach dann einen prophetiſchen Segen über ſie aus.

Jene Seelengröße, welche Moſes ſein ganzes Leben hindurch zeigte, bewahrte ſich mit voller Herrlichkeit in den letzten Momenten. Alle Anordnungen, die er noch traf, bewieſen neuerdings, wie ſehr die Sorge ſeines Volkes ihm das Herz erfüllte. Um nach ſeinem Tod jeden Zwiſt zu verhüthen, welcher durch ehrgeiziges Streben nach der Würde eines oberſten Befehlshabers der Iſraeliten erregt werden konnte, erklärte er, Joſua ſey durch ſeine Gaben von Gott dazu berufen, und legte auf das

Haupt des Herrlichen die Hände mit den Segensworten: „Sey muthig! Du wirst vollbringen, was ich nicht erreichen sollte; du wirst das Volk Israel in das Land der Verheissungen Gottes führen und das Gebieth der Bezwungenen vertheilen unter die Stämme. Der Herr wird mit dir seyn und dich nicht verlassen!" — Hierauf stellte er ihn als seinen Nachfolger dem Hohenpriester vor, welcher demselben die neue Wurde in Gegenwart des ganzen Volkes feierlich übertrug.

Nun beslieg der hundertzwanzigjährige Greis einsam den Berg Nebo (in Peraa jenseits des Jordan), überblickte von dessen Höhe das Erbe der Verheissung, das schöne Land Canaan, welches in Segensfülle vor ihm lag, legte, entzückt vom Wohlgefühl dieses Anblicks, die Lebensbürde sanft ab, und seine Seele erhob sich zu Gott, dem sein Leben geweiht war.

Der sonderbare Umstand, daß man nicht weiß, wo und von wem Moses, der ohne Zeugen Gestorbene, begraben wurde, hat unsern Herder zu einer frommen Dichtung begeistert, die ich Ihnen hier mittheile, um das Ganze würdig zu schliessen:

Als Moses, der Vertraute Gottes, sterben sollte, und seine Stunde herannahte, versammelte Gott die Engel um sich her. „Es ist Zeit," sprach

er, die Seele meines Knechtes zu mir zu fordern; „wer will mein Bothe seyn?"

Die edelsten der Engel, Michael, Raphael und Gabriel, sammt allen, die vor Gottes Throne stehen, bathen und sprachen: „Wir sind seine, Er ist unser Lehrer gewesen; laß uns nicht fordern dieses Mannes Seele!" — Aber der abgefallene Sammaël trat hervor: „Hier bin ich; sende mich!"

Mit Zorn und Grausamkeit bekleidet, stieg er hinab, das Flammenschwert in seiner Hand, und freute sich schon der Schmerzen des Gerechten. Als er aber näher zu ihm trat, erblickte er das Angesicht Moses. Seine Augen waren nicht dunkel worden, und seine Kraft war nicht verfallen. Er schrieb die Worte seines letzten Liedes und den heiligen Nahmen; sein Antliz glänzte, bewaffnet mit Ruhe und Himmels Klarheit.

Der Feind der Menschen erschrack. Sein Schwert entsank ihm, und er eilte hinweg. „Ich kann dir die Seele dieses Mannes nicht bringen," sprach er zu Jehova; „denn ich habe an ihm nichts Unreines gefunden." —

Da stieg Jehova selbst hernieder, die Seele seines Knechtes von ihm zu nehmen, und seine getreuen Diener, Michael, Raphael und Gabriel, sammt allen Engeln seines Angesichts, stiegen hin-

ab mit ihm. Sie bereiteten Moses ein Sterbelager, und standen ihm zu Haupt und zu Füßen, und eine Stimme sprach: „Fürchte dich nicht! Ich selbst will dich begraben." —

Da bereitete Moses sich zu seinem Tode, und heiligte sich, wie Einer der Seraphim sich heiligt, und Gott rief seine Seele: „Meine Tochter! hundert und zwanzig Jahre hatte ich dir bestimmt, im Hause meines Knechtes zu wohnen. Sein Ende ist gekommen. Geh heraus und säume nicht!" —

Und Moses Seele sprach: „O du Herr aller Welt! Ich weiß, du bist ein Gott aller Geister und aller Seelen, und in deiner Hand sind die Lebendigen und die Todten. Aus deiner Hand empfing ich das feurige Gesetz, und sah dich in den Flammen, und stieg hinauf und ging den Weg des Himmels. Durch deine Macht trat ich in den Pallast des Königs, und nahm die Krone von seinem Haupt, und that viel Wunder und Zeichen in Egypten, und führte dein Volk hinaus, und spaltete das Meer in zwölf Spalten, und verwandelte das bittere in süßes Wasser, und offenbarte deine Geheimnisse den Menschenkindern. Ich wohnte unter dem feurigen Thron, und hatte meine Hütte unter der Feuersäule, und redete mit dir von Angesicht zu Angesicht, wie der Freund mit seinem Freunde redet.

Und nun, es iſt genug! nimm mich; ich komme zu dir." —

Da kußte der gnädige Gott ſeinen Knecht, und nahm ihm im Kuſſe die Seele. Moſes ſtarb am Mund Gottes, und Gott begrub ihn ſelber, und niemand weiß die Stätte ſeines Grabes.

Fünfzehnter Brief.

Die Erwählten des Herrn. Canaans politische Eintheilung.

Auf Josua ruhte der Geist Gottes, und Mosis Segen ging in Erfüllung. Der Herr stellte die Naturkräfte unter Josua's Geboth, so wie er sie Moses Händen anvertraut hatte.

Der Hochweise, der hier gerne vornehm lächeln möchte, wolle doch erwägen, daß — allen Glauben für einen Augenblick bei Seite gesetzt — auch der Verstand hier für sich allein ein bejahendes Wort zu sprechen hat, nähmlich den folgenden, sehr einfachen und schlichten Grund, der wohl Jedem einleuchten muß:

Weiß nicht selbst der mittelmäßigste Kopf die Naturkräfte bis auf einen gewissen Grad sich dienstbar zu machen und sie anzuwenden nach seinem Ermessen? Gestattet Gott nicht selbst dem Unwürdigen die Ausübung dieser, dem Menschen angebornen Elementar-Beherrschung? Um wie viel mehr muß nun der mit Forschungsgeist und Gemüthstiefe, mit heiliger Seelenreinheit und fester Beharrlichkeit ausgerüstete Mann, dessen innere Klarheit die Außenwelt ruhig in sich aufnimmt, die Naturkräfte, deren Erscheinungen und Gesetze er erforscht, zum Gehorsam um so gewaltiger zwingen können,

wenn der Herr der Natur selbst den Erwählten zur Vollbringung seiner Entschlüsse auf Erden eben so mit Kraft ausgerüstet, wie die Sonne mit Licht und Wärme?

Auf solche Weise konnte Josua, kriegerischer als Moses, unter Erstaunen erregenden Erscheinungen die Israeliten, auf Gottes Geheiß und nach Moses großen Vorwurfer, in das Land Canaan führen, welches er im Verlaufe von sechs Jahren eroberte und unter die zwölf Stämme durch das Loos vertheilte.

In der Folge kam eine Vereinigung der zwölf Theile unter einen Zepter zu Stande; sie erhielt sich aber nicht langer als bis auf den dritten Königg. Dann zerfiel das Ganze wieder in die zwey Königreiche Israel und Juda, welche in ihrem geschwächten Zustande den stärkeren Siegern unterlagen. So ward Israel von Assyrien, Juda von Babylon verschlungen; die Hebräer hatten demnach das gelobte Land (Canaan oder Palästina) nicht länger als vierhundert Jahre, nähmlich vom Jahre 1500 bis 1100 vor Christi Geburt, im Besitz.

Sechzehnter Brief.

Geist der mosaischen Gesetzgebung.

Eh' wir von dem großen Moses scheiden, muß ich Ihnen, Emilie, noch einige Bemerkungen über den Geist der tiefdurchdachten Gesetzgebung seines priesterlichen Königthums mittheilen, den man füglich einem reinen Lichtstrahl vergleichen kann, der in die trüben Nebelgebilde fällt, womit sich die Irrthümer des Aberglaubens gleichzeitiger Völker ringsumher verbreiteten.

Im Mittelpunct seiner, auf Erweckung des religiösen Sinnes vorzugsweise gerichteten Gesetzgebung steht die erhabene Lehre von der Einheit Gottes, von welcher alle Strahlen der übrigen Anordnungen, sowohl der moralischen als der bürgerlichen, ausgingen. Sie zeigen sämmtlich, daß Moses seine Gesetze und Einrichtungen nicht allein auf die allgemeine Menschennatur überhaupt basirte, sondern stets auch darauf bedacht war, dieselben nach der Individualität seines Volkes, mit Rücksicht auf Klima und Localität, zu modificiren.

Aus seiner ganzen Verfassung leuchtet das Bestreben hervor, die Israeliten in streng getrennter Abgeschiedenheit von den benachbarten Völkern zu erhalten. Dazu bewog ihn ohne Zweifel der Wunsch,

die Eigenthümlichkeit zu erhalten, dasselbe aber dennoch vom Nomaden- und Sclavenstande zu einem selbstständigen Staate mit bleibendem Wohnsitze zu erheben.

Mosis theokratische Gesetzgebung erstreckte ihre Wirksamkeit vom Größten bis auf des Kleinste, bis in das feinste Detail, und verschmähte es nicht, selbst diejenigen Gegenstände, welche von andern Gesetzgebern wenig oder gar nicht beachtet wurden, mit der sorgfältigsten Aufmerksamkeit als wichtig zu behandeln. So gab er Vorschriften für die Pflege der körperlichen Reinlichkeit, für Auswahl und Zubereitung der Speisen, u. s. w. Das gottesdienstliche Rituale ordnete er bis auf die kleinsten Umstände mit besonderer Genauigkeit an, da er den religiösen Cultus zu einer vorzugsweisen Beschäftigung und zum Gegenstande der strengsten Beobachtung erheben wollte. Das Bild des einigen und ewigen Gottes durfte weder aus der Seele noch von den Augen des zu humanisirenden Volkes je weichen. Daher in dem Cultus so viele Symbolik, so viele Feyerlichkeiten, Reinigungen, Gebethe und Opfer! Daher auch die auszeichnenden Vorzüge des Stammes Levi, der den Gottesdienst zu besorgen hatte, und, um seinem Berufe ganz obliegen zu können, kein Grundeigenthum besitzen durfte, dafür aber

von den, mit Ländereien betheilten Stämmen den Zehent erhielt.

Aber auch dieſe Geſetzgebung, ohne Zweifel weit erhaben über jene des attiſchen Solon und des ſpartiſchen Lykurg, gibt leider einen Beweis, wie ſchwer das Gute durchdringt. Ihre Vortrefflichkeit wurde von den Israeliten lange verkannt. Heimliche Gährungen und offener Trotz ſträubten ſich dagegen. Moſes ſah ſich gezwungen, gegen die Hartnäckigkeit der widerſpenſtigen Uebertreter manches furchtbare Strafgericht mit der ſtrengſten Conſequenz zu vollziehen. Und dennoch galt es einen Kampf von vierzig Jahren; eine hartnäckigſtörrige Generation mußte vergehen und eine neue gleichſam im Schooße der neuen Geſetzgebung geboren werden, um, durch Läuterung und Wiedergeburt umgeſchaffen, die Anordnungen zu ihrem Beſten zu erkennen und ſich ihnen zu fügen. So geſchah es denn, daß Alle, die im Mannesalter aus Egypten gezogen waren, das gelobte Land nicht ſahen und erſt die Nachkommen des, ihren Vätern zugedachten Glückes theilhaftig wurden.

Blicken wir nun auch in das Einzelne der moſaiſchen Geſetze, ſo zeigt ſich uns in jedem derſelben die größte Zweckmäßigkeit und die genaueſte Berückſichtigung des National-Charakters.

Die Israeliten ſollten ſich im gelobten Lande,

wie ehmals in Egypten, vorzüglich mit dem Feldbau und mit der Viehzucht beschäftigen. Schön und mild sind die Gesetze, welche die moralische Veredlung dieser Lebensweise bezweckten. Die Erstlingsgarbe der Ernte mußte Gott dem Geber dargebracht werden. War die Ernte vorüber, so feperten die Dankbaren das fröhliche Laubhüttenfest, und wohnten während der siebentägigen Dauer in Laubhütten aus Baumzweigen geflochten.

Dem Wanderer, wenn er durch einen Weinberg ging, ward gestattet, Trauben zu pflücken, so viel er zu seiner Erquickung und Sättigung bedurfte, doch durfte er ja keine Traube in seinen Korb legen. Eben so gestattete ihm das Gesetz, vom fremden Saatfelde Aehren zu pflücken, aber nur mit der Hand, ohne dabei die Sichel zu gebrauchen.

Habt ihr Fruchtbäume geschüttelt, sagte Moses, und das Herabgefallene gesammelt, so sollt ihr die noch an den Zweigen hängenden Früchte nicht mehr abbrechen! Nach geendigter Ernte oder Weinlese sollt ihr keine Nachlese halten! Ueberlasset alles dieses den Armen und Fremden, den Witwen und Waisen! Gott wird dafür eure Arbeit segnen.

In eben dem milden Sinne geboth Moses zarte Schonung gegen Thiere und Pflanzen. Der Israelit durfte den Esel nicht zugleich mit dem Ochsen vor den Pflug spannen, damit dem schwächern Thiere

nicht hart geschehe. Fand er ein Vogelnest, so durfte er die Jungen nur dann, wenn er sie zum Lebensunterhalt benöthigte, die Mutter aber in keinem Falle wegnehmen. Es ward ihm sogar geboten, Fruchtbäume nicht einmahl bei Belagerungen zu beschädigen.

Ihr sollt, sprach das Gesetz Moses, Witwen und Waisen nicht drücken, den Tauben nicht schelten, Knecht oder Magd, die ihr vom Dienste entfernt, nicht ohne Gabe fortziehen lassen, vom Verarmten keine Zinse nehmen, Früchte nicht auf Wucher leihen, vor Sonnenuntergang dem Tagwerker seinen Lohn bezahlen, vor Sonnenuntergang dem Schuldner den euch als Pfand gegebenen Mantel zurückstellen, der vielleicht das Einzige ist, womit er sich bedeckt.

So verkündete der edle große Gesetzgeber seinem Volke den Willen des Ewigen, und nannte daher das Gesetz einen Bund mit Gott. Und so ward das Gesetz zur heiligen Sittenlehre, welche sich nicht begnügt, dem äußern Frevel Einhalt zu thun, sondern im reinen Herzen den Kern des Guten bilden will durch Liebe zu Gott und dem Nächsten, damit der Mensch das Böse nicht nur unterlasse, sondern es auch verabscheue, indem er nur in der reinen und heiligen Brust seinen Mitmenschen, so wie sich selbst lieben kann.

So wie ich Sie kenne, Emilie, halte ich es für höchst überflüssig Ihnen noch Waffen in die Hände zu geben, um Mosis Ansehen und seinen göttlichen Beruf gegen frivole Angriffe zu vertheidigen, sondern ich schließe den Brief mit Stolbergs Worten: „So wie es als ein leeres Gefecht mit Schatten müßte angesehen werden, wenn ich mich bemühte zu beweisen, daß jene Gesetzgeber des Alterthums nicht wirklich, dieser mit Zeus in einer Höhle, jener in einer Quellenhalle im Felsen mit der Göttin Egeria, ein dritter mit der Vesta, und so weiter, Umgang gepflogen; so sollte es in der That eben so überflüssig erscheinen, wider die Hirngespinnste unsrer Ungläubigen zu Felde zu ziehen, denen das Ungereimteste willkommen und wahrscheinlich ist, wofern es nur wider die Religion zu zeugen, oder zum Gespött über die Religion tauglich scheint. Welche Mücken säugt ihr Unglaube! Welche Kamehle verschlingt ihre Leichtgläubigkeit!“—

Siebzehnter Brief.

Regierungsform. Feste der Israeliten: Passah. Fest der Wochen. Laubhüttenfest. Sabbath und Jubel-Jahr. Versöhnungstag. Opfer. Gelübde. Die Tochter Jephta's.

Da ich Sie, Emilie, nun bis zu dem Moment geführt habe, wo die Israeliten ein selbstständiges Volk in einem eigenen Staate bilden, so wollen wir den Ruhepunct benützen, etwas von den Sitten und Gebräuchen der Nation kennen zu lernen.

Die Israeliten wurden zwar nach Moses und Josua zuerst von Richtern, dann von Königen, endlich von Hohenpriestern beherrscht; die Hauptregierungsform blieb aber während dieser drei Modificationen doch immer die theokratische, daher denn auch in diesem priesterlichen Königthum die religiöse Verfassung mit ihren heiligen Gebräuchen unsere vorzügliche Aufmerksamkeit auf sich zieht.

Zuerst stellen sich uns die großen National-Hauptfeste dar: Passah*), das Fest der ungesäuerten Brote; das Fest der Wochen, oder Pfingsten, und das Laubhüttenfest. Diese dreifache Feyer gemeinsamer Gottesverehrung diente zugleich

*) Im Hebräischen: Verschonung.

als ein wirkſames Mittel, in dem verſammelten Volke den Geiſt der nationellen Eintracht und des Gefuhls der Selbſtſtändigkeit zu erhalten.

Das Paſſah, ein ſiebentägiges Feſt, eingeſetzt zum Andenken der Wunder des göttlichen Schutzes, welchen das Volk Israel in Egypten und am rothen Meere erfuhr, wurde im erſten Frühlings-Vollmond, vom 14. bis zum 21. des Monaths Niſan gefeiert und hieß auch das Feſt der ungeſauerten Brote, weil während der Dauer desſelben nur ſolche gegeſſen werden durften, zur Erinnerung, daß die bedrängten Vorältern beim eiligen Auszuge aus Egypten den Teig ungeſäuert mit ſich zu nehmen genöthigt waren. Am erſten Abend dieſes Feſtes mußte jeder Familienvater mit den Seinigen ein vom Prieſter geſchlachtetes Lamm verzehren. An dieſem Feſte opferte die fromme Dankbarkeit dem Geber alles Guten auch die Erſtlinge der Herden und Früchte.

Pfingſten oder das Feſt der Wochen, ſo genannt von den ſieben Wochen ſeiner Dauer, folgte jenem, und diente zur Gedächtnißfeier der auf dem Berge Sinai erhaltenen zehn Gebothe. Brand-, Speiſen- und Dankopfer fanden dabei Statt.

Das Feſt der Lauhütten feierte im Herbſte, nach geendigter Ernte und Weinleſe, das Andenken an den vierzigjährigen Aufenthalt in der

Wüste. Während der sieben Tage dieses Festes wohnte das versammelte Volk in Laubhütten. Opfer, Hymnen und Gelage wechselten dabei ab.

Außer diesen drei Hauptfesten begingen die Israeliten noch ein Fest der Trompeten, ein Fest der Neumonde, ein Fest des Sabbathjahres und des Jubeljahres, und einen feierlichen Versöhnungstag.

Das erste dieser Feste vom zweiten Rang verkündete den Eintritt des bürgerlichen Jahres im Monath Tisri mit feierlichem Trompetenschall. Das Fest der Neumonde wurde am ersten Tag jedes Monaths begangen. Das Fest des Sabbathjahres bezeichnete den Eingang jedes siebenten Jahres, und mit jedem fünfzigsten Jahre erschien die Feier des Jubeljahres. Zu den schönen Eigenheiten des Sabbathjahres gehörte die Abgabe aller Früchte an die Armen, Waisen und Fremdlinge, Freilassung aller einheimischen Sclaven, die Erlassung aller Schulden, womit ein Israelit dem andern haftete. Alles dieses ward noch schöner und reichlicher bei der Jubeljahrsfeier gewährt. So waren denn die Sabbath- und Jubeljahre recht eigentliche Freuden- und Jubelfeste für die Waisen, Sclaven, Fremden und Dürftigen, denen so manche trübe und schwere Jahre leichter dahingleiten mochten, weil ihnen durch die dicke Atmosphäre der Gegenwart aus dem Hintergrunde der Zukunft ein, wenn gleich ferner, doch

heller und ſicherer Lichtſtrahl als Ende vieler Mühen und Leiden tröſtlich entgegen glänzte.

Am Verſöhnungstage, einem Feſt der Seelenreinigung durch Demüthigung, Sündenbekenntniß und Büßung, waren Arbeit und Vergnügen gleich ſtrenge unterſagt, die Ausübung guter Werke aber gebothen; ſo leiſteten die Israeliten an dieſem Tage Erſatz für allen zugefügten Schaden, bathen einander um Verzeihung und gewährten ſie. Ein herrlicher Tag der Sühne des Böſen durch das Gute — wenn er wirklich in allem ſo genau beobachtet wurde, wie die Phantaſie der Nachwelt ſich denſelben im ſchönen Bilde vorſtellt! Dieſer Tag war auch der einzige im Jahre, an dem der Hoheprieſter in das Allerheiligſte treten durfte, wo er dem Volke den von Moſes vorgeſchriebenen Segen ertheilte und den geheimnißvollen Nahmen Gottes ausſprach, den Nahmen Jehova, welches hebräiſche Wort „den allein Beſtandigen, der da iſt und ſeyn wird," bedeutet. Unter den Opferthieren, welche bei dieſer Feierlichkeit geſchlachtet wurden, befanden ſich auch zwei junge Bocke, über welche der Hoheprieſter das Loos warf, um zu beſtimmen, welcher von beiden als Suhnopfer für die Sünden des Volkes zu ſchlachten ſey. Hatte derjenige, den das Todes-Loos traf, geblutet, ſo wurde der andere vor den Hohenprieſter geſtellt,

welcher die Hand auf deſſen Kopf legte, und über ihm ſowohl die Sünden des Volkes als auch ſeine eigenen bekannte. Ohne Zweifel ſtammt die noch gangbare Benennung Sündenbock von jenem Gebrauche her.

Die Israeliten hatten außer den Opfern bei groſſen Feſten noch ſieben andere Arten derſelben: das tägliche Opfer, wobei an jedem Morgen und Abend auf dem goldenen Altar Weihrauch angezündet, dann ein Brandopfer von zwei einjährigen makelloſen Lämmern für das ganze Volk gebracht wurde. Die Speiſe- und Trankopfer beſtanden in dargebrachtem Wein, Oehl und Mehl. Dazu kamen noch die Dank- und Reinigungsopfer, die ſchon der Nahme hinlänglich erklärt; die Opfer der Erſtlingsfrüchte und der Erſtgeburt von Thieren und Menſchen, doch wurden die letztern wieder losgekauft; endlich das Opfer der Zehenten als das beträchtlichſte Einkommen der Prieſter und Leviten, welche bei der Vertheilung des Landes Canaan unter die zwölf Stämme keine Ländereien erhalten hatten.

Insbeſondere häufig finden wir bei den Israeliten zwei Arten von Gelübden. Durch die erſtere Art durften ſelbſtſtändige Männer nicht nur ihre Güter, ſondern auch ſich ſelbſt und ihre Kinder dem Dienſte Gottes widmen, wovon die letztern jedoch

durch Loskaufung oder Tausch wieder befreit werden konnten. Furchtbar war das Gelübde der zweiten Art; es forderte unerläßlich den Untergang deſſen, was gelobt wurde; was Leben hatte, mußte dann getödtet und das Lebloſe durch Feuer oder auf andere Art vernichtet werden. Ergreifende Beiſpiele von beiderlei Gelübden finden ſich in der jüdiſchen Geſchichte. Sie erinnern ſich an Abraham und Iſaak. Moſes ließ das ganze Volk einen Bund mit Gott geloben, und forderte kurz vor ſeinem Tode eine Erneuerung dieſes Gelübdes. Die Nazariten oder Naziräer verpflichteten ſich durch ein Gelübde zur Enthaltung vom Wein und von allen ſtarken Getränken, ließen ſich auch das Haar wachſen, ohne es je abzuſchneiden. Schauderhaft war das Gelübde des Helden Jephta. Er hatte vor einer Schlacht mit den Amoniten das Gelübde gethan, Gott dem Herrn, wenn er ſeine Waffen ſegnen würde, das erſte Weſen, welches ihm bei ſeiner Rückkehr aus dem Hauſe entgegen träte, als Brandopfer darzubringen. Er hat geſiegt; er kehrt freudig zurück, umgeben von ſeinen frohlockenden, mit Beute beladenen Kriegern. Schon nähert er ſich dem Hauſe. Da fliegt Seila, die holde Tochter mit Glückwünſchen jubelnd an ſein Herz, welches in dem Augenblick brechen will, wo es, an dem ihrigen ſchlagend, der Freuden Fülle

erwartet. Ach! die geliebte, die glückwünschende Jungfrau soll in dem Vater, dessen Stolz und Wonne es ist, den Zerstörer ihres Glückes, ihren Mörder finden! Kaum hat Jephta wenige Worte der Verzweiflung gestammelt, da umhüllt Nacht seinen Blick und in des Schmerzes Raserei zerreißt er seine Kleider. Der Triumphgesang der Krieger verstummt; die Männer starren auf das Bild der jugendlichen Schönheit des mit Reizen und Tugenden geschmückten Mädchens; nur die leisen Klagen ächzender Gespielinen unterbrechen die tiefe Stille. Die liebliche Jungfrau allein steht blaß und ruhig. Ihr Herz blutet, daß sie scheiden muß vom Frühlingsleben, welches sie in lichter Blumenfülle umgibt; aber des Gelübdes Kraft und des Vaters Schmerz ehrend, spricht sie, indem ein rührendes Lächeln sich über das schöne Antlitz verbreitet, mit dem sanftesten Ton: „Mein Vater! Du hast gelobt; Gott hat dein Gelübde vernommen. Thue, was du verheissen!" — Sie bittet nur um eine Frist von zwei Monathen, geht mit ihren Freundinen auf das Gebirge, sich zum Tode zu bereiten, kehrt dann zurück, und der bebende Vater erfüllt, was er gelobt hat.

Achtzehnter Brief.

Der Hohepriester. Leviten. Propheten. Stiftshütte. Gnadenstuhl. Bundeslade.

Der Mensch erkennt oft das Gute, ist aber zu schwach, es standhaft zu befolgen und auszuüben. Die Israeliten thaten daher ungeachtet der erhabenen Religions-Begriffe, welche Moses ihnen entwickelte, manchen Seitensprung in das verführerische Gebieth des Blendwerks, womit der heidnische Götzendienst sie so verlockte, daß sie nach dessen Weise ihre Söhne und Töchter durch das Feuer gehen ließen. Wahrsager, Zauberer und Zauberinen und Geisterbanner konnten gleich den fremden Götzen darauf rechnen, ihr Publicum zu finden.

An der Spitze der Priesterschaft stand der Hohepriester, zugleich oberster Richter und Verwalter der bürgerlichen Gerechtigkeitspflege. Das Volk unterlag seiner Entscheidung. Die untergeordneten Priester und Leviten erschienen als Beisitzer in den Gerichtshöfen; doch war es dem Hohenpriester gestattet, alle ihre Verrichtungen selbst auszuüben und Kraft seiner mit der höchsten Macht bekleideten Würde selbst in schweren Fällen allein zu entscheiden. Er hatte zwar allein das Vorrecht, in das Allerheiligste zu gehen, war aber dagegen an viel strengere Gesetze gebunden als die Unterpriester.

Er mußte von allen natürlichen Leibesgebrechen frei seyn. Seine Weihe geschah mit vieler Feierlichkeit. Er wurde mit dem heiligen Oehle gesalbt; heiliges Feuer fiel vom Himmel und die Herrlichkeit Gottes erschien dem ganzen Volke. Sein Kleid, mit einem Brustschilde gerüstet, bestand aus den erlesensten und kostbarsten Stoffen: dem feinsten Seiden- und Linnenzeuge von Purpur und Scharlach, reich besetzt mit Gold, Silber und Edelsteinen. Auch auf der Vorderseite der Mütze befand sich ein goldener Schild, an zwei blauen Bändern befestiget.

Viel weniger feierlich war die Weihe und die Kleidung der ihm untergeordneten Priester, welche gleich ihm von allen körperlichen Gebrechen frei seyn mußten. Sie traten ihr Amt zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten Jahre an, und legten es eb mit dem fünfzigsten, lebten jedoch auch fernerhin von den Einkünften der Priesterschaft. Sie trugen die Bundeslade und verwahrten die Gesetzbücher. Außerdem bestand ihr Dienst noch im Anzünden des Weihrauchs, Morgens und Abends im Heiligthum, im Darbringen der täglichen Opfer, im Schlachten der Opferthiere, im Unterhalten eines beständigen Feuers auf dem Brandaltare und andern ähnlichen Verrichtungen. Den Dienst hatten die verschiedenen Classen der Priester vierteljährig und

jede einzelne Claſſe theilte wieder ihre Individuen wochenweiſe, von Sabbath zu Sabbath, für die gottesdienſtlichen Verrichtungen ein.

Die Leviten, welche jenen im Range nachſtanden, hatten keine eigene Kleidung und beſorgten nur die geringeren und mühſameren Verrichtungen des heiligen Dienſtes; ſo ſangen und ſpielten ſie muſikaliſche Inſtrumente, hielten Wache bei der Stiftshütte, amtirten in den Städten als Gerichtsbeiſitzer u. ſ. w. Noch unter den Leviten ſtanden die Nethinim, welche die gemeinſten und ſchwerſten Geſchäfte beſorgten.

Zur Begründung ſicherer Einkünfte für die Prieſter und Leviten diente ein Theil der Zehenten und anderer Gefälle, wie auch der Opfer vor dem Altare und von der Loskaufung der Erſtgebornen. Ihr hauptſächliches Eigenthum bildeten 48 Städte, zugleich ihre Wohnplätze. Dreizehn dieſer Städte, welche den Prieſtern gehörten, lagen in der Nähe von Jeruſalem in den Ländern der Stämme Juda und Benjamin, die übrigen fünf und dreißig, den Leviten angewieſen, waren entfernter und in alle übrigen Stämme vertheilt.

Den Prieſtern und Leviten ſchloſſen ſich die ſo genannten Propheten an, welche aber nicht ſelbſt Propheten, ſondern nur Schüler derſelben waren. Sie lebten als Einſiedler, von aller Welt geſchieden,

in ärmlichen Hütten und von einfacher Kost aus dem Pflanzenreiche, das grobe Gewand mit einem ledernen Gürtel umgeben. Ihre geringen Bedürfnisse befriedigten sie theils durch ihrer Hände Arbeit, theils durch die freiwilligen Gaben des Volkes, dem sie Unterricht in der Tugend- und Religionslehre ertheilten. Es gab zu diesem Behufe auch eigene Prophetenschulen. David, der große König und Psalmensänger, erhielt in denselben seine Bildung. Samuel, der eilfte unter den Richtern, stiftete einen eigenen Prophetenorden, als Bildungsinstitut, aus dessen Schooße manche geistreiche Männer hervorgingen.

Zur Verherrlichung des äußern Gottesdienstes bediente man sich auch sinnlicher Objecte von blendender Pracht. Die Stiftshütte, ein Gezelt in der Form eines länglichen Vierecks, hatte in ihrem Innern zwei Gemächer, das äußere oder heilige, und das innere oder allerheiligste, abgetheilt durch eine hölzerne, mit Goldplatten überzogene und in silberne Fußgestelle befestigte Säulenreihe, von deren Capitälern an goldenen Haken ein mit Kränzen und andern Verzierungen reichgestickter Vorhang herabfiel. Auch die Bretter, welche das Gezelt von außen auf drei Seiten umgaben, waren gleich den Säulen mit Gold belegt und in silberne Fußgestelle befestigt. Nur die Seite gegen Morgen hatte keine

Bretter, sondern bloß einen reichen Vorhang. Ein Farbenspiel von Purpur, Scharlach und Lichtblau erhöhte den Glanz des Ganzen.

Im Allerheiligsten wurde der Gnadenstuhl von massivem Golde aufbewahrt, dessen Umkreis zwei Cherubim bezeichneten, indem sie von beiden Enden mit ausgebreiteten Flügeln gegen einander schauend sich in der Mitte berührten. Auf dem Gnadenstuhl befand sich die mit Gold belegte hölzerne Bundeslade, das Sinnbild des von Gott mit dem Volk Israel geschlossenen Bundes; sie verwahrte die Gesetztafeln, ein Gefäß mit Manna und den Stab des Hohenpriesters Aaron. Vor der Lade stand ein goldener Leuchter mit sieben Armen; an der Spitze eines jeden brannte eine Lampe. In dem Heiligen (dem äußern Gemach) stand der goldene Rauchaltar, auf welchem Morgens und Abends Weihrauch angezündet wurde. Das Ganze umgab ein Vorhof, worin der Brandopfer-Altar, von Holz und mit Erze belegt, stand; auf diesem wurde immerwährend das heilige Feuer genährt. In seiner Nähe befand sich das stets mit Wasser angefüllte eherne Becken, worin die Priester sich Hände und Füße wuschen.

Um nicht zu sehr geblendet zu werden, wollen wir all' diese Herrlichkeit und Glanzpracht verlassen, und uns nun nach dem weltlichen Leben der Israeliten umsehen.

Neunzehnter Brief.

Staatsverfassung. Gerichtshöfe. Strafen. Kleidung. Heirathen. Rache der Verschmahten.

Der in einem Staate herrschende Geist der Humanität oder Barbarei gibt sich insbesondere in der waltenden Gerechtigkeitspflege kund. Wir wollen diese nun nicht als tuchtige Rechtsgelehrte, sondern als Menschen betrachten, damit wir nicht in die Gefahr gerathen, etwa den Wald vor Baumen nicht zu sehen, unter welchen der arrogante Baum der Erkenntniß die Lebensgeister des gesunden Menschenverstandes sehr oft betäubt, ja manchmahl sogar ein Giftbaum wird.

Ich habe Ihnen schon erzählt, daß die Israeliten in verschiedenen Zeiten von Königen, Hohenpriestern und Richtern beherrscht wurden. Von diesen letztern, als Oberhäuptern des Volkes, waren aber diejenigen Richter verschieden, welche als obrigkeitliche Personen die Gerechtigkeitspflege verwalteten. Das Gesetz befahl diesen Männern sehr weise und gerecht, ja ein lebendiger Inbegriff der vorzüglichsten Eigenschaften zu seyn, um die Witwen und Waisen, Armen und Fremdlinge und überhaupt alle Schuldlose und Hilfsbedürftige, kräftig zu schützen, Verbrecher aber sicher und schnell zu ergreifen und

zweckmäßig zu bestrafen. Ein billiges, aber nicht leicht zu erfüllendes Begehren, weil diejenigen, die über Menschen richten, selbst Menschen sind und dem Menschen gar leicht etwas Menschliches begegnen mag. Jede Stadt, jeder Flecken hatte zwei Gerichtshöfe, deren einer aus drei Richtern bestand, der andere aus drei und zwanzig. Die Gerichtsbarkeit des ersteren erstreckte sich nur auf geringe Vergehungen und konnte als höchste Strafe nur auf die Geißelung erkennen; der zweite beschäftigte sich mit schweren Verbrechen und konnte zum Tode verurtheilen. Den Richtern ward aber ihr Amt durch das göttliche Geboth: „Ehre Vater und Mutter, damit es dir wohl ergehe auf Erden!" beträchtlich erleichtert, indem dadurch die Macht der Aeltern und die häusliche Gerichtsbarkeit sehr erweitert wurde. Ein Kind, welches seine Aeltern zu schlagen oder zu verwünschen wagte, unterlag der Todesstrafe, welche auch den Verlust weiblicher Unschuld traf.

Der Strafen gab es mancherlei: Geißelung, Geldbuße, eine mit gräßlichen Verwünschungen und Flüchen verbundene Aechtung, und die Strafe der Wiedervergeltung: Aug' für Auge, Schlag für Schlag ꝛc. ꝛc.; nebstdem fünf Arten grausamer Todesstrafen, unter denen die Steinigung die gewöhnlichste war. Sie geschah außerhalb der Stadt. Die Zeugen legten zuerst ihre Hände auf des Ver-

brechers Haupt mit den Worten: „Dein Blut sey über dir!“ Dann warfen sie die ersten Steine. Ihrem Beispiele folgten alle Anwesenden, in der Grausamkeit wetteifernd; vermuthlich wurde diese Strafe deßhalb das Gericht des Eifers genannt.

Eine zweite Art der Todesstrafe, das Verbrennen, wurde manchmahl mit der Steinigung verbunden. Auch goß man dem Verbrecher geschmolzenes Blei in den Hals. Die zwei übrigen Todesstrafen waren Enthauptung und Kreuzigung.

Ich will Sie, gute Emilie, bei diesem fürchterlichen Anblick von Verbrechen und Strafen nicht länger leiden lassen, und führe Sie zur Vergütung sogleich in das Putzgemach der Braut eines vornehmen und reichen Israeliten, die alles aufbiethet, ihre natürliche Schönheit durch Kleidung und Schmuck zu erhöhen.

Am Eingange des Zimmers duftet uns angezündetes Rauchwerk aus silbernen Gefäßen lieblich entgegen. Den Eintretenden wird Gesicht und Kleid als Zeichen des höflichen Empfanges, mit wohlriechenden Oehlen und Wassern besprengt. Auf dem Fußboden liegen kostbare buntbemahlte Teppiche. Auf drei Seiten der getäfelten Wände stehen weichgepolsterte Ruhebetten von Cedernholz, mit Elfenbein eingelegt. Die Ueberzüge sind von blendend weißer

Seide mit violettem Purpur. Die Schöne bedient ſich derſelben nicht nur zur Tagesraſt, ſondern auch zum Nachtlager, wo dann um die Schlafſtelle ein netzförmiger Vorhang gezogen wird, um die ruheſtörenden Mücken und Fliegen abzuhalten.

Schon hat Naemi (ſo wollen wir Sie nennen) ihr erſtes Untergewand, weitfaltig mit einem bunten Ausſchnitt am Halſe, übergeworfen. Jetzt nimmt ſie das zweite, vom feinſten Stoffe und von glänzend hellweißer Farbe. Es fließt tief hinab bis an die Fußſpitzen. Aermel mit buntgeſtickten Krauſen, die mit goldenen Sternchen, Thier- und Pflanzenbildern geſtickt ſind, reichen bis über die Mitte der Hände. Dieſes Kleid umwindet oberhalb der Hüfte, ein prächtiger, mehrere Ellen langer Gürtel, das Product der feinſten Stoffe und des höchſten Aufwandes von Blumenſtickerey. Im phantaſtiſch-anmuthigen Uebereinanderlegen der Falten, ſo wie im Schürzen des Knotens, deſſen Enden herabhängen, erſchöpft ſich die weibliche Erfindungskunſt. An dieſen Gürtel iſt durch eine Schnur ein Beutel befeſtigt, oben mit einer breiten Oeffnung, unten ſpitz zu laufend, zur Aufbewahrung des Schweißtuches. Das Oberkleid oder den Mantel bildet ein langes, breites, viereckiges Tuch ohne Zuſchnitt; es wird nur übergeworfen und bedeckt mit ſeinem weitfaltigen mehrfach verſchlungenen Umfange den ganzen

Körper. Der Stoff ist ein glänzend weißer, klar durchsichtiger Flor mit Rändern von golddurchschlängelten Purpurstreifen. Dieses Obergewand wird entweder mit goldnen oder silbernen Spangen über den Schultern zusammen gehalten, oder so umgeworfen, daß dessen linker Theil, unter dem rechten Arme sich herumschlingend, diesen und die rechte Schulter unbedeckt läßt, der rechte Theil aber, über die linke Schulter zurückgeschlagen, diese Körperseite in einem bauschigen Faltenwurfe verhüllt.

Den Kopf bis über die Stirne umschwebt ein Schleier, welcher nur die Augen frei spielen läßt, sich unter dem Kinne verschlingt und in zwei Zipfeln nachlässig auf die Schultern herabhängt.

Ein eigentliches Feierkleid, ähnlich dem Kaftan, trug die Israelitin nur bei besondern Festen, wobei auch die Männer in Ehrenkleidern erschienen. Eine Hauptzierde des weiblichen Prunkgewandes war die, mit der reichsten Verzierung ausgestattete Schleppe.

Schwarze Augen galten, gleich der schwarzen Haarfarbe für einen vorzüglichen Reiz weiblicher Schönheit. Die Israelitinen färbten sogar den Rand der Augenlieder und die Augenbraunen schwarz, nahmen aber dazu vernünftiger Weise eine solche Schminke, welche zugleich als Mittel gegen Schwäche und Entzündung der Augen diente. Wegen jener

Schwarzfärbung nannte man auch ſchönſchattirte Blumen Mädchenaugen.

Langes, in Locken herabfließendes Haupthaar wurde zwar für eine Zierde gehalten, deſſen ungeachtet aber verwendeten die Töchter Israels auf die Haarſchmückung unſägliche Mühe. Es wurde gekräuſelt, künſtlich geflochten, hoch aufgeſcheitelt. Manchmahl ſpielte es in einer Reihe von goukelnden Flechten, oder ſenkte ſich in ſchönen Windungen am Hintertheile des Kopfes, am Nacken mit einem Knoten zuſammengeſchürzt. Manchmahl wand es ſich in mehreren Kreiſen ſchneckenförmig um den Scheitel zu einem, dem Hinterkopf aufliegenden Kranze mit Perlen und Edelſteinen durchflochten. Manchmahl wurde es über die Stirne zurückgeſchlagen; ſchöne Flechten, bald traubenförmig, bald wie Perlengehänge, umflatterten Schläfe und Wangen, und nur eine Locke ſprang mit reizendem Schwung über die Stirn, wie leichter Wolkenſchatten über ein Alabaſtergefäß.

Es läßt ſich nicht läugnen, daß eine Haargeſtaltung, wenn ſie zum Charakter des Geſichtes paßt, die Schönheit ſehr erhöht. Bei den Israeliten kam dazu noch die Befriedigung des Geruchſinnes, indem das Haar nicht nur von köſtlichem Rauchwerk aus goldenen und ſilbernen Gefäßen aufdampfend durchdrungen, ſondern auch mit den wohlrie-

henden Salben und Oehlen befeuchtet wurde. Zu beidem both Klima und Boden von Palästina eine Fülle der erlesensten Stoffe. Zum Rauchwerk und zu den feinsten Spezereien dienten die Baumharze: Weihrauch, Storax und Myrrhen; das Zimmt, aus den dünnen Zweigen und der Rinde des Zimmtbaumes, Aloeholz, Spickenarde, Kalmus, Safran, u. a. Alle diese Ingredienzien wurden zum feinsten Rauchpulver zerstampft. Köstlichen Stoff zu Salben, Oehlen und Wassern lieferte das würzhafte Pflanzenreich durch seine Narzissen, Jonquillen, Violen, Basilien, Jasmin und Lilien, Thymian, Quendel, Muskatellerkraut, Rosmarin, Salbey und Poley, so wie durch seine Pistacien, Cypressen, Mandel-, Orangen-, Citronen-, Dattel- und Oliven-Bäume, Balsamsträucher, u. a.

Auch die neuern Reisenden sprechen mit Entzücken von dem aromatischen Geist der herrlichen Vegetation Palästina's und von dem Labsal ihrer erquickenden Düfte. Nicht minder sorgfältig als das Haar wurde auch der Kopfschmuck bedacht. Man hatte dreierlei Arten desselben.

Die erste bestand in einer Netzhaube von feiner Wolle, buntfärbig eingefaßt, mit Blumen durchwirkt und am Hintertheile des Kopfes mit einer Schleife geziert, deren Flügel lose herabflatterten.

Die zweite Art des Kopfputzes machte der Tul-

bend, eine weiße oder buntfärbige Mütze von der Gestalt einer eyrunden Halbkugel mit eingewirkten Perlen, Edelsteinen und goldenen oder bunten Zierathen. Auf dieser Mütze erhob sich ein schlangenförmig gewundener Bund vom feinsten Flor, in der Gestalt eines abgestutzten Kegels. Der Tulbend hatte, als dritte Art des Kopfputzes manchmahl eine helmartige Gestalt oder die eines aufgeblühten Blumenkelches.

Den Kopfputz unserer schönen Naemi vollendet eine Stirnbinde, bald von Silber bald von Gold, und steht einmahl mit dem Schleier, ein anderes Mahl mit dem Tulbend in Verbindung. An diese Stirnbinde schließt sich eine Schnur von Perlen oder Korallen, welche die Schläfe und Wangen so umgibt, als sollte das Gesicht in ihrer wiegenden Rundung ruhen.

Jetzt wühlt Naemi in der Fülle der ringsumher schimmernden Schmuckkästchen. Sie nimmt Gehänge von Perlen und Korallen, goldne und silberne Ringe, mit Edelsteinen besetzt, und behängt sich damit nicht nur den untern und obern Theil des Ohres so dicht, daß bei jeder Bewegung des Körpers ein leises helles Geklingel ihre Wangen umhüpft, sondern sie steckt sogar in die beiden, zu diesem Behufe eigens durchbohrten Nasenknorpel besondere Nasenringe.

Jetzt kommt die Reihe an das Halsgeschmeide, welches geringelt oder gewunden, bald aus goldenen Sonnen und Monden, bald aus goldenen Schlangen zusammengesetzt ist, den Busen überspielt und bis an den Gürtel reicht; am untersten Theile an einem Kettchen hängt ein Riechfläschchen. Nun werden jedem Arme, von der Handwurzel bis zum Ellenbogen Armbänder von Gold, Silber und Elfenbein mit Edelsteinen besetzt, angelegt. Auch die Finger erhalten ihren Antheil am Schmucke, insbesondere der mittlere und der kleine; sie schimmern von Edelsteinen, in Gold gefaßt.

Zuletzt folgt die Ausschmückung der Füße: breite Bänder und Ringe oberhalb der Knöchel, abermahl mit einem Geklingel kleiner Ketten und Schellen. Um den nackten Oberfuß winden sich hochgelbe und purpurne Bänder in gefälligen Schlingungen und Zwischenräumen.

Wir wollen nun auch die Kleidung des männlichen Geschlechtes betrachten, wenig verschieden vom Gewande des weiblichen Geschlechtes: Ein Hemde; darüber ein faltiger Rock mit langen weiten Aermeln, der bis an die Ferſen reicht; um diesen Rock schlingt sich ein breiter Gürtel, durch welchen der Israelit auf der Reise sein Schwert steckte. Ueber den Rock hing ein weites viereckiges Manteltuch, die eine Ecke bis auf die Ferſen, die andere bis über

den Rücken, die zwei übrigen zusammengeknüpft über der Brust. Das Haupt bedeckte eine gewundene Binde, nach Art eines türkischen Turbans. Ein schöner Bart galt dem Israeliten als männliche Zierde. In den Zeiten der zunehmenden Ueppigkeit aber erröthеten die Männer nicht, statt jener einfachen Kleidung im weiblichen Putze zu prangen, sogar mit Ohr- und Nasenringen, Armbändern, u. dgl.

Wir gehen nun zum Hochzeitfeste.

Die Mädchen lebten in einer sehr strengen Abgeschiedenheit, verborgen vor jedem fremden Männerblick, wurden aber dafür frühzeitig verheirathet, gewöhnlich bald nach dem zwölften Lebensjahre. Nur ein glücklicher Zufall konnte zwischen zwei jungen Leuten eine persönliche Bekanntschaft veranlassen und dadurch Liebe entzünden; größten Theils fuhrte die Wahl der Aeltern oder Verwandten dem Jüngling die Braut zu. In den frühern Zeiten wurde ein mündlicher Vertrag geschlossen, späterhin aber ein schriftliches Eheverlobniß aufgesetzt und darin die Summe des Kaufpreises bestimmt, welchen der Bräutigam dem Vater oder den Brüdern der Braut zu bezahlen hatte. Es scheint, daß die Vermählung ohne priesterliche Mitwirkung auch ohne gottesdienstliche Ceremonie vollzogen wurde.

Die Braut blieb nach der Verlobung noch zehn oder zwölf Monathe, als Probezeit ihrer Reinheit,

im älterlichen Hauſe; dann wurde ſie köſtlich geſchmückt, einen Blumenkranz auf dem Haupte, und in einen rothen Schleier gehüllt, wenn der Abend dämmerte, dem Bräutigam mit feſtlichem Gepränge zugeführt. Sie ging unter einem Baldachin, welchen vier Sclavinen trugen; voraus Brautjungfern mit brennenden Fackeln; andere trugen die Kleider und den Schmuck der Braut, auch neues Hausgeräthe. Den Baldachin zunächſt umgaben die Verwandten und Freundinen der Vermählten. Ringsumher Muſik und Geſang. Mit einem ähnlichen Feſtzuge ging der Bräutigam der Kommenden entgegen, führte ſie in ſein Haus und lüftete hier den Schleier der Braut, die er dann zum erſten Mahl erblickte.

Verwandte gewiſſer Grade, wie z. B. Enkel und Enkelin, Oheim und Muhme, ꝛc., durften ſich nicht ehelichen. Auch war es den Männern verbothen, ſich Weiber von Völkern zu nehmen, welche der Abgötterei ergeben waren.

Eine komiſche Eigenheit war das Schuh-Ausziehen. Wenn zwei Brüder beiſamen wohnten und der eine ohne Kinder ſtarb, ſo durfte die Witwe keinen fremden Mann ehelichen, ſondern es ſollte ſie, nach einem moſaiſchen Geſetz, der Ueberlebende heirathen, und den erſten Sohn, welchen ſie dann gebar, nach dem Verſtorbenen nennen, damit deſſen

Nahme nicht vertilgt werde aus Israel. Wollte jener sich nicht dazu bequemen, so konnte ihn die Witwe, im Falle der Weigerung, vor die Aeltesten laden, in deren Gegenwart die Verschmähte dem Herrn Schwager, wenn er auf der Weigerung verharrte, den Schuh vom Fuße zog und ihm mit den Worten: „So geschehe dem Manne, der sich weigert, seines Bruders Haus zu bauen!" sans gêne ins Gesicht spuckte. Der Verunglimpfte wurde dann spöttisch ein Barfüßiger genannt *).

Der Ehebruch ward von den Gesetzen mit dem Tode bestraft. Ein Mädchen, welches nach dem Verlust der Unschuld, dem Bräutigam sich fälschlich als Jungfrau gab, unterlag der Steinigung; dagegen mußte der Verführer das Opfer seiner Begierde nicht nur heirathen, sondern er durfte sie auch nie verstoßen. Außerdem waren Ehescheidungen den Männern gestattet, mußten aber, da sie überhand nahmen, in der Folge erschwert werden; die Frauen aber durften sich von ihren Gatten nicht lossagen. Erst Salome, die Schwester des Herodes, wagte dieß und fand bald Nachahmerinen des von ihr gegebenen Beispiels.

---

*) Moses im 25. Cap. des 5. Buches.

Zwanzigster Brief.

Gastmähler. Speisen, Feldbau. Unterricht. Geistescultur. Musik und Poesie.

Wir wollen nun auch in das häusliche Leben der Israeliten einige Blicke thun. Beim Mahle pflegten sie in früherer Zeit zu sitzen; nachher lagen sie. Zu den ihnen eigenen Gastmahl-Gebräuchen gehörte das Fußwaschen und das Salben des Kopfes. Der Hausvater sprach zuerst den Segen, nahm einen Becher mit Wein, nippte davon, und reichte ihn dem Nachbar, von dem er in der Runde herumging.

Den Israeliten war manche Speise als unrein versagt, insbesondere nicht nur der Genuß des Blutes, sondern auch des Fleisches, so lang es nicht gänzlich vom Blute gereinigt war; außerdem mehrere für unrein geachtete Thiere, wie z. B. alle fleischfressenden Vögel, alle vierfüßigen Thiere, die nicht wiederkäuten und keine gespaltenen Klauen hatten, alle Fische ohne Flossen oder ohne Schuppen, alle selbst gefallenen oder zerrissenen Thiere u. a.

An Gelagen, so wie mit Tanz und Musik, ergetzten sich die Israeliten gerne, der Spiele aber, ja selbst der Schauspiele, enthielten sie sich gänzlich. Eine Haupt-, und Lieblings-Beschäftigung dieses Volkes scheint immerzu der Landbau gewesen zu seyn;

die Fruchtbarkeit des Bodens erhöhte den Reiz zu einem Geschäfte, dem selbst Könige und Richter sich mit Lust hingaben. Schon der weise Moses erkannte das Zweckmäßige und Vortheilhafte der Sache und both Alles auf, seinem Volke ganz die Richtung dahin zu geben. Man hat auch bemerkt, daß er ihnen zur Belohnung ihres Gehorsams weder Gold noch Silber, Edelsteine u. dgl. versprach, sondern fruchtbaren Regen, günstige Jahrszeiten, Ueberfluß an Korn, Wein und Oehl. Handel zu treiben fingen sie erst an, als der Luxus überhand nahm.

Der vorzüglichste Unterricht, welchen die Kinder von den Propheten und Leviten erhielten, betraf die Religion und die Landesgesetze. Außerdem wurden die Söhne nur zur Brauchbarkeit in der Landwirthschaft und im Kriege, die Mädchen für häusliche Beschäftigungen gebildet Alle fremde Geistescultur war verhaßt; und dieß ging so weit, daß noch unter der Regierung der Brüder Hyrkan und Aristobul, Zeitgenossen Pompejus des Großen, ein Verbannungsurtheil wider diejenigen gefällt wurde, die ihre Kinder im Griechischen würden unterrichten lassen. Die Synagogen, als eigentliche Volksschule, entstanden erst später.

Die Musik der Israeliten, vorzüglich in ihrer Anwendung beim Gottesdienst und in ihrer Verbindung mit Tanz und Gesang, hat große Lobsprüche

erhalten. Die heilige Schrift nennt 16 Instrumente, deren sie sich bedienten: Harfe, Adufa (eine kleine Paucke) Flöte, Trompete, Psalter, Triangel, eherne Cymbeln, Leyer, das Sistrum, die Magrepha, eine Art von Orgel, u. a. Das weibliche Geschlecht nahm an den musikalischen und religiösen Feierlichkeiten Theil. Als Moses nach dem glücklichen Durchzuge durch das rothe Meer das herrliche Siegeslied sang, welches ich Ihnen in einem frühern Briefe mitgetheilt habe, sang auch seine Schwester Miriam, den Chor der Weiber führend, diesen die erhabenen Worte des Bruders, und schlug dazu eine Paucke. Und jene, ihr folgend, thaten desgleichen.

Ueberhaupt gingen Poesie und Gesang bei den Israeliten Hand in Hand. Besonders zeichneten sich ihre Lob- und Siegeslieder aus. Samuel, der Prophet und letzte unter den Richtern, unter dessen zwanzigjähriger Regierung Israel in Glück und Frieden lebte, errichtete die ersten Prophetenschulen, worin auch Unterricht in der Musik ertheilt wurde, deren sich nun die Propheten, wenn sie weißsagten, sowohl zur Erweckung der höhern Begeisterung, als auch nach dem Schlusse zur Wiederberuhigung der aufgeregten Seele bedienten. Der mächtige Einfluß der Musik auf die Schwermuth, welche den König Saul oft wie ein böser Geist ergriff, ist ein Gegen-

ſtand allgemeiner Bewunderung geworden. Was keine Kunſt der Aerzte vermochte, das ward durch Geſang und Harfe vollbracht. Kaum verbreitete ſich der wilde Düſterſinn über die geängſtigte Seele des Königs, da ward David, der holde Jüngling herbeigerufen. Er ſang Hymnen, er ſchlug die Saiten der klingenden Harfe — und der böſe Geiſt wich von Saul. David, ſo wie er ſelbſt als Dichter und Sänger herrlich war, erhob auch die heilige muſikaliſche Poeſie auf eine hohe Stufe und hielt ein Chor von Viertauſend, welche Gott mit Geſang und Saitenſpiel prieſen. Auch die weibliche Stimme vereinigte ſich zu dieſem Zweck. Debora, Judith und Anna, Samuels Mutter, werden nicht nur als Dichterinen und Sängerinen, ſondern auch als Prophetinen genannt. Ihren Glanzpunct erreichte die gottesdienſtliche Muſik durch König Salomo, welcher die prachtvolle und glänzende Einweihung ſeines Tempels durch ein Muſikchor verherrlichte, deſſen Menge kaum glaublich erſcheint, indem dabei nicht weniger als zweimahlhundert tauſend Sänger, vierzigtauſend Harfen, vierzigtauſend goldene Siſtra und zweimahlhundert tauſend ſilberne Trompeten, alſo ein Chor von viermahlhundert achtzigtauſend Tonkünſtlern verſammelt war *).

*) Dieſe Zahlen gibt Joſephus Flavius im 3. Capitel des 8. Buches ſeiner jüdiſchen Alterthümer an.

Die Israeliten liebten die Musik aber auch bei Gastmahlen und frohen Gelagen. Der weise Sirach gesteht unverhohlen: „Gesang ziere das Mahl, wie ein Rubin in feinem Golde leuchtet; und wie ein Smaragd in schönem Golde steht, so zieren die Lieder bei gutem Weine." —

Auch den Todten begleiteten Trauerlieder mit Flötenbegleitung zum Grabe; selbst der Aermste mußte bei der Leichenbestattung seines Weibes wenigstens zwei Flötenspieler haben. Die erhaltene Strophe eines solchen Klageliedes sagt:

„Traure um die Trauernden,
„Nicht um den Verstorbenen!
„Er ist in Ruh,
„Wir sind in Thränen." —

Die Sprache der Hebräer nennt Herder eine wahrhaft poetische; wer nur einige Psalmen kennt, wird an der Erhabenheit und Schonheit ihrer lyrischen Dichtungsweise nicht zweifeln.

Unter Rehabeam Salomons Sohn und Nachfolger, als zehn Stämme sich trennten und das Reich in Juda und Israel zerfiel, gerieth die Musik, so wie die übrigen Künste, in einen immer tiefern Verfall.